ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

ΓΝΩΘΙ ΣΕΑΥΤΟΝ

Achtunddreissigster Jahrgang.

1906.

Mit 12 Tafeln und 1 Kartenbeilage.

BERLIN.

BEHREND & Co.

(vormals A. Asher & Co. Verlag)

1906.

Für den Inhalt der Abhandlungen und Vorträge
sind die Autoren allein verantwortlich.

Chronologisches Inhaltsverzeichnis

der einzelnen Hefte.

Heft I und II.

Seite
Verzeichnis der Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses . . . . (1)
„ „ Ehren- und korrespondierenden Mitglieder. . . . . (2)
„ „ ordentlichen (einschliesslich der immerwährenden) Mitglieder . . . . (5)
Übersicht der durch Tausch, Ankauf oder als Geschenk zugehenden periodischen Veröffentlichungen . . . . (18)

I. Abhandlungen und Vorträge.

1. **A. G. Wilke**-Grimma: Zur Entstehung der Spiraldekoration (76 Textabb.) 1
2. **G. Binetsch** und **G. Härtter**: Berichte über die Eweer bzw. Angloer 34
3. **G. Fritsch**: Über Passarges Buschmänner der Kalahari 71
4. **E. Nordenskiöld**: Ethnographische und archäologische Forschungen im Grenzgebiet zwischen Peru und Bolivia 1904—1905 (10 Textabb.) 80
5. **P. Traeger**: Die Troglodyten des Matmata (22 Textabb.) 100
   Diskussion 112
6. **F. v. Luschan**: Über ein rachitisches Schimpansenskelett (Taf. I—IV) 115
7. **Ed. Seler**: Das Dorfbuch von Santiago Guevea (34 Textabb.) 120

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 20. Januar 1906. Neue Mitglieder S. 156. — Neuwahl des Ausschusses und Obmanns S. 156. — 70. Geburtstag des Professor G. Berendt und 80. Geburtstag des Professor Grempler S. 156. — Ernennung des Dr. Lehmann-Nitsche zum Professor der Anthropologie in Buenos Aires S. 156. — Brief von Prof. Klaatsch aus Westaustralien und von Dr. Walter Lehmann aus Paris S. 157. — Ausgrabungen des Hrn. **Bächler** in der Wildkirchlihöhle, Kt. Appenzell S. 159. — Besuch der Ausstellung „Abessinisches Dorf“ und Mitteilungen der Herren **v. Luschan** und **Oskar Neumann** über die ethnologische Stellung der ausgestellten „Abessinier“ S. 159. — Demonstration eines indischen Pilgerstabes, **Oppert** S. 161. — Neolithische und wendische Funde bei Stendal (8 Textabb.), **P. Kupka** S. 164. — Geschlechtsleben, Geburt und Missgeburt in der asiatischen Mythologie, **Bab** S. 166. — Die Indianerstämme am oberen Rio Negro und Yapurá und ihre sprachliche Zugehörigkeit (Taf. V und 16 Textabb. **Th. Koch-Grünberg** S. 166. — Über den Gebrauch des Opiums bei den Chinesen (3 Textabb.), **O. Messing** S. 205. **C. Strauch** S. 217. **P. Staudinger** S. 218.

Sitzung vom 17. Februar 1906. Woldřich, Delorme, H. Goldschmit † S. 220. — Neues Mitglied S. 220. — Ernennung des Hrn. Prof. Schweinfurth zum Ehrenmitglied und der Herren Moore, Stahl, Verneau, Boule, Rutot und O. Herman zu korrespondierenden Mitgliedern S. 220. — Ernennung des Hrn. Lissauer zum Dele-

gierten der Gesellschaft für den XIII. Internationalen anthropologischen Kongress in Monaco und Einladung zur Feier des 200jährigen Geburtstages von Benjamin Franklin in Philadelphia S. 220. — Ausreise des Hrn. Herrmann nach Südamerika S. 220. — Begrüssung der Gäste S. 221. — Über eine neuentdeckte polnische schnur-keramische Gruppe mit Schnurwellenverzierung (15 Textabb.), **E. v. Majewski** S. 221. — Ein inkrustiertes Tènegefäss von Ünglingen-Süd und eine Tèneurne aus dem Gräberfelde bei Erxleben, Kr. Osterburg (2 Textabb.), **Kupka** S. 227. — Ostpreussische Beiträge, **Hubert Schmidt** S. 229. — Die primitive Kunst der Mentawei-Insulaner, **Maass** S. 229. — Zwei Photographien von griechischen Bauern und sieben Wurfspeere von einem der Indianerstämme am Ucayali, **O. Olshausen** S. 229. — Glassachen, namentlich Armringe, sowie auch gläserne Armringe aus Nupe, **P. Staudinger** S. 231.

III. Literarische Besprechungen.

Neumayer, G. v., Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. Dritte Auflage. Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte von F. v. Luschan. Hannover, M. Jänecke 1905, S. 233. — Schmidt, Max, Indianerstudien in Zentralbrasilien. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1905, S. 234. — Münsterberg, O, Japanische Kunstgeschichte I. Braunschweig, G. Westermann (1904), S. 235. — Sergi, Sergio, Le variazioni dei solchi cerebrali e la loro origine segmentale nell'Hylobates. 1904, S. 236. — Verworn, Max, Die archäolithische Kultur in den Hipparionschichten von Anrillac (Cantal). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905, S. 237.

IV. Eingänge für die Bibliothek . . . . S. 238

Heft III.

I. Abhandlungen und Vorträge.

Seite

1. **H. Werner**: Anthropologische, ethnologische und ethnographische Beobachtungen über die Heikum- und Kungbuschleute (6 Textabb.). 241
2. **H. Bab**: Geschlechtsleben, Geburt und Missgeburt in der asiatischen Mythologie (26 Textabb.) 264
3. **A. Schliz**: Der schnurkeramische Kulturkreis und seine Stellung zu den anderen neolithischen Kulturformen in Südwestdeutschland (Taf. VI [s. S. 344] u. 12 Textabb.) 312

II. Verhandlungen.

Ausserordentliche Sitzung vom 10. März 1906. Darstellungen einer zusammengehörigen Fundgruppe aus Knossus auf Kreta, **Kiessling** S. 346. — Über die ethnographischen Probleme im tropischen Osten, **G. Fritsch** S. 347.

Sitzung vom 17. März 1906. v. Hölder † S. 367. — Neue Mitglieder S. 367. — Dankschreiben der Herren G. Schweinfurth, M. Boule, O. Herman, C. B. Moore, A. Rutot und Verneau S. 367. — Staatszuschuss für das laufende Jahr S. 369. — Terrasigillatafunde aus Norddeutschland und Skandinavien, **H. Dragendorff** S. 369. — Urgeschichtliche Fundstellen an der Drewenz (3 Textabb.), **A. Schmidt** S. 377. — Belege für eine unbekannte bronzezeitliche Schicht in der Altmark (11 Textabb.), **P. Kupka** S. 380. — Die Expedition Pumpelly in Turkestan im Jahre 1904 und ihre archäologischen Ergebnisse, **H. Schmidt** S. 385. — Diskussion über Hrn. **v. Luschans** Vortrag in der Februar-Sitzung S. 390.

Sitzung vom 20. April 1906. Neue Mitglieder S. 391. — Dank des Hrn. Verneau für die Delegierung des Hrn. Lissauer zum Internationalen Anthropologen-Kongress in Monaco S. 391. — Delegierung der Herren v. Luschan, Seler und Waldeyer von Seiten der K. Preuss. Regierung zu demselben Kongress S. 391. — Über den Verlauf des

Internationalen Anthropologischen Kongresses in Monaco, **Lissauer** S. 391. — Ernennung des Hrn. Lissauer zum Ehrenmitgliede der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und zum korrespondierenden Mitgliede des Böhmischen Ethnographischen Museums-Vereins S. 393. — Gründung einer arktischen Station auf der Insel Disko in Westgrönland S. 393. — Ordnung unserer Sammlung von Photographien, **Neuhauss** S. 394. — Gast S. 395. — Über die natürliche Entstehung der norddeutschen Eolithe, **F. Wiegers** S. 395. **Wahnschaffe** S. 402. **Hahne** S. 403. — Über Zerfall und Erhaltung von Altertumsfunden aus Stein und Ton, **Rathgen, Blanckenhorn** S. 408. — Über Grotten in Phrygien, **E. Brandenburg** S. 410. — Berichtigung zu der Besprechung über die Buschmänner der Kalahari, **S. Passarge** S. 411. — Bemerkungen zu Passarges Berichtigung, **G. Fritsch** S. 414.

III. Literarische Besprechungen.

Bastian, A., Die Lehre vom Denken. Berlin, F. Dümmler 1905, S. 416. — Sarasin, Paul und Fritz, Reisen in Celebes, ausgeführt in den Jahren 1893—1896 und 1902—1903. Wiesbaden, C. W. Kreidel 1905, S. 417. — Ehrenreich, Paul, Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt. Berlin, A. Asher & Co. 1905, S. 419. — Buntaro und Frau Yaso Adachi, Die Fussknochen und die Handknochen der Japaner. Tokyo 1905, S. 421. — Steensby, H. P., Om Eskimo-Kulturens Oprindelse. København, Brødrene Salmonsens 1905, S. 422. — Maccurdy, George Grant, The eolithic problem, evidences of a rude industry antedating the paleolithic. Lancaster, Pa, U. S. A. 1905, S. 423. — Much, Rudolf, Deutsche Stammeskunde. 2. verb. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen 1905, S. 424. — Hampel, Joseph, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn 1905, S. 424.

IV. Eingänge für die Bibliothek . . . . S. 427.

Druckfehler-Berichtigung . . . . S. 432.

Heft IV und V.

I. Abhandlungen und Vorträge.

Seite

1. **A. Maass**: Die primitive Kunst der Mentawai-Insulaner (Taf. VII—IX und 32 Textabb.) 433
2. **H. Schmidt**: Ostpreussische Beiträge (25 Textabb.) 456
3. **Ed. de Jonghe**: Der altmexikanische Kalender (4 Textabb. und 2 Tabellen) . . 485
4. **Y. Koganei**: Über Schädel und Skelette der Koreaner 513
5. **P. Ehrenreich**: Götter und Heilbringer 536
6. **M. Verworn**: Archäolithische und paläolithische Reisestudien in Frankreich und Portugal (35 Textabb.) 611
7. **O. Schlaginhaufen**: Zur Morphologie der Palma und Planta der Vorderinder und Ceyloner (25 Textabb.) 656

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 19. Mai 1906. Beuster, Obst † S. 706. — Neue Mitglieder S. 706. — Ernennung des Hrn. G. v. Neumayer zum Ehrenmitglied S. 706. — Dankschreiben des Hrn. Stahl aus Bayamon, Puerto Rico S. 706. — Ernennung der Mitglieder der Sachverständigen-Kommissionen der Kgl. Museen in Berlin S. 708. — Eröffnung des neuen Teplitzer Museums S. 708. — Einladungen zur Versammlung der Niederlausitzer Gesellschaft in Lübbenau, zum Congrès préhistorique de France in Vannes und zur deutschen Naturforscher-Versammlung in Stuttgart S. 708. — Nachrichten von Klaatsch aus Weltevreden

S. 708. — Gäste S. 709. — Über einen japanischen Studenten der Universität Leiden im Jahre 1669, **Nachod** S. 709. — Journal of the Anthropological Society of Tōkyō, **F. W. K. Müller** S. 711. — Urgeschichte und Prähistorie Ostasiens, **Baelz** S. 715.

Ausserordentliche Sitzung vom 2. Juni 1906. Vorstellung von sechs Pygmäen vom Ituri (2 Textabb.), **v. Luschan** S. 716. — Untersuchung der Pygmäensprachen, **Meinhof** S. 730.

Sitzung vom 16. Juni 1906. Lion † S. 732. — Neue Mitglieder S. 732. — Dankschreiben der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft und des Hrn. G. v. Neumayer S. 732. — Gedächtnisfeier für Rudolf Virchow im Pathologischen Institut S. 733. — Verleihung des Professortitels an Hrn. Oskar Neumann und des Bopp-Breises an Hrn. F. W. K. Müller S. 733. — Brief von Professor Schweinfurth aus Tunis S. 733. — Einladung zu der Kolonial-Ausstellung in Marseille S. 736. — Völkerkundlicher Bericht des Hrn. **Leo Frobenius** aus Luluaburg S. 736. — Die Hundisburger Kiesgrubenfunde, **Favreau** S. 741. — Über einen Fundort der älteren Steinzeit bei Calbe a. Milde (13 Textabb.), **Kupka** S. 744. — Über Urnenfunde von Heiligenfelde und Lückstedt (7 Textabb.) **Kupka** S. 749. — Gast S. 750. — Pygmäensage in Japan (1 Textabb.), **F. W. K. Müller** S. 750. — Bemalte Ostereier aus Krakau, **Waldeyer, Fritsch, Mielke, Lissauer** S. 750. — Zwei Präparate von rachitischen Tieren, **Dräseke** S. 751. — Die Historia de los Reynos de Colhuacan y de Mexico, **W. Lehmann** S. 752. — Die südafrikanischen Buschmänner vor 40 Jahren, **G. Fritsch** S. 760. — Entstehung und Bau der ältesten Seeschiffe, **Ed. Hahn** S. 760.

Sitzung vom 21. Juli 1906. Voss, Stegemann, Huth, Piette, Strack † S. 761. — Neue Mitglieder S. 763. — Begrüssung der Gäste und der von ihren Forschungsreisen heimgekehrten Mitglieder S. 763. — Ausreise von Frau und Hrn. Dr. Seler, der Herren Dr. Traeger und Dr. Thurnwald S. 763. — Delegierung des Hrn. H. Virchow zum französischen prähistorischen Kongress nach Vannes und der Herren Ehrenreich und Seler zum Amerikanisten-Kongress nach Quebeck S. 763. — Einladung zur Versammlung des Vereins für sächsische Volkskunde in Dresden und zum internationalen Archäologen-Kongress in Kairo S. 763. — Phonographische Aufnahmen des Hrn. Dr. **Dempwolff** von Neuguinea-Leuten S. 763. — Ausflug nach Stendal und Tangermünde S. 763. — Reisebericht des Hrn. **Klaatsch** aus Java S. 763, aus Australien (4 Textabb.) S. 776. **v. Luschan, v. Oppenheim** S. 800. — Gruss des Hrn. Brandenburg aus Smyrna S. 800. — Photographien aus Abessynien, **Rosen** S. 800. — Einige Erden aus der Gegend von Sonnenwalde (3 Textabb.), **H. Grosse** S. 802. — Steingeräte aus der Gegend von Arneburg, **Kupka, Olshausen, Hahne, Busse, Blanckenhorn** S. 804. — Steinzeitliche Forschungen in Südtunesien, **Schweinfurth** S. 805. — Die Diagraphentechnik des menschlichen Schädels, **Schlaginhaufen** S. 805.

III. Literarische Besprechungen.

Schmidt, W., Anthropos, Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. I. Salzburg, Zaunrith 1906, S. 806. — Koch-Grünberg, Th., Anfänge der Kunst im Urwald. Berlin, Wasmuth 1905, S. 808. — Dulaure, J. A., Des Divinités génératrices chez les anciens et les modernes. Paris 1905, S. 809. — Schwindt, Th., Finnische Volkstrachten. Helsingfors, Weilin u. Göös 1905, S. 809. — Irle, J., Die Herero. Gütersloh C. Bertelsmann 1906, S. 810. — Ephraim, H., Über die Entwicklung der Webetechnik und ihre Verbreitung ausserhalb Europas. Leipzig 1905, S. 811. — Outes, F., La edad de la piedra en Patagonia. Buenos Aires 1905, S. 812. — Schneider, O., Muschelgeld. Bearbeitet von C. Ribbe. Dresden, Engelmanns Nachf. 1905, S. 813.

IV. Eingänge für die Bibliothek . . . . S. 814.

Heft VI.

I. Abhandlungen und Vorträge.

Seite

1. **A. Lissauer**: Dritter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten. (31 Textabb. und 1 Kartenbeilage) 817
2. **F. v. Luschan**: Bericht über eine Reise in Südafrika (17 Textabb.) 873
3. **H. Schäfer**: Die angebliche ägyptische Figur aus Rhodesia (12 Textabb. und Taf. X—XII) 896

   Diskussion über den Vortrag des Hrn. v. Luschan.
   1. Über das Verhältnis der Hottentotten zu den Buschmännern und zu den „Hamiten": **Werner, Fritsch, Staudinger** (4 Textabb.) 904
      Fritsch, v. Luschan, Oppert, Ankermann, Ehrenreich, Fritsch, v. Luschan 912
   2. Über das Alter der Ruinen von Simbabwe: **Staudinger** (1 Textabb.), **Fritsch, Oppert, Staudinger, v. Luschan** 916

   Prozesky: Über Felsmalereien in Südafrika 923
4. **P. Radin**: Zur Netztechnik der südamerikanischen Indianer (28 Textabb.) 926
5. **R. H. Mathews**: Australian Tribes — their Formation and Government 939
6. **F. W. K. Müller**: Ethnologische Mitteilungen aus Japan 947

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 20. Oktober 1906. Wahl des Hrn. v. Luschan zum Schriftführer, der Herren Götze und H. Virchow zu Mitgliedern des Ausschusses und des Hrn. Sökeland zum wissenschaftlichen Beirat des Märkischen Provinzial-Museums S. 954. — Neue Mitglieder S. 954. — Wahl der Herren Deniker, Roth und Toldt zu korrespondierenden Mitgliedern S. 954. — 70. Geburtstag der Herren Oppert, Ranke und Waldeyer S. 954. — Beileid der Herren Hoernes und v. Weinzierl zu dem Tode des Hrn. Voss, Dankschreiben des Hrn. v. Neumayer, Ernennung des Hrn. Conwentz zum staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege, Änderung der Firma des Verlages von A. Asher & Co. S. 954. — Nachrichten von den Herren Traeger, Seler und Ehrenreich S. 955. — Reisebericht des Hrn. **K. Th. Preuss** aus San Isidro S. 955. — Das alstächsische Bauernhaus der Insel Rügen (17 Textabb.), **W. Pessler** S. 967. — Gäste S. 980. — Verzeichnis der Vorlesungen der École d'Anthropologie in Paris S. 980. — Darstellungen der menschlichen Gestalt durch Hrn. Rausch, **G. Fritsch** S. 980. — Bericht über den französischen Kongress in Vannes, **H. Virchow** S 981.

Sitzung vom 17. November 1906. E. Schmidt, C. Müller, L. Boru, E. W. Förstemann † S. 994. — Neue Mitglieder S. 994. — Dankschreiben der Herren Deniker und Toldt S. 955. — Eröffnungsfeier des Rautenstrauch-Joest-Museums in Köln S. 995. — Ausreise des Hrn. Maass nach Sumatra und seine Vertretung durch Hrn. Ed. Hahn S. 995. — Erscheinen des Generalregisters zu Band XXI—XXXIV der Zeitschr. f. Ethn. und der Verhandl. d. Gesellschaft S. 995. — Verlauf der Pilkomayo-Expedition des Hrn. Hermann, **v. Hansemann** S. 995. — Über das Gräberfeld von Münsingen (1 Textabb.), **V. Gross** S. 996. — Zur Kenntnis der Ureinwohner Südafrikas, **L. Schultze** S. 998. — Über die Leidener Museums-Kataloge, **v. Luschan** S. 1000.

Sitzung vom 15. Dezember 1906. Götz, Milchner † S. 1001. — Wahl der Herren Fritz und Paul Sarasin zu korrespondierenden Mitgliedern S. 1001. — Nachrichten von Schweinfurth, Klaatsch und Traeger S. 1001. — 50jähriges Jubiläum der Geographischen Gesellschaft in Wien S. 1002. — Ernennung des Hrn. Wossidlo zum Ehrendoktor und Habilitierung des Hrn. Hubert Schmidt als Dozent für prähistorische Archäologie S. 1002. — Grundsätze für die Wirksamkeit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preussen, **Conwentz** S. 1002. — Bemerkungen über die Fussspuren von Warrnambool, **B. Hagen** S. 1004. — Bericht über den Fortgang der Rethra-Forschung (1 Textabb.), **G. Oesten** S. 1006. — Verwaltungsbericht für das Jahr 1906, **A. Lissauer**

S. 1014. — Rechnungsbericht für das Jahr 1906, **H. Sökeland** S. 1019. — Wahl des Vorstandes für 1907 S. 1020. — Bericht über den Stand der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1906, **H. Virchow** S. 1021. — Gäste S. 1030. — Über die ethnologischen Ergebnisse einer Reise im Kongo-Kassai-Gebiet, **Leo Frobenius** S. 1030.

III. Literarische Besprechungen.

Montelius, Oskar, Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum elften Jahrh. nach Christus. Leipzig 1906, S. 1031. — Mertins, Oskar, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Breslau 1906, S. 1032. — Schweiger-Lerchenfeld, Amand Freiherr v., Kulturgeschichte. I. Wien und Leipzig 1906, S. 1033. — Koch-Grünberg, Th., Indianertypen aus dem Amazonasgebiet. Berlin 1906, S. 1033. — Reichardt, L., Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit. München 1906, S. 1034.

IV. Eingänge für die Bibliothek . . . . S. 1035

Berichtigung . . . . S. 1040

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis . . . . S. 1041

Verzeichnis der Tafeln und Kartenbeilagen.

Tafel I—IV. Über ein rachitisches Schimpansenskelett S. 115.
„ V. Die Indianerstämme am oberen Rio Negro und Yapurá und ihre sprachliche Zugehörigkeit S. 166.
„ VI. Der schnurkeramische Kulturkreis und seine Stellung zu den anderen neolithischen Kulturformen in Südwestdeutschland S. 312.
„ VII—IX. Die primitive Kunst der Mentawai-Insulaner S. 433.
„ X—XII. Die angebliche ägyptische Figur aus Rhodesia S. 896.
Kartenbeilage: Typenkarte der Lappenäxte S. 818.

Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
1906.

Vorstand, 1. Januar 1906.

Dr. A. **Lissauer**, Sanitätsrat, Professor, Vorsitzender.

Dr. K. **von den Steinen**, Professor, Direktor am Königl. Museum für Völkerkunde. } Stellvertreter des Vorsitzenden
Dr. W. **Waldeyer**, Professor, Geh. Med.-Rat. } Stellvertreter des Vorsitzenden

Dr. Richard **Neuhauss**, Schriftführer.

Dr. phil. Paul **Traeger**, Schriftführer.

Dr. A. **Voss**, Geh. Regierungsrat, Direktor d. vorgeschichtlichen Abteilung d. Kgl. Museums für Völkerkunde u. d. Samml. f. deutsche Volkskunde, Schriftführer.

Hermann **Sökeland**, Fabrikant, Schatzmeister.

Ausschuss, 20. Januar 1906.

Dr. jur. v. **Kaufmann**, Geh. Regierungsrat, Professor, Obmann.

Dr. phil. A. **Bässler**, Geh. Hofrat, Professor.
Dr. med. et phil. P. **Ehrenreich**, Privatdozent.
E. **Friedel**, Geh. Regierungsrat, Stadtrat.
Dr. **F. W. K. Müller**, Professor, Direktorial-Assistent a. Kgl. Mus. f. Völkerkunde.
Dr. med. et phil. F. v. **Luschan**, Prof., Direktor am Königl. Museum für Völkerkunde.
Dr. jur. G. **Minden**.
P. **Staudinger**.
Dr. med. **C. Strauch**, Privatdoz., Gerichtsarzt.

Organ der Gesellschaft: Zeitschrift für Ethnologie.

Redaktions-Kommission: **Lissauer**, **K. von den Steinen**, **Traeger** und **Voss**.
Anthropologische Kommission: **Lissauer**, v. **Luschan** und **C. Strauch**.
Bibliotheks-Kommission: **Lissauer**, **Maass**, **Traeger**.
Kustos der Photographien-Sammlung: **Neuhauss**.

Ehrenmitglieder, 1. Januar 1906.

1. Frau Gräfin **Uwarow**, Präsident der Kaiserlich Russischen Archäologischen Gesellschaft, Moskau, erwählt den 21. Dezember 1889.
2. Fräulein Johanna **Mestorf**, Professor und Direktor des Museums vaterländischer Altertümer in Kiel, erwählt den 18. Juli 1891.
3. Ministerialrat, Freiherr Ferdinand **v. Andrian-Werburg**, Ehrenpräsident d. Wiener anthropologischen Gesellschaft, Aussee, Steiermark, erwählt den 14. Juli 1894.
4. Prof. Dr. Johannes **Ranke**, erster Vorsitzender der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, General-Sekretär der Deutschen anthropolog. Gesellschaft, München, erwählt den 8. März 1895.
5. Prof. Dr. Georg **Schweinfurth**, Berlin.

Korrespondierende Mitglieder,

mit Angabe des Jahres der Ernennung.

1. **Anutschin**, D., Dr., Professor, Präsident der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie, Moskau. 1889
2. **Aspelin**, J. R., Dr., Staatsarchaeolog, Helsingfors, Finnland. 1874
3. **Barnabei**, F, Professore, Dr., Direttore del Museo nazionale Romano, Ripetto 70. 3 p. Rom. 1894
4. **Baye**, Baron Joseph de, 58 Avenue de la Grande armée, Paris. 1890
5. **Beddoe**, John, M. D., F. R. S. The Chantry, Bradford-on-Avon (Wilts) England. 1871
6. **Bellucci**, Giuseppe, Prof., Dr., Perugia. 1881
7. **Blumentritt**, Ferdinand, Prof., Leitmeritz, Böhmen. 1900
8. **Boas**, Franz, Dr. phil., Prof., New-York, City, 123 West 82 nd Street. 1899
9. **Bobrinskoy**, Graf Alexis, Excellenz, Smjela, Gouv. Kiew. 1905
10. **Bonaparte**, Roland, Prinz, Paris, 22, Cours La Reine. 1885
11. **Boule**, Marcellin, Professor der Palaeontologie, Muséum, Place Valhubert 3, Paris. 1906
12. **Brigham**, William, T., A. M., A. A. S., Director of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History, Honolulu, Hawaiian Islands. 1898
13. **Brizio**, E., Professor, Director des Museo civico, Bologna. 1891
14. **Burgess**, J., L. L. D., C. I. E., Director Gen. of the Archaeolog. Survey of India, Edinburg, 22 Seton Place. 1887
15. **Calvert**, Frank, Amer. Konsul, Dardanellen, Kleinasien. 1875
16. **Capellini**, G., Prof., Senator, Bologna. 1871
17. **Capistrano de Abreu**, Dr. João, Rio de Janeiro, Brasilien, 2 Rua das Larangeiras (Caixa 590). 1895
18. **Capitan**, Prof. Dr., Paris, Rue des Ursulines 5. 1904
19. **Cartailhac**, E., Toulouse, Rue de la chaîne 5. 1881
20. **Castelfranco**, Pompeo, R. Ispettore degli Scavi e Monumenti, Mailand, Via Principe Umberto Nr. 5. 1883
21. **Chantre**, Ernest, Professor, Subdirektor des Museums für Naturgeschichte, Lyon, 37, Cours Morand. 1881
22. **Dawkins**, W. Boyd; Professor, M. A., F. R. S., Woodhurst, Jallowfield, Manchester. 1877
23. **Delgado**, Joaquim Filippe Nery, Chef der Geologisch. Landes- 1881

aufnahme, Lissabon, 113 Rua do Arco a Jesus.

24. **Dörpfeld**, Wilh., Professor, Dr., erster Sekretär des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts, Athen. 1903
25. **Dupont**, Ed., Direktor des Kgl. naturgeschichtlichen Museums, Brüssel. 1871
26. **Evans**, Sir John, D. C. L., L. L. D., F. R., S., Pres. Num. Society London, Nash Mills, Hemel Hempsted, England. 1874
27. **Fewkes**, J. Walter, Washington. 1900
28. **Flex**, Oscar, Missionär, Karlsruhe. 1873
29. **Garson**, J. G., M D., London, Royal College of Surgeons. 1889
30. **Gerlach**, Dr. med, Hongkong. 1880
31. **Gross**, V., Dr. med., Neuveville, Schweiz. 1880
32. **Guimet**, Emile, Lyon. 1882
33. **Haddon**, A. C., Sc. D., F. R. S. President of the Anthropolog. Institute of Great Britain and Ireland, Cambridge, Inisfail, Hills Road. 1903
34. **Hamdy Bey**, Excellenz, Direktor des Grossherrlich - Ottomanischen Museums, Konstantinopel, Tschinili Kiöschk. 1894
35. **Hampel**, Josef, Hofrat Prof., Dr., Kustos am National-Museum, Budapest. 1884
36. **Hamy**, Ernest, Dr., Professeur d'Anthropologie au Muséum d'hist. naturelle, Membre de l'Institut, Paris, 36. Rue Geoffroy St. Hilaire. 1882
37. **Hausmann**, Professor, Dorpat, Jurjef. 1896
38. **Heger**, Franz, K. und K. Regierungsrat, Direktor der Anthropologisch-Ethnographischen Abteilung am K. K. Naturhistor. Hofmuseum, Wien I, Burgring 7. 1893
39. **Heierli**, J., Dr. hon. c., Privat-Docent, Zürich. 1890
40. **Helbig**, Wolfgang, Dr., Professor, Rom, Villa Lante, Passeggiata Margherita. 1883
41. **Herman**, Otto, Direktor der Ungarischen Ornithologischen Centrale Budapest, VIII Józsefkörút 65/I. 1906
42. **Herrmann**, Anton, Dr. phil., Professor, Budapest I, Szent-György-utcza 2. 1889
43. **Hildebrand**, Hans, Dr., Reichsantiquar, Stockholm. 1872
44. **Hirth**, Fr., Dr., Professor, New-York, Columbia University. 1886
45. **Holmes**, William H., Head Curator of the Unit. States National Museum, Chief Bureau of American Ethnology, Washington. D. C. 1903
46. **Hörmann**, Konstantin, Hofrat, Direktor des Landes-Museums, Sarajevo, Bosnien. 1894
47. **Hörnes**, Moriz, Dr. phil., Prof., Wien I, K. K. naturhistorisches Hofmuseum. 1894
48. **Houtum-Schindler**, A., General, Teheran, Persien. 1878
49. **Jacques**, Victor, Dr., Secrétaire de la Société d'Anthrop., Brüssel, Bue de Ruysbroeck 36. 1889
50. **Jhering**, Hermann von, Prof. Dr., Director do Museo zoologico, São Paulo, Brasilien, Caixa do correio 190. 1886
51. **Kate**, H. ten, Dr., Yokohama, Japan, Französ. Konsulat. 1886
52. **Kern**, H., Prof. Dr. phil., Leiden. 1898
53. **Koganei**, R., Dr. med. Prof. a. d. Univ. Tokio. 1904
54. **Kollmann**, J., Dr. med., Prof., Basel. 1887
55. **Lacerda**, Dr., Professor, Direktor des National-Museums, Rio de Janeiro. 1889
56. **Lortet**, Louis, Prof. Dr., Direktor des naturhist. Museums, Lyon, Quai de la Guillotière. 1883
57. **Lubbock**, Sir John, Bart., M. P., High Elms, Farnborough, Kent, England. 1871
58. **Macalister**, Prof., President Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Cambridge. 1893
59. **Makowsky**, Alexander, Dr. phil., Professor, Brünn. 1897

60. **Man**, Edward Horace, Esq., C. F. E. St. Helens, Preston Park, Brighton, England. 1904

61. **Manouvrier**, L., Prof. Dr., Paris, Rue de l'École-de-Médecine 15. 1904

62. **Mantegazza**, Paolo, Prof., Direktor des National-Museums für Anthropologie, Senator, Florenz. 1871

63. **Marchesetti**, Carlo de, Dr., Dir. des naturhistorischen Museums, Triest. 1887

64. **Martin**, F. R., Dr. phil., Assistent am archäologisch-historischen Staatsmuseum, Stockholm, Gref-Magnigatan 3. 1898

65. **Mason**, Otis T., A. M., Ph. D., Curator of the Department of Ethnology in the United States Nat. Mus., Smiths. Institution, Washington, D. C. 1895

66. **Mc Gee**, A. N., Dr, Director Public Museum, SW. Corner 3d and Pine Sts., St. Louis Mo. 1903

67. **Montelius**, Oscar, Dr. phil., Prof., Stockholm. 1872

68. **Moore**, Clarence B., Philadelphia, Pa. 1321 Locust Str. 1906

69. **Moreno**, Don Francisco, Director des National-Museums, La Plata, Buenos Aires. 1878

70. **Morgan**, J. de, z. Z. in Persien, a. s. le Dr. de St. Germain Nr. 1. Rue Dormeuil à Croissy sur Seine, Seine et Oise. 1897

71. **Morse**, Edw. S., Professor Dr., Director der Peabody Academy of Science, Salem, Mass., Nord-Amerika. 1889

72. **Morselli**, Enrico, Dr. med., Professor, Direttore della Clinica Psichiatrica della R. Università, Genua, via Assarotti 46. 1881

73. **Much**, Matthäus, Dr. jur., Regierungsrat, Mitglied und Konservator der K. K. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Hietzing bei Wien XIII/2, Penzingerstrasse 84. 1894

74. **Müller**, Sophus, Dr., Direktor des National-Museums, Kopenhagen. 1882

75. **Munro**, Robert, M. A., M. D., F. R., S. E., Secretary of the Society of Antiquaries of Scotland, Edinburg, 48 Manor Place. 1897

76. **Noetling**, Fr., Dr. phil., p. A. Herrn Robert Enjelhan, Baden-Baden, Bismarkstr. 19. 1894

77. **Orsi**, Paolo, Prof. Dr., Direttore del Museo Nazionale, Siracusa. 1888

78. **Peñafiel**, Antonio, Dr., Prof., Mexico. 1891

79. **Petrie**, W. M. Flinders, M. C. L., L. L. D., Edwards-Professor of Egyptology in the University College, London, WC., Cowerstrasse. 1897

80. **Pigorini**, Luigi, Prof., Direktor des prähistorisch-ethnographischen Museums, Rom, 27, Via Collegio Romano. 1871

81. **Pisko**, Leiter des K. und K. österr.-ungar. General-Konsulates in Shanghai (China). 1895

82. **Prosdocimi**, Alessandro, Cav., Professor, Dr., Este, Italien. 1889

83. **Putnam**, F. W., Professor, Curator of the Peabody Museum, Harvard University, Cambridge, Mass., U. S. America. 1903

84. **Radloff**, W., Dr., Akademiker, Gebäude der Akademie der Wissenschaften, St. Petersburg. 1884

85. **Reinach**, Salomon, Dir. des Museums v. St. Germain-en-Laye. Mitglied des Instituts. 1904

86. **Retzius**, Gustaf, Dr., Professor, Stockholm. 1882

87. **Riedel**, J. Gerard Friedr., Dr. Roïgar via Amurang Manado Nord-Celebes, Niederländisch Ostindien. 1871

88. **Risley**, H. H., President Asiatic Soc. of Bengal, Calcutta. 1895

89. **Rivett-Carnac**, J. H., Colonel, Aide de Camp of His Majesty the King, Schloss Wildeck, Aargau, Schweiz. 1882

90. **Rutot**, Aimé, Conservateur au Musée royal d'histoire naturelle de Belgique, Rue Vautier 31, Brüssel. 1906
91. **Salinas**, Antonio, Professor, Direktor d. National-Museums, Palermo. 1883
92. **Schmeltz**, J. D. E., Dr. phil., Direktor des Ethnographisch Rijksmuseum, Leiden, Rapenburg 69. 1894
93. **Schulze**, L. F. M., Kapitän a. D., Batavia, Java. 1898
94. **Sergi**, Giuseppe, Professor Dr., Direktor d. anthrop. Museums, Rom, 27, Via Collegio Romano. 1891
95. **Stahl**, August, Dr. med., Bayamon, Portorico. 1906
96. **Stieda**, Ludw., Geh. Medizinalrat, Professor Dr., Königsberg i. Pr. 1883
97. **Studer**, Theophil, Dr., Prof., Bern. 1885
98. **Stuers**, Jonkheer Victor de, Meester, Referendaris Chef der Afdeeling Kunsten en Wetenschapen aan het Departement van Binnenlandsche Zaken, Haag. 1900
99. **Szombathy**, Josef, Kustos am K. K. naturhistor. Hofmuseum, Wien I. 1894
100. **Tarenetzky**, Dr., Prof., Präsident der Anthropolog. Gesellschaft der Kaiserl. Militär-Akademie, St. Petersburg. 1899
101. **Topinard**, Paul, Dr., Professor, Paris, Rue de Rennes 105. 1879
102. **Troll**, Joseph, Dr., Wien XIX, Kreindlgasse 1 b. 1890
103. **Truhelka**, Čiro, Kustos am Bosnisch-Hercegow. Landes-Museum, Sarajevo, Bosnien. 1894
104. **Tsuboi**, S., Dr., Prof. a. d. Univ. Tokio. 1904
105. **Turner**, Sir William, Prof. der Anatomie, Edinburg, 6 Eton Terrace. 1890
106. **Tylor**, Edward, B., Professor d. Anthropologie, Kurator des Museums, Oxford. 1893
107. **Vedel**, E., Amtmann, Vizepräsident der Königl. Gesellschaft für nordische Altertumskunde, Sorö, Dänemark. 1887
108. **Verneau**, R., Dr. Prof. der Anthropologie in Paris, Muséum, 61, Rue de Buffon. 1906
109. **Watson**, Dr. med., Professor, Adelaide, Australien 1898
110. **Weisbach**, Augustin, Dr. med., General-Stabsarzt, Graz, Steiermark, Sparbersbachgasse 41, I. Stock. 1871
111. **Wieser, Ritter von Wiesenhort**, Franz, Dr. phil., Professor, Präsident des Ferdinandeums, Innsbruck. 1894
112. **Wilson**, Dr. med., Professor, Sydney, Australien. 1898
113. **Zampa**, Raffaello, Professor Dr., Perugia per Bosco, Villa S. Ubaldo. 1891
114. **Zichy**, Eugen, Graf, Budapest. 1897
115. **Zwingmann**, Georg, Dr., Med.-Inspektor, Kursk, Russland. 1873

Ordentliche Mitglieder, 1906.

a) Immerwährende (nach § 14 der Statuten).

1. **Cahnheim**, O., Dr. med., Dresden-A., Gellertstr. 5.
2. **Corning**, Dr. med., Morillon, Genf, Schweiz.
3. **Ehrenreich**, Paul, Dr. med. et phil., Privatdozent, Berlin W. 62, Lutherstrasse 29, II Tr.
4. **Loubat**, Duc de, Exzellenz, Paris, 47, Rue Dumont d'Urville.
5. **Riegler**, C., Direktor, Stuttgart, Rothewaldstr. 27 a.

b) Jährlich zahlende (nach § 11 der Statuten).

1. **Abel**, Karl, Dr. med., Berlin W. 35, Potsdamerstr. 122b.
2. **Adler**, E., Dr. med., Sanitätsrat, Berlin W. 30, Motzstr. 90.
3. **Adolf Friedrich**, Herzog zu Mecklenburg, Hoheit, Berlin SW. 47, Yorkstrasse 86, I Tr.
4. **Ahrens**, Dr. med., Berlin W. 30, Motzstrasse 53.
5. **Albrecht**, Gustav, Dr. phil., Charlottenburg 5, Rönnestr. 18, IV Tr.
6. **Albu**, Dr. med., Privatdozent, Berlin NW. 23, Brückenallee 18.
7. **Alsberg**, M., Dr. med., Sanitätsrat, Kassel, Kl. Rosenstr. 2.
8. **Altertumsverein**, Worms a. Rh.
9. **Altrichter**, Karl, Land-Gerichts-Sekretär, Pankow b. Berlin, Neue Schönholzerstrasse 35, I Tr.
10. **Andree**, Rich., Dr. phil., Professor, München, Friedrichstr. 9.
11. **Ankermann**, Bernhard, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, Wilmersdorf b. Berlin, Uhlandstr. 47.
12. **Asche**, Frhr. von, Geh. Kommerzienrat, Bad Harzburg.
13. **Aschenborn**, Oscar, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin, NW. 6, Luisenplatz 8, I Tr.
14. **Ascher**, Hugo, Kaufmann, Berlin W. 62, Keithstr. 10.
15. **Ascherson**, P., Dr. phil. et med., Prof., Geh. Reg.-Rat, Berlin W. 57, Bülowstrasse 51.
16. **Aschoff**, Albert, Dr. med., Berlin SW. 29, Belleallianceplatz 11a.
17. **Aschoff**, L., Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 1.
18. **Ash**, Julius, Fabrikant, Berlin NW. 40, Alexanderufer 6.
19. **Assmy**, Stabsarzt Dr., Oldenburg, Ziegelhofstr. 12.
20. **Audouard**, A., Major a. D., Charlottenburg 2, Bismarckstr. 15.
21. **Auerbach**, Richard, Kaufmann, Charlottenburg 2, Mommsenstr. 3.
22. **Bab**, Hans, prakt. Arzt, Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 72/73.
23. **Baelz**, E., Dr. med., Geh. Hofrat, Prof., Stuttgart, Neue Weinsteige 33.
24. **Bär**, Adolf, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin NW. 52, Rathenowerstrasse 5.
25. **Bässler**, Arthur, Dr. phil., Geh. Hofrat, Prof., Berlin W. 10, Hildebrandtstrasse 8.
26. **Baldermann**, Gustav, Wien IV, Floragasse 7.
27. **Barschall**, Max, Dr. med., Geheimer Sanitätsrat, Berlin W. 62, Maassenstrasse 35, I Tr.
28. **Bartels**, Anna, Frau Geh. Rat, Berlin NW. 40, Roonstr. 7, I Tr.
29. **Bartels**, Paul, Dr. med., Berlin NW. 23, Schleswigerufer 12, I Tr.
30. **Bassermann**, Reichstags-Abgeordneter, Mannheim.
31. **Begemann**, Dr. phil., Gymnasial-Direktor, Neu-Ruppin.
32. **Behla**, Robert, Dr. med., Regierungs- und Geh. Medizinalrat, Stralsund, Heilgeiststr. 43.
33. **Behlen**, Heinr., Oberförster, Haiger, Reg.-Bez. Wiesbaden.
34. **Behrend**, Adolf, Verlags-Buchhändler, Berlin W. 64, Unter den Linden 13.
35. **Belck**, Waldemar, Dr. phil., Frankfurt a. Main, Oederweg 59, I Tr.
36. **Benda**, C., Dr. med., Privatdozent, Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 30, IV Tr.
37. **Berendt**, G., Dr. phil., Prof., Berlin SW. 11, Dessauerstr. 35.
38. **Bergmann**, Ernst v., Dr. med., Professor, Wirkl. Geheimer Rat, Exzellenz, Berlin NW. 40, Alexanderufer 1.
39. **Bernhardt**, M., Dr. med., Prof., Geh. Medizinalrat, Berlin W. 8, Französischestrasse 21.
40. **Beuster**, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin W. 9, Eichhornstr. 5.
41. **Bibliothek**, Grossherzogliche, Neu-Strelitz.
42. **Bibliothek**, Stadt-, Stralsund.
43. **Bibliothek**, Universitäts-, Basel.
44. **Bibliothek**, Universitäts-, Greifswald.
45. **Bibliothek**, Universitäts-, Tübingen.

46. **Bindemann**, Hermann, Dr. med., Berlin O. 34, Frankfurterallee 85.
47. **Blanckenhorn, M.**, Dr. phil., Privatdozent, Halensee, Joachim-Friedrichstr. 57.
48. **Blasius**, Wilhelm, Dr. phil., Geheimer Hofrat, Prof., Braunschweig, Gaussstrasse 17.
49. **Bleyer**, Georg, Dr. med., Tijucas, Estado de Santa Catharina, Brasilien, Tijucas Estado de Santa Catharina.
50. **Bloch**, Iwan, Dr. med., Berlin W 8, Friedrichstr. 169.
51. **Blume**, Erich, stud. phil., Steglitz, Fichtestr. 11.
52. **Blumenthal**, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin W. 10, Victoriastr. 31.
53. **Bohls**, J., Dr., Lehe, Hafenstr. 6.
54. **Bolle**, Dr. med., Alt-Moabit-Berlin NW., Meierei.
55. **Bong**, Verlagsbuchhändler, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 88, I. Tr.
56. **Bormann**, Alfred, Dr. med., Oberarzt, Engers bei Koblenz (Rhein).
57. **Born**, L., Dr., Prof., Corps-Rossarzt a. D., Berlin NW. 52, Thomasiusstrasse 23, I. Tr.
58. **Bouchal**, Leo, Dr. jur., Wien IV/1, Schäffergasse 22.
59. **Bracht**, Eugen, Landschafts-Maler, Professor, Dresden A., Franklinstr. 3 B.
60. **Brandenburg**, Erich, Berlin W., Nachodstrasse 6a.
61. **Brandt**, v., K. deutscher Gesandter und bevollmächtigter Minister a. D., Wirkl. Geheimer Rat, Exz., Weimar, Cranachstrasse 7.
62. **Brasch**, Felix, Dr. med., Wannsee, Alsenstr. 28.
63. **Brass**, Emil, Konsul a. D., Berlin W. 30, Goltzstr. 21.
64. **Bredow**, v., Rittmeister a. D., Berlin W. 62, Nettelbeckstr. 14, I. Tr.
65. **Bredow**, Ernst v., Retzow b. Buschow (Bz. Buschow).
66. **Breysig**, Kurt, Dr., Professor an der Universität Berlin, Schmargendorf, (Bz. Berlin), Sulzaerstr. 14.
67. **Brösike**, G., Dr. med., Halensee b. Berlin, Kurfürstendamm 134.
68. **Bruchmann**, K., Dr. phil., Berlin SO. 16, Michaelkirchstr. 27, III Tr. l.
69. **Brühl**, Dr. med., Berlin W. 62, Lutherstrasse 47.
70. **Brüning**, H., Enrique, Chiclayo (Peru).
71. **Brunner**, K., Dr. phil., Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, Steglitz b. Berlin, Belfortstr. 13a, II Tr.
72. **Buchholz**, Rudolf, Kustos des Märkischen Provinzial-Museums, Berlin W. 50, Rankestr. 2.
73. **Busch**, Friedr., Dr. med., Prof., Charlottenburg 2, Kantstr. 20.
74. **Buschan**, G., Dr. med. et phil., Kaiserl. Marine-Stabsarzt a. D., Stettin, Friedrich-Karlstr. 7.
75. **Buschke**, A., Dr. med., Privatdozent, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 243.
76. **Busse**, Herm., Woltersdorfer Schleuse bei Erkner (Landhaus Busse).
77. **Caro**, Henry, Dr. med., Berlin SW. 29, Bergmannstr. 110.
78. **Chlapowski**, F. von, Sanitätsrat, Dr., Posen, Victoriastr. 27.
79. **Cleve**, G. L, Pastor, Tandala, Bez. Langenburg, via Dar-es-Salaam (Deutsch Ost-Afrika).
80. **Clotten**, F. E., Frankfurt (Main), Palmengartenstr. 3.
81. **Cohn**, William, Dr. phil., Berlin W. 35, Potsdamerstr. 118b.
82. **Cohn**, D., Berlin W. 62, Kurfürstenstrasse 102.
83. **Cordel**, Oskar, Schriftsteller, Nicolassee (Wannseebahn).
84. **Davidsohn**, Karl, Dr. med., Assistent am Pathologischen Institut der Universität, Berlin NW. 7, Neustädtische Kirchstr. 15.
85. **Davidsohn**, H., Sanitätsrat, Dr., Friedenau b. Berlin, Saarstr. 15.
86. **Demetrykiewicz**, Wladimir, Dr., Dozent f. Prähistorie a. d. k. k. Universität in Krakau.
87. **Dempwolff**, Dr. med., Stabsarzt in den Schutztruppen, Dar-es-Salaam, Ost-Afrika.
88. **Diercks**, Gustav, Dr. phil., Steglitz, Humboldtstr. 2a.
89. **Dieseldorff**, Erw. P., Coban, Guatemala.
90. **Diest**, v., Gen.-Leutn. z. D., Exz., Stettin, Kaiser Wilhelmstr. 65, II. Tr.

91. **Dittmer**, Ludwig, Dr. med., Berlin NW. 52, Calvinstr. 33.
92. **Domnick**, Pfarrer, Pfaffendorf, Mark.
93. **Dönhoff-Friedrichstein**, Graf, Friedrichstein bei Löwenhagen, Ostpreussen.
94. **Doutté**, Edmond, Professeur d'Arabe, Algier, Frankreich, Boulevard Bru, Mustapha-Superieur.
95. **Ehlers**, Dr. med., Berlin W. 62, Lützowplatz 2.
96. **Eichhorn**, Dr., St. Goarshausen a. Rh.
97. **Eichhorn**, Gustav, Dr., Konservator am Germanischen Museum, Jena.
98. **Elkan**, Max, Kaufmann, Berlin NW. 23, Holsteinerufer 7.
99. **Ende**, H., Königl. Baurat, Geheimer Regierungsrat, Professor, Berlin W. 10, Kaiserin Augustastr. 57, III Tr.
100. **Engel**, Hermann, Dr. med., Sanitätsrat, Berlin N. 37, Schönhauserallee 167, I Tr.
101. **Eperjesy**, Albert von, K. K. Österr. Gesandter und Kammerherr, Lissabon, Portugal.
102. **Erdeljanovič**, Jovan, Professor, Belgrad, Serbien, Skopljanska ulica 20.
103. **Erdmann**, Max, Gymnasiallehrer, München, Kochstr. 11, IV Tr.
104. **Falkenberg**, Wilh., Dr. med., Oberarzt an der Irrenanstalt Herzberge, Berlin O. 112, Frankfurterallee 188b, I Tr.
105. **Fasbender**, H., Dr. med., Prof., Berlin SW. 46, Königgrätzerstr. 46c.
106. **Favreau**, Paul, Dr. jur., Rechtsanwalt, Neuhaldensleben.
107. **Feyerabend**, Dr. phil., Direktor des Kaiser Friedrich Museums, Görlitz, Hartmannstr. 16.
108. **Finck**, F. N., Privatdozent Dr., Gross-Lichterfelde W, Kommandantenstr. 92.
109. **Finn**, W., K. Translator, Berlin O. 112, Mirbachstr. 23, I Tr.
110. **Fischer**, Adolf, Professor, Peking, Kais. Deutsche Gesandtschaft.
111. **Fleming**, James, Mannheim, L. 10, 6.
112. **Fliedner**, Karl, Dr. med., Monsheim b. Worms.
113. **Florschütz**, Dr. med., Gotha.
114. **Foy**, Willy, Dr., Direktor am Rautenstrauch-Joest-Museum (Städtisches Museum für Völkerkunde), Cöln a. Rh.
115. **Fränkel**, Bernhard, Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, Berlin W. 9, Bellevuestr. 4.
116. **Freudenthal**, Arnold, Dr. med., Berlin W. 50, Augsburgerstr. 37, hochp.
117. **Freund**, G. A., Dr. phil., Berlin NW. 7, Unter den Linden 69.
118. **Friedel**, Ernst, Geh. Regierungsrat, Stadtrat, Berlin NW. 52, Paulstr. 4.
119. **Friedemann**, Max, Dr. med., Berlin W. 30, Motzstr. 79.
120. **Friedländer**, Benedict, Dr. phil., Berlin W. 35, Potsdamerstr. 121a.
121. **Friedländer**, Immanuel, Dr. phil., Neapel, Vomero., Via Luigia Sanfelice, Villa Hertha.
122. **Friedrich**, Woldemar, Maler, Prof., Berlin W. 62, Lützowufer 33.
123. **Frisch**, A., Druckereibesitzer, Berlin W. 35, Lützowstr. 66.
124. **Fritsch**, Gustav, Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, Gross-Lichterfelde C., Berlinerstr. 30.
125. **Fritsch**, K. E. O., Professor, Grunewald (Bz. Berlin), Siemensstr. 41, I Tr.
126. **Frobenius**, Leo, Berlin W. 15, Uhlandstrasse 40, I Tr.
127. **Fuchs**, Rudolf, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 6.
128. **Führer**, Hermann, Dr., Wien XVIII, Hofstattgasse 23.
129. **Fülleborn**, Dr. med., Regierungsarzt, Hamburg, Gr. Pulversteich 27.
130. **Gaedcke**, Karl, Ober-Lehrer, Salzwedel, Salzstr. 7.
131. **Gesellschaft**, Anthropologische, Cöln, Zugweg 44.
132. **Gesellschaft**, Deutsche Kolonial-, (Abteilung Berlin - Charlottenburg) Berlin NW. 40, Alsenstr. 10.
133. **Gesellschaft**, historische, Bromberg, Stadtbibliothek, Kaiserstrasse.
134. **Gessner**, Hans, Baumeister, Berlin S. 59, Hasenhaide 69.
135. **Giebeler**, C., Ingenieur, Gross-Lichterfelde O, Wilhelmplatz 8.
136. **Glümer**, v., Leutnant a. D., Sekretär der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen, Essen (Ruhr), Bismarckstr. 26.

137. **Görke**, Franz, Direktor, Berlin W. 62, Maassenstr. 32.
138. **Götz**, G., Dr. med., Obermedizinalrat, Neu-Strelitz.
139. **Götze**, Alfred, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 120.
140. **Goldenweiser**, A. A., Berlin W. 9, Köthenerstrasse 32 (Pension Bauer).
141. **Goldschmidt**, Oskar, Dr. jur., Berlin W. 35, Genthinerstr. 43.
142. **Golm**, Eugen, Verlagsbuchhändler, Berlin W. 64, Unter den Linden 13.
143. **Gotthelf**, Carl, Berlin W. 35, Lützowstrasse 60a.
144. **Gottschalk**, Sigismund, Dr. med., Privatdozent, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 106.
145. **Graebner**, Fritz, Dr., Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 120, Mus. f. Völkerkunde.
146. **Grempler**, Wilhelm, Dr. phil. hon. c., Dr. med., Professor, Geh. Sanitätsrat, Breslau, Museumsplatz 6.
147. **Grimm**, Theodor, Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 30.
148. **Grosse**, Hermann, Lehrer, Berlin NW. 87, Zwinglistr. 8, III Tr.
149. **Grossheim**, Dr., Generalarzt a. D., Berlin W. 50, Ansbacherstr. 28.
150. **Grossmann**, Louis, Rabbiner und Professor am Hebrew Union College, Cincinnati, Ohio, America, 2212 Park Avenue.
151. **Grubert**, Dr. med., Falkenberg, Pommern.
152. **Grünwedel**, A., Prof. Dr., Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde, Gross Lichterfelde West, Albrechtstrasse 8.
153. **Gudewill**, John Carl, Rentner, Braunschweig, Kaiser Wilhelmstr. 7.
154. **Günther**, Carl, Photograph, Berlin W. 64, Behrenstr. 24.
155. **Gusti**, D., Dr. phil., Grunewald (Bz. Berlin), Wissmannstr. 21, bei Messow.
156. **Güterbock**, Bruno, Dr. phil., Berlin W. 10, Victoriastr. 33.
157. **Guthknecht**, Gustav, Maler, Steglitz, Humboldstr. 13.
158. **Gutzmann**, H., Dr. med., Berlin W. 35, Schönebergerufer 11.
159. **Haake**, Dr. med., Braunschweig.
160. **Haberer**, K. A., Prof., Dr. phil. et med., Griesbach (Renchtal).
161. **Hänisch**, Harry, Dr. med., Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 121.
162. **Hagen**, B., Dr., Hofrat, Frankfurt a. M., Miquelstr. 5.
163. **Hagen**, Joachim Otto von der, Schmiedeberg b. Greifenberg, (Uckermark).
164. **Hagenbeck**, Karl, Tierhändler, Stellingen (Bz. Hamburg.)
165. **Hahn**, Eduard, Dr. phil., Berlin.
166. **Hahne**, Hans, Dr. med., Grunewald (Bz. Berlin), Hubertusallee 16.
167. **Hake**, Georg v., Ritterguts-Besitzer, Klein-Machnow bei Stahnsdorf (Kr. Teltow).
168. **Hallgarten**, Charles L., Frankfurt a. M., Miquelstr. 21.
169. **Handtmann**, E., Prediger, Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe, Westpriegnitz.
170. **Hansemann**, David v., Dr. med., Prof., Prosektor am Krankenhause Friedrichshain, Grunewald (Bz. Berlin), Winklerstr. 27.
171. **Hardenberg**, Freiherr v., Majoratsherr in Schlöben b. Roda, Sachsen-Altenburg im Sommer (im Winter Karlsruhe, Stephanienstr. 46.)
172. **Hartwich**, Karl, Dr. phil., Professor, Zürich (Schweiz), Polytechnikum.
173. **Hattwich**, Emil, Dr. med., Geheimer Sanitätsrat, Berlin NW. 40, Reichstags-Ufer 3.
174. **Heck**, Dr. phil., Direktor des Zoologischen Gartens, Berlin W. 62, Kurfürstendamm 9.
175. **Hecker**, Hilmar, Dr., phil., Bonn a. Rh., Bonner Thalweg 43.
176. **Heidrich**, Hermann, Fabrikant, Berlin S. 53, Bärwaldstr. 39, I. Tr.
177. **Heilborn**, Ad., Dr. med., Steglitz, Ahornstr. 10.
178. **Heimann**, Ernst A., Dr. med., Charlottenburg 4, Kantstr. 136.
179. **Heintzel**, C., Dr., Lüneburg.
180. **Helbig**, Georg, Maler, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 128, II Tr.

181. **Hellmann**, Gustav, Dr. phil., Geh. Regierungsrat, Professor, Berlin W. 10, Margaretenstr. 2/3.
182. **Hennig**, Paul, Rechtsanwalt, Berlin SW. 11, Anhaltstr. 15.
183. **Henning**, R., Dr. phil., Prof., Strassburg im Elsass.
184. **Hermann**, R., Berlin SW. 11, Anhaltstrasse 13, III Tr.
185. **Herrmann**, Wilh., Eisenbahn-Ingenieur, Neuweissensee-Berlin, Pistoriusstr. 7.
186. **Heyl**, Erwin, Frhr. v., Gesandtschafts-Attaché, Worms a. Rh.
187. **Hindenburg**, Dr., prakt. Arzt, Grossbeeren bei Berlin.
188. **Hirschberg**, Julius, Dr. med., Professor, Geheimer Medizinalrat, Berlin NW. 6, Schiffbauerdamm 26.
189. **Hobus**, Felix, Pfarrer, Dechsel, Kr. Landsberg a. W.
190. **Hölder**, v., Dr. med., Ober-Medizinalrat, Stuttgart.
191. **Höner**, F., Zahnkünstler, Berlin W. 50, Nachodstr. 2.
192. **Hofmeier**, J., Dr. med., Sanitätsrat, Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 14.
193. **Horn**, O., Dr. med., Sanitätsrat, Kreisphysikus, Tondern.
194. **Honzík**, Ed., Ingenieur, Architekt beim Kriegsministerium, Bukarest, Rumänien, Str. Dimineței 5.
195. **Huguenel**, E., Apotheker, Potsdam, Luisenstr. 53.
196. **Institut**, Kaiserlich Archäologisches, Berlin W. 10, Corneliusstr. 1, I Tr.
197. **Israel**, Oskar, Dr. med., Prof., Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 1.
198. **Jacobi**, Alfred, Dr., prakt. Zahnarzt, Steglitz, Kuhligshof 1.
199. **Jacubowski**, Apotheker, Borsigwalde b. Tegel.
200. **Jaeger**, Erwin, Dr. med., Leipzig, Johannisplatz 1, I Tr.
201. **Jänicke**, Ernst, Kaufmann, Gross-Lichterfelde West, Carlstr. 103.
202. **Jaffé**, Benno, Dr. phil., Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 129.
203. **Jannasch**, R., Dr. jur. et phil., Prof., Vorsitzender des Zentral-Vereins für Handels-Geographie, Berlin W. 62, Lutherstr. 5.
204. **Jentsch**, Hugo, Dr. phil., Prof., Guben.
205. **Jonghe**, Ed. de, Berlin SW. 68, Charlottenstr. 22a.
206. **Jumpertz**, Dr., Oberlehrer, Gross-Lichterfelde b. Berlin C., Holbeinstrasse 38a.
207. **Kaempf**, Georg, Justizrat, Rechtsanwalt und Notar, Berlin W. 50, Rankestr. 5, II Treppen.
208. **Kandt**, R., Dr. med., prakt. Arzt, Deutsch Ost-Afrika.
209. **Katz**, Otto, Dr. med., Charlottenburg 1, Berlinerstr. 50.
210. **Kaufmann**, Richard v., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrat, Berlin W. 62, Maassenstr. 5.
211. **Kaufmann**, Dr. med., Professor, Rom, Italien, Via Nazionale 46.
212. **Kay**, Charles de, General-Konsul a. D., New York, 413 West 23 St.
213. **Keller**, Paul, Dr., Berlin SO. 26, Skalitzerstr. 128.
214. **Kiekebusch**, Lehrer, Pankow, Berlinerstrasse 43.
215. **Kiessling**, Max, Dr. phil., Assistent am Seminar für historische Geographie, Wilmersdorf b. Berlin, Motzstrasse 51, Gartenhaus.
216. **Kirchhoff**, Xaver, Ingenieur, Friedenau, Ringstr. 53.
217. **Klaar**, W., Kaufmann, Berlin SO. 16, Schmidstr. 5.
218. **Klaatsch**, Hermann, Dr. med., Prof., Heidelberg.
219. **Koch**, Max, Dr. med., Elberfeld, Hohenzollernstr. 11.
220. **Koch**, Robert, Dr. Prof., Geh. Medizinalrat, Westend bei Berlin, Ahornalle 30.
221. **Koch**, Theodor, Dr. phil., Nikolassee (Wanseebahn), Hohenzollernplatz 3.
222. **Koehler**, Bernhard, stud. phil., Steglitz, Schadenruthe 21, II Tr.
223. **Kofler**, Friedrich, Hofrat, Darmstadt, Villa Kofler.
224. **Köhl**, Sanitätsrat Dr., Worms.
225. **Kolle**, Wilhelm, Prof. Dr., Berlin W. 15, Pariserstr. 45.
226. **Kollm**, Hauptmann a. D., General-Sekretär der Gesellschaft für Erd-

kunde, Berlin-Charlottenburg 2, Hardenbergstr. 41.

227. **Konicki**, Julius, Rentier, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 28.

228. **Kossinna**, Gustaf, Dr. phil., Professor, Gross-Lichterfelde West, Drakestrasse 65a.

229. **Kraemer**, Augustin, Dr. med., Prof., Ober-Stabsarzt, Kiel, Moltkestr. 70.

230. **Kraemer**, Hans, Berlin W. 10, Corneliusstr. 2. I Tr.

231. **Krause**, Eduard, Konservator am Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin, Friedenau, Moselstr. 10.

232. **Krause**, Hermann, Dr. med., Prof., Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 15.

233. **Krause**, L., Versicherungs-Beamter, Rostock, Augustenstr. 116.

234. **Krause**, Wilhelm, Dr. med., Prof., Geh. Med. Rat, Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 17, I Tr.

235. **Kretschmer**, Konrad, Dr. phil., Professor, Charlottenburg 1, Kaiser Friedrichstr. 8.

236. **Kretschmer**, Paul, Dr. phil., Professor, Wien VIII, Florianigasse 23, I Tr.

237. **Krickeberg**, Walter, stud. phil., Charlottenburg 5, Schlossstr. 16.

238. **Kriegel**, Friedr., Dr. med., Berlin SW 68. Oranienstr. 96.

239. **Kronecker**, Franz, Dr., Berlin W. 50, Augsburgerstr. 64, I Tr.

240. **Kroner**, Moritz, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin S. 42, Oranienstr. 143, I Treppe.

241. **Kronthal**, Karl, Dr. med., Berlin W. 50, Geisbergstr. 20, hochpart. (am Nürnbergerplatz).

242. **Kruse**, W., Dr. med., Prof., Bonn, Cölner-Chaussee 1b, II Tr.

243. **Kühl**, W. H., Buchhändler, Berlin SW., Königgrätzerstr. 82.

244. **Kupka**, Dr., Stendal, Frommhagenstrasse 41.

245. **Kurtz**, F., Dr. phil., Prof., Córdoba, p. A. Herren Mayer & Müller, Berlin NW 7, Prinz Louis Ferdinandstr. 2.

246. **Kuttner**, Ludwig, Kaufmann, Berlin SW. 68, Ritterstr. 56.

247. **Lachmann**, Georg, Kaufmann, Berlin W. 10, Bendlerstr. 8.

248. **Lachmann**, Paul, Dr. phil., Fabrikbesitzer, Berlin W. 10, Tiergartenstrasse 3.

249. **Landau**, H., Bankier, Berlin W. 64, Wilhelmstr. 71.

250. **Landau**, W., Freiherr v., Dr. phil., Berlin W. 10, Lützowufer 5a.

251. **Langay**, J., Architekt, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 94/96.

252. **Langen**, Königl. Baurat, Berlin W. 62, Kleiststr. 35.

253. **Langenmayr**, Paul, Rechtsanwalt, Pinne, Prov. Posen.

254. **Langerhans**, Wilhelm, Landgerichtsrat, Berlin W. 15, Pariserstr. 1.

255. **Lasch**, Richard, Dr. med., K. K. Bezirksarzt, Horn, Nieder-Österreich.

256. **Laschke**, Alexander, Kais. Reichsbank-Oberbuchhalter, Berlin NW. 40, Scharnhorststr. 34, I Tr.

257. **Lassar**, O., Dr. med., Professor, Berlin NW. 6, Karlstr. 18a.

258. **Le Coq**, Albert v., Dr., Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 3.

259. **Lehmann**, Carl F., Dr. jur. et phil., Professor, Berlin W. 50, Marburgerstrasse 6.

260. **Lehmann**, Walter, Dr. med., Berlin W. 62, Nettelbeckstr. 11.

261. **Lehmann-Nitsche**, R., Dr. med. et phil., Prof., La Plata, Argentinien, Mus. de La Plata.

262. **Lehnerdt**, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin W. 9, Eichhornstr. 8.

263. **Lemcke**, Dr. phil., Prof., Gymnasial-Direktor, Stettin, Kantstr. 9.

264. **Lemke**, Elisabeth, Fräulein, Berlin W. 10, Sigismundstr. 7, II Tr.

265. **Leonhardi**, Moritz Freiherr v., Gross-Karben, Grossherzogtum Hessen.

266. **Levin**, Moritz, Dr. phil., Berlin W. 15, Meierottostr. 10.

267. **Levinstein**, Walter, Dr. med., Schöneberg b. Berlin, Maison de Santé.

268. **Lewitt**, Dr. med., Arzt, Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

269. **Liebermann**, F. v., Dr. med., Berlin W. 10, v. d. Heydtstr. 17.

270. **Liebermann**, F., Dr. phil., Prof., Berlin W. 10, Bendlerstr. 10.

271. **Liebreich**, Oskar, Dr. med., Prof., Geh.

Medizinalrat, Berlin W. 10, Margarethenstr. 7.

272. **Lienau**, Michael Martin, Frankfurt (Oder).

273. **Lindenschmit**, Dirigent des Röm.-Germanischen Central-Museums, Mainz.

274. **Lion**, Landgerichtsrat a. D., Berlin W. 35, Magdeburgerplatz 1.

275. **Lippstreu**, Otto, Dr., Privatdozent an der Technischen Hochschule, Berlin W. 9, Lennéstr. 6a.

276. **Lissauer**, A., Dr. med., Professor, Sanitätsrat, Berlin W. 62, Lützowufer 20.

277. **Lohmann**, Ernst, Pastor, Freienwalde a. d. O.

278. **Lucae**, Dr. med., Prof., Geh. Medizinalrat, Berlin W. 62, Lützowplatz 9.

279. **Lüdemann**, R., Landmesser und Kulturingenieur, Osterburg, Am alten Markt.

280. **Lüders**, Carl, Apotheker, Blankenburg (Harz).

281. **Ludwig**, H., Professor, Zeichenlehrer, Berlin W. 35, Lützowstr. 13.

282. **Luschan**, F. v., Dr. med. et phil., Prof., Direktor am Königl. Museum für Völkerkunde, Friedenau bei Berlin, Begasstr. 9.

283. **Maass**, Alfred, Berlin W. 10, Sigismundstrasse 5.

284. **Maas**, Heinrich, Kaufmann, Berlin W. 10, Hildebrandsche Privatstr. 24.

285. **Maas**, Julius, Kaufmann, Berlin W. 10, Hildebrandsche Privatstr. 24.

286. **Mac Curdy**, George Grant, Lecturer in Anthropology and Curator of the Anthropol. Collection, Yale University, New Haven, Connecticut U. S. America, 237 Churchstreet.

287. **Madsen**, Peter, Baumeister, Döllnitz, (Saalkreis).

288. **Magnus**, P., Dr. phil., Prof., Berlin W. 35, Blumeshof 15.

289. **Majewski**, Erasm., Dr. phil., Warschau, Zlota 61.

290. **Mankiewicz**, Otto, Dr. med., Berlin W. 9., Potsdamerstr. 134.

291. **Mansfeld**, Dr. med., Stabsarzt, Kaiserliche Regierungsstation Ossidinge, Kamerun, Tetschen a. Elbe, Böhmen.

292. **Marcuse**, Louis, Dr. med., Sanitätsrat, Berlin NW. 52, Spenerstr. 9, I Tr.

293. **Maren**, Dr., Grunewald (Bez. Berlin) Wissmannstr. 16.

294. **Martin**, A. E., Dr. med., Professor, Greifswald.

295. **Martin**, Rudolf, Dr. med., Professor für Anthropologie, Zürich, Schweiz, Neue Beckenhofstrasse 16.

296. **Martini**, Erich, Prof., Dr., Marine-Oberstabsarzt, Berlin W. 15, Pfalzburgerstr. 84.

297. **Maška**, Karl J., Oberrealschuldirektor, Teltsch, Mähren.

298. **Maschke**, Ernst, Dr. med., Arzt, Halensee (Bez. Berlin), Kronprinzendamm 9.

299. **Matschie**, Paul, Prof. Dr., Kustos am Zoolog. Museum, Berlin S. 53, Gneisenaustr. 52.

300. **Maurer**, Herman, Revisor, Berlin NW. 52, Alt-Moabit 15.

301. **Mayet**, Lucien, Dr. med., Interne des Hôpitaux, Préparateur à la Faculté, Lyon, Frankreich, Avenue de Saxe 80.

302. **Meisner**, Dr. med., Generalarzt a. D., Berlin W. 50, Culmbacherstr. 14, III Tr.

303. **Meitzen**, August, Dr., Professor, Geh. Regierungsrat, Berlin W. 62, Kleiststrasse 23.

304. **Mendel**, E., Dr. med., Professor, Berlin NW. 6, Schiffbauerdamm 20.

305. **Mennung**, A., Oberlehrer Dr., Schönebeck (Elbe), Friedrichstr. 17.

306. **Menzel**, Hans, Dr., Geologe, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44.

307. **Merker**, Hauptmann und Kompagniechef in der Kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, Moschi-Kilimandscharo, Deutsch-Ostafrika.

308. **Messerschmidt**, Dr., Assistent an der Vorderasiat. Abteilung des Königl. Museums, Berlin N. 58, Schönhauserallee 158.

309. **Messing**, Otto, stellv. Dir. d. Deutsch-Asiatischen Bank, Berlin W. 64, Behrenstr. 14/16.

310. **Meyer**, Alfred G., Dr. phil., Prof., Direktor des Luisenstädtischen Real-Gymnasiums, Berlin S. 14, Sebastianstrasse 26.

311. **Meyer**, Eduard, Prof. Dr., Gross-Lichterfelde-West, Mommsenstr. 7/8.
312. **Meyer**, Ernst, Pastor, Königsmark bei Osterburg in der Altmark.
313. **Meyer**, Ferdinand, Bankier, Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstr. 74.
314. **Meyer**, Hans, Dr. phil., Prof., Leipzig-Reudnitz, Haydnstr. 20.
315. **Meyer**, Herrmann, Dr. phil., Leipzig, Robert Schumannstr. 12.
316. **Michel**, Gustav, Dr. med., Hermeskeil b. Trier.
317. **Mielke**, Robert, Zeichenlehrer und Schriftsteller, Charlottenburg 5, Rönnestr. 18, II Tr. r.
318. **Milchner**, M., Kaufmann, Berlin W. 10. Victoriastr. 19.
319. **Milchner**, R., Dr. med., Berlin NW. 7, Mittelstr. 18.
320. **Minden**, Frau Direktor Franka, Berlin W. 62, Kleiststr. 1.
321. **Minden**, Georg, Dr. jur., Direktor des Berliner Pfandbriefamts, Berlin W. 62, Kleiststr. 1.
322. **Miske**, Kálmán, Freiherr v., Köszeg (Günz), Ungarn.
323. **Möbius**, Karl, Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrat, Direktor d. zoologischen Abteilung des Königl. Museums für Naturkunde, Berlin W. 10, Sigismundstrasse 8.
324. **Möller**, Armin, Kustos am städtischen Museum, Weimar, Städt. Museum.
325. **Morwitz**, Martin, Rentier, Charlottenburg 4, Schlüterstr. 45.
326. **Müller-Beeck**, Georg, Kais. Deutscher Konsul, Nagasaki, Japan.
327. **Müller**, Carl, Privatier, Berlin S. 59, Jahnstr. 1, I Tr.
328. **Müller**, F. W. K., Professor Dr. phil., Direktorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, Wilmersdorf bei Berlin, Güntzelstr. 31, III Tr. r.
329. **Müller**, W., Dr., Berlin SW. 11, Museum für Völkerkunde.
330. **Müller**, Wilhelm, Landmesser und Kultur-Ingenieur, Barmen, Grosse Flurstr. 3.
331. **Müllerheim**, Robert, Dr. med. Frauenarzt, Berlin W. 62, Burggrafenstr. 6.
332. **Münsterberg**, Oscar, Dr. phil., Berlin W. 35, Derfflingerstr. 3.
333. **Munk**, Hermann, Dr. med., Professor, Geh. Regierungsrat, Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 4.
334. **Museum**, Gräflich Dzieduszyckisches, Lemberg, Galizien.
335. **Museum**, Städtisches, Dortmund.
336. **Museum**, Grossherzogl. Germanisches, Jena.
337. **Museum** für Völkerkunde, Leipzig.
338. **Museum** für Völkerkunde, Lübeck.
339. **Museum**, Provinzial-, Halle a. S.
340. **Museum**, städtisches, Braunschweig.
341. **Museum**, städtisches, Gera (Reuss j. L.).
342. **Museum** für Völkerkunde, Hamburg.
343. **Museum**, städtisches, Halberstadt.
344. **Muskat**, Gustav, Dr. med., Berlin W. 9., Potsdamerstr. 16.
345. **Nachod**, Oskar, Dr. phil., Grunewald (Bez. Berlin), Hagenstr. 57.
346. **Naumann**, Prof. Dr., Bautzen.
347. **Neergaard**, Dr., Inspektor am National-Museum, Kopenhagen.
348. **Neuhauss**, Richard, Dr. med., Gross-Lichterfelde C., Marienstr. 31a.
349. **Neumann**, Alfred, Dr. med., Oberarzt am Krankenhaus Friedrichshain, Berlin NO. 18, Landsbergerstr. 6.
350. **Neumann**, H., Dr. med., Privatdozent Berlin W. 35, Potsdamerstr. 121e.
351. **Neumann**, Oskar, Berlin N. 4, Zoolog. Museum, Invalidenstr. 42.
352. **Neumayer**, G. v., Dr. phil., Wirkl. Geh. Rat, Exz. Prof., Neustadt (Haardt), Hohenzollernstr. 7.
353. **Nopcsa**, Baron Franz, Szacsal, Ungarn, Post Hátszeg.
354. **Nordheim**, J., Hamburg, Neuerwall 58.
355. **Obst**, Dr. med., Direktor des Museums für Völkerkunde, Leipzig.
356. **Oesten**, Gustav, Zivil-Ingenieur, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 51.
357. **Olshausen**, Otto, Dr. phil., Berlin SW. 11, Anhaltstr. 5.
358. **Oppenheim**, Max, Freiherr v., Dr. jur., Legationsrat, Kairo.
359. **Oppenheim**, Paul, Dr. phil., Gr. Lichterfelde-W., Sternstr. 19.
360. **Oppert**, Gustav, Dr. phil., Professor, Berlin W. 57, Bülowstr. 55.

361. **Orth**, A., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrat, Berlin W. 30, Zietenstrasse 6b.
362. **Orth**, Joh., Dr. med., Professor, Geh. Medizinalrat, Grunewald (Bez. Berlin), Humboldtstr. 16.
363. **Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, Starnberg b. München.
364. **Ossowidzki**, Dr. med., Sanitätsrat, Oranienburg, Reg.-Bez. Potsdam.
365. **Paetel**, Alfred, Verlags-Buchhändler, Berlin W. 30, Elssholzstr. 12.
366. **Palliardi**, Jaroslav, K. K. Notar, Mährisch-Budwitz, Mähren.
367. **Palm**, Julius, Dr. med., Berlin NO. 18, Frankfurterstr. 69.
368. **Passow**, Dr. med., Prof., Geh. Med.-Rat, Berlin W 10, Lichtensteinallee 2a.
369. **Pastor**, W., Schriftsteller, Wilmersdorf b. Berlin, Pfalzburgerstr. 62.
370. **Paulus**, Adolf, Hofrat, Berlin NW. 7, Sommerstr. 5, III Tr.
371. **Peiser**, Felix, Dr. phil., Privatdozent, Königsberg i. Pr. Steindamm 88/90, I Tr.
372. **Pelizaeus**, W., Kgl. Spanischer Konsul, Kairo, Aegypten.
373. **Petersen**, Eugen, Prof. Dr., Halensee, Friedrichsruherstr. 13.
374. **Pflugmacher**, E., Dr. med., Generalarzt a. D., Potsdam, Auguststr. 38.
375. **Pfuhl**, F., Dr. phil., Professor, Posen, Oberwallstr. 4.
376. **Philip**, P., Dr. med., Berlin W. 50., Passauerstr. 11a.
377. **Pinckernelle**, H., Dr. med., Breslau, Gartenstr. 57, II Tr.
378. **Pinkus**, Felix, Dr. med., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 7.
379. **Pippow**, Dr. med., Geh. Medizinalrat, Charlottenburg 4, Mommsenstr. 15, I Tr.
380. **Pittier de Fabrega**, Dir. des Instituto Fisico-Geografico, San José, Republik Costarica.
381. **Platen-Venz**, v., Rittergutsbesitzer, Stralsund, Sarnowstr. 3.
382. **Plötz**, Alfr., Dr. med., Schlachtensee bei Berlin, Victoriastr. 41.
383. **Pöch**, Rudolf, Dr. med., Wien IX/2, Pelikangasse 14.
384. **Poll**, Heinrich, Dr. med., Berlin NW. 40, Hindersinstr. 2.
385. **Ponfick**, Dr. med., Prof., Geh. Medizinalrat, Breslau.
386. **Posner**, C., Dr. med., Prof., Berlin SW. 46, Anhaltstr. 7.
387. **Preuss**, Theodor, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, Steglitz b. Berlin, Schlossstrasse 110.
388. **Prochno**, Rats-Apotheker, Blankenburg (Harz), Gartenstr. 6.
389. **Proehl**, F., Dr. med. Stabsarzt, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 37.
390. **Putjatin**, Fürst Paul Arseniewitsch, St. Petersburg, Russland, Ligofka 65.
391. **Radin**, Paul, Berlin SW. 11, Hedemann strasse 7, III Tr.
392. **Rathgen**, F., Prof. Dr., Berlin C. 2, Kleine Präsidentenstr. 7, Hof.
393. **Reche**, O., Dr. phil., Berlin SW. 11, Dessauerstr. 31, part. r.
394. **Reich**, Max, Dr. med., Ober-Stabsarzt der Marine, Leibarzt, Gross-Lichterfelde W. 3, Zehlendorferstr. 19.
395. **Reinecke**, Paul, Dr. phil., Mainz, Röm.-German. Museum.
396. **Reinecke**, Major a. D., Charlottenburg 2, Savignyplatz 3.
397. **Reinhardt**, Dr. phil., Oberlehrer, Rektor, Berlin N. 37, Weissenburgerstr. 4a.
398. **Reiss**, Wilhelm, Dr. phil., Geh. Regierungsrat, Schloss Könitz (Thüringen).
399. **Remak**, E. J., Dr. med., Prof., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 133, I Tr.
400. **Richter**, Berth., Bankier, Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 4.
401. **Richter**, O., Dr. phil., Berlin SW. 11, Dessauerstr. 26, III Tr.
402. **Riedel**, Bernh., Dr. med., Sanitätsrat, Berlin W. 62, Kalkreuthstr. 1, I Tr.
403. **Roeber**, Ernst, Prof., Historienmaler, Bonn-Kessenich, Rosenburg im Sommer, Berlin W. 10, Tiergartenstrasse 17 im Winter.
404. **Rogatz**, Hermann, Rektor, Gross-Lichterfelde-Ost, Auguststr. 18.
405. **Röhl**, Baron v., Dr. jur., Landrichter, Altona, Bei der Johanniskirche 7.
406. **Rosenow**, Dr. med., Arzt, Eberswalde, Schicklerstr. 6.

407. **Rösler**, E., Staatsrat, Tiflis, Kaukasus, Russland, K. Kgl. Kadetten-Corps.
408. **Rosenbaum**, Adolf, Dr. med., Berlin N. 58, Dunckerstr. 10.
409. **Rotter**, Dr. med., Prof., dirigierender Arzt am St. Hedwigs-Krankenhause, Berlin N. 24, Oranienburgerstr. 66.
410. **Rück**, D., Braumeister, Cammin in Pommern.
411. **Rüdin**, Ernst, Dr. med., Berlin SW. 12, Wilhelmstr. 42, II Tr.
412. **Ruge**, Karl, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Prof., Berlin W. 8, Jägerstr. 61.
413. **Ruge**, Paul, Dr. med., Medizinalrat, Berlin SW. 11, Grossbeerenstr. 4, part.
414. **Runkwitz**, Dr. med., General-Oberarzt der Marine, Kiel.
415. **Ruprecht**, Verlagsbuchhändler, Berlin W, 57, Potsdamerstr. 88.
416. **Salomon**, O., Dr., Berlin NO. 18, Kaiserstr. 47/48.
417. **Samson**, Alb., Brüssel (Belgique), 103 Avenue Louise.
418. **Samter**, P., Dr. med., Berlin N. 58, Schönhauserallee 45, II Tr.
419. **Sander**, W., Dr. med., Geh. Medizinalrat, Direktor, Dalldorf (Bz. Berlin).
420. **Sander**, L., Marine-Stabsarzt a. D., Friedenau, Ringstr. 50, 2. Eing. II Tr.
421. **Sarasin**, Fritz, Dr. phil., Basel, Schweiz, Spitalstr. 22.
422. **Sarasin**, Paul, Dr. phil., Basel, Schweiz, Spitalstr. 22.
423. **Saudé**, Emil, stud. phil., Berlin SW. 29, Arndtstr. 29.
424. **Scharrer**, Viktor, Nürnberg.
425. **Schenck**, Adolf, Prof. Dr., Halle a. S., Schillerstr. 7.
426. **Scheve**, Alfred, Prediger, Missions-Sekretär a. D., Berlin NW. 21, Emdenerstr. 15.
427. **Schierstädt**, Hans von, Rittergutsbesitzer, Alt-Baerbaum b. Pielburg.
428. **Schilling**, Hermann, Dr. med., Sanitätsrat, Berlin N. 24, Friedrichstr. 109.
429. **Schlaginhaufen**, Otto, Dr., Friedenau, Kaiserallee 109.
430. **Schlemm**, Julie, Fräulein, Berlin W. 10, Victoriastr. 4a.
431. **Schliz**, Dr., Hofrat, Heilbronn a. N.
432. **Schmidt**, Colmar, Landschaftsmaler, Berlin W. 35, Lützowstr. 45.
433. **Schmidt**, Emil, Dr. med., Prof., Jena, Kaiser Wilhelmstr. 3.
434. **Schmidt**, Max, Dr. jur., Direktorial-Assistent am Kgl. Museum für Völkerkunde, Steglitz, Birkbuschstr. 15, II Tr.
435. **Schmidt**, Hubert, Dr. phil., Direktorial-Assistent a. Kgl. Museum f. Völkerkunde, Halensee, Georg-Wilhelmstrasse 20.
436. **Schoede**, Hermann, Berlin W. 57, Bülowstr. 40a.
437. **Schöne**, Richard, Dr. phil., Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, Berlin W. 10, Tiergartenstr. 27a.
438. **Schötensack**, O., Dr. phil., Privatdozent, Heidelberg, Blumenstr. 1.
439. **Scholl**, Arthur, Dr. med., Berlin NO. 18, Straussbergerstr. 10.
440. **Schröder**, Gustav, Zahnarzt, Cassel.
441. **Schröder**, Pastor, Hainichen b. Dornburg a. Saale.
442. **Schulte im Hofe**, Dr. phil., Berlin.
443. **Schütz**, W., Dr. med., Professor, Geh. Reg.-Rat, Rektor der tierärztl. Hochschule, Berlin NW. 6, Luisenstr. 56.
444. **Schütze**, Alb., Akademischer Künstler, Berlin SW. 29, Bellealliancestr. 17.
445. **Schultze**, Hauptmann, Bischofsburg, Ostpreussen.
446. **Schultze**, Rentier, Charlottenburg 1, Berlinerstr. 87a.
447. **Schulze-Veltrup**, Dr. phil., Oberlehrer, Berlin NW. 23, Lessingstr. 30, I Tr.
448. **Schumann**, Hugo, prakt. Arzt, Sanitätsrat, Löcknitz b. Stettin.
449. **Schuster**, G., Dr. phil., Königl. Haus-Archivar, Halensee, Joachim Friedrichstrasse 43.
450. **Schwabacher**, Adolf, Bankier, Berlin SW. 11, Dessauerstr. 6, I Tr.
451. **Schwalbe**, Prof. Dr., Strassburg (Els.), Schwarzwaldstr. 39.
452. **Schweinitz**, Graf Hans Hermann, Oberleutnant, Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 31.
453. **Selenka**, Frau Prof., München, Leopoldstrasse 9.
454. **Seler**, Cäcilie, Frau Professor, Steglitz b. Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 3.

455. **Seler**, Eduard, Dr. phil., Prof, Dir. am Kgl. Museum für Völkerkunde, Steglitz b. Berlin, Kaiser Wilhelmstr. 3.
456. **Siebold**, H. v., Baron, Schloss Freudenstein, Eppan b. Bozen, Süd-Tirol.
457. **Sieglin**, W., Dr. phil., Professor, Steglitz, Kaiser Wilhelmstr. 6.
458. **Siehe**, Dr. med., Sanitätsrat, Kreisphysikus, Züllichau.
459. **Sierakowski**, Graf Adam, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
460. **Simon**, J., Berlin C. 2, Klosterstr. 80/84.
461. **Simons**, E. M., Dr., Frauenarzt, Charlottenburg 4, Kantstr. 74.
462. **Sökeland**, Hermann, Fabrikant, Berlin NW. 21, Stromstr. 56.
463. **Sokolowsky**, Alexander, Dr. phil., Hamburg, Abendrothsweg 65.
464. **Solberg**, Ole, Leipzig, Simsonstr. 11, I Tr. l.
465. **Solger**, Friedr., Dr. phil.
466. **Sonnenburg**, Dr. med., Geh. Medizinalrat, Prof., Direktor am Krankenhause Moabit, Berlin W. 10, Hitzigstr. 3.
467. **Staatsschule**, höhere, Cuxhaven.
468. **Stahr**, H., Dr. med., Privatdozent, Friedenau, Rubensstr. 8, I Tr.
469. **Staudinger**, Paul, Mitglied des Kolonialrates, Berlin W. 62, Nollendorfstr. 33.
470. **Stechow**, Dr. med., General-Oberarzt, Divisions-Arzt, Hannover, Hohenzollernstr. 44.
471. **Steensby**, H. P., Dr. phil., Kopenhagen, Nörregade 39, III.
472. **Stegemann**, Privatier, Charlottenburg 2, Leibnizstr. 91.
473. **Steinen**, Karl von den, Dr. med. et phil., Prof., Direktor am Kgl. Museum für Völkerkunde, Steglitz, Friedrichstrasse 1.
474. **Steinen**, Wilhelm von den, Kunstmaler, Gross-Lichterfelde-O., Verlängerte Wilhelmstr. 26.
475. **Steinthal**, Leop., Bankier, Steglitz, Friedrichstr. 8.
476. **Steudel**, Dr. med., Oberstabsarzt vom Oberkommando der Schutztruppen, Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.
477. **Stephan**, Gg, Mühlenbes., Lichterfelder Buschmühle bei Sallgast, Kr. Luckau.
478. **Stephan**, J., Buchhändler, Berlin SO. 16, Franzstr. 7, III Tr.
479. **Stimming**, Arzt, Gross-Wusterwitz bei Brandenburg a. d. H.
480. **Strassmann**, Paul, Dr. med., Professor, Berlin NW. 40, Alexanderufer 1.
481. **Stratz**, Prof., Dr., Haag, Niederlande, Dendelstraat 31.
482. **Strauch**, C., Dr. med., Privatdoz., Gerichtsarzt, Berlin NW. 6, Luisenplatz 9.
483. **Strauch**, Franz, Kontre-Admiral z. D., Friedenau b. Berlin, Niedstr. 39.
484. **Strebel**, Hermann, Dr. phil. h. c., Hamburg 23, Papenstr. 79.
485. **Stumpf**, Zahnarzt, Berlin C. 25, Münzstr. 7, I Tr.
486. **Stubenvoll**, Hugo, Ingenieur, Vukovar a. d. Donau, Österreich-Ungarn.
487. **Stucken**, Eduard, Berlin W. 62, Burggrafenstr. 2a.
488. **Stuhlmann**, Dr. med., Kaiserl. Reg.-Rat, Dar-es-Salam, (Deutsch-Ostafrika).
489. **Tatarinoff**, E., Prof. Dr., Direktor des Historischen Museums, Solothurn.
490. **Taubner**, K., Dr. med., Halensee, Friedrichsruherstr. 20, I Tr. r., Gartenhaus.
491. **Telge**, Paul, Hof-Juwelier, Berlin C. 19, Holzgartenstr. 8.
492. **Teutsch**, Julius, Likör-Fabrikant, Kronstadt, Siebenbürgen, Rossmarkt 4.
493. **Thilenius**, Dr. med., Prof., Hamburg, Uhlenhorster Weg 11.
494. **Thorner**, Ed., Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 118.
495. **Thurnwald**, Richard, Dr., Steglitz, Fichtestr. 47, III Tr.
496. **Tillmanns**, Dr. med., Geh. Medizinalrat, Professor, Leipzig, Wächterstr. 30.
497. **Timann**, F., Dr. med., Generalarzt XIV. Armeekorps, Karlsruhe, Weinbrennerstr. 1.
498. **Titel**, Max, Kaufmann, Berlin W. 10, Kaiserin Augustastr. 57.
499. **Török**, Aurel v., Dr. med., Prof., Direktor des anthropologischen Museums, Budapest.
500. **Tornow**, Max L., Baden-Baden, Lichtenthaler Allee.
501. **Traeger**, Paul, Dr. phil., Zehlendorf (Wannseebahn), Wilhelmstr. 1.

502. **Uhle**, Max, Professor Dr., Direktor des Archäologischen Museums, Lima, Südamerika.
503. **Umlauff**, J. F. G., Naturalienhändler, Hamburg, St. Pauli, Spielbudenplatz 8.
504. **Unger**, Ernst, Dr. med., Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 126.
505. **Urach**, Fürst von, Karl, Graf von Württemberg, Stuttgart, Neckarstr. 68.
506. **Vasel**, Gutsbesitzer, Beyerstedt b. Jerxheim, Braunschweig.
507. **Velde**, Dr. med., Ober-Stabsarzt, Charlottenburg 5, Schlossstr. 17.
508. **Verein**, anthropologischer, Koburg, Löwenstr.
509. **Verein** für Heimatskunde, Müncheberg (Mark).
510. **Verein**, Museums-, Lüneburg.
511. **Vierkandt**, A., Dr., Privatdozent, Gross-Lichterfelde C, Wilhelmstr. 22.
512. **Virchow**, Hans, Dr. med., Prof., Berlin W. 10, Kaiserin Augustastr. 77.
513. **Vohsen**, Konsul a. D., Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 110.
514. **Volborth**, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin W. 9, Königin Augustastr. 13.
515. **Vorländer**, H., Ritterguts-Besitzer, Dresden, Parkstr. 2.
516. **Voss**, Albert, Dr. med., Geh. Reg.-Rat, Direktor der vorgeschichtl. Abt. d. Kgl. Museums f. Völkerkunde und d. Samml. f. deutsche Volkskunde, Berlin SW. 13, Alte Jakobstr. 167.
517. **Wahl**, H., Bergwerksbesitzer, Hamburg, Schöne Aussicht 8.
518. **Walden**, Edgar, Halensee-Berlin, Georg Wilhelmstr. 24b.
519. **Waldenburg**, Alfr., Dr. med., Amsterdam, Greenburgwal 55, I.
520. **Waldeyer**, W., Dr. med., Prof., Geh. Medizinalrat, Berlin W. 62, Lutherstrasse 35.
521. **Weber**, W., Maler, Berlin N. 24, Auguststr. 88.
522. **Weeren**, Julius, Dr. phil., Professor, Geh. Regierungsrat, Halensee, Ringbahnstr. 118, part.
523. **Wegner**, Fr., Rektor, Berlin O. 17, Mühlenstr. 50.
524. **Weigelt**, Dr., Prof., General-Sekretär d. Deutschen Fischerei-Vereins, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 60.
525. **Weinitz**, F., Dr., Prof., Berlin W. 30, Frobenstr. 32.
526. **Weinzierl**, Robert, Ritter von, K. K. Konservator und Kustos des Museums Teplitz, Böhmen.
527. **Weissenberg**, S., Dr. med., Elisabethgrad, Süd-Russland.
528. **Weisstein**, Hermann, Reg.-Baumeister, Ortelsburg, Ostpr., Kaiserstr. 158.
529. **Wendeler**, Paul, Ökonom u. Brauereibesitzer, Soldin, Bz. Frankfurt a. O.
530. **Wensiercki-Kwilecki**, Graf, Karlshorst (Bz. Berlin).
531. **Werner**, Joh., Schlachthofdirektor, Stolp (Pommern).
532. **Widemann**, Wilhelm, Prof., Berlin W. 35, Magdeburgerstr. 9.
533. **Wiechel**, Hugo, Ober-Baurat, Dresden, Bismarckplatz 14.
534. **Wiese**, Karl, Berlin.
535. **Wilke**, Dr. med., Oberstabsarzt, Grimma i. S., Langestrasse.
536. **Winkler**, Hugo, Professor, Dr. phil., Privatdozent, Deutsch-Wilmersdorf bei Berlin, Bingerstr. 80.
537. **Wolff**, M., Dr. med., Geh. Medizinalrat, Prof., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 134a.
538. **Wossidlo**, Dr. phil., Oberlehrer, Waren, Mecklenburg-Schwerin.
539. **Wolter**, Carl, Chemulpo, Korea.
540. **Wutzer**, H., Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Berlin SW. 61, Teltowerstr. 9.
541. **Zahn**, Robert, Dr. phil., Direktorial-Assistent bei den Königl. Museen, Berlin C. 2, Lustgarten, Kgl. Museen.
542. **Zander**, Kurt, Dr. jur., Geh. Regierungsrat, Generaldirektor der Anatolischen Eisenbahn, Berlin W. 62, Kurfürstenstrasse 117, II Tr.
543. **Zechlin**, Konrad, Apothekenbesitzer, Salzwedel.
544. **Zenker**, Wilhelm, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Kreis-Physikus a. D., Bergquell-Frauendorf bei Stettin.
545. **Zschiesche**, Paul, Dr. med., Sanitätsrat, Erfurt, Walkmühlstr. 6a.

(Abgeschlossen am 20. Januar 1906.)

Übersicht der unserer Gesellschaft durch Tausch, Ankauf oder Geschenk zugegangenen periodischen Veröffentlichungen.

Das nachstehende Verzeichnis dient zugleich als **Empfangsbestätigung** *der uns im letzten Jahre zugegangenen Schriften.*

*Die mit * vermerkten Gesellschaften, deren Schriften wir nicht erhalten haben, bitten wir um gefällige Nachlieferung der etwa erfolgten Publikationen* **ausschliesslich** *an die Adresse:* ***Anthropologische Gesellschaft, Berlin SW., Königgrätzer Strasse 120.***

Abgeschlossen am 15. Januar 1906.

I. Deutschland,

nach Städten alphabetisch geordnet.

1. Berlin. Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschliesslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. Red. von A. Ploetz. II. Jahrg. Heft 1—6. (Angekauft.)

2. „ Amtliche Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen. XXVI. Jahrg. 1905. Nr. 1—4. XXVII. Jahrg. 1906. Nr. 1.

*3. „ Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde.
(2 u. 3 von der General-Verwaltung der Königlichen Museen.)

*4. „ Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direktion des Königl. Museums für Völkerkunde. (V. d. D.)

5. „ Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. 1905. Nr. 1—10.

6. „ Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Bd. XVIII. Heft 1—4.
(5 u. 6 v. d. G. f. E.)

7. „ Jahrbuch der Königl. Geologischen Landesanstalt. Bd. XXIII. 1902. (V. d. G. L.)

8. „ Berliner Missions-Berichte. 1905. Nr. 1—12. 1906. Nr. 1. (Von Frau Bartels.)

9. „ Die Flamme. Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Auslande. XXII. Jahrg. 1905. Nr. 308—330. XXIII. Jahrg. 1906. Nr. 332. (V. d. Red.)

10. „ Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzial-Museum. Jahrg. 1904.

11. „ Brandenburgia. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatskunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. XIII. Jahrg. 1904. Nr. 7—12. XIV. Jahrg. 1905. Nr. 1—6.

*12. „ Brandenburgia. Archiv.
(11 u. 12 V. d. G. f. H.)

13. Berlin. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. XIV. Jahrg. 1904. Heft 4. XV. Jahrg. 1905. Heft 1—4. (V. d. V. f. V.)
14. „ Deutsche Kolonial-Zeitung. XXII. Jahrg. Nr. 2—52. XXIII. Jahrg. Nr. 1—4. (V. d. D. K.-G.)
15. „ Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde. 1904. Nr. 7—10. (Von Hrn. M. Bartels.)
*16. „ Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen. (V. d. Red.)
17. „ Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft. 1902/05. Nr. 14—27. (Von Hrn. G. Minden.)
18. „ Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten. Bd. II. Heft 1—3. (V. d. Vorstand.)
19. „ Die Denkmalpflege: Herausgegeben von der Schriftleitung des Central-Blattes der Bau-Verwaltung. VII. Jahrg. 1905. Nr. 1—16. VIII. Jahrg. 1906. Nr. 1—2. (V. d. Red.)
*20. „ „Afrika". Herausgegeben vom evangelischen Afrika-Verein. (Von Frau Bartels.)
21. „ Korrespondenz-Blatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine. 53. Jahrg. 1905. Nr. 1—12. 54. Jahrg. 1906. Nr. 1. (Angekauft.)
22. „ Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. Jahrg. X. 1905. Nr. 1—4. (Angekauft.)
23. „ Helios. Bd. XXII. (V. d. V.)
*24. „ Societatum Litterae. (V. d. V.)
25. „ Das deutsche Landhaus. Wochenschrift für Heimkultur. 1905. Heft 1—28. (V. d. V.)
26. Berlin-Charlottenburg. Verhandl. der Deutschen Kolonial-Gesellschaft. Bd. VIII. Heft 3 u. 4. (Von Hrn. Minden.)
27. Berlin-Halensee. Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden. Jahrg. I. Nr. 1—12. (V. d. Bureau für Statistik der Juden.)
28. Berlin-Stuttgart. Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen. Jahrg. VIII. 1905. (V. d. O. S.)
29. Bonn. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden. Heft 111—113 und Tafelband. (V. d. V. v. A.)
*30. Brandenburg a. d. H. Jahresberichte des Historischen Vereins. (V. d. H. V.)
31. Braunschweig. Archiv für Anthropologie. Neue Folge. Bd. III. Heft 3 u. 4. Bd. IV. Heft 1—3. (Von d. Herren Fr. Vieweg & Sohn.)
32. „ Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- u. Völkerkunde. Bd. LXXXVII. Nr. 1—24. (Angekauft.) Bd. LXXXVIII. Nr. 1—24. Bd. LXXXIX. Nr. 1—4. (V. d. V.)
33. „ Zentralblatt für Anthropologie. X. Jahrg. 1905. Heft 1—6. XI. Jahrg. 1906. Heft 1. (Von Frau Bartels.)
*34. Breslau. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. (V. d. Museum Schlesischer Altertümer.)
35. Colmar (Elsass). Mitteilungen der Naturhistorischen Gesellschaft in Colmar. N. F. VII. Bd. 1903 u. 1904. (V. d. G.)
36. Danzig. Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen. XXV. Bericht. 1904. (V. d. Westpreussischen Provinzial-Museum.)
37. „ Schriften der Naturforschenden Gesellschaft. N. F. XI. Bd. Heft 1—4. (V. d. N. G.)

38. Darmstadt. Quartalblätter des Historischen Vereins für das Grossherzogtum Hessen. Neue Folge. Jahrg. 1904. Bd. III. Heft 3 u. 4. (Von Hrn. Lissauer.)
39. „ Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge. Bd. II. Heft 3 u. 4. (Von Hrn. Lissauer.)
40. Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis. Jahrg. 1904, Juli-Dezbr. Jahrg. 1905, Jan.-Juni. (V. d. G. I.)
41. „ Mitteilungen des Vereins für Erdkunde. Heft 1. (V. d. V. f. E.)
42. Dürkheim. Mitteilungen der Pollichia. 61. Jahrg. 1904. Nr. 20. 62. Jahrg. 1905. Nr. 21. (V. d. V.).
43. Erfurt. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Heft 25. 1904. (V. d. V.)
*44. Flensburg. Bericht über Verwaltung und Ankäufe des Städtischen Kunstgewerbe-Museums. (V. d. Direktor des Museums.)
45. Frankfurt a. M. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission des Kaiserl. Archäologischen Instituts über die Fortschritte der Römisch-Germanischen Forschung im Jahre 1904. Frankfurt a. M. 1905. (Von Hrn. Professor Lissauer.)
46. Giessen. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. N. F. Bd. XIII. (V. d. O. G.)
47. Görlitz. Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. Bd. II. Heft 1. (V. d. G.)
48. Gotha. Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt. Bd. 50. 1904. 12. Bd. 51. 1905. 1—12. (V. d. V.)
49. „ Mitteilungen der Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung. Jahrg. 1905. (V. d. B. D. G.)
50. Greifswald. Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft. IX. Jahresber. (V. d. G. G.)
*51. „ Berichte der Gesellschaft für Völker- und Erdkunde zu Stettin. (Von der Gesellschaft.)
52. Guben. Mitteilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte. Bd. VIII. Heft 7 u, 8. Bd. IX. Heft 1—4. (V. d. N. G. f. A. u. U.)
53. Halle a. S. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde. Jahrg. 1905. (V. d. V. f. E.)
*54. „ Jahrbuch der deutschen historischen Kommissionen. (Angekauft.)
55. „ Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. IV. Bd. 1905. (V. d. Provinzial-Museum der Prov. Sachsen.)
56. Hannover. Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1904. Heft 4. Jahrg. 1905. Heft 1—3. (V. d. V.)
57. Jena. Jahresbericht über die Fortschritte und Leistungen auf dem Gebiete der Sozialen Hygiene und Demographie. Bd. IV. 1904. Herausg. von A. Grotjahn und F. Kriegel. (V. d. Red.)
58. Kaiserslautern. Pfälzisches Museum . . . Monatsblatt des historischen Vereins der Pfalz und des Pfälzischen Kunstvereins. Jahrg. XXII. Nr. 1—4. 1905.
*59. Kassel. Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde.
60. „ Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. XIV. Suppl.

(59 u. 60 v. d. V. f. H. G. u. L.)

61. Kiel. Mitteilungen des Anthropolog. Vereins in Schleswig-Holstein. Heft XVII. (V. d. A. V.)
*62. „ Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer. (V. d. M.)
63. Königsberg i. Pr. Sitzungsberichte der Altertums-Gesellschaft Prussia. (V. d. A.-G. P.)
64. „ Schriften der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft. 45. Jahrg. 1904. (V. d. Ph.-Ök. G.)
65. Leipzig. Archiv für Religionswissenschaft. Bd. VIII. Heft 1 u. 2. (Von Frau Bartels.)
66. „ Mitteilungen aus dem Städtischen Museum für Völkerkunde. Bd. I. Heft 1. (V. d. M.)
67. „ Der Alte Orient, Gemeinverständliche Darstellungen. VI. Jahrg. Heft 3 u. 4. VII. Jahrg. Heft 1—3. (Angekauft.)
68. „ Hessische Blätter für Volkskunde. Bd. IV. Heft 1—3. (V. d. Hess. Vereinigung für Volkskunde.)
*68a. „ Mitteilungen betreffend die Weltausstellung in St. Louis, (V. d. Red.)
69. Lötzen. Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Masovia. X. Jahrg. Heft 10. (V. d. L. G. M.)
*70. Meiningen. Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums. Herausg. v. d. Henneb. Altertumsforschenden Verein. (V. d. H. A. V.)
71. Metz. Jahrbuch der Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde. XVI. Jahrg. 1904. (V. d. G.)
72. München. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. XVI. Heft 1 u. 2. (V. d. Münchener G. f. Anthr., Ethn. u. U. B.)
73. „ Altbayerische Monatsschrift. Jahrg. IV. Heft 6. Jahrg. V. Heft 1—6. Jahrg. VI. Heft 1 u. 2.
*74. „ Oberbayerisches Archiv.
*75. „ Altbayerische Forschungen.
(73—75 von dem Hist. Verein von und für Ober-Bayern.)
76. „ Prähistorische Blätter. XVII. Jahrg. 1905. Nr. 1—6. (Von der Redaktion.)
77. Münster. Jahresberichte des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. 1903/04. 1904/05. (V. d. V.)
78. „ Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Bd. 62. Liefer. 4—6. (V. d. Red.)
*79. Neu-Brandenburg. Jahresbericht über das Museum in Neu-Brandenburg. (V. d. M.)
*80. Neu-Haldensleben. Aus dem Aller-Verein. (V. d. V.)
*81. Nürnberg. Mitteilungen aus dem Germanischen National-Museum.
82. „ Anzeiger des Germanischen National-Museums. Jahrg. 1904. Heft 4. Jahrg. 1905. Heft 1—3.
(81 u. 82 v. d. G. N.-M.)
83. „ Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft. XV. 2. (Von der Gesellschaft.)
84. „ Jahresbericht der Naturhistorischen Gesellschaft. 1903. (Von der Gesellschaft.)
85. Oldenburg (im Grossherzogtum). Schriften des Oldenburger Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte. Teil XXVI—XXVIII. (V. d. O. V.)

86. Osnabrück. Mitteilungen des Historischen Vereins. Bd. XXIX. 1904. (V. d. H. V.)
87. Posen. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. V. Jahrg. 1904. (V. d. H. G.)
88. „ Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. XIX. Jahrg. 1904. (V. d. H. G.)
89. „ Roczniki towarzystwa Przyj. nauk Poznánskiego. Tom XXX. (V. d. G.)
90. Prenzlau. Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins. Bd. III. Heft 1. (V. d. V.)
91. Salzwedel. Jahresberichte des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte. XXXII. Jahrg. (V. d. a. V. f. v. G.)
92. Schwerin. Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Jahrg. 70. (V. d. V. f. M. G. u. A.)
93. Speyer. Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz. Bd. XXVII. 1904. (V. d. V.)
94. Stettin. Baltische Studien. Neue Folge. Bd. VIII.
95. „ Monatsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. 1904. Nr. 1—12.

(94 u. 95 V. d. G. f. P. G. u. A.)

*96. Stuttgart. Württemberg. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (V. d. V.)
97. „ Fundberichte aus Schwaben. XII. Jahrg. 1904. (V. d. V.)
98. „ Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. Bd. VIII. Heft 2—3. Bd. IX. Heft 1. (V. d. Red.)
99. Trier. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XXIII. Jahrg. Heft 4. XXIV. Jahrg. Heft 1—3.
100. „ Korrespondenzblatt für Geschichte und Kunst. XXIII. Jahrg. 1904. Nr. 11 u. 12. XXIV. Jahrg. 1905. Nr. 1—10.
*101. „ Jahresberichte der Gesellschaft für nützliche Forschungen.

(99—101 v. d. G. f. n. F.)

102. Wernigerode. Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde. XXXVII. Jahrg. 1904. Heft 2. XXXVIII. Jahrg. 1905. Heft 1—2. (V. d. H.-V.)
103. Wiesbaden. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. XXXIV. Bd. 1904.
104. „ Mitteilungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. 1904/1905. Nr. 1—4.

(103 u. 104 v. d. V. f. N. A. u. G.)

105. Wolfenbüttel. Braunschweigisches Magazin. Bd. X. Jahrg. 1904.
106. „ Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig. Bd. III. 1904.

(105 u. 106 vom Geschichtsverein.)

II. Europäisches Ausland.

Nach Ländern und Städten alphabetisch geordnet.

Belgien.

107. Brüssel. Bulletins de la Classe des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique. 1904. No. 12. 1905. No. 1—11.
108. „ Annuaire de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique. 1905.
(107 u. 108 v. d. Ac. R.)
*109. „ Annales de Musée du Congo . . . Ethnographie et Anthropologie. (V. Musée du Congo.)
110. „ Bulletin et Mémoires de la Société d'Anthropologie. Tome XXIII. 1904. (V. d. S. d'A.)
111. „ Annales de la Société d'Archéologie. Tome XIX. 1905. Liv. 1—2.
112. „ Annuaire de la Société d'Archéologie. Tome XVI. 1905.
(111 u. 112 v. d. S. d'Arch.)
*113. „ Bulletin de la Société Royale Belge de Géographie.
114. „ Bulletin des Musées Royaux des arts décoratifs et industriels. 4e Anné 1—12. (Von Frau Geheimrat Bartels.)
115. Lüttich. Bulletin de l'Institut archéologique Liégeois. Tome XXXIV. (V. d. I.)

Dänemark.

*116. Kopenhagen. Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord.
117. „ Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie. 1904. Bd. XIX.
*118. „ Nordiske Fortidsminder, udgevne af det Kgl. Nordiske Oldskrift Selskab.
(116—118 v. d. N. O. S.)
119. Reykjavik (Island). Arbók hins Islenzka fornleifafelag. 1904. (V. d. I. f.)

Finnland.

*120. Helsingfors. Journal de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Aikakauskirja.)
*121. „ Mémoires de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia.)
122. „ Finska Fornminnesföreningens Tidskrift. XXIII. Jahrg. 1905.
*123. „ Finskt Museum. Finska Fornminnesföreningens Månadsblad.
124. „ Suomen Museo. Suomen Muinaîsmuisto-Yhdistyksen Kuukauslethi. XI. Jahrg. 1904:
(120—124 durch Hrn. Aspelin.)

Frankreich.

125. Bordeaux. Actes de la Société Linnéenne de Bordeaux. Vol. 59. Tome IX. (V. d. G.)
126. Grenoble. Bulletins de la Société Dauphinoise d'Ethnologie et d'Anthropologie. Tome XI. 1904. No. 3 u. 4. (V. d. S.)
127. Lyon. Bulletin de la Société d'Anthropologie. Tome XXIII. 1904. (V. d. S. d'A.)
*128. „ Archives du Muséum d'histoire naturelle. (V. d. M.)

129. Paris. L'Anthropologie. [Matériaux pour l'histoire de l'homme, Revue d'Anthropologie, Revue d'Ethnographie réunis.] 1904. Tome XV. No. 6. 1905. Tome XVI. No. 1—5. (Von d. Verleger Hrn. Masson.)
130. „ Le Tour du Monde. Jahrg. 1904. No. 51—53. Jahrg. 1905. Nr. 1—52.
131. „ A Travers le Monde. Jahrg. 1904. No. 51—53. Jahrg. 1905. Nr. 1—52. (130 u. 131 von Frau Bartels.)
132. „ Bulletin de Correspondence Hellénique. Jahrg. 1905. XXIX. 1—12. (V. d. École Française d'Athènes.)
*133. „ Mémoires de la Délégation Française en Perse. Tome VII. (V. M. J. de Morgan.)
134. „ Journal de la Société des Américanistes de Paris. Jahrg. 1896 No. 1 u. 2; 1897 No. 3 u. 4; 1898 No. 5 u. 6; 1899 No. 7 u. 8; 1900 Tome III, 1; 1901 Tome III, 2; 1902 Tome IV, 1; 1903 Tome IV, 2; 1904 Tome V. Nouvelle Serie 1903/04 Tome I, 1—3; Tome II, 1.
135. „ Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie. Tome V. 1904. Fasc. 2—6. Tome VI. 1905. Fasc. 1 u. 2. (134 u. 135 v. d. S. d'A.)
136. „ Revue mensuelle de l'Ecole d'Anthropologie. Jahrg. XV. 1905. Heft 1—12. Jahrg. XVI. 1906. Heft 1. (V. d. Ecole d'Anthrop.)
*137. „ Annales du Musée Guimet.
138. „ Annales du Musée Guimet. (Bibliothèque d'études.) TomeXVI u. XVII, 1.
139. „ Revue de l'histoire des religions. Tome XLIX. No. 3. Tome L. No. 1—3. Tome LI. No. 1 u. 2. (137—139 v. d. Ministère de l'Instruction publique.)

Griechenland.

*140. Athen. Βιβλιοθηκη της ἐν Ἀθηναις ἀρχαιολογικης ἑταιριας. (V. d. G.)
*141. „ Δελτιον της ἱστορικης και ἐθνολογικης ἑταιριας της Ἑλλαδος. (Von der Historischen und Ethnologischen Gesellschaft von Griechenland.)
142. „ Πρακτικὰ τῆς ἐν Ἀθήναις Ἀρχαιολογικῆς Ἑταιρείας. 1902.
143. „ Ἐφημερις ἀρχαιολογικη. Jahrg. 1904. Heft 3 u. 4. Jahrg. 1905. Heft 1—3. Εὑρετηριον T. I. 1883—1887.
144. „ Ἐπετηρις Παρνασσου. 1901—1904. (142—144 v. d. archäol. G.)
145. „ Mitteilungen des Kaiserlich - deutschen Archäologischen Institutes. Bd. XXIX. 1904. Heft 3 u. 4. Bd. XXX. 1905. Heft 1—3. (V. d. Archäolog. Institut.)

Grossbritannien.

146. Cambridge. Biometrika. Vol. III. Part 4. 1904. Vol. IV. Part 1—3. (Angekauft.)
147. Edinburgh. The Scottish Geographical Magazine. Vol. XXI. 1905. Nr. 1—12. Vol. XXII. 1906. Nr. 1. (V. d. Sc. G. Society.)
148. „ Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland. Vol. XXXVIII. 1903—1904. (V. d. S.)
149. London. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XXXIV, 1904, July-Dec. Vol. XXXV, 1905, Jan.-June. (V. d. A. I.)
150. „ Man. (Angekauft.) Jahrg. III—V, 1903—1905.
151. „ The Reliquary and illustrated Archaeologist. Vol. XI. 1905. Nr. 1—4. XII. 1906. Nr. 1. (Angekauft.)

Italien.

152. Catania. Archivo storico per la Sicilia orientale. 1904. 8°. Anno I. Fasc. 1—3. Anno II. Fasc. 1 u. 2. (V. d. Societa di Storia Patria per la Sicilia orientale.)
153. Como. Rivista archeologica della provincia e antica diocesi di Como. Fasciculo 50. (V. d. Società Archeologica Comense.)
154. Florenz. Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. 1904. Vol. XXXIV. Fasc. 3. 1905. Vol. XXXV. Fasc. 1 u. 2. (Von Hrn. P. Mantegazza.)
155. „ Bollettino di Publicazione Italiane. 1905. Nr. 49—60. (V. d. R.)
156. „ Rivista Geografica Italiana. Vol. XI. Fasc. 10. Vol. XII. Fasc. 1—10. (V. d. Società di studi geografici e coloniali.)
157. Neapel. Bollettino della Società Africana d'Italia. Ann. XXIII. Fasc. 12. Ann. XXIV. Fasc. 1—11. (V. d. S. A.)
*158. „ Rivista mensile di Psichiatria forense, Antropologia criminale e scienze affini. (Von d. Red.)
159. Padua. Atti della accademia scientifica veneto-trentino-istriana. 1904. N. S. anno I. Fasc. 1.
160. Parma. Bullettino di Paletnologia Italiana. Serie III. Tomo X. Anno XXX. Nr. 10—12. Serie IV. Tomo I. Anno XXXI. Nr. 1—6. (Von Hrn. L. Pigorini in Rom.)
161. Rom. Atti della Società Romana di Antropologia. Vol. XI. Fasc. 1—3. Vol. XII. Fasc. 1. (V. d. S.)
162. „ Bullettino dell'Istituto. Mitteilungen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts. Vol. XIX. 1904. Fasc. 3—4. Vol. XX. 1905. Fasc. 1—2. (V. d. Arch. Inst.)
163. „ Atti della Reale Accademia dei Lincei. Vol. XIII. II° Sem. Fasc. 12. Vol. XIV. I° Sem. Fasc. 1—12. Vol. XIV. II° Sem. Fasc. 1—12.
164. „ Rendiconti della Reale Accademia dei Lincei. Vol. XIII. Fasc. 9—12. Vol. XIV. Fasc. 1—6.
165. „ Notizie degli scavi di antichità. 1904. N. F. Vol. I. Fasc. 4—12. Vol. II. Fasc. 1—7.

(163—165 v. d. R. A. d. L.)

Luxemburg.

166. Luxemburg. Ons Hémecht. Organ des Vereins für Luxemburger Geschichte, Literatur und Kunst. XI. Jahrg. Heft 1—12. XII. Jahrg. Heft 1. (V. d. V.)

Niederlande.

167. Assen. Verslag van de Commissie van bestuur van het Prov. Museum van Oudheden in Drenthe aan de gedeputeerde staten. Jahrg. 1902 bis 1905. (V. d. Mus.)
168. 's Gravenhage. Verslag van den Directeur van Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. 1903/1904. (V. d. R. E. Museum.)
169. Haag. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 1905. 7e volgr. IV, 1—4. (V. d. Koninklijk Instituut voor de T.-, L.- en V. v. N.-I.)

*170. Haag. Handelingen van de Nederlandsche Anthropologische Vereeniging. (Von dem Verein.)
171. Leiden. Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. XVI. Heft 6. Bd. XVII. Heft 3 u. 4. (Von dem Kgl. Niederländischen Kultus-Ministerium.)

Norwegen.

172. Bergen. Bergens Museums Aarsberetning. 1904. Heft 3. 1905. Heft 1—2. (V. d. Mus.)
173. Kristiania. Aarsberetning fra Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers bevaring. 1904.
174. „ Aarsberetning fra Foreningen for Norsk Folkemuseum. 1904. X.
*175. „ Kunst og Handverk fra Norges Fortid.
176. Trondhjem. Skrifter det kongelige Norske Videnskabers Selskabs. 1904.
(173—176 v. d. Universitets Samling af nordiske Oldsager.)

Österreich-Ungarn.

177. Agram. Vjesnik hrvatskoga arkeologičkoga družtva. N. S. Sv. VIII. 1905. (V. d. G.)
*178. Brünn. Museum Francisceum: Annales. (Von der k. k. Mährischen Ackerbau-Gesellschaft.)
179. Budapest. Archaeologiai Ertesitö. XXV. Bd. 1905. Nr. 1—5. (V. d. Anthropolog.-archäologischen Gesellschaft.)
*180. „ Sammlungen des Ungarischen National-Museums. (Von dem Museum.)
*181. Časlau. Veštnik československých muséi a spolků archaeologickych. (V. d. V.)
182. Hermannstadt. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Bd. XXXI. Heft 3. Bd. XXXII. Heft 3.
183. „ Jahresbericht des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Jahrg. 1904.
(182 u. 183 v. d. V.)
184. Innsbruck. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. III. Folge. Heft 49. (V. d. F.)
185. Krakau. Anzeiger der Akademie der Wissenschaften. Mathem.-naturwiss. Klasse. Jahrg. 1904. Nr. 8—10. Jahrg. 1905. Nr. 1—7. Historisch-philosophische Klasse. Jahrg. 1904. Nr. 8—10. Jahrg. 1905. Nr. 1—7.
*186. „ Materialy antropologiczno-archeologiczne.
*187. „ Rozprawy Akademii umiejętności.
188. „ Katalog literatury naukowej polskiej. Tom. IV. 1904. Zesz. 1—4. Tom. V. 1905. Zesz. 1—2.
(185—188 v. d. A. d. W.)
189. Laibach. Mitteilungen des Museal-Vereins für Krain. XVII. Jahrg. Heft 3—6.
190. „ (Ljubjani.) Izvestja muzejskega društva za Kranjsko. Letnik XIV. Sešit 1—6.
(189 u. 190 v. d. M.-V.)
*191. Lemberg. Kwartalnik historyczny. (Von dem Historischen Verein.)
192. „ Chronik der Uckrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften. Jahrg. 1904. Heft 3 u. 4. Jahrg. 1905. Heft 1.
193. „ Sbirnik [ruthenisch]. Ethnographische Sammlung. T. 15—17.
194. „ Matériaux [ruthenisch] pour l'ethnologie ukraïno-ruthéne. 1905. Tom. VI.
(192—194 v. d. Ševčenko-Gesellschaft.)

195. Olmütz. Časopis vlasteneckého Musejniho spolku Olomuckého. Ročnik XXII. Čisľo 3—4. (V. d. V.)
196. Prag. Památky archaeologické a místopisné. Dilu XXII. Sešit 3—7. (Von dem Museum Regni Bohemiae.)
197. „ Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XLIII. Jahrg. (V. d. V.)
198. „ Bericht der Lese- und Redehalle deutscher Studenten. 1904. (V. d. V. d. L. u. R.)
199. „ Český Lid. Ročnik XIV. 1904. Čislo 3—10. Ročnik XV. 1905. Čislo 1—3. (V. d. Red.)
200. „ Časopis Společnosti Přátel Starožnitností Českých. Ročnik XII. Čislo 4. Ročnik XIII. Čislo 1. (V. d. Sp.)
201. „ Národopisný sbornik Českoslovanský. Svazek X. Sešit 2. Sv. XI. (Von dem Verein.)
*202. „ Bericht über das Museum des Königreichs Böhmen. Jahrg. 1904. (Von dem Museum.)
203. Salzburg. Jahresberichte des städtischen Museum Carolino-Augusteum. Jahrg. 1904. (V. d. M.)
*204. Teplitz. Tätigkeits-Bericht der Teplitzer Museums-Gesellschaft. (V. d. G.)
*205. Triest. Atti del Museo civico di storia naturale. (V. d. M.)
*206. „ Bollettino della Società Adriatica di Scienze naturali. (V. d. S.)
207. Ungarisch-Hradisch, Pravěk. Ustrědní list pro praehistorii u anthropologii zemí Českých. 1904. Čislo 2—6. (V. d. Red.)
208. Wien. Abhandlungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien 1903/04. Bd. V. Nr. 2—4. 1905. Bd. VI. Nr. 1 u. 3. (V. d. M.)
209. „ Annalen des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums. Bd. XIX. Nr. 2—4. (V. d. M.)
210. „ Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XXXIV. Heft 6. Bd. XXXV. Heft 1—5. (V. d. A. G.)
*211. „ Mitteilungen der prähistorischen Kommission der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. (V. d. Pr. K.)
212. „ Mitteilungen der k. k. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. N. F. XXVIII Bd. Nr. 2. N. F. Bd. III. Nr. 7—12. Bd. IV. Nr. 1—10. (V. d. k. k. C.-K.)
213. „ Mitteilungen der Kais. Königl. Geographen-Gesellschaft. Bd. XLVIII. Nr. 1—12.
*214. „ Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Herausgegeben von dem Bosnisch-Herzegowinischen Landes-Museum in Sarajevo. (V. d. L.-M.)
215. „ Zeitschrift für österreichische Volkskunde. X. Jahrg. 1904. Heft 6. XI. Jahrg. 1905. Heft 1—6. (V. d. V. f. österr. Volkskunde.)

Portugal.

216. Lissabon. O Archeologo Portuguez. Vol. IX. 1904. Nr. 7—12. Vol. X. 1905. Nr. 1—9. (V. d. Museo Ethnographico Portuguez.)
217. Porto. Portugalia. Materiaes para o estudo do povo portuguez. Tom. II. Fasc. 1. (Von der Redaktion.)

Russland.

*218. Dorpat. Sitzungsberichte der gelehrten Estnischen Gesellschaft.
*219. „ Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft.
(218 u. 219 v. d. G.)
*220. Kasan. Mitteilungen der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie. (V. d. G.)
*221. Moskau. Arbeiten der anthropologischen Abteilung. [Nachrichten der Kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften.] (Von Hrn. Anutschin.)
222. „ [Russisch.] Denkschriften der Russischen geographischen Gesellschaft. 1904. T. XXIX. (V. d. G.)
223. „ „Erdkunde". [Russisch.] Periodische Zeitschrift der geographischen Abteilung der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie. 1905. Heft 1 u. 2. (V. d. G.)
224. „ Kawkas. [Russisch.] Materialien zur Archäologie des Kaukasus und der östlichen Gouvernements Russlands. Lief. IX u. X. (Von der Moskauer k. archäolog. G.)
225. „ Journal [russisch], Russisches anthropologisches. Jahrg. 1904. Nr. 1 bis 4. Jahrg. 1905. Nr. 1 u. 2. (V. d. Anthropol. Gesellschaft.)
*226. St. Petersburg. Arbeiten der Anthropol. Gesellschaft der militär-medizinischen Akademie. (V. d. G.)
227. „ Bulletin [russisch] de la Commission Imperiale Archéologique. Liv. 6—12. (V. d. k. Archäolog. Kommission.)
228. „ Jahrbuch der russischen anthropologischen Gesellschaft an der Kais. St. Petersburger Universität. Bd. I. 1904.
*229. „ Mátériaux [russisch] pour servir à l'archéologie de la Russie.
230. „ Compte rendu [russisch] de la Commission Impériale Archéologique. 1901—1902.
(229 u. 230 v. d. k. Archäologischen Kommission.)
231. „ Bericht [russisch] der k. Russischen Geographischen Gesellschaft. Jahrg. 1904. (V. d. G.)
232. Warschau. Wisła. Tome XIX. 1905. Nr. 1—4. (V. d. Red.)
*233. „ Swiatowit. (V. d. Red.)

Schweden.

*234. Stockholm. Antiqvarisk Tidskrift for Sverige.
*235. „ Akademiens Månadsblad.
(234 u. 235 v. d. Kgl. Vitterhets Historie og Antiqvitets Akademien.)
*236. „ Samfundet för Nordiske Museet främjande Meddelanden utgifna af Artur Hazelius.
237. „ Meddelanden från Nordiska Museet 1903. Stockholm: Norstedt et S. (Von dem Museum.)
*238. „ Minnen fra Nordiske Museet.
*239. „ Handlingar angående nordiske Museet.
(238 u. 239 von Hrn. Hazelius.)
240. „ Svenska Forenminnesförening. Tidskrift. Bd. XII. Heft 3.
*241. „ Svenska Konstminnen från Medeltiden och Renässansen.
(240 u. 241 v. d. G.)
242. „ Ymer. 1904. Heft 4. 1905. Heft 1—3.
243. „ Svenska Landsmålen. 1904. Heft 1—5 (81—85).
(242 u. 243 v. d. Universitäts-Bibl. i. Upsala.)

Schweiz.

*244. Neuchatel. Bulletin de la Société Neuchateloise de Géographie. (V. d. G.)
245. Zürich. Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde. Neue Folge. Bd. VI. 1904/1905. Nr. 2/3, 4. N. F. Bd. VII. 1905/1906. Nr. 1—3.
246. „ Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. Jahresbericht 13. 1904.
(245 u. 246 v. d. Schweizerischen Landes-Museum.)
247. „ Jahresbericht der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich. 1904—1905. (Von Hrn. Heierli.)
248. „ Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft. Bd. XXVI. Heft 3. (V. d. A. G.)
*249. „ Mitteilungen aus dem Verbande der Schweizerischen Altertums-Sammlungen usw. (V. d. Red.)
250. „ Schweizerisches Archiv für Volkskunde. IX. Jahrg. Heft 1—4. (V. d. Schw. Ges. f. V.)

III. Afrika.

251. Tunis. Revue Tunisienne, publiée par le Comité de l'Institut de Carthage. Année XII. 1905. Nr. 49—54. (V. d. Ass. T. d. L. Sc. et Arts.)

IV. Amerika.

*252. Austin. Transactions of the Texas Academy of Science. (V. d. A.)
253. Berkeley, California. Publications of the University of California, American Archaeology and Ethnology. Vol. I. II. III. (V. d. U. o. C.)
*254. Boston (Mass. U. S. A.). Proceedings of the Boston Society of Natural History. (V. d. Society.)
*255. Buenos-Aires (Argentinische Republik). Anales del Museo Nacional. (V. d. M.)
256. „ Boletin de la Academia Nacional. Tom. XVII, entr. 4. Tom. XVIII, entr. 1. (V. d. A. N.)
*257. Cambridge, Mass. Memoirs of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology, Harvard University.
258. „ Archaeological and ethnological papers of the Peabody Museum. Vol. III. Nr. 3. Vol. IV. Nr. 1.
(257 u. 258 v. d. Peabody Museum.)
259. Chicago. Publications of the Field Columbian Museum. Report Series. Vol. II. Nr. 4. Anthropological Series. Vol. VI. Nr. 2—3. Vol. VIII. Vol. IX. Nr. 1—2. (V. d. M.)
260. Cincinnati. Annual report of the Cincinnati Museum Association. XXIV. 1904. (V. d. Mus. Assoc.)
261. Colorado Spring, Col. Studies of the Colorado College. Vol. 13—17. (V. d. Col. College.)
262. Davenport. Proceedings of the Academy of Natural Sciences. Vol IX. 1901—03. (V. d. A.)

*263. La Plata. Revista del Museo de La Plata.
*264. „ Anales del Museo de La Plata.
(263 u. 264 v. d. M.)
265. Lima. Boletin de la Sociedad Geografica de Lima. Tom XV. No. 1. 2. (V. d. S. G. d. L)
266. Madison. Collections of the State Historical Society of Wisconsin. Vol. I bis III. (V. d Gesellschaft.)
267. „ Proceedings of the State Historical Society of Wisconsin. 52. annual meeting. 1904.
*268. Milwaukee. Annual Report of the Board of Trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee. (V. d. B. o. T.)
269. Montevideo. Anales del museo nacional de Montevideo. Tom. I u. II. (V. d. Museo nacional Montevideo.)
270. New York. American Anthropologist. Vol. VI. 1904. Nr. 5. Vol. VII. 1905. Nr. 1—4. (V. d. Red.)
271. „ The American Museum of Natural History. Annual Report for 1904. (V. d. M.)
272. „ Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XVII. Part 3 bis 4. Vol. XVIII. Part 3. Vol. XX. 1904. (V. d. M.)
273. „ Memoirs of the American Museum of Natural History. Vol. III. 1904. Anthropol. (V. d. M.)
274. Pará (Brazil). Boletim do Museu Paraense. Vol. IV. No. 1—3.
*275. „ Memorias do Museu Paraense de Historia Natural e Ethnographia.
(274 u. 275 v. d. M.)
*276. Paraná (Entre Ríos). (Von Hrn. H. J. B. Fernandez.)
*277. Philadelphia. Bulletin of the Free Museum of Science and Art, Dep. of Arch. a. Pal., Un. of Pennsylvania. (V. d. M.)
278. „ Proceedings of the American Philosophical Society. Vol. XLIII. 1904. Nr. 177—178. Vol. XLIX. 1905. Nr. 179—180. (V. d. P. S.)
*279. „ Transactions of the Department of Archaeology Free Museum of Science. (V. d. M.)
*280. Rio de Janeiro. Revista do Museu Nacional. (V. d. M.)
281. São Paulo. Revista do Museu Paulista. Vol. VI. (V. d. Mus.)
282. „ Revista da Sociedade scientifica de São Paulo. I. (V. d. S. s. d. S. P.)
*283. Toronto (Canada). Proceedings of the Canadian Institute.
284. „ Transactions of the Canadian Institute. Vol. VIII. Part 1.
(83 u. 84 v. d. C. I.)
285. Washington (D. C., U. S. A.). Annual Report of the Smithsonian Institution. Year ending June 30. 1903. (V. d. S. I.)
*286. „ Annual Report of the Geological Survey. 1903.
287. „ Annual Report of the Bureau of Ethnology. 21th. 1899/1900. 22th. 1900/1901. Part 1 u. 2. (V. d. Bureau of Ethnol.)
*288. „ Special Papers of the Anthropological Society.
*289. „ Bulletin of the Bureau of American Ethnology.
*290. „ Publications of the Bureau of American Ethnology of the Smithsonian Institution.
291. „ Bulletin of the U. S. National Museum. No. 50. Part III. No. 53. Part 1.
*292. „ Proceedings of the U. S. National Museum.
(288—292 v. d. Smithsonian Inst.)

V. Asien.

293. Batavia. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde. Deel XLVII Afl. 6. Deel XLVIII. Afl. 1—2.
294. „ Notulen van de Algemeene en Bestuursvergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel XLII. 1904. Afl. 3—4. Deel XLIII. 1905. Afl. 1—3.
295. „ Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel LV. 2.
*296. „ Nederlandsch-indisch Plakatboek.
*297. „ J. A. van der Chijs, Dagh-Register.
(293—297 v. d. G.)
298. „ Rapporten van de commissie in Nederlandsch-Indie voor oudheidkundig onderzoek op Java en Madoera. 1901—1903. (V. B. G. v. K. en W.)
299. Bombay. The Journal of the Anthropological Society. Vol. VII. Nr. 2—4. (V. d. S.)
*300. „ Report on the search for Sanskrit Mss. in the Bombay Presidency.
301. Calcutta. Epigraphia Indica and Record of the Archaeological Survey of India. Vol. VIII. Part 1—2.
*302. „ A descriptive catalogue of Sanskrit Mss. in the Library of the Calcutta Sanskrit College. No. 19—21.
*303. „ Report on the search of Sanskrit Mss.
304. „ Notices of Sanskrit Mss. pbl. under orders of the Government of Bengal. Vol. II. Part 2. Vol. III. Part 1.
(300—304 v. d. Government of India.)
305. „ Proceedings of the Asiatic Society of Bengal. 1904. No. 6—11.
306. „ Journal of the Asiatic Society of Bengal. Philological Series. Vol. LXXIII. Part I. Nr. 3—4. Vol. LXXII. Part III. Nr. 2. Anthropological Series. Vol. LXXIII. Part III. Nr. 3—4.
(305—306 v. d. Gesellschaft.)
307. „ Journal and Proceedings of the Asiatic Society of Bengal. Vol. I. 1—4. (A. S. o. B.)
308. Colombo. Journal of the Ceylon branch of the Royal Asiatic Society. 1903. Vol. XVIII. Nr. 55. (V. d. Gesellschaft.)
309. Hanoi. Bulletin de l'Ecole Française d'Extrême-Orient. Tome IV. Nr. 4. Tome V. Nr. 1 u. 2. (V. d. École Fr. d'E.-Orient in Hanoi.)
*310. Kyōto. The Calendar, Imperial University of Japan. (V. d. I. U. o. J.)
*311. Madras. Bulletin (of the) Madras Government Museum. (V. d. M.)
*312. „ Report on a search for Sanskrit and Tamil Mss. prepared under the orders of the Government of Madras. (V. d. Government.)
313. Manila. Publications, Ethnological survey from the Departement of the Interior. Vol. I u. Vol. II. Part 1. (V. D. of the I.)
314. Shanghai. Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society. Vol. XXXV. 1903—1904. Vol. XXXVI. 1905. (V. d. S.)
315. „ Der ferne Osten. Bd. II. 1904. Heft 4. Bd. III. Heft 1—7. (Angekauft.)
316. Singapore. Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society. Nr. 42, 44. (V. d. S.)
*317. Tiflis. Bericht über das Kaukasische Museum und die öffentliche Bibliothek in Tiflis.
*318. „ Mitteilungen des Kaukasischen Museums.
(317 u. 318 v. d. Museum.)

319. Tokio. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens. Bd. X. Teil 1—2. (V. d. G.)
320. „ Journal of the anthropological Society of Tōkyō. Vol. XXI. No. 235 Oktober, No. 236 November 1905. (V. d. G.)
*321. Wladivostok. Denkschriften der Gesellschaft für Erforschung des Amur-Gebietes. (V. d. Gesellsch.)

VI. Australien.

*322. Adelaide. Memoirs of the Royal Society of South Australia.
323. „ Transactions of the Royal Society of South Australia. Vol. XXVIII. (322 u. 323 v. d. R. S.)
*324. Brisbane (Queensland). Bulletin of North-Queensland Ethnography. (Von Hrn. W. Roth).
325. Sydney. Report of the trustees of the Australian Museum. Year 1903—04.
326. „ Records of the Australian Museum. Vol. V. Nr. 5—6. Vol. VI. Nr. 1.
*327. „ Memoirs of the Australian Museum. (325—327 v. d. M.)
*328. „ Science of man. (V. d. R.)

VII. Polynesien.

*329. Honolulu. Memoirs of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History.
330. „ Occasional papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. II. Nr. 3. (329 u. 330 v. d. M.)

I. Abhandlungen und Vorträge.[1]

1. Zur Entstehung der Spiraldekoration.[2]

Von

A. G. Wilke-Grimma.

In seinem trefflichen Werke über die Heimat der Indogermanen hat Much überzeugend nachgewiesen, dass die früheste Spiralverzierung Mitteleuropas älter ist als die Mykenekultur, und dass sie daher nicht, wie man früher fast allgemein angenommen hatte, dem Mykenekreise entlehnt sein kann, sondern selbständig in Mitteleuropa entstanden sein muss. Dieser Ansicht hat auch Hubert Schmidt zugestimmt, nur nimmt er als Ausgangspunkt dieses Ornamentes nicht, wie Much will, das Harz- und Saalegebiet, sondern das Donautiefland mit den östlich angrenzenden Gebieten an.[3]

Wir wollen auf die nähere Bestimmung des Heimatlandes der Spiraldekoration zunächst nicht eingehen, da wir später darauf zurückkommen werden. Auf jeden Fall war es ein Gebiet, dessen Dekorationsweise im Gegensatz zum altorientalischen Kunststil sich durchaus nur in geometrischen Formen bewegte. Aus dieser rein linearen Ornamentik muss daher auch die Spiraldekoration hervorgegangen sein. Wie aber soll man sich dann die Entwicklung dieser doch gewiss recht komplizierten und dem künstlerischen Empfinden eines primitiven Urzeitvolkes gewiss sehr fremdartigen Verzierung vorstellen?

So lange man den Ursprung der Spirale im Orient suchte, der bereits frühzeitig über eine entwickelte Metallkultur verfügte und dessen Kunststil mit Vorliebe seine Motive der organischen Welt entnahm, war man zu der Annahme berechtigt, dass „der Spiralzeichnung die körperliche und zwar die Metallspirale vorausgegangen“ sei[4]) oder dass sie sich nach Vorbildern in der Natur, Pflanzenranken, Fühlern von Insekten und ähn-

1) Diese Abteilung enthält nur Abhandlungen und Vorträge, welche in früheren Sitzungen vorgelegt, bezw. gehalten wurden, aus äusseren Gründen aber in den Verhandlungen nicht mehr Aufnahme fanden.

2) Vorgelegt in der Sitzung vom 21. Januar 1905.

3) Zeitschr. f. Ethnol. 1903 S. 468.

4) Virchow, Das Gräberfeld von Koban S. 130.

lichen entwickelt habe. Dünne Kupfer- oder Bronzespähne rollen sich spiralig oder lockenartig zusammen und es lag daher wohl nahe, die so entstandenen Figuren bei der Ausschmückung der Metallgeräte zu verwerten. Für die Entlehnung des Spiralmotives aus der organischen Welt schien vor allem die mykenische Kunst zu sprechen, in der ja bekanntlich die Spirale sehr häufig in unmittelbarer Verbindung mit Pflanzen- oder Tierfiguren erscheint, ja bisweilen aus diesen selbst hervorgeht.[1]) Freilich erhielt man bei einem solchen Entstehungsmodus immer nur die eigentliche im Zentrum blind endende Spirale des Archimedes und durch Aufrollung des freien Endes allenfalls noch Brillenspiralen oder Doppelvoluten. Indes von einer Reihe gemalter Spiralen konnte man schliesslich auch, wenn man nur den Umriss linear nachzeichnete, zu einer fortlaufenden Wellenlinie gelangen, und eben dazu führten in der Metalltechnik Doppeldrähte, deren Umbiegungsstelle das Zentrum der Spiralaufrollung bildet.[2]) Von den Volutenlinien konnte man dann schliesslich zum Mäander gekommen sein, der daher geradezu als „eckig gewordene Spirale“ (Hubert Schmidt) oder „verballhornte Spirale“ bezeichnet wurde.

Für die altorientalische Dekorationsweise mit ihrer Vorliebe für Motive aus der Tier- und Pflanzenwelt war also ein derartiger Entwicklungsgang recht wohl denkbar, nicht aber für die Spiralverzierung der europäischen Steinzeit, der ebensowohl die Metalltechnik als das Tier- und Pflanzenornament vollständig fremd war. Freilich könnte man hier die Spirale aus der Technik der Töpferei herleiten, insofern die spiralig neben- oder aufeinander gelegten Tonwülste, aus denen man die Gefässe aufbaute, als Muster dienen konnten. Dieser Gedanke hat sogar etwas bestechendes, da gerade in der Kunst unentwickelter Naturvölker die Ornamentik sehr gern ihre Motive der Technik entnimmt. Indessen konnte man hierbei nur zur einfachen und allenfalls noch zur Haken- und Brillenspirale, aber nur sehr schwer und auf grossen Umwegen zu den komplizierten Volutenlinien gelangen, die, wie wir noch sehen werden, gerade in der steinzeitlichen Keramik gegenüber den wirklichen Spiralen eine ungleich wichtigere Rolle spielen. Auch brach damit die steinzeitliche Kunst mit dem rein geometrischen System, und man muss sich fragen, warum mit Aufgabe des ausschliesslich linearen Kunststils nicht auch andere teilweise viel näher liegende Vorbilder nachgeahmt wurden. Diese Hypothese mutet daher wenig an.

Dass man auf lediglich spekulativem Wege zu einem so komplizierten Ornament wie die Spirale gelangt sei, ist wohl gänzlich ausgeschlossen, obschon die Spirale an sich eine rein geometrische Figur bildet und sich sogar gleich dem Kreis, der Ellipse, Hyperbel usw. durch eine einfache mathematische Formel ausdrücken lässt. Wie aber können wir uns ihre Entstehung aus einer rein linearen Ornamentik sonst vorstellen?

Die Sache stellt sich ganz ausserordentlich einfach und natürlich dar, wenn man die von dem jüngst verstorbenen Alphons Stübel zuerst auf-

---

1) Schliemann, Mykenä Nr. 162, 166, 240, 243, 424, 470.

2) Z. B. ein goldenes Armband von Mykenä. Zeitschr. f. Ethnol. 1904 S. 614 Fig. 6.

gestellte Verschiebungstheorie, mit der er in überraschend einfacher Weise die Entwicklung des geraden und schrägen Mäanders und der daraus abgeleiteten eckigen Muster der peruanischen Ornamentik erklärte[1]), auch auf die Entwicklung der verschiedenen Spiralformen anwendet.

Man beschreibe über einer Achse AB eine Anzahl konzentrischer Doppelkreise, so zwar, dass alle Schnittpunkte mit dieser Achse von einander gleichen Abstand haben. Dann halbiere man diese Reihe von Kreisen in der Längsrichtung und verschiebe nun die beiden Figurenhälften um je eine, zwei, drei und vier Längeneinheiten gegen einander, so wird man der Reihe nach folgende Figuren erhalten (Fig. 1):

Fig. 1.

Verschiebungsmuster aus zwei konzentrischen Kreisen.

Fig. 2.

Verschiebungsmuster aus drei konzentrischen Kreisen.[2])

1. Eine einfache fortlaufende Volutenlinie.
2. Eine doppelte Schlangenlinie.
3. Eine der ersten entgegengesetzt laufende und symmetrische Volutenlinie.
4. Doppelkreise

In analoger Weise lassen sich nun auch drei Kreise zur Musterkonstruktion verwenden. Man erhält alsdann der Reihe nach (Fig. 2):

---

1) Über altperuanische Gewebemuster; Festschr. zur Jubelf. d. 25jähr. Best. d. V. f. E. zu Dresden, 1888.

2) Die Grundfigur der einzelnen Muster lässt sich leicht erkennen, wenn man die untere oder obere Hälfte des betreffenden Musters zudeckt.

1. Eine einfache Volutenlinie, die sich von der vorigen nur dadurch unterscheidet, dass der absteigende Teil des Hakens vor der Rückkehr zur Grundlinie sich nochmals S-förmig umbiegt und einen zweiten Umlauf bildet.
2. Doppelvoluten, die aus einer in sich wiederkehrenden Linie bestehen und eine fortlaufende Reihe bilden.
3. Eine dreifache Schlangenlinie.
4. Doppelvoluten.
5. Eine der ersten entgegengesetzt laufende symmetrische Volutenlinie.
6. Konzentrische Kreise.

Noch grössere Variationen ergeben sich aus vier Kreisen (Fig. 3). Sie liefern:

Fig. 3.

Verschiebungsmuster aus vier konzentrischen Kreisen.

1. Eine einfache Volutenlinie mit drei Windungen.
2. Den einfachen Wellenmäander, wie er aus zwei Kreisen entsteht, verdoppelt.
3. Eine sehr komplizierte schlangenförmig fortlaufende Volutenlinie.
4. Eine vierfache Schlangenlinie.
5. Eine symmetrische, aber entgegengesetzt laufende Figur wie Nr. 3.
6. Den einfachen Wellenmäander verdoppelt, symmetrisch, aber entgegengesetzt dem von Nr. 2.
7. Eine der ersten entgegengesetzte und symmetrische Volutenlinie.
8. Konzentrische Kreise.

Durch weitere Vermehrung der Grundkreise lassen sich natürlich noch weitere Kombinationen schaffen, doch genügen diese Beispiele, um das Prinzip der Musterkonstruktion durch Verschiebung kennen und die Gesetzmässigkeit der hierdurch entstehenden Figuren verstehen zu lernen. Immer wird durch Verschiebung um eine Einheit eine einfache fortlaufende Volutenlinie erzeugt, deren Umlaufszahl um eins kleiner ist, als die Zahl der konzentrischen Kreise. Die Verschiebung um ein halbes Figurenelement liefert ein System von Schlangenlinien, deren Zahl derjenigen der Kreise gleich ist. Eine dritte Gruppe von Verschiebungsmustern bildet die Verdoppelung und bei vielkreisigen Mustern eine Vervielfachung des einfachen Wellenbandes. Letzteres kann verschieden sein; so liefert z. B. die Verschiebung von acht konzentrischen Halbkreisen gegeneinander sowohl den einfachen, aus Doppelkreisen hervorgegangenen

Wellenmäander vervierfacht, als den vierkreisigen verdoppelt. Endlich entstehen noch fortlaufende Reihen ineinander greifender Doppelvoluten von verschiedener Form und Krümmung, deren Windungen mit der Zahl der Erzeugungskreise zunehmen, sowie sehr komplizierte fortlaufende Volutenlinien, die sich nur sehr schwer verfolgen lassen und auf die wir hier, weil in der Praxis nicht vorkommend, nicht weiter eingehen wollen.

Es wird nun zunächst unsere Aufgabe sein zu untersuchen, inwieweit sich an dem uns hinterlassenen keramischen Material tatsächlich die im Vorhergehenden skizzierten Entstehungsgesetze erkennen lassen und ob auch diejenigen Spiralmuster, die nicht mit den Konstruktionsfiguren übereinstimmen, mit der Verschiebungstheorie in Einklang gebracht werden können.

Fig. 4.

Gefäss von Butmir. Hoernes: Urg. d. K. Taf. VI Fig. 12.

Fig. 5.

Bemaltes Gefäss vom Priesterhügel bei Brenndorf in Siebenbürgen mit konzentrischen Kreisen. J. Teutsch: Die spätneol. Ans. m. bem. Ker. in Mitt. d. prähist. Komm. d. K. G. 1903 S. 386 Fig. 120.

Dass konzentrische Kreise in Mitteleuropa, wenigstens in seinem südlichen und südöstlichen Teile, während der jüngeren Steinzeit bei der Verzierung der Tongefässe eine grosse Rolle spielten, lässt sich durch zahlreiche Funde belegen. Als Beispiele hierfür bilde ich je ein Gefäss von Siebenbürgen und Butmir[1]) ab (Fig. 4 u. 5), deren enge Beziehungen zu einander schon von Voss[2]) eingehend behandelt worden sind und auf die wir uns bei den folgenden Untersuchungen im wesentlichen beschränken werden. Doch lässt sich von hier aus das Verbreitungsgebiet des Kreisornamentes sowohl nach Westen bis zu den stein- und

1) In Butmir selbst sind konzentrische Kreise verhältnismässig selten (die neolith. Stat. v. Butmir II S. 34; vgl. auch Taf. IX Fig. 10), wohl nur deswegen, weil hier die Voluten- und Spiralmuster eine besonders hohe Ausbildung erfuhren und diesen gegenüber das Kreismuster als das einfachere, weniger kunstvolle zurücktreten musste.

2) Z. f. Ethnol. 1895 S. 125ff. Eine überraschende Übereinstimmung mit Butmir zeigt auch die Station von Sărata Monteorū bei Butzeū in Rumänien, in der das Spiralornament ebenfalls eine sehr häufige Erscheinung bildet.

kupferzeitlichen Pfahlbauten der oberösterreichischen Seen (Fig. 6), als südostwärts bis nach Hissarlik-Troja verfolgen, wo unter den Resten der ersten Stadt Gefässscherben mit konzentrischen Kreisen erscheinen, die in ganz analoger Weise wie bei den Gefässen vom Mondsee mit einem Strahlenkranz umgeben sind (Fig. 7). Zu den Mondseegefässen zeigen auch noch manche frühcyprische Gefässe nahe Beziehungen; allerdings fehlt bei diesen der Strahlenkranz um die konzentrischen Kreise, dafür erscheint aber bei ihnen wie bei den Pfahlbaugefässen das Kreismotiv mit einem ganz eigentümlichen gittertorartigem Muster verknüpft.[1]) Das Alter der ersten Stadt Troja schätzen Dörpfeld und Montelius[2]) übereinstimmend auf 3000—2500 v. Chr. Mindestens in diese Zeit muss das

Fig. 6.

Gefäss aus dem Mondsee, $^1/_4$ n. Gr.
Much: Die Kupferz. i. Eur. S. 138 Fig. 60.

Fig. 7.

Verzierte Scherbe Hissarlik (1. Stadt).
Much: Kupferz. S. 151 Fig. 68.

Kreisornament daher auch im südöstlichen Mitteleuropa fallen. Da aber letzteres wohl den Ausgangspunkt der trojanischen Kunst bildet, so wird man kaum fehl gehen, wenn man hier das Kreismuster noch über das Jahr 3000 hinaufdatiert.[3])

Wie in der Keramik wird man das Kreismuster wohl auch bei der Verzierung feinerer Holz- und Knochengeräte verwendet haben. Freilich vermag ich hierfür aus dem Donaugebiete selbst keine Belege beizubringen; bei der Vergänglichkeit des Materials dürften sich wohl auch nur ausnahmsweise derartige Gegenstände erhalten haben. Doch kann ich wenigstens von einer italienischen Terramare ein Stück anführen, das in Fig. 8 abgebildet ist. Man darf wohl annehmen, dass die italischen Terramarenleute die Muster hierzu bereits in ihrer früheren Heimat kennen gelernt hatten.

Ob gewebte oder aufgenähte Kreismuster auch an Kleiderstoffen Verwendung fanden, lässt sich vorläufig noch nicht entscheiden. Stoffreste haben sich naturgemäss noch weniger erhalten, als Bein- und Holzgegen-

1) Hörnes, Urg. d. Kunst S. 166 Fig. 93.
2) Chronologie der ältesten Bronzezeit S. 133f.
3) Weitere Beispiele in grosser Zahl bei Wosinsky, Die inkrust. Keramik.

stände, und die in Butmir wie in Tordos und andern Punkten Siebenbürgens in grosser Zahl aufgefundenen Tonstatuetten erzählen uns zwar mancherlei von der sorgfältigen Haarfrisur und der Sitte der Schädeldeformation der steinzeitlichen Bewohner jener Gebiete, aber im allgemeinen herzlich wenig von der Art und Ausschmückung der Kleidung. Erst in späteren Perioden sehen wir bei den Gewändern der Tonfiguren konzentrische Kreise dargestellt.[1])

Jedenfalls ergibt sich aus den bisherigen Erörterungen, dass im untern Donaugebiet konzentrische Kreise wenigstens schon im Anfang des 3. Jahrtausends bekannt und damit die Vorbedingungen für die Entstehung des Spiralornamentes nach der Verschiebungsmethode gegeben waren.

Fig. 8.

Gürtelschloss (?) von Knochen. W. Helbig: Die Italiker in der Poebene Taf. II Fig. 4.

Fig. 9.

Tongefäss von Butmir. (Hörnes: Urg. d. Kunst Taf. VI Fig. 18.)

Fig. 10.

Gefässscherben von Butmir. Hörnes Taf. VI Fig. 7.

Fig. 11.

Scherben von Butmir.

Als erste Gruppe von Verschiebungsmustern hatten wir die durch Verschiebung um eine Einheit entstehenden einfachen Volutenlinien kennen gelernt. Belege hierfür lassen sich aus der Keramik des Donautieflandes, namentlich von Butmir sehr zahlreich anführen. Ein sehr schönes Beispiel für den aus zwei konzentrischen Kreisen hervorgegangenen

1) Hörnes, Urg. d. K. S. 397 Fig. 125.

einfachen Wellenmäander bildet das Gefäss Fig. 9 von Butmir, bei dem das Kymation noch vollständig rein und unverändert erscheint, wie es sich unmittelbar aus der Verschiebung der Doppelkreise ergibt. Als weitere Beispiele können die Scherben in Fig. 10 und 11 dienen, bei denen das Wellenband in Relief ausgeführt ist, die Voluten jedoch etwas gestreckter und zusammengedrückt erscheinen. Auch der bei Hörnes, Urg. d. K. Taf. XXVI Fig. 5 abgebildete Scherben aus dem Urnenfriedhof von Puszta St. János, Kom. Bihar, gehört zu dieser Gruppe und ebenso das Taf. XXII Fig. 6 dargestellte Gefäss von Frög in Kärnten. Die beiden letztgenannten Stücke, von denen ersteres der Bronze-, letzteres der ersten Eisenzeit angehört, zeigen, wie lange sich im mittleren und unteren Donaugebiet über die Steinzeit hinaus der Wellenmäander erhalten hat (s. unten S. 29).

Fig. 12.

Gefässscherben von Butmir mit Voluten zweiter Ordnung. Hörnes: Urg. d. K. Taf. VI Fig. 4.

Fig. 13 und 14.

Gefässscherben von Butmir. Hörnes, Taf. VI Fig. 5 u. 6.

Fig. 15.

Gefässfragment mit rotbemalten Spiralen, Lengyel. $^1/_2$ n. Gr. Kozinsky: Die prähist. Schanze von Lengyel, Taf. VI Fig. 8.

Fig. 16.

Scherben von Butmir; die relief. Spirale entspricht der vierkreisigen Volute. Butmir Bd. II Taf. VIII Fig. 10.

Fig. 17.

Gefässscherben von Cziklya. (Z. f. E. 1903 S. 446 Fig. 24d.)

Den aus drei Kreisen hervorgegangenen Voluten entspricht das Ornament des Scherben Fig. 12 von Butmir, auf den wir später noch einmal zurückkommen werden. Auch die in Fig. 13 und 14 dargestellten Ornamente gehören zu den dreikreisigen Volutenlinien. Das letztgenannte Stück ist noch dadurch von besonderem Interesse, weil man an ihm sieht, wie der Töpfer die Reliefspiralen ausführte (s. unten S. 19). Als Beispiel aus Südungarn diene der bemalte Scherben Fig. 15 von Lengyel.

Eine Volutenlinie dritter Ordnung (aus vier konzentrischen Kreisen hervorgegangen) zeigt das zwar ziemlich kleine aber trotzdem sehr deutliche Bruchstück Fig. 16 von Butmir, bei dem das Ornament wie bei den vorhergehenden in Relief ausgeführt ist. Ebenfalls zu dieser Gruppe

gehört der in Fig. 17 wiedergegebene Scherben von der neolithischen Station von Czaklya in der Gegend von Nagy Enyed (Strassburg) in Siebenbürgen.

Mit der fünfkreisigen Volute (Volutenlinie vierter Ordnung) stimmt das Muster auf Scherben Fig. 18 und 19 von Butmir überein, bei denen das Ornament in Relief erscheint, während bei dem Scherben Fig. 20 die

Fig. 18.

Scherben mit fünfkreisigen reliefierten Voluten. Butmir II Taf. VIII Fig. 12.

Fig. 19.

Scherben von Butmir; fünfkreisige Volutenlinie reliefiert. Butmir II Taf. VIII Fig. 7.

Fig. 20.

Scherben von Butmir; fünfkreisige Volute eingefurcht. Butmir II Taf. VIII Fig. 19.

Fig. 21.

Tongefäss von Butmir mit Volute 4. Ordnung (aus 5 Kreisen). (Hörnes, Taf. VI Fig. 17.)

Fig. 21a.

Volutenlinie 4. Ordnung (aus 5 Kreisen entstanden.) Die punktierte Linie bezeichnet den typischen Verlauf.

Grundfigur eingefurcht ist und nur die zwischen den primären Furchen befindlichen Felder plastisch hervorgehoben sind; eine hierdurch veranlasste Unregelmässigkeit wird uns noch später beschäftigen (s. unten S. 17).

Auch das in Fig. 21 wiedergegebene Gefäss von Butmir gehört zu dieser Gruppe. Die Windungen der Spiralen stimmen genau mit der nebenstehenden aus fünf Kreisen konstruierten Volute überein (Fig. 21a),

nur hat bei dem Butmirgefäss der Künstler den Übergang von einer Volute zur andern insofern willkürlich geändert, als er an Stelle der einfachen, auf der Konstruktionszeichnung punktierten Linie, wie sie das Verschiebungsverfahren ergibt, die Verbindung durch zwei Linien erfolgen lässt. Eine von ihnen geht von der letzten Windung der ersten Volute zum vorletzten Umlauf der zweiten Volute, während die andere Linie von der vorletzten Windung der ersten zur letzten der zweiten Volute führt. Da sich beide Linien je einmal an eine Umlaufslinie tangential anlegen und mit ihr verschmelzen, mit dem andern Ende dagegen unmittelbar in die entsprechende Windung übergehen, so ist die Wirkung die gleiche, wie wenn in typischer Weise nur eine einzige Linie vorhanden wäre. Der Charakter des fortlaufenden Bandes bleibt also erhalten. Das gleiche Verfahren scheint man bei Voluten höherer Ordnung öfter geübt zu haben (s. S. 17).

Fig. 22.

Scherben von Butmir mit sechskreisiger reliefierter Volutenlinie.
Butmir II Taf. VIII Fig. 15.

Fig. 24.

Volutenlinie aus 10 Kreisen.
Butmir II Taf. IX Fig. 3.

Fig. 23.

Gefässscherben von Butmir mit einer achtkreisigen reliefierten Volutenlinie.
Butmir II Taf. IX Fig. 1.

Fig. 25.

Scherben von Butmir mit zehnkreisigen reliefierten Voluten.
Butmir II Taf. VIII Fig. 18.

Auf sechs konzentrische Kreise lässt sich das reliefierte Muster des Scherben Fig. 22 von Butmir zurückführen (Vol. 5. Ordnung).

Als Beispiele von Volutenlinien höherer Ordnung führe ich aus Butmir noch das Ornament in Fig. 23 an, das ein Verschiebungsmuster aus acht Kreisen veranschaulicht, und Fig. 24 und 25, die die zehnkreisige Volutenlinie repräsentieren. Bei letzterem Stück ist allerdings von den vier erhaltenen Mustern dem Künstler bei zweien die Zeichnung missglückt; aus den beabsichtigten Voluten sind das eine Mal konzentrische Kreise, das andere Mal eine echte Spirale geworden (s. unten S. 20).

Als weiteres Verschiebungsmuster hatten wir fortlaufende Reihen ineinander greifender Doppelvoluten gefunden. Auch dieses Ornament finden wir sowohl in Butmir als den neolithischen Stationen des

südlichen Ungarn wie Siebenbürgens und des benachbarten Rumänien wieder. Als Beispiel hierfür diene zunächst Fig. 26 von Butmir, bei der das eingetiefte Ornament bezüglich der Aufrollung mit dem aus fünf Kreisen erzeugten Konstruktionsmuster übereinstimmt. Ebendaher stammen die in Fig. 27 reproduzierten relieffierten Doppelvoluten, die mathematisch genau dem siebenkreisigen Verschiebungsmuster (Fig. 28) entsprechen. Man denke sich bei Fig. 28 die von den verschieden markierten Linien eingeschlossenen Felder in Relief ausgeführt, so hat man ganz genau das Ornament von Fig. 27. Um auch für Südungarn und Siebenbürgen das Vorkommen fortlaufender Reihen von Doppelvoluten zu belegen, bilde ich noch Fig. 29 und 30 von Orsova und der Petrisansiedlung von Szamosujvár ab, bei denen die Verzierung inkrustiert ist und von denen erstere dem

Fig. 26.

Reihen von Doppelvoluten, Butmir.
Hörnes: Urg. d. K. Taf. VI Fig. 1.

Fig. 27.

Ineinandergreifende Doppelvoluten
höherer Ordnung reliefiert.
Butmir II Taf. VIII Fig. 5.

Fig. 28.

Konstruktionsmuster aus sieben konzentrischen Kreisen;
Verschiebung um zwei Einheiten.

drei-, letztere dem fünfkreisigen Konstruktionsmuster entspricht. Als ein klassisches Beispiel von Volutenreihen aus späterer Zeit kann das bei Hörnes, Urg. d. Kunst, Taf. XXIII Fig. 3 abgebildete prächtige Gefäss von Ödenburg in Ungarn dienen.

Dass man die Doppelvoluten nicht nur, wie es dem Konstruktionsverfahren entspricht, als zusammenhängende Ketten, sondern auch als Einzelmotive verwendete (Fig. 31), war wohl sehr naheliegend, besonders nachdem man gelernt hatte, die Herstellung von Spiralverzierungen an Tongefässen durch Benutzung von Stempeln wesentlich zu vereinfachen. Einen solchen Stempel mit einer Doppelvolute, die in ihrer Aufrollung der oben abgebildeten siebenkreisigen Konstruktionsfigur entspricht, zeigt Fig. 32 vom Priesterhügel bei Kronstadt in Siebenbürgen. Auf diese

Weise konnte man dieses einfache Motiv mit Leichtigkeit in sehr verschiedener Weise zu neuer Musterbildung kombinieren. Von Butmir sind, soviel ich weiss, ähnliche Stempel nicht bekannt, doch dürfen wir wohl nach den keramischen Resten annehmen, dass man auch dort sich häufig dieser bequemen Methode zur Verzierung der Gefässe bediente.

Auf die spätere Verwendung der Doppelvoluten als symbolische Zeichen, als Geschlechtszeichen, als Symbol des Blitzes usw. brauchen wir hier nicht einzugehen, nur möchte ich zur Erwägung stellen, ob nicht die Doppelvolute oder die ihr von eckigen Verschiebungsmustern entsprechenden Doppelhaken den Ausgangspunkt für das Hakenkreuz gebildet

Fig. 29.

Bruchstück eines Tongerätes unbekannter Bestimmuug mit weisser Inkrust., Umgeb. von Orsowa (Museum zu Temesvár). Wosinsky: Die inkr. Ker. Taf. CII Fig. 7.

Fig. 30.

Inkrustierte Scherben von Szamosujvár (Petris-Ansiedlung) Siebenbürgen. Wosinsky: Die inkrustrierte Keramik. Taf. IX Fig. 6.

Fig. 31.

Gefässscherben von Butmir mit reliefierten Doppelvoluten. Butmir II Taf. VIII Fig. 16.

Fig. 32.

$^1/_3$ n. Gr. Tonstempel vom Priesterhügel bei Brenndorf b. Kronstadt in Siebenbürgen. Teutsch: Die spätneol. Ans. mit bemalter Keramik S. 369 Fig. 14.

haben. Gewöhnlich wird dessen Entstehung erst in den Beginn der Metallzeit verlegt, doch hat es sich in Siebenbürgen an drei verschiedenen Punkten: in Tordos, in Petersdorf bei Mühlbach und am Priesterhügel bei Kronstadt in einem ausgeprägt neolithischen Milieu gefunden.[1]) Von Butmir ist es bis jetzt noch nicht bekannt.

Eine dritte Gruppe von Verschiebungsmustern bildet die Verdoppelung oder Vervielfältigung des einfachen zwei- oder mehrkreisigen Wellenmäanders. Eine Verdoppelung des zweikreisigen Wellenbandes findet sich besonders häufig in Butmir. Beispiele hierfür bieten Fig. 33 und 34, erstere übereinstimmend mit dem oben Fig. 3g erhaltenen

1) Teutsch, Die spätneolith. Ans. m. bem. Keramik am oberen Lauf des Altflusses. Mitt. d. prähist. Komm. d. K. A. 1903 S. 375 Fig. 78.

Konstruktionsmuster. Weiter gehören hierhin die Butmir II Taf. II Fig. 16, 18, 19 und Taf. X Fig. 16 abgebildeten Stücke. Bei eingetieften Ornamenten ist das Feld zwischen den beiden Mäanderlinien häufig mit Strichen oder Punkten (II, IX 19), bisweilen auch mit eingestanzten Kreisen (II, X 16) ausgefüllt. Zu dieser Gruppe gehört auch die in Fig. 35 dargestellte Urne von Alvincz in Siebenbürgen, die wohl etwas jünger, aber sowohl nach ihrer Form als der Technik der Verzierung gewiss auch noch rein steinzeitlich ist.[1]) Die in einigem Abstand von der Doppellinie verlaufende dritte Linie hat, wie sich schon aus ihrem Verlaufe ergibt, mit der Konstruktion nichts zu tun, sondern ist nur hinzugefügt, um die Grundfigur des Wellenbandes schärfer hervorzuheben (s. unten S. 15).

Fig. 33.

Aus vier Kreisen entstandene Voluten (= Fig. 3g). Hörnes, Taf. VI Fig. 11.

Fig. 34.

Verdoppelung des zweikreisigen Wellenbandes. Butmir II Taf. VIII Fig. 4.

Fig. 35.

Buckelgefäss von Alvincz (Mus. zu Nagy-Enyed). Z. f. E. 1903 S. 447 Fig. 25.

Weitere Vervielfältigungen der Mäanderlinie scheinen in Butmir nicht üblich gewesen zu sein, höchstens könnten die Bd. I Taf. V Fig. 4 und Bd. II Taf. X Fig. 4, 15 u. a. abgebildeten Stücke als solche aufgefasst werden, die jedoch zu klein sind, um eine einwandfreie Deutung zu gestatten. Dagegen lassen sie sich in Südungarn und Siebenbürgen nachweisen. Ein gutes Beispiel hierfür bietet ein Scherben aus der Gegend von Dubovácz (Fig. 36), bei dem sich ein dreifaches in Stichtechnik ausgeführtes Kymation findet, und ferner ein Stück von Nagy Enyed (Strassburg) (Fig. 37), das die einfache Volute vervierfacht zeigt, also eine Figur, die bei einer Verschiebung von acht konzentrischen Halbkreisen um zwei Einheiten entsteht. Bei dem Scherben Fig. 38 aus der gleichen Gegend finden sich sogar sechs solcher Linien, entsprechend dem aus zwölf Kreisen erzeugten Muster. Selbstverständlich brauchen nicht alle derartigen Zeichnungen als Konstruktionsmuster aufgefasst zu werden, viel-

1) Hierfür erklärt sie a. a. O. auch H. Schmidt.

mehr kann man sie ebensowohl als blosse Parallelen der einfachen Volute betrachten.

In noch höherem Grade gilt dies von der vierten Gruppe der Verschiebungsmuster, den Schlangenlinien. Als Beispiel hierfür bilde ich je einen Scherben von Butmir (Fig. 39) und von der steinzeitlichen Siedelung von Uwelöck bei Kronstadt (Fig. 40) ab, wo Schlangenlinien nach Teutsch häufig vorkommen. Als entartete Schlangenlinien sind vielleicht auch Muster wie die Butmir II Taf. XI Fig. 6 und Taf. VI Fig. 7 dargestellten aufzufassen. Gegenüber Tiryns und Mykenä, wo sich bisweilen bis zu zwölf Schlangenlinien nebeneinander finden[1]), tritt jedoch dieses Motiv in Butmir und Siebenbürgen wesentlich zurück.

Fig. 36.

Scherben mit inkrustierter Spiralverzierung. Dubovácz, Mus. zu Versecz. Wosinsky: Die inkrust. Keramik, Taf. XCVII Flg. 1.

Fig. 37.

Scherben mit vierfacher Wellenlinie. Museum zu Nagy-Enyed. Z. f. E. 1903 S. 446 Fig. 24a.

Fig. 38.

Scherben mit sechsfacher Wellenlinie. Museum zu Nagy Enyed. Z. f. E. 1903 S. 446 Fig. 24e.

Fig. 39.

Scherben mit Schlangenlinien von Butmir. Butmir II Taf. X Fig. 12.

Fig.. 40.

Schlangenlinien in Stichverzierung, Ans. von Uwelöch b. Kronstadt. Teutsch: P.F. i. B. S. 189 Fig. 37.

Diese Beispiele dürften zu dem Nachweis genügen, dass sowohl im südlichen Ungarn und Siebenbürgen als namentlich in dem ihm kulturell so nahe stehenden Butmir während der Steinzeit zur Verzierung der Tongefässe dekorative Motive in ausgedehntestem Masse Verwendung fanden, die vollständig mit den verschiedenen Gruppen der konstruktiv erhältlichen Figuren übereinstimmen. Wie verhält es sich nun mit den Spiralverzierungen, die von den Verschiebungsmustern abweichen?

1) Schliemann, Tiryns Taf. XVI.

Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit, in der das Spiralornament sowohl in Butmir als in seiner späteren Blütezeit in der Mykenä- und Bronzeperiode ausgestaltet worden ist, ist es natürlich unmöglich, alle Variationen zur Betrachtung heranzuziehen. Wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, die wesentlichsten Gesichtspunkte aufzuführen, nach denen vom zwei- oder vielkreisigen Volutenband aus das Spiralmuster sich weiter entwickelt haben kann.

Die erste Gruppe umfasst diejenigen Spiralmuster, die durch willkürliche Hinzufügung atypischer, nicht aus der Konstruktion selbst hervorgegangener Linien oder Liniengruppen zum Wellenbande oder den sonstigen Verschiebungsmustern entstanden sein können. Hierzu gehören zunächst solche Muster, wie wir sie bei der oben Fig. 35 abgebildeten Urne von Alvincz kennen gelernt haben. Hier wird die feine verdoppelte Mäanderlinie von einer dritten Linie begleitet, die jedoch nicht bis in die Voluten selbst, sondern nur bis zu deren Wurzel geht, um hier unter scharfem Winkel

Fig. 41.

Scherben von Butmir mit doppeltem Wellenbande.
Hörnes, Taf. VI Fig. 8.

Fig. 42.

Tongefäss mit inkrustierter Verzierung.
Umgeb. von Temes-Kubin. Wosinsky: Die inkr. Keramik Taf. XCI Fig. 5.

zum Fuss der Nachbarvolute abzubiegen. Das sonst wenig hervortretende Ornament wird dadurch kräftiger hervorgehoben und zu einem breiten Bande erweitert. Ganz ähnlich ist auch die Begrenzung des Wellenbandes bei dem Scherben 41 in Butmir. Doch erscheint sie hier wohl zunächst lediglich als eine Folge der Technik, da das reliefartig erhöhte Band aus dem Ton heraus modelliert wurde. Dieser Scherben gibt daher gleichzeitig einen Fingerzeig, wie derartige Verstärkungslinien ursprünglich zustande gekommen sein mögen, ein so einfacher Vorgang, dass man für ihn wohl kaum eine längere Entwicklungsdauer anzunehmen braucht.

Bisweilen kommt hierzu noch eine dritte Linie, die sich in der Mitte des Bandes hinzieht und die primäre Volute bis nahe zur Endschleife begleitet (Fig. 42). Dadurch erhielt man natürlich, besonders wenn die Verzierung inkrustiert war, ein sehr kräftig wirkendes Muster.

Einen etwas andern Modus, das Wellenband zu verstärken, zeigt das in Fig. 43 dargestellte Motiv, das in Butmir anscheinend sehr häufig vorkommt. Die Grundfigur (Fig. 44) bildet eine einfache reliefierte fortlaufende Wellenlinie (—), die dem aus zwei Kreisen erzeugten Kymation

entspricht und die von einfachen, allemal von Volute zu Volute reichenden Doppelvoluten begleitet wird (---- und ------). In ganz analoger Weise löst sich auch das Ornament bei dem Scherben (Fig. 45) aus der Gegend von Nagy Enyed in Siebenbürgen auf, nur sind hier nicht einlinige, wie bei dem vorigen Stück, sondern doppellinige[1]) Hakenvoluten zur Verstärkung der einfachen Mäanderlinie verwendet (Fig. 46), die letztere ebenfalls immer nur von einer Einrollung zur nächsten begleiten. Zu dieser Klasse von Ornamenten gehört schliesslich auch das Muster in Fig. 47, ein in Butmir ebenfalls sehr häufiges Motiv. Auch hier bildet

Fig. 43.

Einfacher Mäander, verstärkt durch einlinige Doppelspiralen. Butmir II Taf. VIII Fig. 6.

Fig. 45.

Gefässcherben von Csáklya, Ungarn. Z. f. E. 1903 S. 446 Fig. 26b.

Fig. 44.

Auflösung des Ornamentes von Fig. 43.

Fig. 46.

Einliniges Wellenband, begleitet von Doppelhaken.

die Grundfigur (Fig. 48, —) einen einfachen, an diesem Stück speziell dreikreisigen, Wellenmäander, der von einlinigen Doppelvoluten begleitet wird; hierzu gesellt sich aber noch eine dritte Linie (-o-o-o-o), deren Verlauf wir uns ähnlich wie bei der Urne von Alvincz vorstellen müssen.

Eine andere Kategorie atypischer Linien bilden solche, welche die Voluten eines Wellenmäanders mit den Nachbarvoluten eines parallel laufenden

1) Weil hier das Ornament eingeritzt ist und daher die ursprüngliche Form der Doppelvoluten, die nach dem Entstehungsgesetze zweilinig sind, erhalten bleibt. Übrigens lassen sich derarlige Motive, wenigstens zum Teil, auch als unmittelbare Verschiebungsmuster auffassen. Siehe Nachtrag S. 33.

Mäanders verbinden, wie wir es beispielsweise sehr schön bei Fig. 25 von Butmir sehen. Hierzu könnte man auch die unten noch besonders besprochenen Ornamente mit doppelten Spiralschlingen rechnen (Fig. 50).

Endlich zählen zu dieser Gruppe noch die Motive, die zwar noch deutlich den Charakter des einfachen einlinigen Wellenmäanders haben, bei denen aber die Verbindung zwischen zwei Nachbarvoluten willkürlich geändert ist. Ein Beispiel hierfür hatten wir bereits an einem Gefäss von Butmir kennen gelernt (Fig. 21). Weiter führe ich noch das bei Hampel, A Bronzkor Emlekei Magyarhonban II Taf. 142 abgebildete schöne Gefäss von Tisza-Sas, Kom. Heves an, bei dem die Nachbarvoluten durch vier Linien miteinander verbunden sind. Leider lässt die Abbildung die Details im Zentrum der Voluten nicht genau erkennen, so dass eine

Fig. 48.

Auflösung des Ornamentes der vorigen Figur.

Fig. 47.

Fig. 49.

Gefässscherben von Butmir. Die neolith. Stat. von Butmir. Ausgr. des J. 1893 Taf. V Fig. 3.

Scherben von Butmir.

völlig klare Beurteilung des Charakters des Ornamentes nicht möglich ist. Das Gefäss wird gewöhnlich der Bronzezeit zugeschrieben, dürfte wohl aber ebenfalls in die Steinzeit zurückreichen.

Wie die fortlaufenden Volutenlinien können natürlich auch die Doppelvoluten durch atypische Linien verstärkt werden, obwohl mir Beispiele hierfür nicht zur Hand sind.

Manche Abweichungen von der regelrechten Verzierung können auch auf Verwechselung oder Ungeschicklichkeit des Töpfers beruhen. Dies kann besonders dann leicht passieren, wenn zunächst die eigentliche Volutenlinie tief eingefurcht und das zwischen zwei Furchen liegende Feld reliefartig hervorgehoben wird. Als das dekorativ wirksame erscheint dann nicht mehr die eingefurchte Volutenlinie, sondern der erhöhte Teil des Musters. Da aber die reziproken reliefierten Felder im Zentrum der Volute nicht S-förmig ineinander übergehen, wie es das Konstruktivmuster verlangt, und die eingefurchte Linie in der Tat auch tut, so hilft sich der Künstler dadurch, dass er willkürlich und entgegen der Regel

die beiden blind endenden Wülste verbindet und so den Eindruck erweckt, als ob diese die Grundfigur bildeten. Man kann dies sehr gut bei dem Scherben Fig. 49 beobachten. Die beiden rechtsstehenden Voluten zeigen die Furche, welche die Grundfigur bildet und auch die Verbindung zwischen den Nachbarvoluten vermittelt, im Zentrum zwar etwas verschmälert, aber doch noch deutlich erhalten, während die reziproken erhöhten Wülste blind enden. Bei der linken Volute dagegen ist die schlingenförmige Furche im Zentrum verschwunden und an ihre Stelle eine S-förmige reliefierte Schleife als Verbindungsstück der eigentlich blind endenden Wülste getreten.

Komplizierter wird das Ornament, wenn zwei übereinander gestellte Volutenlinien zu einer verschmolzen werden (Fig. 50). Man erhält dann

Fig. 50.

Aus zwei Wellenlinien kombinierte Figur; die ursprünglichen Figuren sind punktiert.

Fig. 51.

Gefässstück von Butmir. Am Halsteil zweikreisige, am Bauch dreikreisige Volutenlinie; letztere mit doppelter Einrollung.

Fig. 52.

Ornament, entstanden durch Zusammenziehung zweier Voluten 2. Ordnung. Hörnes, Taf. VI Fig. 4.

Fig. 53.

Volutenlinie mit doppelter Einrollung. Butmir II Taf. VIII Fig. 11.

eine fortlaufende Volutenlinie, die sowohl auf der Wellenhöhe als im Wellentale eine Volute bildet. Auch hier können doppel- oder mehrkreisige Systeme zur Musterbildung verwendet werden (Fig. 51 und 52); oder es werden Volutenlinien benutzt, die durch Verschiebung um mehrere Einheiten erzeugt sind (Fig. 53). Natürlich kann man auch direkt auf diese Modifikation verfallen sein, aber da man es liebte, Wellenbänder in zwei und bisweilen auch mehr Reihen übereinander zu ordnen, so lag nach dem oben S. 17 Gesagten eine Verbindung der übereinander liegenden Voluten sehr nahe.

Auch die Richtung der Hauptachse der Volute oder der ihr parallelen Grundlinie kann variieren. Während bei den meisten der bisher be-

sprochenen Muster die Achse des Wellenbandes dem Gefässrande parallel läuft, zieht sie sich bei Fig. 13 schräg über die Gefässfläche, so dass auch die einzelnen Voluten schräg übereinander zu stehen kommen Bildet nun gar noch die dem Entstehungsgesetz entsprechend ursprünglich geradlinige Achse selbst wieder eine Kurve, so können dadurch ganz neue Kombinationen geschaffen und die Voluten schliesslich ganz willkürlich miteinander verknüpft werden. Derartige Abweichungen scheinen allerdings in der steinzeitlichen Gefässverzierung noch nicht vorzukommen, sondern erst in der Bronzekunst, hier besonders bei der Ornamentierung kreisförmiger oder elliptischer Flächen: Zierscheiben, Dolch- oder Schwertknaufe u. dergl. Eine ganz freie Behandlung zeigen namentlich die Spiralverzierungen der Tierleiber der kaukasischen Bronzezeichnungen, aber auch an Beilflächen, Gürtelschlössern usw. kann man dies beobachten.

Die letzte Gruppe bilden die echten Spiralen, die dem aufgerollten Bronzedraht und den in der organischen Welt vorkommenden Spiralen gleichen.

Der Übergang von den durch Verschiebung erzeugten Volutenlinien zu den echten Spiralen konnte in sehr verschiedener Weise erfolgen und vor allem wurde er durch die Technik selbst bedingt. Wurde bei der eingetieften Volutenlinie der zwischen zwei Furchenwindungen befindliche Ton reliefartig hervormodelliert, so bildeten die dadurch entstehenden Wülste eine im Zentrum blind endende echte Spirale. Ebendasselbe trat ein bei Doppelvoluten, wenn das von der geschlossenen Linie abgegrenzte Feld erhöht wurde. Durch Weiterführung der Figur konnte dann eine Doppelspirale mit beliebig vielen Windungen erzeugt werden. Auch bei bemalten Gefässen war der Übergang sehr einfach, und ebenso bei solchen Volutenfiguren, deren positive Seite in irgend welcher Weise mit Strichen, Punkten oder dergl. ausgefüllt ist, während die reziproke negative Seite frei bleibt (Butmir II Taf. IX Fig. 15).

Schliesslich konnte auch ein unrichtiges Abzeichnen der konstruktiv gewonnenen Vorlagen zur echten Spirale führen. Zur Erzeugung reliefierter Spiralverzierungen wurden nämlich, wie Fig. 14 lehrt, zuerst Reihen erhabener Scheibchen gebildet, die tangential miteinander verbunden waren; dann erst modellierte der Töpfer dieselben als Spiralen, was er an dem citierten Stück in zwei Reihen versäumte.[1]) Bei ungeschickter Führung des Stiftes konnte es nun bei Voluten höherer Ordnung sehr leicht passieren, dass der Töpfer, wenn er vom Rand nach der Mitte zu zeichnete, die im Zentrum befindliche Schleife nicht mehr herausbekam, sondern nur noch einen blind endenden Tonwulst oder gar konzentrische Kreise. Diesen Vorgang zeigt uns sehr schön der in Fig. 54 abgebildete Scherben von Butmir. Die beiden oberen Muster entsprechen — abgesehen von der willkürlich veränderten Verbindung der Voluten untereinander — vollständig dem zehnkreisigen Verschiebungsmuster und sind gewiss nach einer Vorlage gezeichnet. Die linke untere Figur zeigt im Zentrum eine verunglückte Spirale von 1¼ Windung, um die sich konzentrische Kreise

1) Hörnes, Urg. d. K. S. 303.

legen; einer von diesen ist noch vollständig erhalten, der nächstfolgende fast vollständig und als solcher deutlich erkennbar. Bei der vierten Figur endlich bildet das Zentrum eine wirkliche Spirale, die gewiss ebenso wenig beabsichtigt war wie das Kreismuster.

Da die echte Spirale gleich dem aufgerollten Bronzedraht in der Mitte blind endet, kann sie natürlich nicht mehr wie die durch Verschiebung erzeugten Wellenlinien eine fortlaufende Figur bilden. Spiralmuster wie Fig. 55 sind daher in Wirklichkeit keine echten fortlaufenden Bänder, sondern der Zusammenhang der einzelnen Spiralen ist nur ein scheinbarer oder künstlicher, insofern das freie oder periphere Ende der ersten Spirale tangential bis zur Nachbarspirale geführt wird, um hier mit der äussersten Windung ähnlich wie bei Fig. 21 zu verschmelzen. Da hiernach die Verbindung echter Spiralen untereinander nicht in dem Wesen der Figur und den in der Natur gegebenen Vorbildern begründet ist, sondern damit geradezu im Widerspruch steht, so liegt die Annahme nahe, dass für diese unechten Spiralbänder sonstige Muster vorlagen. Als solche konnten aber nur die Volutenlinien in Betracht kommen.

Fig. 54.

Scherben von Butmir.
Hörnes: Urg. d. K. Taf. VI Fig. 2.]

Fig. 55.

Gefäss mit echten Spiralen.
Hörnes, Taf. VI Fig. 13. Die gleiche Abbild. in Z. f. E. 1903 S. 462 Fig. 43.

Auch die verschiedenartigen Abweichungen von Konstruktionsmustern lassen sich hiernach in einfacher und ungezwungener Weise auf Volutenlinien zurückführen und mit der Verschiebungstheorie in Einklang bringen. Und da der grösste Teil von ihnen durch die Technik unmittelbar bedingt wird, so sind diese abweichenden Motive auch nicht als besondere Übergangsformen einer fortschreitenden Entwicklung der Spiralornamentik aufzufassen, zu deren Erreichung grössere Zeiträume erforderlich waren, sondern mit der Einführung der Volutenmuster erhielt man auch unmittelbar die irregulären Ornamente. Wir dürfen uns daher nicht wundern, dass wir letztere an den meisten neolithischen Stationen in Verbindung mit echten Verschiebungsmustern finden. Immerhin ist es bezeichnend, dass in Butmir wirkliche Spiralen gegenüber den den Konstruktionsmustern entsprechenden Volutenlinien eine ganz untergeordnete Rolle spielen und es ist bemerkenswert, dass letztere gerade in

den untersten Schichten in den reinsten Formen erscheinen (Butmir II S. 34).

Wie soll man sich nun die Entdeckung dieses Konstruktionsprinzipes durch die steinzeitlichen Künstler vorstellen? Die Umstände, die zur Auffindung des Verschiebungsverfahrens führten, können sehr verschiedenartige gewesen sein, doch wird die Entdeckung wahrscheinlich erst in einer Zeit erfolgt sein, in der man bereits farbig gewebte Stoffe besass. War ein Gefäss, ein Knochengerät oder ein verzierter Holzgegenstand zerbrochen, so konnte bei dem Versuche, die Stücke wieder zusammenzufügen, ein Hin- und Herschieben derselben die gemalten oder geritzten Linien des einen Bruchstückes leicht mit den Linien des andern zu neuer Musterbildung zusammenfallen lassen. Ebenso können karrierte Stoffe,

Fig. 56.

Entstehung des Mäanders aus konzentrischen Quadraten; untere Hälfte der Viereckreihe um zwei Einheiten nach rechts verschoben.

die aneinander genäht wurden, zur gleichen das Auge überraschenden Wahrnehmung geführt haben. Und ferner konnte in der Weberei durch falsches Abzählen der Fäden eine Verschiebung ganzer Musterteile mit entsprechender Wirkung eintreten.[1]) Ja selbst schon durch einfache Gewandfalten konnte die Erscheinung hervorgerufen werden, ein Vorgang, der sich zudem noch zahllose Male wiederholen musste.

Am wahrscheinlichsten ist der Ausgangspunkt der Entdeckung in der Weberei oder bei der Kleidung zu suchen, nicht nur weil hier die Möglichkeit zur Wahrnehmung der Musterbildung ganz besonders gross war,

1) Vgl. hierzu Stübel a. a. O. S. 43.

sondern auch weil sich hier die bestimmten Grössenverhältnisse, die die Grundfiguren zur Erzeugung von Verschiebungsmustern und insbesondere des Mäanders besitzen müssen, aus der Technik ganz von selbst ergeben. Bei der Bildung der letzteren müssen nämlich die Seiten sämtlicher Quadrate gleiche Abstände von einander haben (Fig. 56), oder mit andern Worten, der zwischen zwei Quadratenstücken gelegene Streifen muss überall gleich breit sein, d. h. bei gewebten Stoffen aus einer gleichen Zahl von Fäden bestehen. War es nun nicht das allernatürlichste, dass der Weber bei der Herstellung farbiger Muster von jeder Sorte immer eine gleiche Anzahl von Fäden vereinigte, wie es ja auch bereits beim Schachbrettmuster der Fall war? So waren denn alle Bedingungen für die Entdeckung des Mäanders gegeben und es bedurfte hierzu nur noch eines ganz geringen Zufalles, der durch die verschiedensten Umstände herbeigeführt werden konnte.

Fig. 57.

Beispiel eines Verschiebungsmusters aus acht auf die Ecken gestellten konzentrischen Quadraten. Die halbierten Figurengruppen sind nicht nur in der Längsachse, sondern auch vertikal gegeneinander verschoben.

War nun aber einmal das Prinzip der Musterkonstruktion durch die Verschiebungsmethode an einer Figurengruppe gefunden und erkannt, so lag es wohl nahe, dasselbe auch auf andere Figuren zu übertragen und so in seinen Wirkungen weiter zu studieren. Neugier und Spielerei, wie sie in der kulturarmen Vorzeit überall geherrscht und überall zu wohltätiger Bereicherung des Wissens und Könnens geführt haben, mögen auch hier zunächst die Triebfeder gebildet haben. Hunderte und Hunderte mögen die merkwürdige Wahrnehmung gemacht und teilweise wohl auch dem Spieltrieb folgend die überraschende Erscheinung bewusst und absichtlich wiederholt haben, aber erst einem besonders befähigten Kopfe blieb es vorbehalten, die Beobachtung zu verallgemeinern und die Nutzanwendung für die Kunst daraus zu ziehen. Ein grosser Teil der eigentümlichen mäanderartigen Figuren, die uns die bemalte Keramik des Donautieflandes hinterlassen hat und deren Entstehung sonst ziemlich unverständlich bleibt, lässt sich durch die Verschiebungsmethode in einfachster Weise erklären (Fig. 57). Sie erscheinen uns dann nicht mehr durchweg nur als „entstellte und missverstandene Mäander" (Hörnes, Urg. d. K. S. 301), sondern wenigstens teilweise als selbständige Muster, die durch das gleiche Konstruktionsverfahren, wie jener, gefunden wurden.[1])

---

1) Ich empfehle dem Leser, selbst einige Versuche zu machen und auf karriertem Papier verschiedenartige Figuren, senkrechte oder auf die Ecke gestellte Quadrate,

Da in dieser Arbeit lediglich die Entwicklung der Spirale behandelt, der Mäander aber und die ihm entsprechenden Motive in einer besonderen Abhandlung eingehend besprochen werden sollen, so mögen hier einige wenige Beispiele zum Belege des Gesagten genügen.

Fig. 58 zeigt uns ein reich verziertes steinzeitliches Gefäss von Siebenbürgen, dessen Hauptverzierung ein schräger, aus einzelnen inkrustierten Furchen zusammengesetzter Mäander bildet. Dieser stimmt vollständig mit dem Verschiebungsmuster in Fig. 59 überein, dessen Grundfigur zwei konzentrische aus gestreiften Bändern zusammengesetzte Rhomben bilden.

Aus diesem schrägen Mäander haben sich dann jedenfalls gewisse rechtwinklige mäanderartige Motive wie in Fig. 60 entwickelt, die nicht ein Verschiebungsmuster bilden. Man braucht sich die Zeichnung bei dem Siebenbürgischen Gefässe nur aufgerichtet vorzustellen, um das vorstehende Bild zu erhalten.

Fig. 58.

Tongefäss mit schrägem inkrust. Mäander aus Siebenbürgen. Samml. d. Polytechn. Hochschule Budapest. Wosinsky: Die inkrust. Ker. Taf. VIII Fig. 8.

Fig. 59.

Verschiebungsmuster aus konzentrischen Rhomben.

Sehr häufig sind in Siebenbürgen (Fig. 61) und namentlich am Mondsee (Fig. 62) Reihen ineinander greifender Doppelhaken, die ihrem Wesen nach den Doppelvoluten der kreisförmigen Verschiebungsmuster entsprechen. Ihre Übereinstimmung mit den konstruktiv aus konzentrischen

---

Rhomben, Trapeze usw. einzuzeichnen. Die Verschiebung kann bei eckigen Figuren sowohl in horizontaler als vertikaler Richtung erfolgen. Man vergleiche die so entstehenden Muster mit den auf bemalten Topfscherben befindlichen meist ganz willkürlich und systemlos erscheinenden Ornamenten und wird überrascht sein, wie einfach und natürlich sich viele von diesen herausstellen. Damit soll keineswegs gesagt sein, dass nun alle Muster direkt konstruktiv gefunden seien. Vielmehr wird man die einmal eingeführten und typisch gewordenen Ornamente wohl auch nur nachgeahmt und oft auch nach Belieben abgeändert haben. Oder man erfand ganz frei, aber unter dem Einfluss der durch Einführung der Verschiebungsmethode herrschend gewordenen Mode, neue Muster, die dann selbstverständlich ebenfalls in mehr oder weniger ausgeprägter Weise Spuren des Verschiebungsgesetzes tragen. Nicht unmöglich ist es, um dies beiläufig zu erwähnen, dass auch die Pläne zu den ägyptischen und kretischen Labyrinthen nach der Verschiebungsmethode aus Quadratsystemen höherer Ordnung entworfen wurden (vgl. Z. f. Ethnol. 1892 S. 302).

Rhomben hervorgegangenen Mustern zeigt ein Blick auf Fig. 63 ohne weiteres.

Den aus konzentrischen Kreisen entstehenden Schlangenlinien entsprechen unter den rhombischen Verschiebungsmustern Zickzackbänder, die ja in der Steinzeit überall sehr häufig vorkommen. Die grosse Mehrzahl von ihnen wird selbstverständlich einfach auf synthetischem Wege entstanden und als blosses Hängemuster aufzufassen sein. Wo sie aber in Verbindung mit sonstigen Verschiebungsfiguren erscheinen, wird man sie wohl ebenfalls eher als Konstruktionsmuster ansprechen dürfen.

Fig. 60.

Tongefäss von Kličevac in Serbien mit inkrust. Verzierung. Mus. zu Belgrad.
Wosinsky: Die inkrust. Ker. Taf. CVII Fig. 6.

Fig. 62.

Tongefäss mit inkrustierter Verzierung aus dem Mondsee. (Sammlung Much.)
Wosinsky: Die inkrust. Ker. Taf. CXLII Fig. 5.

Fig. 61.

Innenornament am Rande eines bemalten Gefässes.
J. Teutsch: Die spätneolithische Ansiedl. S. 386 Fig. 121.

Endlich bilde ich in Fig. 64 einen bemalten Scherben mit dem sogen. Zinnenornament ab, das konstruktiv aus Rechtecken oder Quadraten hervorgeht (Fig. 65) und das ebenfalls den Schlangenlinien korrespondiert. Wir begegnen ihm besonders häufig an mykenischen und nachmykenischen Gefässen Griechenlands.

Bei diesen Bestrebungen, durch Verschiebung verschiedenartiger Grundfiguren neue Muster zu erhalten, musste man ganz von selbst auch darauf verfallen, die eingeschachtelten Quadrate oder Rhomben durch konzentrische Kreise zu ersetzen, und damit war die Basis für die Entwicklung des Spiralornamentes gewonnen. Natürlich könnte der Vorgang auch umgekehrt gewesen, die Entdeckung des Verschiebungsprinzipes zuerst an konzentrischen Kreisen gemacht und das Verfahren erst später auf Quadrate und Rhomben übertragen sein, doch bietet die erstere Entwicklung mehr Wahrscheinlichkeit.

Von den durch Verschiebung konzentrischer Kreise erzeugten Mustern waren nicht alle gleich gut zu dekorativen Zwecken verwendbar. Nur die einfacheren und damit gleichzeitig auch ansprechenderen waren hierzu geeignet. Als solche konnten in der Hauptsache nur die bei der Verschiebung um eine Einheit entstehenden fortlaufenden Volutenlinien, die Schlangenlinien, die vervielfältigten Volutenlinien und endlich die Doppelvoluten in Betracht kommen, letztere teils in einer fortlaufenden Reihe, wie sie sich unmittelbar aus dem Konstruktionsverfahren ergeben, teils als Einzelfiguren, die dann wieder in beliebiger Weise kombiniert werden konnten.

Fig. 63.

a b

Verschiebungsmuster aus konzentrischen Rhomben. a) Grundfigur, b) Doppelhaken.

Fig. 64.

Verziertes Stück eines Feuerherdes. Wosinsky: Das prähist. Schanzwerk von Lengyel, Taf. XXIII Fig. 174.

Fig. 65.

Konstruktion des Zinnenornamentes.

Besonders zu betonen ist noch, dass man, nachdem man einmal das Prinzip der Musterkonstruktion durch die Verschiebungsmethode gefunden hatte, die sämtlichen daraus hervorgehenden Muster auf einmal erhielt. Die Schlangenlinien, die einfachen und die zu einer fortlaufenden Reihe vereinigten Doppelvoluten bilden daher nach unserer Theorie nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, jüngere Vorstufen der entwickelten Spiralornamentik, von denen aus sie sich nur allmählich im Laufe längerer Zeiträume zu ihrer vollen Blüte entfaltet hat, sondern mit den einfachsten erhielt man gleichzeitig auch die vollendeten Motive. Dadurch wird es uns verständlich, dass wir in den Gebieten, in denen wir die den Verschiebungsmustern analogen Ornamente in besonderer Reinheit und Mannigfaltigkeit antreffen, im südlichen Ungarn, Sieben-

bürgen und namentlich Butmir, die ganze Spiralverzierung gleich in voller Entfaltung auftreten sehen.

Und da ferner Schlangenlinien und einzelne Doppelvoluten wegen ihrer Einfachheit viel leichter nachzuzeichnen waren als komplizierte Voluten- und Spiralbänder, so konnten sich jene von ihrem Heimatgebiet auch weit leichter und schneller nach entfernteren Ländern ausbreiten als letztere, die ohne Kenntnis des Konstruktionsverfahrens nur schwer wiederzugeben waren. So erklärt sich das Vorkommen dieser einfachen Motive in älteren Kulturschichten verschiedener Gebiete, die das eigentliche Spiralornament in dieser frühen Zeit noch nicht kennen, wie in der ersten Stadt von Troja[1]), vielleicht auch in Böhmen[2]) und anderwärts.

Dass eine so einfache, in der Praxis gewiss zahllose Male wiederkehrende Wahrnehmung, wie es die Musterbildung durch Verschiebung ist, in den verschiedensten Weltgegenden gemacht und festgehalten werden kann, bedarf nicht erst der Begründung und ist schon von Stübel ausgesprochen worden. Schon dieser Forscher hatte damit die höchst überraschende Übereinstimmung mancher altperuanischer und mexikanischer Gewebemuster mit der altgriechischen Ornamentik zu erklären versucht, eine Übereinstimmung, die einzelne Archäologen sogar zu der ausschweifenden Annahme uralter Handelsbeziehungen zwischen diesen beiden weit voneinander liegenden Kulturgebieten verleitet hatte. Ich will auf diese Verwandtschaft keinen besonders grossen Wert legen, weil die mexikanische und peruanische Kunst einer entschiedenen Metallzeit angehört, die mäandrischen und verwandten Motive daher wenigstens teilweise aus der Metalltechnik erklärt werden könnten. Immerhin sind unter den altperuanischen Gewebemustern einzelne von so eigentümlicher Form, dass sie nur schwer als blosse Weiterentwicklung der aus der Natur entnommenen oder in der Technik der Weberei begründeten Vorbilder zu verstehen sind, sondern erst durch die Verschiebungstheorie recht begreiflich erscheinen.[3]) Wie aber sollen wir uns die Spiraldekoration der Cliff Dwellers im Südwesten der Vereinigten Staaten und in den steinzeitlichen Mounds von Louisiana erklären, deren Gefässe geradezu überraschende Analogien zu der Spiralverzierung des unteren Donaugebietes und namentlich Butmirs darbieten. Wenn ferner die Ethnologie an langen Reihen von Übergangsformen die Entwicklung des geometrischen Ornamentes und speziell des Mäanders und der Spirale aus Tier- und Menschenfiguren nachzuweisen sucht, so kann man vielleicht in einzelnen Fällen an denselben Figurenreihen den Entwicklungsgang auch umgekehrt darstellen und von rein geometrischen Mustern zu Tier- und Menschengestalten gelangen. Für die steinzeitlichen Gesichtsurnen Dänemarks hat schon Sophus Müller einen ähnlichen Entwicklungsgang angenommen[4]),

1) Z. B. Schliemann, Troja Nr. 1 und 2.
2) Virchow in Zeitschr. f. Ethnol. 1895 S. 418.
3) Vgl. besonders das reichgegliederte Bortenornament auf Taf. 62 Fig. 7 in Bd. II: Das Totenfeld von Ancon, und Stübel a. a. O. Fig. 21.
4) Nord. Altertumskunde Bd. I S. 162.

und die stilisierten Gesichts- und Tierfiguren in peruanischen Geweben (Fig. 66a—c) hat Stübel in ungezwungener Weise aus Verschiebungsmustern hergeleitet.[1]) Auch bei den lebenden Naturvölkern genügt daher die blosse Feststellung von auch noch so zahlreichen Übergangsformen an sich noch nicht zur Ableitung des geometrischen und speziell Mäander- und Spiralornamentes von Tier- und Menschenfiguren, vielmehr bedarf es in jedem Einzelfalle noch der genauen Feststellung des zeitlichen Auftretens der einzelnen Entwicklungsstufen. So erklärt sich vielleicht auch die Spiral- und Mäanderverzierung Neu-Seelands und andrer Gebiete einfacher durch die Verschiebungstheorie als durch die Herleitung aus der organischen Welt. Das alte Sprüchwort: viele Wege führen nach Rom gilt also auch für das Mäander- und Spiralmotiv; für jedes einzelne Kulturgebiet ist der Weg, auf dem man zu dieser Verzierungsweise gelangte, besonders festzustellen.

Fig. 66a.

Fig. 66c.

Fig. 66b.

Flächenmuster von Ancon. a stellt die Grundform dar, aus der durch Verschiebung um eine halbe Figurenbreite sich Muster b entwickelte. Die bei c sichtbaren Kreise sollen offenbar Mund und Augen darstellen und sind augenscheinlich hinzugefügt, weil das Verschiebungsmuster bei dem Künstler die Vorstellung einer menschlichen Figur erweckte.

Die Antwort auf die Frage, in welchem Teile Mitteleuropas wir das Heimatland der neolithischen Spiralverzierung und des ihr genetisch gleichen Mäanders zu suchen haben, ergibt sich nach dem früher Gesagten ganz von selbst. Es kann nur dort gesucht werden, wo wir die Verschiebungsornamente in grösster Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit und Reinheit antreffen, und wo uns diese Verzierungsweise nicht in einzelnen zeitlich weit auseinander liegenden Übergangsformen, sondern gleich in voller Entfaltung entgegentritt. Dies trifft aber nirgends mehr zu als im südlichen Ungarn und namentlich in Siebenbürgen und Butmir, die uns ein schier unerschöpfliches Material geliefert haben.

1) Stübel a. a. O. Fig. 26, 28, 29, von denen ich erstere wiedergebe (Fig. 66).

Eine nähere Abgrenzung des Ursprungsgebietes der Verschiebungsmethode innerhalb der genannten Kulturzone, die man trotz mancherlei lokaler Entwicklungsformen in Anbetracht der zahlreichen sonstigen Analogien als eine einheitliche archäologische Provinz betrachten kann, scheint mir zurzeit noch etwas gewagt. In den neolithischen Stationen Siebenbürgens begegnen wir vor allem zahlreichen eckigen mäanderartigen Mustern; die Neigung, einzelne Figurenelemente gegeneinander zu verschieben, erstreckt sich hier sogar auf einfache, nicht ineinander geschachtelte geometrische Figuren (Fig. 67). Trotzdem erscheinen auch hier, wie wir gesehen hatten, die aus Verschiebung konzentrischer Kreise hervorgegangenen Muster und daneben mehr oder weniger entstellte oder missverstandene Nachbildungen von solchen nicht selten.

Fig. 67.

Bemalter Gefässscherben vom Priesterhügel bei Brenndorf in Siebenbürgen. J. Teutsch: Die spätneol. Ans. mit bem. Ker. S. 385 Fig. 112.

Fig. 68.

Tongefäss von Butmir. Hörnes: Urg. d. Ker. Taf. VI Fig. 15. (Abgebildet in Z. f. E. 1893 S. 462 Fig. 42.)

Butmir dagegen bietet uns die durch das Konstruktionsverfahren erzielbaren Spiralmotive in geradezu erstaunlicher Menge, Mannigfaltigkeit und vor allem Reinheit dar. Die einzelnen Muster stimmen hier trotz aller Zutaten und Abweichungen in der Verbindung untereinander vielfach so genau mit den konstruktiv gewonnenen Zeichnungen überein, dass wir uns nur schwer vorstellen können, wie man ohne Kenntnis des Konstruktionsverfahrens zu den mathematisch genauen Figuren habe gelangen können. Gegenüber diesen den Verschiebungsmustern entsprechenden Motiven ist die Zahl der wirklichen Spiralen, wie wir bereits früher gesehen hatten, verschwindend klein.

Im Gegensatz zu den aus konzentrischen Kreisen herleitbaren sind die aus eckigen Grundfiguren zu erzeugenden Verschiebungsmuster in Butmir verhältnismässig selten, obwohl sie keineswegs fehlen. Insbesondere findet sich der aus konzentrischen Rhomben hervorgehende schräge

Mäander vertreten (Butmir II Taf. XIII Fig. 11). Auch derartige Muster, wie wir sie z. B. am Fussteile des in Fig. 68 wiedergegebenen Gefässes sehen, können als Verschiebungsornamente gedeutet werden, und zwar ergibt die Rückkonstruktion gittertorartige Quadrate, wie wir sie bereits oben an cyprischen und Mondseegefässen kennen gelernt hatten. Natürlich brauchen nicht alle derartigen Muster durch die Verschiebungsmethode gewonnen zu sein, sondern nachdem einmal das Verständnis für das Verschiebungsprinzip vorhanden war, konnte es dem musterverständigen Künstler wohl gelingen, durch freie Konstruktion nicht nur bekannte Muster abzuändern, sondern ebensogut neue zu erfinden. Doch wird dann auch bei letzteren das Verschiebungsgesetz noch mehr oder weniger deutlich herauszufinden sein, wie es auch bei der eben angeführten Verzierung der Fall ist.

Von diesem Gebiet aus ist nun die Spiraldekoration einerseits donauaufwärts nach West- und Mitteldeutschland, andrerseits über den Balkan nach Süden und später von der Donaumündung aus auch nach Osten bis zum Kaukasus gelangt. Nach West- und Mitteldeutschland erfolgte ihre Übertragung nur von Hand zu Hand oder durch Handelsbeziehungen, nicht aber durch zuwandernde Völkerstämme. Diese Länder erhielten demzufolge nur das Spiralmuster, nicht aber zugleich auch das Konstruktionsprinzip. Die Spirale musste daher hier eine fremde Erscheinung und ihrem Wesen nach unverstanden bleiben. Man ahmte wohl die überkommenen Muster nach, wusste aber sonst nichts weiter damit anzufangen. So blieb hier die Spiralverzierung eine blosse Form, ein Körper ohne Geist und Seele, der zu weiterer Entwicklung nicht fähig war, und wir sehen sie daher hier im Gegensatz zu ihrem Heimatlande und den unmittelbaren Nachbargebieten, in denen sie bis in die Bronze- und Hallstattperiode fortlebte und immer neue Blüten trieb[1]), noch vor dem Ende der Steinzeit spurlos verschwinden.[2]) Erst in der nordischen Bronzezeit erscheint sie von neuem, diesmal verpflanzt von zuwandernden Bronzekünstlern, die den nordischen Völkern nicht nur die Kunst der Metallbearbeitung, sondern zugleich auch das Verständnis für das Wesen der Spiralornamentik beibrachten.

Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse im Süden des Balkan und auf dem Inselgebiete. Hier waren die Erfinder selbst die Träger der Spiraldekoration, die sie zugleich mit dem Mäander auf ihren Wanderzügen mit hinwegnahmen und in ihre neue Heimat verpflanzten. Die Kultureinflüsse, die einerseits von Ägypten, andrerseits von Klein- und Vorderasien auf dieses ganze Gebiet einwirkten, vermochten der jugendfrischen Pflanze keinen Abbruch zu tun, sondern mussten ihr im Gegenteil mit ihren neuen der lebendigen organischen Welt entlehnten Motiven nur weitere kräftige Nahrung zuführen, unter der sie sich zu einem statt-

---

1) Beispiele hierfür S. 8 u. 11.

2) Näheres hierüber enthält meine Arbeit über die „Beziehungen der west- und mitteldeutschen, zur donauländischen Spiral, Mäanderkeramik: Mitt. d. Wiener Anth. Ges. Bd. XXXV S. 249 ff.

lichen blütenreichen Baum entwickelte. So wird uns die hervorragende Ausbildung der Spirale und der Mäandermotive im Mykenäkreise und weiter südwärts in Kreta verständlich, das schon um die Mitte des 3. Jahrtausends von phrygischen Königen beherrscht ward.[1])

Ob auch die ägyptische Spirale auf das Donaugebiet zurückgeht, ist vorläufig nicht zu entscheiden, da die Chronologie noch zu unsicher ist. Denkbar wäre es schon, dass die letzten Ausläufer der indogermanischen Wanderung, die in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends schon in vollem Gange war, bis an die Ufer des Nils gelangten, um hier von der einheimischen Bevölkerung aufgesaugt zu werden. Doch ist es andrerseits bei der überaus einfachen Entstehungsweise des Mäanders und Kymation auch recht wohl möglich, dass die Ägypter schon früher selbständig auf dem gleichen Wege wie die Peruaner und alten Bewohner Louisianas und wie die steinzeitlichen Bewohner des Donautieflandes zu ihrer Spiralverzierung gelangt sind. Geht die Spirale im Nillande tatsächlich, wie man aus einem spiralverzierten Skarabäus mit der Kartusche des Königs Tat-ka-ra gefolgert hat, bis auf die IV. Dynastie (etwa 4000—3800 v. Chr.) zurück, so würde selbstverständlich von einer Herleitung aus dem Donaugebiete nicht die Rede sein können, sondern eine autochthone Entstehung des Spiralornamentes in Ägypten angenommen werden müssen.

Zum Schlusse seien die Ergebnisse dieser Studie in folgende Sätze zusammengefasst:

1. Die steinzeitliche Spiraldekoration Mitteleuropas erscheint als ein Glied eines rein geometrischen Kunststils und muss aus diesem zu erklären sein.
2. Eine ungezwungene und einfache Erklärung hierfür bietet die Verschiebungstheorie, nach der das Spiralornament durch Verschiebung konzentrischer Halbkreise gegeneinander entstanden ist.
3. Konzentrische Kreise waren der Kunst des südlichen Mitteleuropa mindestens in der 1. Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr., wahrscheinlich jedoch schon früher bekannt.
4. Ein grosser Teil der steinzeitlichen danubischen und besonders der siebenbürgischen und bosnischen spiraloiden Muster stimmt genau mit den durch Verschiebung konzentrischer Halbkreise erzeugten Mustern überein.
5. Nach der Konstruktionstheorie erscheinen die verschiedenen Gruppen von Verschiebungsmustern gleichzeitig. Dies ist in Siebenbürgen und Butmir, wo gerade den Konstruktionsfiguren entsprechende Ornamente am reinsten und häufigsten auftreten, tatsächlich der Fall.
6. Die echte, der körperlichen gleichende Spiralfigur muss sich aus Verschiebungsmustern erklären, und ebenso alle sonstigen verwandten Motive. Diese Erklärung ist, wie wir gesehen hatten, äusserst einfach.

---

1) Fritzsche, Der Anfang des Hellenentums; Neue Jahrb. f. d. klass. Alt., Gesch. u. deutsche Lit. u. f. Päd. Bd. XIII H. 9 S. 911.

7. Die echte Spirale darf demzufolge nicht älter sein als die Volutenlinien, sondern jünger oder höchstens gleichaltrig. In Butmir erscheinen tatsächlich in den alleruntersten Schichten gerade die reinsten Volutenmuster.
8. Den kreisförmigen entsprechen hinsichtlich der Entstehung die eckigen Verschiebungsmuster. Beide müssen daher nebeneinander erscheinen. Dies ist sowohl für Siebenbürgen als Butmir nachweisbar.
9. Die degenerierten Spiralornamente der neolithischen Keramik West- und Mitteldeutschlands erklären sich als missverstandene Nachahmungen übertragener Vorbilder, weil den Künstlern das Konstruktionsprinzip unbekannt blieb.
10. Die Verschiebungstheorie erklärt ungezwungen das Vorkommen des Mäander- und Spiralornamentes in weit auseinander gelegenen Gebieten, die allem geschichtlichen Ermessen nach in keinerlei Verkehr miteinander gestanden haben können.

Nachtrag.

In vorstehender Abhandlung hatte ich mich zur grösseren Einfachheit und weil ich nur das Prinzip der Musterkonstruktion durch die Verschiebungsmethode darstellen wollte, lediglich auf ein ganz bestimmtes System von Kreis- bezw. Ellipsenkombinationen beschränkt. Die Ausdehnung meiner Studien auf andere Kulturgebiete hat mich dann dazu geführt, noch weitere Figurenkombinationen zur Untersuchung heranzuziehen, deren Ergebnisse insofern auch für die vorstehende Arbeit belangvoll sind, weil sich dadurch eine Reihe von Ornamentmotiven, die bisher als Abweichungen erschienen, als unmittelbare Verschiebungsmuster herausgestellt haben.

Fig. 69.

Fig. 70.

Hierzu gehören zunächst die einlinigen ineinander greifenden Doppelvoluten (Fig. 69 u. 70). Man erhält sie aus konzentrischen Kreisen, deren Radien r, r + n, r + 2 n, r + 3 n usw. eine den natürlichen Zahlen entsprechende arithmetische Reihe bilden, während bei den oben behandelten Figurengruppen die Radien der Reihe der ungraden Zahlen entsprechen (r, 3 r, 5 r, 7 r usw.) Beispiele: Wosinsky Taf. CII 7; C 3; XCI 5; LXII 10; Hörnes: Urz. d. b. K. S. 265 Fig. 88; Pič: Čechy předh ist. Bd. I Taf. L, 8 u. 9.

Ein weiteres neues Muster bilden doppellinige, nicht geschlossene S-Figuren, deren Entstehung Fig. 71 veranschaulicht. Als Beispiel für dieses Motiv bilde ich einen Scherben von der höchst interessanten spät-

neolithischen Station von Sărata-Monteorŭ bei Butzeŭ in Rumänien ab, die demnächst von ihrem Entdecker, Hrn. Ingenieur Honzik in Bukarest, eingehend behandelt werden wird. Das Muster (Fig. 72) weicht von der Konstruktionsfigur nur dadurch etwas ab, dass die unteren Schenkel bis an die nächste Volute fortgeführt sind. Weitere Beispiele: Wosinsky IX 6; LXXXIX 3; XCV 6 u. 8 (s. o. Fig. 30).

Fig. 71.

Fig. 72.

Gefässscherben von Sărata Monteorŭ bei Buzeŭ in Rumänien. Sammlung Honzik.

Fig. 73.

Doppelvolute mit „Führungslinie“. Köhl: Die Bandkeramik der steinzeitl. Gräberf. u. Wohnpl. in der Umgebung von Worms, Taf. VII Fig. 3.

Fig. 75.

Volute aus vier Kreisen; Butmir.

Fig. 74.

Ein auffallendes Ornament (Fig. 73) bilden die in Südwestdeutschland sehr häufigen Doppelvoluten mit „mittlerer Führungslinie“ (Köhl a. a. O. S. 31). Auch sie lassen sich unmittelbar durch Verschiebung erzeugen (Fig. 74). Aus dem untern Donaugebiete sind mir allerdings derartige Motive nicht gegen-

wärtig, wohl aber aus dem südwestlichen Russland, wo sie anscheinend nicht selten sind. Eine eingehende Durchmusterung der siebenbürgischen und ungarischen Gefässe würde jedenfalls auch für dieses Gebiet das Vorhandensein dieser Muster ergeben. Natürlich erhält man durch das Konstruktionsverfahren analoge „Führungslinien“ auch bei eckigen Verschiebungsmustern (Beispiele: Köhl a. a. O. Taf VIII 2, 3, 5).

Fig. 76.

Konstruktionszeichnung zu Fig. 75. Die untere punktierte Linie ist eine Begleitlinie, die mit dem Verschiebungsmuster nichts zu tun hat. Die punktierte Linie im Zentrum der letzten Volute zeigt den Verlauf der Linien bei dem Scherben.

Endlich sind auch die S. 16 besprochenen in Butmir sehr häufigen Motive (Fig. 75), wenigstens einzelne von ihnen, wohl besser als direkte Verschiebungsmuster anzusprechen, wie ein Vergleich mit der Konstruktionszeichnung (Fig. 76) lehrt, die mit jenen Mustern vollständig übereinstimmt. Leider sind die Scherben zu klein, um den Charakter des Motives klar beurteilen zu können.

2. Berichte der Missionare G. Binetsch und G. Härtter über die Eweer bezw. Anglo-Eweer.[1]

I. Beantwortung mehrerer Fragen über unser Ewe-Volk und seine Anschauungen.[2]

Von G. Binetsch, Missionar.

1. Der Name unseres Stammes ist: Ewe oder in deutsch: Eweer. Die Eweer wohnen an der Sklavenküste, wir können sagen, zwischen dem Fluss Volta und dem Niger.

2. Der Name für Gott ist Mawu. Gott ist in der Anschauung unserer Neger ein persönliches Wesen. Mit dem Worte Mawu ist der Begriff verbunden: Mawu das höchste Wesen, alles überragend. Redeweisen, in welchen Gottes gedacht wird, sind: „Ich bin in Gottes Hand“. In den Tagen des Glückes und der Freude heisst es: Mawu edi na = Gott hat's gewährt, Gott hat's bescheert. In den Tagen der Trübsal und des Unglücks: Mawu ede mo = Gott hat's erlaubt, Gott hat's zugelassen. — Aber in der Verzweiflung können sie sich auch ärgerlich aussprechen gegen Gottes Verhalten und sagen: Gott hat Böses getan.

3. Eine Schöpfungssage ist vorhanden. „Gott der Erhabenste ist der Schöpfer der Welt und alles Sichtbaren.“ Gott machte auch den Menschen, aber wie, ist nicht gesagt. In einem Korbe wurden die Menschen vom Himmel herabgelassen auf die Erde, und zwar die schwarzen Menschen. — Es ist auch nicht gesagt, wie viele herabkamen, jedenfalls aber waren sie beiderlei Geschlechts. Vor der Schöpfung war niemand ausser Gott

---

1) Die obigen Berichte der Missionare G. Binetsch und Härtter sind uns von Herrn P. Staudinger übergeben worden und beanspruchen noch heute das Interesse der Ethnologen, da sie auf langjähriger Beobachtung beruhen. Die Redaktion.

Ich erhielt die Manuskripte von Hrn. Schreiber, Bremen, vor einigen Jahren mit der Bitte, ihre Veröffentlichung in die Wege zu leiten. Der Redaktion sei an dieser Stelle dafür der Dank ausgesprochen, dass sie diese, wenn auch längst geschriebenen, aber doch von hohem Interesse seienden Arbeiten veröffentlichte. Bei den Missionen liegt ein grosser Schatz ethnologischer Aufzeichnungen, den zu heben ein Verdienst ist. P. St.

2) Ende Oktober v. J. ist Unterzeichneter zum dritten Male hier angekommen und erst anfangs d. J. ist mir das Blatt mit der Aufforderung von Herrn Superintendenten Merensky zu Händen gekommen; deshalb bedaure ich sehr, dass die Sache so lange liegen geblieben und beeile ich mich nun nachträglich, diese Fragen zu beantworten, so gut ich's eben kann. G. Binetsch.

Das Wort „Blatt“ ist identisch mit einem Fragebogen, den D. Merensky an die Missionen versandt hatte und der sich auf die Erforschung der Religion bezw. des Seelenlebens, Anschauungen über Gott, Leben nach dem Tode usw. bezog. P. St.

= Mawu. — Gott machte den Menschen gut, wenigstens wird von den Alten gerühmt, dass sie besser gewesen als das jetzige Geschlecht, die Alten hatten sozusagen mehr Moral im Leibe gehabt. Vom Urzustand kann ich wenig erfahren. Von einem Abfall oder Sündenfall aber weiss unser Neger nichts. Es scheint, dass ihm deshalb auch die Sündenerkenntnis so sehr fehlt. —

Der Tod kam mit dem Menschen in diese Welt, aber von der Ursache des Todes ist nichts gesagt. — Von Halbgott oder Urvater weiss der Eweer nichts.

4a. Unser Volk nennt die Seele = Cuw̃o oder Gbo̱gbo̱, und zwar nicht nur der Heide, sondern auch wir haben diese Ausdrücke für die Übersetzung akzeptiert. Luw̃o̱ heisst ein Ding, das nicht sterben kann. Gbo̱gbo̱ ist der Geist, des Menschen unsterblicher Geist. Bemerke noch, dass gbo̱ atmen bedeutet, davon ist durch Reduplikation Gbo̱gbo̱ gewonnen.

Die Seele geht nach dem Tode nach Tšiew̃e = Bleibestätte; das ist der allgemeine Ausdruck, wir könnten sagen: Hades, Scheol, oder deutsch: Totenbehälter, Totenreich. — Dahin kommen im allgemeinen die Menschenseelen. — Jedoch für Mörder, Räuber, Ehebrecher, böse, schlechte Menschen überhaupt: diese kommen alle nach Ago̱kpō = Fächerpalmstumpf oder unterste Hölle.

Dagegen gehen die guten Menschen nach dem Tode nach Mawuw̃e = Gottesplatz. Aber auch dieser beste Ort der Seelen ist im Vergleich zu den Genüssen und Freuden dieser Welt doch nicht so gut wie das Leibesleben auf Erden. Eben deswegen hoffen auch diese am Gottesplatz Weilenden wieder einmal zur Erde zurückzukehren, weil der Geist allein nicht glücklich sein kann, wenn er vom Leibe getrennt ist. Daher die Ansicht, dass gute Menschen, die am Gottesplatz sind, später einmal wieder ihre Erscheinung auf Erden machen, indem sie als Kinder geboren werden. Dabei kann ein solcher guter Geist seine Erscheinung in mehreren verschiedenen Kindern machen, aber trotzdem bleibt der Geist in Mawow̃e (unklar). (Hier finden wir ohne Wissen unserer Neger die Idee der Auferstehung des Leibes, allerdings in grosser Unklarheit; und fast neigt es hin zu einer Art Seelenwanderung.

Die Geister erscheinen auf Erden, und zwar in den Häusern, auf der Strasse, auf dem Felde, allüberall, und die Geister haben die Eigenschaft, sich nur Einzelnen sichtbar zu machen, andere können dabei sein und sie doch nicht sehen. — Sie erscheinen, wie sie im Leben waren, im allgemeinen. Es kann sein, dass die Erscheinung eines Geistes eine gute Folge haben soll, dann ist die Erscheinung keine erschreckliche, sondern angenehme, oder umgekehrt, dann ist die Erscheinung erschrecklich. — Die Fetischpriester geben vor, die Geister zu rufen. Bei Tage in einer Callabasse voll Wasser und bei Nacht kommen sie ins Zimmer und reden.

Der Name des Geistes ist Noli, d. h., es ist eine Gestalt, vorhanden, sichtbar, ohne greifbare Substanz. — Die Einwirkung der Geister auf die Menschen geschieht in doppelter Weise. Erstens, sichtbar können sie die Menschen schlagen und verletzen, dass sie sterben.

Zweitens, unsichtbar können sie die Menschen in den Häusern plagen durch Krankheit und Tod. So wirken die Geister auf die Menschen ein, aber auch in Träumen sprechen sie mit dem Menschen. Sie sprechen ernst und freundlich, in letzterem Falle bedeutet es etwas Gutes, in ersterem aber etwas Schlimmes.

4b. Den Geistern der Verstorbenen werden Opfer gebracht, insofern als eine Familie Unglück hat, da wird der Fetischpriester nach der Ursache gefragt und der findet heraus, dass irgend einem Verstorbenen in der Familie nicht genug Ehre erwiesen wurde und verlangt Speise, Landessuppe, Maismehl mit Palmöl gemischt, Wasser, Branntwein, Landesbier und Palmwein. Das wird aber ausserhalb der Stadt gemacht auf einem Wege. Der Fetischpriester gibt vor, dass der Geist ihm gesagt, wo man das tun soll.

Bei Beerdigungen der Häuptlinge und ihrer Frauen werden im Aulo-Distrikt, d. h. im Stamm an der Küste keine Opfer mehr gebracht, ausser, dass von den Verwandten bzw. dem ganzen Dorf oder der ganzen Stadt getanzt, getrunken und gegessen wird und mehrere Tage lang.

Im Innern haben sie die Opfer noch und ohne dass ich an Dahome erinnere, haben wir es selbst in unserer Mission erlebt, dass vor einigen Jahren auf unserer Aussenstation Peki, auf dem Grabe eines Häuptlings, ein Mädchen getötet wurde. Die Anschauung lebt noch unter unseren Negern, dass ein reicher und angesehener Mann, Häuptling, König usw., der in dieser Welt gross war, auch in der andern Welt, sagen wir im Totenreich, gross sein wird. Hat er viele Frauen und Sklaven in dieser Welt gehabt, so muss er sie auch im Jenseits haben; deshalb sollten welche getötet und nachgeschickt werden ins Jenseits. — Doch weichen die Schatten dem Lichte des Evangeliums.

Opfer auf den Gräbern Verstorbener werden dargebracht, aber es ist kaum der Mühe und des Erwähnens wert Am 5. oder 7. Tage bringen sie Branntwein oder Landesbier auf das Grab und giessen es aus. Später als 5 oder 7 Tage nach der Beerdigung wird an dem Grabe nichts mehr getan. Sonst suchen eben die Lebenden bei Totenfeierlichkeiten zu profitieren, indem sie gut leben. — Bei Plantagenanlage tun unsere Neger nicht opfern; Eisenschmelzer oder Schmelzer von Erz gibt es bei uns nicht, das ist tiefer im Innern. Dagegen haben die Schmiede einen besonderen Gebrauch hier, der sich jährlich wiederholt. Sie opfern einen Widder oder eine Ziege, auch ein Huhn. Alle Handwerksgeräte werden sauber gewaschen und dann wird das Opferblut darauf gesprengt, es wird eine Mahlzeit bereitet vom Opfertier, wovon auch wieder kleine Reste auf das Handwerkszeug gesprengt werden; die Hauptsache aber wird gegessen von der Familie und den Geladenen.

Beim Bau eines Dorfes werden die Geister der Verstorbenen aus der Familie durch den Fetischpriestor gefragt, ob das Land, worauf sie bauen wollen, gut gewählt sei, ob sie gesund bleiben und die Kinder gedeihen werden usw. Dann verlangt der Priester im Namen der Geister ein Opfer; ein Schaf, eine Ziege wird geschlachtet und etwas davon hinaus-

gebracht auf einen bezeichneten Ort, das andere, die Hauptsache, wird verzehrt.

In Kriegszeiten werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um durch die Fetischpriester zu erfahren, ob sie dem Feinde gewachsen seien oder nicht. Gewöhnlich sagt er nein, sie seien viel zu schwach und nun hat er Ernte. Er darf fordern, was er will und er bekommt's. Natürlich verspricht er, den schwachen Teil zu stärken und den Feind zu schwächen. Dann werden die Opfer gebracht. Ein Farre wird getötet und in den Busch geworfen als ein Gräuelding = (busunu) für die Feinde, andere Farren und Opfertiere werden verzehrt. Das ist Landesopfer.

Über dies Landesopfer hat aber noch jede Familie für sich zu opfern, von einem Huhn an bis zu einem Farren, ehe die Krieger ins Lager abziehen. Ausserdem verschaffen sie sich noch eine Masse Amulette, um sich kugelfest zu machen, was wir ihnen im Hinblick auf europäische Kriege gewiss nicht übel nehmen wollen.

Bei Krankheiten von Einzelnen bringen sie Opfer dar, und es kommt nur auf den Patienten an, ob er reich ist; je nachdem verlangt der Fetischpriester ein Opfer. Ist er reich, dann müssen Tiere geschlachtet, Kleider und Geld, insbesondere auch Branntwein verschafft werden. Gerne wird die Krankheit durch falsche Medizin in die Länge gezogen, um bei Vermögenderen tüchtig zu schröpfen. — In Fällen von Epidemie werden allgemeine Opfer dargebracht für ein ganzes Dorf, eine ganze Stadt.

Gerade jetzt leben wir in einer Pockenepidemie hier und das erinnert mich an ein Erlebnis im Innern. Da wurde etwa 5 Minuten von der Stadt ein grosser Platz gereinigt von Gras und Busch, dann wurden Erdhügel aufgeworfen, aber keine grossen, dieselben wurden mit kleinen Erdmännchen besetzt, die sollten die Repräsentanten der Stadtbewohner sein und machten die Zahl der Einwohner aus. Daneben waren in verschiedenen Töpfen Speise und Wasser aufgestellt für den Pockengeist, da sollte er sich laben und die Erdmännchen mit den Pocken schlagen, aber in die Stadt soll er nicht hineinkommen, daher war ihm der Weg verzäunt. Die Hähne in der Stadt mussten alle sterben; denn wo der Hahn kräht, da ist das Dorf nicht ferne, sagt das Sprüchwort.

Aber es werden auch sonst noch Opfer gebracht, die Ältesten lassen durch Kinder kollektieren von Haus zu Haus; von diesem Gelde werden Tiere gekauft und ausserhalb der Stadt an hochgelegenen Orten geschlachtet und das Blut wird auf den Weg gegossen, das Fleisch aber wird von den Einwohnern der Stadt gegessen und das Essen des Opferfleisches soll die Krankheit von den Essenden zurückhalten. Ist aber einmal die Krankheit in der Stadt auch nur in einem Einzelfall, so sträubt man sich gar nicht mehr dagegen, sondern es heisst: „komme ich um, so komme ich um", und niemand nimmt sich mehr in acht vor Ansteckung, im Gegenteil, wünscht man bald angesteckt zu werden, um fertig zu sein.

Unsere Neger haben dreierlei Götzen. 1. Provinzialgötzen, 2. Stadtgötzen, 3. Hausgötzen. Erstere spielen oft eine grosse Rolle über weite Strecken hin, wie z. B. der Tarde in Kraky auf dem Wege nach Salaga, dessen Symbol ein Hügel ist, kegelförmig. Die übrigen

Stadt- und Hausgötzen stellen meistens Menschen dar, auch Tiere. Sie sind legba genannt.

2. Gewöhnlich befinden sich die Stadtgötzen, von Erde gebildet und unter einem Strohdach sitzend, an einem Ende der Stadt. Als Auge und Nase werden ihnen kleine Muscheln eingesteckt und im Munde eines solchen Götzen habe ich schon Schweinezähne gesehen.

3. Die Hausgötzen sind in den meisten Fällen aus Holz geschnitzt und auch sonst von der primitivsten Art. Vor beiden, Stadt- und Hausgötzen, knien die Leute und verehren sie, tragen ihnen ihre Wünsche vor, hauptsächlich aber vor dem Stadtgötzen.

Die Bilder und Puppen sind nicht Repräsentationen von Verstorbenen, sondern Untergötter, in denen verschiedene Trọ̃-Geister hausen.

e) Schlangen und andere böse Tiere gelten gerade nicht als Verkörperungen von Abgeschiedenen, sondern der Geist des Abgeschiedenen habe das Tier nur momentan besessen und zum Schadentun getrieben. Das Schadentun aber sei die Äusserung der Rache eines Geistes. Oder unsere Neger meinen, dass ein Untergott, ein böser Geist in einem wilden, bösen Tiere lebt und die Grausamkeit und Gewalt des Tieres ist dem Neger eine Äusserung der Kraft eines bösen Geistes (Untergottes) und die Furcht vor diesem Tiere treibt ihn, dasselbe zu verehren und ihm zu dienen. Deshalb werden folgende Tiere göttlich verehrt: Schlange (wahrscheinlich die Abgottschlange P. sab.), Leopard, Hyäne, Krokodil, Hund und Katze usw.

In Wydah und Gr.-Popo wurde früher der Schlangendienst schwunghaft betrieben, so dass denselben sogar Säuglinge dargebracht wurden. Die Schlangen durften nicht verletzt noch getötet werden. — Von allen diesen Tieren redet der Heide sehr respektvoll und schmeichelhaft, nennt sie Väterchen und Grossvater usw. Diesen Tieren wird auch, eines jeden Begierde entsprechend, jedes Jahr ein Opfer gebracht. Der Hyäne ein Schwein, dem Leoparden eine Ziege, der Schlange Eier usw. Verschiedene Familien haben verschiedene Tiere als ihre Protektoren.

f) Bei der Beschneidung haben unsere Neger keine besondere Feierlichkeit.

g) Die Heiden haben die Vorstellung, dass ein Unterschied ist zwischen guten und bösen Geistern; dass aber dieselben zugleich gut und böse sein können, das ist dem Eweer fremd. Dagegen ist die Anschauung, dass eine Klasse guter Geister und eine Klasse böser Geister vorhanden, sehr ausgeprägt. Mawu, Gott der Erhabenste, über den nichts mehr zu stehen kommt, der Allerhöchste, steht über diesen beiden Klassen von Geistern. Von Mawo aus ziehen sich diese beiden Klassen Geister gleichsam in zwei Linien zur Erde hin, als Untergötter, und durch sie hindurch wirkt der Mensch, d. h. nur der Fetischpriester auf diesen höchsten Gott ein. Da müssen die guten Geister bewegt werden zu segnen, ihre Gaben zu spenden; die bösen Geister dagegen müssen versöhnt werden, um abzulassen vom Übeltun.

5. Unsere Heiden haben Mittel, die Zukunft zu erforschen. Der Zauberer heisst afäkala. Gewöhnlich aber macht jeder Häuptling Gebrauch von dieser Zauberei.

Die Mittel, die Zukunft zu erforschen, sind einfach entweder kleine Seemuscheln, oder grosse, bohnenartige Schotenkörner von einer Schlingpflanze, welche wie Würfel auf die Erde geworfen werden und je nachdem sie fallen, wird die Zukunft gedeutet. Über Mittel, um Zaubermittel ausfindig zu machen, soll der Eweer nichts wissen, wenigstens habe ich nichts darüber erfragen können.

6. Ob Mittel da sind, um Regen zu machen, weiss ich nicht, jedenfalls sind sie dann nur Blendwerk zur Befriedigung der Neugierde und um der Sache Ansehen zu verleihen. In den meisten Fällen halten die Priester oder die sogenannten Regenmacher Moralpredigten, sagen, das und das habt ihr unterlassen zu tun, deshalb ist der Trọ-Geist zornig und deshalb kein Regen. — Dann werden Opfer verlangt und dargebracht, wie bereits oben beschrieben und hauptsächlich eine Kollekte veranstaltet für den Regenmacher. Ein Erlebnis macht dies deutlich. Da war anhaltende Dürre, die Leute seufzten und wollten Regen haben. Da hat eine Fetischpriesterin vor dem Mondwechsel einen glücklichen Einfall. In ihrem Dorfe ist längst ein blöder, geisteskranker Mensch, der verwahrlost wurde, weil man gern gesehen hätte, dass er stürbe. Nun tritt die Priesterin auf mit einer Predigt und sagt: Die Dürre kommt daher, weil man den blöden Menschen so vernachlässigt hat, deshalb ist der Fetisch zornig. Rasch wird der bedauernswürdige Mensch von 100 Händen gewaschen und ordentlich gekleidet und siehe da, der Regen kam. Nachher hatte diese Priesterin einen grossen Zulauf von weit her und von jedem Besucher erhielt sie eine Mark.

Hagel gehört hier zu den grössten Seltenheiten, denn in 10 Jahren habe ich hier nur einmal kleine Hagelkörner gesehen, deshalb sucht man den Hagel nicht zu verhindern. — Um den Blitz abzuwenden, haben wir hier eine Klasse Fetischleute, Hebisotọwo oder Fetuŝiwo genannt, die den Donner- und Blitz-Gott verehren. Sobald es stark donnert und blitzt, fangen die Weiber dieser Klasse an zu singen und zu schreien, um dadurch ihren Gott gnädig zu stimmen und den zerstörenden, Verderben bringenden Blitz abzuwenden.

7. Heilig gehaltene Tiere sind folgende: Leopard, Hyäne, Krokodil, Hund, Katze, bei einigen Stämmen wird das Schaf und die Ziege heilig gehalten, bei andern der schwarze Affe mit weissem Schwanz. Ganz genau kann ich zwar nicht bestimmen, ob sie wirklich diese Tiere für heilig halten, oder nur deshalb verehren, weil dieselben ihre Erwerbsquelle sind. Auch scheint es mir, als ob nur einzelne Familien mehrere dieser genannten Tiere wählen als ihren Schutzpatron. Die wilden, grausamen Tiere sind aber von Stammes wegen anerkannt als heilig, oder als solche, in denen ein böser Untergott wohnt.

Mit Naturereignissen werden hier an der Küste keine Tiere in Verbindung gebracht, das könnte im Innern eher der Fall sein. Eine Art Nachtfalter, die in grosser Menge um die Harmattanzeit sich in die

Wohnungen eindrängen, sollen je nach der Menge, wenn sie sehr zahlreich sind, epidemische Krankheiten bedeuten. Ebenso haben unsere Neger die abergläubische Ansicht, wie sie in Europa zu finden, dass die Eule, das Käuzlein, auch der Rabe ein Zaubervogel sei. Wenn sich genannte Vögel auf ein Haus niederlassen und schreien, so bedeutet es Tod für dasselbe Haus.

8. Von mystischen Gebräuchen und Zaubereien kann man nicht viel unter dem Volke finden, das ist alles in Händen der Fetischpriester und auch der Häuptlinge. Um z. B. einen Mörder oder Dieb ausfindig zu machen, wird von dem Fetischpriester das sogenannte Aka gemacht, d. h. das Gottesurteil.

Da hat der Verdächtige einen Gifttrank zu trinken, erbricht er denselben wieder und bleibt leben, so ist er unschuldig, stirbt er aber, so ist er schuldig.
Oder ein milderer Fall, man lässt ihm Gift in die Augen bringen; ist er schuldig, so wird er blind werden, machts ihm nichts, so ist er unschuldig.

Oder man wirft einen Ring in siedendes Öl, den der Verdächtige herausholen muss, ohne sich zu verbrennen, dann ist er frei. Auch glühendes Eisen wird auf diese Weise in Anwendung gebracht.

Eine Feuerstätte, die besonders in Ehren gehalten und auf welcher das Feuer nicht verlöschen dürfte, gibt es hier nicht.

9. Die Vorstellung von einer Hexenkunst von Männern und Weibern ist sehr ausgebildet in unserem Stamm. Sie sollen immerzu anwachsen, haben ausserordentliche Gewalt, so dass sogar kein Untergott über sie Macht hat und nur Mawu, Gott der Allerhöchste, über ihnen steht. Die Adzetowo-Hexen sind imstande, die Menschen zu plagen mit Krankheit und Tod, hauptsächlich durch zauberische Vergiftung; d. h. sie bringen auf dem Wege der Zauberei den guten Menschen das Gift in den Leib. Ja, sie sind sogar imstande, auf diesem Wege den Menschen die Eingeweide, das Herz usw. aus dem Leibe herauszunehmen und der Kranke kann doch dabei noch leben. Wenn die Hexen diese Stücke nur nicht aufessen, dann ist noch Hoffnung vorhanden, dass der Geplagte gerettet werden kann; natürlich nur durch den Fetischpriester. Dieser schauerliche Aberglaube liefert die Menschen dann ganz in die Hände der Fetischpriester, und diese Betrüger nützen es sehr gut aus und machen Geld. — Die Hexen sollen imstande sein, auch allen Segen und alles Glück von den Menschen zu nehmen.

II. Sitten und Gebräuche der Angloer (Ober-Guinea).

Von G. Härtter, Missionar.

Unter den Angloern herrscht die Sitte ein Kind, noch ehe es geboren ist, vor allen schädlichen und verderblichen Einflüssen zu schützen. Zu diesem Zweck trägt die Mutter Zauberschnüre, damit kein Zauberer oder keine Hexe ihr irgend ein Leid antun kann. Auch soll sie niemals auf

dem Markte im Angesicht der Leute Nahrung zu sich nehmen, damit kein Zauberer oder keine Hexe diese Gelegenheit benutzt und ihr Schaden zufügt. Später wenn dann das Kind geboren ist, werden ihm Zauberschnüre angelegt, um das Kind selbst vor solchen Einflüssen zu bewahren. Bezüglich der Wochentage hat die Mutter, je nachdem es ein Sohn oder eine Tochter ist, verschieden lange in ihrer Hütte zu bleiben. Bei einer Tochter verlangt die Sitte, dass die Mutter 36 Tage, bei einem Sohn 12 Tage in der Hütte bleibt, d. h. sie besorgt wohl auch in diesen Tagen ihren Haushalt; aber sie holt kein Wasser am Brunnen, kein Holz im Busch und macht keine Besuche in der Stadt. Während nun aber eine Mutter in diesen Tagen ihren Pflichten ausserhalb der Hütte nicht nachkommen kann, müssen es die ihr verwandten Frauen für sie tun. Diese tragen Wasser oder holen Holz für sie. Andre, die das nicht tun können, geben ihr Mehl oder Geld, damit sie ohne Sorgen und Not leben und die bestimmten Tage abwarten kann.

Was den jeweiligen Namen eines Kindes betrifft, so steht es Vater oder Mutter frei, wie sie ihr Kind nennen wollen. Häufig werden sie nach den Wochentagen genannt, an denen sie geboren sind. Daher weiss weiss auch jeder Neger, an welchem Wochentag er geboren ist, wenn er auch gleich sein Alter nicht weiss. Und während wir uns wundern, wenn wir hören, dass der Neger nicht weiss wie alt er ist, so wundert er sich, dass wir den Wochentag nicht wissen, an dem wir geboren sind. Nur einige ganz bestimmte Regeln herrschen bezüglich der Benennung eines Kindes. Diese Fälle oder Ausnahmen kommen gewöhnlich bei Zwillingen oder Kindern, die nach Zwillingen geboren sind in Anwendung. So haben Zwillinge, ob Knaben oder Mädchen oder Knabe und Mädchen, durch die Sitte längst bestimmte Namen. Im andern Falle hält man sich gewöhnlich an das einfache. Darum gibt es so viele Kwasi d. h. solche, die am Sonntag geboren sind, so viele Yawo, solche, die am Donnerstag geboren sind usw. Auch solche, die etwa kurz nach einem eindrücklichen Naturereignis oder während eines Krieges geboren sind, erhalten Namen, die den Kundigen sofort daran erinnern. Sind nun aber Eltern ihre Kinder immer wieder gestorben, so geben sie den folgenden Kindern zumeist verächtliche Namen, um dadurch, wie sie glauben, die bösen Geister von ihnen abzulenken; sie glauben nämlich, dass die bösen Geister getäuscht werden, wenn sie ihrem Kind einen nichtssagenden oder gar hässlichen Namen geben. Oder wenn 2 Familien miteinander in Streit leben, so kann es vorkommen, dass der eine Teil der Streitenden dem neugeborenen Kinde einen anzüglichen Namen gibt, damit sie, sobald sie dieses Kindes Namen nennen, daran erinnert werden, auch dass sie, als das Kind geboren wurde, diese oder jene Streitsache hatten. Andererseits begegnet man auch schönen Namen wie Senaye-Gott gibt Sonne oder Mawusi-Gottesdienerin u. a. m. So sehr man nun auch um dieser schönen Namen willen wünschen möchte, dass sie unter dem Volk erhalten bleiben möchten, indem man sie auch bei solchen, die Christen werden, etwa durch die hl. Taufe bestätigt, so muss man doch, um der vielen hässlichen

Namen willen, darauf bedacht sein, dass sie durch andere, christliche Namen ersetzt werden.

Wie es nun aber bei uns in jeder christlichen Familie Sitte ist, dass der erste Gang der Mutter zur Kirche führt, ungefähr so ist es auch bei den Angloern. Der erste Gang der heidnischen Mutter führt sie zum Trõsi oder Priester. Sie nennen das „Zurücksehen für das Kind". (eyina dakpoa megbe na vidrie). Die Bedeutung dieses Ausdrucks wird aus dem folgenden hervorgehen: Wenn die Mutter diesen Gang unternimmt, so bringt sie zunächst etwas Mehl, 2 Flaschen Branntwein und 2 String Kauris dem Priester. Gewöhnlich geschieht es am Abend. Durch den Priester lässt sie nun den Trõ fragen, was es für ein Kind sei, obs lange leben oder bald sterben werde, ob fleissig oder faul. Bleibt nach der Aussage des Priesters das Kind am Leben, so bringt die Mutter dem Trõ ein Opfer, das sie an dem dem Trõ geweihten Platze niederlegt. Sobald das geschehen ist, glaubt die Mutter, dass der Trõ das dem Priester Geoffenbarte wahr machen und das Kind am Leben bleiben werde. Nachdem das alles geschehen ist, darf die Mutter ihre Besuche bei ihren Freunden und Bekannten machen, um ihnen für alle Wohltaten zu danken, die sie ihr in den letzten Tagen und Wochen angetan haben. Zu diesem Zweck bindet sie ihr Kind auf den Rücken und empfängt wiederum kleine Geschenke von allen, die sie besucht.

Aber nicht alle Kinder bleiben am Leben und „werden Leute" (va dzo ame). Es ist daher von grosser Wichtigkeit zu erfahren, welcher frühere Vorfahre der Familie in dem Kinde wieder Mensch geworden ist und erst wenn man das weiss, ist Hoffnung vorhanden, dass das Kind am Leben bleiben kann, oder dass ein brauchbarer Mensch aus ihm wird. Auch darüber muss der Priester genauen Bescheid geben. Freilich das kann der Priester nur dann herausfinden, wenn er etwas besonderes an dem Kinde beobachtet. Aber trotzdem findet nicht immer jeder Priester heraus, was die Eltern gerne hören wollen, deshalb gehen sie häufiger zu einem andern Priester, um auch an diesen dieselben Fragen zu stellen. Ist nun derselbe gut bewandert mit den Familiennamen und Vorfahren, so nennt er einen mit Namen. Darauf lassen sie den Geist des Menschen, der in dem Kinde wieder Mensch geworden ist, fragen, ob er es wirklich sei. Gefällt es nach allem dem Geiste bei ihnen zu bleiben, so nennt er ein noch lebendes Glied der Familie, das dem Kinde die Schmuckbänder an die Handgelenke und die Fussknöchel binden muss. Dieses sind häufig schöne und kostbare Perlen, die zumeist Eigentum der ganzen Familie sind. Sobald es geschehen ist, sagt er zu dem Geiste, dass er jetzt das Gewünschte getan habe, damit er gewiss bei ihnen bleibe. Die Verwandtschaft aber, die zu diesem Zweck zusammengekommen ist, feiert nun ein Fest, trinkt Branntwein, trommelt und tanzt dazu. Zugleich wird dem Kinde der sogenannte Trinkname dessen gegeben, der wieder in ihm Mensch geworden ist. War dieser seiner Zeit reich und angesehen, so glauben sie, dass das Kind zu gleichem Reichtum und Ansehen gelangen und dieselben Taten tun werde, wie sein Urgrossvater. Dasjenige Glied der Familie aber, das dem Kinde die Schmuckbänder umgebunden hat,

muss auch späterhin ein besonderes Augenmerk auf dasselbe haben und ihm von Zeit zu Zeit kleine Geschenke geben.

Bezüglich der Erziehung kommt es darauf an, ob das Kind ein Knabe oder Mädchen ist, denn je nachdem ist Vater oder Mutter mehr oder weniger dabei interessiert. In den ersten Kinderjahren freilich helfen beide Eltern zusammen. Sobald das Kind jedoch soweit ist, dass es nicht nur allein gehen und sprechen kann, sondern auch versteht, was zu ihm gesagt wird, schickt es die Mutter auf den Markt, um Kleinigkeiten, wie Salz oder Pfeffer und dergl. zu kaufen. Wenn nun das Kind seinen Auftrag gut ausführt, nie verirrt oder nie mit anderen Kindern Streit anfängt, so ist das ein erstes Merkmal für die Eltern, dass ihr Kind später ein brauchbares Glied in der menschlichen Gesellschaft werden wird. Sobald aber die Kinder grösser werden, ist es die Aufgabe des Vaters für die Knaben zu sorgen, während die Erziehung der Mädchen der Mutter obliegt. Wenn der Vater von seiner Tagesarbeit ausruht, oder sich mit seinen Freunden ausserhalb der Hütte über die Tagesneuigkeiten und Ereignisse unterhält, so muss ihm sein kleiner Sohn vom Herd eine Kohle für seine Pfeife holen. Geht er in die Gerichtssitzung, so muss er ihm wiederum den Landesstuhl dorthin bringen und nach Beendigung derselben den Stuhl wieder nach Hause tragen. Ist er mit der Zeit so gross geworden, dass er sich am Landbau oder einer anderen Arbeit beteiligen und mithelfen kann, so nimmt ihn sein Vater mit auf den Acker oder zum Fischfang. Hat er irgend etwas in einer Stadt zu besorgen, so schickt er seinen Sohn dorthin, damit dieser es für ihn tut. Hat er aber überhaupt keine Arbeit, so hilft er mit beim Fischfang, damit seine Mutter stets frisches, gutes Fleisch bekommt, oder er verdient sich nebenbei durch solche Arbeiten sein erstes Lendentuch.

Aber da in Anglo das Neffenerbrecht besteht, so hat gewöhnlich der Onkel mehr Recht und Macht, als der Vater selbst. Denn dieser wünscht, dass seine Neffen, die ihn einmal beerben, auch für ihn arbeiten und ihn unterstützen. Er muss seinen Onkel auf seinen Handelsreisen begleiten und die Speisevorräte und Kauris für unterwegs und an Handelsartikeln, so viel ihm möglich ist, tragen. Auf diese Weise erlernt er selbst den Handel. Nebenbei aber lernt er noch das Kleiderweben und andere nützliche Arbeiten. Nach und nach hat ers soweit gebracht, dass er selbständig Handel treiben kann. Dann schickt ihn sein Vater oder Onkel allein fort und wenn er nach Hause kommt, legt er vor allem Rechnung ab und erhält selbst einen Teil des Gewinns. Schlägt er aber gut ein, so bekommt er schöne Kleider und sein Vater kauft ihm eine Flinte. Die Hauptsache vor allem aber ist, dass Vater und Onkel ihm für eine Braut sorgen, die er, wenn irgend möglich nach einander, wie er eben das Geld dazu zusammenbringt, heiratet.

Wie bereits angedeutet, liegt die Erziehung des Mädchens hauptsächlich der Mutter ob. Sie leitet es auch zur Arbeit an. Schon im zarten Mädchenalter muss es mit ihr oder anderen Hausgenossen an den Brunnen und Wasser holen. Es muss mit der Mutter in den Busch und Brennholz holen und lernt das Kleiderwaschen und Korbflechten. Auch

zeigt sie ihr die verschiedenen Arten des Kornmahlens und lehrt sie Brot backen. Ist das Mädchen zur Jungfrau herangewachsen, so muss sie das Kochen lernen, damit wenn die Mutter abwesend ist, sie für Vater und Geschwister kochen und Mutterstelle vertreten kann.

Aber noch ehe das Mädchen dem Kindesalter entwachsen ist, haben die fürsorglichen, oft auch selbstsüchtigen Eltern bereits einen Mann für sie auserkoren. Es kann das zuweilen selbst noch ein Knabe oder Jüngling sein; häufig aber ist es ein längst mit mehreren Frauen verheirateter Mann und nicht selten ein gänzlicher Graukopf. Sobald das Mädchen ins heiratsfähige Alter eingetreten ist und der ausersehene Bräutigam die nötigen Mittel beisammen hat, um seine Heirat zu bewerkstelligen, so kauft er 12 Flaschen Branntwein (iketre) 6 Ellen Zeug, 2 schöne Landeskleider und 12 Kopftücher. Ein Freund des Bräutigams bringt den Branntwein den Eltern der Braut, als Zeichen, dass er gesonnen ist seine Braut heimzuführen. Sind die Eltern mit der Werbung einverstanden, so schicken sie dem Bräutigam wieder 1 oder 2 Flaschen Branntwein zurück. Darauf wird die ganze Verwandtschaft versammelt und diese trinkt den Branntwein, während die Braut die Kleider und Kopftücher bekommt. Der Jüngling aber freut sich, dass er jetzt eine Braut hat, die er demnächst heiraten kann. Auch die Eltern der Braut freuen sich und um ihrer Freude Ausdruck zu geben, wird die Tochter in Samt und Seide gekleidet und mit Perlen, Gold und Korallen geschmückt und den Leuten gezeigt.

Sobald der Jüngling oder zugedachte Bräutigam sich so viel Geld erspart hat, als er zu seiner Heirat braucht, schickt er einen seiner Freunde zu seinen zukünftigen Schwiegereltern, um ihnen mitzuteilen, dass er jetzt gesonnen sei, seine Heirat zu vollziehen. Darauf gehen die Eltern an einen dem Fetisch geweihten Platz und bringen ihm dort ein Opfer, um alles Unglück und Unheil abzuwenden. Der Tag, der gewöhnlich dazu bestimmt wird, ist entweder der Tag vor dem Markttage, oder nach demselben. Auch wird häufig dabei auf die Monate Rücksicht genommen, da der eine Monat vor den andern für die Heirat günstiger sein soll. Ist aber nach all diesen Vorsichtsmassregeln und Vorbereitungen der bestimmte Tag erschienen, so versammelt sich die Verwandtschaft, um die Hochzeit festlich zu begehen und nachdem der Abend gekommen ist, führt die Mutter des Bräutigams oder dessen Schwester die Braut ins Haus des Bräutigams. Dort wartet bereits der Bräutigam und eine ältere Frau, die ein gutes Gerücht hat und auf eben solche Weise an ihren Mann verheiratet worden ist, um das Brautpaar zusammen zu sprechen bezw. zu verheiraten. Sie führt nun Bräutigam und Braut ins Zimmer, in dem erstere die kommenden 6 Monate wohnen muss. Dort ist auch bereits die Kiste, in dem der Bräutigam die Gegenstände, die die Braut bekommt, hineingepackt hat, damit sie sich während ihrer Zimmerhaft an den Geschenken ihres Bräutigams freuen kann. Sobald sie das Brautpaar im Zimmer hat, lässt sie dasselbe sich auf eine Matte setzen, und nachdem sie einander die Hände gereicht haben, segnet sie beide folgendermassen: „Ich habe euch heute auf eine Matte gesetzt und damit seid ihr Mann und

Weib geworden. Gott möge euch sehr segnen. Friede möge immerdar unter euch wohnen. Die Frau soll gehorchen und der Mann soll gehorchen. Haltet zusammen! Kinder mögen euch geschenkt werden. Ein Kind des Abends ist der Mensch und der Mensch ist ein Kind des Abends.“ Und während sie beide einander die Arme um den Hals legen lässt, spricht sie: „Ihr seid heute Mutterkinder geworden, haltet fest zusammen! Der Arm sei stark, das Herz sei stark! Das Leben erreiche den Abend.“ Darauf nennt sie den Namen des Weibes und sagt: „N. N. ich habe dich heute für P. P. ins Zimmer gethan; lebe nicht dir selbst!“ Dann sagt sie zum Manne: „Du hast heute eine Frau bekommen und du wirst wissen, wie du sie behandeln musst; ziehe sie gut!“ Und nun gibt sie dem Mädchen noch die Verhaltungsmassregeln, die sie während ihrer 6monatlichen Zimmerhaft zu beobachten hat und verabschiedet sich in der gewöhnlichen Weise.

Unter den Angloern herrscht nämlich die Sitte, dass die Verheiratung eines Paares in dem Zimmer vorgenommen wird, in dem die Braut, bezw. junge Frau die nächsten 6 Monate in Gesellschaft einer anderen Frau zubringen muss. Während dieser Zeit darf sie das Zimmer nur bei ganz notwendigen Gängen verlassen; aber auch da nie allein, sondern stets in Begleitung der Frau, die ihr zur Gesellschaft und Hut gegeben ist. Sie darf mit keinem Manne, als mit ihrem eigenen verkehren. Damit ihr aber die Zeit nicht zu lang wird, stellt ihr Mann die Kiste, in der sich die Heiratsgeschenke befinden, in ihr Zimmer, damit sie dieselben so oft es ihr beliebt auspacken und ihre Augen dran weiden kann. Sie selber darf nur ganz leichte Beschäftigungen verrichten, wie Korbflechten oder Baumwollespinnen, damit sie nicht abmagert. Der Mann aber muss sie täglich mit guter Nahrung versehen und wohlriechendes Parfüm für sie beschaffen. Auch darf der Branntwein oder Palmwein nie ausgehen, damit sie stets denen, die nach ihrem Ergehen sich erkundigen, etwas anbieten lassen kann.

Nach Verfluss der festgesetzten Zeit darf sie ihr Zimmer wieder freiwillig und ohne Begleitung verlassen. Aber auch dieser Tag wird von der ganzen Verwandtschaft festlich begangen. Zunächst badet sich die junge Frau, salbt sich mit wohlriechendem Öle. Darauf kleidet sie sich in ihre schönsten Kleider und schmückt sich mit Goldspangen, Perlen und Korallen. In diesem Aufzug durchwandert sie von etlichen Leuten begleitet die Stadt, um sich zu zeigen und Besuche zu machen. Sie darf nun 2—3 Stunden ihre Eltern besuchen. Wohnen dieselben auswärts, so begleiten sie 2 Frauen in ihre Heimat. Dort legt sie die Schmucksachen, die der Verwandtschaft des Mannes gehören, ab und legt die der eigenen Verwandtschaft an. Sobald aber die festgesetzte Besuchszeit verflossen ist, legt sie die Schmuckgegenstände ab und ihre Eltern schicken sie zu ihrem Manne zurück mit folgenden Worten: „Nun übergeben wir dir das Weib. Wenn sie hungert, sollst du selbst hungrig sein; wenn sie Kopfweh hat, möge es sein, als habest du es; wenn sie Schmerzen hat, sei es dir zu Mute, als habest du sie. Der Mensch ist sterblich! Wenn sie in der Ferne stirbt und es dir möglich ist, so lass sie in ihre Heimat bringen, dass wir sie begraben.“ Zum Weibe aber sagen sie: „Wir übergeben dich nun

deinem Manne; ehre, diene und liebe ihn, damit er dich beschützt und ihr leben möget. Gott sei euch gewogen und schenke euch Nachkommenschaft.“ Aber noch ehe sie nach Hause zurückgekehrt ist, hat ihr Mann, wenn möglich eine eigene Hütte gebaut, in der sie wohnen kann. Vermag er aber das nicht sogleich, so doch wenigstens einen Herd, an dem sie kochen kann, und die eigene Hütte für Frau und Kinder folgt, wie es eben jeder vermag.

Das wäre eine Heirat, wie sie bei den Angloern ehedem durchgängig Sitte war und zum Teil auch heute noch Sitte ist. Aber diese Sitte und Regel hat in unseren Tagen viele Ausnahmen erlitten. Einmal haben nicht alle Jünglinge solche Onkel oder Väter, die ihnen für eine Braut sorgen. Zum andern wollen auch nicht alle Mädchen heutzutage sich diesen Gebräuchen unterziehen. Mehr oder weniger ist man auch in diesem Punkt von der Überlieferung und den Sitten der Väter abgekommen, ganz abgesehen von den Mulatten, die überhaupt nie 6 ganze Monate abgeschlossen wurden. Und auch solche, die noch an der alten Sitte festhalten, kürzen selbst diese langen Monate auf etwa die gleiche Anzahl von Wochen, weil sie erkannt haben, dass diese 6 monatliche Zimmerhaft die reinste Tortur ist. Selbst Mädchen, die von Jugend auf von dem ihnen zugedachten Bräutigam Geschenke bekommen haben, verweigerten sich dieser Sitte zu unterziehen, indem sie hinter dem Rücken ihrer Eltern ein Konkubinat mit einem anderen Mann, der nach ihrem Geschmack ist, eingehen. In einem solchen Fall freilich müssen die Eltern die bereits erhaltenen Geschenke bei Heller und Pfennig wieder zurückerstatten, was gewöhnlich viel Streit und Zerwürfnis anrichtet. Häufig wollen aber auch Eltern diese Heirat nicht mehr, weil eine solche auch für sie unter Umständen schwere Folgen, oft auch Opfer an Geld und Gut nach sich ziehen kann. Es werden daher auch unter unseren Angloern die Neigungsheiraten viel häufiger, als das bei dieser althergebrachten Sitte sein konnte. Andererseits bedeutet bei den Heiden das Weichen von der väterlichen Sitte auch eine Lockerung, nicht allein des ehelichen Lebens selbst, sondern auch der ganzen Gesellschaftsordnung. Statt der Heirat finden wir jetzt weit mehr das sog. Konkubinat, das beide entweder mit oder ohne Erlaubnis der Eltern eingegangen sind. In diesem Falle können diese sog. Eheleute bei einander bleiben so lange es ihnen gefällt. Sie können aber auch jederzeit wieder einander verlassen. Letzteres kommt aber trotz dieses lockeren Verhältnisses weit seltener vor, als man denken sollte; ja dieses lose Konkubinat wird gewöhnlich im Lauf der Zeit zu einer von jedermann als gültig anerkannten Ehe. In diesem Falle freilich muss der Mann den Eltern seiner Frau gewisse Geschenke geben, bestehend in etwas Branntwein und einigen anderen Kleinigkeiten. Später jedoch, wenn sie jahrelang zusammengelebt und Kinder haben, und der Mann möchte, dass seine Frau zeitlebens bei ihm bleiben möchte, und es auch der Frau beliebt, so gibt er ihr jetzt das übliche Heiratsgeschenk und baut ihr eine Hütte. Damit werden sie von jedermann als solche gehalten, die einander regelrecht geheiratet haben.

Dass dieses Konkubinatsverhältnis in neuerer Zeit die Überlieferung mehr und mehr verdrängt, hat seinen guten Grund. Zum ersten ist es unnatürlich, wenn ein Mädchen den von den Eltern bestimmten Mann, ob alt oder jung, schön oder hässlich, fleissig oder faul, heiraten muss. Zum andern ist sie zeitlebens an den Mann gebunden. Er kann Frauen haben, so viel er will; auch kann er die eheliche Treue brechen so oft und viel er will — sie muss bei ihm bleiben; denn er hat sie ja erworben. Bricht dagegen das Weib die eheliche Treue, so kann das für sie und ihre ganze Familie schwere Folgen haben und aus diesem Grunde wünschen Eltern und Mädchen diese hergebrachte Sitte nicht. Mädchen wünschen sie nicht, um dem Manne gegenüber selbständiger dazustehen und die gleichen Rechte und Freiheiten zu geniessen wie der Mann; und die Eltern wünschen sie nicht, um eventuell unangenehmen Folgen zu entgehen. Denn wenn ein Weib sich mit einem fremden Manne einlässt, so steht ihrem eigenen Manne frei, sie einem Gottesgericht zu unterziehen, um ihre Treue zu prüfen. Bleibt sie im Gottesgericht, d. h. hat der ihr dargereichte Trank solche Folgen, dass sie als schuldig erkannt wird, so muss sie den Mann nennen, mit dem sie zu tun gehabt hat und dieser wird um seines Ehebruchs willen schwer bestraft. Geht sie aber schuldlos aus dem Gottesgericht hervor, so muss ihr Mann, um ihre Ehre auch vor Menschen wieder herzustellen, ihr schöne Kleider und allerlei Schmucksachen kaufen. Häufig jedoch ist es einem Heiden gar nicht leid, wenn seine Frau auch einmal ihm die eheliche Treue bricht; denn er zieht ja nur Gewinn aus der Untreue seiner Frau. Anders freilich wird es, wenn die Frau eine regelrechte Ehebrecherin ist, so dass sie viele Männer in ihr Garn lockt, die aber, weil sie die Ehebruchsstrafe (ayifare) an ihren Mann bezahlen müssen, wiederum Feinde des Mannes werden. Dadurch sieht er sich genötigt, sein Weib zu entlassen. Zunächst wirft er alle ihre Sachen zur Hütte hinaus und lässt in der Stadt ausschreien, dass er sein Weib um ihres Ehebruchs willen entlassen habe. In diesem Falle bekommt der Mann nichts zurück von den Geschenken, die er seinerzeit an die Eltern seiner Braut oder an die Braut selber gegeben hat. Dagegen wenn das Weib den Mann verlässt, so muss von ihr oder ihren Eltern die ganze Summe, die der Mann bei der Heirat ihr oder ihren Eltern in Geschenken gegeben hat, und die sich gewöhnlich auf 200—240 Mark belaufen, wieder zurückerstatten. Ausserdem erhält der Mann noch 24 Flaschen Branntwein obendrein. Aber in einem solchen Fall ist es meistens so, dass ein anderer bereits das nötige Geld für sie vorgestreckt hat.

Wenn nun aber Eheleute gut zusammenleben, und etwa das Weib stirbt, so vereinigen sich die beiderseitigen Verwandtschaften um die Tote zu begraben. Dies geschieht, wenn möglich, in der Hütte ihres Vaters oder überhaupt in einer der väterlichen Hütten. Das Totenkostüm, das sie für sie machen und das gewöhnlich viel Geld kostet, muss der Mann bezahlen. Er betrauert seine Frau 16 Tage lang, damit ihn ihr Geist nicht quält. In diesen Trauertagen lebt er einsam, tut weder Gutes noch Böses, sondern bleibt in seiner Hütte. Sobald aber diese Tage um sind,

badet und rasiert er sich, kleidet sich in seine schönsten Kleider und feiert ein Fest mit den Verwandten seiner vorstorbenen Frau, die er wiederum reichlich mit Branntwein traktieren muss. Sobald der kommende Morgen anbricht, begiebt sich ein jeder nach Hause; der Witwer aber macht an diesem Tage Besuche in der Stadt und erhält allerlei Geschenke, Geld und Branntwein von denjenigen, die er besucht.

Unter den Angloern herrscht der Glaube, dass alle Krankheit und alles Unglück, ja selbst der Tod von den Geistern, Zauberern und Hexen herrührt. Darum sobald jemand krank wird, wird der Priester zu Rate gezogen, um zu erfahren, was die Krankheit verursacht, oder wer sie geschickt hat. Ist der Kranke verzaubert oder verhext, so muss ein Zauberer den Ursacher bannen und unschädlich machen; rührt sie aber von einem bösen Geiste her, so muss der Priester ihn beseitigen und die Krankheit heilen. Aber bei allem vertrauen sie auf Gottes Gelingen. Die Heilung eines Kranken nimmt aber gewöhnlich sehr viel Zeit in Anspruch, so dass der Kranke und dessen Angehörige glauben, der Priester bzw. Doktor gebrauche neben wirksamen Mitteln auch solche, die imstande seien, die Krankheit hinzuhalten, um recht viel Geld für seine Dienste zu bekommen. Wenn sie darum einem Priester oder Zauberer nicht recht trauen aus irgend einem Grunde, so rufen sie einen andern und der erste, wenn er ein jähzorniger oder ehrgeiziger Mann ist, läuft im Zorn weg und überlässt dem andern die Behandlung des Kranken, oder aber, wenn der erstere ein gutmütiger Mann ist, so bleiben beide und versuchen ihre Kunst an dem Kranken, wodurch die Auslagen aber nur noch mehr gesteigert werden. Gelingt es, den Kranken gesund zu machen, so erhält derjenige, dessen Kunst er seine Wiedergenesung zu verdanken hat, sehr viel Geld und Kleider. Beim erstmaligen Aufstehen veranstaltet der Wiedergenesene ein grossartiges Festessen mit Trommeln, Singen und Tanzen, wozu er alle seine Freunde und Verwandten ladet, die zwei bis drei Tage mit ihm auf seine Kosten sich freuen und fröhlich sind.

Tritt jedoch keine Besserung ein, so dass der Kranke nach kürzerer oder längerer Zeit seiner Krankheit erliegt, so ist der Tod durch den Zauber eines Menschen oder durch den Einfluss eines bösen Geistes verursacht; denn nur, wenn diese nicht gebannt oder beseitigt und befriedigt werden können, muss der Mensch, auf den sie es abgesehen haben, sterben. Diese werden jedoch in der Hütte beerdigt, weil von ihnen nichts zu befürchten ist. Dagegen werden alle von der Blutrache Getroffenen, Wassersüchtige, an einer ansteckenden Krankheit, wie Pocken, Gestorbenen, alle die eines plötzlichen Todes Gestorbenen u. a. m. draussen in der Wildnis begraben, fern von jeglicher menschlichen Wohnung. Sobald der Tod eingetreten ist, wird dem Verstorbenen der Kopf glatt rasiert und der ganze Leichnam gewaschen und eingesalbt. Darauf hüllen sie ihn in seine besten Kleider ein und bedecken ihn mit einem Tuch. Und nun kommen die Weiber der Verwandtschaft, um den Toten zu beklagen. Solange er noch aufgebahrt daliegt, kommen die Verwandten und jeder legt zwei oder drei Kauris neben ihn. Diese werden dem Verstorbenen mit ins Grab gegeben, damit er dem Kutiami in der Unterwelt das Fährgeld über den

Fluss bezahlen kann. Die Beerdigung des Toten geschieht in der Regel am Nachmittag oder Abend, aber nicht in einem Sarg, sondern der Leichnam wird in eine Matte gebunden und diese wiederum mit einem Landeskleid umwickelt. Nachdem das Grab in der Hütte fertig ist und die für die Beerdigung bestimmte Zeit gekommen ist, wird er ins Grab gelegt und ein alter Mann giesst etwas Wasser und Branntwein auf ihn und sagt: „Nicht wir haben Dich verweigert, sondern Du hast uns verweigert; aber heute senden wir Dich zu Deinen Grossvätern und Grossmüttern. Der Weg möge helle sein für Dich! Im Falle, dass Dich ein Mensch getötet hat, dann tue ihm, was Dir gefällt. Dein Geist möge ihn töten. Hat Dich aber Dein Gott gerufen, dann gehe, um bei Deinen Vorfahren zu wohnen.“ Darauf wird das Grab zugedeckt. Diejenigen aber, die bei der Beerdigung mitgeholfen haben oder zur Beerdigung gekommen sind, werden mit Branntwein traktiert. Ist der Verstorbene reich gewesen, so wird gefeiert, getanzt und getrommelt bis der Tag des Kostümes herbeikommt. Dieses ist entweder am dritten, siebenten oder achten Tag, je nachdem der Verstorbene einer Stammesabteilung angehört hat. Aber auch wenn die zwischen Begräbnis und Kostüme liegenden Tage nicht festlich begangen werden können, so doch jedenfalls der Tag des Kostümes. Auf diesen Tag versammelt sich die ganze Verwandtschaft, und nachdem etwas von der zuvor bereiteten Speise (akple), etwas Suppe mit Fleisch, auf dem Grabe ausgegossen bzw. in einem Loch verscharrt worden ist, wird der Grabhügel geebnet und der Boden geglättet, so dass nachher niemand mehr etwas vom Grab sehen kann. Diejenige Speise, die sie auf dem Grab des Verstorbenen verscharren, ist sozusagen dessen Abschiedsessen; denn sie glauben, dass der Geist des Verstorbenen bis an den Tag des Kostümes noch auf dieser Erde weilt und sich zuweilen auch solchen, die er im Leben geliebt hat, offenbart. An diesem Tage aber steigt er in die Unterwelt hinab, wobei ihm mit Flinten- und Böllerschüssen das Geleite gegeben wird. Dazu wird gegessen und getrunken, getrommelt und getanzt, die Angehörigen in Schulden gestürzt, mit denen sie Jahre und Jahrzehnte zu tun haben und wobei manches der Familie Angehörige als Pfand den Schnapshändlern ausgeliefert werden muss.

Aber unsere Angloer sind ein gänzlich sorgloser Menschenschlag, denen sowohl ihre Familienschulden, die sich von Glied zu Glied vererben, ebensowenig Sorge und Kummer machen, als die selber angehäuften. Denn auch diese erlöschen nicht mit dem Tode, sondern vererben sich auf die Nachkommen. Wenn es daher bei einem Neger zum Sterben geht, so sagt er seinen Kindern oder Verwandten, wem und wo er schuldet. Aber häufig kommt es doch vor, dass nach dem Tode eines Mannes noch Schulden zum Vorschein kommen, sei es, dass der Verstorbene sie nicht nennen wollte, oder dass der eine oder andere glaubt, diese Gelegenheit benutzen zu können, um Geld zu erpressen. In diesem Falle greifen sie zu einem Hilfsmittel oder Ausweg, vor dem doch manchem graut. Sobald nämlich ein unbekannter Gläubiger sein Geld erheben will, bringen dessen Familienglieder das Wasser, womit sie dem Toten den Mund ausgespült und zu eben diesem Zweck in einer Flasche aufbewahrt haben und fragen

ihn, ob er davon trinken wolle. Will er es tun, so giessen sie etwas von dem Wasser in ein Glas und indem sie es ihm reichen, sagen sie zu ihm: „Wenn es wahr ist, dass unser Vater oder unsere Mutter Dein Schuldner war, so magst Du gerne Dein Geld bekommen und am Leben bleiben, aber wenn Du gegen den Toten lügst, so soll Dich sein Geist töten."

Endlich sei noch eine Sitte kurz erwähnt, obgleich dieselbe durch den Einfluss der Kultur, mehr vielleicht aus Furcht vor der Strafe in Abgang gekommen ist: Wenn nämlich einer alles was ihm sein Vater oder Onkel erworben hatte, verschwendete und dazu noch Schulden machte, die seine Verwandtschaft nicht bezahlen konnte oder mochte, so brachten sie ihn mit List oder Gewalt nach Anglo Avhenome, wo er getötet wurde. Man nannte das die „Nyikotrommel" schlagen. Dabei ging es folgendermassen zu: Durch List brachte ein Freund des Schuldners diesen nach Anglo. Dort angelangt übergab er den Ältesten 12 Mark und etwas Branntwein, wobei er ihnen heimlich den Grund seines Kommens mitteilte. Um Mitternacht stand er auf und bat seinen Begleiter, den Schuldner, ihn auf einem gewissen Gang zu begleiten, oder mit ihm in die nächste Stadt zu gehen. Nichts Schlimmes ahnend ging dieser mit; aber plötzlich brachen mehrere Männer aus dem Dickicht hervor, warfen ihn zu Boden und schlugen ihn tot oder begruben ihn lebendig in einem Hain nahe bei der Stadt. Sobald diese Männer ihren Auftrag an dem Schuldner ausgerichtet hatten, wurden in der Stadt Anglo zwei Trommeln gerührt, die sogenannten Nyikotrommeln. Davon befand sich eine in dem Stadtteil Lasibi, die andere in dem Stadtteil Gave. Das Rühren dieser Trommeln sagte jedermann, dass soeben wieder die Todesstrafe an einem Schuldner vollzogen worden sei. Aber wenn die nichtsahnenden Gläubiger von der Familie ihr Geld forderten, so sagte man ihnen: „Gehet nach Anglo, dort werdet ihr es bekommen", und sofort wussten sie, dass der Schuldner abgetan und damit ihr Recht an die Familie erloschen sei.

Allein, nicht immer gelang es, den Schuldner nach Anglo zu bringen. Denn wenn dieser merkte, was mit ihm geschehen sollte, ging er in eine andere Stadt und häufte dort weitere und mehr Schulden an. Jedoch wenn die Verwandten einen Schuldenmacher nicht nach Anglo bringen konnten, so hatten die Ältesten von Anglo das Recht, ihn töten zu lassen, wo sie ihn gerade fanden. Aber auch in diesem Fall kam es doch noch häufig vor, dass einer Wind davon bekam oder gewarnt wurde. Dann floh er nach Anazume, einer Stadt in Dahome, wo ihm niemand etwas anhaben konnte. In dieser Stadt sollen viele Angloer und ähnliche Leute aus anderen Stämmen wohnen, die dem König von Dahome Kriegsdienste leisteten; aber wenn einer starb, so konfiszierte der König seine Habseligkeiten.

Gelang es einem Schuldner, nach Anazume zu entkommen, so mussten dessen Verwandte für die Schulden haften; ebenso wenn der Gläubiger den Verwandten zuvorkam. Wenn dieser nämlich merkte, dass seine Angehörigen die Absicht hatten, ihn nach Anglo zu bringen, so ging dieser zuerst hin und zeigte den Tatbestand an und sagte zu den Ältesten von Anglo: „Hier ist Branntwein. Ich halte die Trommel. Wenn die

Verwandten kommen, um die Trommel über ihm zu schlagen, so tut langsam, bis ich mein Geld habe.“ Auf diese Weise wurden die Verwandten gezwungen, den Gläubiger zu bezahlen.

Möge bald die Zeit für die Angloer kommen, wo nicht nur diese barbarische Sitte aus Furcht vor der Strafe in Vergessenheit kommt, sondern auch alle anderen durch christliche Sitten und Gebräuche ersetzt werden und sie alle hindurchdringen zur rechten, christlichen Freiheit und auch von den Angloern es einmal heissen: „Welche der Sohn frei macht, die sind recht frei!“

III. Der Fischfang im Evheland.[1])

Von G. Härtter, Missionar.

Es ist eine Eigentümlichkeit des Evheers, vielleicht des Negers überhaupt, dass er den Wert der Tiere seines Landes nur insoweit schätzt, als sie ihm zur Nahrung dienen. Aus diesem Grunde finden auch nur essbare Haustiere eine grössere Verbreitung. Aber freilich, was wird bei dem Neger nicht alles als geniessbar angesehen? Wenn wir bedenken, dass bei manchen Negerstämmen Ratten und Mäuse als Leckerbissen verzehrt werden, kann es uns nicht wundernehmen, wenn auch die Togoneger mit Wohlbehagen Tiere verzehren, die billig unsern Abscheu erregen. Dass sie geradezu Hunde aufziehen, um sie zu verspeisen, ist nichts aussergewöhnliches. Selbst Schlangen und Schlangeneidechsen werden nicht verachtet. Der Evheer ist überhaupt kein Fleischkostverächter. Alles, was kreucht und fleucht, vorausgesetzt, dass es Anspruch auf lă, d. h. Fleisch, machen kann, wird mit Wonne verzehrt. Dabei ist ihm alles gleichwertig, ob ich ein Pfund Schaf- oder Ochsenfleisch kaufe, stets muss ich ein und denselben Preis dafür bezahlen.

Bei diesem Verlangen, Fleischnahrung zu bekommen, ist es begreiflich, dass Fischfang und Jagd eine ziemliche Verbreitung gefunden haben, Überall wo nur ein Schimmer von Hoffnung vorhanden ist, etwas von dem vielbegehrten lă (Fleisch) zu bekommen, versucht der Neger auf diese oder jene Weise in den Besitz desselben zu kommen. So geht z. B. der Landmann stets mit der Flinte bewaffnet auf seine Plantage, um jede Gelegenheit, Fleisch zu bekommen, auszunützen. Ebenso werden häufig Grasbrände nur deshalb angefacht, um das Wild, das sich im Gras verborgen hält, schiessen zu können. Aber nicht nur das Land wird in diesem Sinn nach allen Richtungen hin durchstreift. Auch die schäumende Brandung des Meeres, die Flüsse, Lagunen und Sümpfe werden durchsucht und die darin lebenden Fische gefangen. Zugleich hat dieses stete Verlangen nach Fleischkost zur Folge, dass der Neger auf die verschiedenste Weise sein Fleisch zu konservieren versucht. Denn es wäre doch

---

1) Der Verfasser schreibt Evhe bezw. Evheer. Wir behalten diese Schreibweise bei, obgleich im vorigen Aufsatz Ewe bezw. Eweer steht, da wir am Original nichts ändern wollen und damals (die Aufsätze liegen weit zurück) die beiden Schreibweisen sowie auch noch andere nebenhergingen. P. St.

zu schade, wenn hunderte und tausende von Fischen, die oft an einem Tage gefangen und nicht verzehrt werden können, verrotten müssten. Dabei hat der Neger einen guten Gehülfen an den tropischen Sonnenstrahlen. Sie trocknen ihm in kurzer Zeit seine Fische, so dass sie für Tage und Wochen aufbewahrt werden können. Auf diese Weise wird ihm ermöglicht, seinen Überfluss an Fleischnahrung nicht allein für sich und die Seinigen in einem halt- und essbaren Zustand zu erhalten, sondern ihn auch in den Handel zu bringen. In diesem Zustand machen z. B. die Fische tagelange Reisen bis tief ins Innere des Landes.

An Ort und Stelle freilich werden die Fische, besonders in der Fischzeit, immer frisch und grün (mumu), wie der Neger sagt, gegessen. Um sie aber spedieren zu können, müssen sie erst dafür präpariert werden. Zu diesem Zwecke werden ganz kleine Fische, in der Grösse von Sardellen, auf dem heissen Meeressand ausgebreitet und in der Sonne getrocknet. Sobald sie trocken sind, werden sie auf einen Haufen zusammengescharrt, in Säcke gefasst und nach Hause gebracht. Grössere Fische dagegen werden erst ausgenommen und sorgfältig auf sog. adabe̱ ausgebreitet. (Diese adabe̱wo sind eine Art Flechtwerk, bzw. Matten, die aus den Blattrippen der Ölpalme hergestellt werden). Eine zweite Art des Konservierens von Fischen besteht im Räuchern. Zu diesem Zweck wird ein etwa 1 *m* hoher und etwa ebenso weiter, zylinderförmiger Rost aus Lehm errichtet. An der Erde ist eine kleine Öffnung, die als Feuerung dient. Als Rost wird ebenfalls die oben genannte adabe̱ verwendet, auf der die Fische, die geräuchert werden, liegen. Zum Räuchern selbst wird mit Vorliebe ausgesogenes Zuckerrohr benutzt.

Wie bereits angedeutet, wird von dem Neger jedes Wasser auf Fische hin untersucht. Besonders aber wird der Fischfang auf dem Meere, den Lagunen und Flüssen schwunghaft betrieben. Vom Volta bis zum Mono wird auf allen Flüssen und Lagunen gefischt. Die grösste Quantität jedoch wird auf dem Meere selbst gefangen, obgleich der Fischfang im Meere hauptsächlich nur in den Monaten Dezember und Januar und Juni bis August betrieben wird. Auch kann man hier nur von eigentlichen Fischern reden. Denn die Kostspieligkeit der dabei erforderlichen Netze trägt sehr dazu bei, dass der Fischfang an der Meeresküste in den Händen weniger liegt. Während nur wenig Geld dazu gehört, um auf Flüssen und Lagunen zu fischen, müssen dem Seefischer mindestens 500—600 Mk. zur Verfügung stehen, ehe er dieses Gewerbe betreiben kann. Man kann darum auch nur in bezug auf die Küste von eigentlichen Fischern reden, wenngleich auch sie nicht immer und nicht ausschliesslich nur dem Fischfang obliegen. Dagegen handelt es sich bei dem Lagunen- und Flussfischfang nur um Gelegenheitsfischerei; denn jeder, der diesem Sport obliegt, betreibt immer noch eine andere Beschäftigung daneben. Er betrachtet den Fischfang nur als eine Nebenbeschäftigung, durch die er sich und seine Familie mit dem so sehr begehrten Fleisch versieht.

Die verschiedenen Netze, die von dem Evheer beim Fischfang verwendet werden, sind gewöhnlich von Baumwollgarn gestrickt. In früherer Zeit, in der die Garnpreise sich bedeutend höher stellten, wurde

fast ausschliesslich die zu Netzen notwendige Baumwolle von den Eingeborenen selbst gepflanzt, gekämmt und zu Netzen verstrickt. Freilich auch heute wird noch viel Baumwolle verarbeitet; aber sie reicht nur hin, um kleinere Netze davon zu stricken oder sie zu Kleidern zu verweben. Die billigen Preise des europäischen Garns haben die einheimische Baumwollindustrie darniedergedrückt, so dass das Baumwollspinnen so zu sagen nur noch als Zeitvertreib betrieben wird. Um nicht ganz müssig zu gehen, sieht man dort noch Männer und Weiber etwas Baumwolle spinnen. Selbst die Weber verarbeiten zum grössten Teile europäisches Garn, obgleich das einheimische bedeutend stärker und dauerhafter ist. Dies mag freilich auch darin seinen Grund haben, dass der Evheer nur blau zu färben versteht und da der Neger eine besondere Vorliebe für grelle und bunte Farben zeigt, so ist er von vornherein den schöngefärbten, europäischen Garnen nicht abgeneigt.

Auf die jetzige Kenntnis und Höhe des Fischfangs scheint der Evheer erst durch die Bekanntschaft mit dem Europäer gekommen zu sein. Die Evheer selbst gestehen zu, dass sie den Fischfang in seinem jetzigen Umfang von den Akraern und Fanteern gelernt haben. Jene Negerstämme aber, die schon seit Jahrhunderten mit den Portugiesen, Holländern, Dänen und Engländern in Berührung kamen, haben wohl auch von ihnen einen rationellen Betrieb des Fischfangs kennen gelernt. Aber sei dem wie ihm wolle, so viel ist jedenfalls sicher, dass die Evheer schon vorher dem Fischfang obgelegen haben. Darauf weist eine Sage der Adžoviawo, einer Stammesabteilung unter den Angloern, hin. Die erzählen sich nämlich, dass ihr Stammvater Sri eines Tages auf den Fischfang gegangen sei und einen adžovia gefangen habe. Um nun die Hände zu weiterem Fang frei zu bekommen, hätte er den gefangenen adžovia in den Mund gesteckt. Dieser aber zappelte und mit einem kräftigen Ruck glitt er in die Kehle des alten Mannes und blieb dort stecken. Trotz aller Versuche, den Fisch wieder heraufzubringen, gelang es doch nicht, so dass Sri darob elendiglich ersticken musste. Von jetzt ab soll diese ganze Familie dieses Vorfalls wegen Adžoviawo (Nachkommen des Adžovia), genannt worden sein. Ein weiterer Umstand, der darauf hinzuweisen scheint, ist das sog. akplọdada oder Speerwerfen, wobei die Fische harpuniert werden. Dass das die ursprüngliche Art und Weise war, Fische zu fangen, zeigt schon der eine Umstand, dass der akplọ (Speer) nicht eingeführt, sondern im Lande selbst angefertigt wird. Abgesehen von Pfeil und Bogen scheint der Speer die ursprüngliche Waffe gewesen zu sein, die nicht nur im Krieg, sondern auch heute noch auf der Jagd Anwendung findet. Wenn z. B. die Neger bei Grasbränden grössere Treibjagden veranstalten, bewaffnen sich viele der Teilnehmer mit selbstverfertigten Holzspeeren, die sie geschickt nach dem aufgescheuchten Wild zu werfen wissen. Ja selbst im Kriege wurde bis vor kurzem der Speer gebraucht und erst die grössere Einfuhr von Feuerwaffen hat ihn als Kriegswaffe unnötig gemacht.

Ein weiterer Umstand, der darauf deutet, dass der Evheer den Fischfang auf See von den Akraern und Fanteern gelernt hat, sind die besonderen Boote, die dabei verwendet werden und die bis heutigen Tages von

der Goldküste bezogen werden. Das ursprünglichste Boot des Evheers ist das agowu (Fächerpalmboot). Es ist ein ausgehöhlter Fächerpalmstamm; hat aber die Eigenschaft an sich, dass es leicht rollt und umschlägt. Später kamen sie dann darauf, den Seidenbaumwollenbaum (Bombax) dazu zu verwenden. Wieder war es nach der Sage ein Stammesältester der Angloer, der zuerst diese Art von Booten anfertigen liess. Nach ihm werden sie auch bis heute lẽwuwo (Boote des Lê) genannt. Diese lẽwuwo sind zwar bedeutend besser und sicherer, als die agow'uwo; aber um damit durch die tosende Brandung zu fahren, taugen auch sie nicht. Sie haben einen flachen Boden und können darum nur auf ruhigem Wasser benutzt werden. Denn sobald nur ganz geringe Wellen sich erheben, schlägt das Wasser in das lẽwu und dieses droht zu sinken. Nur die eigentlichen Fischerboote, ahlima und adewu, eignen sich zu diesem Zweck. Sie sind zwar auch aus einem Baumklotz verfertigt; haben aber die Form eines Nachens. Ausserdem sind die beiden Enden ganz spitz und laufen nach oben zu. Wie Nussschalen schwimmen diese Boote über der tosenden Tiefe und wie Pfeile fliegen sie durch die brausenden Wellen. Nur diese Boote können beim Seefischfang verwendet werden. Der Preis eines solchen Brotes stellt sich auf 60—100 Mk.

Ähnlich wie es der Baumwollindustrie im Evhelande in bezug auf die Herstellung von Fischernetzen ergangen ist, so erging es auch der Anfertigung von Seilen zu demselben Zweck. Die bessere europäische Ware hat allmählich die einheimische, schlechtere fast gänzlich verdrängt. Früher wurden die Fischernetze nur mit selbstverfertigten Seilen umspannt; heute aber, wo auch die europäischen Seilerwaren billiger geworden sind, werden mit Vorliebe europäische Seile und Taue benutzt und nur etwa als zweites Tau finden noch einheimische Verwendung. Der Evheer hat verschiedene Baumarten, deren Rinde oder Blätter sich zu Seilen flechten lassen. Da ist z. B. das Soka (Soseil). Dieses wird aus den Blättern der Sopalme, sokuti genannt, hergestellt. Sokuti gleicht der Fächerpalme, wird aber nicht so hoch und ist nicht von demselben schlanken Wuchs. Ausserdem ist die Rinde der Sopalme rauh und knorrig. Ein zweiter Baum ist der boti (Bobaum). Von der Rinde dieses Baumes wird das boka (Boseil) gemacht. Es ist ein Baum mit weisslicher, zäher Rinde. Die Schnüre, die aus dieser zähen Rinde hergestellt werden, wurden früher nicht nur zur Einfassung der Netze gebraucht, sondern es wurden sogar selbst Netze davon gestrickt. Endlich werden die Blätter der Ölpalme und der wilden Dattelpalme sehr gerne zum Seilflechten verwendet. Ja sogar aus den Blattfasern der Ananaspflanze weiss der Evheer sehr starke Schnüre, die er anazika nennt, zu drehen.

Gewöhnlich hält man die Neger für Leute, die in den Tag hineinleben. Das kann jedoch von dem Evheer nicht durchweg behauptet werden. So hat er herausgefunden, dass, wenn das atifiẽim (Siebengestirn) am Himmel erscheint, die Regenzeit beginnt, und wenn das avulẹ, ebenfalls ein Sternbild, sichtbar wird, sie noch 3—4 Wochen anhält. Ebenso weiss er ganz genau, wann die Fischzeit wiederkehrt, ja der Fischer weiss sogar, in welchem Monat dieser oder jener Fisch ans Ufer kommt, um

seine Eier zu legen. Er hat auch beobachtet, dass wenn ein Fisch, kaflă genannt, sich wieder vom Meeresstrand zurückzieht, die Regenzeit vorüber ist. Aber trotzdem er weiss, dass auch die Fische ihre Zeit haben, so beobachtet er dennoch allerlei abergläubische Gebräuche, um die Fische dadurch an den Strand zu ziehen, und wenn sie da sind, nicht wieder zu vertreiben. Oft habe ich den alten Fetischpriester von Keta, wenn die Zeit des Fischens herannahte, an den Strand gehen sehen, um durch lautes Rufen und durch allerlei Handbewegungen die Fische heranzuziehen. Ausserdem werden von den Leuten selbst noch allerlei abergläubische Gebräuche beobachtet. So ist es z. B. keinem Negerweib erlaubt, über die am Strande zum Trocknen ausgebreiteten Fischernetze hinwegzuschreiten, weil sonst keine Fische mehr damit gefangen werden. Ebenso dürfen Frauen beim Fischfang nicht beschäftigt werden. Geschieht es aber trotzdem, dann gehen, glauben sie, sämtliche Fische sofort in Fäulnis über. Dagegen ist es die Arbeit der Frauen, die gefangenen Fische sofort wegzuschaffen. Beim Einfassen der Fische müssen sie aber den Rücken der See zukehren, damit die im Strandgebiet schwimmenden Fische sie nicht sehen können, weil sie sonst ebenfalls sofort zurückgehen. Überhaupt müssen die gefangenen Fische so schnell als möglich vom Strand entfernt werden; denn die Fischer glauben, dass wenn die im Wasser schwimmenden Fische die auf dem Ufersand liegenden sehen, sie dadurch bewogen werden, sich vom Ufer zurückzuziehen.

Aber auch in bezug auf die Netze selbst herrschen allerlei abergläubische Gebräuche. So wird z. B. geglaubt, dass ein Netz, in dem wenig oder nichts gefangen wird, hungrig sei. Tritt dieser Fall ein, so wird der Priester darüber zu Rate gezogen. Dieser zeigt nun, wie diesem Übel abgeholfen werden kann. Gewöhnlich nimmt er etwas Maismehl und Fisch und feuchtet es mit Palmöl an. Darauf bestreut er das ganze Netz damit und der Schaden ist beseitigt. Er selbst erhält für seine Dienste eine Flasche Branntwein und zwei String Kauris. Ein ähnlicher abergläubischer Gebrauch besteht, wenn in einem Netz ein nyănyăke (Sägfisch) gefangen wird. Um das Netz zu fernerem Fang gebrauchen zu können, muss es vom Priester geweiht werden. Wie in der oben beschriebenen Weise wird auch in diesem Fall Maismehl, Fisch und Palmöl auf das Netz gestreut. Darauf bereitet der Eigentümer des Netzes ein grosses Mahl, wozu er seine Freunde einladet. Da wird dann gegessen und getrunken, gesungen und getanzt, und der Fischer freut sich, dass der Bann von seinem Netze weggenommen ist.

Die Art und Weise des Fischfangs ist sehr verschieden, je nach dem Gewässer, in dem gefischt wird. Da ist zunächst das asabu (der Preis eines asabu stellt sich auf 5—8 Mk.) und das agudọ, zwei Netze, die ihrer Form nach ziemlich gleich sind, denn beide sind kreisrund. Ihr Gebrauch ist aber sehr verschieden. Das agudọ wird an einem Reif befestigt, so dass es eine Art Sack bildet, in dem die Fische gefangen werden. Seine Verwendung findet es hauptsächlich auf Flüssen, wo vom Ufer oder von Booten aus gefischt wird. Das asabu hat nur das mit dem agudō gemeinsam, dass es ebenfalls kreisförmig ist. Der Rand dieses Netzes ist

mit einer starken Schnur eingefasst, an der in gleichen Zwischenräumen kleine Bleiklötzchen angebracht sind. Diese bewirken, dass das Netz, wenn es ausgeworfen ist, schnell auf den Grund des Wassers sinkt und die Fische unter sich bedeckt, oder da, wo das Wasser tief ist, sich kegelförmig schliesst und die Fische in seinen Maschen und Falten verwickelt und festhält. Im Mittelpunkt dieses Netzes ist eine starke Schnur befestigt, deren Ende beim Fischfang stets um die linke Hand des Fischers gewickelt bleibt.

Zum Fischen mit dem asabu ist nur ein Mann notwendig. Gewöhnlich begleitet ein kleiner Knabe den asabudala, der die Aufgabe hat, die gefangenen Fische in einem Korb zu sammeln und dem Fischer bei seinem Fischfang den Strand entlang zu folgen. Soll das asabu ausgeworfen werden, so wickelt der asabudala das Schnurende des asabu fest um das linke Handgelenk. Mit der rechten Hand und den Zähnen faltet er das Netz zusammen, damit es beim Wurf schön fällt. Sodann fasst er mit beiden Händen das obere Ende des Netzes und wirft es über den Wasserspiegel weg. Wie eine 3—4 *m* messende Scheibe fällt das asabu auf dem Wasser auf und sinkt sofort in die Tiefe und zwar so, dass der Rand stets tiefer liegt als der Mittelpunkt. Auf diese Weise bedeckt es sämtliche Fische, die sich zwischen dem Wasserspiegel und dem Grunde befinden und schliesst sie, sobald das Netz ans Land gezogen wird, in seine weiten Falten ein. — Gebraucht wird das asabu hauptsächlich an der Meeresküste, den Lagunen und Flussufern. Mit Vorliebe wird von dem Neger aber auch auf der Lagune selbst mit dem asabu gefischt. Zu diesem Zweck watet er da, wo die Lagunen nicht zu tief sind, bis an die Hüften ins Wasser und wirft sein Netz aus. Häufig benutzt er aber auch sein lẽw̃u (Kanoe) zu diesem Zweck. Mit seiner Ruderstange stösst er das Boot bis in die Mitte der Lagune. Dort angekommen steckt er seine Ruderstange senkrecht in den Lagunengrund und bindet das Kanoe daran fest. Sobald das geschehen ist, wirft er vom Boot aus sein asabu und zwar ebenso sicher, als ob er festen Grund unter den Füssen hätte.

Was nun den eigentlichen Seefischfang anbelangt, so werden von dem Evheer besonders drei Arten von Netzen gebraucht und je nach der Art des Fischfangs angewendet. Da ist zunächst das sog. Yofudō (Netz des Weissen). Das Fischen mit diesem Netz wird von dem Evheer dọkpọkplọ genannt und unterscheidet sich von aylidodo, dem Fang auf hoher See, nur darin, dass das Netz, sobald es ausgeworfen ist, wieder ans Ufer gezogen wird. Das Yofudọ ist ein etwa 60—100 *m* langes und 3—4 *m* breites Netz, das in der Mitte des Netzes eine Art Sack, voku genannt, hat, in dem sich kleinere und grössere Fische sammeln. Das ganze Netz ist mit zwei starken Seilen eingefasst. An einem Seil der Langseite werden in gleichen Zwischenräumen, etwa je 50 *cm* voneinander entfernt, Bleiklötze als Beschwerer angebracht, während an der anderen Langseite Schwimmer, kpokpoliwo genannt, befestigt werden. Auf diese Weise schwimmt das Netz senkrecht im Wasser, so dass nur die Schwimmer zu sehen sind. An den beiden Querseiten sind zwei starke Pfähle, sog kpotiwo, angebracht und an diesen wiederum je ein 300—400 *m* starkes Tau.

Das Netz selbst ist von zwei-, drei- oder vierfachem, gewöhnlichem Baumwollgarn angefertigt.

Schon tags zuvor werden Netz und Taue sorgfältig in das Fischerboot gelegt, damit am andern Morgen der Fischfang sofort beginnen kann. Sobald der Morgen graut, begeben sich die Fischer an den Strand; das Boot wird fertig gemacht und bis an das Wasser geschoben. Dort wird das Ende des Taues aus dem Boot herausgenommen und von einem Mann gehalten. Während nun drei bis vier Mann ins Boot treten und es hinausrudern, wickelt sich dieses Tau selbst ab. Sobald das Tau ganz abgewickelt ist, fängt einer der Bootsleute an, das Netz in die See zu werfen, während die andern quer weiter rudern. Befindet sich schliesslich das ganze lange Netz im Wasser, so drehen sie schnell das Boot und rudern dem Lande zu, wobei sie das andere Tauende mit an den Strand bringen. Nun gilt es, das Netz an diesen beiden Tauen ans Land zu ziehen. Es ist das aber keineswegs eine leichte Arbeit. 20, 30 und mehr Männer und Knaben ziehen aus Leibeskräften. Doch so nach und nach nähert sich das Netz der Brandung. Sobald aber die beiden Pfähle, die an den Querseiten des Netzes angebracht sind, über dem Wasserspiegel erscheinen, eilen mehrere Männer in die wogende Brandung, um sie unter Wasser zu halten. Allmählich werden grössere Partien des Netzes sichtbar. Da und dort hat sich auch ein grösserer Fisch in die Maschen des Netzes verwickelt. Doch diese werden kaum beachtet, denn die Hauptmasse sitzt in dem voku, einem sackartigen Behälter, der in der Mitte des Netzes angebracht ist. Auch dieser ist aus sehr starkem Baumwollgarn hergestellt und hat sehr enge Maschen, so dass was einmal drinnen sitzt, gefangen ist. Ein Entrinnen ist nicht mehr möglich. Sobald dieser voku auf dem Strand erscheint, wird er so schnell wie möglich ganz aufs Trockene gebracht und seines Inhalts entleert. Manchmal sind nicht viele Fische drinnen; aber nicht selten werden mehrere hundert auf einmal gefangen.

Sobald das Netz entleert und es nicht allzusehr zerrissen ist, wird sofort ein zweiter Trip gemacht und so weiter, bis die Fischer genug haben oder zu sehr ermüdet sind. Das Zeichen, dass die Fischer nicht weiter fischen wollen, ist, dass sie nach dem letzten Trip das Netz, besonders den voku, gut in der Brandung auswaschen und dann das ganze Netz zum Trocknen auf dem heissen Meeresstrand ausbreiten. Der voku aber, der ziemlich dick ist und darum nur langsam trocknet, wird auf die Ruder gespannt und so getrocknet. Hier wird auch das Netz, falls es Löcher bekommen hat, wieder ausgebessert. Der Preis eines solchen Yofudo beläuft sich auf 400—500 Mk. Diejenigen, die beim Netzziehen geholfen haben, erhalten eine bestimmte Anzahl Fische. Die Hauptsache aber erhält der Eigentümer des Netzes selbst.

Das andere Netz, das von dem Evheer beim Seefischfang benutzt wird, heisst ayli und der Fang mit diesem Netz aylidodo. Dieses ayli ist bedeutend kürzer als das Yofudo, aber dafür ist es ziemlich breiter (6—8 *m*). In früherer Zeit wurde es häufig aus dem Bast des Boti hergestellt; heute wird aber auch dieses Netz gewöhnlich von Baumwollgarn gestrickt. Der einzige Unterschied, der es von dem Yofudo unterscheidet,

abgesehen von seiner Form, ist, dass es keinen voku, diesen sackartigen Behälter, hat, und dass die Maschen gewöhnlich weiter und stärker sind als das beim Yofudǫ der Fall ist. Zwei starke Seile, aylitokawo genannt, umgeben das ganze. Die Schwimmer und Beschwerungen sind von dem gleichen Material wie beim Yofudǫ und in derselben Weise angebracht. Auch sind an den beiden Querseiten Pfähle befestigt, die kpoti oder tataliko genannt werden. Die Taue, die an diese Pfähle gebunden werden, sind nicht so lang wie beim Yofudǫ und dienen nur dazu, das Netz in das Fischerboot zu ziehen.

Ehe die Fischer auf die hohe See zwecks Fischfangs fahren, wird das Netz sorgfältig ins Boot gepackt. Das Boot selbst ist von drei oder vier, auch fünf Mann besetzt. Einer von diesen sitzt ganz hinten im Boot und lenkt es mit seinem kurzen Ruder, während die andern mit kräftigen Ruderschlägen das kleine Boot so schnell als möglich durch die Brandung jagen. Ausserhalb der Brandung wird etwas ausgeruht und Ausschau nach Fischen gehalten. Mit geübten Blicken erspähen sie die Stellen, an denen sich die Fische im Wasser tummeln. Hier wird nun in einem grossen Bogen das Fischwasser umfahren, so dass sie die Fische zwischen sich und dem Festland haben und in Eile das Netz ausgeworfen. Häufig jedoch wollen die Fische nicht ins Netz gehen. Sobald aber die Fischer dies bemerken, stürzt sich einer von ihnen ins Wasser, um sie durch kräftiges Rudern und Schreien hineinzutreiben. Während dies geschieht, versuchen die andern das Netz kreisförmig zu schliessen, um den Fischen jeden Ausgang abzuschneiden. Nach kurzer Zeit wird das Netz heraufgezogen und die in den Maschen steckenden Fische ins Boot genommen, worauf das Netz wieder in der gleichen Weise ausgeworfen wird.

Eine Abart des ayli ist das Dogblēdinetz, das zurückgelassen wird. Es ist das gleiche Netz wie das ayli und wird nur durch das adaχi von dem gewöhnlichen ayli unterschieden. Adaχi ist ein grosser Schwimmer, der, auch wenn die kleineren Schwimmer durch die Menge der Fische in die Tiefe gezogen werden, dennoch über dem Wasserspiegel sichtbar bleibt und den Fischern stets die Lage oder Stellung ihres Netzes anzeigt. Häufig werden auch wohl anstatt zwei kpoti (Pfählen) drei verwendet. Zu diesem Zweck füllen sie einen Sack mit Steinen und befestigen ihn an einem langen Tau. Das andere Ende des Taues wird an den mittleren kpoti oder Netzpfahl gebunden und dann der Sack versenkt. Auf diese Weise wird das Netz an derselben Stelle, an der es ausgeworfen wurde, festgehalten und ruhig kann es von den Fischern über Nacht draussen gelassen werden. Denn auch am folgenden Morgen, wenn sie wiederkommen, um die Fische zu holen, finden sie es an der Stelle, an der sie es den Abend vorher verlassen hatten.

Noch ist zu bemerken, dass diese ayliwo, wie auch die asabuwo nicht immer gleichgestrickt sind. Häufig haben sie drei Arten von Maschen. Unten sind die engen Maschen (2—4 *qcm* weit). In diesen werden beispielsweise Fische, wie der flo, adruku und džodžoe (flieg. Fisch) gefangen. Am oberen Ende sind sie dann bedeutend weiter (etwa 10 *qcm*). In diesem werden grössere Fische gefangen und endlich in der Mitte des

Netzes befinden sich mittelmässige Maschen, in denen ebenfalls den Maschen entsprechende Fische gefangen werden.

Häufig verwickeln sich auch grosse Fische, wie der Haifisch (bleponam oder dzeṅedunu), der Sägfisch (nyãnyãke oder like) und andere in dem ayli oder der Fang war so reichlich, dass die Fischer das Netz überhaupt nicht in ihr Boot ziehen können. In solchem Fall wird das Netz im Wasser zusammengewickelt und so gut es eben geht, zusammengebunden und im Wasser an den Strand gezogen.

Aber nicht nur auf See, sondern auch auf den Lagunen wird das ayli gebraucht, nur sind die hier verwendeten nicht so lang und nicht so breit. Häufig werden auch anstatt der Beschwerungen nicht Bleiklötzchen, sondern Muscheln, sog. gatšiwo, agbowo und gatisrowo genommen. Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass die ayliwo der Lagunen nicht frei im Wasser schwimmen, sondern an einer Anzahl senkrecht in den Lagunengrund gesteckter Pfähle gebunden werden und zwar so, dass das ayli einige Zentimeter über den Wasserspiegel hervorschaut. Dadurch soll verhindert werden, dass die Fische, wenn sie an das Netz stossen, darüber weghüpfen. Es hat aber mit dem Dogblẽdi gemein, dass es ebenfalls während der Nacht zum Fischfang aufgespannt wird und am Morgen die Fische samt Netz und Pfählen geholt werden. Zu Zeiten freilich, wenn die agalã gbabe (eine Krabbenart) häufig in der Lagune ist, bleibt der Fischer auch wohl nachts bei seinem ayli und bringt die Nacht in seinem kleinen lẽwu (Kanoe) zu, damit ihm diese Krabbe nicht den grössten Teil seiner Fische wegschnappt.

Auch das Angeln ist unter den Evheern verbreitet, doch nicht in dem Grade, wie die bisher besprochenen Arten des Fischfangs und wird mehr oder weniger als Zeitvertreib und Nebenbeschäftigung angesehen, obgleich es in allen Gewässern gehandhabt wird. Sowohl die Angeln als auch die Angelschnüre werden von Europa eingeführt. Hauptsächlich sind es Knaben, die sich mit Angeln abgeben. Die Art und Weise, wie geangelt wird, ist dieselbe wie in Deutschland. Als Köder wird gewöhnlich etwas Maisbrot, das zwischen den Handflächen zu einer Kugel geformt wird, gebraucht. Während des Angelns summt der Knabe fortwährend vor sich hin: „Tee ku-ku, dawò laku; tee mı-mı, dawò lano agbe", d. h. „Fass es sachte und deine Mutter wird sterben; zieh stark und deine Mutter wird leben". Sobald ein Fisch gefangen ist, wird er sofort ausgenommen und die Eingeweide ins Wasser geworfen, um weitere Fische damit anzulocken. Die gefangenen Fische aber werden an einer Schnur bezw. Grashalm oder Schlingpflanze angefasst und so nach Hause getragen.

Ausser dieser bereits beschriebenen Art, die vom Evheer ŵuδoδlo genannt wird, gibt es noch eine zweite Art des Angelns, die nicht selten als regelrechte Beschäftigung betrieben wird und ŵuδoδo heisst. Dabei wird nicht nur mit einer Angel, sondern mit einer ganzen Anzahl zugleich gefischt. Zu diesem Zweck werden mehrere Angeln an einem Stab befestigt und zwar so, dass die Angeln, wenn der Stab senkrecht in den Lagunengrund gesteckt ist, noch etwas unter der Wasseroberfläche gehalten werden. Auf diese Weise richtet der Fischer sich mehrere Stöcke

dieser Art zurecht und liegt nun Tag und Nacht dem Fischfang ob. Als Köder dient ihm der adeye, ein Fisch, den er vorher mittels des asabu fängt. Nachdem Köder und Angelstangen, deren es zehn und mehr sein können, zugerichtet sind, begibt sich der Angler damit auf die Lagune. An einem geeigneten Platz angekommen, steckt er sämtliche Stangen in den Lagunengrund und befestigt an jeder Angel einen Köder. Darauf begibt er sich wieder nach Hause; aber nach Verfluss von kürzerer oder längerer Zeit kommt er wieder, um nachzusehen, was seine Angeln inzwischen ihm eingebracht haben. Zugleich nimmt er die gefangenen Fische weg und versieht die Angeln aufs neue mit Ködern. In dieser Weise fährt er fort, bis er keine Fische mehr an dieser Stelle fängt. Ist dieser Fall eingetreten, so bringt er seine Angelstangen nach einem andern Ort in der Lagune und fischt auch hier wieder so lange, bis überhaupt keine Fische mehr an seinen Angeln anbeissen. Sind aber die Angeln ziemlich weit in der Lagune aufgestellt, so bleibt der Eigentümer derselben auch Tag und Nacht bei seinen Angeln und schläft sogar in seinem Kanoe.

Gleichbedeutend mit dieser Art des Angelns sind etwa die Fischkörbe, χa genannt, deren sich der Evheer ebenfalls bei seinem Fischfang bedient. Sie finden beide in Lagunen und Flüssen Verwendung. Diese sog. χawo sind aus Palmblätterrippen hergestellt und sind zylinderförmig. Die Deckel oder Boden sind kegelförmig und haben an der Spitze eine den Fischen entsprechende Öffnung, durch die dieselben wohl hinein-, aber nicht wieder herauskommen können. Am Korbe selbst ist eine kleine verschliessbare Öffnung angebracht, durch welche die gefangenen Fische herausgenommen werden können.

Endlich sei noch zwei weiterer Arten von Fischfang gedacht. Die eine besteht im Betäuben der Fische, die andere im Harpunieren derselben. Das Betäuben der Fische kann nur dann stattfinden, wenn wenig Wasser in den Lagunen oder Flüssen vorhanden ist, während das Harpunieren in der Regenzeit, wenn Lagunen und Flüsse ihren höchsten Wasserstand erreicht haben, stattfindet. Der Evheer hat verschiedene Pflanzengifte, die er beim Betäuben der Fische anwendet. Häufig werden dieselben auch bei dem sog. aka oder Gottesgericht angewandt. So sind es besonders drei Baum- bezw. Straucharten, die dem Evheer zu diesem Zweck das Gift liefern. Diese heissen trodžo, lè und dza. Je nach der Pflanze werden Rinde, Blätter oder Frucht oder der aus ihnen gepresste Saft gebraucht. Diese Gifte sollen die Fische entweder vollständig betäuben, oder so in den Augen brennen, dass sie vor Schmerz sich emporschnellen und dann gefangen werden.

Wie bereits angedeutet, findet das Harpunieren der Fische nur in der Regenzeit, also von April bis August oder September statt und wird von dem Evheer applọdada, d. h. Speerwerfen genannt. Es beschränkt sich hauptsächlich auf die Flüsse, Flussarme und kleinen Lagunen, die, wenn die Flüsse über ihre Ufer treten, gebildet werden. Hier in diesem neuen Wasser, wie der Evheer es nennt, tummeln sich eine Menge Fische. Diese Gelegenheit, Fleisch zu bekommen, nimmt der Evheer wahr und sucht so viel als möglich Fische zu erlangen. Der Speer oder akplọ, der dazu

benutzt wird, ist eine im Lande verfertigte Waffe, die in zwei Spitzen ausläuft und zweischneidig ist. Schaft oder Speerstange dient dem Harpunier zugleich zum Stossen seines agǫw̃u, d. h. Fächerpalmboot. An einem geeigneten Platz angenommen, nimmt der Harpunier einen Fisch besonders aufs Korn. Nach kurzem Ziehen wirft er seinen akplǫ nach ihm und zwar so sicher, dass er nur selten das Ziel verfehlt. Auf diese Weise bekommt ein solcher akplǫdala (Harpunier oder Speerwerfer) nicht nur, was er für sich und seine Familie nötig hat, sondern er kann noch viel auf den Markt schicken und verkaufen. Die Fische, die harpuniert werden, sind hauptsächlich adeye, ṅǫti, yǫ, avedzame blolo, gbolonu, w̃ã deki u. a.

Eine andere Art Speer ist der w̃ã, der hauptsächlich im Volta und seinen Creeks Anwendung findet. Es ist das eine bedeutend stärkere Waffe, die nicht spitz zuläuft, sondern auch am Ende breit, aber sehr scharf ist. An den beiden Seiten des w̃ã ist ein starker Widerhaken angebracht. Dieser w̃ã wird gebraucht, wenn auf ein enyo Jagd gemacht wird. Nach der Beschreibung von solchen, die dieses enyo schon gesehen haben, muss es eine Art Seekuh sein, wie ja solche nach Schoedler, Buch der Natur, S. 460, die Mündungen grösserer Ströme besuchen, so z. B. der Lamantin oder die atlantische Seekuh.[1])

Es sei noch ein kurzes Wort über den Preis der Fische gesagt. Soviel mir bekannt ist, bestehen keine verschiedenen Preise zwischen See-, Fluss- und Lagunenfischen, sondern alle werden als gleichwertige und gleichbegehrte Ware verkauft. Während nun aber Schaf-, Ziegen- und Ochsenfleisch dem Pfund nach gekauft wird, werden Fische gezählt oder in Kalabassen gemessen. So erhält man eine ganze Kalabasse dieser kleinen, getrockneten Fische, die die Grösse von Sardellen haben, für wenige Pfennige. Grössere Fische, in der Grösse unserer Heringe, erhält man drei bis sechs für 20 Pf. Sind die Fische noch grösser, dann gibt es nur einen bis drei für obigen Preis oder auch nur einen Teil eines Fisches.

Nach der Beschreibung von Eingeborenen kommt das enyo zu Zeiten ans Ufer, um Gras zu fressen. Wenn nun jemand einen solchen Ort weiss, so errichtet er hier ein niedriges Gerüst, agba genannt, und legt etwas Gras, welches das enyo gerne frisst, darauf, um das Tier damit anzulocken. Er selbst aber richtet seinen w̃ã zurecht. Nachdem er scharf geschliffen ist, bindet er an die w̃ã-Stange eine langes Seil, das er aus der Faser der Ananaspflanze gedreht hat und bindet es an der w̃ã-Stange fest. Am andern Ende seines Seiles befestigt er ein sog. kpokpoli, d. h. einen Schwimmer. Nachdem das alles geschehen und der Abend angebrochen ist, begibt er sich zu seinem agba, um das enyo zu erwarten. Dort angekommen, versteckt er sich dahinter und sieht mit unverwandtem Blick auf das Wasser. Obgleich die Mosquito, die ihn umschwirren, zu Hunderten und Tausenden zählen und er am ganzen Körper von ihnen ge-

1) Es handelt sich hier jedenfalls um eine der in den Flüssen und Flussmündungen Westafrikas häufig vorkommenden Manatusarten. Vielleicht manatus senegalensis.
Anm. P. St.

stochen wird, so rührt er sich doch nicht, achtet auch ihrer nicht; denn sein ganzes Dichten und Trachten ist auf das enyo gerichtet. Plötzlich, vielleicht nachdem er Stunden lang in dieser Weise gewartet hat, sieht er etwas im Wasser aufsteigen. Allmählich kommt es näher, dass er die Umrisse unterscheiden kann. Das schöne Gras, das er auf das agba gebunden hat, kann das Tier nicht unberührt lassen. Darum kommt es und fängt an zu fressen. Aber plötzlich erhebt der Mann hinter dem agba seinen ẃã und wirft ihm denselben mit seiner ganzen Kraft in die Seite, so dass der ẃã bis an den Schaft dem enyo in den Leib dringt. Darauf macht das enyo einen Sprung und verschwindet im Wasser. Aber das Seil, das an die Lanze gebunden ist und an dem ein Schwimmer befestigt ist, wickelt sich nun ab, so dass schliesslich nur noch der Schwimmer auf dem Wasser sichtbar ist.

Nun geht der enyo-Harpunier nach Hause und sagt seinen Angehörigen, was geschehen ist. Diese schicken sofort Gesandtschaften in die am Fluss liegenden Dörfer, um den Leuten zu sagen, dass einer aus ihrem Dorfe ein enyo harpuniert habe, und dass Lanze, Seil und Schwimmer am enyo hängen. Sobald der Tag anbricht, macht sich der Harpunier mit den Seinigen auf die Suche nach dem enyo. Endlich entdecken sie den Schwimmer und dann auch das enyo. Nun wird es so lange harpuniert, bis er schliesslich sich verblutet. Darauf ziehen sie es ans Ufer, zerlegen es und laden es in die verschiedenen Boote und bringen es nach Hause. Ein Teil davon wird von den Angehörigen des Harpuniers gegessen, der andere Teil wird verkauft.

Benennung der Fische und einiger anderer See- oder Wassertiere in Evhe.

I. Seefische.

1. Essbare: Deyïarten: deγi, abobi, asumale, dranyiba, agbatsahe, amegãšiti und fefešiãšiã.

Andere Arten sind: adzaδu, glãmata, ko̱ko̱te adado (kl. Schweinfisch). Von diesem wird gesagt, dass er einen langen, dünnen Schwanz habe, der mit einem Giftstachel besetzt sei. (Wenn er einen Mann steche, so müsse er an den Folgen des Stichs sterben.)[1] Hawui, ṅo̱tsa, fẽ, afinoe, gbogbo, adruku, getsu, gefia, leẃileẃi, adaγi, fiaγi, tšiwui, akpo̱lo̱, dogovaδumi oder ko̱nugbleyi oder ašiabi, šikašika, zo̱γle, ẃonumanyegui, ẃemaϑu, flo, kpokpoṅku, kaflã, džodžoe, fafẽ, kpeṅukpa, nipaγe, ṅgogba, ẃetim, bo̱lu, lokpo̱tse, džodžodrui, aẃako (Schweinfisch), afo̱ẃomee und ašiẃomee (Sohlen), ha, šikatonui, myanye̱, lãtadžoe, aẃla, džĩ, hũno̱gbetee oder ko̱ko̱te, adžo̱ke, akpo̱lo̱, bleγe, akplo̱wutsu, klo, gekoe, afo̱fo̱e, mlepe, adžoe, gbo̱vi, nogonogoe, kobi, kobigblẽ, und ẃãẃã.[2])

---

1) Auch im Benue soll es einen Fisch geben, dessen Stachel giftig ist. Der Zitterwels kommt dort übrigens auch vor. Jedenfalls kennen die Fischer in den nahen Gewässern von Lagos seine elektrischen Schläge, die ihnen unheimlich sind.
Anm. P. St.

2) Es ist hier noch die alte Schreibweise mit griechischen Buchstaben zur Bezeichnung der Laute gelassen worden.

Grosse Seefische oder Seetiere, aber essbar: nyãnyãke (Sägfisch), afiba, bleponam (Haifischart), ṅkunọawalamee, klo, tšitši, γekpo (Haifischart) oder dzeṅuδunu = der sich auf den Rücken legt, um zu beissen oder zu fassen.

2. Nicht essbare: γenọ. ninininigo, ŵowunelawoe ako, boso (Walfisch), tsetsrebi, dekpleγe, besotutui, atakpe, ŵumeloklovi (ŵumelokloviwo sind sagenhafte Seemenschen, die auf dem Meeresgrund leben und dort Häuser, Dörfer, Städte und Felder haben sollen, wie die Festlandbewohner). Zu Zeiten, besonders abends oder nachts, sollen sie heraufkommen und am Meeresstrand gesehen werden; aber sobald sich ihnen jemand nähert, tauchen sie wieder unter. Bis jetzt wenigstens ist es noch niemand gelungen, einen derartigen Seemenschen zu überraschen und festzuhalten. Immer sind sie vorher entwischt! Eine ähnliche Sage über Wassermenschen haben die Uferbewohner des Volta. Diese sollen sogar bis nach Keta kommen, um dort auf dem Markt Einkäufe zu machen. Aber auch dort ist es noch niemand gelungen, einen derartigen Wassermenschen einzufangen. Beide Sagen werden von den Eingeborenen fest geglaubt und besteht kaum ein Zweifel bei ihnen darüber, dass das möglich sei.

II. Flussfische, besonders Voltafische.

1. Essbare: akpa, abōyi, adžorria, blolo, ŵã, adeγe, lêkpōe oder ašikọ, numeli, dži, flo, akpọlọ, naminami, γenyi, avuγe oder tsatsaṅugbli, klofi, nowoenowoe, gbagbladzake, agonoe, adado (kl. Schweinfisch), gbolonu, kpeṅukpa, akplọwutsu, ṅudọdọe, dọnọvemee oder hunugli, koglomadigui, adzatọgboe, gbọvilolo, adzamenyi, gbogbo, ŵãŵã, kobi, adaγi, δimekpọloe, setšihlọe, džogbla, awãkalẽe, γedžọe, dekẹ, ŵã, bōlu, fiagbọlãe, adzadogui, gbọnyivi, yọ.

2. Nicht essbare: ahe und atrameϑekakpui.

3. Grosse Flusstiere: Tọmenyi (Flusspferd), nyo (Seekuh?) und lo (Krokodil). Diese Tiere werden ebenfalls gegessen.

III. Lagunenfische, besonders Ketalagunenfische.

1. Essbare: akpa, abọγi, flo, blolo ŵã, yọ, dekẹ oder deki, gbolonu, naminami, γedžọ, adaγi, gbãvi, awãkalčе, gbasrã, šimekpọloe, klofi, adzamenyi, adžọvia, gbọvilolo, gbagbladzekẹ, dži̋, nogonogoe, koglomadigui, awuyevi, bōlu, ŵà, γenyi, šikašika, bleγe, akpọlọ, getsu, ṅoti, dọnọvemee, adzadogui, gbogbo.

2. Nicht essbar ist der ahe.

3. Grosses Wassertier: Lo (Krokodil).

Anmerkung: Wie das Verzeichnis zeigt, kommt eine ganze Anzahl von Fischen in allen drei Gewässern (Meer, Volta und Lagune) vor. Aber das ist auch nicht zum verwundern, wenn man bedenkt, dass diese drei Gewässer miteinander in Verbindung stehen und infolge davon mehr oder weniger, auch das Mündungsgebiet des Volta, mit Salz durchsetzt ist. Auf diese Weise können manche Süsswasserfische auch in dem Mündungsgebiet des Volta und in der Lagune existieren, während hinwiederum manche Seefische die Mündung des Volta und die Lagune salzig genug finden, um auch dort leben zu können.

IV. Spiele der Evheer.

Von G. Härtter, Missionar.

Viele Leute denken sich den Neger als einen trägen, gleichgültigen Menschen, den nur der Hunger aus seiner Ruhe und seinem Gleichmut aufzurütteln vermag. Daher fragen sie wohl, ob sich die Neger bei ihrem bequemen Leben die Zeit mit Spielen vertreiben. Nun hat freilich der Neger meistens viel Zeit, aber doch sieht man ihn nur selten am Spiel. Viel lieber verbringt er die Zeit mit Plaudern und unterhält sich mit seinen Nachbarn und Freunden, wobei er gemütlich sein Pfeifchen schmaucht. Allerdings, wenn wir die Tanzbelustigungen, wie sie häufig von jungen Leuten und Kindern in mondhellen Nächten veranstaltet werden, zu den Spielen zählen, wie das von den Negern selbst geschieht, so müssen wir zugeben, dass die Spiele auch bei unseren Evhenegern fleissig gepflegt werden. Bei diesen Tänzen werden von einem Vorsänger oder einer Vorsängerin sogenannte Gelegenheitsgedichte gemacht, von denen sie die erste Strophe vorsingen, während die übrigen im Chor die zweite Strophe nachsingen. Dazu wird in passender Weise getrommelt und getanzt. Aber auch abgesehen von diesen Tanzbelustigungen sind eigentliche Spiele unter den Evheern nicht gänzlich unbekannt. Es gibt Spiele, die ausschliesslich nur von der Jugend gemacht werden, während andere den Erwachsenen die Zeit vertreiben müssen; nie habe ich aber gesehen, dass eine Frau oder Frauen zusammen ein Spiel gemacht hätten. Am besten lassen sich die Spiele in einheimische und ausländische einteilen. Zunächst also die einheimischen Spiele.

1. Kpemdešia.

Dieses Spiel ist ein Gesellschaftsspiel und kann von einer ganzen Anzahl Kinder gemacht werden; denn je mehr sich daran beteiligen, desto lustiger und anziehender wird es. Zunächst knien die Spieler in einem geschlossenen Kreis auf die Erde. Jeder hat sich einen kleinen Stein oder sonst etwas Passendes gesucht und während sie miteinander singen: Kpem de 'šia? Adagrama de 'šia? Ist das mein Stein? Ist das eines anderen Stein? werden die Steine so schnell als möglich von rechts nach links ausgewechselt. Je schneller dies vor sich geht, desto mehr Reiz gewinnt das Spiel. Dabei muss jeder der Mitspieler gut aufpassen, dass er so schnell wie möglich die ihm von seinem linken Nachbar fortwährend zugeschobenen Steine an seinen rechten Nachbar abgibt, um stets freie Hand für die folgenden Steine zu bekommen. Im Eifer des gegenseitigen Aus- und Einwechselns der Steine ist es natürlich nicht zu vermeiden, dass diesem und jenem ein Stein entfällt, was stets bei den Mitspielern ein Gelächter verursacht. Jedoch weitere Folgen hat diese Ungeschicklichkeit nicht; denn nur die Langsamkeit, nicht die Ungeschicklichkeit wird bei diesem Spiel bestraft. Die Steine werden so schnell als möglich ausgewechselt, um irgend einem Langsamen einen zweiten Stein in die Hände zu spielen, ehe er Zeit fand, den früheren abzugeben und sobald sich das ereignet, ist dieser der Strafe verfallen. Ohne sich zu besinnen, springt er auf, um den beim Anfang des Spiels für solche Anlässe bezeichneten

Platz möglichst unbelästigt zu erreichen. Aber nur selten gelingt das; denn auch die anderen sind auf der Hut und sobald sich einer erhebt, erheben auch sie sich und bearbeiten ihn mit Händen und Fäusten, bis er am Ziel angekommen ist. Hier angekommen, müssen sofort alle von ihm ablassen und die ganze Schar kehrt wieder auf den Spielplatz zurück, um das Spiel von neuem zu machen. Wer aber in dieser Weise von den Mitspielern traktiert wird, darf unter keinen Umständen weinen, gleichviel, ob er wenig oder viel Schläge bekommt, ehe er das Ziel erreicht hat, weil dieses den Ausschluss vom Spiel zur Folge haben würde.

2. Patapre.

Dieses Spiel, patapre genannt, ist ein Wortspiel und ist wie das Spiel: Ist das mein Stein? um so anziehender, je mehr sich daran beteiligen. Drei Wörter sind es, die dabei in Betracht kommen: patapre, adina und koto, das eigentliche Schlagwort jedoch, auf das alles ankommt, ist koto. Alle, die dieses Spiel machen wollen, versammeln sich auf einem Platze und einer aus ihrer Mitte übernimmt die Leitung. Dieser sagt allen Beteiligten, wie oft er das Wort koto rufen werde. Sagt er, dass er es nur einmal rufe, so wissen alle, dass sie es nicht sagen dürfen. Will er es aber zweimal rufen, so dürfen es die andern einmal nachsagen usw., eben immer einmal weniger, als dieser es selbst sagt. Patapre und Adina dagegen dürfen sie unbekümmert nachsagen, so oft als der Leiter des Spiels es vorsagt. Sobald dieser nun patapre ruft, rufen alle wie aus einem Munde: pre, und zwar so oft, als er es sagt. Ebenso verhält es sich auch mit adina. Auch hier rufen ihm alle adina nach, so oft er es selbst sagt. Um nun den einen oder anderen irre zu leiten, sagt er die beiden Worte patapre und adina recht oft; aber plötzlich rückt er mit koto heraus, von dem er am Anfang gesagt hat, dass er es nur ein- oder zweimal rufen werde und gewöhnlich hat dieser oder jener es vergessen und ruft auch das letzte Mal wieder koto. Wer aber das tut, ist der Strafe verfallen, und einer der Knaben hält ihm die Augen zu, während die andern ihn mit ihren Händen und Fäusten so lange bearbeiten, bis er zufällig den Namen dessen trifft, der ihn zuletzt geschlagen hat. Sobald er diesen herausgefunden hat, müssen alle von ihm ablassen und das Spiel beginnt von neuem.

3. Afutiti.

Ein Spiel, an dem so viele Knaben, als nur immer wollen, sich beteiligen können. Dazu ist zunächst ein schöner, freier Platz notwendig. Auf diesem Platze wird ein einen halben Meter tiefes Loch gegraben und in demselben eine Anzahl zäher Stecken, etwa 60—80 Stück senkrecht eingegraben, so dass dieses Steckenbündel ungefähr 60—80 *cm* aus der Erde herausschaut. Oben werden die Stecken mit einer Schnur oder einer Schlingpflanze fest umbunden und die Erde um die Stecken herum wird gelockert, damit sich keiner hei einem eventuellen Fall beschädigt. Wenn in dieser Weise das Spiel vorbereitet ist, stellen sich die Knaben in einer Entfernung von 10—12 *m* vom Steckenbündel entfernt in einer Reihe, einer hinter dem andern auf und in gewissen Zwischenräumen

sucht nun jeder über diese Stecken hinwegzuspringen. Dabei ist aber nicht die Hauptsache, überhaupt nur darüber hinwegzuspringen, etwa wie bei dem bekannten Hochsprung, sondern, während der Knabe sich mit den Händen auf das Steckenbündel stützt, muss er sich in der Luft überschlagen, so dass er hinter demselben wieder auf seine Füsse zu stehen kommt — also eine Art Kunststück. — Ist jedoch der eine oder andere von den Springern nicht flink genug oder umgekehrt, so wird er von dem folgenden Knaben überrannt, was natürlich ein schallendes Gelächter verursacht.

4. Míawo 'veve míele.

Auch an diesem Spiel können so viel Kinder, als nur wollen, sich beteiligen. Je mehr Kinder es sind, desto interessanter wird das Spiel. Mit Ausnahme eines einzigen, stellen sich alle in einer geschlossenen Reihe auf und legen sich gegenseitig die Arme um den Hals, so dass sie gleichsam eine Kette bilden. Der aber, der davon ausgeschlossen ist, stellt sich in einer Entfernung von 10—12 *m* diesen gegenüber auf. Dort kniet er nieder und fängt kläglich zu singen an: Ich allein bin, wie eine Akogo! Die Akogo hat das Bein gebrochen! Ich allein bin wie eine Akogo! Die Akogo hat den Arm gebrochen! Während er aber in dieser Weise singt, nähert er sich hüpfend der Reihe. Dort angekommen, kehrt er wieder um und hüpft an seinen Platz zurück, um sogleich wieder gegen die Reihe vorzugehen. Aber diesmal kehrt er nicht wieder allein zurück, sondern greift einen aus der Reihe heraus, den er an seinen Platz zurückbringt, während gleichzeitig die andern ihre gebrochene Reihe wieder schliessen.

Sobald dies geschehen ist, fängt die geschlossene Reihe an, mit den Füssen zu stampfen und unter dem Gesang: Wir sind sehr, sehr viele; wir sind sehr, sehr viele! Wenn ein Fremder kommen wird, um bei uns zu herbergen — wirst du ihn wohl töten? Wenn Feuer das Haus ergreift — wir haben ihn gegriffen! nähern sie sich den beiden. Dort angekommen, gehen sie sofort wieder zurück an ihren Platz. Nun machen sich die beiden auf und singen wiederum mit kläglicher Stimme: Zwei, o zwei sind wir nur! Wenn ein Fremder bei uns herbergen wird; wenn ein Fremder bei uns herbergen wird — tötest du ihn wohl? Wenn Feuer das Haus ergreift — wir haben ihn gegriffen! Allein bei ihren Gegnern angekommen, machen sie sofort wieder kehrt und gehen an ihren Platz zurück und erst bei ihrer zweiten Annäherung greifen sie wieder einen aus der Reihe heraus und bringen ihn an ihren Platz zurück. Zum dritten, vierten und fünften Male wird das Spiel in der gleichen Weise wiederholt, wobei sie stets die Zahl nennen, die sie gerade zählen. Von jetzt ab wendet sich aber das Spiel, denn anstatt des kläglichen Gesanges ertönt es jetzt fröhlich und vergnügt: Wir mehren uns! Schon sind wir fünf, schon sind wir sechs! Unsere Zahl mehrt sich zusehends, bis von dem grossen Haufen nur noch einer übrig bleiben wird — dann erst wollen wir aufhören. Sobald sie aber in der Mehrzahl sind, fangen sie fröhlich zu singen an: Wir sind jetzt sehr viele. Wenn ein Fremder usw. Dieser fröhliche Gesang aber macht auf die andere Partie, die vorher in

der Mehrzahl gewesen ist, solchen Eindruck, dass sie jetzt mit kläglicher Stimme singen: Wir nehmen ab, unsere Zahl schwindet! Wenn ein Fremder usw. In dieser Weise, wird dann das Spiel weitergeführt, bis schliesslich nur noch einer übrig bleibt, der dann das Spiel von neuem beginnen muss.

5. Ve- oder Didada.

Dieses Spiel wird mehr von Männern, als von Knaben gespielt. Wird es von letzteren gemacht, so geschieht es meistens nur zur Belustigung und zum Zeitvertreib, während von ersteren dabei um Geld gespielt wird. Zunächst wird eine Matte quadratisch zusammengefaltet, so dass sie einen Durchmesser von 50—60 *cm* bekommt. Darauf wird in einen etwa 20 *cm* hohen Haufen Sand eine tellerförmige Grube gemacht und die Matte in die Vertiefung möglichst glatt eingelegt, so dass sie nach allen Seiten gleichmässig ansteigt. Nachdem diese Vorbereitungen zum Spiel getroffen sind, nehmen die Spieler, deren es zwei, aber auch drei oder vier sein können, am Boden Platz. Jeder von ihnen ist im Besitze von einer kastanienförmigen Frucht, Ve oder Di genannt, die sie mittelst einer geschickten Handbewegung auf der Matte tanzen lassen. Derjenige, welcher den Anfang macht, hat nur darauf zu achten, dass seine Ve überhaupt nicht über die Matte hinaustanzt, denn sobald das geschieht, hat er den Einsatz, der von 1—10 String[1]) Kauries = 1—10 Pf., betragen kann, an den oder die Mitspieler verloren. Bleibt diese schliesslich auf der Matte liegen, so folgt der Gegner; sind es aber mehrere, die zusammen spielen, so geht das Spiel die Reihe herum von links nach rechts. Dieser zweite versucht nun mittelst seiner Ve die seines Gegners zu treffen und so hinauszuschleudern. Gelingt ihm das, so hat der Gegner den Spieleinsatz an ihn zu bezahlen; wird aber beim Anprall seine eigene Ve hinausgeschleudert, so muss er den Einsatz an den entrichten, dessen Ve auf der Matte liegen geblieben ist. Bleiben aber schliesslich beide Ve auf der Matte liegen, so fängt der erste wieder an, wenn es nur zwei Spieler sind; sind es aber mehrere, so macht der dritte weiter und die beiden ersten haben weder Gewinn noch Verlust zu verzeichnen. Dieser dritte versucht nun durch heftiges Antreiben seiner eigenen Ve die seiner Vorspieler hinauszuwerfen, muss aber dabei riskieren, dass durch den starken Anprall seine eigene hinaustanzt und die seiner Gegner ruhig auf der Matte liegen bleiben. Geschieht das, so muss er an den, dessen Ve seine eigene hinausgeworfen hat, den Spieleinsatz bezahlen, während im umgekehrten Falle die an ihn bezahlen müssen, die von seiner Ve hinausgeschleudert wurden. Bleiben aber schliesslich alle drei auf der Matte liegen, so fährt der vierte fort und versucht mittelst seiner Ve die eine oder andere der bereits auf der Matte liegenden hinauszuwerfen, und derjenige, dessen Ve hinausgetrieben wird, muss wiederum an den, dessen Ve seine eigene hinausgetrieben hat, den Spieleinsatz bezahlen. So geht es fortwährend nach der Reihe herum, bis alle Spieler des Spiels müde sind.

1) String ist eine bestimmte Zahl von Kauries, also Scheidemünze, wenn ich nicht irre 20. P. St.

6. Hodada.

Ebenfalls ein Spiel, das in der Regel nur von Männern gemacht wird und von Knaben höchstens nur zum Zeitvertreib oder zur Übung gespielt wird. Zum Spiel selbst sind nur vier Kauriemuscheln nötig, die kosu genannt werden. Wie das vorhergehende Spiel, kann es von mehreren zugleich gemacht werden; jedenfalls müssen ihrer aber stets zwei sein. Sind es mehrere, so bilden die Spieler einen Kreis, wobei sie in hockender Stellung den Spielplatz umgeben. Darauf nimmt einer aus dem Kreise seinen kosu und während er ruft: Der Krieg beginnt, wirft er seine vier Kauriemuscheln in den Kreis. Auf seinen Ruf: Der Krieg beginnt, antwortet ihm sein rechter Nachbar: Der Krieg mag kommen! Fallen drei von seinen Kauriemuscheln auf die runde, gewölbte Seite, so sagt man, der Spieler ist tot, d. h. er hat den Spieleinsatz verloren. Ebenso ist es auch, wenn drei auf die breite, flache Seite fallen und nur eine auf die runde gewölbte. Fallen aber zwei auf die runde und zwei auf die flache Seite, so darf er so lange werfen, bis entweder die beiden oben angeführten Fälle eintreffen oder bis alle vier Kauriemuscheln gleich fallen: Entweder alle auf die flache, breite Seite oder alle auf die runde, gewölbte. Geschieht das, so muss der Gegner den Spieleinsatz an ihn bezahlen und dieser darf so lange weiterspielen, bis er tot ist, d. h. bis seine Kauriemuscheln, drei auf die breite, flache Seite oder auf die runde, gewölbte fallen. Sobald das geschehen ist, macht sein rechter Nachbar, unter dem gleichen Ausrufen, weiter; während dessen ihm sein Nachbar wiederum antwortet, wie dieser vorher seinem Gegner geantwortet hat. Auch dieser darf so lange spielen, bis er bei seinem Nachbar tot ist, d. h. bis er den Spieleinsatz an diesen verloren hat und so geht es auch hier der Reihe nach herum, bis alle Spieler des Spiels müde sind. — Obgleich der Einsatz bei diesem Spiel zumeist gering und unbedeutend ist, so wird doch der Verlust, den einer dabei erleiden kann, sehr bedeutend. Ja, durch die fortgesetzten Verluste, die einer dabei haben kann, wird die Leidenschaft so sehr gesteigert, dass er nicht aufhören kann, bis er Hab und Gut, oft selbst die eigene Person, verspielt hat, immer hoffend, dass endlich doch das Glück sich ihm zuwenden müsse. So wird weiter gespielt, bis er nicht allein sich selbst, sondern seine ganze Familie in Schulden und ins Unglück gestürzt hat.

Da aber dieses Spiel so grossen Reiz hat, so wird es an manchen Orten des Evhelandes, anstatt mit Kauries, mit Erdnüssen gemacht, weil dabei der Verlust bei weitem nicht so gross ist, als wenn einer mit Kauris spielt und Kauris einsetzt. Von verständigen Eltern freilich wird den Knaben von Jugend auf dieses Spiel strengstens untersagt.

7. Atidada.

Zu diesem Spiel, das eine Art Steckspiel ist, werden etwa 10 bis 15 *cm* lange Stäbchen von der Blattrippe der Ölpalme oder überhaupt einer Palme verwendet, die die Stärke einer Stricknadel haben. Die Zahl dieser Stäbchen ist verschieden, je nachdem man ein kleineres oder grösseres Spiel machen möchte. Das kleinste hat sechs solcher Stäbchen, wobei jeder der Beteiligten, deren bei diesem Spiel nur zwei sein können,

drei erhält: aber es kann ebenso mit acht, zehn oder mehr Stäbchen auf einmal gespielt werden, nur muss dann die Spielform entsprechend erweitert werden. Zunächst werden zu diesem Spiel im Sand gerade Längs- und Querlinien gezogen. Die Schnittpunkte der Linien bilden die Steckplätze für die Stäbchen. Will man nur mit sechs Stäbchen spielen, so zeigt das Spiel folgende Form:

Bei dieser Spielform erhält jeder drei Stäbchen, die sie abwechslungsweise nach Belieben senkrecht in die Schnittpunkte der Linien stecken, wobei jeder sorgfältig darauf zu achten hat, dass der Gegner seine Stäbchen nicht in eine Linie bringen kann, weil sonst dieser sofort dem anderen ein Stäbchen nehmen darf, was für ihn den Verlust des Spiels zur Folge hat; denn es ist unmöglich, mit zwei Stäbchen etwas zu gewinnen. Sind die Stäbchen in dieser Weise g e steckt, so werden sie abwechslungsweise v e r steckt, wobei jeder danach trachtet, seine Stäbchen so schnell als möglich in eine Reihe zu bringen, um damit das Spiel zu gewinnen. Wird mit mehr als sechs Stäbchen gespielt, so werden diese in der gleichen Weise eingesetzt. Beim Verstecken der Stäbchen aber darf nur vorwärts und niemals rückwärts gerückt werden. Erst wenn einer alle Stäbchen bis auf drei verloren hat, geniesst er den Vorzug, dass er nach allen Seiten hin verstecken darf. Dieser Vorzug ist so gross, dass er unter Umständen das Spiel noch gewinnen kann, auch wenn der Gegner noch alle oder fast alle seine Stäbchen hat. Bei der Entziehung der Stäbchen ist auf keinerlei Regel zu achten, sondern jeder nimmt dem Gegner eben das oder die Stäbchen weg, die ihm für das eigene Spiel am hinderlichsten zu sein scheinen. Insofern hat dieses Spiel manches gemein mit unserem sogenannten „Mühleziehen".

Ausser diesen Spielen sind mir noch zwei weitere bekannt. Das eine heisst: „Tondowowo" und ist ähnlich dem Kreisel- oder Tänzerspiel, wie es auch hier zu Lande häufig von Knaben gemacht wird. Der einzige Unterschied besteht darin, dass die afrikanischen Knaben ihre Tänzer selbst anfertigen müssen, während sie bei uns der Drechsler oder sonst ein Handwerksmann macht. — Das zweite, „Waletododo" genannt, ist mir seiner Anlage nach wohl bekannt, dagegen kenne ich die Regeln nicht ganz genau, nach denen gespielt wird. Ich unterlasse daher diese beiden Spiele näher zu beschreiben.

Ich will nur noch einen Blick auf die ausländischen Spiele werfen. Wie im Laufe der Zeit allerlei europäische Sitten und Gebräuche, mitunter auch Unsitten, in Afrika Eingang gefunden haben, so auch etliche Spiele der Europäer, z. B. auch das Kartenspiel.

Meinen Mittelschulen hat besonders ein Ballspiel gefallen, das ich aber, weil der Platz fehlt, nicht näher beschreiben kann. Man bedarf dazu der Schläger und Bälle.

Anfänglich freilich hatten sie nur selbstverfertigte Schläger. Diese waren gewöhnlich aus einem Brettstück geschnitzt, das sie irgendwo erlaubter oder unerlaubter Weise „gefunden“ hatten. Häufig wurden in Ermangelung geeigneter Bretter selbst die Brettstücke der eigenen Bettstellen nicht verschont. So kam es wiederholt vor, dass der eine oder andere dieser leidenschaftlichen Spieler mit der Zeit alle seine Bettstellenbrettchen an dieses Spiel gerückt hatte, so dass er seine Matte innerhalb der Bettladenpfosten am Boden ausbreiten musste. Er hatte von seiner Bettstelle keinen weiteren Gewinn mehr, als dass sie ihm zeigte, wo er ungehindert sich hinlegen dürfe, was immer ganz possierlich aussah. Als Bälle benutzten sie die Gummibälle, sogenannten Rubber, wie ihn die Eingeborenen an die Faktoreien verkaufen. Da aber diese Bälle nicht sonderlich dauerhaft sind, so mussten sie häufig durch neue ersetzt werden. So viel war mir von Anfang an klar, dass sie in bezug auf Schläger und Bälle nach dem Grundsatz verfuhren: Man nimmt, wo ist und so lange zu nehmen ist.

Obschon mich das Spiel an und für sich freute, blieben doch die Schüler, so lange sie spielten, vor mancher Torheit bewahrt, so wollte mir doch diese zweideutige Erlangung der Spielsachen nicht gefallen. Auch war mir von vornherein so viel klar, dass in diesem Fall keine Ermahnungen fruchten, sondern dass hier nur die Beschaffung eines regelrechten Spieles diesem Übelstande abhelfen kann. Von eigenen Mitteln es zu kaufen, war mir nicht möglich und der Missionskasse durfte diese Zumutung auch nicht gemacht werden und doch sollten die Schüler ein Spiel haben. Darum nahm ich mir vor, die Strafgelder dazu zu verwenden. Die Mittelschüler erhalten nämlich monatlich vier Mark Kostgeld, wovon sie Nahrung und Kleidung beschaffen müssen. Zu diesem Zweck ist zwar dieses Geld nicht allzu reichlich bemessen, vollends wenn einer nur auf diese vier Mark angewiesen ist. Aber trotzdem benutzte ich diese Gelegenheit, um dann und wann Unarten oder sonstige Vergehen mit Geldabzug zu bestrafen. So war z. B. auf zu späten Wiedereintritt nach den Ferien eine ganze Mark Strafe gesetzt, andere kleinere Übertretungen der Schulordnung mussten mit 25 Pf. gesühnt werden. So kam es, dass diese Strafgelder mit der Zeit auf 40 Mark angewachsen waren, was mir ermöglichte, den Schülern ein solches Ballspiel zu beschaffen. Damit hatte ich den Schülern nicht nur vorgebeugt, ihre Spielgegenstände auf unredliche Weise zu beschaffen, sondern ich hatte ihnen auch sichtlich eine Freude bereitet. Denn das war jetzt ein Leben und Treiben im Gehöfte des Avhedomegehöftes! Die Glocke hatte noch nicht 5 Uhr ausgeschlagen, als auch schon zwei Schüler die Treppe heraufstürmten, um das Spiel, das ich in Verwahrung genommen hatte, zu holen. Dann wurde mit einem Eifer und einer Leidenschaft gespielt, die eines besseren wert gewesen wäre. Wenn ich ihnen dann oft von der Veranda herab zuschaute, musste ich bei mir selbst denken: Ach, wenn sie nur auch beim Lernen ihrer Aufgaben solchen Fleiss und Eifer beweisen wollten.

---

3. Die Buschmänner der Kalahari von S. Passarge.[1])

Besprochen von

Gustav Fritsch.

„Der Buschmann ist das unglückselige Kind des Augenblicks". Mit diesem Ausspruch, der von mir herrührt, beginnt Hr. Passarge einen interessanten, inhaltreichen Aufsatz über die Buschmänner der Kalahari. Wer den Aufsatz liest, wird daraus ersehen, dass der Autor monatelang mit einem alten Buschmann der Kalahari zusammen war und, wie er angibt, vieles von demselben gelernt hat.

Gewiss, Hr. Passarge war selbst das unglückselige Kind des Augenblicks, als er die unmittelbar anschliessenden Sätze seiner Abhandlung schrieb, nämlich, dass ich persönlich unabhängige Buschmänner wenig oder gar nicht gesehen hätte und meine Angaben wesentlich „auf ältere (?) Autoren stützte", d. h auf Deutsch: von diesen abgeschrieben hätte. Bevor ich durch genaueres Studium des ganzen Aufsatzes die Überzeugung gewann, dass der Autor, allem Anschein entgegen, doch im guten Glauben war, als er die in den einleitenden Bemerkungen enthaltenen falschen historischen Angaben machte, wurde von mir eine scharfe Zurückweisung derselben aufgesetzt, die ich nunmehr gern unterdrücke. Ich begnüge mich darauf hinzuweisen, dass ich 36 Jahre früher als Hr. Passarge, der auf meine Empfehlung als Mitglied der von Üchtritzschen Kamerun-Expedition 1893/94 zum ersten Male nach Afrika geschickt wurde, mit den Buschmännern der Kalahari jagte, als die mannigfachen politischen Stürme noch nicht über das Land hinweggezogen waren, wie er aus meinem Reisewerk (Drei Jahre in Südafrika 1868) hätte lernen können![2]) Ferner, dass ich meine Schilderungen auf keinen der von ihm angeführten „älteren Reisenden gestützt (?) habe, selbst nicht auf diejenigen meines jungen Freundes Theophilus Hahn, der seine von mir wegen erfreulicher Übereinstimmung wiederholt zitierten Aufsätze im Globus zwei Jahre nach meinem Reisewerke veröffentlichte. Warum mein auf demselben Material beruhendes Werk über die Eingeborenen erst 1872 erschien, hätte der Autor aus der Einleitung ersehen können, wenn er sich die Mühe nahm, dieselbe zu lesen.

---

1) Mitt. aus den deutschen Schutzgebieten 1905, S. 194.

2) Dies Buch, welches 1868 erschien, enthält die Beschreibung von Reisen, welche in der ersten Hälfte der sechziger Jahre ausgeführt wurden. Es scheint Hrn. Passarge unbekannt geblieben zu sein. Als Zeitgenossen reklamiere ich Moffat, Andersson, Baines, Chapman, welche mir persönlich bekannt und zum Teil befreundet waren. Mauch, Mohr, Th. Hahn ebenso; dieselben datieren bereits etwas nach mir.

Also lassen wir diese verwunderliche Entgleisung des Autors bei Seite und treten den sachlichen Ausführungen näher.

Hr. Passarge glaubt die von den älteren Autoren (mich selbst einbegriffen) gegebenen Schilderungen der Buschmänner als ein „Zerrbild" (S. 196) bezeichnen zu sollen, wobei er wiederum nicht berücksichtigt, dass mir sowol als meinen Zeitgenossen, Chapmann, Baines, Andersson usw., auch Erfahrungen über die Buschmänner der Kalahari in reichem Masse zur Verfügung standen. Sollte nicht die Bezeichnung „Zerrbild" auf die modernen Verhältnisse, wie sie nach vierzigjährigen politischen Wirren entstanden sind, eher passen?

Er wundert sich, dass weder bei Andersson, noch bei Baines, noch bei Chapmann sich auch nur die leiseste Andeutung von einer politischen Organisation der Buschmänner im Chansefeld findet und glaubt dies damit erklären zu sollen, dass durch das Eintreffen eines Händlers die staatliche Organisation zeitweise über den Haufen geworfen sei (S. 206). Was soll man von einer staatlichen Organisation „eines grossen Buschmannvolkes" denken, die durch das Anfahren eines einzigen Händlers wie eine baufällige Hütte über den Haufen geworfen wird! Hat doch gerade bei solcher Gelegenheit der Häuptling mehr als sonst Veranlassung seine Autorität zur Geltung zu bringen, um den Händler nach Möglichkeit unter Ausschluss der Stammesangehörigen seinen selbstsüchtigen Interessen dienstbar zu machen.

Hr. Passarge möchte wissen, wie es im Anfang der sechziger Jahre unter den Buschmännern ausgesehen hat und anstatt sich bei mir, dem einzig überlebenden Reisenden aus jener Zeit und jener Gegend Rat zu erholen, lässt er sich lieber von seinem alten Buschmanndiener etwas vorlügen. Ich habe zu der vorliegenden Frage ausdrücklich Stellung genommen und sehe mich auf Grund meiner eigenen Erfahrungen aus der mittleren und südlichen Kalahari, d. h. aus Gegenden, die Hr. Passarge aus eigenen Anschauungen nicht kennt, gezwungen, die folgende Darstellung aufrecht zu halten, bis mir andere Beweise entgegengestellt werden, als die Aussagen eines Gewährsmannes, der einem durch seine Verlogenheit berüchtigten Stamme angehörte. Ich schrieb darüber: „Die ganze Lebensweise verbietet eine straffere staatliche Organisation, wenn sich auch zuweilen eine Anzahl Familien zu einer grösseren Horde vereinigt haben und in der Kalahari auch heute noch zu kleinen Dörfern vereinigen, so ist dies doch nur ein mehr zufälliges Zusammenleben, welches nicht nach besonderen Gesetzen geregelt wird. Vielleicht wird einer wegen grösseren Ansehens als Kapitän betrachtet, aber dies ist nur nominell, eine wirkliche Führerschaft macht sich nicht bemerklich."[1])

Die Bedeutung der Kalahari für die Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit der Buschmänner konnte keinem aufmerksamen Beobachter entgehen; ich äusserte mich wiederholt darüber und zwar zuweilen fast mit denselben Worten wie Hr. Passarge, z. B. S. 395 (a. a. O.); „In dem Griqua-, Namaqua- und Be-chuana-Lande bis hinauf zum See Ngami

1) Die Eingeborenen Südafrikas. S. 444.

finden sich hier und da kleine, wandernde Trupps, zeitweise in Untertänigkeit der benachbarten Häuptlinge, zeitweise in völliger Unabhängigkeit. Denn hier ist die Kalahari nahe, ein Terrain, welches ihnen mit Erfolg noch von keinem Stamm hat streitig gemacht werden können: das letzte Asyl der Freiheit für den vertriebenen Ureinwohner Südafrikas."

Es war mir auch nicht unbekannt geblieben, wie sich aus dem nachfolgenden an angeführter Stelle ergibt, dass weiter nördlich die Buschmänner wieder zahlreicher auftreten, als integrierender Bestandteil der Bevölkerung von Herero- und Wamboland; aber niemals hätten die durch ihre Gewalttätigkeit berüchtigten Stämme der Herero und der Batauana vom See Ngami zwischen sich ein unabhängiges Buschmannreich geduldet, wie es Passarge's Phantasie vorschwebt. Keinesfalls hätte ein solches bestehen können, ohne dass die auf der üblichen Route von der Walfish-Bay über Ghanzé nach dem Ngami-See ziehenden Reisenden, die Andersson, Chapman, Baines, Livingstone usw. etwas davon gemerkt und in ihren Reisebeschreibungen niedergelegt hätten; sie hätten geradezu müssen mit Blindheit geschlagen sein. Das alte mächtige Buschmannreich unter dem berühmten Häuptling „Dukúri"[1]) gehört daher in das Bereich der Fabel, so schön der Buschmann-Historiker dasselbe auch Hrn. Passarge geschildert hat. Dass die Batauana einmal einen hinterlistigen, mörderischen Streich gegen benachbarte Buschmänner ausgeführt haben, die sich vermutlich wie gewöhnlich durch Viehdiebstahl unbeliebt gemacht hatten, will ich dem Buschmann-Gewährsmann gern glauben, aber eine gar nicht vorhandene Macht brauchte nicht erst gebrochen zu werden.

Bei meinen Vorstössen in die südliche und mittlere Kalahari von Griqua-Stad, von Khanje und Shoshong habe ich niemals grössere, organisierte Gemeinschaften von Buschmännern angetroffen, wohl aber häufig einzelne, unabhängige Horden, die durchaus nicht „völlig unterdrückt" waren, sondern in voller Bewaffnung einherschritten. Von ihnen erwarb ich die verschiedenen Köcher mit Pfeilen und Bogen, von denen der grösste Teil in das Berliner Museum für Völkerkunde übergegangen ist.

Niemals hatten diese, mit sehr verschiedenen Spitzen ausgestatteten Pfeile Federbesatz irgend welcher Art, ich konnte daher bei den Buschmännern auch nichts davon erwähnen, Hr. Passarge hat aber Unrecht, dies ganz allgemein zu sagen; denn ich erwähne ausdrücklich, dass der alte Peter Kolben die Hottentotten mit befiederten Wurfpfeilen abbildet.[2]) Es ist sehr wahrscheinlich, dass die gelegentlich noch heute vorkommmenden, gewöhnlich einseitig befiederten Pfeile, die den Buschmännern zugeschrieben werden, auf Hottentotten (Nama?) — Einfluss zurückzuführen sind: eine Vermutung, die auch schon von Hrn. Passarge erwogen wurde.

Zur Vervollständigung des Bildes der alten Zeiten ist hier noch kurz

1) Das Wort ist ersichtlich nicht einmal einer Buschmannsprache entnommen.

2) a. a. O. S. 314.

auf die offiziellen Berichte aus den ersten Jahrhunderten der Kolonie, die Cape-Records, zu verweisen, auf die ich mich allerdings, und zwar mit vollster Überzeugung „gestützt" habe. Aus den darin veröffentlichten Schusslisten der Buschmänner ergibt sich, dass dieselben damals in den Gebirgen der Kolonie von einer erstaunlichen Zahl und Ausbreitung waren. Die grösste Verwendung fanden solche „Kommandos" zur Vertilgung der Buschmänner in den östlichen Teilen der Kolonie während der Jahre 1770 bis Ende des Jahrhunderts,[1]) denen viele Tausende dieser Unglücklichen zum Opfer fielen; so berichtet Col. Collins, dass ein angesehener Farmer sich rühmte, persönlich bei der Abtötung von 3200 Personen beteiligt gewesen zu sein, ein anderer von 2700.

Es schien mir angezeigt, um ein Verständnis für die heutigen Verhältnisse zu gewinnen, auf diese Tatsachen hinzuweisen, weil sich daraus mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen lässt, das ursprünglich weder die Kalahari noch das Ngami-Becken so dicht mit Buschmännern bevölkert war als die südlichen Gegenden Afrikas. Warum hätten diese Leute sich in die wasserlosen Einöden der Kalahari flüchten sollen, so lange ihnen durch den Reichtum an Wild und Wasser in der entstehenden Kolonie daselbst ein bequemeres Leben geboten wurde? Dies wurde erst anders als der Wildreichtum nachliess und die Farmer den Viehdiebstahl blutig zurückwiesen.

Die reichen Beobachtungen, welche Hr. Passarge auch über die Buschmänner gesammelt, könnten eine sehr schätzenswerte Möglichkeit darbieten, die jetzigen Verhältnisse aus den früheren abzuleiten; dies kann aber unmöglich von günstigem Erfolg sein, wenn ein Autor anstatt von den Erfahrungen der alten Forscher auszugehen, damit anfängt, dieselben zu diskreditieren und seine modernen Anschauungen rückwärts in die alten Zeiten zu verpflanzen.

Der Buschmann der Vergangenheit hatte keine Veranlassung zu all dem kläglichen Notbehelf zu greifen, um nur das Dasein zu fristen, wie ihn Hr. Passarge so eingehend und leider zutreffend beschreibt Diese aus dem Leben gegriffenen, plastischen Bilder, wenn auch nicht in allen Zügen korrekt, sind nach meiner Überzeugung das beste, was der Autor seinen Lesern bietet.

Hier finden wir auch eine der sonst schmerzlich vermissten Zahlenangaben; es wird von verschiedenen „grossen Buschmannvölkern" gesprochen, ihre Namen werden mit fetten Lettern in eine problematische Kartenskizze eingetragen und nirgends begegnen wir auch nur einer schätzungsweise gegebenen Zahl über die Kopfstärke dieser „Völker."

Hr. Passarge erzählt, wie die Buschmänner in der wasserlosen Gegend die nötige Flüssigkeit aus dem Safte der wilden Melonen gewinnen. Er berechnet den täglichen Gebrauch pro Kopf auf mindestens 20 Stück, also einer Familie von 10 Personen 6000 im Monat, einer Horde von 100 Personen bereits 60 000 (S. 240). Wir wollen die Rechnung weiter

---

1) Vgl. a. a. O. S. 466 u. folgende.

fortführen; da in den wasserlosen, auf unsichere, nur in bestimmten Monaten zu erwartende Regen angewiesenen Gegenden ein solcher Notbehelf doch mindestens 6 Monat erforderlich sein kann, so multipliziert sich obige Zahl nochmals mit 6, dies ergibt also 360 000 Melonen.

Wie gross soll nun die Zahl der nach Passarge in fest abgegrenzten Gebieten auch der wasserlosen Kalahari lebenden grossen Buschmannvölker angenommen werden? Man sollte meinen, dass um solchen Namen zu rechtfertigen, eine Kopfzahl von einigen Tausend erforderlich wäre. Hat man doch, wie erwähnt, früher in bestimmten Lokalitäten der Kolonie bei den Treibjagden solche Strecken getöteter Buschmänner geliefert. Ein „Volk“ von nur 1000 Köpfen würde bereits in gleicher Zeit 3 600 000 Melonen gebrauchen. Hat Hr. Passarge in der Kalahari jemals ein Feld gesehen, wo vom selben Ort zu Fuss erreichbar, derartige Massen von Melonen erhältlich waren? Ich nicht! Auch bestreite ich, bis Gegenbeweise vorliegen, dass ein derartig massenhaftes Wachstum überhaupt vorkommt.

Es muss durchaus verlangt werden, wenn uns von grossen unabhängigen Buschmannvölker der Kalahari erzählt wird, dass der Autor, welcher sie zu kennen vorgibt, auch über ihre ungefähre Kopfzahl sowie über die Möglichkeit ihrer Existenz genügende Aufschlüsse gibt. Bis dahin schweben seine Ansichten in der Luft wie die Grenzen auf seiner „Orientierungskarte“, die mit dicken schwarzen Linien gezeichnete Flüsse und angebliche Grenzen, welche in Punktlinien auslaufen, ohne Gebiete wirklich abzuschliessen, zeigt; auf der die Salzpfannen verzeichnet und der orientierende Ngami-See weggelassen ist; wo eine Menge unwesentlicher Namen mit fetter Schrift eingetragen sind, und vielfach im Text genannte Namen, z. B. Chansefeld und andere, vergeblich gesucht werden. Wenn ich je das „Zerrbild“ einer Karte gesehen habe, so ist es diese Kartenskizze.

Dasselbe kann man auch von den dargestellten Buschmannzeichnungen sagen, welche sich auch zu den von früheren Autoren dargestellten[1]) verhalten, wie die Schilderung der jetzigen Verhältnisse bei den Buschmännern zu denjenigen der alten Zeiten.

Das Gleiche gilt von der Abbildung 3 der Schrift, über die ich nähere Angaben nicht gefunden habe. Auch sie ist das „Zerrbild“ eines echten Buschmannes, nach dem Aussehen durch Vermischung mit Bastardblut entstanden; denn niemals hat ein unvermischter Buschmann eine solche Nase gehabt! Bei den anderen Figuren 5, 7, 8, auf welche der Autor selbst allerdings auch mehr Wert zu legen scheint, hat recht gutes Material vorgelegen, besonders sind die Figuren auf Abb. 8 fast durchweg ausserordentlich typisch und verdienten wohl nach dem Originalnegativ vergrössert zu werden, wo die charakteristischen Merkmale noch deutlicher hervortreten würden als bei der vorliegenden etwas unklaren Autotypie.

Ein „Zerrbild“ hat der Autor zu meiner Überraschung auch aus der holländischen Sprache gemacht, indem er die dem Holländischen ent-

1) Vgl.: Die Eingeborenen Südafrikas. Taf. L.

nommenen Wörter mit Vorliebe falsch schreibt. So schreibt er z. B. „Ducker" anstatt Duiker; „Footganger" anstatt Voetganger; „Estervark" anstatt Ijzervark (colonial = Ijztervark), „Brackwater" für Brakwater usw. Da Hr. Passarge in dem Aufsatz als Sprachforscher auftritt, sollte er doch auch die europäischen Sprachen korrekt behandeln, wäre es auch nur um Vertrauen zu seiner Schreibweise der Buschmannworte zu gewinnen, worüber ich mich als nicht sachverständig des Urteils enthalte.[1])

Gestützt auf meine eigenen Erfahrungen aus dem Anfang der sechziger Jahre und im Hinblick auf die späteren, von mir nachweislich genau verfolgten Umgestaltungen in Südafrika bis zu den durch Hrn. Passarge uns übermittelten reichen Beobachtungen, deren Zuverlässigkeit zu bestreiten ich weder Veranlassung noch Neigung habe, komme ich allerdings zu anderen Schlussfolgerungen.

Der Zersetzungsprozess aller nationalen Gebilde in Südafrika, angebahnt schon damals durch die Nama-Hererokriege, durch die Bekämpfung und Unterdrückung der Matabele vonseiten der Engländer, die Gründung von Rhodesia und von Deutsch-Südwestafrika, endlich den Burenkrieg hat allmählich einen ausserordentlich hohen Grad erreicht. Indem die Macht der einheimischen Häuptlinge vernichtet wurde, verloren die unter ihnen stehenden Stämme ihren Halt und sind zum Teil wirklich zerfallen. So wurden eine Menge Einzelindividuen frei, die notgedrungen Anschluss suchen mussten.

Unter den in Frage kommenden Stämmen nehmen die Buschmänner naturgemäss eine Sonderstellung ein, wobei man zu beherzigen hat, dass diese notorisch von Alters her gewohnheitsgemäss als nahezu vogelfrei betrachtet wurden. Die Zersplitterung der anderen, auf grössere Selbständigkeit Anspruch erhebenden Stämme musste unzweifelhaft zu einer Verminderung des Druckes auf die Buschmänner führen, wie solcher von ihren besser situierten Nachbarn stets ausgeübt wurde. Dazu kam die Möglichkeit der Rekrutierung durch Elemente, die ihnen mehr oder weniger verwandt waren.

---

1) Mein Name als Autor findet sich vielfach in der vorliegenden Schrift, gelegentlich auch mit einem kleinen Seitenhieb. Es ist nicht meine Absicht hier eine „Oratio pro domo" zu liefern und ich verzichte daher auf eine Besprechung der verschiedenen Einwände. Nur auf einen Punkt möchte ich des damit verbundenen allgemeinen Interesses wegen noch hinweisen. Hr. Passarge erwähnt „die oft schnauzenförmig vorgeschobenen Lippen" und betont, sehr treffend, dass die Gesichter trotzdem nicht den Eindruck von starkem Prognathismus machen. (Vgl.: Eingeborene Südafrikas S. 413). Hätte der Autor die hier angeführte Stelle meines Buches genau gelesen, so hätte er kaum nötig gehabt die abfällige Bemerkung des Botanikers Schinz zu zitieren, dessen Urteil über menschliche Schädel mir nicht massgebend ist. Abgesehen von einigen griechischen Statuen ist bekanntlich jeder Schädel prognath, die besondere Prognathie des Buschmannschädels habe ich an der angeführten Stelle als eine nur anscheinend grosse bezeichnet unter der ausdrücklichen Angabe, dass der Gesichtswinkel nicht kleiner sei als derjenige der Hottentotten. Den von mir gegebenen übersichtlichen Profilen von lebenden Personen und Schädeln gegenüber ist eine Debatte über den Prognathismus der Buschmänner gänzlich gegenstandslos. Hr. Schinz kann das halten wie er will.

Diese brachten andere Gewohnheiten und Anlagen mit, während die von Hrn. Passarge eingehend und, wie ich überzeugt bin, leider zutreffend beschriebene erstaunliche Ausrottung des Wildes das ausschliessliche Jägerleben einfach unmöglich machte. Ich folge sehr gern den Ausführungen des Autors, wenn er an betreffender Stelle erklärt, wie der „Jäger“ zum „Sammler“ wurde.

Daraus ergab sich unvermeidlich eine gewisse Organisation und die Abgrenzung bestimmter Gebiete für die Ausbeutung einer Familie oder Horde, wie beides früher sicherlich nicht vorhanden war.

„Der Not gehorchend nicht dem eigenen Triebe“ werden sich die schon stark vermischten Buschmänner besonders in dem von Hrn. Passarge besuchten Gebiet des Ngamisees zusammengeschlossen und mit ihrer Interessenvertretung wie die anderen Stämme besonders zu Ansehen gelangte Personen als Häuptlinge betraut haben. Was unter dem früheren Regime von den übermächtigen, gewalttätigen Nachbarn nie geduldet worden wäre, vollzog sich widerstandslos unter demjenigen der Engländer, die nicht das geringste Interesse hatten, diesen zum Widerstand unfähigen Elementen das ohnehin kümmerliche Dasein zu erschweren.

Hr. Passarge hat dies ergreifend genug geschildert; man vermisst nur bei dem Mangel des notwendigen Zahlenmaterials den Nachweis, dass diese Organisationen Reste einst mächtiger Völker darstellen. Er deutet mit Betrübnis auf das Zurückgehen dieser Rasse und ihr bevorstehendes Aussterben hin, worin er leider ebenfalls Recht behalten dürfte, aber man muss dann umso mehr fragen, wann und wo sind denn die grossen Völker tatsächlich beobachtet worden? Waren sie zu meiner Zeit nicht nachzuweisen, so müssten sich die Buschmänner später wie die Kaninchen vermehrt haben, um ihre Staaten zu gründen und dann unmittelbar wieder in das jetzige Elend zurückzusinken.

Die heute zu beobachtenden Verhältnisse im Ngamigebiet, welche uns Hr. Passarge beschreibt, sind also weniger original, als der Autor glaubt annehmen zu sollen; sein Versuch daraufhin rückblickend einen früheren, verhältnismässig glänzenden Zustand der Buschmänner hypothetisch zu konstruieren, muss als verfehlt angesehen werden, gegenüber den einstimmigen Angaben der Autoren jener Zeit welche das Zeugnis eines verlogenen Buschmanns nicht entkräften kann.

Es erübrigt noch eine Frage von allgemeiner Bedeutung zu erörtern, inbetreff deren Hr. Passarge sich gleichfalls in Widerspruch mit mir gesetzt hat, nämlich die Auffassung der Buschmänner als Urrasse und ihre Verwandtschaft mit anderen als solche betrachteten afrikanischen Völkerelementen.

Hierbei muss von einer Grundanschauung ausgegangen werden, die von entscheidender Bedeutung ist, aber niemals recht gewürdigt wurde. Die Möglichkeit der Aufstellung und Durchführung allgemeiner Gesichtspunkte verlangt zusammenfassende Betrachtungen, die Spezialforschung geht auf Zersplitterung aus. Je eifriger die letztere betrieben wird, je erfolgreicher die Studien in derselben erscheinen, um so mehr werden

allgemeine Gesichtspunkte in den Hintergrund gedrängt, um so grösser wird der Wust von unverdaulichen Einzelheiten, um so unklarer und unverständlicher das Gebäude unserer Wissenschaften überhaupt. Wer auf die Einzelergebnisse der Spezialforschung schwört, wird zusammenfassende Betrachtungen stets mit Misstrauen betrachten. So ist es auch mit der Frage nach der Urbevölkerung Afrikas.

Als Hr. Schweinfurth von seiner Reise zu den Mombuttu zurückkehrte, legte er mir schweigend die Portraitskizze eines Eingeborenen vor, die er selbst angefertigt hatte. Ich erklärte die dargestellte Person für einen Buschmann; es war das Bild des Akka-Knaben, der ihm leider unterwegs, ich glaube in Ägypten, gestorben war. Hr. Schweinfurth hatte mir die Skizze vorgelegt, weil er von der Buschmannähnlichkeit des Mannes selbst betroffen war.

Seitdem habe ich die Überzeugung von der Zusammengehörigkeit, oder besser gesagt, von der Verwandtschaft zwischen den unter verschiedenen Namen geführten Resten einer Urbevölkerung in Afrika festgehalten und wiederholt zum Ausdruck gebracht;[1] Zustimmung und Widerspruch der Zeitgenossen war dabei geteilt

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die verschiedenen, inselartig verteilten Gruppen eines Bevölkerungselementes von minderwertigem Wuchs in Afrika recht erhebliche Unterschiede zeigen. Am besten untersucht sind von diesen ausser den Buschmännern die von Schweinfurth entdeckten Akka. Hr. Stuhlmann brachte bekanntlich zwei diesen Stämmen angehörige Mädchen nach Europa, wo sie von mir photographiert und auch genauer untersucht wurden.[2]

Eine sehr auffallende Buschmannähnlichkeit war bei der etwas Fettleibigen nicht vorhanden, die Gesichtszüge der Schlankeren erinnerten deutlich an diejenigen mehrerer von mir aufgenommenen Buschmannkinder,[3] ebenso die Extremitätenbildung und die Hautstruktur. Als bemerkenswerte Unterschiede wäre die mehr schwärzliche Hautfarbe und ein leichter Anflug von Behaarung im Nacken und oberen Teil der Brustwirbelsäule zu erwähnen.

Dabei ist zu erinnern, dass auch bei anderen, notorisch zusammengehörigen Personen der pigmentierten Rassen. z. B. bei den Amazulu, bei den Indern usw. die Hautfarbe in weiten Grenzen variiert und ersichtlich vom physikalischen Charakter der Wohnsitze stark beeinflusst wird. Was die viel ventilierte Frage der Behaarung anlangt, so hat man ganz übersehen, das der Charakter und die Anordnung der feinen Haare bei den Akka nicht verglichen werden kann mit derjenigen anderer, stark behaarter menschlicher Rassen. Gerade im Gegenteil pflegt bei letzteren die Behaarung die Vorderseite des Rumpfes, die Mittellinie der Bauchdecken und die Extremitäten einzunehmen. Diese sind aber bei den Akkamädchen durchaus kahl.

1) Vgl.: Die Buschmänner als Urrasse. Zeitschr. d. Berl. Ges. f. Ethnologie 1880.
2) Vgl. die Abbildungen in Stuhlmann's Reisewerk.
3) Vgl. Fig. 66. Die Eingeborenen Südafrikas. S. 400.

Da ich mich eingehend mit dem Studium der Haarbildung bei den menschlichen Rassen beschäftigt habe, glaube ich behaupten zu dürfen, dass diese an jungen weiblichen Personen auftretende Behaarung dem Rückgrat entlang einen Rest des embryonalen Flaumhaares darstellt, welches eine ungewöhnliche Dauerhaftigkeit zeigt. Werden doch auch Individuen unserer eigenen Rasse oft mit starker Behaarung des Kopfes und Rumpfes geboren, welche erst nach einiger Zeit der bleibenden Behaarung Platz macht.

Aber auch wenn die Unterschiede noch viel grösser und scheinbar unvereinbar wären, würde ich die Anschauung der Zusammengehörigkeit zwischen diesen seit Jahrtausenden getrennten Bevölkerungselementen nicht aufgeben; denn die Erfahrung, dass solche getrennten Gruppen allmählich einen sehr abweichenden Habitus bekommen können, ist eine allgemein verbreitete. Es bleibt immer noch der gleiche Mangel an Vervollkommnungsfähigkeit, die Neigung zum freien, ungebundenen Leben, die minderwertige Statur und das eng spiralgedrehte Kopfhaar, welches durchaus übereinstimmend ist.

Freilich Autoren, wie Hr. Passarge, welcher grosse Probleme zwar gern erwägt, aber dann doch wieder in seine trennenden Spezialstudien versinkt, werden schwer zu einer abschliessenden Entscheidung zu bringen sein; er befindet sich in der Lage eines Mannes, der die Fülle der gefundenen Tatsachen wie eine Mauer rings um sich auftürmt, bis er nicht mehr imstande ist, den Horizont zu sehen. Man denke nur daran, wohin wir gelangen, wenn wir weiter diesem Streben der Spezialforscher in der ethnographischen Klassifizierung unseres Geschlechtes Folge leisten, die immer eine Urrasse nach der anderen glücklich wissenschaftlich begründen und abgrenzen, bis sich das ganze Völkerbild in ein gänzlich unzusammenhängendes Chaos auflöst.

Im Sinne solcher Forscher muss man allerdings von der baldigen Entscheidung des in Rede stehenden Völkerproblems Abstand nehmen, und vielmehr warten bis unsere Verkehrsverhältnisse soweit gediehen sind, dass man jedem ernsten Forscher das zu untersuchende Material auf sein Zimmer schicken kann, damit er mit der nötigen Vorsicht unter Beobachtung der unerlässlichen Kautelen ohne jede Überstürzung feststellen kann, ob man eine menschliche Rasse mit einem unter 150 *cm* bleibenden Wuchs gross oder klein nennen darf.

---

4. Ethnographische und archäologische Forschungen im Grenzgebiet zwischen Peru und Bolivia 1904—1905.[1])

Von

Erland Nordenskiöld.

Die Reise, deren archäologische und ethnographische Hauptresultate ich hier schildern will, wurde von dem Zoologen Dr. Nils Holmgren und mir im Jahre 1904 und zu Anfang des Jahres 1905 in Südamerika vorgenommen. An dem ersten Teile unserer Expedition nahm einer unserer Mäcenaten, Leutnant D. v. Bildt, teil. Unser Forschungsgebiet umfasste die von mehreren Forschern vorher besuchte peruanisch-bolivianische Hochebene südlich, östlich und nördlich des Lago Titicaca sowie vor allem die Ostabhänge der Anden bis in die Urwaldregion zwischen dem Rio Madre de Dios und dem Rio Beni, d. h. die Provinz Caupolican in Bolivia und die Provinzen Sandia und Caravaya in Peru. Unter den Forschern, die vor uns diesen Teil des Grenzgebietes zwischen Peru und Bolivia besucht haben, sind vor allem Evans[2]), Markham[3]), Raimondi[4]) und Bandelier[5]) sowie bolivianische und peruanische Reisende, wie Pando[6]), Stiglich[7]), Cipriani[7]) u. a. m., zu nennen. Da die meisten dieser Forschungsreisenden auf anderen Gebieten gearbeitet haben, ist unsere Kenntnis der Ethnologie der genannten Gegenden vor unserer Reise eine sehr beschränkte gewesen.

Es war ja natürlich, dass sich uns auf den Ostabhängen der Anden eine sehr wechselnde Natur, vom ewigen Schnee bis zu den an gummitragenden Bäumen reichen, tropischen Urwäldern darbieten würde, und da der Abfall der Anden nach Osten hin ein sehr scharfer ist, so beträgt der Abstand

---

1) Vortrag, gehalten in der Sitzung am 18. November 1905.

2) Evans, Expedition to Caupolican Bolivia 1901—1902. The Geograph. Journal, Vol. XXII, 1903.

3) Markham, The Province of Caravaya in Southern Peru the Journal of the R. G. S. Vol. XXXI, 1861. A List of the Tribes in the Valley of the Amazon, including those on the Banks of the Main Stream and of all its Tributaries. Second edition London: 1895.

4) Raimondi, On the Rivers San Gaban and Ayapata in the Province of Caravaya, Peru. Journal of the R. G. S., Vol. XXXVII, 1867. El Peru. Lima: 1874—1880.

5) Bandelier, On the Relative Antiquity of Ancient Peruvian Burials. Bull. Amer. Mus. Nat. Hist. N. Vol XX, Y. 1904.

6) Church, Colonel George Earl, Northern Bolivia and President Pando's New Map. The Geographical Journal 1901, Vol. XVIII.

7) Vias del Pacifico al Madre de Dios. Publicación de la junta de vias fluviales. Lima 1903.

zwischen Schnee und dem Walde, wo man Gummi zapft und die empfindlichsten Gewächse der Tropen bauen kann, oft nicht mehr als 50 bis 60 englische Meilen. In einigen Tälern kann man mit einem guten Reittier den einen Tag im Schnee waten und am anderen Papaya von den Bäumen pflücken und Gummi zapfen.

Die bolivianisch-peruanische Hochebene um den Lago Titicaca ist von den Aymara- und Quichuaindianern bewohnt. Die ersteren wohnen südlich, östlich und westlich, die letzteren nördlich von diesem See. Östlich vom Lago Titicaca haben wir die Sprachengrenze bei Cojata, westlich vom See bei der Stadt Puno passiert.

Die Gebirgstäler in den Ostabhängen der Anden haben eine quichuasprechende Bevölkerung. Unter dieser trifft man an der Grenze nach den Urwäldern im Osten in der bolivianischen Provinz Caupolican einige lapachusprechende Apolistas, rica-ricasprechende Lecos und tacanasprechende Ydiamas und Tumopasas an. Diese Stämme verlieren jedoch allmählich ihre eigene Sprache, die durch das Quichua verdrängt wird. So ist es mir nur mit Schwierigkeit gelungen, Worte und Phrasen der Lapachu oder Lapa-Lapasprache zu sammeln, die jetzt nur noch von älteren Leuten gesprochen wird.

Tiefer östlich nach dem Urwalde zu treffen wir am Rio Tambopata, einem Nebenfluss des Rio Madre de Dios, einen kleinen, tacanasprechenden Stamm, die Tambopata-Guarayo, die wir besucht haben. Am selben Flusse

wohnen noch andere Indianer, mit denen es uns aber infolge ihrer grossen Scheuheit nicht in Berührung zu kommen gelang.

Am Rio Inambari, ebenfalls einem Nebenflusse des Rio Madre de Dios, wohnen die panosprechenden Yamiaca sowie auch die Tuyoneiri, welche letzteren eine Sprache sprechen, deren Zugehörigkeit ich nicht kenne. Zwischen dem Rio Inambari und dem Rio Tambopata wohnt ein anderer ganz kleiner panosprechender Stamm, die Atsahuaca, die ich als erster Weisser besuchte. Am Rio Marcapata, wahrscheinlich einem Nebenflusse des Rio Inambari wohnen einige tacanasprechende Indianer, die sich Arasa nennen. Nordöstlich von ihnen wohnen die Huachipairi-Indianer.

Die Aymara und Quichua, d. h. die Indianer der Hochplateaus, Gebirge und Gebirgstäler, sind alle Christen und natürlich in vielen Hinsichten auch auf andere Weise durch die spanische Kultur beeinflusst. Gleichwohl haben sie viele Sitten und Gebräuche aus der vorspanischen Zeit — wo sie, vor allem die letzteren, wie wir alle wissen, die höchste rein indianische Kultur, die in Südamerika existiert hat, hervorgebracht haben — unverändert oder modifiziert beibehalten. Die Apolista, Leco und manche tacanasprechende Indianer unterscheiden sich jetzt sehr wenig von den nahe wohnenden oder zusammen mit ihnen lebenden Quichuaindianern.

Die Yamiaca, Tambopata, Guarayo, Atsahuaca und andere kleinere Stämme, welche die Urwälder am Rio Inambari und Rio Tambopata bewohnen, leben dagegen oder haben wenigstens bis vor einigen Jahren im reinen Steinalter, beinahe unberührt von der Kultur der Gebirgsindianer und der Weissen, gelebt. Dass wir hier dicht bei den Anden und hart an seit Anfang der Conquista bekannten Gegenden auf so unberührte Indianer stossen, haben wir dem Umstande zu verdanken, dass die Urwälder schwer durchdringbar und die hier von den Anden nach den Urwäldern kommenden Flüsse im Anfange ihres Laufes durch dieselben nicht segelbar sind. Wir sehen somit, dass das von mir besuchte Gebiet nicht allein in bezug auf die Natur, sondern auch in bezug auf den Menschen ein Grenzgebiet ist.

Ich übergehe das mehr bekannte Hochplateau und will zuerst die quichuasprechenden Indianer an den Ostabhängen der Anden behandeln, dann unsere archäologischen Forschungen in den Gebirgstälern sowie in den Urwäldern beschreiben und zuletzt die Wilden der Urwälder besprechen.

Beim Studium der quichuasprechenden Indianer habe ich mich besonders für die ökonomischen Verhältnisse, in denen sie leben, und für die Sitten und Gebräuche, die sie von der vorspanischen Zeit her bewahrt haben, interessiert.

Sämtliche quichuasprechenden Indianer an den Ostabhängen der Anden sind Ackerbauer. Die Gewächse, die in den höheren, kälteren Tälern und die, die in den niedrigeren, wärmeren gebaut werden, sind natürlich äusserst verschieden. So werden im Coranitale, 3985 *m* ü. d. M., mehrere Varietäten Kartoffeln, Oka (Oxalis tuberosa), Pferdebohnen, Quinua (Chenopodium quinua) und Cañagna (Chenopodium Cañagua), Papa lisa (Ullucos tuberosus) und Gerste gebaut, im Quearatale, 3460 *m* ü. d. M., trifft man

ausser diesen Gewächsen auch Mais und einige Gartenpflanzen. In Mojos, 1617 *m* ü. d. M., haben die Indianer Bananen, Kaffee, Zuckerrohr, Yuca, Reis, Mani, Racacha (Arracacha esculenta), Hualusa (Colocasia esculenta), Apfelsinen, Zitronen, Mais, Aji, Tomaten, Coca, süsse Kartoffeln, Baumwolle u. a. m Natürlich baut nicht jeder Indianer alle diese Gewächse. Die unentbehrlichsten sind Bananen, Kaffee, Zuckerrohr, Yuca, Coca, Reis und Mais.

Oft haben die in den höheren Gebirgstälern wohnenden Indianer nicht nur dort Felder, sondern auch weiter an der Grenze zum grossen Urwaldgebiete im Osten. So haben die Indianer in dem hochliegenden Chiatal, wo nur Kartoffeln, Oka, Quinua, Cañagua, Pferdebohnen und Gerste gebaut werden können, Felder unweit des Rio Sangaban, wo sie Coca, Mais usw. bauen.

Die Felder werden sehr primitiv bestellt. Zur Auflockerung des Bodens benutzt man Hacken, die, obschon jetzt mit Blättern aus Eisen, ihre Form nicht seit der Zeit, wo sie aus Bronze waren, verändert haben. In den Gebirgstälern liegen die Felder oft terrassenförmig, weiter im Innern hat man im Bambusgebüsch oder im Walde eine Ausrodung vorgenommen. Früher, als man nur Bronze- und Steingeräte hatte, war diese Ausrodungsarbeit sicher nicht leicht, denn auch mit eisernen Äxten verursacht es grosse Arbeit, einen Acker im Urwalde herzurichten. Die Urwälder bilden hier ein Hindernis für den Ackerbau treibenden Gebirgsindianer, der an die leicht urbar zu machenden Gebirgstäler gewöhnt ist.

In den höheren Gebirgstälern sind die Quichuaindianer Viehzüchter und haben dort Alpacas, Llamas, Schafe, Kühe, kleine ponyartige Pferde, Esel und Maulesel. Während der Missionszeit im 16. und 17. Jahrhundert waren, nach Armentia[1]), auch die mehr tropisch liegenden grasbewachsenen Höhen bei Mojos, Pata, Sta. Cruz usw. sehr viehreich; diese Blütezeit ist jedoch vorbei. Tiefer in den Urwäldern kann man Viehzucht nicht treiben, da die Weide trotz der üppigen Vegetation sehr knapp ist und die Tiere durch Insekten und Vampyre zugrunde gerichtet werden. Dass die Gebirgsindianer Viehzüchter sind, ist einer der Hauptgründe, warum sie sich sehr wenig im Innern der Urwälder ansiedeln.

Ausser durch Ackerbau und Viehzucht verdienen die Gebirgsindianer ihren Lebensunterhalt durch Tagelöhnerei für die Weissen, besonders durch Zapfen von Gummi in den Urwäldern.

Ein Nebenerwerb von geringerer Bedeutung ist die Goldwäscherei. Dieses wird von den Indianern am Juan del Oro und am Rio Inambari in Peru betrieben. Zwar ist es Wahrheit, dass man in den Provinzen Caravaya und Sandia in Peru ziemlich viel Gold gefunden hat, und vor allem hat eine nordamerikanische Gesellschaft eine Grube zwischen dem Rio Inambari und dem Rio Tambopata mit vielem Erfolg bearbeitet. Die Bedeutung der Goldreichtümer ist aber stark übertrieben worden.

---

1) Armentia, Relación Historica de las Missiones Franciscanas de Apolobamba usw. La Paz 1903.

Die Gummiindustrie kann, wenn hier gute Wege angelegt werden, grosse Bedeutung erhalten. Die Glanztage der Chinarinde sind dagegen vergangen.

Die Indianer der Gebirgstäler importieren sehr wenig Notwendigkeitsartikel von auswärts; Tonwaren und Bronzenadeln vom Hochplateau, Farbstoffe und einige Geräte von den Weissen, das ist alles. Sie könnten auch sehr glücklich leben, wenn sie nicht Lastern, besonders dem des Branntweintrinkens, verfallen wären und nicht von den weissen Parasiten, die auf ihre Kosten leben, so unterdrückt würden. Mit Hilfe des Branntweines schwindeln diese den Indianern die Produkte ihrer Viehzucht und ihres Ackerbaues ab, mit Hilfe des Branntweines bringen sie sie nach den Gummibaracken, um Gummi zu zapfen. Die gewöhnliche Methode ist, dass man den Indianern Branntwein auf Kredit verkauft oder ihnen auf irgendeinem grossen Tanzfest das Geld zum Kaufe von Branntwein leiht. Ist das Fest und der Rausch vorbei, können die Indianer ihre zu verzinsenden Schulden nicht zurückzahlen, sondern werden gezwungen, in einer Gummibaracke Gummi zu zapfen. Dort sorgt man dann durch allerlei Kniffe dafür, dass die Indianer immer bei ihrem Herrn in Schuldverbindung stehen.

Die Regierungen Bolivias und Perus, die jetzt von vaterlandsliebenden Männern geleitet werden, denen die Zukunft dieser Gegenden warm am Herzen liegt, sollten hier eingreifen und die Indianer vor dem Branntwein und der Unterdrückung der Weissen schützen. Sie würden dann aus der intelligenten, keuschen Quichuarasse auf den Anden eine glückliche, arbeitsamen Bevölkerung kleiner Farmer schaffen — denn was ich hier gesagt habe, gilt nicht nur für das kleine Gebiet, das ich besucht habe, sondern für grosse Teile der Anden.

Im Gegensatz zu den Urwaldindianern haben nämlich die Gebirgsindianer grosse Entwicklungsmöglichkeiten. Peru und Bolivia würden ihre Emigrationsfrage viel besser auf diese Weise lösen, als durch den Import von Chinesen und den schlechten Elementen der europäischen Auswanderer.

Die Quichua haben mehrere Sitten und Bräuche, die sich, mehr oder weniger modifiziert, aus der vorspanischen Zeit bewahrt haben. Hierhin gehören ihre Tänze. Diese stehen stets mit den religiösen Festen, d. h. denen der katholischen Christen, in Verbindung. Unter den Festen, die ich gesehen habe, ist das Fest des heiligen Kreuzes, „la fiesta de la Cruz“. Man schmückte da die Kreuze auf den Höhen und an den Kirchen und stellte auch in den Hütten geschmückte Kreuze auf. In einigen Hütten sah ich zwei Kreuze, ein grösseres und ein kleineres, und zwar ein männliches und ein weibliches Kreuz. Unter all den eigentümlichen Bräuchen bei diesem Feste will ich nur zwei Papierlaternen erwähnen, die zur Nacht nach dem Kreuze geführt werden sollten, die eine in der Form einer Sonne, die andere in der eines Mondes. Die Sonne sollte von einem Manne, der Mond von einem Weibe getragen werden. Wir wissen ja, dass die Incas Sonne und Mond anbeteten, und dass die Sonne bei ihnen eine männliche, der Mond eine weibliche Gottheit war. Wie bei den meisten rein indianischen Tänzen nehmen nur die Männer am Tanze teil. In Pelechuco

trugen die Tänzer während der Osterfeste grosse Federschmücke in Gestalt von Sonnen auf dem Kopfe. Bei diesen Tanzfesten werden ungeheure Massen Branntwein und Chicha verzehrt.

Noch heute erhält der tote christliche Quichuaindianer alle seine Habe mit nach einer anderen Welt. Dies geschieht so, dass acht Tage nach dem Todesfalle ungeheuer getrunken wird, dann wird das, was der Tote für den Himmel gebrauchen kann, wie Geräte, Speisen, Kleider und natürlich Branntwein auf einen offenen Platz gebracht und verbrannt (Fig. 1).

Die Indianer denken sich wohl, dass sie auf diese Weise die Seelen der Gegenstände befreien, so dass sie ihrem Herrn folgen können. In Pelechuco geschah dieses Opfer des Nachts vor dem christlichen Kirchhofe selbst.

Baut sich der Quichuaindianer eine neue Hütte, so vergräbt er Llamafötus, Coca, Figuren aus Zinn usw. Dies bringt Glück. In der vorspanischen Zeit sollen die Indianer an der peruanischen Küste, laut Bandelier[1]), beim Bau von Palästen und dergleichen den Maurern ein Herz, das aus eingemauerten Gegenständen bestand und von denen ein Teil aus Metall war, geschenkt haben. Die grössten Schätze, die man in Peru gefunden hat, rühren von solchen Herzen her. Der obengenannte Brauch des Vergrabens von Gegenständen beim Baue von Hütten ist möglicherweise ein Rudiment eines ähnlichen Brauches.

Baut der Indianer sich eine Mühle zum Mahlen von Zuckerrohr, so vergräbt er unter dem Mittelpfeiler einen mit Töpfchen voll Wein, Branntwein und Chicha (Maisbier) behängten Llamafötus.

Will der Quichuaindianer Trockenheit haben, nimmt er aus einem modernen Grabe, somit dem eines Christen, ein Kranium und steckt es auf eine Stange. Zuweilen wird der Schädel wohl wieder vergraben, sehr oft vermodert er aber wohl über der Erde. Dieser eigentümliche Brauch dürfte möglicherweise eine Erklärung für die kopflosen Gräber, die Ten Kate[2]) von den sogenannten Calchaqui in Argentina beschreibt, geben.

Eigentümliche Vorstellungen haben die Quichua über Krankheiten. Wollen sie eine Person krank machen, so legen sie einige Haare oder etwas anderes von dieser in ein altes Grab, sie glauben nämlich, dass das Grab, d. h. der Tod in die Person einziehe, von der das Haar genommen war.

Ausserdem opfern die Indianer bei allen möglichen Gelegenheiten Coca und Branntwein. So opferten sie dergleichen, wenn sie Gräber für mich suchten!

Die Quichuaindianer östlich von den Anden haben sehr wenig Gegenstände eigenen Erzeugnisses, die Interesse darbieten. Auf dem Hochplateau sind Gewebe, auf denen Viscaschas und Vögel als Ornamente eine grosse Rolle spielen, gewöhnlich. Östlich von den Anden sind solche Gewebe eine Seltenheit. Die Zipfelmützen bieten jedoch ein gewisses Inter-

---

1) Frederick Webb Hodge, Bandelier's Researches in Peru and Bolivia. American Anthropologist V. X. 1897.

2) Ten Kate, Anthropologie des anciens habitants de la région Calchaquie. Anales del Museo de La Plata 1896.

esse, da sie im allgemeinen in den verschiedenen Tälern verschiedene Muster aufweisen. So sieht man im Quearatale Llamas, im Quiacatale Pflanzenornamente auf den Mützen. Diese letzteren stehen mit der Leidenschaft der Indianer für Blumen in Verbindung, denn in dem genannten Tale schmücken sich Männer wie Frauen mit Blumen und dort existieren wirkliche Gärten mit Pelagonien, Chrysanthemum, Tulpen usw. Im Coranitale schmücken sie sich mit wilden Blumen.

Ich will nun zu einer kurzen Besprechung meiner archäologischen Grabungen an den Ostabhängen der Anden übergehen. Ich habe dort in den jetzt von Quichua sprechenden Indianern bewohnten Gebirgstälern mehrere Grabhäuser, sogenannte Chulpas, und Grabgrotten ausgegraben und die Gegenstände und Skelette, die ich in diesen gefunden habe, gesammelt und die Funde aus jedem Grabe genau auseinandergehalten. Ausserdem habe ich eine grosse Menge Bronzen und Steinsachen, die die jetzt in den Gebirgstälern wohnenden Indianer bei Ackerbau-

Fig. 1.

Aschenplatz, mit Resten von Töpfen, Glasflaschen und Knochen von Llamas. Dieser ist von den Aymara, aber die bei den Quichua sind gleichartig. Phot. E. N.

arbeiten gefunden haben, eingekauft. Einige Felsenritzungen und Steinskulpturen sind photographiert. Wohnplätze habe ich in den Urwäldern bei Buturo (670 *m*) entdeckt, wo man Tonwaren und Steingeräte findet, die von denen in den Gebirgstälern vollständig verschieden sind.

Die Gräbertypen, die wir hier östlich der Anden finden, sind Chulpas und Grabgrotten. Da die ersteren im übrigen hauptsächlich in dem von den Aymara bewohnten Gebiete der andischen Hochebene angetroffen und aus mehreren Gründen ihren Vorvätern zugeschrieben werden, und da Middendorf[1]) infolge Ortsnamenstudien nachgewiesen hat, dass diese Indianer früher eine bedeutend grössere Verbreitung gehabt haben als jetzt, so glaubt man, dass die jetzt in quichuasprechenden Gegenden angetroffenen Grabhäuser ebenfalls von den Aymara herstammen. Ist dieses richtig, so

1) Middendorf, Die einheimischen Sprachen Perus. Bd. V, Leipzig 1891.

haben die hier erwähnten Gebirgstäler früher eine Aymarabevölkerung gehabt, die von den Quichua verdrängt worden ist oder, was glaublicher ist, deren Sprache angenommen hat. Beiläufig möchte ich bemerken, dass es, da die Ortsnamen hier eine nicht unwichtige Rolle spielen, unvernünftig ist, die alten wohlbekannten Inseln im Lago Titicaca, wie es die französische Expedition nach Bolivia unter de Crequi Montfort[1]) getan hat, nach französischen Entdeckungsreisenden zu benennen, statt die indianischen Namen für sie beizubehalten.

In allen von mir hier besuchten höheren Gebirgstälern habe ich Chulpas oder Grabgrotten oder beides gefunden. Ein eigentlicher Unterschied zwischen Chulpas und Grabgrotten existiert hier nicht, sondern eine natürliche Grotte hat oft als Wand oder Dach eines Grabhauses dienen müssen.

Fig. 2.

Chulpa im Pelechucotal aus fünf grossen Steinen, von denen einer fortgenommen ist, gebaut. Phot. E. N.

In einigen an Grotten reichen Tälern sind diese ganz besonders zum Beisetzen angewendet worden. Im Quiacatale findet man eine eigentümliche Art Grabhäuser aus einem massiven Pfeiler über einer kleinen Grabkammer. Im Pelechucotal findet man Gräber (Fig. 2), die aus fünf grossen Steinen gebaut sind. Das Loch in den Steinen ist nicht dazu da, dass der Geist herauskommen kann oder dergleichen, denn dann würden solche Löcher sich nicht auch in überragenden Teilen der Decksteine, wo sie nicht die Grabkammer mit der äusseren Welt verbinden, befinden. Wahrscheinlich hat man Seile in die Löcher der Steine gesteckt, um sie leichter nach dem Grabplatze transportieren zu können. Viele Chulpas sind wie richtige kleine Häuser mit einer Tür gebaut. Sie gehören einem

---

1) de Créqui Montfort und Sénécal de la Grange, Rapport sur une Mission scientifique en Amerique du Sud. Nouvelles Archives des Missions scientifiques Tome 12, Paris 1904.

oft in Reiseschilderungen abgebildeten Typ an (Fig. 3). Die Tür pflegt nicht nach einer bestimmten Windgegend hin gerichtet zu sein. Manche Gräber im Ollacheatale sind auf so unzugänglichen Klippenabsätzen gebaut, dass es sehr schwer, ja lebensgefährlich sein kann, zu ihnen hinaufzuklettern. Mehrere Gräber sind gemauert. An verschiedenen im Ollacheatale sieht man noch, dass sie mit roter Farbe bemalt waren.

Weder westlich noch östlich von der höchsten Bergkette der Anden trifft man oberhalb der jetzigen Bebauungsgrenze Chulpas, Grabgrotten, Stein- oder Bronzegeräte. Niemals habe ich eine Beobachtung gemacht, die darauf hindeuten könnte, dass diese Bebauungsgrenze, so lange der Mensch diese Gegenden bebaut hat, höher oder niedriger als je gelegen habe. Die ansässige, ausschliesslich Viehzucht treibende, grösstenteils quichuasprechende Bevölkerung, die jetzt oberhalb der Bebauungsgrenze auf den sich westlich der höchsten Kette der Anden ausbreitenden Hochebenen um Cojata, Macusani usw. wohnt, ist in späteren Zeiten, als wo

Fig. 3.

Chulpa. Quiaca, Peru.

hier Grabhäuser errichtet oder Bronzegeräte angewendet worden sind, dorthin gezogen. In den niederen Teilen der Hochebene leben die Indianer dagegen ausser von der Viehzucht vom Ackerbau. Gehen wir östlich von der Cordillera real, so sind in den höheren Gebirgstälern die Möglichkeiten der Ernährung für den Menschen ungefähr dieselben wie auf der Hochebene. An der Grenze zu den Urwäldern können dagegen, wie ich schon erwähnt habe, viel mehr tropische Gewächse angebaut werden, als irgendwo auf der Hochebene.

Gehen wir östlich nach den Urwäldern zu tiefer in die Täler hinab, so kann man, wie ich ebenfalls schon gesagt habe, keine Viehzucht und vor allem keine Llamas mehr haben, und die dort anbaubaren Kulturgewächse sind andere, als die in den höheren Gebirgstälern und in der Hochebene. Man wird auch, wenigstens in den von mir besuchten Tälern, niemals Chulpas oder Grabgrotten, und sehr selten Gegenstände aus Bronze oder Tongefässe von für die Hochebene und die Gebirgstäler charakteristischen Typen tiefer in den Urwäldern antreffen, als da, wo man in der Nähe Weiden für Llamas gehabt hat und für die Hochebene charakteristische Kulturgewächse hat anbauen können.

Auf der beigefügten Kartenskizze ist die Chulpagrenze nach Osten in dem von mir besuchten Gebiete ausgesetzt. Sie geht die Anden etwas höher hinauf, als die Grenze für die jetzige Ausbreitung der Quichua sprechenden Indianer. Die Schwierigkeit der Ausrodung mit primitiven Geräten, die Furcht vor Fieber und den wilden Urwaldindianern hat zwar sicher auch dazu beigetragen, dass die Gebirgsindianer, die sonst ein so grosses Expansionsvermögen besessen haben, sich nicht innerhalb der ausserordentlich fruchtbaren Urwaldgegenden ausgebreitet haben; die Hauptursache ist aber wohl die gewesen, dass sie für die Llamas keine Weide gehabt haben und nicht die Gewächse haben bauen können, die sie in den Gebirgen zu pflanzen gewohnt sind.

In den Urwäldern östlich von Cuzco haben die Indianer, von einigen Kriegszügen abgesehen, sich nicht ausgebreitet. So sollen dort, nach Squier[1]), die Festungen bei Paucartambo, Pisac und Ollantaytambo die Ostgrenze für die Incamacht bilden. Nicht mehr als 50 bis 60 englische Meilen östlich von ihrer Hauptstadt Cuzco soll sich ihr Gebiet erstreckt haben, und doch haben sie oder wenigstens ihr kultureller Einfluss wohl von Argentina bis nach Ecuador geherrscht. Squier meint, die Urwälder und die Wilden hätten das Vordringen der Incas nach Osten verhindert

Die meisten Chulpas und Grabgrotten, die ich angetroffen habe, waren geplündert. Im Pelechuco- und Quearatale hat Hr. und Frau Bandelier jedoch mehrere Gräber ausgegraben und viel Material vor der Zerstörung gerettet. Die jetzt lebenden Quichuas wollen nicht gern jedem die Gräber zeigen, sie versuchen jedoch niemals, jemand am Graben zu verhindern. Im Quearatale glaubten sie, ich nähme die Skelette mit in mein Land und mache sie wieder lebendig, teils um sie als Arbeiter zu verwenden, da die Leute meines Landes schwach und faul seien, teils um aus ihnen das Geheimnis herauszupeitschen, wo die Incas ihre reichen Goldgruben hätten. Es ist ja ganz verzeihlich, dass sie glauben, Gold sei immer das, was den weissen Mann locke.

Nur in einigen Gräbern habe ich ein einziges Skelett gefunden, die meisten enthalten eine grosse Menge. So habe ich in einer Grabgrotte beinahe 200 und in einer Chulpa 16 gefunden. Die Skelette, die ich ganz gefunden habe und von denen ich sicher sein kann, dass sie unberührt gewesen sind, haben immer gesessen. Alle die Toten waren in die Grabkammern hineingesetzt, nicht darin vergraben.

Vor allem findet man in den Grabkammern Bronzenadeln, sog. Topos (Fig. 4). Diese sind mit Llamaköpfen (Fig. 4a, d, e), oder mit Köpfen in Gestalt von Blättern (Fig. 4c) und vielleicht auch Blumen(?) (Fig. 4b) oder in der Regel nur mit einer flachen Scheibe geschmückt. Topos wenden die jetzt lebenden Quichuafrauen an, um den Schal, den sie tragen, über der Schulter zu befestigen. Moderne Topos sind stets spitzer als die alten. Die Zeuge, von denen man Reste in den Gräbern findet, sind auch so grob gewebt, dass stumpfe Topos sie nicht zerstochen hätten. Tonwaren sind selten. In vielen Gräbern befinden sich, obschon sie sicher nicht

---

1) Squier, Peru. Newyork 1877.

Fig. 4a.

Topo, Chulpa, Pelechuco, Bolivia, 3/4.

4b.

Topo, Grabgrotte Sina, Peru, 3/4.

4c.

Topo, Grabgrotte Quiaca, Peru, 3/4.

4h.

Topo, Chulpa, Pelechuco, Bolivia, 3/

4d.

Topo Chulpa, Quiaca, Peru, 3/4.

4e.

Topo Chulpa, Pelechuco, Boliv, 3/4.

4f.

Topo Grabgrotte, Ollachea, Peru, 3/4.

4g.

Topo Grabgrotte, Queara, Boliv., 3/4.

geplündert sind, keine Beigaben, sondern nur Skelettteile. Oft findet man auch ganz leere Grabhäuser, was in der Regel darauf beruht, dass die Skelette vollständig vermodert sind, aber zuweilen scheinen die Grabhäuser niemals angewendet gewesen zu sein.

Zuweilen findet man in den Gräbern ganz moderne Gegenstände. So fand ich in einem Grabe in Quiaca, in welchen Bronzegegenstände mit trepanierten Kranien zusammen gefunden worden waren, Kruken modernen Pucarafabrikates und Glasflaschen. Auf einer der letzteren stand in schlechtem Deutsch: „Die Keisserliche Privilegirt Altonatiche W. Kronessents“. Diese sind von den jetzt lebenden, Quichua sprechenden Indianern wahrscheinlich, als sie das Grab plünderten, hineingelegt worden. Oben habe ich schon von Gegenständen gesprochen, die in die Gräber gelegt wurden, um missliebige Personen zu verhexen. In einer Grabgrotte habe ich eine vergoldete Glasperle, in einer anderen, zusammen mit Bronzegegenständen, ein Stück eines Kuhhornes gefunden.

Das Begraben auf die alte Weise in Grabhäusern usw. wurde, wie Bandelier nachgewiesen hat, ebenso wie das Pressen der Kranien usw. nach der Eroberung des Landes seitens der Spanier lange auf dieselbe Weise wie vorher fortgesetzt. Bandelier[1]) weist nach, dass die künstliche Umformung von Kranien noch Ende des 16. Jahrhunderts vorkam, wo solches vom Vicekönig D. Fransisco Toledo verboten wurde.

So ist es deshalb ausserordentlich schwer, genau zu bestimmen, ob das Gefundene gleichzeitig mit den Skeletten beigesetzt worden war, oder nicht.

In den Grabhäusern findet man oft unvollständige Gegenstände, wie Hackenstiele ohne Blatt, Mörserstösser ohne Mörser, Stücke von Gefässen usw. Dies muss doch eine Art Beigabe sein, die aus dem einen oder anderen Grunde auf diese unvollständige Weise in die Grabhäuser gelegt worden ist. Dies kann nicht daher kommen, dass die Grabhäuser hier bewohnt waren, was, nach Bandelier,[2]) bei einem Teil Grabhäuser der Fall war, da Gegenstände auf diese Weise in Grabhäusern gefunden sind, die unmöglich selbst als zufällige Nachtlager haben angewendet werdeu können.

Ein grosser Fehler in meinen ärchäologischen Untersuchungen an den Ostabhängen der Anden ist, dass ich in den Gebirgstälern nicht eine einzige ordentliche Wohnplatzuntersuchung habe vornehmen können. Man findet zwar eine ganze Masse Hausruinen, von denen viele von den Indianern für alt gehalten werden; die Funde, die ich in diesen gemacht habe, waren aber im allgemeinen sehr schlecht und rührten sicher von verschiedenen Zeiten her. Im Quearatale befinden sich ein paar runde Häuser mit Schieferdächern, Incahuasi genannt, die den grossen Chulpas des Fig. 3 abgebildeten Types mit einer kleinen Tür gleichen. In Corani

---

1) Bandelier, „On the Relative antiquity of Ancient Peruvian Burials“, Bull. Amer. Mus. Nat. Hist. Vol. 20, New York 1904.

2) Sinopsis Estadistica y Geográfica de la Republica de Bolivia, Tome I, p. 129. La Paz 1903. Referat, Originalabhandlung ist mir nicht zugänglich gewesen.

findet man Reste einer Menge ebenfalls runder Häuser, die meines Erachtens aus der Chulpazeit sein könnten. Der Eingang zu diesen Häusern ist wahrscheinlich durch das Dach gewesen. Die Ursache, warum die Wohnplätze zerstört sind, ist die, dass die Indianer sie bei der Anlage von

Fig. 5a.

T-förmige Steinaxt. Quiacatal, Peru Gewöhnliche Steinaxtform in allen Tälern an den Ostabhängen der Anden im Grenzgebiet zwischen Peru und Bolivia.

Fig. 5b.

T-förmige Steinaxt. Sinatal, Peru. An der ausgeschweiften Schneide kann man den Einfluss der Metalltechnik (vgl. Fig. 5c) erkennen.

Fig. 5c.

T-förmige Bronzeaxt. Quiacatal, Peru.

Äckern, Terassierungen usw. nicht so respektiert haben, wie die Grabhäuser. Die meisten bei den Rodungen der Indianer gemachten Funde stammen jedoch gleichwohl von derartigen zerstörten Wohnplätzen her.

Eine Menge von den Indianern bei den Rodungsarbeiten gefundene Bronze- und Steingeräte habe ich gesammelt. Die Bronzesachen sind

insofern interessant, als sie zeigen, eine wie grosse Ausbreitung die für die andische Gebirgskultur charakteristischen Geräte gehabt haben. So findet man hier Hacken, Meissel, Messer, sog. „Tumis“, die in ihrer Form mit den von Ambrosetti[1]) beschriebenen von Nord-Argentina, so gut wie identisch sind.

Man findet hier, ebenso wie in Argentinien, Bronzen und Steinäxte derselben T-Form. Eine Steinaxt habe ich gefunden, an welcher man an der ausgeschweiften Schneide den Einfluss der Metalltechnik auf die Steinarbeit erkennen kann (Fig. 5). Derartige Funde vom Anfange des Bronzealters sind ja bei uns in Nordeuropa etwas sehr gewöhnliches, von Südamerika habe ich aber keinen ähnlichen Fund erwähnt gesehen.

Im Sinatale findet man zahlreiche, gut gehauene Steine, die möglicherweise von einem grösseren Gebäude herstammen. Die meisten sind in der dortigen Kirche und im Glockenturm eingemauert, aber beinahe überall in Sina kann man doch verschiedene solche antreffen. Einige sind mit in Relief ausgehauenen Tierbildern versehen. So habe ich einen mit einem Jaguar gefunden, ein anderer ist mit einem etwas stilisierten Jaguarkopf versehen. Dies ist ein grosser Stein, der als Brücke über den Sinabach dient. Jeder über die Brücke gehende Maulesel oder Wanderer giebt dem Kopfe natürlich einen oder mehrere Tritte, weshalb er bald ganz verwischt sein wird. Mehrere Steine sind mit Schlangen versehen, einer mit einem von oben gesehenen Fische. Die grossen Steine sind die einzigen Proben, die man von der hochentwickelten Steinmetzarbeit in diesem Teil der Ostabhänge der Anden findet.

Ich habe hier nun in Kürze berichtet, was ich in den Gebirgstälern östlich der Anden gefunden habe, die mit der andischen Gebirgskultur und hauptsächlich mit den Chulpabauern, wahrscheinlich mit den Vorvätern der Aymara, nahe zusammenhängen. Wir haben gesehen, dass die Reste dieser Kultur nicht eigentlich weiter nach Osten als bis zur Grenze der Urwälder angetroffen werden, sondern nur in den Gebirgstälern, die dem Menschen dieselben Lebensbedingungen gewähren, wie die niederen Teile der brasilianisch-peruanischen Hochebene um den Lago Titicaca.

Weiter östlich nach den Urwäldern hinein habe ich bei Buturo (670 *m* ü. d. M.) Wohnplätze gefunden, die beweisen, dass jetzt unbewohnte Wälder früher einmal eine zahlreiche Bevölkerung gehabt haben; und was man dort findet, ist absolut verschieden von dem, was man in den Gebirgstälern antrifft, und von einer Bevölkerung, die offenbar höher als die jetzt am Rio Madidi, Rio Tambopata und Rio Inambari lebenden Wilden stand.

So findet man in den Urwäldern grosse Mahlsteine, grosse Menge Tonscherben, welche von den Tonwaren der Chulpas ganz verschiedene Ornamente haben (Fig. 6). Auch die Steinäxte von den Urwäldern haben eine charakteristische Form. Zwei in Ton modellierte menschliche Ge-

---

1) J. B. Ambrosetti, El bronce en la Región Calchaqui. Anales del Museo Nacional de Buenos-Aires, Tomo XI, 1904.

sichter habe ich ebenfalls gefunden. Bei dem einen war Unter- und Oberlippe, bei dem anderen nur die Oberlippe durchbohrt (Fig. 7).

Von welchem Stamme diese Funde aus den Urwäldern herrühren, ist nicht leicht zu beurteilen. Ungefähr 1670 scheint in diesen Gegenden ein Stamm Suquitunia gewohnt zu haben, ob diese Gegenstände aber von ihm

Fig. 6.

Tonscherbe aus Buturo, Bolivia, $^3/_4$.

Fig. 7.

In Ton modelliertes menschliches Gesicht aus Buturo, $^4/_5$.

herrühren, kann man ja nicht wissen. Nach den Berichten der Missionäre sieht es aus, als wären es Tacana und Lapachu sprechende Stämme gewesen. Sie müssen jedoch in diesen Gegenden ihre Nahrung nicht einmal gekocht, sondern nur geröstet haben, welche Angabe der Missionäre sich aber nicht gut mit den vielen Tonwaren, die man in den Urwäldern findet, vereinigen lässt. Die Tonfiguren könnten ja möglicherweise die von den

Missionären erwähnten Idole gewesen sein, falls diese nicht, wie Ehrenreich[1]) annimmt, Tanzmasken waren.

Auf meiner vorhergehenden Reise in Chaco in Argentinien fand ich auch ausserhalb des eigentlichen Calchaquigebietes in jetzt äusserst spärlich bewohnten Gegenden grosse Wohnplätze in den Urwäldern. Die Keramik war auch da von einem charakteristischen Lokaltypus.

Es wäre sehr interessant, Nachforschungen anzustellen, ob nicht sehr grosse, jetzt nur von mehr oder weniger herumziehenden Stämmen bewohnte Gebiete östlich der Anden früher von einer höher stehenden sesshaften Bevölkerung bewohnt gewesen sind. Wichtig wäre es auch, zu erfahren, in wie weit diese Indianer in ihrer Kultur selbständig gewesen sind und welche Einflüsse von der Gebirgskultur sich bei ihnen geltend gemacht haben. In Chaco fand ich Schnecken (Oliva peruana)[2]) vom Stillen Ozean in einem Grabe, was beweist, dass eine Tauschverbindung von der Küste dieses Meeres bis zu den Urwäldern Chacos stattgefunden hat. Hier in den Urwäldern am Rio Tuiche habe ich keine Gegenstände gefunden, die von den Gebirgsindianern herstammen, ich habe aber auch keine Gräber finden können, sondern musste mich mit Wohnplatzuntersuchungen begnügen, die ja im allgemeinen eine sehr geringe Ausbeute gewähren.

Ich will nun zur Schilderung der hier zunächst der Anden und der Quichua wohnenden Urwaldindianer übergehen. Wie ich schon in der Einleitung erwähnte, haben wir von diesen Stämmen die Tambopata-Guarayo am Rio Tambopata, die Yamiaca am Rio Inambari und die Atsahuaca zwischen diesen Flüssen besucht.

Es war nicht leicht und nicht ungefährlich, zu diesen Indianern zu gehen und unser Marsch, sowohl den Tambopata herunter, wo wir dem letzten, unbekannten Stücke dieses Flusses folgten, wie unser Marsch in die Urwälder zwischen dem Rio Tambopata und dem Rio Inambari war reich an Schwierigkeiten; ich will aber hier nicht unsere Abenteuer und Leiden schildern, sondern nur das Wenige, was wir durch unsere Anstrengungen für die Forschung gewonnen haben.

Die Quichuas und die Weissen nennen die Wilden der Urwälder Chunchos.

Yamiaca und Atsahuaca sind Stamm- oder Hordennamen, die die Wilden sich nach den Flüssen, die sie bewohnen, gegeben haben.

Die Bedeutung von Guarayo ist dagegen verwickelter. Offenbar ist, dass dieses Wort zuweilen ganz einfach Feind bedeutet, aber ebenso klar ist es auch, dass es zuweilen gerade zur Bezeichnung der am Rio Tambopata, Rio Heath und Rio Madidi wohnenden, also tacanasprechenden wilden Stämme angewendet wird. Tupisprechende Guarayo gibt es in

---

1) Ehrenreich, Die Ethnographie Südamerikas im Beginn des XX. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Naturvölker. Archiv für Anthropologie, Neue Folge Bd. III, Heft I, 1904.

2) Erland Nordenskiöld, Präcolumbische Wohn- und Begräbnisplätze an der Südwestgrenze von Chaco. Kongl. Svenska Vetensbapsakademiens Handlingor, Bd. 36, Nr. 7. Stockholm 1903.

den Urwäldern zwischen dem Rio Madre de Dios und dem Rio Beni nicht. Es würde mich allzuweit führen, wenn ich hier auf die Anwendung des Wortes Guarayo als Stammname näher eingehen wollte.[1]) In dem Folgenden nenne ich hier die Indianer am Rio Tambopata Tambopata-Guarayo, vielleicht kann man später einen besseren Stammnamen für sie finden.

Die Stämme, die am Rio Inambari und am Rio Tambopata wohnen, sind sehr klein, die Yamiaca sind 30 bis 40, die Atsahuaca ungefähr 25. Von den Tambopata-Guarayo habe ich 30 bis 40 gesehen, es gibt jedoch bedeutend mehr. Jeder Stamm hat einen Häuptling. Die Häuptlingswürde ist nicht erblich vom Vater auf den Sohn, sondern der tüchtigste Krieger im Stamme scheint zum Leiter ausersehen zu werden.

Trotz der Kleinheit dieser Stämme trifft man gleichwohl, wie ich in der Einleitung erwähnte, mehrere verschiedene Sprachen an. So sind die Tambopata-Guarayo tacanasprechend, die Atsahuaca und Yamiaca panosprechend, die nahe den Yamiaca wohnenden Tuyoneiri sprechen eine dritte Sprache. Die Yamiaca mengen die Panosprache, die sie sprechen, mit vielen Tacanaworten.

Die tacanasprechenden Völker haben keine grosse Verbreitung, ihr Gebiet ist zwischen dem unteren Rio Madre de Dios und dem Rio Beni. Einige von ihnen sind getauft und „zivilisiert“. Am meisten für ihre Kenntnis hat D. Nicolas Armentia[2]), Bischof von La Paz, getan. Die panoprechenden Völker wohnen am Rio Ucayali, Rio Madre de Dios und Rio Beni und den dazwischenliegenden Gegenden. Sie wurden erst von de la Grasserie[3]) zu einer Gruppe vereinigt. K. v. d. Steinen[4]) hat den wichtigsten Beitrag zur Kenntnis dieser Sprachengruppe geliefert.

Zur Vermengung der Sprachen trägt natürlich der Raub von Frauen und der friedliche Verkehr zwischen den Stämmen bei. Krieg ist sehr gewöhnlich und wird gewöhnlich gerade des Weiberraubes und sonstiger Plünderung wegen vorgenommen. Man kann nicht sagen, dass die Tambopata-Guarayo, Yamiaca und Atsahuaca mit ihren nächsten westlichen Nachbaren, den Quichua und den Weissen in Kampf gelegen hatten, sondern das Ganze beschränkt sich auf einige Überfälle seitens der Wilden, die kaum zu irgendwelchen Repressalien von den Weissen oder den noch feigeren Quichua geführt haben. Einer direkten Verfolgung von den Weissen am Rio Madre de Dios sind diese Indianer auch kaum ausgesetzt gewesen, sondern das Ganze hat sich darauf beschränkt, dass sie die Unannehmlichkeit gehabt haben, dass ihnen feindliche Stämme ihrem Gebiete näher gedrungen sind. Ihre Kampfwaffen sind Pfeil und Bogen. Sie vergiften die Pfeile nicht.

---

1) Vgl. Erland Nordenskiöld, Beiträge zur Kenntnis einiger Indianerstämme des Rio Madre de Dios-Gebietes. Ymer 1905. H. 3.

2) Armentia, Navigación del Madre de Dios, La Paz 1887. Lafoa-Quevedo, Arte y vocabulario de la Lengua Tnecana“, Revista del Museo de la Plata, 1902.

3) De la Grasserie, De la famille linguistique Pano. Amerik. Kongr. S. 438 Berlin 1888.

3) K. v. d. Steinen, Diccionario Sipibo. Berlin 1904.

Auch eine friedliche Verbindung existiert zwischen den Stämmen, und auf diese Weise haben Indianer, wie die Atsahuaca, die nicht von Weissen besucht worden sind, eiserne Äxte, Waldmesser u. dergl. bekommen.

Alle diese Urwaldindianer treiben Ackerbau, sie sind aber nicht sesshaft. Wir haben hier Ackerbau treibende Menschen, die beständig auf der Wanderung leben. Jeder Stamm hat nämlich Felder über ein grosses Gebiet hin, die sie zeitweise der Saat und Ernte wegen besuchen.

Die Yamiaca und Tambopata-Guarayo, die an grösseren wasserreichen Flüssen wohnen, nehmen ihre Wanderungen in Kanoes und auf Flüssen vor. Die Atsahuaca, die an kleineren Waldbächen wohnen, haben dagegen keine Fahrzeuge, sondern passieren, wenn sie an einen Fluss kommen, den sie nicht durchwaten können, diesen auf einem Baumstamm reitend.

Die Gründe, warum die Äcker oft mehrere Tagemärsche voneinander liegen, sind verschiedener Art. Einer der wichtigsten ist die Schwierigkeit, leicht zu bebauende Felder zu finden. Vor einigen Jahren hatten nämlich alle Wilde hier ausschliesslich Stein- und Knochengerätschaften, und mit diesen war es nicht leicht, eine Lichtung im Walde auszuroden. Die Äcker sind deshalb auch stets in Chucal, einem ausserordentlich dichten Gebüsch, angelegt, die leicht zu roden sind, da in demselben wenig grössere Bäume wachsen. Ein anderer Grund für die vielen Äcker ist auch der gewesen, dass die Indianer sie über ein so grosses Jagd- und Fischgebiet wie möglich zerstreut haben wollten. Vielleicht wollen sie auch viele Äcker haben, wenn der eine oder andere von den Feinden geplündert werden sollte.

Die einzelnen Felder sind im allgemeinen nicht gross, etwa 50 × 20 *m* oder annähernd. Da sie aber in demselben Gebüsch viele Äcker haben können, so können sie zusammen ein recht grosses Areal bilden. Der grösste Acker, den ich gesehen habe, es war bei den Tambopata-Guarayo, war 150 × 75 *m*.

In beinahe allen Feldern werden Bananen gebaut. Die Bananenpflanzen sind in bestimmten Abständen voneinander so gesetzt, dass sie den Eindruck von Reihen machen. Zwischen ihnen werden die anderen Kulturpflanzen gebaut, diejenigen jedoch, die viel Sonne erfordern, in Äckern, wo keine Bananen gepflanzt sind, oder wo die Bananenpflanzen ganz klein sind. Besondere Sorgfalt wird für das Zuckerrohr verwendet, das eingezäunt und gestützt wird.

Ausser Bananen habe ich folgendes gebaut gesehen, gelben und weissen Mandioca, süsse Kartoffeln, Kalebassen, Baumwolle, eine schmale, sehr gut schmeckende Varietät von Zuckerrohr und Mais. Die Tambopata-Guarayo bauen ausserdem Hualusa (Colocasia esculenta) und Tabak, die Atsahuaca, Aji und Yamiaca Ananas, den sie von den Weissen erhalten haben.

Von diesen Gewächsen sind für sie die wichtigsten Bananen, dann Mandioca und Mais. Die Tambopata-Guarayo rauchen nicht den Tabak, den sie bauen, ebensowenig glaube ich, dass sie ihn kauen oder schnupfen.

Die Felder sind, wenigstens bei den Tambopata-Guarayo und Atsahuaca gemeinsames Eigentum, mit Ausnahme jedoch, wie es scheint, des ihnen so leckeren Zuckerrohrs.

Die nach dem Lager gebrachten Produkte der Äcker sind Privateigentum.

Ausser vom Ackerbau leben die Indianer von der Jagd und vom Fischfang. Die Yamiaca und die Tambopata-Guarayo sind besonders eifrige Fischer. Die Atsahuaca sind die besten Jäger.

Sie fischen mit Pfeil und Bogen. Die Yamiaca haben zu diesem Zwecke Harpunenpfeile. Die Tambopata-Guarayo haben hölzerne Angelhaken. Die Yamiaca und Atsahuaca verstehen es, Fische durch Vergiften des Wassers mit einer Wurzel zu fangen. Es wäre interessant, über alle die von ihnen zur Jagd und zum Fischfang angewendeten Pfeiltypen zu sprechen, dies würde mich aber zu tief in Details führen. Viel Arbeit wird auf diese Waffen verwendet, und man kann einen Pfeil von den Atsahuaca stets von einem von den Tambopata-Guarayo unterscheiden.

Die Beute von der Jagd und vom Fischfang ist gemeinsames Eigentum, wenigstens wenn grössere Fänge gemacht werden.

Alle diese Indianer haben Hunde, die Yamiaca haben Hühner, die sie von den Weissen bekommen haben, sie haben sie aber, ebenso wie die wilden Vögel, die die Wilden hier zuweilen gezähmt hatten, nicht zur Nahrung, sondern zum Vergnügen.

Oben habe ich betont, dass diese Stämme nicht sesshaft sind, sie haben auch eine ganze Menge Hütten auf verschiedenen Plätzen im Zusammenhang mit ihren Feldern. Die Tambopata-Guarayo und die Yamiaca leben in gemeinschaftlichen Hütten, d. h. mehrere Familien wohnen zusammen in einer Hütte, wo jeder seinen Platz und eine Feuerstätte hat. Bei den Atsahuaca lebt jede Familie in einer besonderen Hütte. Diese sind so einfach wie möglich, bei den Atsahuaca ein Schutzdach aus einigen Palmenblättern, bei den Tambopata-Guarayo und Yamiaca ein längliche, runde Hütte, die aus in den Boden gesteckten Stämmen eines gewaltig grossen Strandgrases (Gynerium saccharoides) besteht.

Die Familien sind nicht gross. Sie leben in Monogamie und man sieht in jeder Familie ein bis drei Kinder; in der grössten Familie, die ich gesehen habe, und zwar einer bei den Atsahuacaindianern, waren vier Kinder.

Die Tambopata-Guarayo haben keine anderen Kochgefässe als die Glieder von Bambusrohr, in denen sie die Nahrung mit Dampf rösten. Die Yamiaca und Atsahuaca haben auch Tongefässe von einfachem Typus. Bei den Atsahuaca sind es jedoch, wie K. v. d. Steinen[1]) bei den Bakaïri beobachtet hat, ausschliesslich die Frauen, die die Nahrung kochen, die Männer rösten sie immer. Sowohl Männer wie Frauen tragen das Holz zu den Hütten. Die Töpferei ist Frauenarbeit.

Die Männer gehen bei allen diesen Indianern in einem aus geklopftem Bast oder von ihnen selbst gebauter Baumwolle verfertigten Hemd. Die

---

1) K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens. Berlin 1894.

Frauen tragen ein viereckiges Stück desselben Materiales um die Hüften, und zuweilen auch ein solches über die Schultern.

Sowohl die Männer wie die Frauen haben die Scheidewand der Nase durchbohrt und tragen darin eine Scheibe aus Perlmutter, oder jetzt auch zuweilen eine Geldmünze. Dieses Durchbohren der Nasenscheidewand steht nicht mit dem Eintritt der Mannbarkeit in Verbindung, sondern geschieht lange vorher. Zuweilen haben die Männer auch Löcher in den Mundwinkeln, in denen sie für gewöhnlich kleine Holzpflöcke und bei festlichen Gelegenheiten Federn tragen. Zu ihrem Schmuck gehört bei den Männern ein Stirnband aus prächtigen Papageienfedern. Bei den Atsahuaca haben die Frauen Halsbänder aus Affenzähnen. Bei den Tambopata-Guarayo werden solche von den Männern getragen.

Die Tambopata-Guarayoindianer bemalen Arme, Beine und Gesicht rot. Die Atsahuaca bemalen sich in roten und blauen Mustern. Alle diese Indianer tätowieren sich nicht.

Alle diese Indianer sind im Gegensatz zu den Quichua äusserst reinlich. Sie leiden jedoch sehr an Krankheiten. So hatten die Atsahuaca-indianer, als ich bei ihnen war, Dysenterie. Eine Frau, die an dieser Krankheit litt, versuchten sie in der Weise zu heilen, dass ihr nackter Körper mit Brennnesseln (Urera sp.) gepeitscht wurde. Als dieses nicht half, stieg ihr Mann auf ihre verschiedenen Körperteile, offenbar, um das Böse auszutreiben.

Unter der sonstigen Habe dieser Indianer bemerkt man allerlei Körbe. Die Atsahuaca und Yamiacaindianer haben Hängematten aus Baumwolle, solche habe ich bei den Tambopata-Guarayo nicht gesehen.

Bei diesen Wilden, besonders bei den Atsahuaca und Guarayo wurden wir ausserordentlich gut aufgenommen. Sie bauten uns Hütten, gaben uns Feuer, schenkten uns allerlei Produkte ihrer Äcker. Die Atsahuaca boten mir die Schönheit des Stammes, die Wildin Tamutsi als Frau an, falls ich immer bei ihnen bleiben und Atsahuaca werden wollte.

Viel Sympathie habe ich für die Wilden dieser Urwälder. Wohl weiss ich, dass sie zum Verschwinden verurteilt sind. Die Wälder, die sie bewohnen, sind reich an Gummi, und deswegen werden sich die Weissen in kurzem jedes Stückchens ihres Gebietes bemächtigen. Wahrscheinlich bin ich einer der wenigen, denen es vergönnt war, einige der kleinen primitiven Stämme, die hier am Fusse der Anden wohnen, zu sehen, bevor sie ihre ursprünglichen Sitten und Gebräuche verloren haben. Bald werden sie in Gesindel verwandelt sein. Gummi zapfen und Branntwein trinken, das ist das Los, dem „los terribles chunchos“ mit schwindelnder Hastigkeit entgegengehen.

---

5. Die Troglodyten des Matmata.[1])

Von

Paul Traeger.

Die Troglodyten des Matmatagebirges in Südtunis sind lange Zeit unbeachtet und unbesucht geblieben, obwohl es nur einer bequemen Tagereise bedarf, um sie von der Oase Gabes aus zu erreichen. Sie gehören allerdings zu jenen Teilen von Südtunis, welche noch nicht in die französische Zivilverwaltung einbezogen sind. Es bedarf zur Reise einer besonderen Erlaubnis des französischen Gouvernements; auf diese hin erhält man dann vom Kommandanten des Bezirkes in Gabes eine Empfehlung, die dem Reisenden zugleich Unterkunft und Gastfreundschaft in der Militärstation des Matmata sichert.

1884 berührte M. A. Letourneux[2]) die Troglodyten, doch gibt sein Bericht wenig Einzelheiten. Nähere Auskunft erhielten wir durch die Reise des dänischen Leutnants Bruun, von dessen Mitteilungen der Globus[3]) einen kurzen, durch mehrere Illustrationen erläuterten Auszug brachte. Leider erweckt die erste und wichtigste Aufnahme durch eine irrtümliche Bezeichnung eine falsche Vorstellung von der Anlage der Wohnungen. In neuester Zeit hat noch E. T. Hamy über die Troglodyten berichtet.[4])

Ich besuchte dieselben im Herbste 1903. Der Weg führt von Gabes aus in fast genau südlicher Richtung. Bald nach dem Verlassen der Oase steigt er langsam mehr und mehr an. In dem sandigen Wege haben die Pferde schwere Arbeit. Ohne Abwechslung geht es durch die öde und einsame Gegend, deren Trostlosigkeit man doppelt nach der üppigen Pracht und Fülle der schönsten Oase empfindet. Nur vereinzelt beleben einmal einige Palmen das Bild, und eine Ziegenherde, begleitet von einem Hirten mit langer Flinte, unterbricht die Stille. Nach etwa $2^1/_2$ Stunden bleibt links eine kleine Oase liegen. 5 Stunden weiter erreicht man ein festes, damals vollständig leerstehendes Unterkunftshaus für Soldaten und Pferde. Nach 7 Stunden stösst man auf die ersten Troglodyten von Hadège; einige Zeit später auf die grössere Ortschaft unweit der Kalaa Matmata.

---

1) Vortrag gehalten in der Sitzung vom 27. Juni 1905.

2) Les Troglodytes de Tunisie. Mission scientifique de 1884. Extrait du rapport. Alger 1887.

3) Jahrgang 1889. 104 ff.

4) La Tunisie au début du XX. siècle. Paris 1904.

Auch wenn man ungefähr weiss, was einen erwartet, bleibt es noch ein ganz überraschender, einzigartiger Eindruck. Die Begleiter rufen: Hier ist Matmata! Man sieht hin, wo Matmata sein soll und sucht nach Menschen und menschlichem Leben. Man weiss, dass man vor sich auf dem ausgedehnten, leichthügeligen Gelände eine grössere menschliche

Fig. 1.

Ansicht des Troglodytendorfes mit den Öffnungen der Lichthöfe.

Fig. 2.

Ein anderer Teil des Dorfes.

Niederlassung hat, aber man bemerkt weder Bewohner noch Wohnungen. Kein Laut unterbricht die Stille des heissen Nachmittags. Man ersteigt eine der kleinen Erhöhungen und steht plötzlich am Rande eines weiten und tiefen Schachtes mit senkrecht abfallenden Wänden. Und jetzt wird es lebendig. Unten kreischen und schreien davonlaufende Weiber und

Kinder. Eine Anzahl weisser Kabylenhunde ist aus dem Boden gewachsen und umkreist mit wildem Gekläff den Fremden. Auf der nächsten Erhöhung wiederholt sich die Szene. Schacht folgt auf Schacht und auch kleinere, türförmige Öffnungen, die in den Senkungen des Geländes in die Erde führen, fallen ins Auge. Allmählich klärt sich das Bild des Dorfes. Überall wo man in der hellen, fast vegetationslosen Landschaft die dunklen Umrisse einer weiten Vertiefung sieht, dort hat man sich eine Behausung zu denken. Über dem Boden ragen nur hier und da einige Palmen empor.

Fig. 3.

Zwei Eingänge, darüber der zum rechten gehörige Lichthof.

Etwas höher und in einiger Entfernung vom Dorfe liegt der feste Steinbau der französischen Militärstation. Sie hat eine kleine Besatzung unter dem Befehl eines Leutnants. Ich fand hier die gastfreiste und liebenswürdigste Aufnahme und verdanke dem Kommandeur, Herrn Leutnant Louis Miquel, manche interessante Mitteilung über die Troglodyten.

Die Einwohnerzahl des unterirdischen Dorfes wurde mir auf 1200 angegeben, die Zahl der Häuser auf mehr als 200. Bei ihrer Anlage ist in erster Linie die natürliche Beschaffenheit des hügeligen Geländes ausgenützt worden. Durch Aufschütten und Abgraben hat man wohl nachgeholfen und so noch künstlich die Zahl der kleinen lehmerdigen Hügel vermehrt. Ein solcher bildet in der Regel den Kern des Baues. Vom Rücken aus ist ein breiter Schacht mit fast immer ganz senkrechten glatten Wänden in die Tiefe geführt. Seine Sohle bildet den Hof des Hauses, von dem aus man in die einzelnen, um ihn herumliegenden Kammern gelangt. Der Schacht ist also nicht der Eingang zur Wohnung, wie auf der oben erwähnten Abbildung des Globus fälschlich angegeben ist, sondern nur der Lichtschacht des Hofes. Der Zutritt zum Hause geschieht durch einen besonderen Gang, der unterirdisch vom Fusse oder der Böschung des Hügels aus auf den Lichthof führt. Seine Länge richtet sich demnach nach der Breite des Hügelrückens und der grösseren oder geringeren Steilheit der Böschung. Zum Teil sieht man die äussere Öffnung des Stollens nur wenig vom zugehörigen Lichthof entfernt, wie auf der Abbildung 3, aber auch hier betrug die Länge des Ganges noch

etwa 9 m. In vielen Fällen ist sie beträchtlich grösser, 12—15 m und mehr (Fig. 3).

Entsprechend der grossen Tiefe der Lichtschachte, die ich mehrfach auf 10—12 m schätzte, führt der Gang häufig mit ziemlich starker Senkung, teilweise mit Stufen, in das Innere. Er ist hoch genug, dass man bequem aufrecht gehen kann; er muss ja auch für die grösseren Haustiere passierbar sein. Das Hofende scheint regelmässig mit einer Tür versehen zu sein, hier und da auch die Aussenöffnung.

Fig. 4.

Querschnitt einer Troglodytenwohnung.

Fig. 5.

Eingänge in die Räumlichkeiten des Hauses vom Lichthof aus.

Der Lichtschacht ist gewöhnlich kreisrund, seltener ist eine viereckige oder rechteckige Form, wie sie im Vordergrunde der zweiten Aufnahme zu sehen ist. Der Gestalt des Schachtes entspricht die des Hofes. Sein Umfang ist je nach den Bedürfnissen und dem Reichtum der Familie sehr verschieden. Der Diameter eines runden betrug z. B. annähernd 16 *m*. Das Schema der ganzen Hausanlage wird wohl am besten veranschaulicht, wenn man sich den Hügel in der Richtung des Zuganges quer durchschnitten denkt (Fig. 4).

Im Lichthofe haben wir den wichtigsten Bestandteil des Hauses zu sehen. Um ihn herum sind die einzelnen Räumlichkeiten, Wohn- und Schlafzimmer, Vorratskammern, Ställe, verteilt. Sie sind stollenförmig ausgegraben und empfangen ihr spärliches Licht natürlich nur vom Hofe aus. Die Eingänge dazu zeigen vielfach eine regelmässige, oft mit Steinen eingefasste Türform, andere wieder sind nur roh ausgehauene Löcher (Fig. 5). Wo die Basis des Hofes für den Bedarf nicht ausreicht, ist eine zweite und selbst eine dritte Reihe von Grotten darüber ausgeschachtet. Um zu den oberen zu gelangen, dienen einige vorspringende Steine oder kleine Aushöhlungen als Stütze für den Fuss und manchmal noch ein Strick als Handhabe (Fig. 6). Die Räume selbst, wenigstens

Fig. 6.

Lichthof eines Hauses mit drei Reihen Zimmer übereinander.

soweit sie dem persönlichen Aufenthalte dienen, sind meist überraschend gross, mit gut geglätteten Wänden und gewölbter Decke. Vom Hofe sind sie in der Regel durch einen kurzen schmalen Gang etwas getrennt.

Die innere Einrichtung weist darauf hin, dass wir in diesen Höhlenbewohnern keineswegs Halbwilde zu sehen haben. Ich fand schöne Teppiche und Decken. In dem Hause, dessen Besitzer mit seinem Kamele im Hofe steht, befand sich im Schlafraum des Herrn ein kunstvolles, auf hohen, schlanken Säulen stehendes Bett (Fig. 7). Anderwärts fand ich die Wände mit besonderen Verzierungen bedeckt. Es waren dies ziemlich grosse figürliche Darstellungen, teils durch Vertiefung, teils reliefartig hergestellt: Die Umrisse einer menschlichen Gestalt, mit kleinen Buckeln gefüllte Quadrate und Rechtecke, durch erhöhte Linien erzeugte

konzentrische oder durch ein Kreuz geteilte Kreise. Auch das in Tunis beliebteste Amulett, die Figur einer Hand, fehlte nicht. Hier wurde in einem Innenraume, nicht im freien Hofe, eine Ölmühle mit einem Kamele betrieben, ein Beweis, wie geräumig zum Teil diese inneren Grotten sind.

Fig. 7.

Im Lichthof einer Wohnung.

Fig. 8.

Auf dem Hofe spielt sich der Hauptteil des täglichen Lebens ab. Hier spielen die Kinder, tummeln sich die kleineren Haustiere, wird gekocht, gegessen, gewaschen und die häuslichen Arbeiten verrichtet. In die dunklen Kammern begibt man sich zur Nachtzeit und bei Regenwetter. Fast in jedem Hofe sieht man schön geflochtene Körbe, grosse,

hölzerne Schüsseln und sonstige Wirtschaftsgeräte herumliegen. Einige Male fand ich in der Mitte einen Dunghaufen aufgeschichtet, meist werden jedoch die Abfälle nach ausserhalb gebracht.

Wie kam man einst dazu, sich diese grossen, mühevollen Baue unter der Erde als Wohnung anzulegen? Dass der Mensch als solche die von der Natur gebotenen Höhlen benutzte, ist wohl erklärlich. Dass er sich einen einzelnen Raum zum Aufenthalte und zum Schutz gegen das Wetter aus der Erde ausschachtete, war gleichfalls naheliegend und weit verbreitet. Es geschieht heute noch selbst in Europa, wie zigeunerische Troglodyten-Niederlassungen in Rumänien beweisen. Aber in diesen Fällen handelt es sich immer nur um einfache Zufluchts- und Wohnstätten von geringer Tiefe, nicht um ein so kompliziertes System wie hier. Bruun scheint anzunehmen, dass klimatische Verhältnisse die Ursache waren, weil es im Winter da unten wärmer, im Sommer kühler sei. Die Troglodyten liegen nur etwa 500 *m* über dem Meere. In diesem Erdstrich dürfte dabei die Winterkälte kaum zu einem so umständlichen Schutze nötigen. Wenn aber die Sonnenhitze das treibende Motiv gewesen wäre, dann müsste man eine grössere Verbreitung erwarten. Ich glaube, dass ursprünglich nur das Bedürfnis einer wirksamen Schutz- und Verteidigungsanlage massgebend war. In der Tat sind dazu diese Baue hervorragend geeignet. Der lange schmale Zugang liess sich leicht verrammeln. Dass man den Lichtschachten eine so grosse, sonst etwas unverständliche Tiefe und die senkrecht steilen Wände gab, scheint direkt auf die Absicht hinzuweisen, auch sie unzugänglich zu gestalten. Die klimatischen Annehmlichkeiten mögen aber vielleicht die Ursache sein, dass man bis heute die überkommene Wohnungsweise beibehalten hat.

Zweifellos geht diese in sehr alte Zeiten zurück. Nach Letourneux soll sie in gleicher Weise in Algier und in verschiedenen Gebirgsketten von Tripolis vorkommen. In Südtunis selbst, etwa 50 *km* südöstlich vom Matmata, finden wir eine andere, nicht minder merkwürdige Bauart in den Ksars von Métameur und Médenine. Es handelt sich hier um schmale, sehr lange, gewölbte Häuser, eins ans andere derart gebaut, dass sie einen gemeinsamen Hof bilden, welchem die Front mit den Eingängen zugekehrt ist. Das vom Photographen Soler in Tunis aufgenommene Bild veranschaulicht am besten die Hofseite der Häuser (Fig. 9). Wir sehen hier eine Menge in fensterlose Grotten führende Türen dicht über- und nebeneinander an den hohen, graden Wänden. Der Gedanke an eine Verwandtschaft dieser Gebäude mit den Troglodyten-Wohnungen des Matmatagebirges ist naheliegend. Und es scheint mir das Wahrscheinliche, was auch Bruun annimmt, dass man hier „den Grottenbau auf ebener Erde nachgeahmt hat", dass also die unterirdischen Anlagen die älteren, ursprünglichen sind. Sollte nun Hamy mit Recht in den Wohnungen von Médenine Sallusts mapalia erkennen, dann würde das beweisen, dass man schon in sehr früher Zeit den Troglodytenstyl über die Erde verlegt hätte. Allerdings scheint mir das von den Römern übernommene karthagische Wort mapalia oder magalia noch nicht erklärt genug. [1])

---

1) Vgl. Rich. Wörterbuch der römischen Altertümer.

Die Bewohner zeigten sich im allgemeinen nicht sehr zugänglich. Besonders die Frauen beeilten sich meist bei meinem Anblick möglichst rasch und mit lebhaftem Proteste zu entfliehen. Einige ruhige Personen-Aufnahmen und genauere Beschreibungen konnte ich von den Leuten machen, die sich in irgend einer Angelegenheit auf der Station eingefunden hatten.

Die Kleidung beider Geschlechter unterscheidet sich nicht von der gewöhnlichen Tracht der Beduinen. Die Frauen tragen das dunkelblaue, malerische Gewand, verschlossen durch grosse silberne Beduinennadeln,

Fig. 9.

Häuser von Médinine.

dazu ein schwarzes, vom Kopfe weit herabfallendes Tuch. Hals und Brust der jüngeren schmücken Ketten, reichbehangen mit allen möglichen Amuletts, unter denen fast nie eine kleine Hand aus Silber fehlt. Um die Füsse schliessen sich schwere silberne Ringe. Tätowierungen auf Stirn und Wangen, Brust und Armen bilden einen weiteren Schmuck. Frauen wie Mädchen sah ich immer unverschleiert (Fig. 8). Es waren kräftige gedrungene Gestalten mit breiten Hüften und Schultern. Die Formen des in der Jugend rundlich vollen, wohlgenährten Gesichts sind durch ziemlich markierte Wangenbeine und Kieferwinkel und ein breites, meist etwas zurückfallendes Kinn charakterisiert. Der Mund gross und meist dicklippig, die dunkelbraunen Augen eng geschlitzt und ziemlich

tiefliegend. Der Schädel hoch und breit und das Hinterhaupt, wo ich es betasten konnte, immer stark ausladend. Das Haar schwarz und leicht wellig.

Eine gewisse Übereinstimmung der Hauptmerkmale zeigte auch der physische Habitus der Männer. Alle klein bis mittel, mehr untersetzt als schlank. Der Schädel von bedeutender Grösse, sehr hoch, reichlich gewölbt, die grösste Breite mehr nach hinten liegend, das Hinterhaupt stark ausladend wie bei Fig. 10a, oder sich sehr nach oben verlängernd, wie die Profile von Fig. 11 u. 12 zeigen. Ein flacheres Hinterhaupt fand sich nur einmal bei dem Manne Fig. 13. Das Gesicht im Verhältnis zum Oberkopf manch-

Fig. 10a.

Fig. 10b.

Fig. 11a.

Fig. 11b.

mal etwas klein erscheinend, von ovalem oder mehr fünfeckigem Umriss, Die Züge und der Ausdruck oft nicht unedel und sympathisch. Breites rundes Kinn, ziemlich kleine, gerade oder leicht konkave Nase. Am wenigsten übereinstimmend fand ich den Mund: normale, ja feine Formen neben sehr breiten und dicklippigen. Am charakteristischsten und am meisten als Abweichung vom Typus der arabischen Bevölkerung ins Auge fallend erschien mir das sehr eng geschlitzte, ziemlich tiefliegende Auge. Die Farbe war ausnahmslos braun. Das schwarze Haar war gewöhnlich bis auf einen kleinen Schopf ganz kurz geschoren. Der längere Zopf (vgl. Fig. 12b) wurde mir als Zeichen der Zugehörigkeit zur Sekte der Aïssaouïas bezeichnet.

Eine auffallende Erscheinung bei allen Männern sind die abstehenden und mit der oberen Hälfte vorn überklappenden Ohren. Man darf vielleicht annehmen, dass diese Eigentümlichkeit künstlich durch die Kopfbedeckung entstanden ist. Die Hautfarbe war bei beiden Geschlechtern an den bedeckten Körperstellen hellgelblich.

Wir sehen heute bei diesen Leuten, die mir alle angaben, dass sie zur Ouled Sliman gehörten, arabisches Wesen in Kleidung und Sitte

Fig. 12a.

Fig. 12b.

Fig. 13a.

Fig. 13b.

und das Arabische ist die Umgangssprache. Ethnisch haben wir es jedoch mit alter berberischer Bevölkerung zu tun. Die Arabisierung dürfte auch erst in jüngerer Zeit erfolgt und vermutlich bis heute noch nicht ganz vollendet sein. Herr Leutnant Miquel versicherte mir, dass ausschliesslich arabisch gesprochen und kein anderes Idiom verstanden werde. Meine eigenen direkten Beobachtungen schienen dies auch zu bestätigen. Von einem alten, einem anderen Matmatastamme angehörigen Manne, mit dem ich in Tunis eingehender verhandeln konnte, und der das Berberische noch sprach, hatte ich mir verschiedene Wörter, Anrufe und dergleichen,

vorsprechen lassen und eingelernt. Sie wurden von niemand verstanden, so oft ich die Probe machte. Aber schon im nächsten westlichen Nachbarorte, in Tamezred, spricht man nach Angabe des Alten allgemein die eigene Sprache; nur die arabischen Zahlen soll man anwenden und arabisch-beduinische Lieder singen. Wie von Maltzan[1]) berichtet, wurde ihm von älteren Leuten versichert, dass in ihrer Jugend das berberische Idiom sogar noch in Gabes verstanden wurde. Auch dies würde darauf hinweisen, dass das Arabische erst in neuerer Zeit in die Matmataberge vor- und noch nicht weit eingedrungen ist.

Ein Berber aus Tamezred war der Mann Fig. 14. Wir sehen auch bei ihm einen sehr grossen und sehr hohen, gewölbten Schädel mit stark ausladendem Hinterhaupt. Auch die Gesichtsform, das durch Wangenbeine und Kieferwinkel etwas markierte Oval mit dem runden Kinn ähnelt den Typen der Ouled Sliman. Ganz abweichend aber war die leicht konvexe Nase und ein dunkelgrünliches Auge.

Fig. 14a. Fig. 14b.

Zum Frauentypus der Ouled Sliman passte im ganzen sehr wohl auch das junge Mädchen (Fig. 15), die Tochter des vorhin erwähnten Alten und einer ebenfalls zu den Troglodytenstämmen gehörigen Mutter. Auch hier ein sehr hoher, langer, ziemlich breiter und ausladender Schädel. Das Auge enggeschlitzt. Das schwarze Haar war jedoch mehr gekräuselt und die Hautfarbe eine Spur dunkler, mehr bräunlichgelb.

Die Form des auffallend enggeschlitzten Auges, die mir charakteristisch im Berbertypus erscheint, tritt besonders scharf bei den beiden aus der Gegend des Chott Dzérid stammenden Berbermädchen hervor (Fig. 16).

Einige interessante Mitteilungen machte mir der Alte über die gewohnheitsrechtlichen Anschauungen der Berberstämme des Matmatagebirges. Ich suchte dabei nach Möglichkeit direkte Fragen zu vermeiden und liess ihn nur erzählen. Auf diese Weise blieben seine Angaben von mir aus unbeeinflusst. Doch machte er dieselben beinahe etwas zu klar und bestimmt, so dass sich bei mir der Zweifel regte, ob

1) Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis, Leipzig 1870. II. S. 408.

er nicht schon einmal vorher Jemand darüber berichtet und vielleicht durch bestimmte Fragen gewisse Anregungen erhalten hätte. Irgend einen positiven Anhalt für meinen Verdacht habe ich jedoch nicht, so dass seine Mitteilungen jedenfalls erwähnenswert bleiben.

Einzelbesitz an Grund und Boden gibt es jetzt, früher war es nicht der Fall. Wenn ein Matmatabewohner bloss Töchter, aber keinen Sohn hat, dann ist der Bruder der Erbe. Die Braut wird gekauft. Wenn aber ein Mädchen einverstanden ist, kann der Mann es rauben, ohne dass der

Fig. 15.

Fig. 16.

Vater das Recht der Zurückholung hat. Sie geht auf 2 bis 3 Monate in einen anderen Ort, darf dann zurückkehren, aber den Vater nicht sehen. Heirat innerhalb eines Stammes ist ebenso gestattet wie zwischen Angehörigen verschiedener Stämme.

Ein Mord verlangt Rache und der Rächer bleibt straflos. Ist der zur Rache verpflichtete mächtig, so ist es entehrend Geld zu nehmen; ist er schwach, darf er es tun. Der Mörder aber muss, auch wenn er die Busse bezahlt hat, 3 bis 4 Jahre und länger den Ort verlassen. Bei Festsetzung der Busse gilt eine Frau nur die Hälfte. Bei Ehebruch hat der Gatte das Recht, die Frau zu töten, ohne dass ihre Familie Anspruch auf Rache hat. Aber nur wenn er sie zusammen findet, darf er beide

Ehebrecher töten. Wird ihm von der Untreue der Frau nur erzählt, dann kann er sie fortschicken, darf sie aber nicht töten. Wird sie getötet und es erweist sich ihre Unschuld, dann hat ihre Familie das Recht zur Rache.

Fig. 17.

Halfa-Flechter im Troglodytendorfe.

In dem von mir besuchten Troglodytendorfe übt gegenwärtig der die Station kommandierende französische Offizier im Verein mit dem Kaid die Gerichtsbarkeit aus. Herr Leutnant Miquel versicherte mir, dass hier nichts von jenen Rechtsgebräuchen erhalten sei.

Diskussion.

Hr. Magnus: Aus welchem Bedürfnis heraus haben denn diese Troglodyten ihre Wohnungen in die Erde gelegt, vielleicht aus Elend? Oder aus welchem Grunde sonst?

Hr. Traeger: Die erste Ursache ist wahrscheinlich das Bedürfnis der Verteidigung gewesen. Die Wohnungen sind in ganz vorzüglicher Weise gegen jeden Angriff geschützt. Die Schachtwände sind ganz steil; durch den Gang hineinzukommen ist beinahe unmöglich. Dabei sind die Gänge gewöhnlich so hoch, dass ein Mann aufrecht hindurchgehen kann; sie sind aber sehr schmal und absolut finster. Nur einmal fand ich, dass man einen kleinen Lichtschacht angelegt hatte. Die Bauten sind also zur Verteidigung wie eingerichtet, und ich glaube auch, dass dies der ursprüngliche Zweck der Bauten ist. Zweitens mag hinzukommen, dass diese unterirdischen Wohnungen, die 10—12 *m* unter der Oberfläche liegen, dem

Klima jener Gegend sehr gut angepasst sind: im Sommer sind sie ziemlich kühl und im Winter ziemlich warm.

Hr. Mielke: Zu den Verzierungen, die an den Wohnungen als Reliefs hervortreten, bemerke ich, dass ich Ähnliches sehr häufig in Nordafrika gesehen habe, und zwar gerade diese runden. Sie treten auch als Dreiecke auf, in geraden Linien, auch in Halbkreisen, aber meistens rechteckig. Nach meinen Beobachtungen — ich habe sie von Tripolis bis Algerien gesehen — scheinen sie mir berberischen Ursprungs zu sein.

Hr. Schweinfurth: Was tun denn die Leute, wenn es regnet? Es regnet doch im Winter sehr stark, und das Wasser muss dann im Lichthof zusammenströmen. Wie ist denn der Lichthof geschützt?

Hr. Traeger: Offenbar ist der Boden leicht durchlässig. Auch liegen die Grotten wohl meist etwas höher als der Boden des Hofes. Regnet es nicht, dann sind die Leute auf dem Hofe; regnet es, dann ziehen sie sich in ihre Kemenaten zurück.

Hr. Oppert: Ich bemerke, dass Strabo in seiner Geographie von Afrika solche Wohnungen erwähnt.

Hr. Giebeler: Woher bekommen denn die Leute ihr Wasser, wenn das Wasser so versickert? Haben sie denn keine Zisternen?

Hr. Traeger: Ich habe keine Zisterne gesehen. In der ganzen Gegend scheint Wassermangel zu herrschen. Auf der ganzen Tagesreise gab es nur in dem einen verlassenen Militärwachthaus Wasser.

Hr. v. Luschan: Eine Art von Analogie findet sich auch auf afrikanischem Boden in den versengten Tälern des abflusslosen Gebiets von Deutsch-Ostafrika bei den eigentlichen Waniam-Buru und einer Reihe von anderen Stämmen. Dort finden sich ähnliche Wohnungen, die allerdings vollkommen unterirdisch, vollkommen gedeckt sind und nur ein ganz kleines Lichtloch haben und einen unterirdischen Zugang wie hier. Es wird von solchen Zugängen berichtet, die hundert Schritte und länger sind. Im übrigen aber, glaube ich, ist das eine direkte Analogie, ohne dass ich an einen ethnographischen Zusammenhang denken möchte.

Hr. Staudinger: Es sollen unweit von Katango ganz bedeutende Höhlenwohnungen vorhanden sein, die leider nicht erforscht wurden. Hauptsächlich wird der Zweck natürlich sein, den Leuten als Zuflucht zu dienen, damit sie nicht bemerkt werden.

Hr. Blanckenhorn: Einige Beziehungen bestehen auch zwischen den aus Tunesien geschilderten Troglodytenhöhlen und den Felsenhöhlen der Gegend von Beth Dschibrin (Baitogabra, Eleutheropolis) im westlichen Judaea in Palästina, welche ich 1894 besuchte. Diese in weichen Kreidekalkstein seit alter Zeit eingegrabenen sogenannten ʿÖrāk oder ʿArāk bestehen vorzugsweise aus runden, seltener langgestreckten Kammern von 6 bis zu 30 *m* im Durchmesser und 9—12 *m* Höhe mit grossartig glockenförmigen Gewölben und einer zisternenartigen Öffnung oben in der Mitte für das eindringende Licht. Die Eingänge befinden sich stollenartig am

Fuss der Abhänge. Die einzelnen Höhlen stehen durch labyrinthartige Gänge zum Teil untereinander in Verbindung.

Diese Höhlen werden teilweise noch zurückgeführt auf die vorsemitische (vielleicht hamitische, also den Berbern Nordafrikas möglicherweise verwandte) Urbevölkerung Südpalästinas, die Choraeer d. h. Höhlenbewohner oder Horiter. Der Kirchenvater Hieronymus berichtet, dass in dieser Gegend auch der (semitischen) Idumäer bis nach Petra hin wegen der grossen Hitze in Höhlen gewohnt hätten. Auch heute noch dienen letztere ganzen Stämmen mit ihrem Vieh als Behausung, wobei jede Familie ihre besondere Nische oder Grotte hat.

Die Höhlen erklären sich hier in völlig befriedigender Weise einerseits durch das Bedürfnis bei Mensch und Vieh, dem heissen Sonnenbrand in kühlen Grotten zu entgehen, andererseits durch die Natur des vorhandenen weichen kreidigen Gesteins, das teilweise schon an sich zu Bildung natürlicher Grotten in Glockenform, Gängen und Kammern neigte, denen die Hand des Menschen nur künstlich nachzuhelfen brauchte. Auf die besondere petrographische Beschaffenheit des Bodengesteins möchte ich auch den Unterschied dieser kuppelförmigen Höhlen mit kleinen Lichtöffnungen gegenüber den vollkommen offenen Lichthöfen mit senkrechten Wänden bei den tunesischen Höhlen zurückführen. Letztere sollen ja, wie Hr. Traeger sagte, in sandig konglomeratischem Material ausgegraben sein, das wie man weiss, gewöhnlich mehr senkrechte Zerklüftung und Struktur aufweist. Das Bedürfnis nach Schatten und Erdkühle kann übrigens als wichtigster Grund zum Höhlenbau auch für die südtunesische Wüste gelten, desgleichen die Leichtigkeit der Bearbeitung des Erdbodens, der wohl dort zuerst natürliche offene schattige Klüfte aufwies.

---

6. Über ein rachitisches Schimpansenskelett.[1])

Von

F. v. Luschan.

Hierzu Taf. I—IV.

Das Skelett, das ich im folgenden beschreibe, habe ich 1904 von der Firma Umlauff in Hamburg für meine Lehrmittelsammlung erworben. Es stammt von einem Schimpansen, der sich durch mehr als acht Jahre im Zoologischen Garten in Dresden befunden hatte und sich beim Publikum dort grosser Sympathie erfreut haben soll.

Über seinen Aufenthalt in Dresden hatten die Herren Direktor Schöpf und Kapitän Jacobsen unabhängig von einander die grosse Güte, mir briefliche Mitteilungen zu machen, aus denen ich das folgende entnehme:

Das Tier war männlich, ein echter Schimpanse („kein Tschego, kein Kulukamba") und 1895, etwa 6- oder 7-jährig, in den Dresdener Zoologischen Garten gelangt. Es hat sich dann acht Jahre und zwei Monate in Dresden befunden, so dass es etwa 15 Jahre alt war, als es starb. Der Affe war gutmütig, munter und zu seinem Wärter zutraulich. In seinem 12. Jahre wurde er geschlechtsreif[2]) und lasterhaft. Er starb an „eitriger Bronchitis", also wohl an Tuberkulose.

An dem Skelett fällt zunächst der Schädel durch seine völlig monströse Form, durch seine Grösse und durch seine gänzlich abnorme Zahnstellung auf. Er wiegt 970 *g* gegen 350 *g* eines Schädels eines ungefähr gleichaltrigen gesunden Tieres.

Fast die ganze Oberfläche des Schädels ist rauh und sehr stark porös. Gesund und in Form und Ansehen nicht verändert sind eigentlich nur die beiden Paukenbeine, die völlig glatt und glänzend sind, sowie der Körper und die Gelenkhöcker des Hinterhauptbeines. Ausserdem ist beiderseits ein Stück vom Körper des Unterkieferknochens gesund, sowie kleine Stücke der Wangenbeine und beiderseits die vordere Wand der Highmorehöhle. Alle anderen Knochen sind mehr oder weniger krankhaft verändert, teilweise stark aufgetrieben, teilweise fast schwammartig porös.

---

1) Vortrag gehalten in der Sitzung vom 27. Juni 1905.

2) Troglodytes ille niger eisdem claustris retinebatur, quibus ejusdem speciei simia quaedam femina mari matura, qua tamen minime utebatur. Conspectis autem ante cancellos ornatis mulieribus sive puellis summo libidinis ardore affectus — id quod saepius hisce bestiis fieri observaveris — cf. illud Parisiis in Hortis Plantarum usitatum: Circulez Mesdames, circulez, vouz fatiguez les singes — sexies sive octies, testibus utraque manu tractatis, sugendo masturbari solebat.

Am meisten sind die Scheitelbeine und das Stirnbein erkrankt. Aber auch der obere Abschnitt der Hinterhauptschuppe ist stark verdickt. Die durchschnittliche Dicke der Hirnkapsel beträgt 27 *mm* gegen etwa 3 *mm* bei einem gesunden Tier. Am stärksten ist die Verdickung in der Gegend der Schläfenlinie, wo die Hirnkapsel 31 *mm* dick ist. Auf der in ungefähr frontaler Richtung angelegten Schnittfläche kann beiderseits in dieser Gegend ein Zweimarkstück liegen, ohne irgendwo den Rand der Schnittfläche zu berühren.

Am wenigsten verdickt ist beiderseits die Gegend der Schläfenschuppe, wo der Knochen nur 3 *mm* dick ist. Ebenso ist die Unterschuppe des Hinterhauptbeins gar nicht, oder nicht wesentlich verdickt.

Die Sphenobasilarfuge ist noch offen, die Kronennaht ist aussen fast in ihrer ganzen Ausdehnung zu verfolgen; Pfeilnaht und Lambdanaht erscheinen aussen noch klaffend offen und sind auch noch innen deutlich zu erkennen, während von der Kronennaht innen nur der rechte Schenkel noch offen, der linke aber vollkommen verwachsen ist.

Das Gebiss ist sehr eigenartig und auf den ersten Blick nicht ganz leicht zu verstehen. Erst bei näherer Betrachtung ergibt sich, dass grösstenteils noch die Milchzähne in der Kaufläche sich befinden, während die bleibenden Zähne entweder ganz retiniert sind oder an mehreren Stellen sehr weit von der Kaufläche entfernt zutage treten.

Im Oberkiefer befinden sich links und rechts je sechs Zähne in der Kaufläche. Unter diesen sind zunächst links zwei kleine Schneidezähne des Milchgebisses. Von diesen ist der innere sehr stark, fast bis zur Wurzel abgekaut und leicht schmutziggrau verfärbt, der äussere ist gleichfalls stark abgekaut, sehr klein, noch etwas kleiner als der entsprechende Milchzahn gesunder Tiere zu sein pflegt und in seiner ganzen Ausdehnung hell blaugrau verfärbt. Es folgt dann eine 14 *mm* breite Lücke, in deren Mitte sich noch ein nicht ganz deutlicher Rest der Zwischenkiefernaht nachweisen lässt, und es folgt dann ein kleiner keilförmiger, stark abgeschliffener Zahn, anscheinend der Eckzahn des kindlichen Gebisses. Auf diesen folgt ein nicht abgeschliffener, gesunder Zahn, den ich für einen normalen ersten Prämolar der zweiten Dentition halten möchte. Es folgt dann eine fast 10 *mm* breite Lücke mit stark porösem Boden, welche dem zweiten Prämolar zu entsprechen scheint, der wahrscheinlich irgendwo in der Tiefe retiniert ist. Es folgen dann zwei typische bleibende Molaren, während von dem dritten noch keine Spur sichtbar ist. Ausser diesen in der Kaufläche befindlichen Zähnen sieht man auf der linken Seite des Oberkiefers noch zwei, grösstenteils retinierte Zähne, die nur teilweise durchgebrochen sind. Von diesen lässt sich der innere bleibende Schneidezahn, fast in ganzer Ausdehnung verfolgen. Er liegt fast horizontal in den Knochen eingebettet, so dass seine Wurzel noch auf den Boden der Nasenhöhle zu liegen kommt, während seine nach vorn gewandte Schneide durch den mächtig verdickten Alveolarfortsatz durchgebrochen ist. Er ist 31 *mm* lang und etwas über 13 *mm* breit, also etwas breiter als Schneidezähne gesunder Tiere in der Regel zu sein pflegen.

Ähnlich ist das Verhalten auf der rechten Seite, nur dass da an Stelle des zweiten kindlichen Schneidezahns sich bereits ein grosser, dem bleibenden Gebiss angehörender Incisivus befindet. Es folgt dann wiederum wie auf der anderen Seite eine grosse Lücke, dann ein kindlicher Eckzahn, noch ein Zahn, der vermutlich als Prämolar der zweiten Dentition anzusprechen ist und wie links zwei kleine bleibende Molaren, hinter denen im Grunde einer tiefen, durch ein rundliches Fenster zugänglichen Höhle, die Kaufläche des Weisheitszahnes sichtbar ist. Auch auf dieser Seite sind zwei retinierte Zähne sichtbar, der erste bleibende Incisivus und der Caninus des bleibenden Gebisses.

Im Unterkiefer sind beiderseits sieben Zähne in der Kaufläche sichtbar. Zunächst links die beiden kindlichen Schneidezähne und der kindliche Eckzahn. Hinter dem äusseren Schneidezahn, dessen Krone fast vollständig abgeschliffen ist, ist aber ein sehr grosser seitlicher Schneidezahn des bleibenden Gebisses vorhanden. Es folgt dann eine grössere Lücke und auf diese der gut entwickelte erste Prämolar des bleibenden Gebisses. Nach einer weiteren Lücke folgen dann der erste und der zweite Molar der zweiten Dentition, beide schon mit sehr deutlichen, 1—2 *mm* grossen, stark glänzenden Facetten. Der Weisheitszahn ist noch nicht sichtbar, an seiner Stelle ist nur eine grosse Höhlung mit einem kleinen ovalen Fenster vorhanden. An retinierten Zähnen, volle 22 *mm* von dem oberen Rande des Unterkiefers entfernt, sieht man den ersten Schneidezahn des bleibenden Gebisses, den Eckzahn und den zweiten Prämolar, so dass mit Ausnahme des Weisheitszahnes die ganze zweite Dentition vollständig sichtbar ist und ausserdem noch die zwei Schneidezähne und der Eckzahn des Milchgebisses.

Auf der rechten Seite befindet sich unmittelbar neben dem ersten Schneidezahn des Milchgebisses ein schon ziemlich stark abgekauter breiter schaufelförmiger Zahn, den man nur für den inneren Schneidezahn der zweiten Dentition halten kann. Ihm folgt ein kleinerer, gleichfalls schaufelförmiger, schräg abgekauter Zahn, welcher nur als äusserer Schneidezahn des Milchgebisses aufzufassen sein dürfte. Hinter diesem steht dann ein grosser äusserer Schneidezahn der zweiten Dentition und ein kleiner Eckzahn des Milchgebisses. Es folgt dann ein grosser erster Prämolar und die beiden ersten Molaren. Retiniert und nur mit ihren Kronen sichtbar sind der Eckzahn und der zweite Prämolar des bleibenden Gebisses. Es ist also auf dieser Seite bis auf den Weisheitszahn das ganze bleibende Gebiss vorhanden und ausserdem noch der äussere Incisivus und der Eckzahn des Milchgebisses.

Im ganzen ist das Gebiss also symmetrisch angelegt, derart, dass beiderseits oben und unten die zwei ersten Molaren an ihrer richtigen Stelle sind und ebenso beiderseits oben und unten auch die ersten Prämolaren, während die zweiten sämtlich retiniert sind, im Unterkiefer sichtbar, im Oberkiefer in der Tiefe des Knochens versteckt. Symmetrisch ferner ist die gleichmässige Retention aller vier Eckzähne des bleibenden Gebisses, während die vier Canini des Milchgebisses sich sämtlich noch in der Kaufläche befinden. Ganz unsymmetrisch hingegen ist die Ver-

teilung der Schneidezähne. Im Oberkiefer stehen zwar beide ersten Incisivi des Milchgebisses noch symmetrisch in der Kaufläche, während die beiden grossen Schneidezähne der zweiten Dentition retiniert sind, aber links befindet sich noch der zweite Schneidezahn des Milchgebisses in der Kaufläche, rechts ist er bereits durch den des bleibenden Gebisses ersetzt. Ebenso sind im Unterkiefer im ganzen sechs Schneidezähne vorhanden, von denen drei dem Milchgebisse, drei der zweiten Dentition angehören. In der Mitte stehen sich ein innerer Schneidezahn des Milchgebisses und einer des bleibenden gegenüber. Von den äusseren Schneidezähnen sind sowohl die des Milchgebisses als wie die der zweiten Dentition erhalten, nur ist von den beiden äusseren Schneidezähnen der ersten Dentition der linke fast vollständig abgekaut, während der rechte sehr viel besser erhalten ist.

Ich gebe im folgenden einige Masse und setze dazu in Klammern zum Vergleiche die Durchschnittsmasse eines gesunden erwachsenen Tieres:

Grösste Länge vom Nasion bis zu dem am weitesten entfernten Punkte der Hinterhauptschuppe	175	(129)	*mm*
Grösste Breite	122	(93)	„
Höhe vom Basion zum Bregma	108	(83)	„
Kleinste Stirnbreite	95	(63)	„
Grösste Stirnbreite	112	(80)	„
Breite zwischen den Wangenbeinfortsätzen des Stirnbeines	113	(97)	„
Jochbogenbreite	118	(105)	„
Oberkieferbreite	92	(84)	„
Gesichtshöhe	147	(114)	„
Obergesichtshöhe	103	(86)	„
Nasenhöhe	61	(52)	„
Grösste Breite der Nasenöffnung, ungefähr	28	(22)	„
Basislänge	125	(91)	„
Gesichtslänge	157	(128)	„
Länge des grossen Hinterhauptloches	30	(26)	„
Breite des grossen Hinterhauptloches	26	(22)	„
Breite der Augenhöhle, ungefähr	38	(38)	„
Höhe der Augenhöhle, ungefähr	35	(34)	„
Tiefe der Augenhöhle	58	(51)	„
Länge des harten Gaumens	81	(67)	„
Breite des harten Gaumens	44	(30)	„
Breite zwischen den Ohrpunkten	110	(91)	„
Sagittalumfang vom Nasion bis zum Opisthion	269	(205)	„
Davon kommen auf die drei einzelnen Teile dieses Bogens bei dem kranken Schädel 107, 80 und 82 *mm*, bei dem gesunden 80, 68 und 57 *mm*.			
Die Sehne des Stirnbeinbogens misst	97	(73)	„
Die Sehne des Schädelbeinbogens misst	77	(61)	„
Die Sehne des Hinterhauptbogens misst	64	(50)	„
Grösster Abstand swischen den Kondylen des Unterkiefers	103	(91)	„
Abstand zwischen den Unterkieferwinkeln	89	(82)	„
Kinnhöhe	58	(46)	„
Breite des aufsteigenden Astes, etwa	48	(46)	„
Höhe desselben, etwa	51	(51)	„

Horizontalumfang, etwa	45	(33) *mm*
Querumfang, etwa	26	(19) „
Abstand zwischen den Schläfenlinien	115	(50) „

Diese teilweise ganz ausserordentlichen Vergrösserungen sind ausschliesslich nur auf Apposition auf die äussere Oberfläche zurückzuführen. Die Betrachtung des aufgesägten Schädelinnern ergibt fast durchaus völlig normale Verhältnisse der Schädelkapsel, besonders erscheinen die Felsenbeine sehr wenig verändert. Wesentlich verdickt und zwar wohl auch auf Kosten des Innenraums sind nur die das Augenhöhlendach bildenden Teile des Stirnbeines. Einen etwas atrophischen Eindruck macht der Körper des Keilbeins mit dem Clivus und dem Türkensattel. Leicht verdickt sind die vorderen unteren Abschnitte der Scheitelbeine mit ausserordentlich tief eingebuchteten Furchen für die Arteriae meningeae.

Der Querschnitt durch Stirnbein und Scheitelbein zeigt fast durchweg ganz kompakte Knochen, fast von Elfenbeinkonsistenz, der nur unmittelbar in der Gegend der äusseren Oberfläche porös wird. Der im Bereiche der Unterschuppe des Hinterhauptes geführte Schnitt zeigt hingegen vollkommen normale Verhältnisse mit einer äusseren und einer inneren Knochentafel und zwischen beiden liegender Spongiosa. Ebenso ist auch die Gegend des Warzenteils der Schläfenschuppe grossblasig schwammig wie bei einem gesunden Tier. Der kubische Inhalt beträgt ungefähr 420 *ccm*. Er scheint durch die Krankheit nicht wesentlich beeinflusst zu sein.

Die Gesamthöhe des in mässig aufgerichteter Stellung präparierten Skeletts beträgt bis zur Scheitelhöhe 120 *cm* (128). Die Epiphysen sind mehrfach noch nicht fest mit den Diaphysen verwachsen. So klafft z. B. am Oberarmknochen die Fuge zwischen Schaft und Kopf noch weit offen. Am Radius ist die obere sowohl als die untere Epiphyse noch getrennt, an der Ulna die untere. Auch die Epiphysenfugen der Mittelhandknochen und der Phalangen sind noch deutlich sichtbar.

Am Oberschenkelknochen sind die oberen Epiphysenfugen nahezu verstrichen, die unteren noch sehr deutlich. Tibia und Fibula lassen oben und unten noch ihre Epiphysenfugen sehr deutlich erkennen, stellenweise sind diese noch klaffend offen. Die Epiphysenfugen der Fussknochen sind völlig verstrichen.

Unter den Knochen des Skeletts ist das Becken am allermeisten verändert und in seiner Art ebenso monströs verbildet, als der Schädel: besonders die Darmbeine sind fast rechtwinklig abgeknickt, so dass der obere Rand der Symphysenfuge sich dem Promontorium auf 87 *mm* nähert, während beim gesunden Tier die Conjugata 154 *mm* misst. In ähnlicher Weise, aber in umgekehrter Richtung ist der untere Teil der Beckenknochen gleichsam nach unten aufgerollt, so dass die Entfernung zwischen Sitzknorren und oberem Schambeinrand nur 80 *mm* beträgt gegen 92 am gesunden Tier. Der quere Durchmesser des Beckeneinganges ist 71 (90) *mm*, die Entfernung der Sitzknorren von einander 132 (146) *mm*, die grösste Beckenbreite 195 (255) *mm*. Ausserordentlich stark ist die Verkrümmung der Ober-

armknochen und ebenso auch die Verunstaltung der Vorderarmknochen. Während beim gesunden Schimpansen der Humerus genau wie beim Menschen einen kerzengeraden Schaft hat, ist er beim kranken Tier stark S-förmig gekrümmt und dabei stark verdickt, so dass er in seiner Mitte einen Umfang von 90 (75) *mm* hat. Die Gesamtlänge des Knochens beträgt 270 (310) *mm*. Ganz ausserordentlich ist die Krümmung des Radius, die am meisten dadurch metrisch zum Ausdruck gebracht werden kann, dass die Gesamtbreite der Vorderarmknochen bei dem kranken Tier 77 *mm* beträgt, beim gesunden nur 45 *mm*. Die Länge des kranken Radius ist 245, die des gesunden 285 *mm*. Die Länge der Hand vom Radiometakarpalgelenk bis zur Spitze des Mittelfingers beträgt 250 (250) *mm*. Auch sonst sind die Handknochen nicht stark erkrankt, sondern nur stellenweise, besonders in der Gegend der Gelenkenden etwas aufgetrieben und porös.

Die Oberschenkelknochen sind gar nicht, oder nur unwesentlich in ihrer Form verändert. Ebenso sind auch die Unterschenkelknochen wenig affiziert; sie sind nur leicht gegen die Norm gekrümmt und an einigen Stellen ganz wenig aufgetrieben und porös. Teilweise infolge ihrer stärkeren Krümmung, teilweise wohl auch, weil sie im ganzen etwas im Wachstum zurückgeblieben sind, sind sie um etwa 10 *mm* niedriger als wie die eines gesunden, erwachsenen Tieres.

Mittelfuss- und Zehenknochen sind fast normal, nur stellenweise in der Gegend der Gelenkenden etwas aufgetrieben und porös.

Alles andere ist besser denn aus langen Beschreibungen aus den Abbildungen Taf. I bis IV zu ersehen, für deren sehr mühevolle und sorgfältige Herstellung ich der Kunstanstalt W. Neumann & Co., Berlin SW. 68 zu grossem Danke verpflichtet bin.

Ich habe die beiden Skelette, das des kranken und das eines völlig gesunden, erwachsenen etwa gleichgrossen Tieres zum Vergleiche nebeneinander gestellt. Dabei war mir an einer „naturgetreuen" Haltung und Stellung der Skelette nichts gelegen, aber alles an einer solchen Anordnung, die möglichst viel von der monströsen Bildung des krankhaften Skeletts erkennen liess.

Den Fall habe ich deshalb in der Anthropologischen Gesellschaft demonstriert und nun in der Z. f. E. zur Veröffentlichung angeboten, weil es mir nützlich erschien, gerade in diesen Kreisen einmal an einem besonders exquisiten Falle den Zusammenhang und das Ineinandergreifen zwischen gewöhnlicher Rachitis und Osteoporose mit konsekutiver Sklerose zu zeigen.

Im übrigen verweise ich auf die Ausführungen v. Hansemanns in seiner Schrift „die Rachitis des Schädels", Berlin, Hirschwald 1901. Dort sind verwandte, wenn auch weniger monströse Formen sehr eingehend behandelt. Ebenso enthält die Schrift ein reiches Literaturverzeichnis. Aus beiden Gründen konnte ich mich hier kurz fassen und auf eine objektive Beschreibung des Falles beschränken.

---

7. Das Dorfbuch von Santiago Guevea.[1])

Eine zapotekische Handschrift aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

Von

Ed. Seler.

Die Bilderschriften des alten mexikanisch-mittelamerikanischen Kulturgebiets pflegt man in zwei grosse Klassen zu sondern, in kalendarische und historische. Diese Einteilung erschöpft natürlich die Mannigfaltigkeit des vorhandenen und vorhanden gewesenen Materials nicht. Die erste Abteilung müsste man zunächst in die eigentlich kalendarischen und die augurischen Bücher oder Buchabschnitte spalten und ihnen noch als besondere Klasse die astronomisch-wissenschaftlichen hinzufügen. Und bei den historischen Schriften müsste man eine Scheidung in die mythographischen oder rein mythologischen und die geschichtlichen Abschnitte in der wirklichen Bedeutung des Wortes machen. Ausserdem muss man aber den beiden oben genannten grossen Klassen als besondere Gruppen noch die Archive der Finanzverwaltungen und die als Besitztitel bewerteten topographischen Dokumente hinzufügen. Von der ersten dieser beiden Gruppen ist das „Libro de Tributos" ein berühmtes Beispiel. Von der letzten Gruppe hat es in der alten heidnischen Zeit vielleicht nicht so viele gegeben, weil bei dem allgemein herrschenden mündlichen Gerichts- und Verwaltungsverfahren auch ein grösserer Respekt vor der mündlich überlieferten Tradition vorhanden war. Das änderte sich mit der Eroberung des Landes durch die Spanier. Die unglaublichen Übergriffe und Gewalttaten der habgierigen Soldaten waren nur durch gesetzlich aufgerichtete Schranken einzudämmen. Und das schriftliche Gerichtsverfahren der Spanier bedingte eine schriftliche Festlegung dieser gesetzlichen Feststellungen. Es ist das grosse Verdienst des ersten Vizekönigs Don Antonio de Mendoza, der in den Jahren 1535—1549 das Regiment in México führte, überall im Lande die Besitztitel der indianischen Gemeinden geprüft bzw. sie neu geschaffen zu haben. Es stammen daher aus jener Zeit eine ausserordentlich grosse Zahl von Bilderschriften, die bald in mehr dem alten einheimischen Stil entsprechender Weise, bald minder künstlerisch und in Bildern, die die spanische Schule nur zu sehr verraten, die Grenzen der verschiedenen Gemeinden und die am Orte vorhandenen geschichtlichen Traditionen festhalten. Es ist mir nun neuerdings bekannt geworden — was ja allerdings von vornherein anzunehmen war —, dass auch in dem Gebiete des alten Zapotekenreiches

1) Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 18. November 1905.

Fig. 1.

Fig. 2.

Dorfbuch von Santiago Guevea.
Kopie A des Museo Nacional de México.

Dorfbuch von Santiago Guevea. Kopie B.

hier und da solche Schriften vorhanden sind. Man bekommt sie nur äusserst selten und schwer zu Gesicht, weil die Indianer der Meinung sind, dass wer nach diesen ihren Besitztiteln fragt, es mit der Absicht tue, ihnen irgendwie an ihren Besitz zu gehn. Denn die Furcht vor solchen Angriffen beherrscht die Gemüter der Indianer in ganz unglaublicher Weise. Ich hörte zum ersten Male von solchen Schriften, als wir, meine Frau und ich, auf unserer zweiten Reise nach Tehuantepec kamen. Der Bischof dieser Stadt, P. Francisco Mora, an den wir vom P. Francisco Plancarte Empfehlungen hatten, teilte uns mit, dass in dem ganz nahe bei Tehuantepec, flussabwärts und nicht weit vom Meere gelegenen Dorfe Huilotepec in dem Gemeindehause eine Bilderschrift aufbewahrt werde. Er gab uns Empfehlungen an die Ratsmitglieder dieses Dorfes mit, und diese erwiesen sich auch wirksam. Als mit Sonnenuntergang die Leute von den Feldern heimgekehrt waren und in beinahe eine Stunde währender gründlicher Beratung festgestellt hatten, dass wir unverdächtig seien, wurde uns in dem Gemeindehause bei dem Lichte einer spärlich brennenden Talgkerze das betreffende Dokument gezeigt. Ich habe noch so viel in Erinnerung, dass es im allgemeinen von derselben Art war, wie die Schrift, die ich unten beschreiben werde. Ein paar Tage später erzählte uns der Jefe politico von Juchitan, D. Manuel Jimenez-Ramirez, dass auch in dem oben im Gebirge gelegenen, zu dem Distrikte von Juchitan gehörigen Orte Santa Maria Chimalapa eine solche Bilderschrift vorhanden sei. Er erbot sich, sie für uns nach Juchitan herunterkommen zu lassen. Leider gestatteten uns unsere Reisedispositionen den hierfür nötigen mehrtägigen Aufenthalt in Juchitan nicht, so dass uns der Einblick in diese Karte entging.

Vor einigen Jahren nun sind von seiten des Geologischen Instituts der Republik México in den von dem Mixe-Volke bewohnten Bergen im Norden und Nordwesten von Tehuantepec Untersuchungen ausgeführt worden. Dabei bekam einer der Herren in dem Dorfe Santiago Guevea, das an der Strasse liegt, die auf dem linken Ufer des Tehuantepec-Flusses durch die Berge der Mixes und weiterhin über Laoyaga nach Tehuantepec führt, eine solche Karte zu Gesicht und hatte sogar Gelegenheit, sie — ich glaube wohl ohne, oder wider die Erlaubnis der Gueveaner — zu photographieren. Von dieser Photographie schickt mir unser Landsmann, Hr. Dr. Emil Boese, der Sektionschef im Geologischen Institute der Hauptstadt ist, eine Kopie — die in Abbildung 2 reproduziert ist — mit der Bitte, sie für die Verhandlungen der „Sociedad Cientifica Antonio Alzate“ zu beschreiben. Der Stuttgarter Kongress und eine Reise nach México hatten mich verhindert, das zu tun. Und das war gut. Denn in der Hauptstadt México sah ich zu meiner Freude im Nationalmuseum eine andere, farbige Kopie dieses Dorfbuchs, die zwar ungeschickter gezeichnet, aber in verschiedenen Punkten primitiver ist als die erste, und die ich nach einer von Hrn. Jesus Galindo y Villa neuerdings im I. Bande der Anales del Museo Nacional de México, Segunda Época veröffentlichten Autotypie in Abbildung 1 wiedergebe. Diese letztere Kopie, deren Farben ich mir im Museum der Hauptstadt México in meinem Skizzenbuche festlegen konnte,

enthält einige sehr bemerkenswerte Varianten und ist insofern vollständiger, als die erste, als sie den Hieroglyphen der in der unteren Hälfte des Blattes abgebildeten Personen überall die zapotekischen Namen zufügt. Auf diese Weise ist jetzt eine genauere Deutung der sämtlichen Einzelheiten dieses Dorfbuches möglich.

Das Original dieses Dorfbuches ist, wie auf beiden Kopien vermerkt ist, im Jahre 1540, d. h. also zur Zeit der Regierung des Vizekönigs Don Antonio de Mendoza gezeichnet worden. Die Kopie Fig. 2, die ich als Kopie B bezeichnen will, enthält in der Mitte der oberen Hälfte des Blattes die folgende Legende:

†

En el nombre de Dios Padre Dios hijo y Dios espirito Sn^to^
Miascaynitla liypa ynampa Rey de España y Mejico
Castolina uitle pel mojon
Años en 1° de Junio de 1540.

Hier sind die zweite und die dritte Zeile, die in der Hauptsache aztekischen Text enthalten, in folgender Weise zu emendieren:

In axcâ yni tlali ypâ ypampa Rey de España y Mejico
caxtolli naui tepetl mojon

Die ganze Inschrift ist darnach zu übersetzen: „Im Names Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, heute in diesem Lande, auf Veranlassung des Königs von Spanien und Mexico [sind] neunzehn Berge (Orte) als Grenzsteine [gesetzt worden]. Am ersten Juni des Jahres 1540."

Eine entsprechende Notiz enthält die Kopie Fig. 1, die ich als Kopie A bezeichne, in der Mitte zwischen der oberen und unteren Hälfte des Blattes, auf der linken Seite, wo wir die folgenden beiden Zeilen finden:

Años del mapa original 1540
ydem de esta copia 1820

Die Kopie B Fig. 2 ist ziemlich sorgfältig gezeichnet. Es ist aber sicher nicht das eigentliche Original vom Jahre 1540. Dem Stile der Darstellungen nach möchte ich das Blatt in das siebzehnte oder achtzehnte Jahrhundert setzen. Die einzelnen Lokalitäten sind ausser mit ihrem zapotekischen Namen und seiner spanischen Übersetzung noch mit einer entsprechenden mexikanischen Benennung und ausserdem mit fortlaufenden Nummern von 1—18 versehen. Eine erklärende Bemerkung in der Mitte des Blattes enthält eine Anweisung für den Leser. Sie lautet: „Para poder examinar en este Mapa con mas claridad la divicion ó linderos del Terreno de los Naturales del Pueblo de Santiago Guevea se busca el número 1° en el punto llamado en Castellano Cerro de Malacate, y alli mismo cierra la linia que circula al rededor de dho Terreno con el N° 18 parage nombrado Cerro de Chayote, con la ynteligencia de q^e^ cada punto ó parage contienen tres idiomas Mejicano, Zapoteco y traducido en Castellano." — Das A-Blatt (Fig. 1) ist, wie wir gesehen haben, direkt als Kopie bezeichnet. Es weist aber in den Darstellungen entschieden

primitivere Züge auf und steht zweifellos der Originalkarte näher. Die Benennungen sind hier nur in Zapotekisch und Spanisch gegeben. Die mexikanischen Übersetzungen der Karte B scheinen überhaupt das Werk eines mit Gelehrsamkeit prunkenden, aber wenig unterrichteten Mannes zu sein. Denn während die zapotekischen Namen im allgemeinen korrekt sind, weisen die mexikanischen Übersetzungen vielfach Entstellungen auf.

In der Mitte der oberen Hälfte des Blattes sieht man in beiden Kopien die Hieroglyphe des Ortes Guevea angegeben (Fig. 3), als tani Guebiya „Serro de Guevea“ in A bezeichnet. Der Berg, der den Körper der Hieroglyphe bildet, ist in B (Fig. 2) in einen unteren ebneren Teil zur Rechten, auf dem zwei Maispflanzen abgebildet sind, und in eine linke, steilere, obere Hälfte geteilt, die anders koloriert und augenscheinlich mit wilder Vegetation bedeckt gedacht ist. Auch in A ist auf dem Berge der Hieroglyphe von Guevea (vgl. Fig. 1 und 3) ein breites Feld

Fig. 3.

(Kopie A): *rigula Guebiya* „viejo de Guevea“, *tani Guebiya* „serro de Guevea“.

an der rechten Seite und in der Nähe der Basis durch dunklere Färbung von dem übrigen Teile des Berges unterschieden. Das eigentliche Charakteristikum der Hieroglyphe sind drei Gebilde, die auf der Spitze des Berges zu sehen sind, die in A fast das Ansehen von Pfeilspitzen haben, aber gleichmässig mit blauer Farbe gemalt sind, in B deutlich als gestielte Blätter gezeichnet sind. Unter den Ausdrücken für „Blatt, Kraut“ usw. findet man keinen, der einen Anhalt für die Erklärung des Namens Quebiya gäbe. Dagegen gibt es einen Kalendernamen, der an Quebiya anklingt, und der auf Umwegen uns auch auf den Begriff „Kraut“ führt, das ist pija, die Grundform der zapotekischen Bezeichnung des zwölften Tageszeichens, das die Mexikaner malinalli nannten, — ein Name, der eigentlich „Gedrehtes“ bedeutet, mit dem aber bestimmte Grasarten, aus denen man Seile und Säcke flocht, bezeichnet wurden. Die Form, die die zapotekische Benennung dieses Tageszeichens annimmt, wenn es sich

mit der Ziffer „eins“ verbindet, ist quicuija.[1]) Hier ist pija durch cuija ersetzt. Das ist aber die einzige der dreizehn verschiedenen Formen des zwölften Tageszeichens, in der diese Ersetzung stattgefunden hat. Nehmen wir an, dass wir auch in diesem, wie in den zwölf übrigen Fällen, pija einsetzen können, so erhalten wir quipija, und das scheint mir in der Tat den Namen Quebiya oder Guevea zu geben, der demnach auf mexikanisch mit Malinallan oder Malinaltepec übersetzt werden müsste. Als zapotekische Wurzel dieses Namens hätten wir dann pij oder chij „gedreht werden“ anzusetzen. Es kann sein, dass durch die drei Blätter, die der Zeichner auf der Spitze der Hieroglyphe angebracht hat, die Drehung hat veranschaulicht werden sollen.

Unter der Hieroglyphe Quebiya oder Guevea sind dann noch in dem Innenraum der obern Hälfte der Karte die beiden Barrios oder Ortsabteilungen angegeben, die nach der Bekehrung der Bewohner natürlich jede ihren besonderen Heiligen und ihre besondere Kirche erhalten haben und demgemäss auf der Karte A mit „yodo Santiago Guebiya Iglesia de Sant^{o} Guevea“ und „yodo Santo Domingo, Yglesia de Santo Domingo“, auf der Karte B genauer mit Santiago Guebea und Santo Domingo de Gusman de la Cruz bezeichnet sind. Über diesen Namen sieht man in A (Fig. 1) je eine Kirche abgebildet (zapotekisch „yoo-tào“ oder yoo-too „Gotteshaus“, was in den oben angegebenen Inschriften zu yodo zusammengezogen ist). In B (Fig. 2) dagegen ist das ganze Terrain vermutlich ziemlich realistisch gezeichnet. An dem nach Süden gewendeten Hange des vordern Berges sieht man Dorf und Kirche von Santiago Guebea, und in einem Talkessel am Fusse der hintern Berge Dorf und Kirche Santo Domingo Gusman de la Cruz. — Ein von Süden kommender Weg mündet auf der Karte A am Fusse der Hieroglyphe tani Guebiya, auf der Karte B am Fusse des vordern Berges, und ein anderer schmaler gewundener Weg führt dort an dem Abhange dieses Berges hinauf zum Dorfe Santiago. In A ist der grosse Weg einfach von Süden kommend gezeichnet; in B dagegen geht er von der am Fusse des Blattes rechts angegebenen Hieroglyphe der alten zapotekischen Königsstadt Zaachilla oder Teotzapotlan aus und ist anderseits oberhalb des Berges mit der Kirche von Santiago noch bis zu dem Hause geführt, das vor der Hierogloyphe Guevea gezeichnet ist, in dem man den Kaziken des Ortes sitzen sieht. Die Darstellung der Karte A ist wohl so zu verstehen, dass die Besiedelung des Ortes nicht von den im Norden gelegenen Gebieten, den Bergen der Mixe, aus erfolgt sein soll, sondern von der grossen Talebene im Süden, der Ebene des Flusses von Tehuantepec. Dort, an dem Orte Jalapa, mündet heute die von Oaxaca, d. h. also auch von Zaachilla, kommende Poststrasse, um flussabwärts weiter nach Tehuantepec zu führen. Die Darstellung der

---

1) Über die Besonderheiten der zapotekischen Tageszeichen und Tagebenennung vgl. meinen Aufsatz: „Zur mexikanischen Chronologie, mit besonderer Berücksichtigung des zapotekischen Kalenders.“ Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde.“ Band I. Berlin 1902, S. 507—554.

Karte B gibt dann noch genauer an, dass der Kazike von Guevea seinen Ursprung auf die Stadt Zaachilla, die alte, in der Mitte des Valle de Oaxaca gelegene Königsstadt, zurückführte.

Dieser Kazike des Ortes ist in A (vgl. Fig. 3) mit einer Frisur gezeichnet, die in gewisser Weise der der in der untern Hälfte des Blattes auf der linken Seite abgebildeten Krieger (vgl. unten Fig. 26, 27) entspricht, insofern als das Hinterhaupthaar kurz geschnitten erscheint, während vorn an der Stirn es höher aufragt, und eine lange Strähne an der Schläfengegend und an der Seite des Gesichtes herabhängt. Man kann vermuten, dass das alte zapotekische Haartracht ist, denn ich finde im Vokabular Juan de Córdovas angegeben: *quicha loo-qua-ni* „cabellos que dejan en la frente“; *quicha xigóce-ni* „cabellos que dejan á los lados“. — Sie steht aber im Gegensatz zu gewissen andern Angaben, denn wir lesen in demselben Vokabulare Juan de Córdobas: *quicha-yy* „trenzado de cabellos que trayan los valientes en la coronilla en la guerra que era señal de valentia“; *quicha-xoégo* „cabellos del cogote largos que traian los valientes“. — Nach der letzteren Angabe scheinen auch bei den Zapoteken die Krieger und grossen Häuptlinge das Haar auf dem Scheitel in einer grossen Strähne zusammengenommen getragen zu haben, es gerade auf dem Hinterhaupte lang getragen zu haben. Man vergleiche auch das Bild, das im Codex Vaticanus A (Nr. 3738) von einem vornehmen Zapoteken in seiner Tracht gegeben ist (Fig. 4). Die Haartracht dieser Figur sieht in der Tat der Frisur der Häuptlinge unserer Karte A sehr wenig ähnlich. Die Schwierigkeit könnte sich vielleicht heben, wenn wir annehmen, dass das lange Haar die Tracht der grossen Häuptlinge, das kurz geschorene die der jungen Krieger gewesen sei. Auch bei den Mexikanern war ja das auf dem Scheitel zusammengenommene Haar, die sogenannte „Steinpfeilerfrisur“ (*temimillotl*), das Abzeichen der *tequiuâquê*, der grossen Häuptlinge, während die gewöhnlichen Krieger das *tzotzocolueyac*, ein am Nacken lang herunterfallendes und vorn an der einen Seite hoch aufgebürstetes Haar trugen. In der Tat finden wir das *quicha xigóce-ni* also das „Haar, das man an den Seiten des Kopfes stehen liess“, an einer andern Stelle des Vokabulars Juan de Córdobas als Synonymon für *quicha xobéto* oder *quicha xipeto*, die Haartracht der unverheirateten jungen Leute, angegeben.

Fig. 4.

Vornehmer Zapoteke in seiner Tracht. Codex Vaticanus A. (Nr. 3738) fol. 60 verso (= Kingsborough 87).

Mit dieser an den Schl fen herabfallenden Haarsträhne, die in auffallender Weise an die „Peies“ der galizischen Juden und an gewisse altspanische Haartrachten erinnert, verbindet der Kazike von Guevea in der Kopie A noch einen Federschmuck, der in dem auf dem Scheitel zusammengenommenen und mit mächtigen Riemen umwickelten Haare befestigt ist.

In der Kopie B (vgl. Fig. 2) ist dieser Kazike von Guevea, gleich den in der untern Hälfte des Blattes abgebildeten Kriegern, mit einfach herabfallenden Haaren, die keine bemerkenswerte Besonderheit aufweisen, gezeichnet, und er trägt einen Kopfputz, der an den des Gottes *Xipe Totec*, „unsers Herrn des Geschundenen“, erinnert, der ja in der Tat der *Anauatl iteuc*, der „Herr des [pazifischen] Küstenlandes“ und *Tzapoteca yn uel ynteouh catca*, „der Hauptgott der Zapoteken“, gewesen sein soll.[1])

Vor diesem Kaziken von Guevea ist in beiden Kopien der Name D[n] Pedro Santiago angegeben. Ausserdem unter ihm, in der Karte A (vgl. Fig. 1) die Worte „rigula guebiya, viejo de Guevea“, in der Karte B dagegen über ihm nur das Wort „Cristiano“ (Christ). Das Wort rigula heisst in dem Dialekte des Valle de Oaxaca das, was im Juan de Córdoba und in den Dialekten der Sierra mit ticola gegeben ist, „der Alte“, d. h. das Stammhaupt, der Fürst.

Um das Bild des Ortes selbst und seines Fürsten sind nun in der obern Hälfte des Blattes in beiden Kopien achtzehn *tepetl-mojon* oder „Grenzsteinberge“ gereiht (wie sie in der Kopie B mit einem halb mexikanischen, halb spanischen Ausdrucke genannt sind), während ein neunzehnter innerhalb dieser Umfassung seine Stelle hat, gleich dem Hauptorte. Dieser neunzehnte Hügel ist wohl nicht eigentlich ein Grenzsteinberg, sondern ist dem Hauptorte Guevea gegenüberliegend zu denken. Denn er ist, mit Beziehung auf den letzteren, verkehrt gezeichnet. Über seine mutmassliche Bedeutung werde ich unten noch einiges zu sagen haben. — Die Himmelsrichtungen, nach denen diese die Grenze der Dorfmark angebenden Berge liegen, sind in beiden Kopien durch die beigeschriebenen Namen der Himmelsrichtungen — Norte, Sur, Oriente, Poniente — markiert. In der Kopie B aber ist ausserdem noch der Osten durch eine Strahlen aussendende Sonne in der Reihe der Mojones der rechten Seite, der Westen in der Reihe der Grenzberge der linken Seite durch einen Mond und zwei Sterne bezeichnet.

Nach der Art, wie in beiden Kopien diese die Umgrenzung bildenden Berge und Orte in der Zeichnung gestellt sind, muss die Zählung mit dem genau im Süden liegenden Berge, durch den oder über den die von Süden kommende Strasse geht, d. h. also bei dem zweiten Berge der Nummerierung der Karte B (vgl. Fig. 2), beginnen. Dieser Ort (Fig. 5) ist in A *quie-talaga* „piedra ancha (breiter Stein)“, in B entsprechend *dani quie laga* „cerro ó piedra ancha“ und auf mexikanisch *teltepage* genannt. Der letztere Name ist stark verderbt. Das zapotekische *quie laga* müsste ins Mexikanische übersetzt *tetl coyauac* lauten. Denn

1) Sahagun, Buch 1, Kap. 18 (Ms. Biblioteca del Palacio).

laga wird von einer breiten Öffnung (Mund, Tür, Weg) oder breiten hohlen Dingen gesagt, genau wie das mexikanische *coyauac*, während das andere mexikanische Wort für „breit", *patlauac*, das bei breiten flachen oder konvexen Dingen angewendet wird, sich mit dem zapotekischen Worte *Xeni* deckt. Der hier auf unserer Karte gezeichnete Ort ist augenscheinlich auch der „breite Stein" nicht deshalb genannt, weil er eine breite Fläche, sondern weil er eine breite Öffnung bot, durch die eben der von Süden kommende Weg hindurchgeht, wie das auch die Kopie B deutlich zeigt (vgl. Fig. 2), während in dem Bilde der Kopie A (vgl. Fig. 1 und 5) wenigstens eine breite Aushöhlung auf der Kuppe des Berges deutlich markiert ist. Das *quie-laga* ist aber in unsern Bildern ausserdem noch durch ein Blatt, das auf der Spitze des Berges angegeben ist, verdeutlicht. Und das ist in der Tat eine Verdeutlichung des Namens *quie-laga*. Denn die Zapoteken bezeichneten die Blätter von Bäumen, Maguey- und andern Pflanzen mit dem Worte *pe-laga*, offenbar, weil sie allgemein eine breite und zugleich nach der Rippe eingesenkte, d. h. konkave Fläche darstellen.

Fig. 5.

quie talaga „piedra ancha". Kopie A.

Fig. 6.

tani quie xosa
„serro de dos puntas". Kopie A.

Der zweite Grenzberg, Nr. 3 der Karte B (vgl. Fig. 2), ist in A *tani quie xosa* „serro de dos puntas (zweispitziger Berg)", in B entsprechend *dani guie xoozo* „Cerro de dos puntas" und auf mexikanisch *comaxaltepeque* genannt. Hier ist der mexikanische Name natürlich wieder verderbt. Der Schreiber hat *çomaxaltepeque* schreiben wollen und das steht für *xomaxaltepec*. Denn *xomaxaltic* bedeutet, gleich dem zapotekischen Ausdrucke *nija-xooza*, „mit gespaltenem Huf". In B ist dieser zweite Ort durch einen niedrigen Hügel mit zwei Steinhauben auf der Spitze, ähnlich dem des dreizehnten Ortes (Nr. 14 der Karte B) dargestellt. In der Kopie A (Fig. 6) viel richtiger durch einen, wie ein gespaltener Huf aussehenden zweispitzigen Berg.

Der dritte Grenzpunkt, Nr. 4 der Karte B, ist in A *tani quie goxio* „serro de rayo (Blitzberg)", in B entsprechend *dani quie gosiu* „cerro ó piedra de rayo", mexikanisch aber *nagoaltepeque* „Berg des Zauberers (*naualli*)" genannt. Das Wort *cocijo* bedeutet im Zapotekischen in der Tat den „Blitz"; *t-ace cocijo*, „es fällt der Blitz herab" = Blitzschlag. Mit *cocijo* bezeichneten die Zapoteken aber auch den Gott des Regens und

der Gewitter, den mexikanischen *Tlaloc.* Und sie benannten mit diesem Worte auch die vier Abschnitte des Tonalamatls oder Zeitraums von 260 Tagen, weil diese vier Abschnitte den vier Himmelsrichtungen koordiniert wurden, und daher unter der Herrschaft der Gottheiten der vier Himmelsrichtungen, oder des in den vier Himmelsrichtungen mächtigen Gottes, d. h. des Regengottes, stehen mussten.[1]) Es ist demnach dieses Wort für Blitz nicht etwa, wie man vermuten sollte, und wie es in andern Sprachen in der Tat der Fall ist, von einem Zeitwort, das „schlagen, treffen“ oder „leuchten“ bedeutet, abgeleitet, sondern von dem Zeitworte *cij*, „es ist Zeit für etwas“ (vgl. z. B. *ti-cij-copa* „es ist die Zeit der Kälte“; *cocij-copa* „Winter“). Eben darum dachten aber augenscheinlich die Zapoteken bei dem Worte *cocijo* in erster Linie an den dem Kalenderabschnitte präsidierenden Gott, der durch eine ganz natürliche Vermischung der Begriffe mit dem den Kalender handhabenden Priester oder dem Zauberer sich identifiziert, und darum konnte, wie es hier in unserer Kopie B geschehen ist, *tani quie cocijo* der „Berg und Stein des Blitzes“ auf mexikanisch mit *naual-tepec*, der „Berg des Zauberers“, übersetzt werden.

Fig. 7a.

tani quie goxio „cerro de rayo“. Kopie A.

Fig. 7b.

dani quie gosiu „cerro ó piedra de rayo“. Kopie B.

Interessant ist die Art, wie dieser Begriff des Blitzberges hier hieroglyphisch wiedergegeben ist. Zwar auf der Kopie B (vgl. Fig. 2 und Fig. 7b) ist in der Hauptsache nur, in sauberer Ausführung, ein mit einzelnen Büschen bestandener Berg gezeichnet, über dem eine mächtige Wolke sich ballt. In der Mitte dieser Wolke fährt in scharfer Zickzacklinie ein Blitz herunter, während an der linken Seite ein mit sich kräuselnden Gebilden besetztes, scharf umrissenes Gebilde das Wasser zu bezeichnen scheint, das gleichzeitig mit dem Blitze aus der Wolke herniederkommt — entsprechend der Phrase: *ti-àpi niça*, *tiàpi-làa* oder *tiàpi-queça-quiepàa*, *tiçoo-laa-quiepaa* „es kommt Wasser, es kommt Feuer herab; es kommt der Edelstein (d. h. das Wasser) und es kommt Feuer von

1) Juan de Córdoba, Arte del idioma Zapoteca (Morelia 1886) p. 201, 202.

oben“, — womit die Zapoteken das Blitzen zu bezeichnen pflegten. — In der Kopie A dagegen (vgl. Fig. 7a) ist über dem Berge in der Luft und von oben herabkommend ein Tier gezeichnet, in dem wir wohl, trotz der ungeschickten Zeichnung, einen Hund zu erkennen haben. Der Blitz ist also hier das vom Himmel stürzende Tier, der vom Himmel stürzende Hund. Und das ist in der Tat eine im mexikanischen und mittelamerikanischen Gebiete weit verbreitete Anschauung, auf die ich schon vor Jahren, in den ersten Berichten über die Ergebnisse meiner Studien der Maya-Handschriften, hingewiesen habe.[1]) Das Feuer war eben diesen Stämmen der scharfe Zahn des Raubtieres, insbesondere des Hundes, der in der Mehrzahl der Maya-Dialekte ja geradezu mit einem

Fig. 8.

Kan coh, der Puma, als Blitztier. Dresdener Maya-Handschrift 36a.

Fig. 9a, b.

pek, der Hund, als Blitztier. Dresdener Maya-Handschrift 39a, 40b.

Wort (*chi, tzi*), das „beissen, fressen“ bedeutet, bezeichnet wird, und dessen zapotekischer Name — *pèco* d. i. *pe-ijco*, vgl. *xi-ijco-ya* „mein Hund“ — ebenfalls mit dem Zeitworte „beissen, fressen“ (zapotekisch *ago*) wurzelhaft verwandt zu sein scheint. In den Maya-Handschriften wird der Himmel durch rechteckige Felder, die mit astronomischen Zeichen (Sonne, Stern, Morgenstern, Nacht, Tod) ausgefüllt sind, dargestellt. Und an solchem Himmelsschilde sieht man in den Maya-Handschriften bald ein mit langem Schwanze, länglichem Raubtierkopfe, über dessen Auge als Braue das Zeichen *akbal* „Nacht“ steht, und etwas verlängerten ganzen Ohren versehenes Tier herabstürzen (Fig. 8), das in jeder Hand eine Fackel trägt, und dessen Schwanzquaste ebenfalls als Fackel ausgebildet ist; bald ein durch kürzeren Kopf, kürzeren Schwanz

1) Seler, „Die Tageszeichen der aztekischen und der Maya-Handschriften und ihre Gottheiten“, Zeitschr. f. Ethnol. XX (1888); Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Band I. Berlin 1902. S. 477, 478.

und abgerissene Ohren gekennzeichnetes Tier, das einen schwarzen Fleck über dem Auge und häufig auch grosse schwarze Flecken auf dem übrigen Leibe hat (Fig. 9a, b). Das erstere Tier (Fig. 8) würde man seinem ganzen Ansehen nach für einen Puma halten müssen. Und in der Tat sieht man in der Hieroglyphengruppe darüber, in der rechten oberen Ecke, den Lautwert des Maya-Namens für den Puma (*kan coh*) in doppelter Weise durch das Tageszeichen *kan* und das Element *kan* „gelb“ zum Ausdruck gebracht, — eine Kombination, die man geradezu mit dem zapotekischen Namen des Pumas *péche-yáche* übersetzen möchte. Denn *péche* enthält als Radikal den Stamm *eche*, der der Name des vierten (und des vierzehnten) Tageszeichens ist, und *yáche* heisst „gelb“. Die untern beiden Hieroglyphen in der Gruppe Fig. 7 geben, die eine eine abbreviierte Darstellung des Kopfes des Tieres mit dem Zeichen *akbal* über dem Auge; die andere die Begriffselemente des Blitzes—Wolke, Beil und Feuer. Das andere Blitztier, mit dem schwarzen Fleck über dem Auge und den abgerissenen Ohren (Fig. 9a, b) ist durch diese Merkmale deutlich als Hund gekennzeichnet. Die Hieroglyphe des Hundes, der in der Dresdner Maya-Handschrift Blatt 7a als eilfter in einer Reihe von zwanzig Gottheiten vorkommt, sieht man denn auch in den Abbildungen 9a und 9b in den Hieroglyphengruppen an erster bzw. zweiter Stelle angegeben, in beiden Fällen kombiniert mit dem das Windkreuz enthaltenden Gewölbe, der Hieroglyphe des Himmels. In Fig. 9a ist ausserdem in der untern Reihe die Hieroglyphe *Chac*'s, des Regengottes, und die des Blitzes zu sehen. Und in Fig. 9b ist der Hund selbst mit dem das Tageszeichen *kan* enthaltenden Kopfschmucke des Maisgottes abgebildet, weil eben der Gewittersturm und der Regen die Feldfrüchte wachsen macht. Dass demnach in den Maya-Handschriften der Blitz als vom Himmel stürzendes Raubtier, und insbesondere als der vom Himmel stürzende Hund, aufgefasst wird, unterliegt gar keinem Zweifel. Diese Identifikation des die Erde spaltenden Blitzes und des Hundes ist es auch, wie ich neuerdings nachgewiesen habe[1]), die dem Hunde bei den Mexikanern die Rolle eines Eröffners der Wege ins Totenreich verschafft hat, und die die eigentümliche Figur des Gottes *Xolotl* geschaffen hat, des Hundes, der die Sonne zu den Toten geleitet, und dann in den *Nanauatzin*, den syphilitischen Gott sich wandelnd, wiederum als Sonne am Himmel emporsteigt.

Das folgende vierte Bild (Nr. 5 der Kopie B, vgl. Fig. 2) ist in der Kopie A *nisa quiego daa* „agua del rio de Petapa (Wasser des Flusses von Petapa)“ und in der Kopie B kurzweg *quego daa* „Rio de Petapa“ und mexikanisch *petlapan* genannt. Der mexikanische Name bedeutet „am Strohmattenwasser“ oder „Strohmattenfluss“. Und dasselbe besagen die zapotekischen Namen *guego daa* oder *queco taa* „Mattenfluss“, bzw. *niza quiego daa* „Wasser des Mattenflusses“. Das Bild zeigt in der Kopie B (vgl. Fig. 2) einen flachen Hügel, auf dem ein Baum wächst. Ein Streifen

1) „Das Grünsteinidol des Stuttgarter Museums“, Verhandlungen des XIV. Internationalen Amerikanisten-Kongresses. Stuttgart 1904, S. —; und „Erläuterungen zum Codex Borgia, Band I (Berlin 1904) S. 190—200.

an der linken Seite des Hügels scheint durch blaue Farbe als Wasser gekennzeichnet zu sein. In der Kopie A (Fig. 10) ist in gleicher Weise das blau gemalte, nach links fliessende Wasser und an ihm (oder an seinem Ursprunge) ein Laubbaum zu sehen. — Der Name Strohmattenwasser klingt uns etwas befremdlich. Er erklärt sich aber dadurch, dass den Mexikanern begrifflich und lautlich die Matte das „Ebene, Glänzende, Glatte" war. Wir würden sinngemäss einfach mit „am glatten Wasser" oder „glatter Fluss" übersetzen können. Der Name *Petlapan*, *Petapa* kommt daher auch an verschiedenen Punkten des mexikanisch-mittelamerikanischen Gebietes als Ortsname vor. Im Gegensatz zu den andern Hieroglyphen, in denen das Bild des Wassers als Element eintritt, ist hier das Wasser auch nicht in Ströme zerteilt, sondern mit glatter Oberfläche gezeichnet. Eine Bedeutung muss auch der Baum haben, der an dem Ursprunge des Wassers sich erhebt. Vielleicht hat man an einen besondern Baum gedacht, der das Wort *petlatl* in seinem Namen enthält, wie die beiden Bäume Namens *pepetla chiquiuitl*, die Hernandez aus *Mayanallan*, d. h. den Tierra Calientedistrikten von *Tepequacuilco* im Staate Guerrero beschreibt.

Fig. 10.

nisa quiego daa „agua del rio de Petapa"
Kopie A.

Fig. 11.

tani quie bitao „serro de Santo". Kopie A.

Das fünfte Bild (Nr. 6 der Kopie B) ist in der Kopie A *tani quie bitao* „serro de Santo (Berg des Heiligen), in der Kopie B entsprechend *dani quie bidoo* „cerro ó piedra de Santo" und auch mexikanisch *tlatochin tlepege* genannt. Das letztere Wort müssen wir natürlich erst wieder korrigieren. Wir werden wohl *tlateochiuh tepec* „Berg des Heiligen" (eigentlich „des Geweihten") zu lesen haben. Das Wort *pitáo*, wie es in dem Zapotekischen der Sierra oder *pitoo*, *bidoo*, wie es in den moderneren, mehr abgeschliffenen Dialekten des Valle lautet, bedeutet eigentlich „der Grosse" und ist die technische Bezeichnung für die Gottheit, und dann für den Gott κατ' ἐξοχήν, die Sonne. Es scheint dann aber auch weiter der dem Gott geweihte, der Heilige, der Priester damit bezeichnet worden zu sein. Wenigstens finden wir in dem Vokabulare Juan de Córdoba's *pitoo* als einen der Ausdrücke, mit denen die Worte „frayle religioso" (Angehöriger eines Mönchsordens) übersetzt werden. So ist es denn nicht weiter verwunderlich, dass in der Hieroglyphe *tani quie bitao* in beiden Kopien (vgl. Fig. 2 und 11) das *pitào* einfach durch einen Kopf mit einem

runden Hute, wie ihn die katholischen Priester trugen, zum Ausdruck gebracht wird.

Das sechste Bild (Nr. 7 der Kopie B) trägt in der Kopie A die Unterschrift *tani quie guiña* „serro de caxa“ (Kistenberg)“, in der Kopie B *dani guie guini* „cerro ó piedra de caxa“ und auf mexikanisch *petacaltepec*. Hier ist der mexikanische Name annähernd korrekt und der spanischen Übersetzung entsprechend. Denn *petlacalli* das „Mattengehäuse“ war in der Tat der technische Ausdruck für „Reisekoffer“, „Behälter“, und die korrekte Übersetzung des zapotekischen Wortes *quiña*, das im Vokabular Juan de Córdoba's die Übersetzung für „caja“ bildet. Der mit gelber Farbe gemalte, augenscheinlich aus Rohr geflochtene (als *petla-calli*) zu denkende schachtelartige Behälter ist in beiden Kopien (vgl. Fig. 2 und 12) auf der Spitze des Berges deutlich zu erkennen.

Bei dem siebenten Bilde (Nr. 8 der Kopie) besteht eine Differenz zwischen den beiden Kopien. Zwar das Bild ist (vgl. Fig. 2 und Fig. 13) annähernd das gleiche, und so auch die spanische Unterschrift, die „serro de penca“, bzw. „serro ó piedra de penca“ lautet. Aber als zapotekischen Namen gibt A *tani quie biti*, B dagegen *dani chiba beago*. Beide sind weder unter sich, noch mit der spanischen Unterschrift, noch mit der mexikanischen Übersetzung, die *samitlepege* lautet, noch schliesslich mit dem Bilde zu vereinen. Das Bild zeigt uns (vgl. Fig. 2 Nr. 8 und Fig. 13) einen Berg mit einem Holzgitter auf seiner Spitze. Die spanische Unterschrift aber bedeutet „Berg der breiten oder fleischigen Blätter (penca)“. Die mexikanische Übersetzung ist wohl *xami-tepeque*, zu lesen „Adobe-Berg“. Und von den beiden zapotekischen Namen ist der der Kopie A zweifelhaft; der der Kopie B — *tani chijba beago* — bedeutet „der oben ausgefressene oder gebissene Berg“. Ich bin zurzeit nicht imstande, diese Widersprüche zu lösen.

Fig. 12.

tani quie guiña „serro de caxa“.
Kopie A.

Fig. 13.

tani quie biti „serro de penca“.
Kopie A.

Das achte Bild (Nr. 9 der Kopie B) hat in der Kopie A die Unterschrift *tani que gohue* „serro de tinta (Berg der dunklen Färbung)“, in B *dani guie guu* „cerro de piedra azul (Berg des blauen Steins)“ und mexikanisch *sosoquilitepeque*. Den letzteren Namen müssen wir etwas genauer *xoxouhca-quili-tepec* oder besser vielleicht noch *xoxoc-quili-tepec* lesen, dann aber entspricht er genau den beiden zapotekischen Namen, die beide nur dialektische Varianten desselben Namens *tani quiecohue* „Indigoberg“ sind,

der dann wiederum annähernd genau in den beiden spanischen Übersetzungen „Tintenberg“ und „Berg und Stein der blauen Farbe“ wiedergegeben ist. In der Hieroglyphe der Kopie A (Fig. 14) ist der Name dadurch zum Ausdruck gebracht, dass der Berg, statt mit der sonst üblichen grünen Farbe, mit dunkler, violetter Farbe gemalt ist. Mit welcher Farbe der betreffende Berg in der Kopie B (vgl. Fig. 2) gemalt ist, kann ich nicht sagen, da ich das Original des betreffenden Blattes nicht gesehen habe. Man sieht hier auf dem Berge einen gemauerten Grenzstein aufragen. Und da dieser Berg derjenige zu sein scheint, der von Guevea genau nach Norden lag, so kommt man auf die Vermutung, dass die spanische und die mexikanische Übersetzung der Kopie B vielleicht doch nicht die richtigen seien, denn *cohue* oder *guu* heisst nicht bloss „Indigo“, sondern allgemeiner auch „dunkel“ oder „verdunkelnd“; *pe-cóhui* ist die dunkle erkaltete Kohle und *nocuana-cóhui* das Kraut, das das Bewusstsein verdunkelt, dessen Genuss Visionen und Halluzinationen erzeugt. So mag *tani quie cohui* vielleicht der „Berg des Dunkels“ (d. h.

Fig. 14.

tani que gohue
„serro de tinta“. Kopie A.

Fig. 15.

tani quie chohuy
„serro quemado“. Kopie A.

der Region des Dunkels, des Nordens) bedeuten. Das in der Kopie B gegebene mexikanische Wort für die Indigopflanze *xoxoc-quilitl* ist übrigens nicht der gewöhnliche Name, mit dem die Mexikaner diese Pflanze bezeichneten. Der gebräuchliche Name ist *xiuhquilitl* „blaues Kraut“; Hernandez beschreibt zwei Arten, eine schmalblättrige (*xiuhquilitl pitzauac*), aus der die besseren Indigosorten gewonnen werden, und eine breitblättrige Art (*xiuhquilitl patlauac*), die nur ein geringwertiges Produkt liefert. Es scheint demnach auch hier der mexikanische Übersetzer der Kopie B nicht gerade exakte Kenntnisse zu verraten.

Das neunte Bild (Nr. 10 der Kopie B) ist in der Kopie A *tani que chohuy* „serro quemado (verbrannter Berg)“, in der Kopie B *dani guie chuu* „cerro de piedra quemada“ und mexikanisch *tlatla tlepec* genannt. Der letztere Name ist wiederum eine nicht ganz korrekte Übersetzung. Denn *tlātlā* heisst „brennen“ (arder, quemar) und nicht „verbrennen“ (quemarse, chamuscarse), *tlātlā* würde zapotekisch mit *àaquij* oder *làa* übersetzt werden müssen. Dem zapotekischen *chohui* „verbrennen“ entspräche das mexikanische *tlachinoa*. In der Hieroglyphe (vgl. Fig. 2 Nr. 10 und Fig. 15) ist das Verbrennen oder das Verbrannte durch einen mit schwarzer Farbe gemalten Pfeiler auf der Spitze des Berges zum Ausdruck gebracht.

Das zehnte Bild (Nr. 11 der Kopie B) trägt in der Kopie A die Unterschrift *nisa qui apa* „agua de xicapestle“, in der Kopie B abweichend *niza lovaa*, aber mit der gleichen spanischen Übersetzung „agua de jica-

pesle“, und als mexikanische Übersetzung *macolatlanco.* Das in der spanischen Übersetzung erscheinende Wort *xicapestle* ist ein mexikanisches Wort, das in korrekter Form *xicalpetztli* lautet und die Bezeichnung für die grossen, flachen, bunt bemalten und glänzend (mit dem Fette der *axin* genannten Schildlaus) lackierten Kürbisschalen ist, die z. B. von den Frauen von Tehuantepec mit solcher Grazie auf dem Kopfe balanziert getragen werden, und worin sie ihre Waren zum Markte zu bringen oder ihre kleinen Einkäufe von dort nach Hause zu tragen pflegen. Dieses in der spanischen Übersetzung genannte Wort ist aber weder in dem mexikanischen Namen, der in der Kopie B gegeben ist, noch in den beiden zapotekischen Benennungen dieser Lokalität zu finden. Denn das mexikanische *xicalpetztli* wird zapotekisch wohl mit *xijca-eta-nazaa* oder *xijca-queta-nazaa* wiedergegeben werden müssen, das wir im Vokabular Juan de Córdoba's für „jicara llana pintada como de Mechoacan“ angegeben

Fig. 16.

nisa qui apa „agua de xicapestle“. Kopie A.

Fig. 17.

guigo liasa „rio de camalote“. Kopie A.

finden. In der Kopie A aber haben wir hier *quiapa*, was ich mich nicht ohne weiteres zu übersetzen getraue, und in der Kopie B *lovaa*, was „Zeichen“ oder „Muster“ bedeutet. Der in der Kopie B gegebene mexikanische Name ist offenbar stark verderbt. Für *atlanco* haben wir wohl *atlauhco* „in der Schlucht“ zu lesen; das *macul* davor weiss ich mir aber nicht zu erklären und ebensowenig zu emendieren. — Die Hieroglyphe zeigt uns in beiden Kopien (vgl. Fig. 2 und Fig. 16) den gewulsteten Umriss des *xicalpetztli*, der der Melonenform des Kürbisses, aus dem die Schale gefertigt ist, entspricht, und aus ihm hervortretend einen Wasserstrom. In der Kopie B ist diese Kürbisschale, wie es scheint, auf einem Berge gezeichnet, der von Ranken (Kürbisranken?) umsetzt ist.

Das elfte Bild (Nr. 12 der Kopie B) ist in der Kopie A *quigo liasa* „rio de camalote“, in der Kopie B *quigo yazaa* „agua de camalote“ und auf mexikanisch *ysaguatenco* genannt. Camalote oder camelote ist ein spanisches Wort, das eigentlich ein weiches Gewebe aus Kameelhaaren bezeichnet, in Mexico aber auf gewisse, durch reichliches schwammiges Mark ausgezeichnete Pánicum-arten angewendet wird. Im Staate Oaxaca und in der Tehuantepec-Gegend wird das Mark verschieden gefärbt und

zu allerhand Figürchen zerschnitten, mit denen man z. B. die Bonbonnièren auszustaffieren liebt. Im Vokabular Juan de Córdoba's wird camalote als „una yerva que comen los caballos", also als Gras, das als Pferdefutter dient, erklärt und mit *quijxi petáa*, das wir wohl mit „glattes Gras" übersetzen können, wiedergegeben. Sowohl in den mexikanischen wie in den zapotekischen Benennungen unsers eilften Bildes ist das Wort camalote durch Worte, die „Blatt" bedeuten — mexikanisch *izhuatl* und zapotekisch *yazáa* oder *liazáa* — vertreten. Die mexikanische Benennung haben wir in *yzhua-atenco* „am Ufer des Blattflusses" zu verbessern. Die Hieroglyphe zeigt in der Kopie B (Fig. 2) einen flachen Berg, auf dessen Kuppe eine Pflanze von grasartigem Ansehen, aber breiten Blättern wächst, während an der Seite des Hügels durch besondere Farbe, wie es scheint, das Wasser markiert wurde. In der Kopie A (Fig. 17) ist ein Wasserstrom und an seinem rechten (obern) Ende ein breites Grasblatt gezeichnet.

Das zwölfte Bild (Nr. 13 der Kopie B) trägt die Unterschrift *tani que beche* bzw. *dani guie beche* „cerro de leon (Berg des Púmas)", mexikanisch *ticuatepeque*, das in *tecuantepec* zu verbessern ist, denn *te-cua-ni* „der die Leute beisst" ist der mexikanische Name für „Raubtier" und insbesondere

Fig. 18.

tani que beche „serro de leon". Kopie A.

Fig. 19.

tani qui chela „piedras opuestas". Kopie A.

das „grosse Raubtier", den „Jaguar", der sonst auch *ocelotl* heisst. Das Wort *tequani* in der Bedeutung „Jaguar" ist in dem bekannten Namen der Stadt Tehuantepec enthalten, die in der Tributliste und im Codex Mendoza durch einen Berg mit einem Jaguarkopf hieroglyphisch zum Ausdruck gebracht wird. Das zapotekische Wort für „Jaguar" oder „Puma" ist *peche*, eigentlich *pe-eche* oder *pe-ache*, wie *eche* oder *ache* der dem mexikanischen *ocelotl* entsprechende zapotekische Name des vierzehnten Tageszeichens ist.[1]) Da aber *peche* noch verschiedenes andere bedeuten kann, so wird es, um den Jaguar und den Puma zu bezeichnen, in der Regel noch mit einem Attribut versehen. Man sagt *pèche-tào* das „grosse Raubtier", wenn man den Jaguar meint, und *pèche-yàche* das „gelbe Raubtier", wenn man den Puma nennen will. In den zapotekischen Namen des zwölften Grenzberges unserer Karte von Guevea ist *beche* schlechtweg, und in der spanischen Übersetzung schlechtweg „leon" gesagt. Die Hieroglyphe zeigt, in der Kopie B in sorgfältiger Ausführung,

1) Vgl. Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Band I. Berlin 1902, S. 545.

in der Kopie A (Fig. 18) in einfachen Umrissen, aber noch leidlich kenntlich, den runden Katzenkopf auf einem Berge. Er ist in der Kopie A mit gelber Farbe und ohne Flecken gemalt, soll also augenscheinlich in der Tat das „gelbe Raubtier“, den Puma, bezeichnen.

Das dreizehnte Bild (Nr. 14 der Kopie B) bietet in den Unterschriften einige Schwierigkeiten. In der Kopie A haben wir *tani qui chela* „piedras opuestas“; in der Kopie B *dani guie chiala* „piedras opuestas“ und auf mexikanisch *cosmaltepeque.* Hier sind die zapotekischen Namen wohl *tani quie chee-lao* zu lesen, was man mit „cerro de piedras opuestas“ (Berg mit den gegenübergestellten Steinen) übersetzen kann. Das *cosmaltepeque* ist aber wohl dasselbe Wort, wie der mexikanische Name des zweiten Berges (oben S. 129). Wir haben zunächst *çoxmaltepeque* zu lesen, und das steht für *çomaxaltepeque*, bzw. das korrekte *xomaxaltepec*, was mit „Berg des gespaltenen Hufes“, d. h. der Berg mit der gespaltenen Spitze, zu übersetzen ist. Das Bild der Kopie B ist klar; es entspricht genau dem zweiten Bilde und zeigt einen Berg mit zwei einander gegenüberstehenden

Fig. 20a.

nisa belole „agua de tempolcate“. Kopie A.

Fig. 20b.

niza balula „agua de tempolocatl“. Kopie B.

gemauerten Pfeilern. Unklar ist die Hieroglyphe der Kopie A (Fig. 19). Sie zeigt über den Berg gelegt etwas wie eine gedrehte Schnur, die in braunroter Farbe von dem Grün des Berges sich abhebt. Ich kann mir keine Vorstellung machen, wie das mit dem zapotekischen oder dem spanischen Namen der Lokalität in Übereinstimmung zu bringen ist.

Das vierzehnte Bild (Nr. 15 der Kopie B) trägt in A die Unterschrift *nisa belole* „agua de tempolcate“, in B die Unterschrift *niza balula* „agua de tempolocatl“ und mexikanisch *tlamasulapa.* Hier sind *tempolcate* und *tempolocatl* ungenaue Wiedergaben der mexikanischen Wörter *atepocatl* oder *atempolocotli*, die die Kaulquappen, die junge Froschbrut, bezeichnen. Eine solche Kaulquappe sehen wir auch in dem entsprechenden Bilde der Kopie B (Fig. 20b) deutlich gezeichnet, während die Kopie A (vgl. Fig. 20a) ein mehr einer Made oder einem Engerlinge ähnliches Wesen im Wasser zeichnet. *pellole* oder *pallole*, bzw. *pellole niza*, *pallole niza* heisst auch in der Tat im Zapotekischen die Kaulquappe, ein Wort, das eigentlich Kugel (*pellólo*, *pallólo*) bedeutet — ein, wie man zugeben wird, ganz passender Name für dieses Tier. Der mexikanische Name, der für dieses vierzehnte Bild in der Kopie B gegeben wird, *tlamasulapa*, ist *tamaçolapan* zu lesen und bedeutet eigentlich nicht „Kaulquabbenwasser“, sondern „Krötenwasser“.

Das fünfzehnte Bild (Nr. 16 der Kopie B) ist in A *quigo xâna-yo* „rio debajo de la tierra (unterirdischer Fluss)“, in B *niza xana yuu* „rio debajo de la tierra“ und mexikanisch *chitlatali* genannt. Die zapotekischen

Namen entsprechen der spanischen Übersetzung, nur dass in A *quigo* „Fluss", in B *niza* „Wasser" gesagt ist. Der mexikanische Name ist in *itzintlan tlalli* zu verbessern — wir werden unten sehen, dass der Schreiber der Kopie B auch in andern Worten *ch* für *tz* setzt —, und das ist dann die korrekte mexikanische Übersetzung von „debajo de la tierra" (unter der Erde). Die Hieroglyphe zeigt in beiden Kopien (vgl. Fig. 2 Nr. 16 und Fig. 21) ein Wasser, das gleich in starkem Strom unter einem überhängenden Felsen hervorkommt.

Bei dem sechzehnten Bilde (Nr. 17 der Kopie B) sind die Unterschriften wieder ganz verschieden. A hat *guigo iloxi* (das in *guigo lioxi* zu verbessern ist) „rio de arena (Sandfluss)"; B dagegen liest *dani guie gayoo* „piedra de cinco puntas (Stein der fünf Spitzen)" und mexikanisch entsprechend *macohuillitlepeque*, das in korrekter Form *macuiltepec* oder der

Fig. 21.

quigo xânayo „rio debajo de la tierra". Kopie A.

Fig. 22.

guigo iloxi „rio de orena". Kopie A.

Fig. 23.

tani qui ape „serro ó piedra de chayote". Kopie A.

Fig. 24.

tani quie bigoce „serro de malacate" Kopie A.

„Fünf-Berg" lautet. Die Hieroglyphe der Lokalität zeigt in der Kopie B auch deutlich die fünf Steine oder Spitzen nebeneinander auf einem Hügel aufragend (vgl. Fig. 2 Nr. 17), und diese fünf Spitzen sind sogar in der Hieroglyphe der Kopiė A (Fig. 22), die doch die ganz andere Unterschrift „Sandfluss" hat, zu erkennen. Umgekehrt sind in der Kopie B unter der oben angegebenen Unterschrift, in einer dritten Zeile, noch die Worte „Rio de arena" gegeben. Offenbar war diese Lokalität unter zwei Namen bekannt, von denen A den einen, B den andern bringt. *lioxi* (wie das *iloxi* der Kopie A zu verbessern ist) ist dasselbe wie *yóxi* oder *yoxe* und bedeutet Sand und *quie gayoo* „Stein der fünf".

Das siebzehnte Bild (Nr. 18 der Kopie B) ist in A *tani qui ape* „serro ó piedra de chayote", in B *dani quie yape* „cerro ó piedra de chayote", mexikanisch *chayotepeque* genannt. Das mexikanische Wort *chayotl*, das zapotekische *yape* bezeichnen die kleine, durch stachlige Rinde ausgezeichnete Kürbisart Sechium edule Sw., die in Mexico in gekochtem Zustande viel gegessen wird. Nr. 18 der Kopie B zeigt auch auf dem

Berge eine Ranke mit den stachligen Kürbissen in leidlich naturgetreuer Wiedergabe; das Bild der Kopie A (Fig. 23) ist ziemlich ungeschickt und schwer als das, was es vorstellen soll, zu erkennen.

Das achtzehnte Bild (Nr. 1 der Kopie B) zeigt einen Berg mit Spindel und Spinnwirtel (vgl. Fig. 2 und Fig. 24). Dem entsprechen die Unterschriften: in A *tani quie bigoce* „serro de malacate“, in B *dani guie biguss* „cerro de malacate“, mexikanisch *malacatepeque. Malacatl* ist das bekannte mexikanische Wort für den Spinnwirtel oder die Spindel mit dem Spinnwirtel. Das zapotekische Wort *pigóci* oder *pigóce* bezeichnet die Spindel, und *xitè pigóci* oder *xitè quij pigóci* oder *xigàa pigóci* den Spinnwirtel.

Das letzte neunzehnte Bild, das, wie oben angegeben, in der Mitte der übrigen, über oder gegenüber der Hieroglyphe des Hauptortes Guevea gezeichnet ist, ist in der Kopie B (Fig. 2) einfach als Cerro de Columna „Säulenberg“ oder „Berg der Säule“ bezeichnet. Und das Bild zeigt dementsprechend einen mit Buschvegetation bedeckten Berg, auf dessen Spitze sich eine hohe Säule, von oben zugespitzter obeliskenartiger Gestalt erhebt. Am Fusse des Berges ist noch in sauberer Ausführung ein Baum mit belaubter Krone, aus der grosse kuglige Früchte herunterhängen, gezeichnet. Ich möchte, der Gestalt der Früchte nach, die Vermutung äussern, dass das eine Ceiba (= Bombax Ceiba L., Ceiba pentandra) sein soll, der schöne breite schattengebende Baum der Tierra caliente, den die Mexikaner *pochotl*, die Maya *yax-ché* den „grünen Baum“ oder „Baum des Anfangs“, die Zapoteken *yaga-xéni* den „breiten (d. h. breitkronigen, breitschattigen) Baum“ nannten, der aber auch ihnen vielleicht, wie der *yāx ché* den Yukateken, der „Baum des Ursprungs“ war, zu dem auch die Toten zurückkehrten, der Baum des Paradieses, in dessen Schatten sie von den Mühsalen des Lebens ausruhten.[1]) In der Kopie A sind auf der Spitze dieses Berges (vgl. Fig. 25) drei oben zugespitzte Steine nebeneinander gezeichnet, und es ist eine doppelte Beischrift in zapotekischer und spanischer Sprache gegeben, die *tani quie cila* „serro de columna“ lautet. Ich bemerke, dass dieser zapotekische Name in keiner Weise eine Übersetzung des spanischen „Cerro de columna“ ist. Der Berg der Säule müsste, ins Zapotekische übersetzt, *tani quie pije* lauten. Hier haben wir aber *tani quie cilla*, und das heisst „Berg des Morgens“ oder „Berg des Anfangs, des Ursprungs“. Es ist also dieser Name des Berges eine direkte Parallele zu dem Bilde der Ceiba, die, wie ich meine, am Fusse des Berges in der Kopie B abgebildet ist.

Fig. 25.

tani quie cila „serro de columna“. Kopie A.

1) Landa, Relacion de las Cosas de Yucatan. Edid. de la Rada y Delgado p. 87.

Das bestätigt mir nun eine Vermutung, die sich mir bei der Betrachtung dieses Blattes aufdrängte, als ich mir Rechenschaft zu geben suchte, weshalb diese Grenzberge in so deutlicher Weise in eine fortlaufende Reihe geordnet sind, weshalb diese Reihe gerade achtzehn Glieder zählt, und weshalb diese fortlaufend nebeneinander gereihten Berge mit einem neunzehnten kombiniert sind, der nicht in die Reihe aufgenommen ist, sondern seine Stelle, abweichend von den andern, in der Mitte der übrigen und dem Bilde des Ortes Guevea selbst gegenüber erhalten hat. Es scheint mir nämlich nicht unmöglich, dass diese achtzehn *tepetl-mojon* nicht eigentlich, oder nicht in erster Linie, die Grenzpunkte des Territoriums des Dorfes gewesen seien, als vielmehr die Stellen, an denen an den achtzehn einander folgenden Jahresfesten in alter heidnischer Zeit Opfer gebracht wurden, der neunzehnte in der Mitte gezeichnete Berg, der Cerro de Columna, die Stelle bezeichnet habe, wo an den *nemontemi* oder fünf überschüssigen Tagen die Prognostika für das neue Jahr gestellt, bzw. vor dem Beginne einer neuen 52jährigen Periode das Feuer neu errieben, und das Gedächtnis an den Eintritt in die neue Periode durch Errichtung eines Steines festgehalten wurde, und dass desshalb dieser Berg *tani quie cilla* „Berg des Morgens“ oder „des Anfangs“ und Cerro de columna „Berg der Säule“ genannt worden sei. Dürfen wir diese Vermutung als begründet ansehen, so würde der erste der Berge, der *tani quie laga* der Platz der Feier des ersten Jahresfestes sein. Und da es wahrscheinlich ist, dass in diesem Falle der *tani quie cocijo*, der „Berg des Blitzes“ oder „des Regengottes“, dem *Etzalqualiztli* der Mexikaner, das in den Beginn der Regenzeit fällt, entsprechen würde, so müsste das Jahr bei diesen Stämmen mit dem *Uei toçoztli* der Mexikaner, d. h. ungefähr mit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche begonnen haben.

Ich gehe nun weiter zur Betrachtung der unteren Hälfte des Blattes über. Wir sehen hier in zwei Kolumnen Personen einander gegenüber sitzen. Die zur Linken haben in der Kopie A (vgl. Fig. 1 und 26a. 27a) dieselbe Haartracht, wie der Dorfhäuptling, der in dem Gemeindehause von Guevea (vgl. oben Fig. 3) abgebildet ist, und die gleiche einfache Gewandung wie dieser, die in der Hauptsache aus einer Decke besteht, deren Zipfel über der einen Schulter zusammengeknüpft sind. In der Kopie B (vgl. Fig. 26b) sind bei diesen Figuren die Haare einfach herabfallend und über der Stirn in die Höhe gebürstet gezeichnet; das Gewand ist das gleiche. In der einen wie der anderen Kopie aber sind die Füsse mit dunkler, von der Farbe des übrigen Körpers scharf sich abhebender Farbe gemalt. Man könnte an eine mokassinartige Fussbekleidung denken. Aber, abgesehen davon, dass eine solche in Mittelamerika unbekannt ist, sind in den Figuren der Kopie B (vgl. Fig. 26b) an diesen dunklen Füssen auch deutlich die weissen Nägel gezeichnet. Diese Sonderbarkeit finden wir nur bei diesen Figuren der linken Seite der unteren Blatthälfte. Weder der Kazike von Guevea in der oberen Hälfte des Blattes, noch die diesen Kriegern gegenüber, auf der rechten Seite der unteren Blatthälfte abgebildeten Könige weisen eine Spur dieser Sonderbarkeit auf. Eine Erklärung kann

ich für sie nicht geben und kann nur mutmassen, dass sie vielleicht die Wiedergabe einer besonderen metaphorischen Bezeichnung der Krieger ist.

Hinter den vier obersten dieser Krieger ist das Kriegshandwerkzeug abgebildet, — Schild und *macquauitl,* oder vielmehr eine Art Hellebarde aus einem langen Stiele bestehend, mit langem flachen, breit lanzettörmigen oberen Ende, das nach Art des *macquauitl* der Mexikaner auf

Fig. 26 a.

Die Häuptlinge, obere Hälfte. Kopie A.

Fig. 26 b.

Die Häuptlinge, obere Hälfte, und ihre Hieroglyphen. Kopie B.

beiden Seiten mit einer Schneide aus eingekitteten Obsidian- oder Feuersteinplittern versehen ist. Die Schilde sind mit Federbehang versehen, und einige zeigen auf der Fläche eine Verzierung von Federbällen oder eingesetzten (Metall-) Scheiben, die in beiden Kopien durchaus in gleicher Weise und an der gleichen Stelle gezeichnet sind.

Abweichend davon sind die Figuren der Kolumne zur Rechten in der Kopie A (vgl. Fig. 1 und 28 a. 29 a) alle, — mit Ausnahme des obersten,

der spanisch gekleidet ist — in ein langes, bis zu den Füssen fallendes Gewand roter Farbe gehüllt, das in der Mitte des Leibes durch einen Strick zusammengehalten wird. Auch am Kopfe tragen diese Figuren eine, wie eine Mitra, hoch aufragende spitze Mütze, ebenfalls roter Farbe, die mit zwei hohen, nach oben gleichfalls schmäler werdenden und an der Spitze etwas umgebogenen Seitenteilen versehen ist. Diese Seitenteile sind mit gelber Farbe gemalt und sind wohl aus Goldblech gefertigt zu denken. Kleine, scharf begrenzte viereckige Einlagen roter und blauer

Fig. 27a.

Xûana bechecha

Pisialo

Xîlacache guiebisuño

Pieezuño.

Die Häuptlinge, untere Hälfte. Kopie A.

Fig. 27b.

Hieroglyphen der Häuptlinge der untern Hälfte. Kopie B.

Farbe werden wir wohl als Andeutung von Einlagen oder Inkrustationen von edlen Steinen zu betrachten haben. In der Kopie B (Fig. 2 und 28b. 29b) sind die entsprechenden Figuren nur mit einer Schulterdecke bekleidet, die allerdings breit über den Rücken fällt, farbig und gemustert ist. Aber der Kopfschmuck ist im wesentlichen derselbe wie bei den Figuren der Kopie A. Wir haben auch hier eine (nicht ganz so hoch gezeichnete) mitraartige spitze Mütze und zwei flügelartige Seitenteile, deren unterer Teil breiter ist und zu den Seiten des Gesichts bis auf die Schulter herabreicht, während das schmälere obere Ende nach aussen etwas umge-

bogen ist. Scharfbegrenzte, viereckige, andersfarbige Einlagen lassen auch hier Einlagen von edlen Steinen oder Inkrustationen vermuten. Die Tracht der Figuren der Kopie A muss ungefähr der entsprechen, die uns Burgoa als die alte priesterliche Tracht der Zapoteken beschreibt.[1]) Nur die Farbe, die Burgoa für die Priestertracht angibt, ist eine andere. Er sagt: — „In dem grössten Teile des indianischen Gebietes gebrauchte man eine und dieselbe priesterliche Kleidung für die feierlichen Opfer, und sie bestand in einem Kleid, wie ein Messgewand (alva) aus weissem

Fig. 28a.

Die Könige von Tehuantepec. Kopie A.

Baumwollstoff und einer Mitra auf dem Kopfe aus demselben Stoffe und anderem Schmuck von Edelsteinen und Federn.“ Dass in der Tat die Tracht der Figuren auf der rechten Seite in der Kopie A eine priesterliche sein soll, wird auch durch den Umstand bestätigt, dass diese Figuren sämtlich, — und so auch die oberste Figur, die spanische Kleidung trägt, — mit einem deutlichen Kinnbarte (dem Barte *Quetzalcouatl*'s, des Priestergottes) dargestellt sind, der den Häuptlingen gegenüber, auf der linken

1) Burgoa, Segunda Parte de la Historia Geográfica Descripcion de la Parte Septentrional del Polo Arctico de la América. Mexico 1674. Tomo II, f. 282.

Seite des Blattes, durchweg fehlt. Trotzdem sind es keine Priester, die hier auf der rechten Seite des Blattes abgebildet sind, sondern es sind, in priesterlicher Tacht dargestellt, die zapotekischen Könige, wie die Namen *Cocijo eza* und *Cocijo-pij*, die zweimal unter ihnen, in der Gruppe Fig. 28 und der Gruppe Fig. 29, vorkommen, beweisen. Und weil es die Könige sind, die hier auf der rechten Seite des Blattes abgebildet sind, darum sehen wir in der Gruppe Fig. 28 dargestellt, wie man ihnen Tribut bringt. Der Zeichner der Kopie B, der den König *Cocijo eza* merkwürdigerweise *Cociyohueza Montesuma* nennt, — wo der Name des mexikanischen Königs augenscheinlich einfach als Gattungsname (vgl. Caesar und „Kaiser") gesetzt ist, — schreibt daneben: — „al Rey *Montesuma* estos son los regalos que obsequiaron los Yndios." — Der Tribut besteht aus roten gemusterten Decken, aus Schmuckfedern und aus Edelsteinen, die letzteren durch eine auf einen Riemen gezogene Perle repräsentiert; ferner aus einem auf eine Stange gebundenen Tier, das in der Kopie B (vgl. Fig. 28 b) deutlich als Jaguar gezeichnet ist, und aus einem Kruge, der vielleicht Pulque enthalten soll.

Fig. 28 b.

Cocijo-pij, König von Tehuantepec. Kopie B.

Sowohl auf der linken, wie auf der rechten Seite des Blattes sind in beiden Kopien die Namen der abgebildeten Personen durch Hieroglyphen zur Anschauung gebracht, genau in der Weise, wie wir das aus den mexikanischen Bilderschriften historischen Inhalts kennen. Die Hieroglyphen sind in beiden Kopien durchaus die gleichen, doch sind sie in der Kopie B sorgfältiger gezeichnet. Ich habe diese daher noch besonders in Vergrösserung herauszeichnen lassen und sie in Fig. 26 b, 27 b, 28 b, 29 b neben denen der Kopie A wiedergegeben. Welche Namen aber durch diese Hieroglyphen genannt sein sollen, das ist nur in der Kopie A durchgängig daneben geschrieben. Die Kopie A vervollständigt dadurch in einem wichtigen Punkte die Angaben der anderen Kopie.

Was nun zunächst die auf der linken Seite angegebenen Hieroglyphen, die die Namen der Häuptlinge geben, betrifft, so sind sie im allgemeinen verständlich und den in der Kopie A daneben geschriebenen Namen entsprechend. Nur den Schlangenkopf, der bei der dritten Figur allein, bei

der ersten in Verbindung mit dem Sonnenbilde als Hieroglyphe auftritt, kann ich aus den daneben geschriebenen Namen nicht deuten.

Die oberste Figur (vgl. Fig. 26) ist in der Kopie A *Logobicha*, d. i. *Láo copijcha* „Angesicht der Sonne" („vor der Sonne" „in der Sonne") genannt. Dem entspricht die Hieroglyphe, die eine Sonnenscheibe mit vier Strahlen, wie die Mexikaner die Sonne darzustellen pflegten, uns vorführt. Den Schlangenkopf daneben kann ich, wie gesagt, nicht deuten.

Bei der zweiten und der vierten Figur finden wir in der Kopie A denselben Namen angegeben: — *Biciyatuo' Rigula*, d. i. nach der Aussprache des Dialekts, den der P. Juan de Córdoba seiner Grammatik und seinem Vokabular zugrunde gelegt hat, *Picija-tào Ticola* „der Alte (der Häuptling), der grosse Adler". Dem entspricht die Hieroglyphe, die bei der zweiten Figur deutlich einen Adlerkopf darstellt, bei der vierten, wie es scheint, einen Adlerkopf in Verbindung mit einem Herzen. So ist es wenigstens ziemlich kenntlich in der Kopie B (vgl. Abb. 26b) gezeichnet.

Der dritte Krieger ist in der Kopie A *Xŭana nece* genannt. Das dürfen wir wohl *xoana nijci* oder *pexoana nijci* lesen, d. h. der „junge (d. h. erwachsene) Herr". Wie aber damit die Hieroglyphe, die einen Schlangenkopf darstellt, in Übereinstimmung zu bringen ist, vermag ich nicht zu sagen.

Die fünfte Figur (vgl. Abb. 27) heisst *xŭana bechecha*. Hier kann man zweifeln, wie man aufzulösen hat. Es kommt darauf an, auf welchen Silben der Ton liegt. Liest man *xŭana bechécha*, so würde das *xoana* (oder *pexoana*) *pechéche* „der Herr, das Raubtier" heissen (vgl. *nachéche*, *nachéchi* „cosa fiera", Vokabular Juan de Córdoba's). Fällt der Ton aber auf die erste Silbe, so müsste man *xŭana béche-chá*, das ist *xoana* (oder *pexoana*) *péche-cháa* „der Herr, das schöne (oder heisse) Raubtier" lesen.

Ich glaube, das erstere ist richtig. Die Hieroglyphe (vgl. Abb. 27a und 27b) zeigt einen Raubtierkopf, ein Steinmesser und Blut. Das sind die Elemente, die den Begriff „Raubtier" „reissendes Tier" geben. Hätte ich die Hieroglyphe allein vor mir, ohne die Legende, würde ich vielleicht *xoana pequeça* „der Herr Puma" lesen. Denn *queça* oder *queça quie* heisst das „Steinmesser" und *pequeça* das „Steinmessertier" (der scharfe Zähne wie Steinmesser hat), d. h. der Puma. Doch kommt das ja auf dasselbe heraus, und der in der Kopie A gegebene Name wird doch wohl auf einer wirklichen Tradition beruhen.

Die sechste Figur (die zweite in Fig. 27) heisst *Pisialo*. Hier bin ich betreffs der Übersetzung in grösserer Verlegenheit, denn auch die Hieroglyphe ist schwer zu deuten. Wir haben einen Tierkopf, der mit blauer Farbe gemalt ist, der in der Kopie A fast wie ein Hirsch aussieht, aber in der Kopie B deutlich als Schlangenkopf gezeichnet ist, und der auf dem Kopfe drei sich einrollende Gebilde hat, die auch schwer zu deuten sind. Soll man an den *Mixcouatl* der Mexikaner, die „Wolkenschlange" denken? — der Name, den die Kopie A gibt, müsste, wenn er richtig überliefert ist, etwa *picija-loo* geschrieben werden. Das könnte man mit

„Adlergesicht“ oder „Adlerauge“ übersetzen. Das ist aber eine Übersetzung, die ich mit der Hieroglyphe nicht in Übereinstimmung zu bringen weiss.

Die siebente Figur (die dritte in Fig. 27) wird in der Kopie A *Xilacache guiebisuño* genannt. Und mit dem zweiten Teile dieser Legende fast gleichlautend ist für die achte und letzte der Figuren (die vierte in Fig. 27) der Name *pieezuño* gegeben. In dem zapotekischen Dialekte, den Juan de Córdoba festgelegt hat, heisst *pizoono* die Kürbisrassel („sonajas de los Indios“), und *quie-pizoono* könnte die steinerne oder die mit Steinen gefüllte Kürbisrassel bedeuten. In der Tat zeigt die Hieroglyphe, die hinter diesen beiden letzten Figuren angegeben ist, deutlich das Bild einer Kürbisrassel. Bei der vorletzten Figur ist daneben noch ein Büschel Quetzalfedern zu sehen. Der gehört zu der Kürbisrassel, denn die Kürbisrassel dient beim Tanze, und die Federn sind der Tanzschmuck. So bleibt denn nur noch das Wort *xîlacache* zu erklären. Und das heisst eben „gelbe Schmuckfedern“ (vgl. *xilla-máni* „plumas del ave“ und *cáche*, *yáche*, *nagache* „amarillo“). Hier decken sich also der in der Kopie A gegebene Name und das hieroglyphische Bild genau.

Ich komme nun zu den Figuren an der rechten Seite, den Königen. Diese sind, wie man aus der Fig. 1 und 2 ersieht, in zwei Gruppen geordnet. Bei der oberen Gruppe (Fig. 28) ist die Hieroglyphe des Ortes *Tehuantepec* angegeben. Das sind also die Könige von *Tehuantepec*. Als solche sind nur *Cocijoeza* und *Cocijopij* genannt. Denn der Tradition nach soll erst unter *Cocijoeza*, der 1482 zur Regierung kam, *Tehuantepec* von den Zapoteken erobert worden sein. *Cocijo-pij*, der Sohn *Cocijoeza*'s und der mexikanischen Prinzessin *Coyolicaltzin* (von den Zapoteken *Pela-xilla* „Baumwollflocke“ genannt) wurde 1518 von seinem Vater als König in *Tehuantepec* eingesetzt. Er erhielt nachmalen in der Taufe den Namen Don Juan Cortes, und unter diesem Namen ist er in der Gruppe Fig. 28 oben noch einmal in spanischer Tracht auf einem Lutherstuhle sitzend dargestellt. Die Hieroglyphe *Tehuantepec* zeigt einen Berg und einen Jaguarkopf. Denn *Tehuantepec* ist eigentlich *Tequan-tepe-c* zu schreiben, und das heisst „an dem Berge (oder dem Orte) des Raubtiers“ (d. h. des Jaguars).

Die Kopie A hat nur die Legende *Tehuantepeque*. Aber in der Kopie B (Fig. 2) ist ausser diesem mexikanischen Namen des Ortes (*Tecohoantepeque*, *Tehuantepec*), der unter der Hieroglyphe steht, über der Hieroglyphe noch der zapotekische Name angegeben: *Quie beeche guizii* wörtlich „der Stein des gefährlichen (?) Raubtiers“. Über der Hieroglyphe *Tehuantepec* ist in beiden Kopien noch ein Stufenbau gezeichnet, der ein Gebäude trägt, das allerdings nur durch eine von zwei Pfeilern eingefasste Türöffnung und ein mit einer Reihe von Meerschneckengehäusen am Firste verziertes Dach zur Anschauung gebracht ist. Dieses Gebäude soll augenscheinlich den alten Tempel von *Tehuantepec* oder *Quie peche quizii* darstellen. Und dementsprechend ist auch in der Kopie B auf dem Dache das Wort „*Yglesia*“ (Kirche, d. h. Tempel) und darüber *yoo too guizii* (d. h. *yoo-tào-quicii* nach der Aussprache Juan de Córdoba's) „der Tempel des

Fig. 29a.

Peñobiya

Cosihuesa

Cosiobi

Rinicoxi chaleguesa

Yobicoxî chalachi

Sachila

Die Könige von Zaachilla. Kopie A.

Fig. 29b.

Hieroglyphen der Könige von Zaachilla. Kopie B.

Jaguars“ zu lesen. Der Schreiber, der in der Kopie A die Namen neben die Bilder gesetzt hat, hat offenbar nicht mehr gewusst, was das Bild hier bedeuten sollte, und hat einer eigenen Konjektur höchst sonderbarer Art Ausdruck gegeben, indem er über dieses Bild des alten „Tempels des Jaguars“ das spanische Wort „Picota“, d. h. Schandpfahl geschrieben hat

In der unteren der beiden Gruppen der rechten Seite (Fig. 29) ist an der Basis der Figuren die Hieroglyphe von *Zaachilla* oder *Teotzapotlan*, der alten im Valle de Oaxaca, nicht weit von der heutigen Stadt Oaxaca gelegenen zapotekischen Königsstadt, angegeben. Das müssen also die Könige von *Zaachilla* sein. Hier sind ausser *Cocijo-eza* und *Cocijo-pij* noch drei andere Fürsten genannt.

Das Bild von *Zaachilla*, wie es die Hieroglyphe uns vor Augen führt, zeigt einen Berg, der sich von einer in sechs Stufen aufsteigenden Pyramide abhebt. Nach der Tradition wäre das Tal, das *Zaachilla* umgibt, ehemals ein grosser See gewesen, für den in einigen Quellen der Name *Roa loo* angegeben wird, der nach Norden bis an den Fuss des Monte Alban und den Ort des heutigen *Oaxaca* sich erstreckt habe, und dem man erst nachträglich einen Abfluss nach Süden geschaffen habe. Inmitten dieser fruchtbaren ebenen Talfläche bezeichnet den Ort des alten *Zaachilla* eine Felsplatte, die in einer Breite von 200 Schritt eine Strecke weit hinzieht, und der verschiedene Erhöhungen aufgesetzt sind. Auf dieser felsigen Unterlage, die natürlichen Erhöhungen benutzend, haben die Alten ihre Tempel erbaut, deren Material in der Hauptsache Adobes und das lehmige Erdreich, das die Umgebung darbot, gewesen zu sein scheint. Burgoa[1]) sagt, dass diese Hügel in einer Erstreckung von über 2000 Schritt zu erkennen gewesen wären. Ein Absatz über dem anderen hätte sich über diesen Hügeln erhoben, bis zu einer Höhe von 25 – 35 Ellen. Er vergleicht diese Absätze mit grossen Brunnentrögen, in denen man das Regenwasser sammelt. Nach der Erzählung der alten Leute hätte man immer, wenn ein neuer Sieg erfochten wäre, einen neuen Absatz hinzugefügt, und es habe den Anschein, sagt Burgoa, dass diese Opferplätze eine Höhe gleich dem des Turmes von Babel erreichen wollten. — Aus dieser Beschreibung des Burgoa und insbesondere aus der Angabe, dass der Tradition nach man diese Pyramiden von *Zaachilla* nach jedem glücklichen Kriege um einen Absatz vermehrt habe, scheint hervorzugehen, dass die Stufenpyramide in der Tat zu dem Begriff des alten *Zaachilla* gehörte, und wir können es uns so erklären, dass auch in der Hieroglyphe von *Zaachilla*, wie unsere Karte von Guevea zeigt, die Stufenpyramide das wesentliche Kennzeichen bildet.

Zaachilla, vielleicht vollständiger *Zaa-chilla-yoo*, ist wohl als „Ort der Herrschaft“ „Königsstadt“ erklärt worden; denn *too-zaa*, *too-chilla* ist das „Richtmass“; *too-zaa*, *too-chijlla naca-lo* „du bist das Richtmass“, spricht man zum König. Wie *zaa-chilla* dazu kommt, „Richtung und Mass“ zu heissen, ist freilich eine andere Frage. In *zaa* ist die Grundbedeutung „gehn“; dann heisst es auch „Trübung“, „Fett“ und (das Wandernde“?

1) l. c. cap. 39, f. 197 v.

„das Dunkle“?) „die Wolke“! Und *pichijlla* ist der Fisch, aus dem die Erde gemacht ist, oder die Bergkette, oder das Krokodil. Vielleicht ist *zaa-chilla* ein Dvandva-Kompositum ähnlich dem mexikanischen *altepetl* „Gemeinde, Dorf, Stadt“, also die „Stadt“ *κατ' ἐξοχήν*. Vielleicht haben wir aber auch *zaa* als Passivum, im Sinne eines Participii Perfecti aufzufassen = „gemacht“, dann würde der Name etwa dem *tlachiualtepetl* der Mexikaner entsprechen, dem Namen, den bei den Mexikanern die Pyramide von Cholula trug, d. h. „der von Menschenhand gemachte Berg“. Diese Übersetzung würde dem wesentlichen Elemente der Hieroglyphe Rechnung tragen, das ja, wie wir gesehen haben, eine Stufenpyramide ist. In der Kopie A ist in der Hieroglyphe auf der Fläche des Berges noch eine dreilappige Figur, wie eine Art Blume gezeichnet; dafür kann ich keine Erklärung geben. — In der Kopie B ist der Ort *Zachila cachi* und in mexikanischer Übersetzung *Teochapota*, das ist *Teotzapotlan* genannt, das bedeutet: das „göttliche, wahre, echte, heilige *Tzapotlan*“, wie in der Tat die zapotekische Königsstadt von den Mexikanern genannt wurde. *Cáchi cáche* heisst „gelb“ und steht hier wohl für *pichichi cáche* das „gelbe Edelmetall“, d. h. „Gold“. Als das „goldene *Zaachilla*“, das „goldene *Tzapotlan*“ hat man wohl das *Teotzapotlan* aufgefasst, denn *teocuitlatl* heisst auf mexikanisch das „Gold“. Ich habe an anderer Stelle nachgewiesen, dass in dem Codex Borgia, der ja vermutlich an der Grenze des Zapotekenlandes entstanden ist, ein mit gelber Farbe gemaltes *cuitlatl* verwendet wird, um das *teo-atl*, das „echte, wahre, göttliche, heilige Wasser“ von dem gewöhnlichen Wasser zu unterscheiden.[1])

Was nun die Namen der Könige und ihre Hieroglyphen angeht, so muss ich zunächst darauf hinweisen, dass in beiden Gruppen, bei den Königen von *Tehuantepec*, wie bei denen von *Zaachilla*, die beiden bekannten und berühmten Könige *Cocijo-eza* und *Cocijo pij*, Vater und Sohn, gewissermassen als untrennbar, als ein Paar betrachtet sind. Da in beiden Gruppen die Hieroglyphe des Ortes (*Tehuantepec* und *Zaachilla*) an der Basis der Gruppen steht und in der oberen Gruppe der in spanische Tracht gekleidete, also letzte König an dem oberen Ende der Reihe angegeben ist, so müsste man schliessen, dass in den beiden Reihen die Könige von unten nach oben einander folgen sollen. Das ist nun aber, wenigstens in bezug auf *Cocijoeza* und *Cocijo-pij* in keiner Weise der Fall, denn in beiden Gruppen steht *Cocijoeza* (der Vater) über *Cocijo-pij* (dem Sohne und Nachfolger).

Fangen wir mit der unteren Gruppe, den Königen von *Zaachilla* an, so finden wir für die untersten beiden in der Kopie A die Namen *Yobi coxî chalachi* und *Rini coxî chaleguesa* angegeben. Die alten Zapoteken hatten besondere Namen für die Finger der rechten Hand, indem sie, am Daumen anfangend, mit den Worten *yobi* (s. *piyóbi*), *tini*, *texi*, *páyo*, *yee*

---

1) Seler, „Die holzgeschnitzte Pauke von *Malinalco* und das Zeichen *atl-tlachinolli*.“ Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band XXXIV (der dritten Folge IV. Band), Wien 1904, S. 255; und „Erläuterungen zum Codex Borgia“. Band I, Berlin 1904, S. 9.

(s. *piyee*) bezeichneten, und sie nannten dann die Finger der linken Hand entsprechend mit denselben Worten unter Zufügung von *-ie*, also *yobi-ie*, *tini-ie*, *téxi-ie*, *payo-ie*, *piyé-ie*. Diese selben Namen wandten sie auch auf die Kinder männlichen Geschlechts nach der Reihenfolge ihrer Geburt an, während für die Mädchen fünf andere Worte gebraucht wurden, die vielleicht eigentlich die Zehen des rechten Fusses bezeichneten, und aus denen dann in gleicher Weise, durch Anfügung von *-ie* Namen für das sechste bis zehnte der Kinder weiblichen Geschlechts gebildet wurden. Daraus ergibt sich, dass die beiden genannten, in der Reihe der Könige von *Zaachilla* zu unterst stehenden Namen *Yobi-coxî-chalachi* und *Rini-coxî-chaleguesa* den erst- und den zweitgeborenen Sohn bezeichnen, denn *rini* ist nur dialektische Aussprache für das *tini* Juan de Córdoba's. Da nun über diesen beiden Figuren *Cocijo-pij* folgt, und dieser, nach der Tradition der drittgeborene Sohn *Cocijoeza*'s war, so muss man, glaube ich, folgern, dass jene beiden zuerstgenannten, in der Reihe der Könige von *Zaachilla* zu unterst stehenden Namen nicht, wie man vermuten sollte, Vorgänger *Cocijo-eza*'s auf dem Throne von *Zaachilla* nennen, sondern dass sie den erstgeborenen und den zweitgeborenen Sohn *Cocijo-eza*'s bezeichnen, die sonst unter den Namen *Bitoo-paa* („Gott der Wonne“) und *Ñaa-tipa* („starken Arms“) bekannt sind. Ist das aber der Fall, so müssten wir in den Beischriften dieser beiden untersten Figuren nicht eigentlich Namen vor uns haben, als vielmehr eine Bemerkung über diese Personen. Und das scheint in der Tat hier vorzuliegen, denn *yobi coxij chaa-lachi* kann direkt übersetzt werden „der älteste Sohn zog sich Verdacht zu“. Von der zweiten Beischrift kann ich allerdings nur die ersten beiden Worte übersetzen *Rini coxij* „der zweite nahm (erhielt) . . .“. Aber man sieht, dass diese Beischrift ähnlichen Inhalts gewesen sein kann, wie die der ersten Figur. Und es würden dann diese beiden Bemerkungen besagen, dass bei der Nominierung für den Thron die beiden ältesten Söhne *Cocijoeza*'s übergangen wurden, und erst der dritte, *Cocijopij*, von dem Vater für würdig erachtet wurde, das Herrscheramt zu übernehmen.

Wie sind aber bei dieser Annahme die Hieroglyphen zu deuten. Ich meine, dann müssten die Hieroglyphen nicht dem Wortlaut der Beischrift sondern dem wirklichen Namen der beiden Personen entsprechen. Der älteste Sohn *Cocijoeza*'s hiess *Bitoo-paa* („Gott der Wonne“). Die Hieroglyphe ist der Schlangenkopf, den wir schon in den Hieroglyphen des ersten und des dritten Kriegers (Fig. 26) getroffen haben, und den ich dort nicht zu deuten wusste. Wie, wenn die Schlange, die den Zapoteken als ein besonders unheimliches, zauberkräftiges Wesen erschien, — denn sie hielten sie für das erste und vornehmste der Erscheinungen, die für den Menschen ein *pijci* war, etwas Unheilvolles bedeutete, — in diesen Hieroglyphen einfach als Ausdruck des *bitoo* oder *pitáo*, d. h. der Gottheit, stände? Dann hätte sie bei dem ersten der Krieger (Fig. 26), dem *Lo gobicha* „Antlitz der Sonne“, mit vollkommenem Rechte ihren Platz, denn die Sonne war ja den Zapoteken der *pitáo*, den Mexikanern der *teotl*, d. h. der „Gott“ κατ' ἐξοχήν. Und bei dem dritten Krieger (Fig. 26), der

Xûana nece, d. i. *xoana nijci* „der junge Herr“ heisst, könnten wir die Schlange als Veranschaulichung des *xoana* „Herr“ deuten, und dieses *xoana nijci* geradezu als „der junge Gott“ oder mexikanisch *Telpochtli* (d. i. *Tezcatlipoca*) übersetzen. Man wird mir zugeben, dass dies Konjekturen sind, die man wohl in Erwägung ziehen kann.

Schwieriger ist allerdings die Hieroglyphe, die bei der zweituntersten Figur (Fig. 29) steht, zu verstehen. Es ist augenscheinlich ein Reptil- oder Krokodilkopf nach Art des mexikanischen *cipactli*. Diese Hieroglyphe müsste, meiner Ansicht nach, *Ñaa-tipa*, dem „Starkarmigen“, dem zweiten Sohne *Cocijoeza*'s entsprechen. Das könnte sie allenfalls, wenn man sich vorstellt, dass das Krokodil oder das *cipactli* (der Fisch, aus dem die Erde gemacht wurde), als Sinnbild der Stärke betrachtet wurde.

Auf diese beiden untersten Figuren folgen nun in der Reihe der Könige von *Zaachilla* (Fig. 29) *Cociopij* und *Cocijoeza*, die beiden letzten der zapotekischen Könige, Sohn und Vater, die noch bis lange in die spanische Zeit gelebt haben, und deren wohlbekannte Namen und das, was man von ihnen erzählt, eigentlich das einzige darstellen, was man die alte zapotekische Geschichte nennen kann. *Cocijoeza* (der Vater) regierte in dem Stammland, in *Zaachilla*, und starb 1529. *Cocijopij* wurde von dem Vater in *Tehuantepec* als König eingesetzt. Er erhielt in der Taufe den Namen Don Juan Cortes und wird von den Mönchen als freigebiger und freundlicher Fürst gerühmt, was sie aber nicht abhielt, ihn wegen heimlichen Götzendienstes zur Verantwortung zu ziehen. Verurteilt und seiner Würden beraubt, starb er 1563, auf der Rückkehr von Mexiko, in dem Dorfe *Nexapa*.

Tehuantepec war nur eine Sekundogenitur von *Zaachilla*, darum sehen wir sowohl in der *Zaachilla*- (Fig. 29) wie in der *Tehuantepec*-Gruppe (Fig. 28) die beiden Könige *Cocijoeza* und *Cocijo-pij* angegeben. Merkwürdigerweise sind aber die Hieroglyphen der beiden Könige in den beiden Gruppen verschieden. Sie entsprechen indes, so meine ich, in beiden Fällen der Bedeutung der Namen. Die beiden Namen enthalten das Wort *cocijo*, das den „Blitz“ und den „Regengott“ bezeichnet (vgl. oben S. 129). In dem Namen *Cocijoeza*'s ist dieses Wort mit dem Worte *ezaa* (kommen) oder *huezaa* (der Schöpfer) verbunden. In dem Namen *Cocijo-pij*'s mit dem Worte *pee*, *pij* „Wind“. Wir können es darnach verstehen, dass in der unteren Gruppe (Fig. 29) die beiden Könige mit derselben Hieroglyphe, einem Wassergefäss (das hier den Regen veranschaulicht), bezeichnet sind. In der oberen Gruppe ist bei *Cocijo-pij* eine Art Vogel oder Federn weisser Farbe angegeben; das könnte Bezeichnung für Wind sein. Bei *Cojcijoeza* sieht man eine flammenartig geteilte Figur roter Farbe, das muss dann wohl der Blitz sein.

Es bleibt dann in der unteren Gruppe (Fig. 29) noch die oberste Figur, bei der in unserer Kopie A der Name *Peñobiya* angegeben ist. Das ist ein Kalendername und entspricht dem mexikanischen (12) *malinalli*. Es ist eine besondere Eigentümlichkeit des zapotekischen Kalenders, auf

die ich zuerst 1891 in meinem Aufsatze „Zur mexikanischen Chronologie“[1]) aufmerksam gemacht habe, dass die Worte, die der zapotekische Ausdruck für die zwanzig Tageszeichen der Mexikaner sind (denen sie im allgemeinen entsprechen), mit einer Vorsilbe verbunden werden, die je nach der Zahl, die vor das Zeichen zu stehen kommt, wechselt, aber für dieselbe Zahl dieselbe ist, welches der zwanzig Zeichen auch mit der Zahl verbunden sein mag. So ist das Datum „eins Hirsch“ (mexikanisch *ce maçatl*) auf zapotekisch *chaga quia-china*, wo *chaga* „eins“ bedeutet, *china* „Hirsch“ und *quia* ist die Vorsilbe, die der Zahl „eins“ entspricht. In derselben Weise heisst „eins Krokodil“ (mexikanisch *ce cipactli*) im zapotekischen *chaga-quia-chijlla*; „eins Wasser“ (mexikanisch *ce atl*) zapotekisch *chaga quia-niça*. Mit der Ziffer *chij* „zehn“ verbunden, lauten dieselben Zeichen *chij pilla-china*, *chij-pilla-chilla*, wo also statt der Vorsilbe *quia-* eine andere Vorsilbe *pilla* eintritt. In dem Namen *Peño-biya* ist das zwölfte Tageszeichen enthalten, zapotekisch *pija* oder *cuija*, das dem mexikanischen *malinalli* entspricht und „das Gedrehte“ bedeutet. „Eins Gedrehtes“ heisst *chaga-quia-cuija*; „zehn Gedrehtes“ *chij pilla-pija*. Die Silbe *piño* (*piña*, *piñe*) ist nun das Determinativ für Verbindungen mit der Zahl „zwölf“. So heisst „zwölf Hirsch“ *chij bitopa piño-china*; „zwölf Krokodil“ *chij-bi-topa piño-chijlla*; und „zwölf Gedrehtes“ *chij bi-topa piño-pija*. Und dieses *piño-pija* ist offenbar die Juan de Córdobasche Aussprache des oben genannten *Peñobiya* und bedeutet an sich, auch ohne die besondere Hinzufügung der Zahl „zwölf“, das Datum „zwölf Gedrehtes“, weil die Vorsilbe *piño* nur dann an das Tageszeichen tritt, wenn dieses mit der Ziffer „zwölf“ verbunden sein soll.

Wer ist nun dieser *Peñobiya* oder *Piñopija*, der Fürst „zwölf Gedrehtes“ (*matlactli omome malinalli*)? Er entspricht in der Reihe der *Zaachilla*-Fürsten dem Don Juan Cortes, d. h. dem in spanischer Zeit in *Tehuantepec* regierenden *Cocijopij*. Wir können daher vermuten, dass es der erste der indianischen Gouverneure war, der nach dem im Jahre 1529 erfolgten Tode *Cocijoeza*'s von den Spaniern noch als eine Art Fürst in *Zaachilla* anerkannt wurde. Das soll ein gewisser, mit spanischem Namen Don Juan de Agnilar genannter Mann gewesen sein, der Sohn des Fürsten *Ocoñana*, der in dem mixtekischen Orte *Tillantongo* gebot. Bei den Mixteken war es in der Tat Sitte, die Kinder nach dem Tage der Geburt zu benennen. Die mixtekischen Fürsten, die im Torquemada und anderen Quellen bei der Erzählung der Kriege, die die Mexikaner in der Mixteca führten, genannt werden, haben fast alle in dieser Weise gebildete Kalendernamen. Es mag also sein, dass *Peñobiya* der Don Juan de Aguilar war. Ich habe allerdings in den mir zugänglichen Quellen noch keine Angabe gefunden, die diese Identifikation bestätigt.

Es bleiben nun noch die in Reihen geordneten Figuren zu besprechen, die hinter den Königen sowohl der unteren (Fig. 29), wie der oberen Gruppe (Fig. 28) angegeben sind. Schon die Reihenordnung beweist, dass es

---

1) Zeitschrift für Ethnologie XXIII und Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde, Berlin 1902, p. 507 ff.

sich bei ihnen um gezählte Dinge handeln muss. Und in der Tat sehen wir überall am Anfange der Reihen diese (mit blauer Farbe gemalten) Figuren mit bekannten mexikanischen Zahlhieroglyphen verbunden, mit dem Fähnlein, das *tecpantli* zu lesen ist und „zwanzig“ bedeutet. Wir haben darnach überall am Anfange der Reihen 2 × 20 oder 40 angegeben, und müssen dann die in der Reihe folgenden wohl als Einer zählen. So erhalten wir von unten nach oben fortschreitend, die folgenden Zahlen:

Yobi coxi chalachi	53
Rini goxi chaleguesa	53
Cosiobi	53
Cosihueza	53
Peñobiya	50
Cosiobi	53
Cosihuesa	56 (Kopie A), 55 (Kopie B)
Don Juan Cortes	50.

Was bedeuten nun diese Figuren und diese Zahlen? Da sie hinter den Personen, und nicht z. B. bei den Tributgegenständen, stehen, die in der oberen Gruppe vor den Königen niedergelegt werden, so ist es klar, dass diese Statistik sich auf etwas bezieht, das mit den Personen der hier abgebildeten Könige in Verbindung steht. Die blaue Farbe, mit der sie gemalt sind, erweckt von vornherein die Vermutung, dass damit Jahre gemeint sein sollen. Wenigstens wo es sich um mexikanische Bilderschriften handelt, da die Mexikaner für „Türkis“, „Gras“, „Komet“ und „Jahr“ dasselbe Wort hatten und deshalb als Hieroglyphe für Jahr eine mit blauer Farbe und mit Mosaikmuster gemalte Scheibe zu verwenden pflegten, der sie häufig noch haar- oder buschartige Verlängerungen hinzusetzten, wohl im Gedanken an das „Gras“ oder den „Kometen“, deren Benennungen ja lautlich ebenfalls mit dem Worte für „Jahr“ übereinstimmten. Hier haben wir es nun allerdings mit einer zapotekischen Bilderschrift zu tun. Aber wie in dieser zapotekischen Bilderschrift das Fähnchen, das ein Ausdruck für das mexikanische Wort für „zwanzig“ ist, Verwendung fand, so hätten wir uns, meine ich, nicht weiter zu verwundern, wenn wir hier auch dem mexikanischen Zeichen für „Jahr“ begegneten. Eine andere Schwierigkeit aber liegt darin, dass, wenn wir diese Figuren und diese Zahlen als Jahre auf die verschiedenen hier abgebildeten Personen beziehen, dann in höchst schematischer und unwirklicher Weise die Lebens- oder Regierungsjahre dieser Könige angegeben sein müssten. Denn wie wir gesehen haben, ist die Summe der Jahre für fast alle die gleiche, nur für *Cocijoeza* eine etwas grössere und für die beiden letzten, die in spanischer Zeit regierten, etwas kleiner. Aber gerade die Art dieser schematischen Angabe spricht wieder für die Richtigkeit der Annahme, dass diese Figuren und Zahlen Jahre bedeuten, denn die Zahl 53 ist gerade eine Periode und ein Jahr. Das könnte also gewissermassen eine Parallele zu den 99 Jahren sein, die bei uns bei Pachtverträgen und dergl. beliebt sind.

Ich komme zum Schluss. Die Bilderschrift von Guevea, deren Einzelheiten ich mich nach besten Kräften bemüht habe klarzulegen, enthielt, wie wir sahen, in der oberen Hälfte ein Bild bzw. die Hieroglyphe des Ortes und Bilder von neunzehn Punkten des Umkreises, die angeblich die Grenzen des Territoriums bezeichnen, aber vielleicht noch andere, aus heidnischer Zeit ihnen überkommene Bedeutung haben. In der unteren Hälfte sind, wie es scheint, das Volk oder die Vornehmen, die Krieger des Ortes, dargestellt, den Königen des Landes Tribut bringend, die ihnen gegenüber auf der rechten Seite der unteren Hälfte des Blattes abgebildet sind. Als diese Könige des Landes scheinen aber einzig der grosse König *Cocijoeza* und seine Söhne und Nachfolger, unter ihnen vor allem *Cocijopij*, der König von *Tehuantepec* genannt zu sein. Genau die gleiche Anordnung und auch wohl ähnliche Einzelheiten zeigte, wie ich mich genau erinnere, die Karte, die ich an einem Januarabend des Jahres 1896 in dem Dorfe *Huilotepec* bei *Tehuantepec* gesehen habe. Vor allem erinnere ich mich noch deutlich der Namen und der Gestalten der beiden Könige *Cocijoeza* und *Cocijopij* in ihrer eigentümlichen Tracht, mit der spitzen Mitra auf dem Kopfe. Ich habe sie damals unmittelbar nachher aus dem Gedächtnis gezeichnet und habe von dieser Zeichnung später einmal, bei Gelegenheit der Erörterung der Tracht des Gottes *Xipe*, Gebrauch gemacht[1]) (wobei ich in der Zeichnung allerdings die flügelartigen Seitenteile nicht ganz richtig wiedergegeben habe). Diese Übereinstimmung kann auf Zufälligkeit beruhen, z. B. dass derselbe Künstler oder Bilderschriftkundige von den leitenden Personen der beiden Dörfer *Guevea* und *Huilotepec* für diese Entwürfe in Anspruch genommen worden ist. Wahrscheinlicher ist mir, dass die Übereinstimmung darauf beruht, dass diese in dem Beginne der vizeköniglichen Zeit gezeichneten Blätter nur die Wiedergabe einer gleichartigen, noch aus altheidnischer Zeit stammenden Tradition sind, und das gibt ihnen einen gewissen wirklichen Quellenwert.

---

1) Seler, „Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde", Band II, Berlin 1904, S. 466.

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 20. Januar 1906.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Der Vorsitzende spricht der Versammlung im Namen des Vorstandes die herzlichsten Glückwünsche zur Jahreswende aus und meldet als neue Mitglieder an:

1. Hrn. Fabrikant Hermann Heidrich in Berlin.
2. „ Dr. Kupka in Stendal.
3. „ Geheimen Kommerzienrat Freiherrn von Asche in Bad Harzburg.
4. „ Stabsarzt Dr. Proehl in Berlin.
5. „ stud. phil. Bernhard Köhler in Berlin.
6. „ Zahnarzt Stumpf in Berlin.
7. „ Apotheker Lüders in Blankenburg i. Harz.

(2) Es erfolgt statutengemäss auf Grund einer durch den Vorstand aufgestellten Vorschlagsliste die

Wahl der Ausschuss-Mitglieder für 1906.

Die Majorität der eingesammelten Stimmzettel fällt auf die Herren Baessler, Ehrenreich, Friedel, v. Kaufmann, v. Luschan, Minden, F. W. K. Müller, Staudinger und C Strauch. — Nach der Konstituierung des Ausschusses wird Hr. v. Kaufmann wieder zum Obmann gewählt.

(3) Hr. Geh. Bergrat Professor Berendt hat vor kurzem seinen 70. Geburtstag in grösster Frische gefeiert; wir sprechen dem verdienten Geologen nachträglich im Namen der Gesellschaft die wärmsten Glückwünsche dazu aus

Unser verehrtes Mitglied Hr. Geh. Sanitätsrat Professor Dr. Grempler in Breslau begeht in den nächsten Tagen seinen 80. Geburtstag; der Vorstand hat ihm die besten Wünsche in einer tabula gratulatoria übersandt.

(4) Die argentinische Regierung hat an der Universität in Buenos Aires einen Lehrstuhl für Anthropologie geschaffen und zu unsrer grossen Freude unser Mitglied Hrn. Lehmann-Nitsche auf denselben berufen.

(5) Hr. Klaatsch schreibt uns vom 4. November 1905 aus Roehurre (?): „Seit einem Monat weile ich in Westaustralien und studiere die noch reichlich vorhandenen Eingeborenen im Nordwestgebiet, das anthropologisch bisher unberührt war. Das Klima ist schauderhaft, die meisten Gegenden sind trostlos öde, fast ohne Bäume und Wasser, die weisse Bevölkerung spärlich. Queensland ist ein Paradies verglichen mit Nordwestaustralien.“

Mittlerweile ist uns von Hrn. Clotten die Nachricht zugegangen, dass der Forscher bereits auf Java angekommen ist und dass alle Briefe an ihn für die nächsten Monate nach Singapore, German Consulate, zu adressieren sind.

(6) Hr. Walter Lehmann schickt uns über seinen Aufenthalt in Paris vom 17. d. M. den folgenden Bericht:

„Am 9. Januar hielt ich hier in der Société des Américanistes einen Vortrag über altmexikanische Mosaiken. Ich denke über diesen Gegenstand in einer der nächsten Sitzungen unserer Gesellschaft kurz etwas vorzutragen an der Hand von Photographien noch unpublizierter, aber höchst wichtiger und merkwürdiger Stücke.

Prof. Hamy zeigte in derselben Sitzung am 9. Januar eine wundervolle grössere Steinskulptur (aus grünem polierten Stein) vor, die ein gebärendes Weib, mit dem Kind in der Vulva, äusserst realistisch und lebenswahr darstellt; das ganz hervorragend schöne Stück gehört einem Pariser Arzt, der es von einem passionierten Sammler bearbeiteter Steine erhielt.

Im Musée des Trocadéro hatten die Herren Hamy und Hébert die Liebenswürdigkeit mich herumzuführen. Was Amerika anlangt, so ist dies entschieden am besten von allen Erdteilen vertreten. Die einzelnen Prachtstücke vorzüglich aus den Sammlungen Pinarts und Charnays sind durch die grosse Publikation Hamys bekannt, so dass ich nicht davon zu sprechen brauche. Viel neues ist anscheinend in den letzten Jahren nicht hinzugekommen. Von besonderem Interesse waren für meine Spezialstudien eine Reihe hervorragend schöner und seltener Stücke der einsam gelegenen Osterinsel. Es sind fünf Steinidole, zum Teil in ganzer Menschenfigur, zum Teil nur Köpfe mit jenen für die Osterinsel so charakteristischen Zügen. Weiter sah ich eine Reihe von Holzidolen, die vermutlich beim Tanzen in der Hand getragen werden; es sind einzelne menschliche Figuren mit Andeutung anatomischer Details, höchst kunstvoll aus bräunlichem Toromiroholz geschnitzt und von groteskem Gesichtsausdruck. Einzelne grössere Stücke sind aus späterer Zeit und stechen als minderwertig durchaus von den guten alten Stücken ab. Ein Unikum ist eine Holzfigur mittlerer Grösse mit ornamentalen Figuren auf dem Kopf, die ausserdem eine Perrücke von Haarzöpfen trägt und um den Hals zwei Reihen Muschelschalenketten. Hierzu kommt noch ein Idol in Form einer Eidechse und eine Brustplatte mit menschlichen halbmondförmigen Köpfen an den Enden, die durch ein Bartzwickel am Kinn

ausgezeichnet sind. Auch ein Gipsabguss einer der früher in Picpus vorhanden gewesenen Hieroglyphentafeln, die der Bischof von Asisi (Tepano Jaussen) besessen, ist vorhanden; doch ist es mir unbekannt, wohin die unschätzbaren Originale gekommen sein mögen.

Hr. Erik Boman hatte die grosse Liebenswürdigkeit, mir die Resultate seiner Expedition in das Calchaquigebiet an der Hand seiner schönen Sammlungen zu demonstrieren, was mir nach Bearbeitung der Sammlung Zavaleta in Dahlem besonders wichtig war. Der peruanische Einfluss ist unverkennbar und von erstaunlicher Ausdehnung. Auch der „Tiahuanaco-Stil“ macht sich neben dem „Cuzco-Stil“ an prächtigen Stücken, oft mit dem Pumakopfmotiv, bemerkbar. Daneben sind neue, noch unbekannte Stilarten zu unterscheiden. Auch die so typischen und einzigartigen „Urnas funerarias“ weisen neue Formen auf. Tatsache ist, dass sie alle für Fötus und ausschliesslich kleinste Kinder gedient haben. Es muss also hier wohl ein ausgebildeter Kinderopferdienst bestanden haben, der vielleicht mit einigen Angaben Garcilaso de la Vegas über Kinderopfer in Peru in Zusammenhang zu bringen ist. Nach Betrachtung dieser Sammlung erscheint die Zavaletasche als ausserordentlich reich, mannigfaltig und schön. Bomans Verdienst ist aber besonders die peinlich genaue lokale Fixierung und der darauf basierte Versuch, die Calchaquikultur räumlich von Bolivianischen Kulturen abzugrenzen.

Meine Hauptaufgabe freilich ist eine ganz andere; sie ist den unvergleichlich wichtigen Handschriften der Sammlung Aubin-Goupil in der Bibliothèque Nationale gewidmet. Zunächst kopiere ich eine Reihe von mexikanischen Bilderhandschriften. Dazu kommt die Redaktion der so äusserst wichtigen Anales de Quauhtitlan, deren mexikanischer Text in der Publikation Chaveros leider oft so verdorben ist, dass eine Übersetzung vieler Stellen bisher einfach unmöglich war. Ich bearbeite den ganzen Text neu nach einem alten Manuskript von der Hand Leon y Gamas. Weiter habe ich ein nicht umfangreiches, aber sehr wichtiges Ms. kopiert, das in mexikanischer Sprache die Geburt der Sonne nach den vier Weltaltern und die Sage des kleinen Syphilitikers Nanauatzin behandelt, ein Ms., das ich mit Übersetzung alsbald herauszugeben gedenke.

Ich erwähne noch eine Version des „Popol Vuh“ in spanischer Sprache sich anschliessend an die von Scherzer herausgegebene Übersetzung des Quiche-Textes vom Pater Ximenez.

Ich beabsichtige, noch eine Reihe wichtiger mexikanischer Annalen und Chroniken zu kopieren oder auszuziehen und so einen Teil der reichen, bisher gar nicht bearbeiteten Schätze der Bibl. Nat. für Berlin zu sichern.

Der Herzog von Loubat hat an diesen meinen Arbeiten nicht nur das grösste persönliche Interesse, er hat auch durch edle Freigebigkeit meinen ursprünglich nur auf drei Wochen bemessenen Aufenthalt noch um einen Monat verlängert, so dass ich in der angenehmen Lage bin, mit grösserer Musse noch viele Manuskripte zu prüfen.

(7) Von Hrn. Emil Bächler, Konservator am Museum zu St. Gallen, geht uns vom 3. d. M. durch Hrn. Waldeyer die folgende wichtige Mitteilung zu:

„Ich habe mit Hrn. Otto Köberle seit einem Jahre (mit Unterbrechung) in der durch Scheffels „Ekkehard“ berühmt gewordenen Wildkirchlihöhle im Säntisgebirge (Kt. Appenzell i. Rhoden) Ausgrabungen veranstaltet, die eine enorme Menge Knochen von Ursus spelaeus und mehrere Zähne von Felis spelaea zutage förderten. Daneben haben wir bis dato (die Ausgrabungen sind erst zu einem Fünftel gediehen) etwa 350 Stück Steinwerkzeuge von altpaläolithischem, sogenanntem Le Moustier-Typus in unverkennbarer und schönster Ausführung gefunden. Der Fund ist bis dato einzig in der Schweiz. Die Höhle liegt **1477** *m* hoch! ist also die höchste Le Mousterienstation in Europa. Die ganze Sache ist ausserordentlich interessant. Das Gestein der Höhle ist Cretacien (= Schrattenkalk), das Material für die Werkzeuge stammt von unten herauf, wohl 350 *m* tiefer liegt nämlich Nagelfluh (Tertiär), welche ähnliche Gesteine in sich birgt. Gletscherwirkungen sind ausgeschlossen.

Nachdem ich vor einigen Tagen zwei Gelehrte zu den Profilen zugelassen, besteht vielleicht Gefahr, dass ich der Priorität beraubt werde. Ich bitte Sie deshalb höflich, Mitteilungen von anderer als meiner Seite nicht zu berücksichtigen. Ich werde Ihnen binnen 8 Tagen authentischen Bericht verschaffen für Ihre Zeitschrift.“

(8) Am 17. d. M. hatte die Gesellschaft der Schaustellung: „Abessinisches Dorf“, welche von Hrn. Porfi hier in Castans Panoptikum veranstaltet worden, einen Besuch abgestattet und mit grossem Interesse die afrikanischen Gäste, Männer, Frauen und Kinder, ihre primitiven gewerblichen Verrichtungen, ihre Tänze und Kriegsübungen, in Augenschein genommen.

Eine Frau aus dieser zahlreichen Gruppe war in der Charité von einem Mädchen entbunden worden. Der Vorsitzende sah dieses Kind am vierten Tage nach der Geburt und fand seine Hautfarbe schon ebenso schwarzgrau wie die der Mutter — nur die vola und planta waren noch dunkelrot, während diese Stellen bei der Mutter zwar heller als die anderen Körperteile waren, aber doch einen schwärzlichen Grundton zeigten. Besonders intensiv schwarzgrau war bei dem Kinde die Glutäalgegend gefärbt. Nach Aussage der Hebamme zeigte das Kind gleich nach der Geburt die beschriebene Färbung.

Auf Wunsch des Vorsitzenden äussert sich nun

Hr. v. Luschan über

die ethnologische Stellung dieser „Abessinier“.

Nur dem Zwange gehorchend, nicht dem eignen Triebe, tatsächlich nur, um dem Wunsche des Hrn. Vorsitzenden nachzukommen, will ich hier einige Worte über diese „Abessinier“ sagen. Ich war leider verhindert gewesen, zusammen mit den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft ins Panoptikum zu gehen und ich weiss daher nicht, was man Ihnen da über die wahre Herkunft der Leute gesagt hat, aber ich war vorher da

gewesen und kann wohl gestehen, dass ich die schönen Typen lebhaft bewundert habe.

Leider konnte ich genaues über die Herkunft der einzelnen Individuen nicht erfahren; jeder Versuch, mich direkt über sie zu orientieren, wurde mit einem hartnäckigen „not allowed“ beantwortet; im wesentlichen handelt es sich nicht um „Abessinier“ in unserem Sinne, sondern um Galla und Somâl; aber auch einige ostsudanesische Neger und einige Ägypter sind bei der Gesellschaft, vielleicht auch ein Inder.

Ich sehe soeben, dass Hr. Oscar Neumann anwesend ist, vielleicht hat dieser ausgezeichnete Kenner von Nordostafrika die Güte, uns etwas über seine Auffassung der Leute mitzuteilen. Ich meinerseits bitte nur noch bemerken zu dürfen, was wohl den meisten von Ihnen bereits selbst aufgefallen sein dürfte, dass nämlich unter den Galla, vielleicht auch unter den Somâl, wenn wirklich solche bei der Truppe sind, sich mehrere mit ganz merkwürdig altägyptischem Typus finden. Ich habe schon seit langer Zeit die Vorstellung gehabt, dass der hamitischen Sprachengruppe eine hamitische Völkergruppe in sehr viel höherem Masse entspricht, als dies z. B. noch Robert Hartmann wahrhaben wollte. Tatsächlich setzt mich die Ähnlichkeit einzelner Galla mit alten und neuen Ägyptern immer wieder von neuem in Erstaunen und auch bei der jetzt hier gezeigten Truppe finden sich mehrere Individuen, die mir vollkommen den Eindruck von lebend gewordenen alten Ägyptern machen.

Das wissenschaftliche Interesse, das wir an diesen Leuten haben sollten, ist aber zweifellos sehr gross. Um so bedauerlicher erscheint es mir, dass wir uns auf eine ganz oberflächliche Besichtigung beschränken müssen; es scheint nicht möglich zu sein, die Leute zu messen oder auch nur nach wissenschaftlicher Art zu photographieren. Nicht einmal Hand- oder Fussabdrücke wollten sie von sich nehmen lassen. Ich weiss nicht, ob die anthropologische Gesellschaft irgend eine Art Einfluss auf den Unternehmer ausüben kann, aber es schiene mir in der Tat sehr wünschenswert und ein nobile officium, die Leute genau zu untersuchen, zu messen und zu photographieren.

Dies ist alles, was ich im Augenblicke über die Sache zu sagen habe.

Hr. Oscar Neumann-Berlin: Meine Herren! Wie Hr. Professor v. Luschan bereits bemerkt hat, haben die erwähnten Leute ethnologisch gar nichts mit Abessiniern zu tun. Wenn sie so genannt werden, so ist das höchstens im politischen Sinne zulässig, weil ja nicht nur die Gegend von Harar, sondern das ganze Innere des Somalilandes dem Kaiser Menelik untertan ist. Sie sind also gerade so Abessinier wie Turkmenen und Mongolen Russen sind.

Ich habe nicht versucht, bin auch nicht dazu in der Lage, linguistisch genau festzustellen, welchen Stammes die Leute sind. Soviel glaube ich aber sagen zu können, dass die Mehrzahl von ihnen sich der Somalisprache im Umgang miteinander bedient. Nach dem Eindruck, den sie mir machen, sind es zum grössten Teil reine Somali, teils vielleicht Angehörige jener Gallastämme, die am Fuss der Hararberge, insbesondere östlich von Harar,

in der Gegend von Djigdjigga wohnen. Diese Stämme sind aber stark mit Somaliblut vermischt und haben fast völlig einen Somalitypus. Sie sind im ganzen Habitus weit entfernt von den Arussi-Galla und denjenigen Gallastämmen, welche das Hochland Schoas zwischen Hauasch und oberem Blauen Nil bewohnen, ebenso auch von den Gallastämmen des oberen Omogebiets.

Hierbei will ich aber bemerken, dass der Typus der Galla, soweit ich sie kenne, kein einheitlicher ist. Es finden sich sehr verschiedene Schläge unter ihnen, sogar unter ihrem grossen Zweig, den Arussi.

Während z. B. die Arussi der Gegend der heiligen Stätten, Sheikh Hussein und Sheikh Mohammed am oberen Wabbi ein sehr edles Gepräge zeigen — hier kommt wohl eine starke Beimischung arabischer Einwandrer in Betracht — weisen die Arussi der nordöstlich dieser Gegend gelegenen Hochebene Didda ganz andere Physiognomien auf. Sie sind ein Reitervolk, mit hässlichen, von weitem an asiatische Nomadenvölker erinnernden Gesichtern. Die Galla vom oberen Omo und vom eigentlichen Schoa wieder sind meist grosse, sehr muskulöse Gestalten von recht heller Gesichtsfarbe.

Wenn alle diese Völker die gleiche Sprache, das „Oromo" sprechen, so möchte ich hier hervorheben, dass sich Sprache und Äusseres, das ist Aussehen, Bekleidung, Bewaffnung usw., nicht immer völlig decken.

Ich habe gelegentlich des Vortrags über meine letzte Reise in der „Gesellschaft für Erdkunde" hervorgehoben, dass die Anjuak oder Jambo von den Quellströmen des Sobat, nämlich dem Baro, dem Gelo und dem Akobo völlig den gleichen Dinkadialekt sprechen, wie die südlichen Kavirondo oder Wagaia vom Ostufer des Victoria Nyansa.

Und doch sind diese Wagaia nicht nur viel kräftigere Gestalten von agressivem, kriegerischen Charakter, sondern auch die Form ihrer Hütten, ihr Schmuck und besonders ihre Bewaffnung, zumal Speere und Schilde sind weit von denen der Anjuak wie der übrigen nördlichen Dinkastämme verschieden.

Um auf unsere Leute nochmals zurückzukommen, so glaube ich bestimmt sagen zu können, dass ein Teil reine Somali, und zwar von den westlichen Stämmen, den Issa und Gadaburssi ist, während der Rest den von Somali beeinflussten Gallastämmen der Umgegend von Harar angehören mag.

Der Vorsitzende empfahl allen Mitgliedern den Besuch dieser interessanten und selten hierhergebrachten Vertreter der Somalistämme.

(9) Hr. Oppert demonstriert

einen indischen Pilgerstab.

Dieser Stock ist ein Pilgerstab und heisst Āṣādha, welches Wort herzuleiten ist von dem Vedischen a-ṣāḍha (aṣāḷha, a-sādha) nicht zu überwinden, unüberwindlich. Nach ihm heisst nicht allein das Sternbild Aṣāḍha, sondern auch der Monat Āṣāḍha, der Pilgerstock, das Malaya-Gebirge usw. Der Stab wird schon früh erwähnt von Pāṇini (5, 1, 110:

Viṣākhāṣāḍhād aṇ manthadaṇḍayoḥ), in Dichtungen z. B. in Kālidāsa's Kumārasambhava V, 30: Āṣādhadhara, Āṣāḍhaträger, in Wörterbüchern z. B. Amarakoṣa II, 7, 3, 45 und Vaijayantī III, 6, 18b (meine Ausgabe p. 84: Palāśadaṇḍa āṣāḍho vrate). Der Stock heisst wohl so, weil er als Gelübde von Brahmanen in ihrem ersten Stadium (Brahmācārin) während des Vollmonds im Āṣāḍha-Monat getragen wird.

Er ist aus Palāśaholz gefertigt. Der Baum hiess ursprünglich Parṇa, und ist die botanische Butea frondosa, ein ansehnlicher, in Indien heilig gehaltener Baum mit grossen langen Blättern und prächtigen roten Blumen (Kumārasambhava III, 29). Yājñavalkya vergleicht den Stiel des Palāśablattes mit der das Weltall tragenden Silbe Ōm. Ein mit Laub bedeckter Zweig wurde vom Baum geschnitten, mit ihm die auf die Weide zu schickenden auserwählten Kühe berührt und dann vor dem das Opferfeuer enthaltenden Gemach eingepflanzt, um das Vieh vor Räubern und wilden Tieren zu schützen. Aus seinem Holz werden Opfergeräte, wie Opferlöffel, Deckel und Töpfe, und auch Amulette geschnitzt. Mein Āṣāḍhastock ist achteckig und $3^1/_2$ *cm* breit; von oben nach unten misst er 160 *cm*, von den unteren Öffnungen bis nach der Spitze 145 *cm*, der kleine Indexstab (Gnomon, sanskrit kīla, mayūkha oder śaṅku) 13 *cm*, durch den Stock gesteckt $9^1/_2$ ($13-3^1/_2$) *cm*. Auf den 8 Seiten befinden sich die Namen der 12 Monate eingegraben. Der längste Monat (Āṣāḍha), der zweitlängste (Jyaiṣṭha), der drittlängste (Śrāvaṇa) und der kürzeste (Pauṣa) sind auf 4 Seiten besonders bezeichnet, die acht übrigen stehen in vier gleichlangen Paaren auf den übrigen 4 Seiten; Mārgaśira und Māgha, Āśvina und Caitra, Phālguṇa und Kārttika, Bhādra und Viśākha. Die Stundenzahl von dem längsten bis zum kürzesten Monat sind bzw. 18, 17, 16, 15, 14 und 13, welche die Mittagszeit bedeuten; ihre entsprechende Länge von der untern Öffnung ist $55^1/_2$ *cm* für Āṣādha, Juni/Juli (18); 53 für Jyaiṣṭha, Mai/Juni (17); 52 für Śrāvaṇa, Juli/August (17); je $35^1/_2$ für Vaiśākha (April/Mai) und Bhādrapāda, August/September (16); je 28 für Caitra (März/April) und Āśvina, September/Oktober (15), je 22 für Phālguṇa (Februar/März) und Kārttika, Oktober/November (15), je 15 für Māgha (Januar/Februar) und Mārgaśira, Mārgaśīrṣa oder Āgrahāyaṇa (November-Dezember) und 14 für Pauṣa, Dezember/Januar (13).

Die Zeit teilen die Inder gewöhnlich folgendermassen: die Einheit ist der Augenblick (nimeṣa), 15 Augenblicke machen 1 Kāṣṭhā ($3^1/_5$ Sekunden), 30 Kāṣṭhās 1 Kalā (96 Sekunden oder $1^3/_5$ Minuten), 30 Kalās 1 Muhūrta (48 Minuten), 30 Muhūrtas einen Tag (Tag und Nacht, ahorātra); 30 Muhūrtas sind gleich 24 Hōras (Stunden), nach denen unser Stock rechnet. Der Tag zerfällt in 5 Teile zu je 3 Muhūrtas à 48 Minuten, also $144 \times 5 = 720$ Minuten, in Morgen, Vormittag, Mittag, Nachmittag und Abend; und ebenso dementsprechend die Nacht in verschiedene 5 Wachen; Tag und Nacht betragen also 1440 Minuten oder 30 Muhūrtas oder 24 Hōras.

Der Tag und die Nacht beginnen bzw. mit der Tag- und Nachtdämmerung (Sandhyā). Zu Zeiten des Äquinoctiums und unter dem Äquator sind Tag und Nacht gleich lang, sonst sind sie je nach der nördlich oder südlich vom Äquator gelegenen Lage kürzer oder länger.

Unser Stab ist ein Gebirgsstab für das nördlich gelegene indische Hochland. 15 Tage machen eine Monatsseite (Pakṣa), deren es zwei im Monat, eine helle und eine dunkle, gibt; 2 Monate machen eine Jahreszeit (Ṛitu), 3 Jahreszeiten ein halbes Jahr (Ayana) und zwei halbe Jahre ein ganzes Jahr (Saṁvatsara). Fünf solcher Jahre (Saṁvatsara, Parivatsara, Idāvatsara, Anuvatsara und Udāvatsara) konstituieren den fünfjährigen, vedischen Zyklus, der vereint mit dem 12jährigen Zyklus des Planeten Jupiter den 60jährigen Zyklus der Inder bildet.

Die sechs Jahreszeiten der spätern Zeit sind 1. Vasanta (Frühling) mit den Monaten Caitra und Vaiśākha; 2. Grīṣma (Sommer) mit Jyaiṣṭha und Āṣāḍha; 3. Varṣa (Regenzeit) mit Śrāvaṇa und Bhadrapāda; 4. Śārada (Herbst) mit Āśvina und Kārttika; 5. Hemanta (Winter) mit Mārgaśīrṣa (Mārgaśira oder Āgrahāyaṇa) und Pauṣa, und 6. Śiśira (kühle Zeit) mit Māgha und Phālguṇa.

Der längste und der Hitze wegen unerträgliche Monat Āṣāḍha (Juni-Juli) führt, wie schon bemerkt, seinen Namen mit Recht, nach ihm ist der Stock benannt. Die Zahlen auf demselben sind meiner Meinung nach so zu erklären, dass je nach der Jahreszeit eine Anzahl der oberen die dunklen (Nacht) und der unteren die hellen (Tag) Stunden bezeichnen, und die letzte Zahl die Mittagszeit andeutet; nach und von ihm aus wird gezählt. So sind z. B. die 18 Stunden des Āṣāḍha folgendermassen zu erklären: 18 bezeichnet 12 Uhr; 17 je 11 Uhr vormittags oder 1 Uhr nachmittags; 16 je 10 oder 2; 15 je 9 oder 3; 14 je 8 oder 6; 13 je 7 oder 5; 12 je 6 oder 6; 11 je 5 oder 7; 10 je 4 oder 8; 9 je 3 oder 9; zwischen 3 und 4 Uhr am Morgen, und zwischen 8 und 9 Uhr am Abend geht die Sonne bzw. auf und unter; 2 × 8 geben 16 helle und die dunklen 8 zusammen 24 Stunden, ebenso sind die 13 Stunden des kürzesten Monats Pauṣa zu deuten, 13 bezeichnet 12 Uhr oder die Mittagszeit, 12 je 11 Uhr vormittags und 1 Uhr nachmittags; 11 je 10 und 2; 10 je 9 und 3, und 8 je 8 und 4; zwischen 8 und 9 am Morgen und 3 und 4 am Abend geht die Sonne im Dezember (Januar) auf und unter, zu diesen 2 × 4 hellen Tagstunden kommen die 2 × 8 = 16 dunklen, zusammen also 24 Stunden auf den Tag.

Der Stab ist gut gearbeitet, wahrscheinlich von einem nicht gelehrten Handwerker, worauf die Schreibfehler in den Namen der Monate hinzudeuten scheinen, z. B. Māmsīra für Mārgaśira, Āsāra für Āṣāḍha, Jyoṣṭha für Jyaiṣṭha, Bhadra Vaisāṣa für Bhādra Vaiśākha, usw.

Dieser Pilgrimsstab darf übrigens nicht verwechselt werden mit dem nach dem Apostel Jacobus dem Älteren benannten Jacobsstab, den die Pilger nach seinem Grabe trugen, oder nach dem von den Seefahrern bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts vor der Anwendung des Spiegelsextanten für Zeit- und Breitebestimmung zum Winkelmessen benutzten Baculus Jacob oder Radius astronomicus, dem sogenannten Gradstock oder Kreuzstab, der nach Einigen auch aus Indien stammen soll.

(10) Hr. P. Kupka übersendet aus Stendal die folgenden zwei Berichte:

1. Neolithische Funde von Arneburg.

Südlich von Arneburg am Rande des steil nach dem Elbtale abfallenden Plateaus liegt der Bohleckesche Acker, auf dem im Laufe der Zeit Rückstände einer neolithischen Besiedlung gesammelt sind. Herr E. Kluge-Arneburg übergab mir die gewonnenen Funde, die ich hiermit vorlege.

Den ersten Platz beanspruchen die Trümmer eines zierlichen Gefässes, die sich so zusammensetzen liessen, dass sie ein deutliches Bild der ehemaligen Form des Stückes ergeben (Fig. 1). Die Bruchstücke sind demnach Teile einer kleinen Kugelamphora mit weitem Halse, der absatzlos in den Körper übergeht. Die Scheide zwischen Hals und Körper ist ornamental durch zwei parallele Furchenstichlinien betont, auf denen

Fig. 4.

Fig. 1.

Fig. 5.

Fig. 3. Fig. 2.

in diametraler Gegenüberstellung zwei Ösen sitzen. Die Verzierung des Gefässes besteht in fünf Gruppen von je acht senkrecht stehenden parallelen Zickzacklinien in Schnittmanier. Nach oben ist das Ornament dicht am Rande durch eine Furchenstichlinie, nach unten durch die erwähnte Doppellinie abgeschlossen. Da der Künstler die Verteilung der vertikalen Schmuckliniensysteme nicht sorgsam abgewogen, so war der leere Raum zwischen der zuerst und der zuletzt vollendeten Gruppe etwas zu breit geraten. Um diesen Schönheitsfehler auszugleichen, zog er von der Randlinie nach der darunter liegenden Öse vier Parallelen in Furchenstich, die ungefähr die Mitte des unverzierten Zwischenraumes einnehmen.

Zu einem ebenfalls sehr zierlichen Gefässe hat das Fig. 2 abgebildete Bruchstück gehört. Das ganze Stück muss sehr weit gewesen sein und mindestens vier Ösen gehabt haben. Die leiterähnliche auf dem Übergange des leicht trichterförmigen Halses in den bauchigen Gefässkörper liegende Verzierung ist in Schnittmanier hergestellt.

Von zwei anderen vorliegenden Fragmenten zeigt das eine, vermutlich das Randstück einer Schüssel, ein aus drei Reihen eingedrückter kleiner Dreiecke zusammengesetztes Band, das 1 *cm* vom Rande entfernt, um das Gefäss lief. Das andere Bruchstück weist drei auf derselben Grundlinie stehende, gleichschenklige Dreiecke von 2 *cm* Höhe auf, die mit je vier wagerechten Linien gefüllt sind. Das ganze Ornament ist in Furchenstich ausgeführt.

Zwei andere Gefässtrümmer besitzen auffallend langgestreckte Ösen (Fig. 3, Profilansicht), zu denen sich sonst aus der Altmark Seitenstücke nicht erbringen lassen.

Neben diesen Gefässresten findet sich ein sauber geglätteter und gespitzter Pfriemen. Das Werkzeug ist aus einem starkwandigen Röhrenknochen hergestellt. Die Markhöhle bildet eine sich nach der Spitze zu verlaufende Rinne (Fig. 4).

Unter den gefundenen Steingeräten sind acht Prismen und ein breiteres scharfrandiges langherzförmiges Stück (7 × 4,5 *cm*) mit Schlagzwiebel am stumpfen Ende, der auf der entgegengesetzten Breitseite eine flache Aussprengung entspricht.

Von den Prismen scheint das Fig. 5 wiedergegebene zerbrochene Stück beachtenswert. Es scheint eins jener Werkzeuge gewesen zu sein, für die englische Prähistoriker den Namen „shouldered points“ gefunden haben und die in verschiedenen Stücken in der Altmark nachweislich sind, z. B. aus der Gegend von Briest und Beelitz. Die Belegstücke finden sich im Altmärkischen Museum zu Stendal.

2. Ein wendischer Grabfund von Wahrburg.

Im Herbst 1905 wurde westlich von Stendal auf der zu dem Dorfe Wahrburg gehörigen Feldmark eine Uchteschleuse angelegt. Der Fluss fliesst hier an der niedrigsten Abflachung des Üngliger Berges entlang, so dass das etwa $1^1/_2$—2 *cm* über gewöhnlichem Wasserstande liegende Nordufer keines Dammes bedarf. Bei den Ausschachtungsarbeiten stiessen die Arbeiter auf Tierknochen, anscheinend vom Pferde, und auf ein mit einem Napfe zugedecktes Gefäss. „Obenauf“ soll ein Vogelschädel gelegen haben. Das Gefäss wurde, wie üblich zerschlagen. Es enthielt Knochenasche und einige Eisengeräte, die mir teilweise mit zwei Gefässbruchstücken eingeliefert wurden.

Die Beschaffenheit der Scherben entspricht dem aus Burgwällen gewonnenen Material insofern, als sie aus mit Sand vermischtem, sehr hart gebranntem Tone, der auf der Scheibe geformt worden ist, hergestellt sind. Die, übrigens leider ornamentlosen, Scherben gehören zwei Gefässen an. Die eine ist das Randstück eines Napfes mit verstärktem Rande. Das zweite Fragment gehörte einem starkwandigen Gefässe mit geschwungenen Wandungen an. Der Rand ist stark ausgelegt und gerundet (Fig. 6).

Ferner fanden sich zwei Sporen von Eisen. Nur einer wurde abgeliefert, der andere ist verworfen (Fig. 7). Der Stachel ist octaedrisch und sitzt auf rundem Stiele, mit leichter Neigung nach oben. Zum Vergleich

verweise ich auf das von Weigel Nachr. üb. d. Altertumsf. 1892 S. 73 aus dem Burgwall von Alt-Ruppin gewonnene Stück. Ferner bildet Jentsch in den Altertümern des Kreises Guben ein ähnliches Stück vom Burgwall Niemitzsch ab. Vielleicht lässt sich auch das im Provinzialmuseum zu Halle befindliche von Prejawa in der „alten Burg" zu Grafhorst (Altmark) ausgegrabene Gerät hierher bringen, trotzdem es den Finder an römische Sporen erinnert (Jahresbericht des Altmärkischen Geschichtsvereins 1905). Die Enden des Bogens sind verbreitert, gekerbt und gerundet. Die so entstandenen senkrechten Platten sind durchbohrt und enthalten zwei Nieten.

Fig. 8.

1/2

Fig. 6. Profile

1/3

1/2

Fig. 7.

Ausserdem fand sich noch ein eisernes Messer mit leicht geschweifter Klinge, und undurchbohrter Griffzunge (Fig. 8). Ähnliche Funde hat E. Kluge am Kachau bei Arneburg zusammen mit Scherben vom Burgwalltypus gemacht.

Dem Gesagten nach steht es wohl ausser Zweifel, dass das gefundene Grab als slavisches anzusehen ist.

Die Fundstücke sind Eigentum des Altmärkischen Museums zu Stendal.

(11) Hr. Bab überreicht eine Abhandlung über

Geschlechtsleben, Geburt und Missgeburt in der asiatischen Mythologie.

Dieselbe wird später erscheinen.

(12) Hr. Theodor Koch-Grünberg spricht über

die Indianerstämme am oberen Rio Negro und Yapurá und ihre sprachliche Zugehörigkeit.

(Hierzu Tafel V.)

Die nordwestlichen Gegenden Brasiliens, die Grenzgebiete zwischen Brasilien, Colombia und Venezuela, deren Erforschung meine zweijährigen Reisen (1903—1905) galten, haben eine verhältnismässig starke Indianerbevölkerung, die verschiedenen Sprachgruppen angehört.

Ich behandele im folgenden nur die Stämme, die ich selbst besucht oder von denen ich sprachliches Material gesammelt habe.

Zur Aruakgruppe sind zu rechnen sämtliche Stämme nördlich vom Uaupés, dem grössten rechten Nebenfluss des Rio Negro, die zum Teil erheblich abweichende Dialekte sprechen, so die Baré und Baníwa des oberen Rio Negro und Casiquiare, der Bifurkation zwischen Rio Negro und Orinoko, die schon sehr von den Europäern beeinflusst sind, aber neben dem Spanischen noch ihre einheimischen Idiome sprechen. Die Baré bewohnen besonders das venezuelanische Städtchen San Carlos am oberen Rio Negro und mehrere grössere Dörfer am Casiquiare, wie Solano, Boa vista u. a., müssen aber früher viel weiter stromabwärts gereicht haben, wie man an Fluss- und Ortsnamen, die ihrer Sprache angehören, noch erkennen kann, und bildeten offenbar den Kern der heutigen sogenannten zivilisierten Indianerbevölkerung des grössten Teiles des Rio Negro.[1]) Das Zentrum der Baníwa ist das grosse Dorf Marôa am Rio Guainía, wie der Rio Negro von der Einmündung des Casiquiare an aufwärts heisst. Ausserdem halten sie den Rio Atabapo, einen linken Nebenfluss des Orinoko, besetzt.[2]) Als Ruderknechte trifft man Angehörige beider Stämme sowohl am Rio Negro wie am Orinoko, wo sie treffliche Dienste leisten und die grossen plumpen Lastboote[3]), die bisweilen 15 000 *kg* fassen, meisterhaft durch die Stromschnellen zu lenken wissen.

Zur Aruakgruppe gehören auch die Uarekéna, ein früher mächtiger und gefürchteter Stamm, der ein Hauptkontingent zu den Missionen des Rio Negro stellte[4]), jetzt aber nur noch in geringer Anzahl das Dorf Gusman Blanco, das frühere San Miquel, und andere kleinere Dörfer des Rio Guainía bewohnt. Reste von diesen Uarekéna finden sich auch, stark mit Indianern vom Içána gemischt, am Rio Xié, einem rechten Nebenfluss des oberen Rio Negro. Die Uarekéna wurden bisher irrtümlicherweise, infolge der Ähnlichkeit der Namen, mit den Arekúna von Britisch Guayána konfundiert und zur Karaibengruppe gerechnet, da über ihre Sprache nichts bekannt war.[5])

---

1) Vgl. Martius: Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas zumal Brasiliens. Bd. I S. 562, 581 ff., 624 ff. Leipzig 1867. Vgl. auch P. Ehrenreich: Die Ethnographie Südamerikas im Beginn des XX. Jahrhunderts. Archiv für Anthropologie. Bd. III S. 47/48. Braunschweig 1904.

2) Vgl. Spruce bei Martius a. a. O. I, 625/626. Fussnote. Über die Dialekte der „Baníwa" vgl. Raoul de la Grasserie: Essai d'une grammaire et d'un vocabulaire de la langue Baniva. Paris 1892. 26 p. (Compte rendu de la VIIIe Session du Congrès des Américanistes tenue à Paris en 1890.)

3) Batelões der Brasilianer.

4) Martius a. a. O. I. 619, 623 ff.

5) Vgl. Martius a. a. O. I. 619 ff. Martius hat diesen Irrtum hervorgerufen, indem er zuerst die „Arecuna" der Brüder Schomburgk, die zur Karaibengruppe gehören, mit den „Uerequena", die Richard Spruce 1854 am Guainía traf, und die auch die „Uerequena" der alten Rio Negro-Missionen sind, identifizierte. Die Hauptorte der „Uerequena" waren zur Zeit Spruces die Dörfer San Miquel, das jetzige Gusman Blanco, und Tiriquin und sind es noch heute. Spruce (nach brieflichen Mitteilungen an Martius a. a. O. I. 625, Fussnote) rechnet übrigens schon die „Guariquenas, Jabaána, Tariana" u. a.

In São Marcellino, an der Mündung des Rio Xié, traf ich im Juli 1904 einige Individuen vom Stamme der sogenannten „Yaviteros“, Bewohner des an einem rechten Zufluss des Atabapo gelegenen Dörfchens Javita, der alten Mission „San Antonio de Javita“, und konnte von ihrer bereits durch zwei kleine Wörterlisten[1]) bekannt gewordenen Sprache grösseres Material sammeln. Sie gehört ebenfalls der Aruakgruppe an, weicht aber von den übrigen verwandten Idiomen dieser Gegenden erheblich ab. Am nächsten kommt sie dem Baníwa des Guainía und Atabapo.

Ausschliesslich von Aruakstämmen besetzt ist der Rio Içána mit allen seinen Nebenflüssen, wo sie den Sammelnamen „Baníwa“ führen, einen Namen, der dort einen besonderen Klang hat und allen Stämmen beigelegt zu werden scheint, die Aruakdialekte sprechen. Deshalb werden wohl die „Yaviteros“ von Wallace[2]) und Montolieu[3]) als „Baníwa von Yavita“ bezeichnet. Auf meine ausdrückliche Frage gaben sie den Namen „Baníwa“ für ihren Stamm nicht zu, sondern nannten sich stets nur „Yaviteros“. Dieser Stammesname ist auf den Häuptling Javita zurückzuführen, den Gründer des gleichnamigen Dorfes, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch seine weiten Raubzüge berüchtigt war, und den Humboldt noch als hochbetagten Greis „von bedeutender Geistes- und Körperkraft“ kennen lernte. Zu Humboldts Zeit gehörten die Bewohner von Javita, 160 an der Zahl, verschiedenen Stämmen, besonders „Poimisanos, Echinavis und Paraginis“, an, so dass das heutige „Yavitero“ wohl ein Gemisch aus verschiedenen Aruakdialekten und vielleicht auch anderen Sprachen darstellt.[4])

In ihrer Intimität unterscheiden sich alle Stämme des Içána-Flussgebietes, die, abgesehen von geringen dialektischen Verschiedenheiten, ein Aruakidiom sprechen, durch besondere Hordennamen, so die Dsáuiminaneï (Yauareté-tapuyo[5]) = Jaguar-Indianer) und die Uátsoli-dákeni (Urubú-tapuyo[5]) = Aasgeier-Indianer) des unteren Içána, die Maualíueni (Sukuriyú-tapuyo[5]) = Riesenschlangen-Indianer) und die Adsáneni (Tatú-tapuyo = Riesengürteltier-Indianer) des Rio Cuiarý, seines linken Nebenflusses, die Oalíperi-dákeni (Siusí-tapuyo = Plejaden-Indianer)[6]) des Rio Aiarý, seines grössten Nebenflusses zur Rechten, und endlich die

---

zusammen mit den „Barés“, von denen allen er Vokabularien gesammelt hatte, richtig zu einer Völkergruppe, was Martius aber, beeinflusst durch seine „allesumfassende“ Guck- oder Coco-Familie, nur so nebenbei erwähnt.

1) A. Wallace: A Narritive Of Travels On The Amazon And Rio Negro. S. 520. London 1853. — F. Montolieu: Bibliothèque Linguistique Américaine. Bd. VIII S. 281ff. Paris 1882. Diese Wörterliste wurde mit noch zwei anderen (Baníwa vom Guainía und Baré) zuerst im Jahre 1877 in der in Carácas erscheinenden Zeitung „El Tiempo“ veröffentlicht.

2) a. a. O. S. 528.

3) a. a. O. S. 275.

4) A. von Humboldt: Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff. Bd. III S. 306ff., 311. Stuttgart 1860.

5) Die Fremdnamen in den Klammern gehören, wie im folgenden, der „lingoa geral“ an.

6) Wallace a. a. O. 506.

Kumáta-mínaneï (Ipéka-tapuyo = Enten-Indianer)[1]) und die Kapítimínaneï (Kuatí-tapuyo = Nasenbär-Indianer) der Quellflüsse des Içána.[2]) Mit den benachbarten Baníwa des Guainía und Atabapo, die unter sich wohl auch besondere Stammesnamen führen, haben diese sogenannten „Baníwa"-Stämme des Içána sprachlich wenig zu tun, wenn sie auch zu derselben Gruppe gehören. Von ihren venezuelanischen Nachbarn werden die letzteren „Karútana" oder „Korekarú" genannt. Es ist ein Spottname, entstanden durch die Gewohnheit dieser Indianer, beständig die Worte „karú" „nicht, nein" oder „karupakápa" „es ist nicht da" im Munde zu führen. Ich habe diesen Namen für die Aruakstämme des unteren

Fig. 1.

Karútana. (Unterer Rio Içána.)

Içána adoptiert, um endlich einmal mit dem Sammelnamen „Baníwa" zu brechen, der nur Verwirrung und Verwechslung mit den gleichnamigen Stämmen des Guainía und Atabapo hervorrufen muss (Fig. 1).

Zwischen diesen reinen Aruak wohnen einzelne Stämme, die nach Aussage der Indianer in früheren Zeiten auf sehr niederer Kulturstufe ohne feste Wohnsitze in den Wäldern lebten und andere sehr primitive

---

1) Martius a. a. O. I. 565, gibt sie nach Wallace a. a. O. 482, irrtümlicherweise am „Quiriri" (Queraryý), einem Nebenfluss der Uaupés an. An einer anderen Stelle (S. 506/507) zählt sie Wallace richtig unter den Stämmen des Içána auf. Auch H. Coudreau: La France Équinoxiale. Bd. II S. 161. Paris 1887, setzt sie richtig an den oberen Içána.

2) Wallace a. a. O. 507.

Sprachen redeten. Von den eindringenden Aruak wurden sie unterworfen und sesshaft gemacht und nahmen die Sprache und Kultur der Eroberer an. Es sind die Katapolítani, die das grössere Dorf Tunuhý an der gleichnamigen Stromschnelle des mittleren Içána und einige kleine Ansiedlungen flussaufwärts bevölkern, und die Huhúteni, die am unteren Aiarý hausen. Die grobknochigen Gesichter dieser Indianer mit ihren stark vortretenden Jochbeinen, dem breiten Mund, der engen Augenspalte und den etwas schiefgestellten Augen unterscheiden sich wesentlich von den fein geschnittenen, fast europäischen Zügen der Oalíperi-dákeni, die den

Fig. 2.

Huhúteni. (Rio Aiarý.)

reinsten Aruaktypus darstellen (Fig. 2 u. 3). Das alte Wanderleben haben besonders die Katapolítani noch nicht gänzlich aufgegeben. Alljährlich in den Sommermonaten, wenn der Içána seinen niedrigsten Stand hat, verlassen sie mit ihrem ganzen Haushalt ihre Dörfer und beziehen flussaufwärts auf den grossen Sandbänken fliegende Lager, um in den zahlreichen Lagunen eifrig Fischfang zu treiben. Wenn man sieht, wie wohl sich diese echte Zigeunerbande in ihren elenden Baracken fühlt, die gegen Wind und Wetter nur ungenügenden Schutz gewähren, dann begreift man, dass dies ihr eigentliches Lebenselement ist, und dass der unstäte Wandergeist noch in diesen Nachkommen jener „Indios do matto“ steckt, die einst „sem fé, sem lei, sem rei“, wie der Brasilianer sagt, durch die Wälder streiften.

Am oberen Aiarý wohnen in mehreren grossen Dörfern die Maúlieni (Káua-tapuyo = Wespen-Indianer). Sie sind vor Zeiten vom nahen Rio Querarý, einem linken Nebenfluss des oberen Uaupés, eingewandert.[1]) Ursprünglich Aruak, wie fast alle Stämme des Querarý, wurden sie von den einfallenden Kobéua unterjocht und nahmen die Sprache und manche Sitten, wie z. B. die Maskentänze, von ihnen an. Nach ihrem Exodus zum Aiarý kamen diese Maúlieni wieder mit reinen Aruak, besonders den Oalíperi-dákeni, mit denen sie zahlreiche Ehen eingehen, in engste Berührung. So kommt es, dass heute fast nur noch die älteren Leute

Fig. 3.

Oalíperi-dákeni (Siusí). (Rio Aiarý.)

Kobéua sprechen, während die jüngere Generation wieder zu Aruak geworden ist und unter sich und im Verkehr mit den Nachbarn sich des Oalíperi-dákeni bedient.

Der an Stromschnellen und Fällen reiche Uaupés ist verhältnismässig dicht bewohnt von Stämmen verschiedener Sprachen und Dialekte, die dank der gefährlichen und beschwerlichen Wasserstrasse hier noch ganz in ihren alten Sitten und Gebräuchen leben und an dem fisch- und wildreichen Fluss und seinen fruchtbaren Ufern ihren reichlichen Lebensunterhalt finden.[2])

1) Wallace: a. a. O. 482 gibt die „Coúa (Wasp)“ noch am Querarý, oder wie er schreibt: „Quiriri“ an.

2) Vgl. über diese Stämme auch G. A. Colini nach P. Coppi in: Bollettino della Società Geografica Italiana. Bd. XXI, S. 883ff und Bd. XXII, S. 136ff. u. 193ff. Roma 1884, 1885.

Ihre Gesamtzahl kann man auf 10 000—15 000 Seelen angeben; doch ist eine auch nur annähernde Schätzung sehr schwer, da diese Indianer häufig weit in den kleinen Zuflüssen wohnen, und man in einem Dorf nie die wirkliche Bevölkerung antrifft, sondern entweder zuviel durch fremden Besuch oder zu wenig, dadurch dass Einwohner auf Verwandtenbesuch oder zu Tanzfesten und Trinkgelagen in anderen Dörfern abwesend sind.

Die Bezeichnung „Rio Uaupés“, die sich gewöhnlich auf unseren Karten findet, ist in den dortigen Gegenden ganz ungebräuchlich. Zumal die Indianer nennen, wenn sie mit Weissen sprechen, den Fluss stets „Caiarý“, wie schon Martius an verschiedenen Stellen hervorhebt.[1]) Der Name „Caiarý“ gehört einer Aruaksprache an, worauf die Endung „ary“ hinweist, die in Verbindung mit Aruakwörtern in vielen Flussnamen dieser Gebiete vorkommt,[2]) ein Beweis, dass in früheren Zeiten diese ganzen Gegenden von Aruakstämmen besiedelt waren. „Uaupés“ bezeichnet nicht den Fluss, sondern die ihm anwohnenden Stämme und scheint ursprünglich eine üble Bedeutung gehabt zu haben. Die alteingesessenen höher kultivierten Aruak benannten wohl so die von Süden und Südwesten einfallenden Wildstämme, wie Tukáno, Kobéua u. a. Noch jetzt sehen die Aruak des Içána mit einer gewissen Verachtung auf ihre Nachbarn herab und betrachten den Namen „Uaupés“ als eine Art Schimpfwort, ebenso wie die Indianer des Caiarý die Bezeichnung „Uaupés“ nicht gern hören. Sagt man z. B. zu einem Karútana: „Du bist nichts wert, du bist ein Ausreisser usw.!“ so antwortet er gewöhnlich in der „lingoa geral“: „Išé tí (ma) Uaupé!“ „Ich bin kein Uaupé!“ und setzt sich damit in bewussten Gegensatz zu dem alten Erbfeind dieser Aruak.[3])

Die Hauptmasse dieser Uaupés-Indianer bildet der grosse Stamm der Tukáno, oder Daχsẽá,[4]) wie sie sich selbst nennen, der den unteren Caiarý-Uaupés und seine rechten Nebenflüsse Tiquié und Papurý bewohnt und mit seinen zahlreichen Verwandten von Brinton[5]) unter der Betoya-Gruppe vereinigt worden ist. Das Tukáno gilt an einem grossen Teil des Flusses als Verkehrsmittel der verschiedensprachlichen Stämme unter einander (Fig. 4).

---

1) Martius: Reise in Brasilien Bd. III S. 1290 München. 1831; und Beiträge: I. 591, wo er ihn „Ucayári“ nennt. Vgl. auch: A. Mochi: I popoli dell'Uaupè, in: Archivio per Antropologia e la Etnologia. S. 449. Firenze. 1902.

2) So ist der Name „Cudui-arý“ zu erklären als „Cujubí-Fluss“ (Cujubí oder Cujubim = Penelope cumanensis Jacq., „kúdui“ im Karútana). „Curicuriarý“ heisst „Papageien-Fluss“ („kułíkułi“ im Karútana = „Papagei“); bei den Tukano heisst er „ueχkóya“, was dasselbe bedeutet („ueχkó“ im Tukano = „Papagei“). Der „Yaui-arý“, ein linker Zufluss des unteren Uaupés, ist der „Jaguar-Fluss“ („yáui“ im Tariána = „Jaguar“). „Kúitsi-arý“, ein Zufluss des oberen Cuduiarý heisst „Mutum-Fluss“ („mutum“ = Crax spec.), denn „kúitsi“ heisst im Karútana „Mutum“. Und so noch viele andere.

3) Schon Martius (Beiträge I 592) begreift unter dem gemeinsamen Namen „Uaupés“ „eine vielzüngige Bevölkerung von verschiedenartiger Abkunft.“

4) Coudreau a. a. O. II 464 nennt den Stamm: „Dacé“. „Dacé“, richtiger „Daχsé“ ist Singular, „Daχsẽá“ ist Plural.

5) Daniel G. Brinton: Studies In South American Native Languages. S. 62 ff. Philadelphia 1892.

Über den Tukáno folgen am Hauptstrom, von der ersten grossen Stromschnelle Ipanoré an, die Tariána, die einen ziemlich reinen Aruakdialekt sprechen. Coudreau[1]) gibt als ihren eigentlichen Stammesnamen „yavis" („Jaguare") an. Ich habe diesen Namen von ihnen selbst nie nennen hören, sondern stets „tariána", oder richtiger „tahiána", und einmal „Kumãtene.[2]) Die Angabe des französischen Reisenden scheint auf einem Missverständnis zu beruhen. Der Stamm der Tariána zeichnet sich durch eine Unmenge von Zauberärzten aus, so dass ihn Coudreau (S. 162) „la tribu sacerdotale de la contrée" oder (S. 163) „les plus fanatiques des

Fig. 4.

Tukáno mit Gesichtsbemalung. (Rio Tiquié.)

Indiens de la riviére" und ihr grosses Dorf Ipanoré (S. 152) „le village des pagets (Zauberärzte) par excellence" nennt. Der Zauberarzt wird aber wegen seiner werwolfartigen Eigenschaften, ebenso wie bei anderen Stämmen, im Tariána, mit demselben Namen bezeichnet, wie der Jaguar, nämlich „yáui" oder „yáwi". So konnte es kommen, dass die Tariána sich selbst Coudreau gegenüber mit Stolz „yáwi" nannten, was aber in diesem Fall nicht „Jaguare" („tigres") bedeutet, sondern „Zauberärzte" „par excellence". Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bildeten sie ein einziges Volk

1) a. a. O. II. 162 u. 474.

2) „kõmã(n)ta" oder „kumãta" im Tariana = „Ente"; also „Kumãtene" vielleicht = „Entenleute."

unter einem Oberhäuptling, der eine grosse Macht am ganzen Fluss besass.[1]) Heute zerfallen sie in zwei Abteilungen, die sich gewissermassen feindlich gegenüberstehen und durch die beiden Zentren Ipanoré und Yauareté repräsentiert werden, die vor fünfundzwanzig Jahren Hauptstützpunkte der Franziskaner-Missionen bildeten.[2])

Die Ähnlichkeit der feinen, eine höhere Intelligenz verratenden Tariána-Typen mit denen der stammverwandten Oalíperi-dákeni des Aiarý ist auffallend (Fig. 5).

Fig. 5.

Tariána. (Yauareté, Rio Caiarý.)

Zwischen die beiden Abteilungen der Tariána haben sich Subtribus der Tukáno, wie Kõreã (Arapáso = Spechte) und Yohoroã (Kurauá-tapuyo),[3]) eingeschoben und Uaíkãnã (Pirá-tapuyo = Fisch-Indianer) mit einem dem Tukáno verwandten Idiom, deren Hauptmasse am Papurý sitzt.[4]) Die beiden ersteren Stämme hätten früher eine andere Sprache gesprochen. Besonders die Arapáso unterscheiden sich im Typus, langen schmalen Ge-

1) Coudreau: a. a. O. II. 162.

2) Vgl Coudreau: a. a. O. II. 160 ff. — E. Stradelli: L'Uaupès e gli Uaupès in: Bollettino della Società Geografica Italiana: Bd. III. S. 432. Roma 1890.

3) „Kurauá" ist eine Blattpflanze, deren sehr feste Fasern die Indianer zum Binden, Umschnüren und anderen Arbeiten benutzen.

4) So auch Wallace a. a. O. 481.

sichtern mit feingebogenen Nasen und schlichtem Haupthaar, wesentlich von den Tukano mit ihren dicken runden Köpfen, grobknochigen Gesichtern, breiten platten Nasen und häufig gelockten Haaren.

Die Tariána von Yauareté sprechen unter sich nur Tukano, die Sprache ihrer Mütter und Frauen, da sich alle Uaupés-Indianer ihre Frauen stets aus einem anderen Stamm, oft sehr weit her, holen. Bei Besuchen in anderen Tariana-Dörfern aber, beim Empfang und der darauf folgenden „Konversation" bedienen sie sich stets des Tariána, das als feinere Zeremoniellsprache, gewissermassen als „Sprache des Salons" gilt, während das Tukano mehr bei der gewöhnlichen Unterhaltung zu Hause seine Verwendung findet. Diese Sitte wird unzweifelhaft dazu beitragen, das Tariána allmählich verschwinden zu lassen.

Über diesen Tariána wohnen die Uíua-tapuyo (Pfeilrohr-Indianer), die jetzt nur noch Tukano sprechen. Ihr Zentrum ist das grosse Dorf an der Umarí-Cachoeira. Dann folgen die Tariána sprechenden Yuruparí-tapuyo (Dämonen-Indianer), die sich selbst Íyäine[1]) nennen und zu den wirklichen Tariána in einer Art von freundschaftlichem Untertanenverhältnis stehen, weshalb sie auch im Lauf der Zeit deren Sprache angenommen haben. Coudreau nennt sie, ebenso wie die Pira-tapuyo, geradezu „vassaux des Tarianas".[2])

Von der grossen Carurú-Cachoeira an wohnt der volkreiche Stamm der Uanána[3]), die in ihrer eigenen Sprache Kótitia heissen und den Tukano sprachverwandt sind. Ihre Hauptdörfer sind Carurú und Yutíka, frühere Missionsstationen. Von der einstigen Tätigkeit der Missionare ist bei den heutigen Indianern kaum noch eine vage Erinnerung an die Namen ihrer Seelenhirten übrig geblieben. Das aus drei grossen Sippenhäusern und mehreren kleineren Familienwohnungen bestehende Carurú ist zugleich der alte Sitz des Oberhäuptlings des ganzen Stammes. (Taf. V, Fig. 1).

Auch diese Uanána zerfallen in zwei Abteilungen, die jedoch dies eine Oberhaupt anerkennen. Sie sind räumlich getrennt von einander durch Angehörige jener Aruakstämme des Querarý, die von ihren Nachbarn den Weissen gegenüber allgemein mit dem Sammelnamen „Baníwa" bezeichnet werden[4]) und zur Zeit meiner Reise einen wenig guten Ruf genossen.[5]) Ihre ursprünglichen Aruak-Dialekte haben sie vergessen und dafür allgemein das Kobéua angenommen. Sie zerfallen in eine ganze

1) „íyeimi" ist der schlimmste böse Geist der Aruakstämme dieser Gegenden.

2) a. a. O. II S. 160 und 163.

3) „Ananás" bei Wallace a. a. O. 481. — „Ananas, Uananas" usw. bei Martius a. a. O. II 561.

4) Auch Coudreau a. a. O. II 160 gibt „Banivas" am Querarý an.

5) Sie hatten wenige Jahre vorher einen weissen Händler mit Frau, Kind und indianischem Diener, einem Tariána von Ipanoré, ermordet und ihre Leichen in den Fluss geworfen. Noch zur Zeit meiner Anwesenheit wagten diese Querarý-„Baníwa" nicht, den Caiarý abwärts zu fahren, wenn sie zur Arbeit in die Gummiwälder des Rio Negro gingen, sondern schlugen mit Überschreitung der Wasserscheide den Umweg über den Aiarý-Içána ein, um der Rache der Tariana zu entgehen.

Anzahl von Subtribus mit besonderen Namen[1]), unter denen die Horde der Yulámaua (Yibóya-tapuyo =Riesenschlangen-Indianer) des unteren Querarý die bedeutendste ist. Die nächsten Verwandten dieser Querarý-„Baníwa" sind, wie ich bereits auseinandergesetzt habe, die Maúlieni des oberen Aiarý.

Es folgt dann am Caiarý oberhalb der Mündung des Querarý die zweite Abteilung der Uanána, die teils am Hauptfluss selbst, teils im Abíu-Igarapé, einem ansehnlicheren Zufluss zur Rechten,[2]) wohnt, und weiter flussaufwärts das grosse, besonders durch seine dämonischen Maskentänze interessante Volk der Kobéua, dessen einzelne Horden zwar ver-

Fig. 6.

Kobéua-Hähánaua. (Rio Cuduiarý.)

schiedene Namen führen, aber sämtlich nur eine Sprache sprechen,[3]) die, dem Tukano nur entfernt verwandt, zur Betoyagruppe zu rechnen ist. Die eigentlichen Kobéua, die sich selbst Hähánaua nennen, bewohnen in mehreren Dörfern den unteren Cuduiarý, den zweitgrössten linken Nebenfluss des Caiarý (Fig. 6). Oberhalb von ihnen sitzen die Koróa (Korokoró

1) Auf der beigefügten Völkerkarte sind diese früheren Aruakstämme des Querarý deshalb mit dem Gesamtnamen „Baníwa" bezeichnet, sprachlich aber der Betoya-Gruppe zugerechnet.

2) Auch Coudreau: a. a. O. II. 160, 164, unterscheidet zwischen zwei Abteilungen der Uanána.

3) Ebenda: 162.

= Ibisleute[1]), die man auch am benachbarten Querarý trifft,[2]) und die sogenannten Pápulihähänaua, Nachkommen von Tukano, die vor alter Zeit vom Papurý, worauf ihr Name hindeutet, eingewandert und hier zu Kobéua geworden sind. Ihre Abstammung können sie nicht verleugnen, denn im Typus, den dicken runden Köpfen und besonders dem gelockten Haar, unterscheiden sie sich sehr von den straffhaarigen Hähänaua und fielen mir und meinem Diener sofort durch ihre Ähnlichkeit mit den Tukano des Tiquié auf, bevor wir ihre Vorgeschichte kannten.

Der Name „Kobéua" ist unzweifelhaft ursprünglich ein Spottname der Nachbarn, wahrscheinlich ihrer alten Feinde, der Aruakstämme, ähnlich wie „Karútana" oder „Korekarú" für die Bewohner des unteren Içána und, ähnlich wie diese letzteren Namen, hervorgerufen durch die auffallende Gewohnheit dieser Indianer in jedem Satz das Wort „kebéue" „nicht, nein" zu gebrauchen.[3])

Weiter flussaufwärts kommen am Cuduiarý einige Horden, die früher eine andere „sehr hässliche" Sprache redeten und angeblich erst von den Kobéua gezwungen ihr unstätes Wanderleben aufgaben und sesshaft wurden,[4]) unter ihnen die Bahúna, oder Bahóköoa.[5]) Heute betrachten sich natürlich alle als echte Kobéua und hören sich mit ihren eigentlichen Hordennamen nur ungern nennen. Die wirklichen Kobéua sehen mit souveräner Verachtung auf diese Nachbarn, die sich von ihnen durch weitaus rohere Typen und mangelhafte Körperproportionen unterscheiden, herab, wenn sie es ihnen gegenüber als höfliche Leute auch nicht merken lassen (Fig. 7).

Im Quellgebiet des Cuduiarý wohnen die Hölőua, ein früherer Aruakstamm, die jetzt nur noch Kobéua sprechen, aber in alten Aruakkünsten, besonders der Verfertigung reizend gemusterter Flechtarbeiten, noch wohl bewandert sind.

Bei diesen oberen Stämmen sind die Weiber mit einem kaum handgrossen Schürzchen aus rotem Baumbast „bekleidet", das an der mit aufgereihten Perlen verzierten Hüftschnur frei herabhängt (Taf. V, Fig. 4); weiter flussabwärts bei den Stämmen, die mit den Weissen in zeitweiliger Verbindung stehen, schmückt sich das schönere Geschlecht bereits mit Röcken aus schlechtem

1) „Korokoró" bezeichnet in der „lingoa geral" den grünen Ibis. Es ist ein onomatopoetischer Name, von dem eigentümlichen Ruf dieses Wasservogels hergenommen, daher auch die Ähnlichkeit mit dem Kobéuawort.

2) Coudreau: a. a. O. II. 161 gibt die „Corocoros de la famille Cobbéo" richtig am oberen Querarý an. Vgl. auch sein Kärtchen „Sources du Rio Uaupés", ebenda, Tafel IV. Wallace: a. a. O. 482 und nach ihm Martius: a. a. O. I. 564 setzen sie ebenso richtig an den Cuduiarý.

3) Eine ähnliche Erklärung eines Stammesnamens gibt schon Martius a. a. O. I. 471: „Die Coca-Tapuüja (am Rio Napo) haben ihren Namen entweder von dem Gebrauch der Coca oder (nach Ign. Accioli de Cerqueira e Silva, Corografia paraënse p. 303), weil sie das Verneinungswort „coca" in ihrer Sprache sehr häufig anwenden".

4) Vielleicht wurden sie schon von den Aruakstämmen, die zuerst als Eroberer in diese Gegenden kamen, unterworfen und sesshaft gemacht.

5) So heissen sie im Kobéua. Sie sind identisch mit den „Bauhúnas", die Wallace a. a. O. 482, am Cuduiarý angibt.

Kattun (Fig. 8). Die Männer tragen das am ganzen Caiarý gebräuchliche Suspensorium, einen Streifen aus Bast oder europäischem Stoff, der zwischen den Beinen durchgezogen und vorn und hinten unter die Hüftschnur geklemmt wird.

Oberhalb der Mündung des Cuduiarý trifft man am Caiarý und seinen Nebenflüssen nur noch eine geringe Bevölkerung, teils niedrigstehende Horden mit Kobéuasprache, teils Abteilungen der den Tukáno sprachverwandten Stämme des benachbarten Papurý, so: Uásöna (Pisá-tapuyo =Fischnetz-Indianer)[1], Uaíana (Yurutí-tapuyo=Tauben-Indianer), Möχdäa

Fig. 7.

Bahúna mit Loch in der Unterlippe. (Rio Cuduiarý.)

(Karapaná-tapuyo = Moskiten-Indianer)[2], Pamoá (Tatú-tapuyo = Gürteltier-Indianer)[3] u. a., die alle mehr oder weniger eine Sprache mit geringen dialektischen Unterschieden sprechen.

Die Yuruparý-Cachoeira, der westlichste und gewaltigste Fall des Caiarý, kann als die natürliche Grenze des bewohnten Gebietes gelten. Oberhalb trifft man keine sesshaften Indianer mehr, da die niedrigen Flussufer bei Hochwasser der Überschwemmung ausgesetzt sind und sich deshalb nicht zum Anbau eignen.

---

1) Die „Pisá (Net)" bei Wallace a. a. O. 481.

2) Martius a. a. O. I. 563. Nicht zu verwechseln mit den „Miranha-Carapana-Tapuya" bei Martius a. a. O. I. 537, II. 277ff.; vgl. auch Mochi a. a. O. 462.

3) Vgl. auch Wallace a. a. O. 481 und Coudreau a. a. O. II. 160 und Karte IV.

Zwischen dem Caiarý und seinen Nebenflüssen und weiterhin zwischen dem Rio Negro und Yapurá streifen zahlreiche Indianer ohne feste Wohnsitze durch die Wälder. Es sind „indios do matto", wie der Brasilianer sagt, rohe Jagdnomaden, die keine Pflanzungen haben, Hängematte und Kanú nicht kennen, dafür im Wald aber ausgezeichnet Bescheid wissen. Sie leben von Jagd und Fischfang und von den Früchten des Waldes. Von ihren Nachbarn, den höherstehenden sesshaften Stämmen, werden sie gehasst und wie wilde Tiere verfolgt. Sie müssen ihnen als Sklaven in Haus- und Feldarbeit dienen und werden von ihnen bisweilen auch für

Fig. 8.

Desána-Frau mit Gesichtsbemalung. (Rio Tiquié.)

Flinten und andere europäische Waren an weisse Händler verkauft.[1]) In der Sklaverei geniessen sie eine verhältnismässig gute, etwas mitleidige Behandlung. Man nennt dieses „Helotenvolk", wie sie Ehrenreich[2]) treffend bezeichnet, „Makú"; ein Wort, das den Aruaksprachen dieser Gegenden angehört[3]) und als schweres Schimpfwort gilt. Die einfallenden, kulturell weit höher stehenden Aruak fassten alle diese Stämme, mit denen sie in feindliche Berührung kamen, unter dem Namen „Makú" zusammen, der dann all-

1) Wallace a. a. O. 508/509. Coudreau a. a. O. II. 179.

2) Ehrenreich a. a. O. 56.

3) Die Tariana und die Aruakstämme des Içána nennen diese Indianer in ihren Sprachen „makú" oder „máku". Die Tukano nennen sie „poχsẽã", die Uanána „poχsá", die Kobéua „bõróa".

mählich in den allgemeinen Sprachgebrauch und damit in die Literatur überging. „Wahrscheinlich wird er“, sagt schon Martius (a. a. O. I. 547), „ohne Rücksicht auf Herkunft solchen erteilt, die, wie die Múra, allen sesshaften Indianern feind und von ihnen verfolgt, umherschweifen.“ In der Tat versteht man unter diesem Sammelnamen eine ganze Anzahl von Horden mit sehr voneinander abweichenden und sehr primitiven Sprachen, die eine ganz neue Gruppe darstellen.[1]) Ich möchte alle diese niedrigstehenden Horden, die sich somatisch sehr von den übrigen Stämmen dieser Gegenden unterscheiden, auch kulturell einen durchaus alter-

Fig. 9.

Makú. (Rio Tiquié.)

tümlichen Charakter tragen und sich über ein riesiges Gebiet, sozusagen von Manáos bis zu den Anden ausdehnen, für die Reste einer sehr ursprünglichen Bevölkerungsschicht halten.[2]) (Fig. 9.)

1) Mochi a. a. O. 457/458 konfundiert die Makú mit den Makusí, Makuschí vom Rio Branco und von Britisch Guayana und rechnet sie irrtümlicherweise zur Karaibengruppe. Meine drei ausführlichen Wörterlisten von den „Makú“ des Curicuriarý, des Tiquié und des Papurý, aus denen ich im sprachlichen Anhang dieser Arbeit kleine Proben gebe, sind die ersten Aufnahmen aus dieser interessanten Sprachgruppe, die genau zu untersuchen eine vornehme und zugleich dringende Pflicht der ethnographischen Forschung wäre.

2) Auch die oben besprochenen, jetzt sesshaft gewordenen Huhúteni und Katapolítani des Içána, die Bahúna u. a. des Caiarý und Cuduiarý gehörten ursprünglich zu diesen Autochthonen, mit denen sie im Typus eine auffallende Ähnlichkeit haben. Ebenso werden am Rio Branco und im Flussgebiet des Orinoko „Makú“ (Macus, Macos) angegeben.

Die Umáua, die auf den Karten und von früheren Reisenden gewöhnlich am Alto Caiarý angegeben werden,[1]) wohnen in der Tat mehrere Tagereisen südlicher an Zuflüssen des Yapurá bzw. seines grössten linken Nebenflusses Apaporís. Ihre Sprache wurde bisher aus gänzlichem Mangel an Aufzeichnungen, wegen der Namensähnlichkeit, mit dem Omagua des oberen Solimões konfundiert und zum Tupi, neuerdings auch zur Betoya-Gruppe gerechnet.[2]) Es sind jedoch reine Karaiben, deren nächste Verwandte in den Guayanas sitzen. Sie zerfallen in eine Anzahl von Subtribus mit verschiedenen Namen, die aber eine Sprache mit ge-

Fig. 10.

Umáua-Hianákoto. (Rio Macáya; Alto Yapurá.)

ringen dialektischen Unterschieden sprechen. Die dem Alto Caiarý zunächst, am Rio Macáya, einem Zufluss des oberen Apaporís, wohnenden Umáua bezeichnen sich selbst mit dem Namen Hianákoto (Geier-Indianer), einem echten Karaibenwort.[3]) Ihre Sprache, von der ich ein

---

Coudreau a. a. O. 163/164 sagt von ihnen: „Ce sont probablement les vestiges d'une ancienne race aborigène réduite en esclavage par les tribus conquérantes: Tarianas, Tucanos, Uananas, Banivas.“ Stradelli a. a. O. S. 445, nennt sie „la razza schiava, l'antica signora della terra“. — Mochi a. a. O. 458.

1) Wallace a. a. O. 481. — Coudreau a. a. O. II. 161, 166; doch gibt er sie auch schon richtig am oberen Apaporís an. — Stradelli a. a. O. 432.

2) Vgl. Ehrenreich a. a. O. 46, 56.

3) Sie standen nach ihren eigenen Aussagen früher durch einen Quellfluss des Caiarý mit den Kolombianern des oberen Guaviare in Verbindung und sollen, nach Coudreau (a. a. O. II. 161, 166), weite Handelsreisen bis nach Neiva am Rio Magdalena unter-

reiches Material besitze, ist völlig identisch mit dem Idiom der Tsahátsaha (Taucher-Indianer), die weiter südlich am Cunyarý und seinem Zufluss Mesai wohnen, und weicht auch nur wenig ab von dem sogenannten Carijona, das Crevaux an den Ufern des oberen Yapurá aufnahm.[1]) „Carijona“[2]) oder richtiger „kaɫihóna“[3]) ist überhaupt kein Stammesname, sondern heisst in der Umáuasprache: „Menschen, Leute“, und deshalb werden alle diese Karaibenstämme, die das ganze gewaltige Gebiet zwischen Alto Caiarý und Alto Yapurá besetzt halten, von den Kolombianern mit dem Gesamtnamen „Carijona“ bezeichnet. Daher sind auch die Umáua des Arara-kuara-Falles des Yapurá, die Martius als Todfeinde der Miránya schildert,[4]) sprachlich wenigstens identisch mit den Carijona Crevaux' und den Umáua des Alto Caiarý.[5]) Der Name „Umáua“ aber, der den Sprachen der Yupúa und Kobéua angehört und „Kröten“ bedeutet, ist, wie schon Martius richtig hervorhebt,[6]) ein Schimpfname, mit dem die benachbarten Stämme der Betoyagruppe die Gesamtheit dieser Karaiben benannten.

Ihre somatischen Verhältnisse kennzeichnen diese Umáua als echte Karaiben. Sie zeichnen sich durch hohen Wuchs, athletischen Muskelbau und regelmässige Züge aus.[7]) Auf sie passen die Worte, mit denen Martius die Karaiben Guayanas im Vergleich mit anderen Stämmen charakterisiert: „Aus dieser sprachlich so bunten, körperlich und sozial so gleichmässigen Menschenmenge ragen die eigentlichen Karaiben wie ein bevorzugtes Geschlecht hervor: höher an Gestalt, heller von Farbe, edler von Gesichtszügen, mannhafter, kühner und herrschend.“[8]) (Fig. 10.)

Die Tracht der Hianákoto-Männer besteht in einem langen und bis zu 35 *cm* breiten Streifen harten Baumbastes, der fest um den Oberkörper gerollt wird, einer Art Gürtel oder, richtiger gesagt, Bauchbinde. Um diesen starren Streifen, der unter den Armen dicht anschliesst, werden weichere Bastbinden gelegt, die meistens charakteristische Figuren und Ornamente in roter Harzfarbe tragen und über der Brust zusammengeschnürt werden. Der Penis ist unter dem Gürtel hochgelegt und mit Hilfe der Hüftschnur am Leib befestigt. Vorn fällt ein kurzer Behang aus rotgefärbten feinen Baststreifen herab. Diese Gürtel werden nie abgelegt, bis sie von selbst unbrauchbar werden und durch neue ersetzt werden

---

nommen haben, ja um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bis São Gabriel am Rio Negro gekommen sein. Die Kobéua des Cuduiarý stehen noch heute mit den Umáua in freundschaftlichem und, durch wechselseitige Heiraten, verwandtschaftlichem Verkehr, so dass Coudreau sie sogar „déjà mélangés d'Omauás“ nennt (a. a. O. 162).

1) J. Crevaux: Voyages dans l'Amérique du Sud. S. 358 ff., Paris 1883. Bibliothèque Linguistique Américaine. Bd. VIII, S. 35 ff., Paris 1882.

2) Spanische Aussprache.

3) „ɫ“ ist ein Laut zwischen „l“ und „r“.

4) Martius: Reise. III. 1253 ff. Beiträge. I. 545/546.

5) Entgegen der Ansicht Mochis a. a. O. 454.

6) Beiträge I. 546.

7) Humboldt a. a. O. IV. 318 hebt diese Eigenschaften bei den Karaiben des Orinokogebietes hervor.

8) Martius a. a. O. I. 745.

müssen.[1]) Die Weiber gehen ganz nackt und haben das Haupthaar kurz geschoren, die Schamhaare aber, im Gegensatz zu den Uaupés-Stämmen, nicht rasiert (Taf. V, Fig. 2). Männer und Weiber tragen in der durchbohrten Nasenscheidewand dicke Rohrstäbchen, die beim Tanz durch federgeschmückte Reiherknochen ersetzt werden.

Der Rio Tiquié, der grösste rechte Nebenfluss des Caiarý, ist ausser von Tukáno und ihrer Subtribus, den Mirití-tapuyo (Neenoá),[2]) die, nach ihren eigenen Angaben, in früheren Zeiten eine andere sehr hässliche Sprache redeten, auch von den ihnen entfernt verwandten Desána bewohnt, die sich selbst Winá nennen und auch am Papurý zahlreich zu treffen

Fig. 11.

Desána. (Rio Tiquié.)

sind.[3]) Oberhalb der grossen Fälle sitzen in mehreren Dörfern die Tuyúka-tapuyo, in ihrer eigenen Sprache Diikána (Ton-Leute), die auch einen Quellfluss des Papurý bewohnen (Taf. V, Fig. 3), und im Quellgebiet des Tiquié die Bará, oder Posánga-mira (Heilmittel-Leute), wie sie in der „lingoa geral“ genannt werden. Beider Sprachen sind vom Tukáno nur dialektisch

1) Vgl. mein Buch: Anfänge der Kunst im Urwald, S. 17 und Abb. 2. Berlin 1905.

2) Wallace a. a. O. 481. Martius a. a. O. I. 566. Coudreau a. a. O. II. 160 gibt sie richtig am oberen Tiquié an.

3) Stradelli a. a. O. 432. — Mochi a. a. O. 454. — Martius a. a. O. I. 564 lässt sie „zwischen dem oberen Uaupés und dem Guaviare und am Apaporis“ (gemeint ist der Papurý, Nebenfluss des Caiarý) wohnen.

verschieden. Die Desána des Tiquié unterscheiden sich somatisch stark von den anderen Stämmen. Sie sind durchschnittlich hässliche Menschen mit langen schmalen Köpfen, stark vorspringenden Jochbeinen, schiefgestellten Augen und struppigem Haupthaar (Fig. 11). Auch der übrige Körper ist bei weitem nicht so gut proportioniert und wohlgebildet wie bei den anderen Stämmen. Sie werden von ihren Nachbarn etwas über die Achsel angesehen und sind auch wohl der einzige Stamm, der Ehen mit Makú eingeht, was z. B. die Tariána und Tukano streng vermeiden. Sie haben überhaupt im Äusseren etwas „Makúähnliches". Coudreau[1]) nennt sie geradezu „métis des Macús et des autres tribus". Ich möchte dies nicht annehmen, da sie eine eigene, vom Tukano sehr verschiedene, wenn auch zu derselben Gruppe gehörende Sprache sprechen[2]). Zu den Tukano des Tiquié stehen diese Desána in einem gewissen freundschaftlichen Untertanenverhältnis.[3]) Die Desána des Papurý sind der einzige Stamm des Caiarý-Gebietes, bei dem eine Stammestatauierung gebräuchlich ist, die aus zwei von der Unterlippe zum Kinn parallel verlaufenden Linien besteht. Sie wird von Männern und Weibern getragen (Fig. 12). Bei den Desána des Tiquié bemerkte ich sie nicht.

Fig. 12.

Stammestatauierung der Desána des Rio Papurý.

Ein anderer Schmuck sind runde Ziernarben an den Armen, die ich öfter bei den Stämmen des Caiarý (Fig. 6), besonders am Tiquié aber auch bei den Miránya des Yapurá (vgl. Fig. 14) beobachtete. Sie werden mit einem glühenden Stabende eine über der anderen eingebrannt und finden sich nur bei den Jünglingen und Männern, scheinen daher ein Zeichen der Mannbarkeit zu sein. Bisweilen schmücken bis zu 18 dieser Narben einen Arm.

Die Stämme des oberen Tiquié, Diikána und Bará, bilden den Übergang zu den kleineren Stämmen des Pirá-paraná und seiner Zuflüsse, mit denen sie durch freundnachbarliche und verwandtschaftliche Beziehungen verbunden sind.

Im Quellgebiet des Pira-paraná wohnen, angeblich noch in völlig prähistorischem Zustande, Tsöloa, Palănoa und Erúlia. Sein Nebenfluss zur Linken, der an Stromschnellen reiche Dyí-Igarapé, ist stark bevölkert von Săra, Tsölá, Yăbá, Buhágana u. a. Am Apaporís, nahe der Mündung des Pira-paraná sitzen in zwei Dörfern Makúna, die schon

1) a. a. O. II. 161, 164.

2) Am nächsten kommt das Desána dem Yupúa des Apaporís.

3) Coudreau a. a. O. II. 161, 164 nennt sie „vassaux-nés" und „vassaux des nations qui les avoisinent".

Martius erwähnt, aber fälschlicherweise mit den nomadischen Makú zusammenbringt[1]) (Fig. 13). Alle diese Stämme gehören sprachlich zur Betoyagruppe und zeigen eine mehr oder weniger nahe Verwandtschaft mit den Stämmen des Caiarý. Zu derselben Gruppe sind auch die Yahúna zu rechnen, die den unteren und mittleren Apaporís bewohnen[2]) und in mehrere Horden zerfallen, wie die Kuschiíta, Ópaina, Dätúana und die eigentlichen Yahúna. Zusammen mit den Makúna leben einige Yabahána, wohlgebaute Leute mit angenehmen Gesichtszügen. Als ihre alleinige Sprache gaben sie das Yahúna an. Ob sie ehemals mit dem Aruakstamm der „Jabaana" etwas zu tun hatten, die Natterer und

Fig. 13.

Makúna mit Haarzopf und Gürtel. (Rio Apaporís.)
(Die untere Hälfte des Gesichts ist rot bemalt.)

später Spruce am oberen Rio Negro trafen[3]), ist sehr unwahrscheinlich schon wegen der grossen Entfernung, die zwischen beider Wohnsitzen liegt. Offenbar haben wir auch hier wieder einen zufälligen Gleichklang von Stammesnamen. Von der Yahúnasprache waren bisher nur 20 Wörter bekannt, die Martius „aus dem Munde eines bei den Juris in Uarivaú gefangenen Jaúna aufgezeichnet" hatte.[4]) Auf Grund dieser

1) Martius: Reise. III. 1274 ff. Beiträge I. 547. Er führt die „Macunas" irrtümlicherweise am Tiquié auf. Ebenda 565.

2) Mochi a. a. O. 463 gibt sie richtig zwischen Uaupés und Yapurá an; Martius a. a. O. I. 474 „im Westen vom oberen Apapuris".

3) Martius a. a. O. I. 465, 627.

4) Martius: a. a. O. II. 281.

kurzen Liste hat zuerst Brinton diese Sprache zur Betoyagruppe gerechnet,[1]) was nun durch mein reiches Vokabular in vollem Masse bestätigt ist.

Bei den Makúna und einigen Stämmen des Pira-paraná tragen die Männer das lange wohlgepflegte Haar mit Baststreifen zu einer Art Zopf umwickelt, was ihnen ein eigentümliches weibisches Aussehen gibt (Fig. 13). Diese Sitte war früher am ganzen Caiarý-Uaupés verbreitet, wie man noch an den Masken der Kobéua erkennt, die fast sämtlich den aus Baststreifen hergestellten Zopf haben. Bei den Tuyúka des oberen Tiquié fand ich diese Tracht nur noch bei einem alten Mann.

Auch die Durchbohrung der Ohrläppchen, Unterlippe und Nasenscheidewand, in denen mehr oder weniger lange Holzstäbchen und Rohrpflöckchen getragen werden, ist bei den Stämmen des Apaporís und seiner Zuflüsse noch allgemein gebräuchlich, bei den Uaupésstämmen jedoch schon stark im Schwinden begriffen.

Die charakteristische Tracht des Mannes ist bei den Stämmen des unteren Apaporís ein langer und breiter Gurt aus weissem Baumbast, der eng um den Bauch gewickelt und mit einem schwarz gefärbten Baststreifen festgebunden wird. Darunter trägt er den an der Hüftschnur befestigten Schamschurz aus langen schmalen Baststreifen, der bisweilen, der Bequemlichkeit halber, zwischen den Beinen durchgezogen und, ähnlich wie der Schamschurz der Uaupés-Indianer, hinten unter der Hüftschnur wieder festgeklemmt wird. Die Oberarme umschnüren Bastbinden, die möglichst straff angezogen und nie abgelegt werden, so dass an den Druckstellen allmählich tiefe Mäler entstehen.[2])

Die Weiber gehen meistens vollständig nackt.

Im Quellgebiet des Ooká, eines linken Zuflusses des unteren Apaporís, zwischen diesem und dem unteren Tiquié, wohnt der Betoyastamm der Yupúa, deren Sprache dem Desána am nächsten kommt. Martius gibt sie „am Thothä, einem Arme des Apapuris" an,[3]) der vielleicht mit dem Ooká identisch ist. Die Sprache, die Wallace am Rio Negro mit angeblichen „Curetú" vom Apaporís aufgenommen hat,[4]) ist reines Yupúa, wie aus der Vergleichung mit Martius' und meiner Aufnahme evident hervorgeht, und hat, abgesehen davon, dass beide Sprachen als sehr verschiedene Glieder zu derselben Gruppe gehören, nicht das Mindeste zu tun mit dem Coretú des Martius,[5]) meinem Kueretú, das heute nur noch von wenigen Individuen gesprochen wird, die zerstreut am Yapurá oberhalb der Mündung des Apaporís hausen. Martius lässt diesen Stamm „am oberen Apapuris zwischen diesem Flusse und dem Miriti-Paraná und am Puréos"[6]) wohnen und hält ihn, durch angebliche somatische Über-

---

1) Brinton a. a. O. 64.

2) Vgl. Fig. 6 und 7 meiner Abhandlung im Globus Bd. 88, S. 90/91. Braunschweig 1905.

3) Martius a. a. O. I. 480.

4) Wallace a. a. O. 509. — Martius a. a. O. I. 479/480.

5) Martius a. a. O. I. 479f.

6) Der heutige Rio Puré, ein rechter Nebenfluss des unteren Yapurá.

einstimmungen bewogen, für „eine sehr gemischte Horde, welcher wahrscheinlich versprengte Elemente vom Gêzstamme zugrunde liegen.“ [1]) Sehr mit Unrecht, denn das Kueretú gehört, wenn auch als unreines Glied, der Betoyagruppe an. [2])

Ihre und der Yupúa Todfeinde waren zu Martius' Zeit und sind noch heute die Yukúna, ein reiner Aruakstamm, den Tariána des Caiarý wohl am nächsten verwandt, der mit seiner Unterhorde, den Matapí, noch in seinen alten Wohnsitzen am Miritý-paraná [3]) und an den nahen Zuflüssen des mittleren Apaporis haust.

Fig. 14.

Miránya-Ímihitä mit Pflöckchen in den durchbohrten Nasenflügeln und Ziernarben an den Armen. (Rio Cauinarý.)

Unter dem Sammelnamen Miránya (Miranha) begreift man eine Anzahl unter sich meist feindlicher Stämme mit sehr verschiedenen Sprachen [4]), wie aus einer Vergleichung der beiden von Martius aufgenommenen Wörterlisten aus den Idiomen der sogenannten „Miranha-Carapana-Tapuya“ (Moskiten-Indianer) und „Miranha-Oira-Açu-Tapuya“ (Geier-Indianer) deutlich hervorgeht. [5]) Martius, der sich bei

1) Martius a. a. O. I. 479.
2) Ehrenreich a. a. O. 56.
3) Martius a. a. O. I. 480. Der Miritý-paraná mündet etwas oberhalb des Apaporis auf derselben Seite in den Yapurá.
4) Martius a. a. O. I. 534. 537.
5) Martius a. a. O. II. 260, 277, 279.

der ersteren Horde mehrere Wochen aufhielt, entwirft von ihren Sitten ein düsteres Bild und schildert sie als ein barbarisches, der Anthropophagie ergebenes Räubervolk, rühmt aber ihre Kunstfertigkeit in Webe- und Flechtarbeiten.[1]) Er schätzt ihre Zahl auf 6000 und gibt als ihr Zentrum den Rio Cauinarý, den Rio Anióa[2]) der Karte Codazzis, an und die Gebiete nach Westen zwischen dem Yapurá und Iça.[3]) Dort hausen sie in grösserer Anzahl noch heute, gehasst und gefürchtet von den Nachbarstämmen und den kolombianischen Kautschuksammlern. Ich lernte an der Mündung des Apaporís einige Miranya von der Horde der „Uirauasú" kennen, die sich selbst Ímihitä nennen, und konnte von ihrer „an rauhen Kehllauten reichen", hässlich breiten Sprache, die einer Aufnahme die grössten Schwierigkeiten entgegensetzt, eine Wörterliste anlegen. Sie lässt sich vorläufig noch keiner grösseren Gruppe einordnen, zeigt aber, nach Ehrenreich, lautliche Verwandtschaft mit dem Idiom der am oberen Rio Puré wohnenden Yurí, die zu Martius' Zeit ihre Feinde waren.[4])

Diese Mirânya sind kräftige, wohlgebaute Leute von durchschnittlich dunkler Hautfarbe mit breiten rohen Gesichtern, die bisweilen noch durch Pflöcke oder runde Muschelschälchen in den durchbohrten Nasenflügeln entstellt werden (Fig. 14). Diese merkwürdige „Verzierung", die Martius noch allgemein als Stammesabzeichen antraf, scheint jetzt, wenigstens bei den Horden, die schon mit Europäern in Berührung stehen, im Schwinden zu sein. Jedenfalls fand ich sie nur noch bei wenigen Individuen in kleinem Massstab, während zu Martius' Zeit besonders die Weiber es darin so weit trieben, „dass manche die Ringe der Nasenflügel über die Ohren stülpen mussten, damit sie nicht schlaff herabhingen."[5])

Die Nachbarn dieser Mirânya und Todfeinde der Umáua sind die sogenannten Uitóto, eine volkreiche Gemeinschaft von zahlreichen sprachverwandten Horden mit besonderen Namen und zum Teil sehr verschiedenen Dialekten, die zwischen dem oberen Yapurá und Içá, besonders am Rio Carapaná und am Igara-paraná, linken Nebenflüssen des letzteren, wohnen, wo schon viele als Kautschuksammler im Dienst der Kolombianer stehen. Ihre Gesamtzahl wird auf 20 000 und mehr Seelen geschätzt.[6]) Sie sollen noch ausgesprochene Anthropophagen sein. „Uitóto" ist ein Schimpfname ihrer feindlichen Nachbarn und heisst im Umáua „Feind".[7]) Die ersten spärlichen Nachrichten über diese Uitóto verdanken wir Crevaux, der aber leider keine Sprachproben sammelte. Ich lernte einige Individuen in einer kolombianischen Ansiedlung am unteren Apaporis kennen und konnte von der Horde der Káimö grösseres sprachliches Material aufnehmen.

---

1) Martius: Reise. III. 1240 ff. Beiträge I. 535 ff. — Ehrenreich a. a. O. 56.
2) Rechter Nebenfluss des oberen Yapurá.
3) Martius Beiträge. I. 534.
4) Ehrenreich a. a. O. 56.
5) Martius a. a. O. I 536.
6) Der Rio Carapaná der Karten wird auch „Cara-paraná" genannt, vgl. Enrique Espinar: El Rio Igara-parana, in: Boletin de la Sociedad Geografica de Lima. Bd. XV, S. 60 ff. Lima 1904.
7) Crevaux: Voyages etc. S. 368.

Als weitere Horden wurden mir angegeben: Hairúya, Yáhänä, Kotúhänä, Sőuäni u. a., die sich sämtlich mit Hilfe ihrer eigenen Idiome untereinander verständigen können. Mit der Karaibengruppe, der man das Uitóto bisher infolge gänzlichen Mangels an Sprachproben zurechnete, hat es nicht das geringste zu tun, vielmehr bilden alle diese Dialekte, deren zahlreiche Vertreter von ihren Nachbarn, ähnlich wie die sogen. Makú, unter einem Namen zusammengefasst werden, eine besondere, die Uitóto-Gruppe.

Fig. 15.

Uitóto-Sőuäni mit Bemalung im Gesicht und an den Armen.
(Igára-paraná; Rio Içá.)

In ihrem körperlichen Habitus unterscheiden sich diese Uitóto wesentlich von ihren Nachbarn. Es sind durchschnittlich kleine, wenn auch wohlproportionierte Leute mit fast negerartiger Gesichtsbildung (Fig. 15). Manche tragen breite Ohrrollen, so dass die Ohrläppchen bisweilen bis auf die Schultern herabhängen. Doch verschwindet diese Sitte allmählich. Kulturell stehen sie weit hinter den anderen Stämmen dieser Gegenden zurück, wenn auch z. B. die Trommeltelegraphie bei ihnen sehr ausgebildet ist. Ihre höherstehenden Nachbarn sehen auf sie mit Hass und Verachtung herab. Die Umáua-Hianákoto bezeichneten mir die Uitóto geradezu als „Makú", was auch Coudreau ausspricht, wenn er sagt, die Makú fänden sich auch am oberen Yapurá, wo sie „Ouitotos" genannt

würden.[1]) Vielleicht haben wir daher auch die Uitóto als Reste einer ursprünglicheren Bevölkerung anzusehen.

Ein mit fremden Bestandteilen stark durchsetztes Glied der Uitoto-Gruppe stellt die von Castelnau am oberen Amazonas aufgenommene Sprache der sogen. „Orejones“ dar[2]), was ich an anderer Stelle nachweisen werde. Auch das Idiom der „Miranha-Carapana-Tapuya“[3]) zeigt Anklänge an das von mir aufgezeichnete Uitoto.

Aus meinen umfangreichen Wörterlisten, die zum Teil zahlreiche Texte enthalten, gebe ich im folgenden einige wenige Proben, die zur Klassifizierung der einzelnen Sprachen genügen.

Alphabet und Habitus der Sprachaufnahmen des Verfassers.

Vokale:

a, *e*, *i*, *o*, *u* wie im Deutschen.

ā = Länge. Wo der Längsstrich fehlt, werden die Vokale mehr oder weniger kurz ausgesprochen.

ắ = betonte Kürze, wie bei allen anderen Vokalen.

á = Wortakzent.

ã = nasaliert. Alle Vokale kommen nasaliert vor, besonders in den Betoyasprachen.

() = eingeklammerte Vokale sind kaum hörbar.

ę = sehr offenes „e“, ähnlich dem deutschen „ä“, dem französischen „ai“.

ẹ = reduziertes „e“, besonders im Auslaut.

e̥ = stark gutturales „e“, bisweilen wie „u“ im englischen „hut“ (so im Makú), bisweilen sehr dumpf, wie gutturales deutsches „ö“ (so im Kobéua).

å = englisches „a“ in „walk“.

u̥ = zwischen „u“ und „o“ schwer zu unterscheidender Laut (z. B. im Yavitero).

w = konsonantisches „u“ wie das englische „w“ in „water“.

y = konsonantisches „i“ wie das englische „y“ in „youth“.

o͜a = stark zusammengezogen gesprochen.

ai̯ = getrennt gesprochen.

---

1) Coudreau a. a. O. II. 161.

2) Francis de Castelnau, Expédition dans les parties centrales de l'Amerique du Sud. Histoire du voyage. Bd. V, S. 6ff. u. S. 294f. Paris 1851. Martius a. a. O. II. 297f.

3) Martius a. a. O. II. 277ff. Diese „Miranha-Carapana-Tapuya“ lagen zu Martius' Zeit mit anderen „Miranhas“ im Innern und mit den Umáua in erbitterter Fehde. Vgl. Reise III. 1243.

Konsonanten:

b, *d*, *g*, *k*, *m*, *n*, *p*, *r*, *s*, *t* wie im Deutschen.

h = deutsches „h“ in „haben“.

γ = weicher gutturaler Reibelaut (Makú, Uitóto), etwa gleich dem englischen „g“ in „good“.

() = eingeklammerte Konsonanten sind kaum hörbar.

ł = Laut zwischen „l“ und „r“ ähnlich dem rollenden polnischen *ł*; bald nach diesem „$ł_r$“, bald nach jenem „$ł_l$“ hinneigend; am meisten verschwommen ist dieser Laut im Umáua-Hianákoto.

Ein reines „l“ kommt kaum vor; am reinsten noch in einigen Aruaksprachen, z. B. Yavitero, Uarekená u. a.

š = französisches „ch“ in „chercher“.

ž = französisches „j“ in „jeter“.

th = englisches „th“ in „thought“ (nur im Yavitero).

φ = Laut zwischen „p“, „h“ und „f“, bisweilen wie ein geteilt gesprochenes gehauchtes „ph“ (Tuyúka, Bará, Tsölá). Im Uitóto wie ein sehr weiches „f“.

ṅ = deutsches „ng“ in „Engel“.

χ = gutturaler Reibelaut am hinteren Gaumen gebildet, bisweilen gleich einem stark gutturalen „h“ („h_χ“ im Kueretú und Uitóto); bisweilen = deutsches „ch“ in „Nacht“.

$\acute{\chi}$ = deutsches „ch“ in „nicht“.

Bemerkungen zu den einzelnen Sprachen:

Uarekéna: „s“ häufig gelispelt, aber nicht das englische „th“.

Makú: „*o*“ immer guttural, ähnlich dem portugiesischen „ó“.

„*ȩ*“ sehr scharfes deutsches „ä“, französisches „ai“.

Das auslautende „*n*“ schliesst unmittelbar an die sehr weichen Laute „d“ und „γ“ an und ist kaum durch ein stark reduziertes „e“ zu trennen und bisweilen kaum hörbar.

Die Sprache ist sehr undeutlich, leise, abgebrochen, mit häufigem Stocken im Wort, scheu wie das ganze Wesen dieser Waldbewohner.

Miránya: „*e̥*“ am vorderen Gaumen gesprochen, klingt fast wie deutsches „ü“, deshalb bei Martius überall „ü“ geschrieben.

„*ȩ*“ sehr breiter, mit offenem Mund im Rachen aspiriertes deutsches „ä“, französisches „ai“, wie überhaupt alle Vokale im Miránya mit offenem Mund und hässlich breit ausgesprochen werden.

Kobéua: Fast alle Vokale werden sehr dumpf guttural und nasal ausgesprochen.

Uitóto: Sämtliche vokalischen Endungen werden guttural ausgesprochen.

Umáua-Hianákoto: „*e̥*“ im Inlaut am vorderen Gaumen hervorgebracht; im Auslaut unrein, fast wie reduziertes „i“.

Yahúna: Hat einen Laut zwischen „l", „r" und „d", fast wie ein „ł" mit leichtem d-Nachschlag. Derselbe Laut findet sich, wenn auch nicht so ausgeprägt, in den Sprachen des Pira-paraná, z. B. Erúlia, Tsölá u. a.

Wörterverzeichnisse der behandelten Stämme.

Baníwa vom Guainía und Atabapo. Wallace, Crevaux, Montolieu, Chaffanjon siehe Baníwa.

Baníwa von Javita. Wallace, Montolieu siehe Yavitero.

Baníwa vom Içána. Wallace siehe Karútana.

Baníwa. I. A. Wallace: A. Narrative Of Travels On The Amazon And Rio Negro. London, 1853, S. 520ff.
II. J. Crevaux: Bibliothèque Linguistique Américaine. Paris, 1882, Bd. VIII, S. 253ff.
III. J. Montolieu: Ebenda S. 276ff.
IV. J. Chaffanjon: L'Orénoque et le Caura. Paris, 1889, S. 337ff.
V. Th. Koch: Aufgenommen am Rio Negro mit Indianern vom Guainía 1903.

Bará. Koch. Aufgenommen am Alto Tiquié 1904.

Baré. I. Spix bei Martius: Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas zumal Brasiliens. Leipzig 1867, S. 230/231.
II. Wallace a. a. O. 520ff.
III. Crevaux a. a. O. 251ff.
IV. Montolieu a. a. O. 284ff.
V. Chaffanjon a. a. O. 330ff.
VI. Koch. Aufgenommen am Rio Negro mit Indianern vom Casiquiare 1903.

Buhágana. Koch. Aufgenommen am Tiquié mit Indianern vom Dyí-Igarapé (Pira-paraná) 1904.
Ergänzt am Apaporís 1905.

Carijona. Crevaux siehe Umáua.

Cobeu. Wallace siehe Kobéua.

Coretu. Martius siehe Kueretú.

Curetu. Wallace siehe Yupúa.

Desána. Koch. Aufgenommen am Tiquié 1904.

Diikána. Koch siehe Tuyúka.

Erúlia. Koch. Aufgenommen am Tiquié mit Indianern vom Pira-paraná 1904.
Ergänzt am Pira-paraná 1905.

Hianákoto. Koch siehe Umáua.

Ímihitä. Koch siehe Miránya.

Jaúna. Martius siehe Yahúna.

Jucuna. Natterer siehe Yukúna.

Jupuá. Martius siehe Yupúa.

Káimö. Koch siehe Uitóto.

Karútana. I. Wallace a. a. O. 520ff.
II. Koch aufgenommen am Içána 1903.

Kobéua. I. Wallace a. a. O. 520ff.
II. Koch. Aufgenommen am Aiarý 1903 und am Cuduiarý 1904.

Kueretú. I. Martius a. a. O. 164ff.
II. Koch. Aufgenommen am Apaporís 1905.

Makú. Koch. Aufgenommen am Curicuriarý 1903.
Koch. Aufgenommen am Tiquié 1904.
Koch. Aufgenommen am Caiarý 1904.

Miranha. Martius siehe Mirány a.

Mirány a. I. Martius a. a. O. 279ff.
II. Koch. Aufgenommen am Apaporís 1905; Horde Ímihitä.

Oaliperi-dákeni. Koch siehe Siusí.

Pirá-tapuyo. Koch siehe Uaíkana.

Pisá-tapuyo. Koch siehe Uásöna.

Siusí. Koch. Aufgenommen am Rio Negro und Aiarý 1903.

Tariána. I. Wallace a. a. O. 520ff.
II. H. Coudreau: La France Équinoxiale. Paris 1887. Bd. II, S. 474ff.
III. Koch. Aufgenommen am Rio Negro mit Indianern von Ipanoré 1903 und in Yauareté am Caiarý 1904.

Tsölá. Koch. Aufgenommen am Tiquié mit Indianern vom Dyí-Igarapé (Pira-paraná) 1904.

Tucano. Wallace, Coudreau, Pfaff siehe Tukano.

Tukáno. I. Wallace a. a. O. 520ff.
II. Coudreau a. a. O. 464ff.
III. F. Pfaff: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Jahrgang 1890, S. 596ff.
IV. Koch. Aufgenommen am Rio Negro 1903 und am Tiquié 1904.

Tuyúka. Koch. Aufgenommen am Alto Tiquié 1904.

Uaíana. Koch. Aufgenommen am Tiquié mit einer Indianerin vom Alto Papurý 1904.

Uaíkana. Koch. Aufgenommen am Rio Negro mit einem Indianer vom Caiarý 1903.

Uanána. Koch. Aufgenommen am Caiarý 1903 und 1904.

Uarekéna. Koch. Aufgenommen am Alto Rio Negro 1904.

Uásöna. Koch. Aufgenommen am Alto Caiarý 1904.

Uitóto. Koch. Aufgenommen am Apaporís 1905; Horde Káimö.

Umáua. I. Crevaux a. a. O. 35ff.; „Carijona" vom Alto Yapurá.
II. Koch. Aufgenommen am Alto Caiarý mit Hianákoto vom Macáya (Alto Apaporís) 1904.

Winá. Koch siehe Desána.

Yahúna. I. Martius a. a. O. 281.
II. Koch. Aufgenommen am Apaporís 1905.

Yavitero. I. Wallace a. a. O. 520ff.
II. Montolieu a. a. O. 281ff.
III. Koch. Aufgenommen am Alto Rio Negro 1904.

Yukúna. I. Natterer bei Martius a. a. O. 253.
II. Koch. Aufgenommen am Apaporís 1905.

Yupúa. I. Martius a. a. O. 275/276.
II. Wallace a. a. O. 520ff; irrtümlicherweise mit „Curetú" bezeichnet, aber unzweifelhaft reines Yupúa.
III. Koch. Aufgenommen am Apaporís 1905.

Schreibweise der Autoren.

Chaffanjon: französische Schreibweise.
Coudreau: portugiesische Schreibweise.
Crevaux: französische Schreibweise.
Koch: phonetische Schreibweise.
Martius: deutsche Schreibweise.
Montolieu: spanische Schreibweise.
Natterer: deutsche Schreibweise.
Pfaff: phonetische Schreibweise.
Spix: deutsche Schreibweise.
Wallace: englische Schreibweise.

Die Stämme nach Sprachgruppen geordnet.

I. Aruak-Gruppe.

Seite

1. Baníwa 167
2. Baré 167
3. Karútana 169
4. Siusí 168. 171
5. Tariána . . . 173. 175. 184
6. Uarekéna 167
7. Yavitero 168
8. Yukúna 187

II. Betoya-Gruppe.

Seite

1. Bará 183. 184
2. Buhágana 184
3. Desána 183. 184
4. Erúlia 184
5. Kobéua . . . 171. 176. 177
6. Kueretú 186. 187
7. Tsölá 184
8. Tukáno . . . 172. 183. 184
9. Tuyúka . . . 183. 184. 186
10. Uaíana 178
11. Uaíkana 174
12. Uanána 175. 176
13. Uásöna 178
14. Yahúna 185. 186
15. Yupúa 186. 187

III. Karaiben-Gruppe.

Seite

1. Carijona 182
2. Hianákoto 181. 182. 183

IV. Makú-Gruppe.

Seite

1. Makú (Rio Curicuriarý) 179. 180. 189
2. Makú (Rio Tiquié) 179. 180. 184. 189
3. Makú (Rio Papurý—Caiarý—Querarý) 179. 180. 189

V. Mirányа.

Seite

Imihitä 184. 187. 188

VI. Uitóto-Gruppe.

Seite

Káimö 188. 189. 190

Aruak-Gruppe.

Aufnahmen des Verfassers.

Deutsch.	Baré.[1])	Baníwa.[2])	Uarekéna.	Yavitéro.[3])	Karútana.[4])
1. Zunge	*huanḗne*	*notā́łẹ*	*nonḗne*	*notā́te*	*nuı̋nene*
2. Zahn	*huā́hai*	*nā́ši*	*nṓyẹ*	*nā́thi*	*nū́yai*
3. Nase	*huatī́*	*nṓyapa*	*nuitā́ku*	*nụšīui*	*nutā́ku*
4. Mund	*huanṓma*	*nanū́ma*	*nonū́ma*	*nanū́ma*	*nū́numa*
5. Auge	*huaoī́ti*	*nabṓłihi*	*nṓbui*	*nahṓlisi*	*nṓti*
6. Ohr	*huadā́tini*	*nodā́nipara*	*nṓhui*	*nụtā́sine*	*nū́ẹni*
7. Kopf	*huadṓsiẹ*	*nobṓhu*	*nṓiua*	*nụsī́hụ*	*nū́ita*
8. Wasser	*ṓni*	*wḗni*	*ṓni*	*wḗni*	*ṓni; ū́ni*
9. Feuer	*gamḗni*	*ā́ši*	*iχsī́de*	*kā́thi*	*tī́dže*
10. Sonne	*gamū́; gamṓho*	*amṓši*	*kamṓi*	*kamṓthi*	*kā́mui*
11. Mond	*kī́*	*ašī́da*	*kḗri*	*kḗri*	*kẹ́ri*
12. Stern	*wī́nati*	*wīminā́łi*	*iwī́ri*	*wī́nẹ*	*hī́wiri*
13. eins	*bakunā́kałi*	*pẹyā́ło*	*apā́basa*	*hasiā́na*	*ā́apḗtsa*
14. zwei	*pekū́namẹ*	*ẹnā́ba*	*dauntā́sa*	*tsinā́ha*	*ntsā́mẹ*
15. drei	*klikū́namẹ*	*terḗtsi*	*mabaitalī́sa*	*tẹrḗsi*	*mā́dałi*

Aufnahmen anderer Autoren.

1) Baré.

	I.	II.	III.	IV.	V.
1. Zunge	nuneny	(no)néna	—	—	inene
2. Zahn	noy	(na)hei	nahay	—	heheyi
3. Nase	noty	(nu)tí	nonoti	—	itti
4. Mund	nunuma	(no)núma	nou-nouma	vi-nama	inuma
5. Auge	nauîty	(nu)iti	nouiti	vi-jiti	iwiti
6. Ohr	—	—	no-datini	—	idatini
7. Kopf	nototia	(na)dúsia	no-dosia	—	dosia
8. Wasser	ony	úni	ouni	—	huni
9. Feuer	ghamêny	camíni	caméni	—	cameni
10. Sonne	ghamu	camu	camoho	—	camuhu
11. Mond	ky	k(h)é, t(h)é	huinéti (= Stern)	—	ki
12. Stern	oinaty	wénadi	—	—	wuinaddi
13. eins	makuty	bucunákilhi	baconacay	—	bacanacari
14. zwei	pikûna	micúnumª	biconana	—	bicunama
15. drei	kilikunama	tricúnumi	kiliconama	—	kirikunama
	(Nach Spix bei Martius a. a. O. S. 230/231.)	(Nach A. Wallace a. a. O. S. 520 ff.)	(Nach J. Crevaux a. a. O. S. 251 ff.)	(Nach J. Montolieu a. a. O. S. 284 ff.)	(Nach J. Chaffanjon a. a. O. S. 330 ff.)

Aufnahmen anderer Autoren.

2) Baniwa vom Guainía und Atabapo.

	I.	II.	III.	IV.
1. Zunge	patáli	—	—	nhotare
2. Zahn	(ná)si	narsi	na-tchi	narsi
3. Nase	(nú)yapeu	—	—	noyafa
4. Mund	enomá	—	no-momà	nanumma
5. Auge	(no)fúrli	—	—	naporhi
6. Ohr	—	—	—	notarifaṙa
7. Kopf	nobu	—	nombo	nohoboho
8. Wasser	wéni	—	ueni	weni
9. Feuer	ársi	arsi	—	arsi
10. Sonne	námouri	amorci, patséarona	atamorchi	amursi
11. Mond	narhíta	pia, aucita	achita	asita
12. Stern	uimínari	ouiouinari	asoṙóperi	amereṙri
13. eins	yabibulim	—	—	—
14. zwei	enábe	—	—	—
15. drei	yabebuli	—	—	—
	(Nach A. Wallace a. a. O. S. 520 ff.)	(Nach J. Crevaux a. a. O. S. 253 ff.)	(Nach J. Montolieu a. a. O. S. 276 ff.)	(Nach J. Chaffanjon a. a. O. S. 337 ff.)

Eine weitere Wörterliste des „Baníwa vom Guainía" wurde im Jahre 1886 im „Resumen de las actas de la Academia venezolana" durch Sixto Melgarejo veröffentlicht. Vgl. Compte-Rendu du Congrès International des Américanistes. VII. Session. Berlin 1888. S. 515. Berlin 1890.

3) Baniwa von Javita. — 4) Baniwa vom Içána.

	3) I.	3) II.	4)
1. Zunge	(wa)táli	—	(nu)niñe
2. Zahn	(wa)thi	—	(no)yeihei
3. Nase	(wa)síwi	—	(ni)tucú
4. Mund	(wa)nóma	—	(no)numá
5. Auge	(wa)hólisi	—	(nu)íti
6. Ohr	—	—	—
7. Kopf	(wa)sího	—	(nhú)ideu
8. Wasser	wéni	ueni	úni
9. Feuer	cáthi	—	tidgé
10. Sonne	—	—	camuí
11. Mond	énoo	—	kerí
12. Stern	—	—	hiwiri
13. eins	—	—	cadúdi
14. zwei	—	—	djámi
15. drei	—	—	madállipa
	(Nach A. Wallace a. a. O. S. 520 ff.)	(Nach J. Montolieu a. a. O. S. 281 ff.)	(Nach A. Wallace a. a. O. S. 520 ff.)

Aruak-Gruppe.

Aufnahmen des Verfassers.

Deutsch.	Siusí.	Tariána.[1]	Yukúna.[2]
1. Zunge	*nuenĕ́ne*	*uẹ́nene*	*nułẹ́na*
2. Zahn	*nuĕ́tsa*	*uẹ́*	*nôĭ́*
3. Nase	*nitắku*	*ueχ́tắku*	*nutắku*
4. Mund	*nunŭ́ma*	*uanū́ma*	*nunū́ma*
5. Auge	*nŭ́ti*	*pātī́da; pātīra*	*nûχłŭ́*
6. Ohr	*nŭ́eni*	*uehẹ̄ni*	*n(o)u(χ)huĭ́*
7. Kopf	*niuĭ́ta*	*paχhuī́da*	*nùiłắ*
8. Wasser	*ŭ́ni*	*ŭ́ni*	*ū́ni*
9. Feuer	*tĭ́dse*	*tšiắua*	*tsiắ*
10. Sonne	*gắmui*	*kẹ́ri*	*kămŭ́*
11. Mond	*kĕ́ri*	*kẹ́ri*	*kẹ́ri*
12. Stern	*ḥiwĭ́ši; hiuĭ́ši*	*wītsudắpe*	*hiwirĭ́; hiuirĭ́*
13. eins	*apaĭ́ta; apắba*	*păda*	*paχłŭ́asa*
14. zwei	*dsamắpa*	*yamăite*	*hiamắ*
15. drei	*ma(n)dalĭ́apa*	*māndắlite*	*uẹsikiẹ́łẹ*

Aufnahmen anderer Autoren.

	1) Tariana. I.	1) Tariana. II.	2) Jucúna.
1. Zunge	(no)énana	—	nolenau
2. Zahn	(nó)e	uedápe	noim
3. Nase	(no)tákhu	itacù	nutacú
4. Mund	(no)núma	—	nunuma
5. Auge	(nó)ti	nutidá	noeloo
6. Ohr	—	moéni	nooi
7. Kopf	(nhu)hída	—	naoiló
8. Wasser	úni	uni	ohni
9. Feuer	tsiaúa	ciauá	seió
10. Sonne	kéthi	—	camú
11. Mond	kéthi	—	pueri (offenbar Druckfehlerf. „queri"=„keri")
12. Stern	uallípele (= Plejaden)	—	—
13. eins	paíta	—	—
14. zwei	yamhémpa	—	—
15. drei	mandárlipa	—	—
	(Nach A. Wallace a. a. O. S. 520ff.)	(Nach H. Coudreau a. a. O. S. 474ff.)	(Nach Natterer bei Martius a. a. O. S. 253.)

Betoya-Gruppe.

Aufnahmen des Verfassers.

Deutsch.	Tukáno.[1])	Uanána.	Uaíkana	Tuyúka	Bará.
1. Zunge	*yê(e)mḗnõ*	*ya(a)mā́nõ*	*mãnṓ*	*yemḗnò*	*yḗmênõ*
2. Zahn	*u̇χpī́ri*	*pī́ri; pī́di*	*uχpī́ri*	*uχφῐ́*	*uχφῐ́*
3. Nase	*ĕ̄kḗâ*	*kḗ̥nõ*	*ekĕ́ã*	*ẽχ́kḗã*	*èχ́kḗã*
4. Mund	*e̥χsḗro*	*de̥χsḗro*	*desḗro*	*e̥χsĕ́ro*	*ĕ́hēro*
5. Auge	*kaχpḗri*	*k(a)χpắdi*	*kaχpḗ̱a*	*kaχφĕ́a*	*kắχφea*
6. Ohr	*o(o)mḗpero*	*ka(a)mṓnô*	*kamṓno*	*kãmṓφero*	*âmṓφero*
7. Kopf	*d(e)χpŏ́a*	*daχpŭ́e̥*	*daχpū́a*	*de̥χφŭ́u̥*	*dé̥χφea*
8. Wasser	*aχkŏ́; oχkŏ́*	*kŏ́*	*aχkṓ*	*oχkŏ́*	*oχkŏ́*
9. Feuer	*peχ́kắme̥e̥*	*pχ́tχ́ā́ka*	*pe̱χ́kā́ka*	*peχ́kắmene*	*peχ́kắme*
10. Sonne	*mũhḗpũ*	*sḗ*	*aχsĕ́*	*mũhī́φũ*	*mũhī́φû*
11. Mond	*mũhī́pũ*	*sḗ*	*aχseyamī́keno*	*mũhī́φû*	*mũhī́φũ*
12. Stern	*yãχkõā́*	*yapī́tχ́oa*	*yapī́koa*	*yãχkôā́*	*yõχkõā́*
13. eins	*nì(i)kā́nõ*	*ké̥łiã*	*aχkakirṓ*	*tχ́iχ́kắło*	*hiχ́kăga*
14. zwei	*pe̥ā́ro*	*pe̥ā́ro*	*pé̥aro*	*pe̥ắło*	*pe̥ăga*
15. drei	*ī(i)tiắro*	*tĭ́aro*	*tĭ́aro*	*iχ́tiĕ́ro*	*iχ́tĭ́aga*

Aufnahmen anderer Autoren.

1) Tucano.

1. Zunge	iáméro	yéménó	žeme̱no̥
2. Zahn	o^{gh}píri	upiry	o̥piri
3. Nase	íchken^{g}a	ekéá; ekaá	e̥kenha
4. Mund	igséro	seró	essero̥
5. Auge	cáchperi	caperi	kape̱ga
6. Ohr	—	umepero	meperokope (= Ohrloch)
7. Kopf	righpóah	dipuá	deχpoga
8. Wasser	óghcogh	ocó	o̥ko̥
9. Feuer	pekhámi	pécaméê	pikăme
10. Sonne	uípo	muipú; muînpuïm	mohīpote̥
11. Mond	uípo	mamanunpó	mo̥hĭpo̥
12. Stern	uáhcoa	jacunhâ	yokottera (= Plejaden)
13. eins	nekeú	nicáá	ne̥ké
14. zwei	piána	—	piana
15. drei	itiána	—	itiana
	(Nach A. Wallace a. a. O. S. 520 ff.)	(Nach H. Coudreau a. a. O. S. 464 ff.)	(Nach F. Pfaff a. a. O. S. 596 ff.)

Betoya-Gruppe.
Aufnahmen des Verfassers.

Deutsch.	Uaíana.	Uásöna.	Buhágana.	Tsölá.
1. Zunge	*yẽ́mẽnõ*	*yêmẽ́nõ*	*yêmẽ́nõ*	*yêmẽ́nõ*
2. Zahn	*ṓpi*	*ṓpi*	*guhĭ́*	*oχφĭ́*
3. Nase	*ẹ̃́kẽã*	*˜kẽ́ã*	*ĩ́ñyã*	*ĩ́χkẽã*
4. Mund	*ẹ́sero*	*ẹ(d)séro; ẹ(d)sẹ́ro*	*łiχsĕ́*	*łihĕ́*
5. Auge	*kắpe*	*kapẹ́ka*	*kắχea*	*kắχφea*
6. Ohr	*kâmṓpero*	*kamṓpero*	*gâmṓłô*	*âmṓłõ*
7. Kopf	*dĕ́pouẹ*	*depṓuẹ*	*łiχhṓga*	*riχφṓa; liχφṓa*
8. Wasser	*ṓko*	*ṓko*	*ĭ́dẹ*	*ṓχko*
9. Feuer	*pekắme*	*pẹkámẹ*	*hĕ́ame*	*pẹ́ro*
10. Sonne	*mũhĩ́pûê*	*mũhĩ́pẹ*	*ṓmâkãyĭ*	*mûhĩ́φû*
11. Mond	*mũhĩ́pũẽ*	*mũhĩ́pẹ*	*yâmĩ́gage ṓmâkãyĭ*	*mũhĩ́φũ*
12. Stern	*yôkôắ*	*yõkṓã*	*yôχkṓã*	*yṓχkôã*
13. eins	*ìkắpẹleko*	*hìkắłò*	*kṓłâ*	*hĩ́kã*
14. zwei	*pẹápẹleko*	*pẹắłô*	*hẽ́àłã*	*pẹ́ga*
15. drei	*itiắpẹleko*	*itíâłô*	*ẹdíâłã*	*iχtíaφẹ*

Betoya-Gruppe.
Aufnahmen des Verfassers.

Deutsch.	Erúlia.	Desána.	Yupúa.[1]	Yahúna.[2]
1. Zunge	*yêmẽ́nò*	*nẹ́riru*	*dṓło*	*nẹnṓkẹka*
2. Zahn	*guhĭ́*	*guhíkụłi*	*gṓχpẹga*	*ōpía*
3. Nase	*ĩ́ñyã*	*ĩ́ñinũ*	*ẹ́(ñ)gẹłê*	*ṓmẹ*
4. Mund	*łisĕ́*	*diχsíro*	*dĭ́χsi*	*dihokṓpẹ; łihokṓpẹ*
5. Auge	*kắχea*	*kuíri*	*yẹ́łẹ*	*yã(a)kôắ*
6. Ohr	*gâmṓnò*	*gã(a)mĩ́nô*	*(ñ)γắmù*	*āmụ́*
7. Kopf	*liχhṓa; riχhṓa*	*deχpúru*	*kụ́ẹłẹ*	*dụpụkṓa; łụpụkṓa*
8. Wasser	*oχkṓ*	*deχkṓ*	*dẹ́χko*	*ṓkoa; hṓkoa*
9. Feuer	*hẹ́ame*	*pẽáme*	*pĭ́ẹłẹ*	*pẹkắ*
10. Sonne	*mûhĩ́hũ*	*ābẹ́*	*auẹ́*	*ihía; ạiyagắ*
11. Mond	*yâmĩ́ãgẹ*	*ābẹ́*	*yamímagẹắuẹ*	*yắmigakiai(d)yắ; yắmigakạiyagắ*
12. Stern	*yṓχkô*	*nẹ́yãχkã*	*yoχkṓło*	*tã(a)pĩ́ã*
13. eins	*kohṓga*	*yũhṹyẹ*	*tžuū(d)yắ*	*ĩ́nôho*
14. zwei	*hẹ́āga*	*pẹ́yeẹ*	*a(χ)pẹ(d)yắ*	*ípo*
15. drei	*ẹdíāga*	*ẹłẹ́yẹ*	*āłẹ(d)yắ*	*mákałako*

Betoya-Gruppe.

Aufnahmen des Verfassers.

Deutsch.	Kobéua.[3])	Kueretú.[4])	Deutsch.	Kobéua.[3])	Kueretú.[4])
1. Zunge	*hẹmẹ́do*	*siắmẹłako*	9. Feuer	*toắ*	*hẹ́kiẹkiẹ̥*
2. Zahn	*hikopí̆*	*sí̆kohiri*	10. Sonne	*āuiyắ*	*hắ-ia*
3. Nase	*uẹ́ka*	*sikõmẹ́o*	11. Mond	*āuiyắ yãmī́kakẹ̥*	*hắ-ia*
4. Mund	*hihẹ́kamũ*	*sī́risẹpu̥*	12. Stern	*abiắkoa*	*yắkohe*
5. Auge	*hiyakṍli*	*siakṓkia*	13. eins	*kũinā́łõ*	*nā́marẹ̥*
6. Ohr	*hikāmukắ*	*sikiaū́łò*	14. zwei	*pẹ̥kā́łôã*	*nahā́rakiārẹ̥*
7. Kopf	*hipṓbẹ̥*	*sī́roho*	15. drei	*(d)yṓpẹkẹ̥łòã*	*masī́rakiārẹ̥*
8. Wasser	*okṓ*	*kṓtapu*			

Aufnahmen anderer Autoren.

	1) Jupuá. I.	Curetú. II.	2) Jaúna.
1. Zunge	to(a)ro(á)	dolóʳ	—
2. Zahn	gobäckaá	gophpecuh	—
3. Nase	angüné	ergílli	—
4 Mund	thischüh	dishí	—
5. Auge	thüüre	yeëllúh	—
6. Ohr	gniámŏ	—	—
7. Kopf	cóëre	cuilrí	—
8. Wasser	thäco	deco	hóggoa
9. Feuer	pierí	piúˡre	pähgá
10. Sonne	hauvä	aoué	ahijagö
11. Mond	hauwä-thüva (= Vollmond)	iamímaíga	ahijagö-jamigagi
12. Stern	jocheó	omoari	—
13. eins	schóogö	tchudyú	—
14. zwei	apära	apaᵈyú	—
15. drei	hàhräa	arayú	—
	(Nach Martius a. a. O. S. 275/276).	(Nach Wallace a. a. O. S. 520 ff. irrtümlicherweise mit „Curetú“ bezeichnet, aber unzweifelhaft reines Yupúa.)	(Nach Martius a. a. O. S. 281.)

	3) Cobeu.	4) Coretú.		3) Cobeu.	4) Coretú.
1. Zunge	erimendó	hiamöleckó	10. Sonne	ouiá	há-ië
2. Zahn	coping	cóohürö	11. Mond	ouiá	ahüá; haiapúckü
3. Nase	nuenca	cauméa	12. Stern	ambiócowa	jockohöh
4. Mund	ihécuno	liissäpó	13. eins	cuináki	námacgö
5. Auge	yacóli	siackockö	14. zwei	picano	lághaga
6. Ohr	—	giamuhänalagh	15. drei	nopécuno	matschira giamácke
7. Kopf	ipóbu	sirohó		(Nach Wallace a. a. O. S. 520 ff.)	(Nach Martiu a. a. O. S. 164 ff.)
8. Wasser	óghcógh	coótabu			
9. Feuer	touá	ae-gacaé			

Karaiben-Gruppe.
Aufnahme des Verfassers.

Deutsch.	Umáua-Hianákoto.[1])	Deutsch.	Umáua-Hianákoto.[1])
1. Zunge	*yinyíko*	9. Feuer	*mahŏto*
2. Zahn	*yẹ̄li*	10. Sonne	*wẹ́i*
3. Nase	*yonăłi*	11. Mond	*nűnẹ*
4. Mund	*yẹ́tałi*	12. Stern	*(d)siłíkẹ*
5. Auge	*yẹnűłu*	13. eins	*tẹ̄́nyi*
6. Ohr	*banăłi*	14. zwei	*sẹkẹ́nẹłẹ*
7. Kopf	*bŭ̄tuhẹ*	15. drei	*tsẹ̄łăuẹłẹ*
8. Wasser	*tűna*		

Makú-Gruppe.
Aufnahmen des Verfassers.

Deutsch.	Makú. (Rio Curicuriarý.)	Makú. (Rio Tiquié.)	Makú. (Rio Papurý-Caiarý-Querarý.)
1. Zunge	*nokẹ̄́pa*	*nokẹ̄́dn*	*nẹ́(γ)*
2. Zahn	*tăk(i)*	*tăγn*	*mạ̄ụ̄́*
3. Nase	*tŏit(e)*	*toĭdn*	*uẹ́γna; wẹ́γna*
4. Mund	*nŏ̄*	*no(d)žĭdn*	*haγtχű*
5. Auge	*tẹ́m*	*tapẹ́γn*	*kíbnda*
6. Ohr	*kűi*	*buitŏγn*	*munitχŭ̄*
7. Kopf	*nu*	*nű*	*uaitĭbn*
8. Wasser	*nẹ́χ*	*(n)dé*	*mă̄*
9. Feuer	*bẹhaű*	*(n)déγnhŏ̄*	*tẹkẹ́(d)*
10. Sonne	*χōdẹ́m*	*uẹrhŏ̄*	*yẹụ̆̄*
11. Mond	*tχ̆ẹmhó*	*tχẹĕbnhaiăb*	*uĭdn*
12. Stern	*tamẹ́*	*ueramẹ́*	*kẹ́ĭyoa*
13. eins	*mẹ̄́(id)*	*taĭyā̆bā̆*	*bĭgnōű*
14. zwei	*tẹ́m(id)*	*(m)b(e)ẹ́*	*tχẹ́nẹōū̆*
15. drei	*matnẹuáp*	*mŏ̄neguab*	*bẹχkămânōū̆*

Miránya.
Aufnahme des Verfassers.

Deutsch.	Miránya-Ímihitä.[2])	Deutsch.	Miránya-Ímihitä.[2])
1. Zunge	*mẹ̄nĕ̄hẹkọa*	9. Feuer	*kẹ̄́hẹgọa*
2. Zahn	*mẹẹkọă̄χẹẹ*	10. Sonne	*nĕ̄ẹba*
3. Nase	*mẹtẹ́χẹo*	11. Mond	*bẹχkŏ̄ẹχpi*
4. Mund	*mẹ́ẹhẹ*	12. Stern	*mẹkĕ̄rekọa*
5. Auge	*maătχẹ*	13. eins	*tsâ̄nẹ-ẹ̄́rẹ*
6. Ohr	*mẹnẹ̄́mẹo*	14. zwei	*minyẹ̄́kẹ̄*
7. Kopf	*mẹ(ẹ)nĭkọaẹ*	15. drei	*mā(a)kĭ̄ni*
8. Wasser	*nẹ́χbaikụ*		

Uitóto-Gruppe.

Aufnahme des Verfassers.

Deutsch.	Uitóto-Káimö.	Deutsch.	Uitóto-Káimö.
1. Zunge	*e̱gé̱ta*	9. Feuer	*rḗ̱ke̥*
2. Zahn	*iχ́sié̱*	10. Sonne	*hitŏ́ma*
3. Nase	*dŏ́φo*	11. Mond	*φé̥ui*
4. Mund	*φŭ́e̱*	12. Stern	*okŭ́to*
5. Auge	*ŭ́ise̥*	13. eins	*dắh͓e̱*
6. Ohr	*ke̥nŏ́be̱*	14. zwei	*mé̱nahe̱*
7. Kopf	*e̥χφŏ́ge̥*	15. drei	*dắh͓e̱ắmani*
8. Wasser	*hắ(n̈)e̥noi*		

Aufnahmen anderer Autoren.

1) Carijona.

1. Zunge	—	9. Feuer	tata
2. Zahn	yéri	10. Sonne	beï
3. Nase	—	11. Mond	nounoua
4. Mund	—	12. Stern	—
5. Auge	yénourou	13. eins	téni
6. Ohr	anari	14. zwei	sekenere
7. Kopf	outouhé	15. drei	seraouéré
8. Wasser	touna		

(Nach Crevaux a. a. O. S. 35 ff.

2) Miranha-Oirá-Açu-Tapuya.

1. Zunge	maghquái	9. Feuer	cöhgĕquöh
2. Zahn	maghünieng	10. Sonne	nöchbá
3. Nase	thathüghöhó	11. Mond	bachgóaba
4. Mund	maghüö	12. Stern	mühcörö
5. Auge	thaungtschüöh	13. eins	tenetohgüné
6. Ohr	mönohmüto	14. zwei	mibághö
7. Kopf	thanüquaco	15. drei	mahgünni
8. Wasser	nöghböghcó		

(Nach Martius a. a. O. S. 279 ff.

Bemerkungen zur Karte.

1. Die Kauyarí wohnen am oberen Apaporís, flussabwärts von den Sitzen der Karaibenstämme, Hianákoto, Tsahátsaha u. a., denen sie schöngearbeitete Blasrohre und Giftpfeilköcher liefern.[1]) Sie haben Masken-

1) Martius a. a. O. I. 471 gibt die „Cauiaris" am Rio Napo an und setzt sie in Beziehung zu den „Omaguas". An einer anderen Stelle (I. 474) führt er sie unter den Stämmen des Yapurá an.

tänze und scheinen in allen möglichen Kunstfertigkeiten, besonders Flechtarbeiten, wohl bewandert zu sein. Nach Angabe der Kobéua des Cuduiarý sind diese Kauyarí „Baníwa“ d. h. Aruak, vor alter Zeit vom Içána über den Caiarý zum Apaporís eingewandert. Sie sprächen dieselbe Sprache, wie die Siusí und Ipéka des Aiarý-Içána. Auf der Karte sind sie deshalb auch als „Aruak“ bezeichnet, aber nur angedeutet, da ich von ihrer Sprache keine Aufnahme machte, sondern mich dabei nur auf die übereinstimmenden Zeugnisse der Indianer stütze. In ihrer Nachbarschaft und als ihnen sprachverwandt wurden mir die Uainambí-tapuyo (Kolibri-Indianer) angegeben. Sie sind vielleicht mit dem noch heute im Quellgebiet des Rio Puré wohnenden Aruakstamm der Uainumá[1]), die nach Wallace auch „Uaenambeus“ genannt werden[2]), in Beziehung zu setzen.

2. Die linken Zuflüsse des Yapurá unterhalb des Apaporís bewohnen anscheinend in grosser Zahl die sogen. Guaríua-tapuyo (Brüllaffen-

1) Martius a. a. O. I. 501f. Sie selbst nennen sich Inabischana. — II. 245ff. Vokabulare von Spix, Martius und Wallace.

2) Wallace a. a. O. 510 und 520, Vokabular.

Indianer).[1]) Sie liegen mit den nordöstlich von ihnen streifenden „Makú“ des Rio Negro-Gebietes in beständiger Fehde, überfallen aber auch von Zeit zu Zeit mit grosser Kühnheit die spärlichen Ansiedlungen der Weissen am Yapurá. Nach Aussage von Indianern des Yapurá, die auf Streifzügen bis zu den Wohnsitzen dieser Wilden gelangt und mit ihnen in feindliche Berührung gekommen waren, sind es grosse und sehr kräftige Leute von sehr lichter Hautfarbe.[2]) Sie hätten grosse, sorgfältig bebaute Pflanzungen und bewohnten geräumige Giebelhäuser, deren Dächer bis auf die Erde reichten. Ihre Kanús seien aus Baumrinde gearbeitet. Als Waffen gebrauchten sie riesige Bogen und Pfeile mit vergifteten Spitzen aus dem harten Holz der Paschiúba-Palme[3]), während ihre Feinde, die Makú, angeblich nur Blasrohr mit Giftpfeilchen haben und Bogen und Pfeil nicht kennen. Welcher Sprachgruppe diese Guaríua angehören, liegt noch völlig im Dunkeln, da über sie ebensowenig etwas Genaueres bekannt ist, wie über das ganze gewaltige Gebiet zwischen dem unteren Rio Negro und dem Yapurá, das ihre Schlupfwinkel bildet.

3. Stammesnamen, die sich bereits in der Literatur eingebürgert haben, sind sowohl im vorhergehenden wie auf der Karte möglichst beibehalten worden, z. B. Tukáno, Desána, Kobéua u. a.; Stämme, die hier zum ersten Male behandelt sind, werden dagegen mit dem Namen bezeichnet, den sie sich in ihrer eigenen Sprache beilegen, z. B. Uaíana, Bará, Erúlia u. a.

(13) Hr. O. Messing spricht

über den Gebrauch des Opiums bei den Chinesen.

Während die Mohnpflanze schon dem Sänger der Jlias bekannt war, scheint sie den Chinesen erst mit Anfang des 7. Jahrhunderts, als zur Zeit der Tang Dynastie die Araber mit China Handel zu treiben begannen, bekannt geworden zu sein.

Aus historischen Überlieferungen[4]) geht hervor, dass im Lande Opium bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hergestellt wurde, der Gebrauch desselben in festem oder flüssigem Zustande aber nur als Medizin stattfand. Erst gegen Ende der Ming Dynastie, also gegen 1644 sehen wir diese Drogue in der Form verwendet, welche der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung in engerem Sinne sein soll, nämlich zum Rauchen.

Wenn ich mir erlaube an dieser Stelle zu Ihnen über „den Gebrauch des Opiums bei den Chinesen“ zu sprechen, so sollen meine

1) Martius a. a. O. I. 564f. gibt „Guariba-Tapuüia, Guaribas, Brüllaffen-Indianer“ auf dem linken Ufer des Rio Negro, an seinen Nebenflüssen Padauirí und Uaracá, an.

2) Zwei kurz vorher gefangene und noch sehr scheue Kinder dieses Stammes sah ich, leider nur vorübergehend, in einer europäischen Ansiedlung am unteren Yapurá. Ihre Hautfarbe war auffallend hell, ähnlich der eines Südeuropäers.

3) Iriartea exorhiza. Ich erhielt am Yapurá einige von diesen Pfeilen, die sich besonders durch die ganz eigenartige Konstruktion des unbefiederten Handendes auszeichnen.

4) Sie finden in einer Broschüre des jüngst verstorbenen, um die Kenntnisse über China hochverdienten Dr. J. Edkins, „Opium, Historical note, or the Poppy in China, Shanghai 1898“ die Angaben weiter ausgeführt.

Angaben nur dazu dienen, eine Frage aufzuwerfen, in welcher Geschichte, Politik, Handel, wissenschaftliche Beobachtungen und Erfahrungen zu weiteren Nachforschungen anregen, eine Frage, welche in deutschen Kreisen noch wenig Beachtung gefunden hat, deren Lösung aber eins der schwerwiegendsten Probleme des fernen Orients genannt werden muss, zu der schon vor 70 Jahren Carl Ritter sich veranlasst sah, durch den Ausspruch Stellung zu nehmen, „dass die progressive Steigerung des Missbrauches in der Verwendung des Opiums der Bevölkerung Ostasiens Gefahr, wenigstens in körperlicher wie in geistiger und sittlicher Hinsicht Verkümmerung drohe, und aus diesem Grunde der ernstesten Beachtung wert sei.“

Das Opiumrauchen hat in China allgemeine Verbreitung gefunden, und die Unsitte ist auch fast überall dahin, wo Chinesen sich niedergelassen haben, ihnen gefolgt, sodass man sagen kann, dass der Geschmack an diesem Reizmittel eine Volkseigentümlichkeit der chinesischen Rasse geworden ist.[1])

Über die Handelsstatistik des Imports von fremdem, d. h. indischem, türkischem und persischem Opium, letztere beide nur in geringen Mengen, finden wir genaue Angaben in den Veröffentlichungen des fremden Seezollamts (Statistical series, Trade reports and returns of trade, published by order of the Jnspector General of Customs). In ihnen finden sich nebenbei auch einige, und zwar die einzigen generellen Angaben über die Anpflanzungen der das Opium liefernden Mohnpflanze (Papaver somniferum) im Inland. Im übrigen sind wir betreffs unseres Themas zumeist auf die Beobachtungen englischer und amerikanischer Missionare, Missionsärzte und auf englische Konsularberichte angewiesen. Eigentümlicherweise halten sich die katholischen Missionare von dieser Frage gänzlich fern.

Behandeln die Missionarberichte zumeist die krassesten Fälle des Opiumrauchens, schildern sie mit den düstersten Farben die Folgen dieses Lasters, und sehen sie eine Abstellung desselben nur durch Eingreifen einer göttlichen Vorsehung möglich, so urteilen die Konsularberichte wesentlich milder über die Frage, die sie mehr von der handelspolitischen Seite auffassen. Sie betrachten das Opium lediglich als Ware, welche ein so merkwürdiges Bindemittel entgegengesetzter Interessen der beiden so grossen Handelsnationen der Erde, der Briten und Chinesen, geworden ist.

Ähnlich sind auch wie ich gleich vorausschicken will die Motive der chinesischen Regierung, die wissentlich das Opiumrauchen gestattet und

---

1) Opium, aus dem Griechischen *ὀπός* Saft gebildet, heisst im Persischen afyûn: im Chinieschen ist, in der Schriftsprache, in phonetischer Nachbildung daraus ein Wort: a fu yung, entstanden, d. i. für Opium als Medizin. Präpariertes Opium wird im allgemeinen yang yao, „fremde Drogue“, oder yang yen, „fremder Rauch“ (Tabak) genannt, meist aber sind es lokale Benennungen, die im Gebrauch sind, wofür das Wort tʻu in Anwendung kommt. tʻu heisst Erde oder lokal, daher Namen wie tʻung tʻu, hsi tʻu, Erde die von Osten, Westen kommt, chuän tʻu, nan tʻu Erde aus (Sze) chuän, aus (Yün)nan; oder (Opium) lokaler Provenienz (also aus Szechuän, Yünnan) u. dergl., hʻei tʻu schwarze Erde. ta tʻu, hsiao tʻu grosse (d. h. in grossen Mengen), kleine, (d. h. in kleinen Mengen gebrauchte) Erde, für Malwa oder Patna Opium (s. später) angewendet.

in den Zöllen und Steuern sowohl auf das importierte Opium als auch auf das im Lande hergestellte Produkt eine hervorragende Einnahmequelle für den Staat findet.

Seine persönlichen Erfahrungen macht wohl Jedermann, der sich kürzere oder längere Zeit im Reich der Mitte aufgehalten hat, sei es mit seiner diesem Genuss huldigenden Dienerschaft, sei es mit seinen kaufmännischen Angestellten, und namentlich sind es auch Reisende, denen wir vorurteilsfreie Berichte über die verheerende Wirkung des Lasters des Opiumrauchens im Innern des Landes verdanken. Eingehende Untersuchungen von streng wissenschaftlicher Seite über die Frage sind aber kaum noch angestellt worden; ebenso fehlen gänzlich statistische Angaben über das der Opiumkultur dienende Areal des chinesischen Reiches, über lokale Produktion, Konsum usw., und man ist hierbei lediglich auf Schätzungen angewiesen.

Opium als berauschendes Genussmittel zu gebrauchen, ist wohl zuerst bei den Muhamedanern aufgekommen, denen die Vorschriften des Korâns den Genuss des Weines und sonstiger spirituosen Getränke verbieten. Auf die Chinesen ist ohne Zweifel das Opiumrauchen durch die Gewohnheit des Tabakrauchens übergegangen, und steht in engem Zusammenhange mit der Einführung der Tabakpflanze in China (und zwar von den Philippinen aus, wohin sie durch die Spanier von Amerika übertragen war), welche eben gegen Ende der Ming Dynastie auf das Jahr 1620 zurückgeführt werden kann. Der Platz, wo zuerst in China Tabak gebaut wurde, war Amoy. Während der Regierung des letzten Ming Kaisers (1628—1644) wurde das Tabakrauchen verboten; die Gewohnheit hatte jedoch derart um sich gegriffen, dass es nicht möglich war, derselben durch gesetzliche Vorschriften Einhalt zu tun. Unter den verschiedenen Ingredientien, welche dem Tabak beigegeben wurden, war auch neben Arsenik, welches heute noch von Chinesen in dem sogenannten „Wassertabak“[1]) verwendet wird, Opium. Tabakrauchen war aber immerhin ein geringeres Übel als man glaubte, Opiumrauchen ein grösseres Übel als man ahnte. Doch erst nach dem Schluss der Regierung K'ang Hsi's [gestorben 1723] wurde die Aufmerksamkeit der Behörden auf das Opiumrauchen gelenkt, und im Jahre 1729, unter der Regierung von Yung-Chêng, dem Nachfolger des Kaisers K'ang Hsi, ein Edikt erlassen, welches den Verkauf von Opium, und die Opium-Rauchhäuser untersagte, und gegen die Verkäufer der Drogue mit ihrem ganzen Anhang — nicht die Käufer — auf das Strengste mit Strafen vorging.

Die Regierung sah sich einem sozialen Übel gegenüber, welches in beunruhigender Weise um sich griff, aber welchem zu steuern sie zu ohnmächtig war. Die gesetzlichen Bestimmungen früherer Jahre haben denn auch im Laufe der Zeit wesentlich anderen Anschauungen Platz gemacht.

Die Gewohnheit des Opiumrauchens äussert sich in seinen Wirkungen auf das Individuum durch den schädlichen Einfluss auf die Gesundheit

---

1) Wassertabak, chines. shui[3]yen, Tabak, der in der Wasserpfeife geraucht wird.

und den Charakter bei übermässigem Genuss; auf die Bevölkerung insofern, als dem Volkswohlstand jährlich enorme Summen zur Erlangung dieses luxuriösen Genussmittels entzogen werden; auf das Land insofern, als dem Anbau der Mohnpflanze im Inland mehr und mehr Länderstrecken zugewiesen werden, die zum Anbau von Cerealien bessere Verwendung finden könnten.

Die Mohnpflanze ist hinsichtlich ihrer geographischen Verbreitung wohl kaum mit einer anderen Pflanze zu vergleichen; sie kommt in China unter allen Breitengraden fort, und wird überall, sowohl in China wie in Indien im Oktober oder Anfang November gesät. Im März ist die Pflanze in voller Blüte und Ende April/Anfang Mai die Zeit, wo die Gewinnung des Opiums vor sich geht. Dies geschieht, indem meist in den Abendstunden, mit einem spitzen Bambusstäbchen an mehreren Stellen die Mohnkapseln, ehe sie sich zur Reife öffnen, angeritzt werden. Der aus den Öffnungen fliessende milchige Saft wird am folgenden Morgen mit einem scharfen Bambus abgenommen, ohne weitere Zusätze in einem irdenen Gefäss der Sonne zum Trocknen ausgesetzt, und stellt so rohes Opium dar.

Um dasselbe zum Rauchen zu präparieren, wird es über Holzkohlenfeuer in kupfernen Pfannen mit Wasser zu einer dicken, sirupartigen Masse gekocht und nimmt dann eine dunkelfarbige bis schwarze Farbe an. Die Herstellung erfordert besonderes Geschick und Vorsicht. In dieser Form enthält es all die wirkenden Mittel und wird es verkauft. Ein ganz geringes Quantum genügt dem Anfänger, doch steigert sich mit der Gewohnheit die Sucht nach grösseren Mengen, und somit auch sowohl die Gefahr für die Gesundheit, als auch das traurige Schicksal, ein gewohnheitsmässiger Raucher bis zum Exzess in abschreckendster Form zu werden. Tägliches Fortsetzen für eine Dauer von 3—4 Monaten genügt in den meisten Fällen einen Menschen zum Gewohnheitsraucher werden zu lassen, dessen täglichen Konsum man mit mindestens $7^1/_2$ Gramm annehmen kann.

Der Opiumraucher liegt auf einem bettähnlichen Stuhl auf der Seite in einem Zustand der Begierde der Prozedur des Rauchens, dem Anzünden seiner Pfeife, in voller Aufmerksamkeit hingegeben.

Zum Anzünden des Opiums dient eine kleine Lampe. Die Öffnung der Pfeife wird der Flamme nahegehalten und mit Hilfe einer Nadel wird das Opium in den Pfeifenkopf eingeführt, durch gleichzeitige Berührung mit der Flamme verbrennt dasselbe. Der Rauch wird nicht — wie beim Tabakrauchen — durch den Mund wieder ausgepustet, sondern in die Lungen eingesogen und durch die Nase wieder ausgestossen. Gewohnheitsraucher sollen sogar imstande sein, den Rauch teilweise in den Lungen zu absorbieren.

In medizinischen Kreisen kennt man ja überall die Wirkungen des Opiums auf den Organismus, die sich früher oder später bei jedem Individuum äussern und als Appetitlosigkeit, mangelnde Tätigkeit der Leber, eintretende Verstopfung (Missionsärzte haben Fälle beobachtet, wo Gewohnheitsraucher monatlich einmal zu Stuhl gegangen sind), Abmagerung, in Erscheinung treten. Die Haut wird trocken und runzelig, die Ge-

sichtsfarbe trotz des an und für sich gelben Tones bleich und fahl, die Backen fallen ein und die Augen werden matt, der Puls wird schwach, schnell und unruhig, doch soll dies letztere nicht unmittelbar nach dem Genuss des Opiums eintreten, die Bronchien werden gereizt, es stellen sich Husten und oft asthmatische Beschwerden ein. Aber weit nachteiliger ist die moralische Wirkung auf das dem Opiumrauchen verfallende Individuum. Die Einwirkung auf das Gehirn ist zuerst stimulierend und aufmunternd, später aber tritt Trägheit, Unfähigkeit zu anstrengender Arbeit, Schlaffheit und Verdummung ein. Die Selbstbeherrschung wird gelähmt, die Moral abgestumpft, langsam aber sicher wird der ganze Charakter demoralisiert, und namentlich ist die Neigung zur Unwahrheit sprichwörtlich geworden, wo man schon im allgemeinen in China versucht ist mit den Worten des Psalmisten zu sagen: „alle Menschen sind Lügner."

Allgemein gesprochen ist der Effekt in gewissem Masse von der finanziellen Position des rauchenden Individuums abhängig. Ein wohlsituierter Raucher, dem es ein Billiges ist, sich Opium zu kaufen und seinen Körper dabei zu pflegen, und der vielleicht eine Stellung einnimmt, die Energie, Aufmerksamkeit und Fleiss erfordert, wird nicht so leicht der schädlichen Einwirkung des Reizmittels unterliegen. Seine Gesundheit und Kräfte werden länger widerstehen, ehe er seiner Leidenschaft unterliegt.

Unter der arbeitenden Klasse finden sich natürlich die meisten physisch zusammengebrochenen Existenzen, denn bei ihnen treten mit dem Mangel genügender Nahrungszufuhr, dadurch hervorgerufen, dass die geringen Einnahmen in die Opiumhäuser wandern, die nachteiligen Folgen des Opiumrauchens viel stärker auf. Zu dem kommt nicht allein bei den ärmeren, auf ihren täglichen Verdienst angewiesenen Klassen, sondern auch bei den besser Situierten die grosse Gefahr des sozialen Elends, die Sucht, in den Besitz dieses Reizmittels zu gelangen, und dem immer stärker werdenden Bedürfnis folgend, mehr und mehr seine Habe zu veräussern, zum Dieb zu werden, für sich und seine Familie vollständigem Ruin entgegen zu gehen. Diese Erscheinungen gehören keineswegs zu den Extremen, sie sind dem alltäglichen Leben entnommen, und werden selbst von denjenigen zugestanden, die die Unsitte des Opiumrauchens glauben milder beurteilen zu müssen.

Bis zu einer gewissen Grenze mag der Raucher durch Willenskraft seine Gewohnheit zügeln. Die Chinesen fragen, ob er das „Yin"[1] hat oder nicht, d. h. ist er soweit gegangen, durch stetig vergrösserte Dosen in sich eine krankhafte Begierde nach Opium wachzurufen, oder ist er noch Herr seiner selbst, weiss er noch im gegebenen Augenblick die Begierde seinem Willen unterzuordnen. Hunderte und Tausende — Prozentsätze sind natürlich nicht anzugeben — mögen wohl vor dem „Yin" Halt

1) Yin^3 ein sehr charakteristisches Zeichen, ist gebildet aus dem Radikal 104 疒 Ni^4 „krank", und dem (phonetischen) Zeichen 381 yin^3 „wozu Lusthaben", yin^3 „verbergen vor jemandem", „verstecken", also eine versteckte Krankheit, eine heimliche Sucht nach etwas haben, „craving" im Englischen.

machen, aber die, die dies überschreiten, betreten den Weg des Selbstmordes, steuern auf einen frühzeitigen Tod zu. Das sind dann die traurigsten Beispiele, durch die das Laster des Opiumrauchens exemplifiziert wird, dem China, welches uns als Nation so hoch steht, leider mehr als allgemein bekannt verfallen ist. — Wie Individuen in düsteren Opiumhäusern oder in der Ecke ihres Hauses dem Laster fröhnend vorgefunden werden, mögen uns Fälle extremster Art schildern, jedermann aber, der sich mit der Frage eingehender beschäftigt, wird zugeben, dass das Opiumrauchen ein Fluch ist, der auf dem Lande ruht, dass es für Millionen besser wäre, wenn es nicht existierte, und verglichen mit dem Gebrauch von Reizmitteln anderer Länder, namentlich mit denen, wo der Missbrauch des Alkohols und des Bieres, wo solches im Übermass getrunken wird, herrscht, von dem zugegebenermassen vieles zum Nachteil dieser letzteren spricht, das Laster des Opiumrauchens ein schleichendes Gift zu nennen ist, welches am Mark der Bevölkerung nagt. In einem Land, wo wohl das Gesetz dem Manne das Recht körperlicher Züchtigung einräumt, es aber eine unbekannte Tatsache ist, dass ein Mann seine Frau schlagen würde, in einem Lande wo Branntwein zu billigsten Preisen zu haben ist, welches aber doch kein Wort für delirium tremens hat, wo man niemals einen Betrunkenen in dem Rinnstein liegen oder auf der Strasse die abschreckenden Szenen eines allgemeinen Auflaufs verursachen sieht, greift der Mensch zur Opiumpfeife, die ihn wohl im Schlummer über des Tages Last und Mühen hinwegsetzt, ihn aber mehr als Alkohol zum Sklaven seiner Leidenschaft werden lässt.

Im Jahre 1898 wurde in Shanghai eine Missionsversammlung abgehalten und dabei auch die Opiumfrage eingehend erörtert. Die Meinungen von über 100 Missionsärzten wurden in einer kleinen Broschüre niedergelegt, die, in meinem Besitz, ich den Herren Anwesenden, die sich für die Angelegenheit interessieren, gern zur Verfügung stelle. In dieser Broschüre sind verschiedene Fragen aufgeworfen, die hier eingehend zu erwähnen zu weit führen würde, zumal sie nicht eine ungeteilt gleichmässige Beantwortung erfahren haben, und auch zu sehr auf medizinisches Gebiet übergreifen, dem ich als Laie nicht folgen mag.

Interessant ist die Frage, ob Frauen in nennenswerter Anzahl rauchen, und ob die Folgen opiumrauchender Eltern auf die Kinder übergehen.

Die erste Frage ist entschieden zu bejahen.

Die zweite Frage scheint nicht hinlänglich geklärt, um ein festes Urteil abgeben zu können. Es scheint, dass aus solchen Ehen, wo Mann und Frau stark rauchen, nur schwächliche Kinder hervorgehen, wo der Mann allein raucht sich die Folgen erst in späteren Generationen zeigen. Die Chinesen sagen, dass es Kinder gibt, die mit dem "Yin" (d. h. mit der Sucht nach Opium) geboren werden, dass die Kinder opiumrauchender Mütter unaufhörlich schreien und nicht leben können, wenn ihnen nicht Opiumrauch in den Mund geblasen wird, und dass, wenn diese Kinder erwachsen sind, sicher „Opiumteufel" aus ihnen werden.

Dass Kinder solcher Eltern, die dem Opiumrauchen ergeben sind,

auch zeitig dem Laster anheimfallen, ist wohl mehr ein Beweis des schlechten Vorbildes, als einer angeborenen Behaftung.

Die Gewohnheit des Rauchens von Opium wird von den Chinesen selbst als entwürdigend und der Gesundheit nachteilig angesehen, doch wird der reiche Raucher aber nicht in dem Masse sein „Gesicht verlieren“, d. h. sich sozial nicht in dem Masse blossstellen, wie sein ärmerer Bruder.

Der Gebrauch von Opium als Mittel sich in ein besseres Jenseits zu befördern, ist überall sehr verbreitet.

Nun ist allerdings die Vorliebe, seinem Leben vorzeitig ein Ende zu machen, von jeher in China allgemein gewesen. Man kann sich aber denken, dass solch ein Mittel, welches leicht erhältlich ist und einen leichten Tod verursacht, die Fälle vermehrt, zumal auch dadurch dem Aberglauben, nicht mit einem verstümmelten Körper in jene bessere Welt eintreten zu müssen, Rechnung getragen wird.

In Soochou gibt es drei chinesische barmherzige Stiftungen, die Doktoren Tag und Nacht ausschicken, um arme Opium-Selbstmörder kostenfrei zu behandeln. In einer dieser Anstalten kamen vom 24. Januar bis 23. Juli 1898 111 Fälle vor; 47 Männer und 64 Frauen, von denen 42 Männer und 52 Frauen gerettet wurden. Derartige Selbstmordversuche werden in jener Stadt mit einer Bevölkerung von 3—500 000 Seelen, auf jährlich tausende geschätzt.

Ein Verlangen das drückende Laster los zu werden, lässt wohl Manchen zu Gegenmitteln greifen. Es hat dies zur Einführung und Anwendung von den viel verderblicheren Morphiumpillen und der Morphiumspritze geführt, wobei namentlich in den Kreisen die Opfer zu suchen sind, welche sich infolge ihrer Berufstätigkeit nicht dem mit dem Rauchen verbundenen bezw. notwendigen Zustand der Ruhe hingeben können.

Ein plötzliches Aufgeben des gewohnheitsmässigen Rauchens führt in den meisten Fällen zu unmittelbar nachteiligen Folgen, die je nach der Dauer der Angewohnheit, der Menge des gerauchten Opiums und der allgemeinen Körperkonstitution verschieden, für Wochen anhalten. Ehe ein Nachlassen des sehr unangenehmen Zustandes — der schwer überwunden wird — eintritt, greift Mancher lieber wieder zur Pfeife.

Ich möchte dabei des Ausdruckes des „Goldschluckens“ erwähnen, der Anwendung findet für Selbstmord namentlich in den Kreisen der hohen Beamten, wenn ihnen von Peking der Wink gegeben wird, dass man ihrer Dienste nicht mehr bedürfe. Es ist nicht wohl anzunehmen, dass mit dem Ausdruck ein Tod durch Schlucken von Gold, sei es in Stücken, sei es in Gestalt von Goldblatt gemeint, vielmehr dass der Ausdruck euphemistisch ist für den Selbstmord durch Gift, namentlich durch Opium.

Die physische Lebenskraft der chinesischen Rasse hat gegen das Übel einen harten Kampf zu bestehen. Die Rasse ist — wie bekannt — ausserordentlich lebensfähig, die Bevölkerung trotz ungünstiger sanitärer Verhältnisse, und unter Beiseitesetzung jeglicher hygienischer Vorschriften, eine sehr zahlreiche; in manchen Gegenden ist sie büschelförmig, möchte ich sagen, dicht gedrängt, in anderen wieder weniger stark, sogar schwach. Die Schätzungen sind sehr verschieden, sie schwanken zwischen 250 bis

400 Millionen, in den Trade Reports von 1904 wird die Gesamtbevölkerung Chinas mit 432 Millionen angegeben. Nun steht es ausser Zweifel, dass übermässiges Opiumrauchen die Manneskraft schwächt, sogar ganz aufhebt, dass aber die Volksvermehrung darunter bisher noch wenig merklich zu leiden gehabt hat. Der Grund liegt wohl darin, dass in China, und gerade in den bevölkertsten Teilen des Landes, z. B. in der ausserordentlich dicht bevölkerten, an Opium produktivsten Provinz Szechuän, Ehen in sehr jungen Jahren geschlossen werden. Dieser Umstand hat überall, in sorgsamer Beachtung des dem Menschen bei Erschaffung der Welt auf den Weg gegebenen göttlichen Gebots: „Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde" einen reichen Kindersegen zur Folge, wo hinzukommt, dass die Fruchtbarkeit der Frauen Chinas bekannt ist. Die für den Raucher nachteiligen Folgen sind also gerade nach dieser — der Volksvermehrung — Richtung hin, weniger fühlbar, sie treten erst ein, wenn der Segen seiner Tätigkeit eingeheimst ist.

Aber fragen wir, wie das Übel, welches jetzt von allen angefeindet, als schädlich erkannt wird, und immer weiter um sich greift, ohne dass ihm nicht einmal von der Regierung selbst Einhalt getan wird, aufkommen konnte, so lautet die Antwort, dass man in jenen Zeiten, als der Taumel des Opium-Genusses das Volk zuerst ergriffen, also vor 100 bis 150 Jahren, auf eine gegenseitige Hilfe und philanthropische Unterstützung des Einzelnen nicht rechnen konnte, und wo eine warnende Stimme erschallte und ein prophetischer Blick das grosse Unheil, welches dem Lande erwachsen würde, erkannte, schenkte man kein Gehör, und man muss es der Ehre des so oft geschmähten chinesischen Beamtenstandes anrechnen, dass es hohe Beamte gab, welche sich in Erkenntnis der ungeheueren Verantwortung aus patriotischem Interesse mit aller Gewalt der Einführung des Opiums widersetzten, und später wiederholt hohe Beamte und Censoren auf das hieraus erwachsende nationale Unglück hingewiesen und die Regierung um Abhilfe angerufen haben. Die Raserei, welche das chinesische Volk damals erfasste, lässt sich nur mit grossen geschichtlichen Epochen vergleichen. Das Volk, welches seit Jahrtausenden von der Aussenwelt abgeschlossen eine streng vorgeschriebene Lebensweise zu beobachten gewohnt war, und irgend welche sinnlichen Genuss- und Reizmittel nicht kannte, sah sich plötzlich ein solches par excellence geboten und der an solche Mittel nicht gewöhnte Körper saugte das Gift mit aller Wollust ein. Hinzu kam nun noch die Sucht, Handelsgeschäfte zu betreiben, sich persönlich aus dem neuen Handelszweig, der einen so ausserordentlichen Aufschwung nahm, Vorteile zu verschaffen, sei es für den Beamten aus Steuerabfällen, die ihm zuflossen, sei es für den Kaufmann, für den Händler aus der Belebung seines Geschäfts und Vergrösserung seiner Umsätze. Jetzt, nachdem die Unsitte nach einer jahrhundertlangen Gewohnheit alle Schichten des Volkes ergriffen und der Staat selbst sich aus dem Handelszweig eine wesentliche Subsistenz gebildet hat, erscheint eine Abschaffung des Übels ausgeschlossen.

Bei den Bewohnern der China umgrenzenden Länder mit religiösen, streng innegehaltenen Glaubenssätzen, z. B. bei den Tibetanern und Siamesen

erscheint die Gewalt der von dem Beispiel und dem Einfluss der Chinesen ausgehenden Versuchung gemindert. Die Tibetaner z. B. sind keine Opiumraucher. Unter den christlichen Philippinos dagegen herrscht kein religiöses Gefühl vor, welches ausgesprochen genug ist, sie vor dem Gebrauch des Opiums zu schützen, während unter den Moros die Konsumption schon einen beträchtlichen Prozentsatz erreicht hat, und anderseits in den Provinzen der Philippinen, wo die Eingeborenen nicht mit Chinesen in Berührung kamen, Opiumrauchen unbekannt blieb. Der Japaner hat nie für den Genuss des Opiums inkliniert. Strenge das Opiumrauchen verbietende Gesetze, denen selbst die in Japan ansässigen Chinesen rückhaltslos unterworfen sind, haben es jetzt im Lande selbst vollständig, und auf Formosa, wo es von jeher sehr stark betrieben wurde, nahezu unterdrückt.[1])

Dass ein absolutes unmittelbares Verbot unter anderen Verhältnissen zu keinem Ziel führt, hat man in gewissen Distrikten Javas erfahren, wo das Verbot zur Ausführung gelangen sollte, der Erfolg aber versagt hat, denn wie es unmöglich ist, den Schatten vom Körper zu trennen, so war es unmöglich die drei Begleiterscheinungen vom Opium habitué zu entfernen: die ununterdrückbare Sucht nach Opium, die stufenweise Vermehrung der Dosis, und der Rausch; die drei Phänomene, die überall das physiologische Bild eines Gewohnheitsrauchers sind.

Die Betrachtung der Wirkung des Opiumgenusses auf den Volkswohlstand, ebenso wie die Darlegung, inwieweit durch die Gewohnheit des Opiumrauchens im Inland mehr und mehr Länderstrecken der Kultur der Mohnpflanze angewiesen werden, die zum Anbau von Cerealien bessere Verwendung finden könnten, liegen allerdings ausserhalb der uns für die Besprechung an dieser Stelle gezogenen Grenzen. Ich behalte mir vor, bei anderer Gelegenheit eingehender darüber zu berichten, doch will ich nur kurz des Importes von Opium Erwähnung tun und mit wenigen Worten der seit den letzten drei Jahrzehnten grossgezogenen Kultur in China gedenken.

Der Import aus Indien, d. i. Bengal-Opium (Patna- und Benares-Opium) aus den Britischen Territorien, über Calcutta, und Malwa-Opium aus dem

1) Neuesten Zeitungsnotizen zufolge hat der Generalgouverneur Yuan shi Kai auf Grund von Untersuchungen des japanischen Systems der Unterdrückung des Opiumrauchens auf Formosa dem Thron empfohlen, nicht nur eine Steuer von den Opiumhändlern, sondern auch eine Verbrauchssteuer von jedem Konsumenten zu erheben. Letztere ist in der Art gedacht, dass jeder Opiumraucher um eine Konzession, Opium zu rauchen, einzukommen hat, und auf den Steuerquittungen genau anzugeben ist, wie viel Opium der Inhaber am Tage kaufen kann. Verabreichung grösserer Mengen soll schwer bestraft, daneben sollen alle Bestrebungen, dem Opiumgenuss Einhalt zu tun, nach Möglichkeit gefördert werden. Generalgouverneur Yuan shi Kai hofft auf diese Weise dem Opiumgenuss so steuern zu können, dass es tatsächlich in 20 Jahren in seiner Provinz keinen Opiumraucher mehr geben wird. Seine höchst anzuerkennenden Bestrebungen werden speziell in Tientsien, dessen lokaler Opiumkonsum stets ein relativ geringer war, durch den zunehmenden Einfluss einer Abstinenzgesellschaft, die Tsai li hui, eine wesentliche Stütze finden. Die Zahl der Mitglieder dieser Gesellschaft, die sich jeglichen Rauchens von Opium oder Tabak sowie jeglicher spirituosen Getränke enthalten, wurden bereits 1889 auf 40 000 geschätzt.

Baroda Staat und einer Anzahl anderer einheimischer Staaten aus Zentralindien, über Bombay kommend, betrug bis 1765 ungefähr 200 Kisten jährlich. Es wurde damals als medizinische Drogue eingeführt. Seit 1796 nahm der Import einen plötzlichen Aufschwung, stieg 1798 auf 4100 Kisten und hielt sich auf dieser Höhe bis 1825. Seit 1836 begann mit 33 616 Kisten eine weitere rapide Steigerung des eingeführten Quantums, welches bereits 1854/55 über das doppelte, nämlich 69 910 Kisten betrug, und im Jahre 1879 mit 94 863 Kisten (82 900 Picul) den Höhepunkt erreichte. Ein zweites Maximum war 1888 mit 94 500 Kisten (82 600 Picul, 1 Picul = 60 343 *kg*). Diesen Rekordjahren folgte eine langsame, aber stete Abnahme der Einfuhr, wie aus nachfolgender graphischer Darstellung ersichtlich ist. Welchen Wert diese Zahlen bedeuten, ersehen Sie, wenn

1879 82900
1888 82600
1891 77500
76000
74000
68800
1874 67400
65100 1885
1866 64400
1899 62800
1869
52000 picul 1864
52300 1901
49900 1896

Gesamt Einfuhr
von
Opium nach China
während d. Jahre 1864-1901.
in Picul. 1 Picul = 60,453 Kilogr.
nach statistischen Angaben entworfen und gezeichnet
von Otto Messing.

ich Ihnen sage, dass es nach einem nicht zu hoch gegriffenen Überschlag jährlich 300 Millionen Mark, also für die letzten 50 Jahre 15 Milliarden nach unserem Gelde waren, die dem Volkswohlstand für den zweifelhaften Luxus des Opiumrauchens entzogen wurden, und der englischen Regierung für ihr indisches Budget zuflossen.

Gleichzeitig veranlassten aber die hohen Preise, zu denen das indische Opium in China an den Markt kam, eine sich rasch entwickelnde einheimische Kultur der Mohnpflanze im inneren Lande selbst; man konnte zu billigeren Preisen produzieren und durch grössere Sorgfalt in der Her–

stellung des Produktes einen vergrösserten und rasch sich erweiternden Absatz der Ware herbeiführen.

In der Provinz Yünnan kann die heimische Kultur der Mohnpflanze auf die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückgeführt werden, und Opium war schon damals ein bekanntes Produkt der Gegend von Yungchangfu, an der Grenze von Birma. Mitte der 70. Jahre des vergangenen Jahrhunderts gab es in dem eigentlichen China von den 18 Provinzen nur wenige, in denen die Kultur der Mohnpflanze nicht nennenswerte Dimensionen angenommen hatte, wie aus beifolgender Kartenskizze, zu der die Daten den Berichten des chinesischen Seezollamtes entnommen sind, ersichtlich ist. Es waren dies Hunan, Hupeh, Kiangsi, Kuangsi, Chili. Heute ist die Kultur allenthalben in bestem Schwunge, und Kiangsi die einzige Provinz, welche keine lokale Produktion aufweist.

Szechuan ist die am meisten produzierende. Das nicht zu Extremen geneigte Klima und eine wahrhaft grossartig angelegte künstliche Bewässerung in Verbindung mit stetiger Düngung machen den Boden besonders ertragsfähig. 50 pCt. der männlichen Bevölkerung nimmt man an, sind Raucher, und unter den Frauen ist der Prozentsatz derer, die dieser Liebhaberei huldigen, ein grosser. Der englische Generalkonsul Hosie schätzt ihn auf 20 pCt. der städtischen und 55 pCt. der ländlichen Bevölkerung. In Chungking, einer Stadt mit etwa 300 000 Einwohnern zählt man 3000 Opiumhäuser; in Chêngtu, der Provinzialhauptstadt, mit schätzungs-

weise 500 000 Einwohnern, ergaben sich gelegentlich einer Steuererhebung deren 7500, dort also auf 100, hier auf 67 Einwohner je eine Taberne.

Ausserdem ist die Mandschurei, namentlich die Distrikte Kirin, Heilungchiang und Fengtien, ein hervorragendes Produktionsgebiet, welches die nördlichen Provinzen mit Ware versorgt, sodass nur 4 pCt. der importierten Drogue hier Absatz finden, während von letzter etwa 60 pCt. nach den Yangsze-Häfen, vor allem nach Shanghai, und etwa 36 pCt. nach den südlichen Häfen ihren Weg nehmen.

In welcher Weise nach 25 Jahren die lokale Produktion Aufschwung genommen, ist aus der zweiten Kartenskizze ersichtlich, die auf den neuesten Berichten des chinesischen Seezollamts basiert. Leider liegen wie bereits erwähnt, keine offiziellen statistischen Angaben über inländisches Opium vor, ich fürchte aber sehr, genaue Angaben würden nur darauf hinweisen, dass, wenn auch der Import fremden Opiums nachgelassen, das Volk sich durch die rapide Vergrösserung der inländischen Produktion sein eigenes Grab gräbt. Denn überblicken wir die Geschichte des chinesischen Volkes gegen Ende des 18. Jahrhunderts, so zeigt sich, dass die Periode des Verfalls der Nation, während der Regierungszeit Chia Chings (1796—1821) eingetreten ist, also mit der vergrösserten Nachfrage nach Opium in China zusammenfällt.

Ich enthalte mich einer näheren Beweisführung, und möchte nur der feststehenden Tatsache Erwähnung tun. Der Glanz und Ruhm der Ching

Dynastie, wie er uns zur Zeit ihres Anfanges von Augenzeugen geschildert und uns in den glorreichen Hinterlassenschaften der Kunst und Literatur aus den Zeiten eines K'ang Hsi und Chien Lung überliefert ist und ein Denkmal für alle Zeiten sein wird, sank in hundert Jahren rapide auf das Niveau der Politik und des Volkslebens der Gegenwart.

Es geht in allerneuester Zeit ein Zug der Begeisterung und des Nationalgefühls durch das chinesische Volk, der Gedanke „China für die Chinesen", dessen weittragende Bedeutung nicht abzusehen ist. Diesen Zug der Begeisterung müssen wir aber mit Freuden begrüssen, denn in ihm haben wir wohl am ehesten ein Mittel zu finden gegen das schleichende Gift der Gewohnheit des Opiumrauchens.

Hr. Strauch: Von den Mitteilungen des Hrn. Messing hat mich am meisten interessiert der Umstand, dass man bei den Opiumrauchern eigentlich niemals eine gewalttätige Gesinnung beobachtet, wenn ich recht verstanden habe. Es deckt sich dies ganz mit meinen eigenen Wahrnehmungen, die ich selbst in Kanton und Makao bei Opiumrauchern gemacht habe.

Gerade dieser Punkt erscheint mir aber besonders wichtig, wenn man das Opiumrauchen mit dem Alkoholismus vergleicht.

Wie man in den meisten Reiseberichten über China zu lesen pflegt, so hat auch der Vortragende mit einem gewissen Abscheu von jener bösen, zügellosen Leidenschaft gesprochen, die gleichsam „wie ein Fluch auf dem Lande" laste und dasselbe schwer schädige.

Ich muss sagen, dass von beiden Leidenschaften, Opiumrauchen und Alkoholismus, die erstere entschieden als das kleinere Übel anzusehen ist.

Der Opiummissbrauch wirkt gewiss zerrüttend und schädigend auf den einzelnen Menschen, er macht das Individuum schlaff, welk, energielos, lügnerisch und faul, zerstört dessen Zentralnervensystem allmählich vollkommen. Auch wird seine Familie, indem der Raucher Hab und Gut dem Genusse opfert, zuweilen in Notstand versetzt. Aber hiermit, meine ich, ist die schädigende Wirkung so ziemlich erschöpft.

Wie ganz anders aber und wie gewaltig auf weitere Kreise nachteilig wirkt der Alkoholismus!

Auch hier wird das Individuum selbst durch den Missbrauch vergiftet und zerstört wie beim Opiumrauchen, aber welches namenlose Unheil richtet ein Trunkenbold überdies noch in seiner näheren und weiteren Umgebung an. Gerade in meinem Berufe habe ich Gelegenheit, zahllose Beispiele hierfür, und zwar die allertraurigsten, zu beobachten. Der Säufer sitzt nicht — wie jener — still, bleich und welk, zusammengekauert, apathisch in einer halbdunklen Ecke beim Opiumlämpchen, sondern sein Rauschzustand treibt ihn hinaus auf die Strasse, tobend und lärmend beschimpft und bedroht er fremde harmlose Vorübergehende; er sucht Händel und Streit, verursacht Aufläufe und Unruhe, notzüchtigt Frauen und Kinder, leistet der staatlichen Gewalt Widerstand, zertrümmert im Übermut wertvolles fremdes Eigentum, beschädigt Denkmäler, schlägt und verletzt körperlich seine Mitmenschen, verübt Attentate auf gekrönte

Häupter. In seinem Hause quält und bedrängt er vor allem die Ehefrau, peinigt sie mit wahnhafter Eifersucht, geht schliesslich von ihr und lässt sie zurück in bitterster Not. Ein andermal wieder wird er auch hier gewalttätiger, misshandelt unmenschlich seine Frau, verletzt sie lebensgefährlich, ja mordet sie und sein Kind.

Auch in sozialpolitischer Hinsicht endlich ist bedeutsam, dass beim Opiumraucher die geschlechtliche Erregbarkeit sehr rasch erlahmt, seine Ehe meist kinderarm bleibt. Beim Alkoholisten hingegen ist vornehmlich in der ersten Zeit die geschlechtliche Begierde besonders gesteigert: die Folge hiervon ist, dass die Säufer meist zwar viele Kinder erzeugen, diese aber gewöhnlich degeneriert und belastet zur Welt kommen, früh der Gemeinde zur Last fallen und, wie ihr Erzeuger, in Irrenanstalten enden.

Ich glaube, gerade dieser Punkt, dass der Opiumraucher nur sich selbst körperlich und geistig zu Grunde richtet, der Trunkenbold aber durch seinen nach aussen gerichteten Betätigungsdrang viel weitere Kreise in Mitleidenschaft zieht, beunruhigt und schädigt, dieser Punkt ist zu Gunsten des Opiumrauchers durchaus zu beachten.

Jedenfalls meine ich, haben wir Europäer durchaus kein Recht, mit stolzem Selbstbewusstsein und Überhebung an unsere Brust zu schlagen, die Opiumleidenschaft der Chinesen mit scharfen Worten zu geisseln, solange unter uns selbst in so schrecklichem Maasse der Alkoholismus herrscht.

Hr. P. Standinger[1]): Zu den Ausführungen des Herrn Vorredners möchte ich bemerken, dass allerdings im Affekt begangene Verbrechen oder Gewalttätigkeiten bei Opiumrauchern während des Rausches im Gegensatz zu Ausschreitungen durch Alkohol Betrunkener nicht vorkommen mögen, schon um dessentwillen nicht, weil das Opiumrauchen die ihm Huldigenden in einen lethargischen, resp. meistens sogar energielosen Zustand versetzt.

Zu prüfen wäre allerdings noch, ob nicht etwa bei den allerdings seltenen Fällen, wo gewohnheitsmässige Raucher kein Opium zur Stillung der Leidenschaft erhalten, eine hohe Erregbarkeit der Nerven mit allerhand Folgen eintritt. Die plötzliche Entziehung des Opiums dürfte so wie so für die meisten der von der Opiumsucht befallenen Individuen verhängnisvoll werden. Es ist nun nicht zu leugnen, dass in Europa übermässiger gewohnheitsmässiger Alkoholgenuss schlimme Folgen zeitigt und dass Verbrechen und Ausschreitungen, letztere auch bei nicht gewohnheitsmässigen Trinkern, unmittelbare Folgen des Rausches sein können. Aber es scheint doch, als wenn das Laster des Opiumrauchens für die Chinesen eine ganz bedeutende Gefahr mit sich bringt.

Es soll nicht allein von den Opfern gesprochen werden, die am Opium zugrunde gehen. Das ist gar keine so kleine Zahl, denn der Arbeiter und Minderbemittelte braucht zur Fröhnung seiner Leidenschaft

---

1) Hr. Staudinger hat diese Bemerkungen erst nach der Sitzung eingereicht, da die Diskussion wegen vorgerückter Stunde geschlossen werden musste, bevor er zu Worte kam. Die Red.

nicht unbeträchtliche Summen im Verhältnis zu seinem geringen Einkommen, er entzieht sich daher häufig selbst die genügende Ernährung, um sich für das ersparte Geld Opium zu kaufen und geht schliesslich an Entkräftung, ganz abgesehen von anderen Folgeerkrankungen, zugrunde.

Während Arbeiter in Nordeuropa im rauhen Klima bei starker Tätigkeit in manchen Berufen sehr gut eine gewisse Portion Alkohol vertragen und ihre Arbeitsenergie nicht im geringsten durch den nicht übermässigen Alkoholgenuss gelähmt wird, wird der Opiumraucher häufig schlaff, er verträumt seine Zeit; muss er unter starkem Zwange am Tage arbeiten, so fröhnt er nach Feierabend seiner Leidenschaft und entkräftigt sich für den nächsten Tag. Deshalb bringt gerade auch das Opiumrauchen grosse Gefahren für das Volkswohl mit sich und es scheint sogar, dass da, wo es in höheren Kreisen von Leuten getrieben wird, die wohl imstande sind, sich gut zu ernähren, es einen anderen grossen Nachteil sowohl für den einzelnen Menschen, als auch für die ganze Nation hervorruft, indem es die Männer geistig und körperlich erschlafft und e n e r g i e l o s macht. Deshalb ist es wohl verständlich, wenn früher die chinesische Regierung alles mögliche tat, um das Opiumrauchen zu verbieten.

Gerade Leidenschaften und Angewöhnungen narkotischer Betäubungsmittel greifen schneller um sich, sind sehr schwer abzugewöhnen und führen meistens zum physischen, wenn nicht gar vorher zum psychischen Verfall der Betreffenden.

Auf einen interessanten Punkt ist der Herr Vortragende nicht eingegangen. Es ist die Frage, ob in den Opiumkneipen ganz bestimmte sexuelle, resp. perverse Ausschreitungen vorkommen. Nach einigen Berichten scheinen manche Opiumkneipen derartige Lasterhöhlen zu sein, was indessen bei den chinesischen Verhältnissen nicht wundernehmen würde. Immerhin wären Beobachtungen darüber zur genaueren Kenntnis von Wichtigkeit.

Der Herr Vortragende führte ferner noch den Umstand an, wonach bei Opiumrauchern ganz abnorm lange Stuhlverhaltungen eintreten sollen.

Dagegen mag erwähnt werden, dass beispielsweise in Ost-Sumatra (also in den Tropen) von den unter den zahlreichen, chinesischen Arbeitern befindlichen Opiumrauchern eine Anzahl Leute an Durchfällen eventuell auch Dysenterie zugrunde gingen, aus leicht verständlichen Gründen. Ein anderer Teil der dort als Arbeiter sehr unbeliebten Opiumraucher starb an Entkräftung.

Immerhin mag ja Herr S t r a u c h darin recht haben, dass die Folgen des Opiumrauchens in einem Riesenlande wie China oft übertrieben werden, aber der Schaden, den das Volk als solches daraus erleidet, ist doch wohl ein nicht zu übersehender, denn entnervend ist das Opiumrauchen, ebenso wie das Hanfrauchen, wohl entschieden und Völker, bei denen solche Mittel um sich greifen, leisten immer weniger.

Sitzung vom 17. Februar 1906.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Der Professor der Geologie, Herr Dr. Joh. Woldřich, der sich um die Erforschung der Vorgeschichte Österreichs, besonders Böhmens, sehr verdient gemacht hat, ist in Prag gestorben. — Ferner haben wir erst jetzt den Tod unseres korrespondierenden Mitgliedes Herrn Delorme und unseres ordentlichen Mitgliedes, Herrn Heinrich Goldschmidt erfahren, welche beide schon vor längerer Zeit verstorben sind. Allen drei Toten werden wir ein ehrendes Andenken bewahren.

(2) Als neues Mitglied wird angemeldet:
Hr. Rentier O. Cohn in Berlin.

(3) Auf den gemeinsamen Vorschlag des Vorstandes und Ausschusses wird Herr Prof. Schweinfurth, noch einer der Heroen der Forschungsreisenden, von der Gesellschaft einstimmig zum Ehrenmitglied gewählt.

Der Vorstand hat ferner in Übereinstimmung mit dem Ausschuss die folgenden Forscher zu korrespondierenden Mitgliedern ernannt:

Hrn Clarence B. Moore, Philadelphia, Pa, Amerika.
Hrn. Dr. med. August Stahl, Bayamon, Portoriko, Amerika.
Hrn. Prof. Dr. R. Verneau, Paris, Frankreich.
Hrn. Prof. Marcellin Boule, Paris, Frankreich.
Monsieur Aimé Rutot, Conservateur au Musée royal d'histoire naturelle de Belgique, Brüssel, Belgien.
Hrn. Otto Herman, Direktor der Ungarischen Ornithologischen Centrale, Budapest.

(4) Als Vertreter der Gesellschaft für den Internationalen anthropologischen Kongress in Monaco wird Hr. Lissauer delegiert.

Die Amerikanische Philosophische Gesellschaft zu Philadelphia übersendet eine Einladung zur Teilnahme an der Feier des 200jährigen Geburtstages ihres Stifters Benjamin Franklin, welche vom 17. bis 20. April d. J. daselbst stattfinden wird. Der Vorstand wird seine Glückwünsche in einer Adresse darbringen.

(5) Hr. Ingenieur Herrmann tritt in den nächsten Tagen eine Forschungsreise an, nach Bolivia und Gran Chaco, um dann den Lauf des Pilcomayo zu verfolgen. Wir wünschen ihm eine glückliche Reise und den besten Erfolg.

(6) Als Gäste wurden begrüsst die Herren: Minister Dr. Studt, Landrat Bosse, H. Michaelis-Berlin und Thjelwar Nolér-Upsala.

(7) Hr. Erasmus v. Majewski übersendet aus Warschau vom November 1905 eine Mitteilung über eine

neuentdeckte polnische schnur-keramische Gruppe mit Schnurwellenverzierung.

Die im südlichen Teile des Königreichs Polen angestellten Nachforschungen liessen mich unter den mannigfaltigen Verzierungsmotiven der dortigen neolithischen Keramik ein bisher durchaus unbekanntes, meines Wissens in keiner anderen Gegend Europas aufgefundenes Schnurwellenornament entdecken. Die ersten spärlichen eine derartige Verzierung aufweisenden Gefässcherben habe ich vor 14 Jahren (1892) auf zwei zerstörten Grabfeldern im Kreis Stopnica, Gouvernement Kielce, gefunden. Seitdem vergrösserte sich meine Sammlung der Bruchstücke in dem Masse sehr bedeutend, wie die Anzahl der Ortschaften wuchs, wo ich sie vorfand. Mit der Veröffentlichung dieser Entdeckung beeilte ich mich jedoch nicht, da ich ein reichhaltigeres und vollständigeres wissenschaftliches Material zusammenzubringen wünschte; trotz der emsigsten Nachforschungen aber und trotz der stets wachsenden Zahl der Scherbenstücke gelang es mir nicht, ein ganz erhaltenes Gefäss aufzufinden oder ein solches aus den gewöhnlich höchst schadhaften Bruchstücken zu rekonstruieren. Ich verfügte eben leider nur über Reste, die auf längst zerstörten Grabfeldern zusammengesucht waren; die Scherben auf diesen hatten sich infolge des sandigen Bodens, der darüber gegangenen Pflugschar oder infolge der Verwendung der Grabfelder als Weideland nur in winzigen Fragmenten erhalten.

Meine Entdeckung machte ich zum erstenmal im II. Bande des „'Swiatowit“ (1900) in der Abhandlung „Vorhistorische Denkmäler in Dziesławice“ bekannt, die ich durch Wiedergabe mehrerer in Dziestawice und Grabowa im Kreis Stopnica gefundener Scherben in photographischer Reproduktion illustriert habe.[1])

Im III. Bande des „'Swiatowit“ habe ich bei der Beschreibung der vorgeschichtlichen Denkmäler im Dorf Janina, Kreis Stopnica, mehrere Fragmente auf Tafel XIV vorgeführt.[2]) Schliesslich widmete ich diesem Gegenstand im V. Bande des „'Swiatowit“ einen speziellen Artikel[3]).

Daselbst hob ich hervor, dass die mit dem Wellenschnurmotiv verzierten Gefässe in der von mir erforschten Gegend, d. h. an der oberen Weichsel zwischen den Flüssen Czarna und Nida, als fester und numerisch

---

1) „Zabytki przeddziejowe w Dziesławicach“ Tafel XI. Fig. 27, 29, 30, 32—35, 37, 38, 40, 42—45. — „Garncarstwo we wsiach Grabowa i Góra“, Tafel VI. „'Swiatowit“ B. II. 1900 (S. 29—43 und S. 44—48).

2) „Zabytki przedhistoryczne we wsi Janina — Antiquités préhistoriques à Janina, distr. Stopnica“. „'Swiatowit“ Bd. III, S. 60—74.

3) „Neuentdecktes Wellenschnurornament der neolithischen Keramik im südlichen Teile des Königreichs Polen“ (polnisch). „'Swiatowit“, Band V, 1904. S. 1—8, mit 8 Illustrationen.

ziemlich bedeutender Bestandteil des dortigen keramischen Inventars auftreten.

Bis zum Jahre 1903 war ich im Besitz der Überreste von beinahe 200 auf diese Art verzierten Gefässen, die von zahlreichen Ortschaften (über 20 Stellen) des von mir durchforschten Gebietes Stopnitzaer Kreises herstammten (von Dziesławice, Grabowa, Borzymów, Janina, Jastrzembiec, Beszowa, Niecieslawice, Badrzychowice u. a.). Eingehenderes darüber wird der Leser in der im Druck befindlichen Monographie „Der Kreis Stopnica“[1]) finden. Auch besitze ich noch eine gewisse Anzahl Exemplare von einigen Ortschaften, die benachbarten Kreisen angehören, ein Beweis, dass das Gebiet der Wellenschnurornamente grösser sein muss

1

2

3.

als das Terrain, auf dem ich meine Forschungen ausführe. Wie gross jedoch dessen Ausdehnung sein kann, lässt sich vorläufig nicht bestimmen, da das weitere Nachbargebiet bis jetzt noch garnicht untersucht ist.[2])

1) „Powiat Stopnicki pod wzgledem przedhistorycznym“. 'Swiatowit Bd. III, IV, V f. f. mit mehreren Illustrationen und Tafeln (Polnisch).

2) Unlängst teilte mir Prof. L. Niederle mit, dass er bei einem Besuch des Dzieduszyckischen Museums in Lemberg zwei mit Wellenschnurlinien verzierte Gefässe gesehen habe. Auf meine briefliche Anfrage übersandte mir Prof. Hadaczek bereitwilligst die Photographien der beiden in diesem Museum befindlichen Gefässe mit der Erklärung, dass sie aus dem Dorfe Złota, Kreis Sandomierz, Gouvernement Kielce, herrühren. Die Gefässe stimmen in ihrem Charakter mit den von mir entdeckten fast vollständig überein und die Bedeutung dieses Fundortes beruht darauf, dass das mir bis heute bekannte Territorium dieser Gruppe sich dadurch ziemlich bedeutend nach Osten hin erweitert. Zugleich bietet diese Tatsache eine stärkere Garantie, dass sich unversehrte Grabfelder dieses Typus noch in den Grenzen jener Kreise werden auffinden lassen, wo ihr Vorhandensein bereits konstatiert worden.

Das Ornament, von dem hier die Rede ist, könnte man eine gerade oder wellige Horizontalbandverzierung nennen, da es am häufigsten aus mehreren Bändern besteht, die durch einen freien Grund von einander getrennt sind, wobei jedes Band von zwei, drei oder mehr parallelen Linien gebildet wird, welche in ziemlich naher Proportion zu einander geordnet sind. Dieses Ornament bedeckt, wie übrigens fast alle hierher gehörenden Schnurverzierungen, den Hals und den oberen Teil des Bauches, indem es das Gefäss in horinzontalen geschlossenen Linien rings

4.

5

6.

7.

umläuft. Einen Begriff davon gibt das am häufigsten vorkommende und typische Muster (Figur 1), wo wir aus geraden Linien zusammengesetzte Bänder sehen, zwischen denen aus Wellenlinien bestehende angebracht sind. Ein jedes Band wird hier von einer oder mehreren Linien gebildet, die vermittelst einer Schnur in den seinerzeit noch weichen Ton des Gefässes eingedrückt sind. Die Anzahl und die Gruppierung der Linien sind verschieden, wie dies einige Muster (Fig. 2, 3, 4, 5—8) anschaulich machen:

Fig. 2 : 2 gerade + 2 Wellen- + 2 gerade Linien,
„ 3 : 2 „ + 2 „ + 2 Wellen- + 2 gerade Linien,
„ 4 : 2 „ + 3 „ + 2 gerade Linien,
„ 5 : 3 „ + 3 „ + 3 Wellen- + 3 gerade Linien,
„ 6 : 2 „ + 3 „ + 3 „ + 3 Wellen- + 3 gerade Linien,
„ 7 : 4 „ + 4 „ + 4 gerade Linien,
„ 8 : 4 „ + 6 „ + 4 „ „

Die Grösse der Gefässe pflegt sehr verschieden zu sein. Auf Grund der Scherben, die sich ausmessen liessen, schwankt sie nach meiner Berechnung zwischen 9 bis 32 *cm* im Durchmesser am oberen Rande des Halses.

Die Farbe der Gefässe ist grau, graugelb, gelb oder rötlich, der Ton gewöhnlich mit grob gestossenen kristallinischen Felsenarten vermischt.

Die Aussenseite ist vorwiegend geglättet, wie dies bei der Schnurkeramik gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

8

Die Stärke der Wände ist im Verhältnis zu der Grösse der Gefässe in den meisten Fällen unbedeutend.

Das Ornament ist am häufigsten von der Art, wie die oben angeführten Verzierungen, d. h. reines Schnurornament. An zahlreichen Bruchstücken jedoch fand ich dasselbe in Verbindung mit einer vermittelst eines Stempels vertieften Kreis-, Punkt- und Stichverzierung. Die Kreise oder Punkte laufen in horizontalen, zuweilen fransenähnlich in vertikalen Linien rings um den Umfang des Gefässes, ebenso auch die Striche, die vertikal oder abwechselnd schräg geordnet sind und im letztgenannten Falle eine Art von Zickzacklinie oder eine Reihe feiner Zähnchen bilden.

Vollständige Formen, wie schon gesagt, sind noch wenig bekannt. Im Jahre 1902 gelang es mir, aus den Bruchstücken drei grössere Fragmente zusammenzustellen (Fig. 1, 9, 15)[1]) und bald darauf aus der Zahl von etwa 30 von neuem durch mich rekonstruierten schnurverzierten Gefässen die Formen von fünf derselben, darunter drei kleine Töpfchen und zwei Schalen mit typischem Wellenornament, wieder herzustellen (Fig. 10 bis 14).

Ich hoffe, dass es mir glücken wird, noch mehr von diesen Gefässen zu rekonstruieren; doch bevor dies nicht erfolgen oder ein günstiger Zufall mir nicht zur Auffindung eines unversehrten Grabes verhelfen wird, muss ich mich auf diese bescheidenen Ergebnisse beschränken. Doch schon

---

1) Abbildung dazu in der Abhandlung: „Neuentdecktes Wellenschnurornament“, „Swiatowit“, Band V, Fig. 1, 6, 7.

9

10

11

12

13

14.

15.

auf Grund dieser kann man sich jedenfalls von den Formen und dem Charakter dieser Keramik einen Begriff machen.

Wir wissen bereits, dass manche dieser Gefässe Becher sind, und zwar mit einem mehr oder weniger kugelförmigen Bauche, mit einem breiten, mehr oder weniger zylinderförmigen und am Rande leicht erweiterten Halse. Die Figur 7 beweist, dass manche Becher einen weiten, ziemlich hohen und geöffneten Hals haben und einen nach unten zu ungefähr kugelförmig abgerundeten Bauch. Andere hinwieder sind flache Schalen mit verschiedenem Profil und von verschiedener Grösse. Manche dieser Gefässe hatten Henkel, andere statt derselben Buckel. Die diesen gleichzeitige Keramik mit Schnurverzierung, doch nicht der welligen, die zugleich mit den Resten der ersteren angetroffen wird, umfasst Gefässe auch mit Buckeln und viele mit nur einem Henkel. Da das Wellenornament in der lokalen Gruppe der Gefässe mit Schnurverzierung nur eines der dieser Gruppe eigentümlichen Ornamentmotive zu bilden scheint, so kann erst die Erforschung des Gesamtbildes derselben mehr Licht auf die Stellung werfen, welche die Gefässe mit Wellenschnurverzierung in dieser Gruppe einnehmen werden. Doch will ich mich hier mit dieser Frage nicht näher befassen, da ich dieselbe in kurzer Zeit an anderer Stelle insoweit speziell besprechen werde, als mir dies das langsam aber stetig wachsende Material erlauben wird. Gegenwärtig kann ich nur hervorheben, dass unsere Schnurkeramik von den in ganz Europa bekannten Gruppen abweicht. Wie sie sich zu den weitverzweigten Lokalgruppen der Schnurkeramik verhalten wird, lässt sich heute auch nicht einmal annähernd bestimmen, da die Typologie der neolithischen Keramik doch erst festere Formen annimmt, die bisherigen Forscher selbst noch in Widersprüche sich verwickeln und alle bei ihren Studien viel zu wenig Osteuropa berücksichtigen. Die besten Kenner der neolithischen Keramik verraten, obwohl sie bereits in den letzten 10 Jahren die schwierige Aufgabe der Sonderung des ganzen Materials in natürliche Gruppen auf sich genommen haben, eine allzuschwache Kenntnis der im Osten von Deutschland und Österreich herrschenden Typen, was P. Reinecke so treffend als die Ursache vieler Ungenauigkeiten in den bisherigen Proben einer Systematik der neolithischen Keramik angesehen hat. Diese Mängel und die ganze Verfrühung ähnlicher Arbeiten haben ihre Quelle einerseits in der durchaus nicht genügenden Berücksichtigung der auf dem Gebiete des Königreichs Polen und des russischen Kaiserreichs gemachten Entdeckungen, andererseits — und das ist das wichtigste — in der bisher noch unzulänglichen Erforschung dieser Gebiete. Und doch wird man die zahlreichen und wichtigen Rätsel, welche die Verwandtschaft und das gegenseitige Verhältnis der sich immer schärfer absondernden Lokalgruppen des europäischen Neoliths betreffen, schwerlich ohne Erforschung des Ostens lösen können.

Das Wellenschnurmotiv interessiert mich nicht nur an und für sich als eine, meines Wissens, im mitteleuropäischen Neolith bisher unbekannte Neuheit, sondern auch deswegen, weil dasselbe dem für die sogenannte slavische Epoche so ungemein typischen, allgemein bekannten

und berühmten Wellenornament ähnlich ist, das den sogen. Burgwalltypus der Keramik aus nachchristlicher Zeit charakterisiert. Auf demselben Gebiete z. B., auf dem ich das Wellenschnurornament gefunden, tritt ebenfalls reichlich die für die sogen. slavische Epoche typische Keramik auf, mit ihrer gewöhnlichen, bekannten, aus geraden und welligen Linien bestehenden Verzierung.

Ein Beispiel von Verbindung gerader horizontaler Linien mit der Wellenlinie genau in derselben Kombination, wie sie im polnischen Neolithauftritt, finden wir an manchen Gefässen aus der nachchristlichen Epoche, so z. B. an dem im „'Swiatowit", Bd. V, Fig. 8 dargestellten Gefässe. Dasselbe stammt aus einer Kulturschicht in Zerniki Dolne her und diente zum Hausgebrauch.

Die Ähnlichkeit beider Verzierungen springt geradezu in die Augen und fordert zur Untersuchung auf, ob zwischen diesen der Zeit nach weit auseinanderliegenden Verzierungsmotiven nur eine zufällige Ähnlichkeit oder auch vielleicht irgend eine Verwandtschaft vorliegt.

Die Wellenlinie ist ein so einfaches Motiv, dass sie an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten selbständig auftreten konnte. Dieser Möglichkeit lässt sich schwerlich wiedersprechen. Andererseits jedoch lassen gewisse Umstände darauf schliessen, dass hier eine faktische Verbindung angenommen werden kann. Da die Feststellung der Existenz einer solchen Verbindung für die Wissenschaft von erstgradiger Bedeutung wäre und zu gewissen unvermuteten Änderungen in Ansichten über Dinge, die scheinbar mit dieser Frage nicht im Zusammenhange stehen, zwingen würde, so widmete ich, durch meine Entdeckung angeregt, der Untersuchung dieser Frage mehr Aufmerksamkeit und wählte sie zum Gegenstand einer besonderen Studie, die ich vor zwei Jahren im V. Jahrgang des „'Swiatowit" und im „L'homme préhistorique" veröffentlicht habe.[1])

(8) Hr. P. Kupka übersendet aus Stendal die beiden folgenden Mitteilungen:

1. Ein inkrustiertes Tènegefäss von Ünglingen-Süd.

Südlich vom Dorfe Ünglingen, Kreis Stendal, liegt hart an der alten über Gross-Möhringen nach Westen führenden Heerstrasse ein durch Kiesnutzung zum grossen Teil zerstörtes Urnenfeld. Die Gefässe standen in Reihen. Die Formen sind die aus altmärkischen Tènefeldern bekannten terrinenförmigen Gefässe mit oder ohne Henkel, hohe ungegliederte Töpfe mit schwacher Ausweitung in halber Höhe und Urnen mit geschwungener Wandung. Als Beigefäss fand sich ein kleines halbkugeliges Schälchen, wie sie bei Tangermünde, Ostheeren, bei Kalbe a. M. und sonst in der Altmark nicht selten gefunden werden. In betreff der Gefässformen verweise ich auf die von Hartwich, Verhandl. unserer Gesellschaft 1887,

1) Erasme Majewski. La ligne ondulée comme motif d'ornementation dans la ceramique préhistorique. („L'homme préhistorique", Paris, Nr. 11, Novembre 1904, Seite 337—362).

p. 219 vorgelegten Typen, von denen besonders Nr. 16, Nr. 13, und Nr. 20 hier in Betracht kommen. Die Urnen waren ohne Ausnahme mit einer Schale, teils mit, teils ohne Henkel bedeckt.

Die Gefässe waren bis auf eins schmucklos. Das verzierte Stück zeigt die gefälligste Form der Typen der Tèneperiode. Es besteht aus einem auf verhältnismässig kleiner Basis aufgebauten, weit ausladenden, bauchigen Körper, auf dem ein abgestumpft kegelförmiger niederer Hals sitzt. Der leicht umgelegte obere Halsrand ist durch einen kleinen Henkel mit dem oberen Rand des Gefässkörpers verbunden. Hartwich bildet a. a. O. Nr. 23 eine ähnliche Form ab. Der Verzierung liegt das gleiche Motiv zu Grunde, wie es an den von Hartwich, a. a. O. Nr. 10, 11 und 19, wiedergegebenen Typen ersichtlich ist, nämlich von der Übergangslinie herabhängende Dreiecke. Der Übergang ist hier durch drei scharf eingerissene Furchen hervorgehoben; die Seiten der Dreiecke bestehen aus Gruppen von je fünf eingeschnittenen Strichen. Unter der

Fig. 1.

Fig. 2.

breiten Spitze stehen fünf, mit einem Röhrchen ausgehobene, tiefe, punktförmige Löcher. Diese Löcher finden sich auch unter den drei Furchen am Übergange überall da, wo sie von den Seitenlinien der hängenden Dreiecke nicht berührt werden und ebenso unter dem Henkel. (Fig. 1.) Ich behandelte das Gefäss mit der Wurzelbürste, leider, muss ich hinzufügen, denn bei späterer Betrachtung stellte sich heraus, dass sowohl die eingerissenen Linien, wie auch die punktförmigen Löcher mit weisser Masse ausgelegt gewesen waren, die aber durch die gründliche Behandlung bis auf wenige Reste entfernt worden ist. Inkrustierte Tènegefässe dürften bis jetzt kaum beobachtet worden sein.

An Metallsachen sind die bekannten segelförmigen Ohrringe, ein kleines Stückchen gedrehten Bronzedrahtes und eine eiserne Spatennadel mit Halsausbiegung gewonnen. In welcher Beziehung ein am nämlichen Orte gefundener bronzener Schildbuckel zu dem Gräberfelde steht, habe ich nicht sicher ermitteln können.

Die inkrustierte Urne, die Spatennadel und der Schildbuckel sind Eigentum des altmärkischen Museums zu Stendal.

2. Eine Tèneurne aus dem Gräberfelde bei Erxleben, Kreis Osterburg.

Bei der Feldbestellung ist östlich vom Dorfe Erxleben eine hübsche Urne gefunden worden. Das Gefäss (Fig. 2) ist von dunkler Farbe. Die Gestalt ist krugförmig mit abgebrochenem Henkel. Der Schmuck zeigt das bekannte Tènemotiv der hängenden Dreiecke, deren Seiten in diesem Falle nur aus einer einfachen Linie bestehen. Die Flächen sind von links unten nach rechts oben schraffiert. Neben jeder Dreiecksspitze steht rechts und links ein punktförmiger Eindruck; unter dem abgebrochenen Henkel sind derartige Punkte in Form eines unten offenen Dreieckes angeordnet.

Der Inhalt des Gefässes bestand aus kalzinierten Knochen, auf denen der obere Teil einer eisernen Nadel mit Bronzeknopf lag. (Fig. 2 a.)

Wenn ich das einzelne Stück hier vorlege, so geschieht es deshalb, weil das Feld bisher unbekannt ist, und es mir zweifelhaft scheint, ob sich noch weitere Belegstücke gewinnen lassen werden.

(9) Hr. Hubert Schmidt übersendet eine Abhandlung:

Ostpreussische Beiträge und

(10) Hr. Maass eine Abhandlung:

Die primitive Kunst der Mentawei-Insulaner.

Beide Abhandlungen werden später erscheinen.

(11) Hr. Olshausen überreicht

1. für die Sammlung der Anthrop. Gesellschaft, namens des Hrn. Generalleutnant B. Rathgen in Strassburg, Elsass,

   zwei Photographien von griechischen Bauern

   am Löwentor zu Mykenä;

2. für die amerikanische Sammlung des Kgl. Museums für Völkerkunde, namens seines Sohnes, des etatsmässigen Hilfsarbeiters im Auswärtigen Amte, Dr. Franz O.,

   sieben Wurfspeere von einem der Indianerstämme am Ucayali,

   einem rechten Nebenfluss des Amazonenstromes, der noch oberhalb von Iquitos in Peru in diesen letzteren mündet.

Hr. Olshausen bemerkt dazu: Die kleinere Photographie wurde durch Hrn. Rathgen aufgenommen, gelegentlich des von Teilnehmern am Archaeologenkongresse zu Athen im Mai 1905 nach Mykenä unternommenen Ausfluges. Hr. Rathgen sieht in dem Bilde des an den Torpfosten links gelehnten Jungen (das die zweite Photographie vergrössert wiedergibt) eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Hermes des Praxiteles. In der Tat wird man, wenn man den Hermes nur von vorne betrachtet, daran etwas richtiges finden, wie mich ein direkter Vergleich mit dem Gipsabguss der Kgl. Antikensammlung hierselbst lehrte. Es ist nicht nur das lockige Haar, das sich ja an vielen anderen Statuen ebenso findet, sondern auch die, obwohl nicht gleiche, so doch ähnliche Kopfhaltung und der Blick. Übrigens sagte mir Herr Professor Eugen

Petersen, früher in Athen, dann zu Rom und jetzt, als unser Mitglied, hier in Berlin, dass ihm auf seinen Wanderungen in Griechenland nicht selten Persönlichkeiten vorgekommen seien, die ihn lebhaft an jenen Hermes erinnerten. Sollte also die vorliegende Photographie wirklich einen in Griechenland häufiger vorkommenden Typus darstellen, so würde sie für unsere Gesellschaft ein nur um so grösseres Interesse haben.

Die sieben Wurfspeere erhielt mein Sohn, jetzt vor einem Jahre, als Geschenk von dem deutschen Konsul in Iquitos, Hrn. Nicolai, als er, damals selbst Konsulatsverweser in Pará, eine Reise den Amazonenstrom aufwärts bis zu genanntem Orte unternahm. Er hatte den Wunsch, auch den Ucayali zu besuchen, da aber die öffentliche Dampfschiffahrt nur bis Iquitos reicht, weiter hinauf die privaten Dampfer der grossen Handlungshäuser benutzt werden müssen, diese jedoch zu selten fahren, als dass er die nächste Gelegenheit hätte abwarten können, musste er verzichten. Er konnte aber einige Geräte der Naturvölker am Ucayali mitbringen, worunter die hier vorliegenden Speere. Von welchem Stamme sie herrühren, ist ihm nicht bekannt geworden; Hr. Konsul Nicolai ist Grosskaufmann, und dessen Leute hatten sie gelegentlich mitgebracht.

Die Speere sind untereinander alle gleicher Art: ein dünner, rundlicher, etwa 150 *cm* langer Stab aus hellfarbigem Holz verjüngt sich von der Mitte aus stark nach dem einem Ende zu, wird nach dem andern etwas dicker und trägt hier, in die Endfläche eingelassen, eine scharfe Spitze aus vermutlich härterem Holz, etwa 7—8 *cm* hervorragend. Eine Umschnürung dieses Schaftendes mit Bindfaden beugt einer Spaltung desselben vor. Die Spitzen sind dunkelbraun gefärbt, vielleicht von Curare; denn sie alle sollen vergiftet gewesen sein. Jetzt scheint aber das Gift entweder absichtlich entfernt, oder sonst auf dem mehrfachen Transport grösstenteils abgefallen zu sein. An nahezu gleichartigen Wurfspeeren, welche Hr. Dr. Theodor Koch jüngst vom Yapurá, dem grossen, linken, aus Kolumbia kommenden Nebenfluss des Amazonenstromes, mitbrachte, sieht man wenigstens das Gift in dicken braunen Massen den Spitzen anhaften. Zum Schutz gegen zufällige Verletzungen der Träger dieser, sowohl zur Jagd, als im Kriege benutzten Waffen, war jede Spitze mit einem kleinen, aussen längsgerippten Futteral versehen, das nach dem Urteil von Botanikern wahrscheinlich der ausgehöhlte Blattstiel einer Palme ist. Meinem Sohne waren übrigens nur fünf solcher Futterale übergeben worden und es ist überhaupt höchst wahrscheinlich, dass in den Speeren nur ein Teil einer vollständigen Garnitur vorliegt, wie sie sich am oberen Amazonenstrom und dessen Nebenflüssen häufiger zu finden scheint. Mein Sohn besitzt deren zwei, eine vom Ucayali und eine, die er in Manaos durch den deutschen Konsul, Hrn. Nommensen, erhielt; letztere stammt aus dem Gebiet des Rio Negro. Mehrere Speere, das eine Mal vier, das andere Mal sieben, sind mit kleinen Futteralen versehen, dann zu einem Bündel vereinigt mit einer gemeinsamen grossen Hülle aus gebogenen, durch Umwicklung mit Schnur zusammengehaltenen Bambusplatten umgeben, welche die ersteren in sich schliesst. So wurde eine doppelte Sicherung gegen die gefahrdrohenden Spitzen hergestellt. An einem sehr

schönen derartigen, vom Yapurá stammenden Exemplar, das ich mit gütiger Erlaubnis des Hrn. Dr. Koch hier vorlegen kann, besteht das äussere Futteral aus einer dicken zylindrischen Pechmasse, in welche die Einzelfutterale gleichsam eingekittet, und an deren äusserer kreisrunder Endfläche die Endigungen der letzteren deutlich sichtbar sind, wiederum sieben an der Zahl. Dass hier häufiger je sieben Waffen zusammengehören, dürfte sich aus der Anordnung derselben erklären; ein Speer liegt in der Mitte, sechs schliessen sich um denselben zum Kreise. Die einzelnen Speere dieser letztbeschriebenen Garnitur lassen sich mit Leichtigkeit aus den durch die Pechmasse festgehaltenen Hüllen herausziehen und wiederum in dieselben einschieben. Beim Marsche wird das Speerbündel, wie Hr. Dr. Koch mir sagte, mit dem Futteral nach unten getragen, was zum Teil in der Schwere der Pechmasse seinen Grund haben mag.

Das Holz der Speere vom Yapurá ist dunkel und rötlich, ebenso das der vom Rio Negro; die vier Waffen der Ucayali-Garnitur sind, abweichend von den eingangs beschriebenen sieben losen gleicher Provenienz, schwarzbraun und ausserdem bedeutend kräftiger als diese.

(12) Herr P. Staudinger legt verschiedene aus Hebron stammende

Glassachen, namentlich Armringe, sowie auch gläserne Armringe aus Nupe

vor. Gelegentlich meiner vor 20 Jahren ausgeführten Expedition nach den Niger-Benuëgebieten vermochte ich die sehr wichtige Tatsache festzustellen, dass die vielfach in diesem Teile Westafrikas getragenen Armringe aus Glas von den Nupe- oder Nufeleuten, also in Afrika selbst, hergestellt wurden. Leider konnte ich damals nicht selbst die Glaskünstler bei ihrer Arbeit beobachten und näheres über die Technik in Erfahrung bringen, da meine Expedition nicht das eigentliche Nupeland berührte und ich auf wandernde Glasarbeiter nicht stiess, aber es war immerhin von gewisser Tragweite, in Erfahrung zu bringen, dass auch Afrikaner Glas in so guter Weise bearbeiten.

Schon damals erfuhr ich, dass die Kunst nicht allgemein, wie andere Handwerke in dem industriereichen Nupe verbreitet sei, sondern dass nur verhältnismässig wenig Familien im Besitze des „Geheimnisses“ seien, das sorgsam gehütet werde. Vor sieben Jahren teilte ich Ihnen gelegentlich der Vorlage verschiedener Glasgegenstände aus Afrika mit, dass nach einer Mitteilung, die Herr G. A. Krause, der bekannte Afrikasprachforscher und erster Kenner der Haussa- und anderer westafrikanischer Sprachen, mir seinerzeit gemacht hatte, die Glasmacher vom „Osten“ gekommen seien und es „Juden“ gewesen sein sollten.

Auch er bestätigte, dass die Glasarbeitstechnik nach Auskünften, die er erhalten habe, geheim getrieben würde; so erfuhr ich auch, dass man Sklaven, die bei den Glasmachern arbeiteten, mit dem Tode wegen Verrat der Kunst bedroht hätte.

Mag dem nun sein, wie ihm wolle, jedenfalls war das Gewerbe nicht allzuweit verbreitet. Was nun das Auftreten von Sagen über „Juden“ im westlichen Sudan anbelangt, so findet man diese Überlieferungen nicht

allzu selten in verschiedener Form; auch in der Geschichte des Sudans werden sie, wie auch Mischvölker von „Juden und Persern" erwähnt. Beziehungen mit dem Osten und seinen verschiedenen Völkerschaften haben ja gewisse westafrikanische Gebiete seit alter Zeit sehr verschiedene gehabt.

Ich beschloss indessen der Sache nachzugehen, obgleich ein anderer zuverlässiger Gewährsmann nichts von der Sage des Einflusses der Juden bei der Glasmachekunst gehört hatte. Nun wusste ich aus der Literatur, dass in Hebron in Palästina in alter Zeit bis zur Neuzeit Glasindustrie getrieben wurde. Ich wandte mich an einen Bekannten und erhielt vor 5—6 Jahren eine Anzahl Glassachen aus Palästina, angeblich Hebron. Es waren zunächst einige Gläser von alter, interessanter Form, dann Perlen, auf die ich vielleicht noch später zurückkomme. Ferner ein Bündel Glasarmringe. Einige von diesen ähneln Stücken, wie sie in Jerusalem bei Ausgrabungen, z. B. auf der Dormition gefunden wurden, andere haben den gewöhnlichen Charakter der Glasringe, wie sie auch in Ägypten, wohl meistens von Syriern angefertigt werden, einige wenige Stücke haben Filigranettoeinlage und andere eine Art Imitation der Goldglasverzierung. 5—6 Stück erweckten aber mein höchstes Interesse.

Da ist zunächst ein gelber Ring mit kleinen Buckeln, der Ähnlichkeit mit Stücken, die aus der La Tènezeit stammen, besitzt. Ein Vergleich mit dem Stück der Nupearbeit zeigt die verblüffende Übereinstimmung beider. Noch frappanter ist diese aber bei einer Art gegossener dicker Form, innen glatt und aussen gewölbt. Ich zeige Ihnen hier den blauen Nupering, wie er jetzt dort aus Rizinusölflaschen gemacht wird, und den entsprechenden Hebronring.

Ferner ist selbst die Strichverzierung, die die Nupe so schön aus andersfarbigem Glas durch eine Einschmelztechnik machen, bei den beifolgenden Hebronstücken sehr ähnlich.

Eins fällt aber bei den letzteren auf. Die Ringe sind so klein, dass sie als Arm- oder Fussringe nicht benutzt werden können (als Fingerringe sind sie wiederum zu gross und dick). Es gewinnt also den Anschein, als ob diese Dinge jetzt nur noch in einer gewissen Nachahmung alter Stücke vielleicht, um sie aufzureihen, angefertigt werden. Die gewöhnlichen Ringe haben die zum Gebrauch erforderliche Weite. Ich habe lange gewartet, ehe ich mich entschloss, Ihnen diese interessante und vielleicht hochwichtige Entdeckung vorzutragen.

Hoffentlich wird in unserer neuen Zeit, wo ja das Reisen so leicht ist, auf diese Anregung hin bald noch mehr Licht in die Sache hineingebracht.

(13) Hr. Seler spricht:

Über Natur und Mythen in Mexiko und

(14) Hr. v. Luschan über:

Anthropologische Ergebnisse einer Reise in Südafrika.

Beide Vorträge werden später erscheinen.

III. Literarische Besprechungen.

Neumayer, G. von. Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. Dritte Auflage. Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte von Felix v. Luschan. Hannover, M. Jänecke 1905. 8°.

Seit dem Erscheinen der zweiten Auflage des vorliegenden Werkes im Jahre 1888 haben sich die Erfahrungen über die darin behandelten Fragen so vermehrt und unsere Anschauungen infolge davon so verändert, dass das Erscheinen einer neuen Auflage als ein dringendes Bedürfnis empfunden wurde. Wir sind daher dem verehrten Herausgeber, dem Nestor der deutschen Forschungsreisenden, zu grossem Danke verpflichtet und beglückwünschen ihn dazu, dass es ihm vergönnt war, diese dritte Auflage im Verein mit so bewährten Kräften zu bearbeiten.

Unserer Stellung nach beschränken wir uns hier auf die Besprechung desjenigen Teils der Anleitung, der die Reisenden über die Aufgaben der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte unterrichten soll, dreier Gebiete, welche in der zweiten Auflage von Bastian und Rudolf Virchow, in der vorliegenden dritten Auflage aber von F. von Luschan allein bearbeitet worden sind und müssen diese Wahl für eine sehr glückliche halten; denn nicht leicht dürfte ein Forscher gefunden werden, der auf allen drei Gebieten eine grössere Erfahrung besitzt. Überall gewinnt man den Eindruck, dass der Autor aus der Fülle eigenster Erfahrung geschöpft hat und dem Reisenden nicht nur die wissenschaftlichen Aufgaben gestellt, sondern auch zugleich die wertvollsten Ratschäge für deren praktische Lösung gegeben werden.

Um den Unterschied, der sich in den Anschauungen der Bearbeiter seit der zweiten Auflage vollzogen hat, zu zeigen, dürfte es genügen, auf einige Punkte hinzuweisen. In dem Abschnitt über physische Anthropologie wird statt des Virchowschen das Martinsche Instrumentarium zum Messen und ganz neu die vorzügliche Farbentafel für Haut und Augen von v. Luschan und Martin empfohlen. Für das Messen der Schädel ist die grade Länge und die ganze Höhe der Frankfurter Verständigung wegen der Unsicherheit in der Ausführung ganz aufgegeben, dennoch ist die Zahl der Masse an Schädeln auf 55 gegen 32 der Frankfurter Verständigung vermehrt. Ebenso zählt das Schema für Messungen an Lebenden 83 Nummern gegen 38 bei Virchow, — überall eine grössere Spezialisierung der Aufgaben, welche selbstverständlich nur selten in ihrer Gesamtheit von einem Reisenden bewältigt werden können. Trotz dieser grossen Zahl der Einzelmessungen verwirft der Verf. mit Recht die Zusammenfassung der Einzelbeobachtungen zu Indexgruppen, wie dies seit Retzius noch immer als das Resultat jeder kraniologischen Arbeit angesehen wird, — ebenso die „tassonomische Methode“ Sergis. Diese Anschauungen stimmen mit denen überein, welche Ref. bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen hat, und müssen notwendig zur Folge haben, dass die Bedeutung der kraniometrischen Rassenlehre überhaupt in Frage gestellt wird. Es wäre daher wünschenswert gewesen, zugleich auch diejenigen Masse zu berücksichtigen, welche für die Ermittelung des Kanon von Fritsch erforderlich sind, um für die Beurteilung seiner Brauchbarkeit in der Rassenlehre ein reicheres Material zu gewinnen, als wir es bisher besitzen.

In dem zweiten Abschnitt ist es für den Unterschied gegen die zweite Auflage, in welcher Bastian dieses Kapitel behandelt hatte, bezeichnend, dass das Wort Ethnologie

überall durch Ethnographie ersetzt ist. Das Schema ist hier in der Weise der vom Berliner Museum für Völkerkunde herausgegebenen Anleitung nach Buchstaben und Ziffern sehr praktisch angeordnet und enthält im ganzen 907 Nummern, welche von der Ausdehnung und Vertiefung der heutigen ethnographischen Forschung das beste Zeugnis ablegen.

In der dritten Abteilung „Urgeschichte und Technik der Ausgrabungen“ schildert der Verf. an der Hand der reichen Erfahrungen, welche er in seinen verschiedenen Ausgrabungskampagnen gemacht hat, die grossen Schwierigkeiten und Gefahren, die jeder derartigen Unternehmung, besonders jenen im grösseren Stil, drohen und gibt die besten Mittel und Wege an, dieselben möglichst zu überwinden. Dass diese Ratschläge nur für das Gebiet Geltung haben, in welchem Verf. selbst tätig gewesen ist, schmälert deren Wert durchaus nicht; denn die allgemeinen Grundsätze werden überall Anwendung finden, und besonders ist überall der goldene Satz zu beherzigen, „dass die Inangriffnahme einer wissenschaftlichen Ausgrabung immer eine ganz ernste Sache ist, an die sich nur gewissenhafte und geschulte Fachleute heranwagen sollen.“ Lissauer.

Schmidt, Dr. Max, Indianerstudien in Zentralbrasilien. Erlebnisse und ethnologische Ergebnisse einer Reise in den Jahren 1900—1901. Mit 281 Textbildern, 12 Lichtdruckbildern und einer Karte. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1905. 4° XIV, 456 Seiten.

Die fünfte deutsche Reise in das Schingú-Gebiet! Sie sollte sich von den vorhergehenden wesentlich dadurch unterscheiden, dass ein einzelner Forscher, nur von den notwendigsten Begleitern unterstützt, bei einem geeigneten Stamm längeren Aufenthalt nehmen und versuchen wollte, mit regelmässiger Stationsarbeit tiefer in die Gedankenwelt der bisher noch isolierten Indianer einzudringen. Dieser vortreffliche Plan ist völlig gescheitert; dass der Verfasser ihn kühn und opferfreudig gewagt, bleibt ihm dennoch ein Ruhmestitel. Aber durch seine Vorgänger, die europäische Waren in reicher Menge eingeführt hatten, war in bedenklichem Grade die Habsucht der Eingeborenen geweckt worden. Der Reisende sah sich durch die Stämme, die er zu passieren hatte, aller seiner Tauschwaren und seiner eigenen Bedarfsstücke beraubt, ehe er überhaupt das Ziel erreichte; er musste einen fluchtartigen Rückzug antreten, um das nackte Leben zu retten, und dieser gelang nur mit äusserster Not. Er stellte sich alsdann die Aufgabe, ein altes Desiderat des oberen Paraguaygebietes, die ethnologische Aufnahme der Guató zu erledigen. Ein Problem in gewissem Sinn entgegengesetzter Art. Während am Schingú noch heute praekolumbische Zustände herrschen, sind die Guató bereits im 16. Jahrhundert mit den Weissen in Berührung gekommen, und nur geringe Reste von ihnen sind noch vorhanden, die nahe Beziehungen zu den Brasiliern unterhalten. Dennoch aber konnten diese Eingeborenen eine merkwürdige Eigenart behaupten, weil sie sich als echte Wassernomaden in ein abseits gelegenes Lagunengebiet zurückziehen. Die Schilderung der Reise an den Schingú und der dreiwöchige Aufenthalt in einer Niederlassung der Guató bildet mit den „Erlebnissen“ den ersten Teil des Werkes; sie ist in schlichtem, unterhaltendem Stiel geschrieben und bietet neben den Bildern aus dem Indianerterritorium auch manchen kleinen Einblick in das seit den ersten Schingú-Expeditionen durch die Revolutionszeit und den aufblühenden Gummihandel mannigfach veränderte Leben von Stadt und Land des höher zivilisierten Matogrosso.

Trotz allen Missgeschicks hat der Verfasser aus dem Schingúquellgebiet eine Anzahl ausgewählter ornamentierter Stücke, Indianerzeichnungen, Tanzgesänge und Vokabularergänzungen heimbringen können. — Er hat auch einige wertvolle Beobachtungen über wirtschaftliche und rechtliche Verhältnisse anstellen und namentlich interessante Einzelheiten über das Eindringen von modernen Kulturelementen sammeln können, das durch die Expeditionen und den Anschluss der wilden Bakairí an ihren „zahmen“ Stammesgenossen veranlasst worden ist. Reichhaltiger ist das analoge Material naturgemäss für die Guato ausgefallen. Von ihrem ethnographischen Inventar erhalten wir hier die erste genaue Beschreibung, von ihrer noch immer isoliert erscheinenden Sprache 507 Wörter und 39 Sätze. Allerdings wird der Linguist schmerzlich empfinden, dass das Grammatische,

wo portugiesische Hilfe einigermassen verfügbar war, nicht reichlicher bemessen werden konnte und dass die Hauptpronomina nicht klargestellt sind. Auch wird er bei den Betrachtungen über die Wortbildung und das „Mosaik ihrer Begriffsbildung" an mancher Stelle wohl ein non liquet einwenden müssen, solange nicht weit mehr Sprachstoff vorliegt oder die Vergleichung mit einem verwandten Idiom möglich ist.

Der Wert der ethnologischen Ergebnisse der Reise ist wesentlich gesteigert worden durch die anschliessenden Arbeiten und Studien im Berliner Museum. Mit unendlichem Fleiss hat sich der Verfasser in die Technik des Flechtens vertieft und dadurch, dass er die am meisten in Betracht kommende Flechtart auf das Fiederblatt oder Fächerblatt der Palme als den notwendigen Ausgangspunkt der ganzen Anordnung zurückführt, eine neue selbständige Anschauung gewonnen, die den Mitgliedern der Anthropologischen Gesellschaft durch den S. 490—512 des vorigen Jahrgangs der Zeitschrift abgedruckten und mit zahlreichen Abbildungen versehenen Vortrag bekannt geworden ist. Diese Verhältnisse werden in dem Buch noch weit gründlicher erörtert und reicher illustriert; hier erhalten auch die Guato erst eine genauere Darstellung als Vertreter der Fliederblatttechnik. Auf die natürlichen Flechtmuster werden alsdann die einfachen geometrischen Ornamente der Schingúindianer zurückgeführt, in Übereinstimmung mit der Anschauung des Referenten, die auf dem anderen Wege, der Vergleichung dieser gleichartig über ganz Amerika verbreiteten Textilmuster von Dreiecken, Rauten und Stufenkreuzen, gewonnen und bei Gelegenheit der Anthropologenversammlung in Greifswald vorgetragen worden ist.

Besondere Anerkennung verdienen die zahlreichen ausgezeichneten Abbildungen ethnographischer Objekte und die Sorgfalt des Inhaltsverzeichnisses.

Karl von den Steinen.

Münsterberg, O., Japanische Kunstgeschichte, Teil I, Braunschweig, G. Westermann (1904) XXIV, 136 S. 4°.

Versuche einer Darstellung der japanischen Kunst in ihrer Gesamtheit lagen bisher nur in englischer und französischer Sprache vor. Diese Lücke in der sonst so reichhaltigen und immer mehr anschwellenden deutschen Japan-Literatur will das hier anzuzeigende, vornehm ausgestattete Werk ausfüllen, und zwar sollen die Ausführungen „nicht dem Kunstforscher neues Material bringen, sondern das in Japan, Amerika und Europa zerstreute und schwer zugängliche Material sammeln, sichten und durch verbindenden Text zu einem einheitlichen Ganzen gestalten" (S. 2). In dem ersten Bande schliessen sich an eine als „die Bedingungen der japanischen Kunstentwicklung" bezeichnete Einführung ein der Bildhauerkunst und Malerei sowie ein der Ornamentik gewidmeter Abschnitt an, während der im Manuskript inzwischen wohl bereits vollendete, umfangreichere zweite Band[1]) das in Japan so vielseitig gestaltete Kunstgewerbe bringen soll.

Mit hingebendem Fleisse hat der Verfasser aus zum Teil nicht gerade leicht zugänglichen Quellen ein Material von ansehnlichem Umfange geschöpft und sinnreich gruppiert. Das wesentliche Verdienst der Arbeit erblickt Ref. einmal in der Verbreitung der den Fachgenossen ja nichts Neues bietenden Anschauung von der hohen Blüte der japanischen Malerei und Bildhauerkunst, in mit unserem frühen Mittelalter zusammenfallenden Zeiten schon, unter das grosse Publikum; und sodann in den in reicher Fülle wiedergegebenen, hierfür beweiskräftigen Abbildungen. Hervorgehoben unter diesen seien die Darstellungen aus dem Prachtwerke „Selected Relics of Japanese Art", wohl der hervorragendsten Erscheinung auf dem Gebiete der japanischen Kunstgeschichte überhaupt. Zum Teil in Lichtdruck, zum Teil in Farben-Holzschnitt wird hier die wirkliche, vielfach so schwer zugängliche Blüte dieser Kunst in einer im Abendlande wie in Japan selbst bisher kaum erreichten, geschweige denn übertroffenen Vollendung der Wiedergabe dargeboten. Einen nur schwachen Abglanz hiervon birgt allerdings die starke Verkleinerung, zu der Münsterberg dabei genötigt war.

Den nicht sehr zahlreichen berufenen Kennern japanischer Kunst muss die Entscheidung überlassen bleiben, ob und inwieweit das vorliegende Werk einen wissenschaft-

1) In der Zwischenzeit ist dieser bereits veröffentlicht worden.

ichen Fortschritt auf diesem Arbeitsfelde bedeutet. Für die Leser dieser Zeitschrift aber kommt im wesentlichen nur der auf die Urzeit zurückgreifende Abschnitt über Ornamentik in Betracht, in dem sich der Verfasser auf dem schwierigen Boden der vergleichenden Rassen- und Völkerkunde bewegt. Hier werden seine zwar gewiss anregenden, oft aber recht gewagten, phantasiereichen Gedankengänge, denen es bisweilen leider an einwandfreien zuverlässigen Unterlagen gebricht, wohl manchen Widerspruch seitens der Kenner der betreffenden Gebiete herausfordern. Eine Wiederholung der abweichenden Ansichten bei einer Reihe von Stellen in diesem und den übrigen Abschnitten, die Ref. in einem anderen Fachblatt[1]) im einzelnen dargelegt hat, erübrigt sich aus diesem Grunde wohl hier. Doch sei im Anschluss daran noch erwähnt, dass u. a. die Angaben (Abb. Nr. 15 S. 32, Text S. 34) über eine der Künstlerfamilie Tori (7. Jahrhundert) zugeschriebene, als Holzfigur bezeichnete Kwannonstatue nicht ganz zutreffen; denn sie besteht nicht aus Holz, sondern aus vergoldetem Ton oder Terrakotta, und nicht „das Oberkleid ist aus Leder kunstvoll hergestellt“, sondern ein zierlich ausgeschnittenes Halsband. Ebenso stellt das berühmte Bild des Prinzen Shōtoku diesen nicht mit „zwei Pagen“ (S. 43), sondern mit seinen beiden im Jünglingsalter stehenden Söhnen dar.

Als recht beachtenswert sei noch das nach sachlichen Gesichtspunkten angeordnete, mit dienlichen Randvermerken versehene Verzeichnis der benutzten Quellen trotz einiger kleiner Entstellungen und bibliographischer Lücken hervorgehoben. Die hier aufgeführten wertvollen japanischen Schriften des Kunstgewerbemuseums und der Königlichen Bibliothek zu Berlin dürften manchem einen willkommenen Hinweis gewähren. Nachod.

Sergi, Sergio. Le variazioni dei solchi cerebrali e la loro origine segmentale nell'Hylobates. Ricerche Lab. Anat. Roma e altri Lab. Biologici. Vol. X. Roma 1904. Mit 2 Doppeltafeln.

Die Studien Sergis zerfallen in zwei Abschnitte. Im ersten werden die individuellen Varianten der Sulci cerebri an acht Gehirnen von Hylobates syndactylus erforscht und im zweiten Abschnitt werden die allgemeinen Gesichtspunkte dargelegt, zu denen man durch die Untersuchung gelangte.

Ein Beispiel, in welcher Weise der Autor zu Werke geht, möge hier Platz finden: Der Sulcus praecentralis superior ist aus drei Segmenten zusammengesetzt; ihre Länge ist verschieden ebenso wie ihre gegenseitige Anordnung. Immer ist das obere Segment ziemlich gut entwickelt, das ist das konstanteste von allen Dreien. Das unterste Segment hat eine ziemlich wechselnde Länge. Das vordere ist am wechselvollsten, bisweilen erhält es eine sehr beträchtliche Ausdehnung. Der Sulcus praecentralis superior wird nun durch alle acht Gehirne hindurch beschrieben und überdies durch Abbildungen vorgeführt. Zu diesem Zwecke ist jedes Gehirn in fünf Figuren in Strichmanier wiedergegeben worden, was viel vorteilhafter ist als die Phototypie; denn die Linien sind scharf und bestimmt, und keine Täuschung möglich. Die Objekte sind überdies in natürlicher Grösse dargestellt worden und zwar die Basis des Hirns, die äussere Oberfläche der rechten und der linken Hemisphäre, ferner die mediale Fläche der beiden Hemisphären. So ist die Vergleichung auch für den Leser im ganzen Umfang durchführbar und er vermag den Beschreibungen der einzelnen Hirnpartien gut zu folgen, welche getrennt behandelt werden, wie die Überschriften andeuten: Solchi frontali; Fossa Sylvii ed insula; Sulcus Rolandi seu centralis; Sistema dei solchi temporo-occipitali; Superficie mediale usw. Der zweite Abschnitt führt den Titel: Epikrisis: der segmentale Ursprung der Hirnfurchen und ihre Variation bei dem Individuum und bei der Spezies. Sergi gebraucht hier das Wort „segmental“ nicht im Sinne der Embryologie, und so wie dieses Wort z. B. durch v. Kupffer und seinen Schüler Neumeyer für die Embryologie des Gehirns aufgefasst wurde, sondern fasst die Segmente als kleine Gebiete, in welche die Hirnfurchen eingeteilt sein können (S. 239). In einer und derselben Spezies lassen sich verschiedene Anordnungen der Segmente auffinden, die schliesslich das endliche Verhalten der Furchen bestimmen. Die Variabilität ist ausserordentlich gross, das ist eines der Hauptergebnisse, zu denen die Untersuchung geführt hat.

1) Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1905, S. 138—141.

Dieses Ergebnis ist von grosser Tragweite nicht blos für die richtige Auffassung des Gehirns von Hylobates syndactylus, sondern auch für das Gehirn des Menschen. Die Variabilität, welche bei dem Menschen einen so verwirrenden Umfang besitzt, tritt also nicht erst bei ihm auf, sondern zeichnet schon das Hirn der Anthropoiden aus. Allein diese Variabilität ist keine unbegrenzte, sie ist doch beherrscht von dem Grundthema der Hirnfurchen, das in jeder Spezies und in jedem Genuss zum Ausdruck kommt. Sergi weist (S 283) ferner auf die Doktriu von Rosa hin, nach der die Vervollkommnung eines tierischen Organismus mit einer Reduktion der Variabilität zusammenhängt. Aber es will mir scheinen, dass gerade das Gehirn der Affen kein günstiges Objekt ist, um dieser Doktrin, die ich sonst für richtig halte, eine Stütze zu verleihen. Hat es doch den Anschein, dass noch vieles bei den Anthropoiden wie im Fluss begriffen ist. Dies bleibt richtig, wenn auch die Sekundärfurchen in konstante Gebiete eingeschlossen sind, und die Grenzen dieser Gebiete niemals überschreiten. Die Hauptfurchen sind trotz mancher Variabilität das Feste „in der Erscheinungen Flucht“ und sie werden allein die Grundlagen bieten für die Homologien, für die phyletische Entwicklung und für die Feststelluug der mechanischen Einflüsse. Kollmann.

Verworn, Max, Die archaeolithische Kultur in den Hipparionschichten von Aurillac (Cantal). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905. 4°. (Aus den Abhandl. d. K. Gesell. der Wissenschaften zu Göttingen. Mathematisch-Physikalische Klasse N. F. B. IV Nr. 4).

Ein wohltuendes, klärendes Licht verbreitet die vorliegende Monographie über die von berechtigten Zweifeln und dilettantischen Irrtümeru so sehr getrübte Lehre von den Manufakten des tertiären Menschen. Der Verf., der selbst früher sehr skeptisch dieser Lehre gegenüberstand, hat sich durch lange, experimentelle Arbeiten am Feuerstein und durch persönliche Studien in den grossen Sammlungen von Brüssel erst gründlich vorbereitet, bevor er nach Aurillac ging, um an Ort und Stelle sich über die Tatsachen zu unterrichten und ist dort von der Existenz einer wirklichen Kultur unserer tertiären Vorfahren überzeugt worden. Nach einem historischen Überblick über die ganze Frage werden die geologischen Verhältnisse des Cantal ausführlich geschildert und die von Noetling und Keilhack gegen das tertiäre Alter der Feuersteine von Aurillac erhobenen Bedenken überzeugend widerlegt. Hierauf werden die einzelnen Kriterien für die Manufaktuatur der Silex mit grösster Objektivität und auf Grund einer reichen Erfahrung geprüft und als Ergebnis offen zugestanden, dass alle diese Merkmale auch durch Einwirkung rein anorganischer Kräfte entstehen können. Es gibt kein eolithognomisches Symptom, dass ist das wichtigste Ergebnis dieser Untersuchungen, — nur durch die Kombination von mehreren dieser Symptome, wie sie in der Natur sonst nicht vorkommt, lässt sich die Manufaktnatur dieser Feuersteinwerkzeuge erweisen. Die Kenntnis dieser kritischen Diagnostik ist daher die unerlässliche Voraussetzung für jeden, der sich in dieser Frage ein selbständiges Urteil bilden will. Mit dieser Diagnostik ausgerüstet untersucht nun der Verf. die zum Teil eigenhändig in situ gefundenen Silex, wie Abschläge, Kernsteine, Hausteine, Grad-, Rand-, Hohl- und Spitzschaber und andere Formen und gelangt dadurch zu der Überzeugung, dass die Bevölkerung des Cantal in der Miocänzeit bereits eine ausgebildete Kultur besass, welche die Kenntnis des Feuersteins als des besten Steinmaterials, die Kenntnis der künstlichen Spaltung und Randbearbeitung, die Differenzierung gewisser Werkzeugtypen, den Beginn einer zweckmässigen Formgebung der für den Gebrauch bestimmten Kanten umfasst und daher schon eine lange Reihe von Erfahrungen voraussetzt. Mit Recht unterscheidet er daher diese Kultur als archäolithische von der langdauernden vorangegangenen, in welcher jene Kenntnisse erst erworben werden mussten, für die er den Namen eolithisch beibehalten will.

Diese kurze Inhaltsangabe wird den Leser überzeugen, dass das Studium der vorliegenden Schrift für jeden Urgeschichtsforscher unentbehrlich ist. Lissauer.

IV. Eingänge für die Bibliothek.[1]

1. Landau, Wilh. Freiherr v., Die Bedeutung der Phönizier im Völkerleben. Leipzig E. Pfeiffer 1905. 8°. (Aus: Ex Oriente Lux, Bd. I.)
2. Torres, Luis Maria, Les études géographiques et historiques de Felix d'Azara. Buenos Aires 1905. 8°.
3. Müller, F. W. K., Eine Hermasstelle in manichäischer Version. Berlin 1905. 8°. (Aus: Sitzungsberichte der Königl. Preuss. Akad. d. Wissensch. LI.)
4. Fischer, Julius, Die organische Natur im Lichte der Wärmelehre. Berlin: Selbstverlag. 1905. 8°.
5. Koch-Grünberg, Theodor, Anfänge der Kunst im Urwald. Indianer-Handzeichnungen ... in Brasilien gesammelt. Berlin: E. Wasmuth A.-G. o. J. quer 8°.
6. Almgren, Oscar, „Kung Björns Hög“ och andra fornlämningar vid Håga. Stockholm 1905. 4°.
7. Fischer, Eugen, Anatomische Untersuchungen an den Kopfweichteilen zweier Papua. o. O. 1905. 4°. (Aus: Correspondenz-Blatt d. Deutsch. anthrop. Gesellschaft.)
8. Fischer, Eugen, Über Pigment in der menschlichen Conjunctiva. Jena: G. Fischer 1905. 8°. (Aus: Verhandl. d. Anatom. Gesellsch. auf der 19. Vers. in Genf.)
9. Schlaginhaufen, Otto, Beiträge zur Kenntnis des Reliefs der Planta der Primaten und der Menschenrassen. o. O 1905. 4°. (Aus: Correspondenz-Blatt d. Deutsch. anthrop. Gesellsch.)
10. Lehmann-Nitsche, Robert, Die dunkeln Geburtsflecke in Argentinien und Brasilien. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1905. 4°. (Aus: Globus Bd. 88.)
11. Weissenberg, S., Speise und Gebäck bei den südrussischen Juden in ethnologischer Beziehung. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1906. 4° (Aus: Globus Bd. LXXXIX.)

Nr. 1—11 Gesch. d. Verf.

12. Kjellmark, Knut, En stenåldersboplats i Järavallen vid Limhamn. Stockholm 1903. 8°. (Akad. Afhandling.)
13. Landtmanson, Samuel, Studier över västgötamålets l-ock r-ljud. Stockholm 1905. 8°. (Akad. Afhandling.)

Nr. 12 u. 13 v. d. Kgl. Universität Upsala.

14. Gaertringen, Freiherr Hiller v., Über eine jüngst auf Rhodos gefundene Bleirolle, enthaltend den 80. Psalm. Berlin 1898. 8°. (Aus: Sitzungsberichte der Kgl. Preuss. Akad. d. Wissensch. Sitz. d. philos.-hist. Classe. XXXVII.)
15. Gaertringen, Freiherr Hiller v., Geschichte von Delphi. Stuttgart: J. B. Metzler 1899. 8°.
16. Lehmann, C. F., Gewichte aus Thera. Berlin: Weidmann 1901. 8°. (Aus: Hermes, Zeitschr. f. klassische Philologie Bd. XXXVI.)

Nr. 14—16 Gesch. d. Hrn. Professor Lissauer.

---

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechungen der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

17. Maccurdy, George Grant, The eolithic problem evidences of a rude industry antedating the paleolithic. Lancaster 1905. 8°. (Aus: Amer. Anthropologist, N. S. vol. 7.)
18. Forrer, R., Keltische Numismatik der Rhein- und Donaulande. o. O. 1905. 8°. (Aus: Jahrbuch d. Gesellsch. für lothring. Gesch. u. Altertumskunde. Bd. XVII.)
19. Congrès International d'Archéologie. I. Session Athènes 1905. 8°.
20. Anleitung, Kurze, für den Besuch der ethnologischen Schaustellung „Abessinisches Dorf". London: The British-Continental Enterprises Limited o. J. 8°.

    Nr. 17—20 Gesch. d. Hrn. Professor Lissauer.
21. Journal, The, of the anthropological Society of Tōkyō. Vol. XXI No. 235. Tōkyō 1905. 8°. V. d. Anthrop. Gesellsch. in Tōkyō.
22. Ranke, Karl E., Über die Bedeutung des Bartelschen Brauchbarkeitsindex. Stuttgart: E. Nägele 1904. 8°. (Aus: Zeitschr. f. Morphologie u. Anthropologie Bd. VIII.)
23. Bartels, Paul, und Richard Fuchs, Über die Bedeutung des Bartelschen Brauchbarkeitsindex. Eine Antwort. Stuttgart: E. Nägele 1905. 8°. (Aus: Zeitschr. f. Morphologie u. Anthropologie Bd. IX.)

    Nr. 22 u. 23 Gesch. d. Hrn. Dr. P. Bartels.
24. Aguiar, Desiderio, Huarpes, II. Buenos Aires 1904. 8°. Gesch. des Hrn. Professor Lehmann-Nitsche.
25. Procksch, Otto, Über die Blutrache bei den vorislamischen Arabern und Mohammeds Stellung zu ihr. Leipzig: B. G. Teubner 1899. (Aus: Leipziger Studien a. d. Gebiet d. Geschichte, Bd. V.)
26. Krauss, Friedrich S., Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral Bd. 2. Leipzig: Deutsche Verlagsaktiengesellschaft 1905. 4°.
27. Pleyte, W., Nederlandsche Oudheden van de vroegste tijden tot op Karel den Groote nebst einen Atlas. Leiden: E. J. Brill 1877/1901. 2°.
28. Trumpp, Ernst, Die Religion des Sikhs. Leipzig: O. Schulze 1881. 8°.
29. Murray, A. Margaret, with ... J. Hansard and J. Mothersole, Saqqara Mastabes and Gurob by L. Loat. London: B. Quaritch 1905. 4°. (Aus: Egyptian Research Account tenth year 1904.)

    Nr. 25—29 Angekauft.
30. Schliep, H., Die Kesselpauke der Reiterei des deutschen Heeres. Ihre urreligiöse Bedeutung. Luxemburg-Bahnhof 1905. 8°. V. Rijks ethnograph. Museum.
31. Sāstri, Mahāmahopādhyāya Hara Prasād, A catalogue of palm-leaf & selected paper Mss. ... To which has been added a historical introduction by professor Cecil Bendall. Calcutta 1905. 8°. (Aus: Notices of Sanskritmss. extra number.) V. Gouvernement Bengalen.
32. Schmid, Bastian, Philosophisches Lesebuch. Leipzig: B. G. Teubner 1906. 8°. V. Herren A. Asher & Co.
33. Anleitung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Afrika und Oceanien. 3. Aufl. Berlin: Kgl. Museum f. Völkerkunde 1904. 8°. V. Hrn. Professor v. Luschan.
34. Nachod, O., Geschichte von Japan, Bd. I. Gotha: F. A. Perthes 1906. 8°. (Aus: II. Abteil. Gesch. der aussereuropäischen Staaten I.) Vom Verleger.
35. Campi, Luigi, Le tombe barbariche di Civezzano e alcuni rinvenimenti medioevali nel Trentino: Trento 1886. 8°. (Aus: Archivio Trentino anno V.)
36. Campi, L., Di una tomba gallica scoperta presso Mechel nella Naunia. Trento 1897. 8°. (Aus: Archivio Trentino, anno XIII.)
37. Campi, L. de, Antichi pani di rame rinvenuti presso Lauregno nella Naunia. Parma 1899. 8°. (Aus: Bulletino di paletnologia italiana, anno XXV.)
38. Campi, L., Nuove scoperte archeologiche in Mechel nell'Anaunia. Trento 1900. 8°. (Aus: Archivio Trentino, anno XV.)
39. Campi, L., Tombe romane presso Cunevo nella Naunia. Trento 1900. 8°. (Aus: Archivio Trentino, anno XV.)

    Nr. 35—39 Gesch. d. Verf.

40. Campi, L., Iscrizione funeraria etrusca rinvenuta in Tavon nella Naunia. Trento 1901. 8°. (Aus: Archivio Trentino, anno XVI.)
41. Campi, L., Tombe della prima età del ferro ed altri avanzi romani riconosciuti presso San Giacomo di Riva. Trento 1901. 8°. (Aus: Archivio Trentino, anno XVI.)
42. Campi, L., Scoperta di oggetti gallici nella Valsugana. Trento 1903. 8°. (Aus: Archivio Trentino, anno XVIII.)
43. Campi, L., Stazione gallica sul „dos Castion" presso terlago nel Trentino. Trento 1904. 8°. (Aus: Archivio Trentino, anno XIX.)
44. Campi, L., Rinvenimenti preistorici, romani e medioevali nella Naunia. Trento 1904. 8°. (Aus: Archivio Trentino, anno XIX.
45. Campi, L., Rinvenimenti di antichità nella Naunia. Trento 1905. 8°. (Aus: Archivio Trentino, anno XX.)
46. Boas, Franz, The Huntington California Expedition . . New York 1905. 8°. (Aus Bull. of the Amer. Mus. of Nat. History. Vol. XVII)
47. Waldeyer, W., Gehirne südwestafrikanischer Völker. Berlin 1906. 8°. (Aus: Sitzungsberichte d. Königl. Preuss. Akad. d. Wissenschaften I.)
48. Heierli, J., Die archäologische Karte des Kantons Solothurn nebst Erläuterungen und Fundregister. Solothurn, T. Petri 1905. 8°. (Aus: Mitteil. d. hist. Vereins d. Kantons Solothurn, Heft 2.)
49. Giuffrida-Ruggeri, V., Elenco del materiale scheletrico preistorico e protostorico del Lazio. Roma 1906. 8°. (Aus: Atti della Soc. Romana di Antrop. Vol. XII.)
50. Giuffrida-Ruggeri, V., Cro-Magnon, Grenelle e i loro meticci. Roma 1906. 8°. (Aus: Atti della Soc. Rom. di Antrop. Vol. XII.)
51. Schwindt, Theodor, Finnische Volkstrachten. Helsingfors, Osakeyhtiö & Göös 1905. 8°.
52. Woodruff, Chas. E., The neurasthenic states caused by excessive light. New York 1905. 8°. (Aus: Medical Record.)
53. Charusin, W., [Russisch] Programm zur Sammlung von Nachrichten über Geburts- und Taufzeremonien bei russischen und fremden Bäuerinnen. Moskau 1905. 8°.
54. Schmeltz, J. D. E. u. G. A. Koeze, Crania ethnica Philipinica. Zur Abwehr einer Besprechung des Werkes im „Anthropologischen Zentralblatt" 1905, durch Prof. Dr. von Luschan. Leiden: S. C. van Doesburch 1906. 8°.
55. Wiegers, Fritz, Diluviale Flussschotter aus der Gegend von Neuhaldensleben. Berlin, Königl. Geolog. Landesanstalt u. Bergakademie 1905. 8°. (Aus: Jahrb. d. Königl Preuss. Geolog. Landesanstalt u. Bergakademie, Bd. XXVI.)
56. Castelfranco, P., Abbozzi die ascie metalliche rinvenuti nell' Isola Virginia (Lago di Varese). Parma 1905. 8°. (Aus: Bull. di paletnol. italiana. An. XXXI.)
57. Dörpfeld, W., Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland. Genève 1905. 8°. (Aus: „Mélanges Nicole".)

Nr. 40—57 Gesch. d. Verf.

58. Seler, Eduard, F. Förstemann, Paul Schellhas, Carl Sapper and E. P. Dieseldorff, Mexican and Central American antiquities, calendar systems, and history. Translated from the German ... of Charles P. Bowditch. Washington Gov. Prin. 1904. 8°. (Aus: Bureau of American Ethnology, Bull. 28.)
59. Boyd, Harriet A, Excavations at Gournia, Crete. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1904.)
60. Bushell, Stephen W., Chinese architecture. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep for 1904.)
61. Dastre, A., The stature of man at various epochs. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1904.)

Nr. 58—61 Gesch. vom Bureau of American Ethnology.

(Abgeschlossen den 15. Februar 1906.)

von Luschan: Über ein rachitisches Schimpansenskelett.

von Luschan: Über ein rachitisches Schimpansenskelett.

von Luschan: Über ein rachitisches Schimpansenskelett.

2

4

Theodor Koch-Grünberg: Die Indianerstämme am oberen Rio Negro und Yapurá und ihre sprachliche Zugehörigkeit

Fig. 1. Uanána. (Carurú, Rio Caiarý.) — Fig. 2. Umáua-Frau von der Horde Tsahátsaha. (Rio Mesai, Alto Yapurá.) — Fig. 3. Tuyúka mit Körperbemalung. (Rio Tiquié.) — Fig. 4. Bahúna-Frau. (Rio Cuduiarý.)

I. Abhandlungen und Vorträge.

1. Anthropologische, ethnologische und ethnographische Beobachtungen über die Heikum- und Kungbuschleute.[1]) nebst einem Anhang über die Sprachen dieser Buschmannstämme.[2])

Von

H. Werner, Oberarzt in der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika.

Übersendet vom K. Ober-Kommando der Schutztruppe.

Ein mehrere Monate währender Aufenthalt in der Nähe einer Buschmannwerft bei Otjomavare, einer am Omuramba ua omatako, etwa 50 *km* südlich von Grootfontein und 120 *km* nordöstlich von Waterberg gelegenen Wasserstelle, bot mir Gelegenheit zu einer Reihe von Beobachtungen an Buschleuten, die teils, wie ich glaube, Neues bringen, teils eine Ergänzung und Bestätigung von Bekanntem darstellen. Zunächst reizte es mich, durch Gewinnung absoluter Masse ein Urteil über die Grössenverhältnisse der als abnorm klein bekannten Buschleute zu erhalten, dann führte mich die nähere Bekanntschaft mit dem interessanten Völkchen zu weiteren Beobachtungen, die für den Ethnologen und den Ethnographen Interesse beanspruchen.

Die zu den anthropologischen Messungen erforderlichen Instrumente musste ich zum Teil mir selbst herstellen, doch hoffe ich, dass dieser Mangel der Genauigkeit der Ergebnisse keinen Eintrag getan hat.

Die Buschleute, um die es sich handelt, nennen sich „Heikum"leute, wobei das k durch den in der Namasprache mit || bezeichneten Schnalzlaut zu ersetzen ist. Gemessen wurden 31 Erwachsene und 8 Kinder.

Von den Erwachsenen sind 14 Männer und 17 Frauen.

Ich lasse zunächst die Durchschnittswerte der absoluten Masse folgen, dann einige Proportionszahlen und Indices. Tabellen, auf denen die ge-

---

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 18. November 1905.

2) Die linguistischen Aufzeichnungen über die Sprache der Heikumbuschleute wurden in einer Heikumwerft bei Otjomavara am Omuramba Omatako gesammelt, während die sprachlichen Notizen über die Kungbuschleute in einer Kungwerft am Nordrande des Kaukaufeldes etwa 15 *km* westlich von Dobe aufgezeichnet wurden.

samten Masse jedes einzelnen Gemessenen verzeichnet sind, liegen bei, desgleichen Beobachtungsblätter für die auf die deskriptiven Merkmale der Gemessenen bezüglichen Beobachtungen.

Die Durchschnittswerte der gemessenen Erwachsenen sind folgende:

	Männer	Frauen
1. Körpergrösse	155,3	149,7
2. Höhe des Kinnrandes über dem Boden	135,7	130,6
3. „ „ Nabels über dem Boden	93,2	90,4
4. „ „ oberen Randes der Symphyse über dem Boden	82,2	79,6

Fig. 1.

Heikumbuschleute. Männer.

	Männer	Frauen
5. Höhe des acromion über dem Boden	130,5	124,9
6. „ „ Ellenbogengelenkes über dem Boden	99,9	96,5
7. „ „ Griffelfortsatzes des Radius über dem Boden	76,0	73,4
8. „ der Mittelfingerspitze über dem Boden	59,0	56,8
9. „ des Darmbeinkammes über dem Boden	95,9	93,2
10. „ „ Darmbeinstachels über dem Boden	90,1	86,7
11. „ „ Kniegelenks über dem Boden	43,3	41,2
12. „ der inneren Knöchelspitze über dem Boden	6,4	5,5
13. „ des Dornfortsatzes des siebenten Halswirbels über dem Boden	136,2	129,6
14. Breite der Schultern (Akromionabstand)	31,1	30,0
15. Entfernung der beiden Darmbeinstacheln	18,4	17,7

	Männer	Frauen
16. Breite zwischen den Darmbeinkämmen	21,9	20,9
17. „ „ „ Trochanteren	25,5	25,4
18. Thoraxumfang im Niveau der Achselhöhlen	76,1	69,3
19. Taillenumfang	75,7	72,9
20. Oberschenkelumfang	41,6	40,5
21. Wadenumfang	28,6	26,5
22. Höhe des Scheitels über der Sitzfläche	77,0	75,6
23. Schädellänge	17,9	17 8
24. Schädelbreite	13,6	13,1

Fig. 2

Heikumbuschhleute. Weiber.

	Männer	Frauen
25. Schädeldurchmesser von der Glatze zur Hinterhauptsprotuberanz	16,3	15,7
26. Breite zwischen der Ausladung beider Jochbeine	12,2	12,1
27. „ „ den äusseren Augenwinkeln	8,5	8,5
28. „ „ „ inneren Augenwinkeln	3,6	3,5
29. „ des Mundes	4,7	4,5
30. „ zwischen beiden Kieferwinkeln	9,5	8,8
31. Entfernung vom Kinn zur Nasenwurzel	9,8	9,6
32. „ „ „ zum Haarwuchsbeginn	16,6	15,9
33. Länge der Nase	4,0	3,9
34. Breite der Nase	4,1	3,8

	Männer	Frauen
35. Entfernung vom Kinn zum tragus	13,3	12,3
36. „ von der Nasenwurzel zum tragus	11,7	11,3
37. Länge das Daumens	5,1	5,1
38. „ „ Mittelfingers	8,4	8,2
39. Breite der Hand am Ansatz der Finger	6,8	6,5
40. Länge des Fusses	22,6	21,5
41. Breite des Fusses	8,4	7,7
42. Längskopfbogen	36,2	35,5
43. Horizontaler Kopfumfang	53,8	51,9
44. Vertikaler Kopfumfang	28,9	28,3
45. Klafterweite	158,6	151,0

Proportionszahlen. Körperlänge = 100.

	Männer	Frauen
I. Höhe des Nabels über dem Boden	60,01	60,5
II. „ der Symphyse über dem Boden	52,9	53,1
III. „ des Scheitels über der Sitzfläche	49,54	50,5
IV. „ der spina ilium anterior superior über dem Boden	58,02	57,92
V. Halbe Klafterweite	51,06	50,43
VI. Akromialbreite	20,03	20,04
VII. Hüftbreite	16,42	16,91
VIII. Armlänge	46,04	45,49
IX. Oberarmlänge	19,64	18,97
X. Unterarmlänge	15,45	15,45
XI. Handlänge	10,95	11,09
XII. Beinlänge	55,12	54,91
XIII. Oberschenkellänge	27,24	27,39
XIV. Unterschenkellänge	23,76	23,85
XV. Fusshöhe	4,12	3,67
XVI. Fusslänge	14,55	14,36
XVII. Brustumfang	49,0	46,3
XVIII. Taillenumfang	48,68	48,69

Indices.

	Männer	Frauen
I. Schädelindex	76,3	73,5
II. Durchschnittsindex der Schädel aller gemessenen Erwachsenen	74,77	
III. Physiognomischer Gesichtsindex	76,44	76,1
IV. „ Nasenindex	102,5	97,44

Der Ernährungszustand der Untersuchten ist im allgemeinen dürftig zu nennen, der Fettvorrat gering; die Haut ist auch bei jüngeren Individuen auffallend schlaff und lässt sich in weiten Falten abheben. Man hat den Eindruck, dass zwischen dieser Schlaffheit der Haut und dem extremen Schwanken der Flüssigkeitsdurchtränkung der Gewebe, wie es bei dem häufigen lange anhaltenden Dursten, dem die Buschleute ausgesetzt sind, die Regel ist, ein Zusammenhang besteht. Die Männer versicherten mir, sie könnten vier Tage lang bei grosser Hitze ohne Wasser marschieren, eine Angabe, der man wohl Glauben schenken darf.

Die Hautfarbe ist bei allen Untersuchten mit Ausnahme von zweien, bei denen eine Rassenmischung nicht ausgeschlossen ist, ein Braun von mittlerer Tontiefe ins Gelbe spielend.

Die Handteller und Fusssohlen sind heller gefärbt, bilden jedoch gegen den Handrücken keinen so auffallenden Kontrast wie beim Bantu-

neger. Die Haut der Brust und des Bauches ist um eine Nuance dunkler gefärbt als die des Gesichts. Narben sind namentlich auf Brust und Bauch sehr häufig und rühren gewöhnlich von Brandwunden her, denen sich die Buschleute durch Sitzen und Einschlafen am offenen Feuer leicht aussetzen. Diese Narben sind heller tingiert als die Umgebung und sehen fast rein gelb aus.

Die Iris ist bei allen Untersuchten tief braun gefärbt.

Der Haarwuchs ist, verglichen mit dem des Europäers, sehr bescheiden; er ist fast ganz auf den Schädel beschränkt, Barthaar findet man nur bei einzelnen Männern und auch bei diesen nur sehr spärlich. Körper-, Achsel- und Schamhaar ist fast gar nicht vorhanden.

Die Farbe des Haupthaares ist tiefschwarz. Das einzelne Haar wird bei den Männern etwa 4, bei den Frauen gegen 6 *cm* lang; es ist fein und spiralig gerollt; der Krümmungsradius der Spirale beträgt etwa 2 *mm*. Je 2—3 Haare stehen in Gruppen dicht beisammen. Eine Anzahl solcher Gruppen vereinigt sich zu einem Büschel, der ein fast unentwirrbares Haargeflecht darstellt. Zwischen den Büscheln ist die braungelbe Kopfhaut sichtbar, so dass die Schädeloberfläche den Eindruck einer schwarz gefleckten Fläche macht. In der Haartracht zeigen sich weitgehende Verschiedenheiten, doch wird von allen Buschleuten das Kopfhaar von Zeit zu Zeit geschnitten; dabei lassen die Frauen häufig einen Kranz längerer Haare, der von der Stirnhaargrenze horizontal nach hinten verläuft, stehen. Häufig auch findet man eine ovale Stelle auf dem Scheitel oder den Stirnrand des Kopfhaares bis zu den Ohren hin ausrasiert.

Ausfall des Kopfhaares habe ich auch bei alten Personen nicht beobachtet, wohl aber Grauwerden, doch auch dieses nicht in so hohem Grade wie bei Europäern.

Die Tätowierung ist bei den Heikumbuschleuten sehr beliebt.

Ich habe drei Arten von Tätowierung vorgefunden:

1. Eine Schmucktätowierung. Dieselbe besteht in parallelgestellten Längsschnitten von etwa 1 *cm* Länge, die in Reihen angeordnet sind. Diese Schnittreihen finden sich namentlich im Gesicht auf Wangen, Schläfen und Stirn und verlaufen besonders bei Frauen häufig strahlenförmig auf die Gesichtsmitte zu, wobei jedoch die Gesichtsmitte selbst freigelassen wird. Sie findet sich aber auch auf der Haut des übrigen Körpers an beliebigen Stellen, auf Brust, Bauch, Oberarm und Oberschenkel. Die Schnitte sind ganz oberflächlich und erscheinen als feine schwarze Linien; die schwarzblaue Färbung der Narben wird durch Einreiben von Holzkohle in die frischen Schnitte erreicht.

2. Tiefere und dementsprechend stärkere Narben hinterlassende Schnitte bilden die Stirntätowierung, die allen Heikumbuschleuten ohne Unterschied des Alters und Geschlechts gemeinsam ist. Die Tätowierung besteht in mehreren senkrecht stehenden parallelen Schnitten von etwa 2 *cm* Länge zwischen den Augenbrauen. Durch diese Tätowierung entsteht eine Anzahl, gewöhnlich fünf, tiefer, nahe beieinander stehender Falten zwischen den Augenbrauen, die dem Gesicht auch jüngerer Individuen ein älteres Aussehen geben. Bei älteren Personen ist der Narben-

grund durch Keloidbildung erhaben, so dass die Gegend zwischen den Augenbrauen ein hahnenkammähnliches Aussehen gewinnt.

3. Die dritte und merkwürdigste ist eine Tätowierungsart, die ich als Antilopentätowierung bezeichnen möchte, eine Impfungsform, wie ich sie noch bei keinem der afrikanischen Eingeborenenstämme gesehen habe. Sie findet sich nur bei männlichen Individuen und besteht in folgendem: Durch Parallelschnitte werden den männlichen Kindern kleine Stückchen Antilopenfleisch, besonders Gemsbockfleisch, unter die Haut gebracht in der Idee, dass auf diese Weise das so geimpfte Kind die Schnelligkeit der Antilopen im Laufen erhalte. Die Impfschnitte werden mit Vorliebe auf den Hinterbacken angebracht, finden sich jedoch auch auf Brust, Bauch und Rücken.

Häufig findet man an den verschiedensten Körperstellen auch Narben, welche von Schröpfschnitten zur „Ableitung“ bei Krankheiten herrühren.

Der Kopf bietet in seiner Ansicht von oben keine Besonderheiten, doch scheint mir die Dolichocephalie bei den Buschleuten nicht so ausgesprochen zu sein wie bei den Bantunegern. Die Hinterhauptsprotuberanz ist sehr gering entwickelt, so dass sie bei den meisten Individuen kaum zu fühlen ist.

Die Profilansicht des Gesichtes lässt eine deutliche alveoläre Prognathie erkennen; bei den meisten Individuen überragt die Oberlippe in der Profilansicht die Nasenspitze. Die Haarumrandung der ziemlich steilen Stirn verläuft in gleichmässiger Biegung von einem Ohr zum andern.

Die knöchernen Augenbrauenbogen springen stark vor, während der Stirnglatzenwulst gering entwickelt ist.

Die Wangenbeine bilden mit den weit ausladenden Jochbögen stark über die Schläfen- und Wangengegend hervorragende Erhebungen.

Auffallend ist bei den meisten Buschleuten das deutliche Vorspringen der Ohrspeicheldrüsengegend, die sich bei manchen Individuen geradezu halbkugelartig vorwölbt. Ob diese Vorwölbung mehr durch eine Hypertrophie der Ohrspeicheldrüse oder durch besonders starke Entwicklung der Kaumuskulatur bedingt ist, vermochte ich nicht festzustellen. Diese Vorwölbung der Ohrspeicheldrüsengegend ist, wie ich glaube, nicht eine Rasseneigentümlichkeit der Buschleute, sondern eine Folge der Wurzelnahrung benötigenden Lebensweise, die eine sehr starke Inanspruchnahme des Kauapparates erfordert; wenigstens habe ich dieselbe Eigentümlichkeit auch bei Hereros beobachten können, die lange Zeit auf Feldkost angewiesen waren.

Hereros wie Buschleute bezeichnen als Ursache dieser Eigentümlichkeit den Genuss von Feldkost, insbesondere der als Unki bekannten Zwiebelart. Die beigefügten Photographien bringen die Vorwölbung bei einem Buschmann (Fig. 3) und bei einem Herero (Fig. 4) zur Darstellung.

Die Nase ist gegen die Stirn stark abgesetzt und von auffallender Kleinheit. Der Nasenrücken ist sehr flach, so dass man bisweilen von einem Nasenrücken kaum sprechen kann und eine fast ebene Fläche die Verbindung von einem Wangenbein zum andern herstellt. Die Nasen-

spitze ist klein und etwas aufwärts gerichtet. Die Nasenlöcher sind mit ihrem grössten Durchmesser quergestellt.

Die Lippen sind, verglichen mit denen der meisten Neger, schmal; ihre Farbe gleicht fast genau der der umgebenden Gesichtshaut.

Die Zähne sind bei der Mehrzahl der Individuen in recht gutem Erhaltungszustand; kariös fand ich bei den sämtlichen 39 Untersuchten nur 28 Zähne. Auffallend ist bei einem Vergleich mit einem Europäergebiss die hochgradige, mit dem Alter zunehmende Abnutzung, die bei alten Individuen so stark ist, dass die Zähne bis auf die Wurzel abgekaut sind, auch eine Folge der auf Wurzelnahrung angewiesenen Lebensweise. Die Schneidezähne sind nur in ganz geringem Grade nach vorn gerichtet.

Künstliche Deformitäten der Zähne haben die Heikum nicht; wenn mehrere der Untersuchten die bekannte Hererodeformität (Abschleifen der Innenseiten der beiden mittleren oberen und Entfernen der vier

Fig. 3.

Fig. 4.

unteren Schneidezähne) zeigten, so erklärt sich dies daraus, dass diese Buschleute in ihrer Kindheit Hererosklaven gewesen und von ihren damaligen Herren nach Hereroart gekennzeichnet worden sind.

Das Ohr ist von normaler Grösse, die Umfangslinie ist gerundet, nicht winklig geknickt. Das Ohrläppchen ist stets angewachsen.

Am Rumpf fällt auch bei den Erwachsenen die meist starke Entwicklung des Bauches trotz sonstiger Magerkeit auf.

Die Frauenbrust ist bei Individuen, die nicht geboren haben, kegelförmig; die Gegend des Warzenhofes ist gewöhnlich durch eine seichte Furche von der übrigen Brust geschieden. Die Farbe des Warzenhofes ist tiefbraun. Die Brustwarze ist erhaben.

Beschneidung ist weder bei Männern noch Weibern üblich. Die als Steatopygie bezeichnete, bei den Hottentottenweibern so häufige abnorm starke Gesässentwicklung habe ich bei den Weibern der Heikum und Kung nicht gefunden, ein Umstand, der mir mit grosser Entschiedenheit

gegen die Rassenverwandtschaft der Buschleute mit den Hottentotten zu sprechen scheint.

Die Arme sind dünn und wenig muskelkräftig, die Hände klein und sehr zart. Im Gegensatz zur Armmuskulatur ist die der Beine besser entwickelt. Die Fusswölbung ist gut; Plattfuss habe ich nur in einem Falle gesehen.

Die grosse Zehe ist geradeaus gerichtet und weist weder eine Abweichung auf nach der Fussmittellinie zu, noch eine solche von dieser hinweg.

In den meisten Fällen ragt die zweite Zehe am weitesten hervor, doch wurde sie in zwei Fällen von der ersten überragt. Bei einigen andern Untersuchten waren zweite und erste oder zweite und dritte Zehe gleich weit hervorragend. Genaueren Aufschluss über diese Verhältnisse gibt die folgende Tabelle:

	Zahl der Untersuchten	Zweite Zehe am weitesten hervorragend	Erste Zehe am weitesten hervorragend	Erste und zweite Zehe am weitesten hervorragend	Zweite und dritte Zehe am weitesten hervorragend
Männer	14	9	1	4	0
Frauen	17	11	0	3	3
Kinder	8	7	1	0	0
Summe . .	39	27	2	7	3

Auch über physiologische Verhältnisse konnte ich einige Beobachtungen sammeln.

Bei allen Untersuchten fand ich vermittels Snellenscher Tafeln eine sehr grosse Sehschärfe. Dreifache Sehschärfe wurde von allen Untersuchten erreicht, bei einzelnen noch höhere Grade bis zu sechsfacher Sehschärfe.

Von den meisten Untersuchten wurde das Ticken einer Uhr in 3 *m* Entfernung vernommen.

Gähnen habe ich bei Buschleuten häufig beobachtet.

Der Gang der Buschleute hat etwas sehr charakteristisches; es werden nämlich dabei die Knie auffallend stark gehoben, eine Gewohnheit, die sich aus der Eigentümlichkeit des Geländes erklärt, in dem die Buschleute leben; sie sind durch das niedrige häufig dornige Buschwerk, durch welches sie sich mit unbekleideten Beinen fortbewegen, gezwungen, beim Gang die Beine stark zu heben und behalten diesen Gang auch bei, wenn sie über nicht bewachsenen Boden sich fortbewegen. Im übrigen sind die Marsch- und Laufleistungen dieser kleinen Buschbewohner ganz enorm.

Zu Patrouillengängen von der Station ausgesandte Buschleute legten innerhalb weniger als 48 Stunden eine Strecke von 130 *km* zurück, ohne sichtbare Zeichen von Ermüdung zu zeigen. Der oft trabenden Truppe folgten sie ohne Schwierigkeit und froher Laune zu Fuss, indem sie bei schnellerer Gangart sich ebenfalls in Trab setzten.

Höchstes Erstaunen wird durch weites Öffnen des Mundes und der Augen kundgegeben. Ich konnte mich davon überzeugen, als ich vor den ahnungslosen Buschleuten ein Grammophon spielen liess; als die Vorführung zu Ende war, fragten mich die Zuhörer, ob denn die Leute, die in dem Apparat wären und sängen, auch darin schliefen und durch den Schalltrichter ihre Kost erhielten.

Zum Zeichen der Bejahung wird der Kopf unter gleichzeitigem Hochziehen der Augenbrauen zurückgeworfen.

Im übrigen stimmen die physiognomischen Ausdrucksveränderungen im wesentlichen mit denen der Europäer überein, doch lässt sich nicht verkennen, dass die Gesichtsbeweglichkeit des Buschmanns eine weit grössere ist als die des Europäers und dass schon ganz geringe Affekte lebhafte Gesten auslösen.

Es sei mir hier gestattet, eine Eigenart der Stimme der Buschleute hervorzuheben; dieselbe erscheint mir besonders bei den Frauen abnorm hoch zu sein; die Sprache eines Heikumweibes liegt nach meinem Dafürhalten um mehrere Töne im Durchschnitt höher als die eines Hereroweibes. Augenscheinlich hängt diese Eigentümlichkeit mit der Kleinheit des Kehlkopfes der Heikumleute zusammen.

Die eingangs gegebenen anthropometrischen Zahlen sind zweifellos weit geringer als die der in unmittelbarer Nachbarschaft der Buschleute wohnenden Hereros, Namas und Bergdamaras, doch reichen die Heikums, was Kleinheit anlangt, sicher nicht heran an die Zwergvölker Innerafrikas. Ob ein weiteres Studium ethnologischer und ethnographischer Verhältnisse diesen Völkern verwandte Züge aufdecken wird, muss weitere Forschung lehren. Dass es sich bei den Buschleuten um eine fast reine Rasse handelt, geht hervor aus der fast allen Individuen gleichen Hautfarbe und der sichtlichen Übereinstimmung in der Körper- und besonders in der Gesichtsbildung; zudem besteht bei den übrigen Eingeborenenstämmen Südwestafrikas eine ausgesprochene Abneigung gegen eine Rassenvermischung mit den verachteten Buschleuten.

Ich komme nun zu einigen ethnologischen und ethnographischen Beobachtungen, die mir Interesse zu verdienen scheinen. Besonders angezogen haben mich die Tänze der Heikumleute, von denen einer, der ||o ||au, keinerlei Ähnlichkeit aufweist mit irgend einem mir sonst bekannt gewordenen Eingeborenentanz Südwest- und Ostafrikas.

Der ||o ||au-Tanz (Kungsprache: ||ooské) ist ein Männertanz, durch welchen eine Reihe von Duellgängen der beteiligten Tänzer zur Darstellung gebracht wird (Fig. 5 und 6). Sechs Männer, je drei einander gegenüber, knien auf einem Raum von etwa 3 *m* im Geviert, so dass der zwischen den beiden Reihen befindliche Raum frei bleibt. In der Mitte dieses freien Raumes liegt ein Haufen Feldkost. Die Männer knien tief niedergekauert und sitzen dabei auf den Fersen. Je zwei fechten einen „Gang" aus, während die beiden anderen Paare sich ausruhen und zuschauen. Ein Gang dauert etwa 2 Minuten; es wird in den Gängen zwischen den Kämpfenden in bestimmter Reihenfolge gewechselt, so dass jeder mit jedem zum Duell kommt.

Ein Gang besteht in folgendem: die Gegner sehen sich in ihrer zusammengekauerten Stellung weit vornübergebeugt wie Deckung suchend scharf in die Augen und wenden auch bei den heftigsten Bewegungen der Arme keinen Blick von einander; die Hände der Gegner schlagen nun im Takt, indem auf einen kräftigeren Schlag ein schwächerer folgt, mit kräftigem Ruck flach auf den vor den Spielenden aufgelockerten Boden, wobei die Kämpfenden bei jedem Aufschlag ein von hoher körperlicher

Fig. 5.

Fig. 6.

und seelischer Anspannung zeugendes kurz vorgestossenes H'hm Hhe ertönen lassen; der stärkere Ton liegt dabei auf dem H'hm, das auch von dem stärkeren Aufschlag der Hände begleitet wird. Dabei werden die Bewegungen des Deckens gegen vom Gegner geführten Schlag oder Stoss ausgeführt. Das Gesicht hat einen zornigen und dabei lauernden Ausdruck, während der ganze Körper aufs höchste gespannt ist. Nach Verlauf von etwa 2 Minuten macht einer der Kämpfer eine Bewegung des Getroffen- oder Erschlagenseins, indem er einen Arm erhebt und nach hinten übersinkt, während der Gegner eine Geste des Triumphes über den besiegten Gegner macht.

Durch das Aufschlagen der Hände auf den aufgelockerten Boden werden die Kämpfenden häufig mit Sand überschüttet, was sie aber nicht in der gespannten Beobachtung des Gegners stört.

Der Sinn des Spieles ist angeblich der, dass einer der Kämpfenden sich unrechtmässig Kost angeeignet hat, die ihm der andere im Kampf abzunehmen trachtet. Selbst altersschwache Greise spielen mit grosser Passion und äusserster Anspannung der Muskelkraft mit. Die Frauen reichen von Zeit zu Zeit den ermatteten Gegnern Wasser zur Stärkung.

Der ganze Vorgang erinnert zwar an sich wütend gegenüberstehende und anknurrende Hunde oder Affen, die sich zum Ansprung zusammenkauern und dabei auf den Vorderbeinen kleine Sätze auf der Stelle machen, doch hat er trotz der tierischen Gesten und Laute etwas durch seine Lebhaftigkeit und durch den Affekt, der aus den Gesichtszügen spricht, Anziehendes.

Während der ||o ||au keine musikalische Begleitung hat, werden die anderen Tänze der Heikumleute von einem Frauengesang begleitet. Die Melodien, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, waren einfache Tonfolgen, die ich vergeblich in eine bestimmte uns geläufige Dur- oder Molltonart einzureihen versuchte; die Intervalle sind nach europäischen Begriffen nicht rein. Eine häufige Tonfolge war die folgende, wobei ich jedoch nochmals ausdrücklich betone, dass die Intervalle nicht genau denen unseres Durakkordes entsprechen.

hú - ĕ hú - ĕ hő hú - ĕ hú - ĕ hő

Zwischen den Silben hu und e findet ein leichtes Überschlagen der Stimme statt, so dass der ganze Gesang an ein Jodeln erinnert. Statt der Folge f e f e c wurden häufig andere Tonfolgen gesungen: so g f g f c oder g e g e c. Auch kompliziertere Tonfolgen, die an unsern Septimenakkord erinnern, waren nicht selten.

Der Gesang wird stets von Händeklatschen begleitet. Dabei ist der Rhythmus, in dem geklatscht wird, sehr eigenartig; jedenfalls entspricht er nicht dem uns Europäern geläufigen Gefühl für musikalischen Takt. Mir sind besonders zwei Rhythmen im Gedächtnis geblieben, die ich zu charakterisieren versuchen will. Man denke sich einen Takt, der in der arischen Musik allerdings meines Wissens nicht existiert, nämlich einen $^5/_5$-Takt. Von den fünf Fünfteln dieses Taktes wird auf das erste, zweite und vierte Fünftel geklatscht, während auf das dritte und fünfte Fünftel Pausen fallen. Der Takt würde also, wenn ich die Klatschgeräusche mit ♩, die Pausen mit 𝄽 bezeichne, so aussehen:

usw.

Ein anderer Klatschrhythmus ist der folgende, bei dem $^3/_4$- mit $^2/_4$-Takt wechseln:

3/4 3/4 3/4 2/4 3/4 3/4 2/4 3/4

usw.

Ein solcher Tanz mit musikalischer Begleitung ist der folgende, den ich als Kürbistanz bezeichnen möchte und der an ein in Deutschland von Kindern viel gespieltes Ballspiel erinnert. Eine Anzahl von Frauen geht in flottem Schritt im Gänsemarsch auf einer Kreislinie, dabei im Takt mit den Händen klatschend und singend. Das Klatschen geschieht bei den Heikums mit gespreizten Fingern im Gegensatz zu den Hereros, die mit aneinander gelegten Fingern klatschen. Dabei wird ein Kürbis von etwa Kinderkopfgrösse von einer der Tänzerin zur andern geworfen und zwar stets rückwärts vom Vordermann zum nächstfolgenden Hintermann.

Die umstehenden Männer bemühen sich nun, den Kürbis in der Luft abzufangen, und die scheinbare Entrüstung der tanzenden Frauen ist gross, wenn dies einem der Männer gelingt, der dann den Kürbis mit einem Messer zerschneidet, so dass ein neuer Ball zur Fortsetzung des Spieles genommen werden muss.

Ein anderer Tanz, an dem vornehmlich die Männer beteiligt sind, könnte mit dem Namen Vogeltanz bezeichnet werden. Die Männer tanzen im Kreise, die Frauen umstehen den Kreis, klatschen in die Hände und singen. Die Männer haben um die Knöchelgegend Tanzspangen gelegt; es sind dies Ketten von trockenen Bohnenschoten, deren Fruchtkerne bei jedem Schritt klappern und so den Tanzrhythmus scharf hervorheben. Die Tanzschritte sind kurz, kaum $^1/_2$ Fuss lang, so dass die Fortbewegung der Tanzenden im Kreise nur langsam vor sich geht. Die Stärke des Auftretens bezw. Aufstampfens auf den Boden wechselt im Rhythmus. Dabei wird eine Reihe symbolischer Gesten gemacht. Der angesehenste der Tänzer hat sich einen mit Glas- und Eisenperlen verzierten grossen Adlerschnabel vor die Stirn gebunden und macht häufig die Bewegung des Hackens mit dem Schnabel, dann wieder, indem er langsam die Arme erhebt, die Geste des ruhigen Schwebens des Adlers in der Luft. Ein anderer Tänzer trägt während des ganzen Tanzes ein Vogelnest in der Hand. In einer bestimmten Phase des Tanzes machen die Tänzer die Bewegung des Fruchtaufnehmens vom Boden, indem sie sich niederbücken und dicht über dem Boden in die Luft greifen; bald darauf tanzen einzelne auf die Frauen zu und machen die Bewegungen, als wollten sie eine der Umstehenden ergreifen.

Plötzlich wird einer der Tänzer scheinbar bewusstlos; ein Zuschauer, den ich nach der Bedeutung dieses Vorgangs fragte, sagte mir, der Mukuru (Hererobezeichnung für Gott) sei in ihm. Andere Tänzer umstehen, immer im Tanzschritt bleibend, den Besessenen, bemühen sich um ihn und fächeln ihm Kühlung zu, bis dieser plötzlich mit einem gellenden Schrei umsinkt. Die Umstehenden fangen ihn auf und tragen ihn bei Seite, während die andern weitertanzen. Der „Arzt“ nimmt sich jetzt des Bewusstlosen an; er pustet je zweimal in jedes Ohr und einmal auf die Stirn. Sichtlich kehrt jetzt das Bewusstsein wieder und bald ist der Besessene imstande, sich zu erheben und weiterzutanzen.

Die musikalische Begleitung wird allein von den Frauen geliefert, doch verhalten sich auch die tanzenden Männer nicht ganz schweigsam; bisweilen stösst einer der Tänzer einen lauten Schrei, gewöhnlich in hoher Fistellage, aus, bisweilen einen ebenfalls in möglichst hoher Tonlage schwebenden Zungentriller, ganz wie es der Affekt dem Einzelnen eingibt.

Das Klatschen bei einem Tanz ist sehr weit hörbar; als ich mich eines Abends der Station näherte, hörte ich bereits auf 3 *km* Entfernung das Klatschen tanzender Frauen.

Die geschilderten Tänze scheinen unter den Buschleuten weite Verbreitung zu haben, wenigstens fand ich alle drei bei den im Kaukaufeld wohnenden Kungleuten mit nur geringen Abweichungen wieder.

Über die Ernährung der Heikumbuschleute konnte ich das Folgende in Erfahrung bringen, wobei ich bedauere, dass mir die nötigen Grundlagen zur botanischen Bestimmung der Feldkost fehlten.

Die Nahrung ist eine vorwiegend vegetabilische, doch ist der Buschmann durchaus kein Fleischverächter; im Gegenteil, wo er animalische Nahrung haben kann, nützt er sie für seine Küche aus. Er ist dabei so wenig wählerisch, dass man sagen kann, er isst alles Fleisch, dessen er habhaft werden kann; selbst Hyänenfleisch habe ich Buschleute mit grossem Behagen verzehren sehen. Das Fleisch wird beschafft teils durch Jagd mit Bogen und Pfeil, teils durch Wildfallen. Auf die Jagdwaffen werde ich später zu sprechen kommen, hier möchte ich nur eine Wildschlinge erwähnen, die ich im Kaukaufelde zu sehen Gelegenheit hatte. Auf einen Wildpfad war eine aus Pflanzenbast gedrehte Schlinge gelegt, welche durch einen in den Boden gesteckten federnden Stamm nach oben gezogen und am Boden durch Holzhaken festgehalten wurde. Wenn das Wild beim Berühren der Schlinge diese von den Haken abstreift, zieht der federnde Stamm die Schlinge nach oben zu. Auch in Gruben wird das Wild gefangen; mir wurde ein an einem etwa 5 *m* langen Bambusstabe befestigter Eisenhaken gezeigt, der dazu dient, das in die Gruben gefallene Wild herauszuziehen.

Die Tiere, die für den Buschmann in Betracht kommen, sind alle Arten von Antilopen, von dem riesigen Elan bis zum kleinen Deuker, Giraffen, Schweine, Hasen, von Geflügel namentlich Perlhühner.

Doch noch tiefer in der Tierreihe findet der Buschmann Objekte zur Bereicherung seiner Küche. Aus der Reihe der Amphibien bevorzugt er den grossen Ochsenfrosch, der zur Regenzeit in allen Tümpeln seinen Bass ertönen lässt. Das Fleisch des Frosches wird mit der Haut und den Knochen gekocht, in hölzernen Gefässen zu einem Brei gestampft und dann gegessen. Von Insekten werden die Heuschrecken und Termiten zu Speisen verwandt. Beide werden geröstet gegessen. Die Termiten werden in der kurzen Zeit, in der sie geflügelt sind, durch zum Zwecke ihres Fanges unterhaltene Feuer in so grossen Mengen angelockt, dass es den Buschleuten ein Leichtes ist, in wenigen Stunden eine reiche Beute zu sammeln. Eine besondere Delikatesse im Buschmannshaushalt ist der wilde Honig, der, wie ich mich selbst überzeugen konnte, sehr schmack-

haft ist, und am Omuramba omatako sowohl wie im Kaukaufelde viel gefunden wird.

Den Ochsenfrosch nennt der Heikumbuschmann ntchei (Herero: otjisume), die Termite |ui (Herero: othohumboli).

Die vegetabilische Nahrung wechselt natürlich nach den Jahreszeiten und ist sehr mannigfach. Ich will versuchen, eine kurze Übersicht zu geben, wobei ich mir klar bin, dass dieselbe keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann.

1. Die Chamá oder taba (Herero: omatanga). Es sind dies die gerösteten Kerne des hier allgemein bekannten Kaffernkürbis, die ein ganz wohlschmeckendes Gericht liefern.

2. Die ||ǘni (Herero: omarunga); mit diesem Namen bezeichnet der Heikumbuschmann die in hiesiger Gegend viel vorkommende Palme. Essbar sind von dieser sowohl die etwa apfelgrossen Früchte, deren Fruchtschale einen süsslichen, an Johannisbrod erinnernden Geschmack hat, als auch das weiche Innere des Stammes. Letzteres ist eine weissliche, weiche, von Fasern durchzogene Masse, die von den Buschleuten durch Kochen und Zerstampfen zur Nahrung hergerichtet wird.

3. Eine weisse Pilzart, von den Buschleuten naú, von den Hereros majova genannt; der Pilz wächst in der Regenzeit besonders an den Rändern von Termitenhaufen; der Durchmesser seines Tellers erreicht etwa 20 *cm*. Gegessen wird er in rohem und gekochtem Zustande. Ob tatsächlich überreicher Genuss dieses Pilzes, wie von den Hereros behauptet wird — ejova, plural majova, heisst auf Herero dumm — einen nachteiligen Einfluss auf die Geistestätigkeit übt, ist mir nicht bekannt.

4. Die Unki, eine sehr bekannte, etwa haselnussgrosse Zwiebelart, von den Buschleuten ||au genannt, die sehr häufig vorkommt und einen wichtigen Bestandteil der Küchenvorräte nicht nur der Buschleute, sondern auch der Hereros bildet.

5. Die ||guitcha der Buschleute, ussessenga der Hereros, eine im Geschmack an Kartoffeln erinnernde Knollenfrucht, die geröstet gegessen wird.

6. Eine ähnliche Wurzelknollenfrucht ist die ondubi der Hereros; die Pflanze hat rosafarbene Blüten und lange lanzettliche Blätter.

7. Die árugu (Herero: omakungu), eine Gurkenart. Die Pflanze ist ein Rankengewächs, dessen Früchte denen unserer Gurken gleichen; sie werden etwa fingerlang und nehmen, wenn sie reif sind, eine lebhafte rote Färbung an. Sie werden in Asche geröstet und warm gegessen.

8. Die ||ániba (Herero: maramba), ein kleiner Busch mit einer Bohnenfrucht, ähnlich im Aussehen und Geschmack unseren Saubohnen.

9. Die sug der Kungbuschleute; es ist dies ein grosses Rankengewächs mit doppelt gelappten Blättern, deren mächtige Wurzel von den Buschleuten als Wasserwurzel sehr geschätzt wird. Die Frucht hat die Grösse einer Wallnuss, sie besteht aus zwei Keimblättern, die von einer im frischen Zustand weichen, im trockenen sehr fest werdenden Schale umschlossen sind. Zwischen Frucht und Schale befindet sich eine geringe Menge einer weisslichen schleimigen Flüssigkeit, die das Schaleninnere

schlüpfrig erhält. Die Frucht wird nach Entfernung der Schale getrocknet und geröstet und hat dann den Geschmack der in Ostafrika häufigen Erdnuss. Ihr Genuss hat eine ausgesprochen abführende Wirkung.

10. Die Buschleute kennen ebenso wie die Hereros noch andere Wasserwurzeln; so bezeichnen die Letzteren eine kleinere sehr wasserreiche Wurzel, die die Gestalt und Grösse unserer Runkelrübe hat, mit chue.

11. Die |á-Frucht der Kungleute ist eine Nuss von etwas mehr als Wallnussgrösse, deren in einer harten Schale liegender Kern wie unsere Haselnuss schmeckt. Die harte innere Schale ist noch von einer weicheren äusseren umschlossen, die ausgesprochen süss schmeckt und von den Buschleuten zu einem im Aussehen und Geschmack durchaus an Apfelmus erinnernden Brei gekocht wird.

Über die Kleidung der Heikum ist nicht allzuviel zu sagen.

Die Männer begnügen sich in den meisten Fällen mit einem ledernen Lendenlappen, der vorn und hinten an einem um die Taille gegürteten Riemen befestigt wird.

Die Frauen tragen einen ebensolchen etwas längeren Lederlappen um die Lenden, ein zweites Fell gürten sie sich von einer Schulter zur entgegengesetzten Hüfte.

Die Felle sind der Haare beraubt. Sie werden nach der Abhäutung zwei Tage lang auf dem Boden ausgespannt, der Sonne ausgesetzt, dann enthaart und auf der Innenseite mit einem roten Wurzelsaft eingerieben. So zubereitet werden sie auf längere Zeit in den Boden eingegraben und sind dann verwendungsfähig.

Nicht selten findet man bei den Buschleuten Sandalen, die sie sich in einfachster Weise aus Antilopenfell schneiden. Eine Ledersohle wird durch drei Verbindungsriemen an einem auf der Spannhöhe liegenden, unter den Knöcheln durchgezogenen Riemenring befestigt; von den Verbindungsriemen läuft einer zwischen erster und zweiter Zehe hindurch, während die beiden anderen an der Innen- und Aussenseite des Fusses angebracht sind.

Die Kinder gehen ganz nackt. Bei dieser Spärlichkeit der Kleidung kommt der Sinn für Schmuck doch voll zu seinem Rechte.

Vielen Schmuckgegenständen kommt die Bedeutung von Amuletten zu, die für die verschiedensten Zwecke getragen werden. Die Weiber sind reichlicher geschmückt als die Männer; während letztere sich häufig mit Armringen aus Antilopenleder begnügen, findet man die Frauen gewöhnlich überladen mit Schmuckgegenständen. Ein sehr beliebter Frauenschmuck sind Halsketten aus Strausseneischale. Die Schale der Eier wird zu kleinen, etwa pfennigstückgrossen, in der Mitte durchbohrten, kreisrunden Plättchen verarbeitet und an einem Riemen aufgezogen. Aus demselben Material werden auch Arm- und Beinringe hergestellt.

An Stelle der Strausseneiplättchen werden zu Halsketten und Armringen häufig erhandelte bunte Glasperlen verwendet. Viele Frauen sieht man mit einem auf der Brust hängenden Schildkrötenschalenkästchen ein-

hergehen, das mit perlenbesetzten Lederstreifen verziert ist und zur Aufbewahrung von Tabak dient.

Auch durchbohrte Wurzelstückchen, die durch natürliche regelmässig eingekerbte Ringe ausgezeichnet sind, werden zu Halsketten an Lederriemen aufgereiht.

Von Schmuckgegenständen, die gleichzeitig die Bedeutung eines Amuletts haben, habe ich die folgenden vorgefunden:

1. Stückchen getrockneten Antilopenfleisches werden auf der Brust getragen in dem Glauben, der Träger werde, so lange er diese Requisiten trage, keinen Mangel an Fleischkost haben.

2. Dieselbe Bedeutung haben getrocknete Antilopenohren, die in einem kleinen Lederbeutel auf der Brust getragen werden.

3. Ein Stück Wurzelholz, |un |gei genannt, wird durchbohrt an einem Bastfaden auf der Brust getragen. Mit diesem Wurzelstückchen hat es eine eigene Bewandnis. Die Buschleute schaben etwas von seiner Oberfläche, wenn sie auf Jagd sind und zum Erblicken von Wild ein helles Auge zu benötigen glauben, in Pulverform ab und streichen sich das Pulver zwischen die Augen und von da aufwärts über die Stirnmitte bis zur Haargrenze. Sie glauben durch diese Prozedur ihre Sehschärfe steigern zu können. Ein Versuch, den ich selbst mit dem Pulver machte, erzeugte auf der bestrichenen Hautpartie keinerlei Veränderungen, hatte natürlich auch auf die Sehschärfe keine ersichtliche Einwirkung.

4. Kleine hölzerne Stäbchen, die als Orakelinstrumente namentlich von den Kungleuten des Kaukaufeldes verwandt werden.

Es sind dies 4 Holzstäbchen, die auf der Brust an einem Faden aufgereiht getragen werden.

Sie haben etwa Fingerlänge und eine Breite von etwa 2 *cm*. Zwei davon sind etwa fingerdick, die beiden anderen nur wenige Millimeter stark; das eine Ende der Stäbchen ist glatt abgeschnitten das andere zugespitzt. Diese 4 Stäbchen werden befragt für alle möglichen Zwecke. Wenn der Buschmann wissen will, wo sich Wild befindet, wo er einen Feind zu erwarten hat, welchen Weg er einschlagen soll, so befragt er seine Stäbchen. Er macht dies in folgender Weise. Vor sich breitet er einen Lederlappen aus und kauert sich nieder. Nun legt er alle 4 Stäbchen parallel übereinander in die linke Hand, den Handrücken dem Boden zugewandt. Mit einem plötzlichen Ruck, begleitet von Zungenschnalzen, wirft er die Stäbchen auf den Lappen; natürlich springen die Stäbchen nach allen Seiten auseinander und weisen mit ihren Spitzen nach verschiedenen Richtungen. Nun bedeutet je nach dem vorliegenden Fall jedes Stäbchen etwas Besonderes. Als ich einen Buschmannkapitän im Kaukaufeld über das Schicksal unserer Patrouille orakeln liess, bedeutete in seinem Wurf eines von den dicken Stäbchen die Ochsenkarre, die die Patrouille mit sich führte. Über die Bedeutung der Stäbchen im einzelnen Falle erhebt sich zwischen dem Orakelsprecher und dem Zuschauer öfters eine lebhafte Auseinandersetzung, bei der schliesslich anscheinend der Angesehenere mit seiner Ansicht durchdringt.

Die Kleidung der Kungleute im Kaukaufeld ist im wesentlichen dieselbe wie die der Heikum am omuramba ua omatako, auch der Schmuck weist keine grossen Verschiedenheiten auf, doch sind mir einige Besonderheiten der Kaukauleute aufgefallen, die ich bei den Heikum nicht gefunden habe. Die Kungs des Kaukaufeldes hatten als Arm- und Halsschmuck Ringe aus Wildebeestschwanzhaaren geflochten, desgleichen Arm- und Beinringe aus gedrehtem Gras; ferner trugen sie Stricke aus gedrehtem Bast in reichlicher Anzahl über der Brust gekreuzt; weiter fand ich im Kaukaufeld Halsringe aus getrockneten und geflochtenen Antilopensehnen, und, in grösserer Anzahl als bei den Heikum, Kupfer-, Messing- und Eisenringe. Die letzteren handeln die Kungbuschleute des Kaukaufeldes von den Ovambos und Betschuanen ein gegen Strausseneier und Antilopenfelle.

Wie die Kleidung so ist auch der Hausrat der Buschleute sehr einfach und bald aufgezählt.

Holzpfannen ohne Henkel von verschiedener Grösse findet man wohl in jeder Hütte. Zum Zerstampfen von Nahrungsmitteln bedienen sich die Buschleute eines zylindrischen mörserartigen Holzgefässes mit dicker Wandung und sehr starkem Boden. Zum Zerstampfen dient ein etwa 30 *cm* langer, 4 *cm* dicker Holzstab.

Als Stühle werden für Europäeransprüche lächerlich kleine Holzschemel verwandt; dieselben bestehen aus zwei kaum handgrossen, kreisrunden Holzplatten, welche durch 2 Holzstäbe verbunden sind, ihre Höhe beträgt etwa 10 *cm*.

Beile sind in den Werften reichlich vorhanden. Sie bestehen aus kleinen Eisenklingen an dicken Holzgriffen. Aus der Form der Beile ist erkennbar, wie der Wert des Eisens Sparsamkeit in der Verwendung dieses kostbaren Metalls nötig macht. Die Wucht des Schlages, die bei europäischen Beilen durch die Schwere des Eisenteiles erzeugt wird, erreicht der Buschmann durch keulenartige Verdickung des Holzstieles am Beilende. Man findet neben Beilen mit längsgestellter auch solche mit querstehender Klinge.

Ein häufig anzutreffendes Instrument ist ein Enthaarungsmesser für Tierhäute. Dasselbe besteht aus einer kurzen querstehenden Eisenklinge, die in einen Holzstiel eingelassen ist.

Als Tabakspfeifen dienen verschiedene Modelle. Die Buschleute, die einen Blättertabak jederzeit im Busch finden, verstehen es ausgezeichnet, sich in kürzester Zeit einen Pfeifenkopf aus einer Wurzelknolle zu improvisieren. Sehr beliebt sind grosse Pfeifen aus dem abgeschnittenen Ende eines Kuduhornes bestehend. Nahe der Spitze des Hornes befindet sich eine Öffnung, in welche eine den Tabak aufnehmende Metallhülse gesteckt wird. Die Schnittfläche des Hornendes wird an den Mund angepresst und der Rauch in tiefem Zuge in die Lunge eingesogen. Sehr häufig findet man auch einfache Patronenhülsen als zwar primitive aber verwendbare Tabakspfeifen. Tonpfeifen, die im Kaukaufelde nicht selten sind, werden von den Betschuanen importiert.

Ein häufig anzutreffendes Küchenrequisit ist ein grosser flacher Holzlöffel mit gebogenem Stiel, der jedoch nicht zum Einführen von Speisen in den Mund verwandt wird, sondern nur zur Füllung von Gefässen. Die Buschleute essen mit den Fingern, ihre Suppen trinken sie aus der gemeinsamen Holzschüssel und schlecken den Rest mit dem gekrümmten Zeigefinger und der Zunge aus.

Als Töpfe finden Kürbisgefässe, die mit Riemen umwunden und an Stöcken auf der Schulter getragen werden, Verwendung.

Als besonderer Luxusgegenstand findet sich in mancher Hütte ein grosser, starkwandiger und mit eingekerbten weissgefärbten Bändern verzierter Tontopf, der aus dem Ovambolande importiert worden ist.

Besonderes Interesse beanspruchen die Instrumente zum Feuermachen. Der Buschmann kennt deren zwei, das dáni und das ||oro.

Das dáni (dắ = Feuer) besteht aus zwei Holzstäben von je etwa 40 *cm* Länge. An einem Ende des einen befindet sich eine pfannenartige Vertiefung, in die das eine abgerundete Ende des anderen hineinpasst. Der Pfannenrand hat einen kleinen Ausschnitt, aus welchem die zu Zunder geriebene, glühende Holzmasse beim Feuerquirlen auf einen glatten Stein entleert wird. Der Bnschmann vermag mit diesem Instrument in weniger als einer halben Minute Feuer zu machen.

Das andere dem Buschmann bekannte Feuerzeug ist das ||oro, ein Feuerstein mit Schlagring und Zunderbüchse, das von den Betschuanen importiert wird.

Ein Instrument, das neben seinem Gebrauch für Lederarbeiten auch medizinischen Zwecken dient, ist eine spitze Eisennadel von etwa 20 *cm* Länge und 3 *mm* Stärke, die fast jeder männliche Buschmann in einem schmalen Lederfutteral bei sich führt. Die Nadel wird von den Buschlenten mit grosser Geschicklichkeit zur Entfernung von Dornen aus der Haut benutzt, eine Dienstleistung, die der Buschmann naturgemäss häufig von seinem Medizinmann in Anspruch nehmen muss.

Ausser den obenerwähnten Jagdgeräten, Wildschlinge und Wildhaken, wurde mir ein mit einiger Kunstfertigkeit bearbeiteter, etwa $1^1/_2$ *m* langer Holzstab gezeigt, der zum Tragen erlegten Wildes auf der Schulter verwandt wird.

Es erübrigt noch, der Waffen der Buschleute Erwähnung zu tun. Dieselben beschränken sich im wesentlichen auf Bogen und Pfeil. Der Bogen besteht aus festem, elastischem Holz, das sich nach den Enden zu verjüngt.

Die Bogensehne wird aus den ausgefaserten Strängen von Gemsbocksehnen gedreht.

Die Pfeile sind von ganz eigenartiger Beschaffenheit. Der Schaft besteht aus einem etwa 60 *cm* langen Stück Binsenrohr, das am unteren Ende gefiedert ist, in das obere Ende wird ein etwa 15 *cm* langes, nach beiden Seiten zugespitztes Elanknochenstück, das durch Schleifen auf Steinen sorgfältig gerundet ist, eingelassen, und zwar so, dass es leicht herausgenommen nnd umgekehrt wieder eingesetzt werden kann. Das vordere, zur Aufnahme der Knochenspitze bestimmte Ende des Binsen-

schaftes ist mit Bast umwickelt, um ihm die nötige Widerstandskraft zu geben. Die beiden Enden der Knochenspitze erfahren nun eine verschiedenartige Behandlung. Die kürzere und stumpfere Spitze bleibt giftfrei und dient lediglich zu Jagdzwecken. Das längere und spitzere Ende ist mit einer braunen harzigen Giftmasse bestrichen. Über die Herkunft des Giftes ist es sehr schwer, von den Buschleuten etwas Sicheres zu erfahren, sie weichen darauf bezüglichen Fragen verlegen aus.

Ich habe nur das eine in Erfahrung bringen können, dass es von einem chí (Herero: otjindombo) genannten Baume durch Anritzen der Rinde gewonnen wird. Die in den Rindensaft eingetauchte Pfeilspitze wird über dem Feuer erhitzt.

Ausser dem Bogen und Pfeil findet man noch einfache unbearbeitete Kirris und — wenigstens bei den Buschleuten des Kaukaufeldes — Wurfspeere mit Eisenspitzen, die von den Ovambos erhandelt werden.

Pfeilschäfte und -spitzen werden in gesonderten Lederköchern auf dem Rücken getragen.

Zur Erlegung von Geflügel werden auch einfache, gefiederte Holzpfeile mit zugespitztem Ende verwandt.

So einfach wie das ganze Leben der Buschleute sind auch ihre Wohnungen. Sie bestehen nur aus wenig mehr als mannshohen, etwa 3 *m* im Durchmesser aufweisenden Hütten, welche durch Einlassen von Knüppeln in den Boden hergestellt werden. Diese das Gerüst bildenden Stangen vereinigen sich kuppelförmig in der Mitte, die Zwischenräume werden mit Gras gedichtet. Die Tür ist ein kaum meterhohes Loch; unmittelbar hinter derselben brennt fast ununterbrochen das Feuer, so dass das Hineinkriechen in die Hütte für den Europäer wenigstens mit Schwierigkeiten verbunden ist. Nicht selten begnügen sich die Buschleute, die ja wegen Mangels an Feldkost oder wegen der Wasserverhältnisse ihre Werften häufig zu verlegen gezwungen sind, mit der Herstellung unvollendeter Hütten, die nicht zu einem Kreis geschlossen sind, sondern nur einen Teil, gewissermassen ein Segment einer Hütte darstellen und nichts weiter als einen notdürftigen Sonnenschutz bewirken.

Im übrigen ist es erstaunlich, wie abgehärtet die so gut wie nackten Buschleute gegen die in der kalten Zeit sehr empfindliche Nachtkälte — nicht selten unter 0° — sind. An einem kleinen Feuer schlafen sie, abgesehen von ihrem Lendenlappen, unbekleidet ruhig auf dem kalten Boden, der eisigen Nachtluft ausgesetzt, ein Gedanke, der jedem Europäer, der in solchen Nächten nicht ohne drei Wolldecken schlafen kann, ein gelindes Zähneklappern verursacht.

Über die so häufig schon diskutierte Rassenstellung der Buschleute habe ich, wenigstens bezüglich der Heikum und Kung, bereits oben ausgeführt, dass mir die oft behauptete Hottentottenabstammung zweifelhaft erscheint. Die geringere Körpergrösse kann man allerdings mit der Verelendung der Rasse durch Jahrhunderte lang währende ungünstige Lebensbedingungen begründen. Gegen die Rasseverwandtschaft aber spricht die anthropologische Tatsache, dass bei den Heikum- und Kungfrauen

Steatopygie nicht zu finden ist und andererseits die völlige Verschiedenheit der Sprache.

Ich habe versucht, von der Sprache der Heikum am omatako und der Kung im Kaukaufeld eine Vokabelübersicht und einige grammatische Merkmale zu sammeln, die ich unten wiedergebe. Es hat sich dabei herausgestellt, dass die Sprachen der Heikum und Kung nur dialektisch verschieden sind, während sie zum Nama fast keine Verwandtschaft zu haben scheinen. Die Schnalzlaute allerdings sind fast dieselben wie in der Hottentottensprache; es bezeichnet also | den dentalen, || den lateralen, ¦ den cerebralen nnd ǂ den palatalen Schnalzlaut. Mit ⁝ bezeichne ich das scharfe Öffnen der Stimmritze im Vokalanlaut, das häufig zwischen einem Konsonanten und einem Vokal oder zwischen zwei Vokalen desselben Wortes liegt und das in dieser Weise im Nama nicht vorkommt.

Die Heikum des omatako sprechen neben der Buschmannsprache auch Nama, während die Kung des Kaukaufeldes nur ihre Buschmannsprache sprechen. Der Grund ist leicht ersichtlich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass das Kaukaufeld eine allseitig durch die grossen wasserlosen Strecken der Kalahari umschlossene Oase ist, die nur in der Regenzeit von einigen jagenden Betschuanen besucht wird, sonst aber gänzlich abgeschlossen ist; die meisten der Buschleute, die wir im Kaukaufeld antrafen, hatten bis zu unserer Ankunft noch nie einen Weissen zu Gesicht bekommen.

Wortverzeichnis und grammatikalischer Abriss der Heikum- und Kungsprache.

1. Personen.

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
Mensch	tschu	tschu	Khóib
Mann	tschu n¦ō (¦o = männlich)	tschu n¦ō	áob
Frau	tsau	tschau	tarás
Sohn	daba ¦oma	daba ¦oma	¦oab
Tochter	daba tsauma	daba tschauma	¦oas
Bruder	tsng	tsng	¦gasab
Mein Bruder	mé tsng	me tsng	—
Schwester	tsau tsng	tsau tsng	¦gas
Vater	ombắ	ombā	dadáb
Mutter	mdei	medei	máma
Grossvater	omba n¦ā (n¦a = alt)	omba n¦ā	aúda
Grossmutter	tschau ¦ắ	tschau ¦ắ	aúmama
Herr	gaucha	gaucha	gáob
Kapitän einer Werft	tschu gaucha	tschu gaucha	—
Diener	ǂëi	tschu nǂoa	¦ān
Herero	Damắ	Damắ	Damán
Betschuane	Birin	ǂgabé	Birin
Ovambo	¦ave	—	—

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
Ovambo vom Okowango	Gobấ	Gobấ	|navến
Nama	Nama	|ấ	Namán
Weisser	|nng	|ung	—
Heikum	Hei ||um	Hei ||um	—
Kung	|ung	|ung	—

2. Körperteile.

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
Kopf	|nḗ	|nē	tanás
Hals	|ang	|ang	|ans
Brust	tsóa	|oa	||áib
Bauch	|u	|u	||umss
Bein	|um	|um	|nub
Arm	ǂấ	ǂấ	||oab
Finger	|gau	|gau	|gunub
Zehe	ǂei	ǂei	|gunus
Gefäss	dang	dang	ǂaren
Rücken	|ō	|ō	|gaab
Haar	|nē |oí (Kopf)	|nē |oi	|ub
Auge	|ā	|ā	mus
Nase	tsch⁝ung	tsch⁝ung	ǂguis
Bart	tschik úi	tschik úi	|houms
Lippe	tschik ő	tschik ő	amss
Zunge	ntåli	ntåli	nami
Zähne	ts⁝au	ts⁝au	||unss
Ohr	|ui	|ui	ǂgäiss
Nabel	|um	|um	sonís
Penis	tá	tá	χāb
Hoden	sumgó	sum gő	ǂarás
Knie	ntχoá	|oá	||oás
Ellenbogen	|uru	|uru	|unib
Hand	|au	|au	|umi
Haut	|nō	|nō	kob
Knochen	|u	|u	ǂob
Fett	|oi	|ai	||unib
Fleisch	|ā	|ā	||ani
Blut	|n	|ng	|aub
krank	|χai	|χai	|eisen

3. Tiere.

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
Elefant	|ó	|ō	ǂkoab
männlich	|ō |gó	|o |gő	aure ǂkoab
weiblich	|ō dē	|o dī	tararḗ ǂkoas
Giraffe	ǂoá	ǂoá	|naib
männlich	ǂoa |gō	ǂoa |gō	|naib
weiblich	ǂoa dē	ǂoa dī	tararḗ |nais

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
Elan	|n	|n	|ani
Hartebeest	tz⁝ō	itz⁝ō	ǂănab
Wildebeest (Gnu)	|ai	ǂnō	Gaub
Kudu	|óa	|óa	χaib
Deuker	|au	|u	|aub
Schwein	|aru	|oa	dirib
Vogel	tz⁝ába	ntχū	anin
Hund	ǂúi	ǂúi	arib
Löwe	|eí	anteī	χam
Hyäne	ǁui	ǁui	ǂirab

(Das Wort ǁui ist offenbar onomatopoetisch entstanden, da der Schrei der Hyäne ein ausgesprochenes hui ist.)

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
Schakal	|iχa	—	|airib
Hase	|ai	|ai	|oab
Perlhuhn	ari	|nam	|inab
Ameise	ǂu ǂu	|no |oani	ǂovirub
Pferd	|nöé	|nöé	hab
Rind	gummi	gummi	gumab
Bulle	gummi |gō	gummi |gō	gumma |ōb
Ochse	gummi tabiχa	gummi tabiχa	gumab
Kuh	gummi dé	gummi dí	tararé gumas
Kalb männlich	tzaume |ō	tzaume |ō	tsauob
weiblich	tzaume de	tzaume dí	tsaurus
Plural männlich	tzaume |ōssen	—	—
weiblich	tzaume dēssen	—	—
Fäces	sang	si	χaub
Spur vom Menschen	tschu gussen	tschu gussen	daub

4. Waffen und Geräte.

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
Bogen	|au	|au	khās
Pfeil	ǁau	ǁau	|āb
Pfeilfedern	|ui	|ui	|ambo
Pfeilgift	k⁝augum	uma	|āb
Speer	|ú |u	|ú |u	|ei goab
Eisen	|uri (Nama)	keie	|urib
Stuhl	|éisson	gacho	Stuhl (holländisch)
Angel für Wildgruben	|ui	ǂang ǂang	—
Köcher	|guru	|guru	—
Lendenleder der Männer	sora	tsch⁝ora	—
Lendenleder der Weiber	|u	|u	—

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
Schulterfell der Weiber	|ei	|ei	—
Kopfbedeckung	||ā	||ā	|abas
Schuh	|oá̄	|öé	||arós
Ring	réïma	rëima	ring (holländisch)
Ort für Leder	|öu	|äuma	—
Beil	|ei	|ī	|os
Messer	|ā	‡ei	goas
Messerscheide	|á̄ ts:u	‡ei tschu	goan ||os
Holz	da	|oá̄	|ein
Stein	|um	|um	|uis
Werft	ts:u	ts:u	||aus

5. Meteorologische Begriffe und Verwandtes.

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
Sonne	|gam	|gam	sores
Mond	|ui	|ui	||aab
Stern	|nq	|ng	|gamiros
Wind	|á̄	|á̄	‡oab
Regen	n |ga	|gā di |gam	|anub
Regenzeit	n |ga	|ga di |gam	|anu ||aib
Monat	|nui	|nui	||aab
Jahr	kuli (nama)	kulika é	kuligu
Tag	tschee (nama)	tschee	tzees
morgens	|a |ang	|a |au	||óaka
abends	|uia (|ui = Mond)	|ui	|oës
Nacht	|u	|u	tsúχub
Mitternacht	|u |n	|u di |n	tsuχub
Mittag	|gam kui	|aiu |ā	middag (holländisch)
heute	a dagē ||ang	kakē |gam dignau	netzees
morgen	noi |uma	noi |uma	||ari
gestern	ama |gam nau	|gam dinau agaideń	||ari
vorgestern	—	|gamga úndoa	aitzē
Wolke	a |naussua	a |naussua	|audi
Sand	k:ā	k:ā	|ovab
Baum	|ang	|ang	haiti
Busch	|ang nassi	|ang nassi	hei |ums
Gras	||ai	||ai	|ān

6. Nahrung und Verwandtes.

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
Speise	um	um	‡un
essen	um	um	‡un
trinken	natschng	natschng	ā
Hunger	|:á	|:á	|ā

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
Durst	|gam	|gam	||ā
ich bin hungrig	mē !ā	mē !ā	—
ich bin durstig	mē |gam	mē |gam	—
Löffel	hei ǂgam	hei ǂgam	||oab
Teller	|nu	|nu	|ores
Topf	k!ō	k!ō	suss
Feuer	ndā	ndā	|eis
Feuerzeug von Stein	ǂoro (nama)	ǂoro (nama)	dorós
Feuerzeug von Holz (Quirlhölzer)	dáni (ndā=Feuer)	dángl	—
kochen	|noa	|noa	sai
Fleisch	!ā	!ā	||ani
Wasser	!u	!u	||ami
Tabak	maka (Herero)	maka (Herero)	Tabak (holländisch)
rauchen	χei	χī	ǂei
gib mir zu rauchen	na χei	—	—
Pfeife	!nō	|ō	|os
Milch	gu	gu	dai
Ei	!u	tsch!unu	!uwus
Fett	|ai	|ai	||unib
rösten	schang (nama)	|ǎnussen	sang
Nussart (Feldkost)	!ō	!ā	||naun

(im Text beschrieben unter Nr. 11.)

7. Verben.

(Das den Infinitiv ausdrückende Präfix haga- ist fortgelassen.)

schlafen	ts!ă	ts!ă	||um
gehen	ū	ū	!ung
sagen	!noa	!noa	mi
sage mir	!noa mē	!noa mē	—
machen, tun	ō	ō	di
sehen	hassé	hahoa	mo, go
sitzen	|ō	|ō	ǂgu
schlagen	ǂam	|ū	ǂnau
ergreifen	ngū	gúa	|kō
töten	!ung	!á du	!am
schiessen (mit dem Bogen)	tχā	!ā	||au
Gewehr	!abu (nama)	!noá	!abís
laufen	!gā	!gá	!óë
stehen	n||gá	|nu	mā
lachen	tsi	tsi	äi
hören	ts!ā	hats!ā	||au
riechen	|u	|u	!aba

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
schmecken	ga|n	ga|n	tzătză
fühlen	nds⁝ō	|ō	|urib
sich waschen	|óa	|āzo	||assen
reiten	|abi (nama)	ha |uru	|abi
tanzen	zχáni	demzam	╪ā
sich freuen	|a|ń	|a|ń	|aia ╪au
traurig sein	dzn	ha |au	|ā
beissen	|nai	|nai	nā
bitten	me ||ei ||ei	—	|ore
bezahlen	|ā	|āma	batale (holländisch)
kaufen	||ama (nama)	||ama (nama)	||amá
schneiden	|hei	|hei	|au
festbinden	||n	||n	|ei
losbinden	kora	kora	orḗ

8. Adjektiva.

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
gut	gats⁝ắ	gats⁝ắ	|ei
böse	ga |au	ga |au	zua
feige	tχā	goā́	|ham
schön	ga |um (sehr)	|um	isā́
heiss	kui	dā	|gam
kalt	|ā	|ā́	|aib
nass	tz⁝ī	|u (= Wasser)	|a
trocken	|au	|u |ḗ	╪nasa
weiss	ze |au	|au	|uli
grün	|ang	|ang	|am
blau	╪angssen	||daun	|óa
schwarz	dschō	dschō	╪naú
gelb	|ā	|ā	|uni
rot	|aissen	|ā	|abá
schnell	|ósse	|ā?	|aisse
langsam	auts⁝eá	aussehaú	|ausse
leise	ts⁝éma	ts⁝ḗma	subusse
laut	|χī	|χī	|arisse
gesund	|χóa |χei	|χóa	╪gausib
krank	|χai	|χai	|aissen
stark	|gao	|gao	|geissa
schwach	schui	|χá	subu
tot	|ai oder |ē	|ē	||ōb
lebendig	|oa |ē	|oa |ē	odide
hart	|ang	|áo	gáro
weich	kam	kam	tsau(ra)

9. Pronomen personale.

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
ich	mē oder mēhí	me	dita
du	tschoë ́	tschoë ́	saatz

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
er	ắhng	ắhng	ǁēib
wir	tschússē	tschússē	sắta
ihr	ts꞉ắ	ts꞉ắ	sado
sie	ắhng(?)	tschudi tsch꞉ắ	ǁēin

10. Pronomen possessivum.

mein	mḗhng	méhing	ti
dein	tschoë ē(?)	atschi(?)	sa
sein	ắhng(?)	ắhing(?)	ǁēib
unser	tsu ǀắ	wesse tschisch hug(?)	—
euer	mi dsú	mi tsú	—
ihr	i ǀá	(?)	—

Die mit (?) versehenen Formen sind nicht mit Sicherheit festzustellen.

11. Interrogativa.

wann?	ǂum katewa	—	ma ǀub ai
wo?	kole wắ	—	mắ pa
wie?	kole wắ	—	mắ pa
warum?	disse wắ	—	dein ǀắroma
was?	atchíssi	atchíssi	táre

12. Pluralbildung.

Im Heikum wie im Kung wird der Plural durch Anhängung von sen an den Stamm des Substantivum gebildet, z. B.:

ǀā	Auge,	ǀoí	Haar,
ǀāsen	Augen.	ǀoísen	Haare.

13. Geschlechtsunterscheidung.

Um das Geschlecht zu unterscheiden, fügt der Heikum und der Kung die Silben ǀō für das männliche, dē oder dī für das weibliche Geschlecht dem Substantivum zu z. B.:

Elandantilope ǀn
männlich ǀn ǀō
weiblich ǀn dē oder ǀndī.

14. Konjugation.

A. Präsens.

Im Präsens tritt zwischen pronomen personale und Verbalstamm die Form ǀē di oder a di. ts꞉a = schlafen.

Deutsch	Heikum	Kung
ich schlafe	mē ǀē di ts꞉á	mē ǀē di ts꞉ắ
du schläfst	tschoë ē ǀē di ts꞉á	dschoë ē ǀē di ts꞉ắ

Deutsch	Heikum	Kung
er schläft	ahng |ē di ts⁞ắ oder a di ts⁞ắ	ahng |ē di ts⁞ắ
wir schlafen	tschusse |ē di ts⁞ắ	tschusse |ē di ts⁞ắ
ihr schlaft	tsh⁞ắ |ē di ts⁞ắ	tsch⁞ắ |ē di ts⁞ắ
sie schlafen	tschudi tsch⁞ă tschu |ē di ts⁞ắ	tschudi tsch⁞ă tschu |e di ts⁞ắ.

B. Futurum.

Das Futurum wird gebildet durch Einfügung der Silben |uma di zwischen pronomen personale und Verbalstamm.

ich werde schlafen	mē |uma di ts⁞ắ	me |uma di ts⁞ắ
du wirst schlafen	tschoë ē |uma di ts⁞ắ	tschoë ē |uma di ts⁞ắ usw.

C. Präteritum.

Das Präteritum bildet der Kung durch Einfügen der Silben '|eía di, der Heikum durch Einfügen der Silben na dō zwischen pronomen personale und Verbalstamm.

ich habe geschlafen	mē na do ts⁞ắ	me |eia di ts⁞ắ
du hast geschlafen	tschoë ē na do ts⁞ắ	tschoe ē |eia di ts⁞ắ

D. Imperativ.

Der Imperativ wird durch den Verbalstamm ausgedrückt.

schlafe	ts⁞ắ	ts⁞ắ
gehe	ū	ū

E. Infinitiv.

Der Infinitiv wird gebildet durch Voransetzen des Präfixes haga vor den Verbalstamm.

schlafen	haga ts⁞ắ	haga ts⁞ắ
gehen	haga ú	haga ú

15. Gebräuchliche Wendungen.

wie heisst du?	a |u	tschoe é oder a tschué
was sagst du?	atchissi a di koia	atchissi a di koia
wo ist er?	ahng kolewa wá	—
gib mir	na mē	na mē
was willst du?	atchissi wa	atchiss 'a diú
ja	ts⁞ing	—
nein	koë́	koë́
komm her	oë́	oë́

16. Zahlworte.

Deutsch	Heikum	Kung	Nama
1	tschin ǂé	tschin ǂé	|ai
2	tschi dzá	tschidzá	gam
3	tschin |ắni	tschin |ắni	|oná
4	unsicher	unsicher	hagá

Deutsch	Heikum		Kung	Nama
5	|gau		|gau (|gau = Hand)	—
6—9 bei Heikum und Kung durchaus unsicher				
10	|gau (Finger)	ǂeissen (Zehen)	|gau ǂeissen	—

Bei Heikums und Kungs kann man mit Sicherheit nur die Bezeichnungen für 1, 2, 3, 5 und 10 erfahren, alle sonstigen Angaben sind unsicher. Bemerkenswert ist, dass 5 mit „Hand“ und 10 mit „Hand und Zehen“ bezeichnet wird.

Bei Heikum- und Kungbuschleuten ist die Art des Abzählens an den Fingern übereinstimmend.

Zur Bezeichnung von 1 wird der kleine Finger der linken Hand mit dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand erfasst und in die Hohlhand gebeugt; für 2, 3 und 4 folgen dann der vierte, dritte und zweite Finger der linken Hand, die in der gleichen Weise in die Hohlhand gebeugt werden. Um 5 zu bezeichnen, wird die linke Hand mit aneinandergelegten Fingern erhoben. Für 6, 7, 8 und 9 wird mit der rechten Hand in derselben Weise verfahren wie für 1, 2, 3 und 4 mit der linken. Um 10 zu bezeichnen, werden die beiden flachen Hände leicht gehöhlt mit ihren Innenflächen aneinandergelegt.

Der Buschmann liebt es, vor Ausführung der Fingerzählbewegung mit der Spitze des kleinen Fingers der rechten Hand kurz die Unterlippe zu berühren.

Ob in der Sprache der Heikum oder Kung der Tonhöhenwechsel der Vokale, wie in der Hottentottensprache, eine Rolle spielt, ist nicht möglich gewesen festzustellen.

2. Geschlechtsleben, Geburt und Missgeburt in der asiatischen Mythologie.[1])

Von

Dr. **Hans Bab**, Charlottenburg-Berlin,

Assistent an der Universitätsfrauenklinik der Charité.

> Motto: Les Bonzes de la Cochinchine ayant élevé parmi eux un enfant stupide, le montrèrent au peuple comme un dieu.
> (Tosi.)

Der primitive Mensch — Kind oder Naturvolk — ist Realist, insofern er noch fernab von Abstraktion in seinen Gedankengängen nur an das unmittelbar Gegebene, sich ihm unmittelbar Aufdrängende anknüpft. So entstehen alle Religionsbegriffe und Mythologien aus der Beobachtung der eigenen Person und der umgebenden Natur und zwar wie selbstverständlich in unmittelbarer Anreihung an all das, was besonders die Aufmerksamkeit des Naiven zu fesseln geeignet ist. Drei Gruppen von Geschehnissen sind hierzu wohl am ehesten imstande: 1. die bei einschneidender Bedeutung für das ganze Menschenleben durch ihren unwandelbaren Rhythmus auffallen, also alle Periodizität der Natur, wie, um das Gröbste zu nennen, Tag und Nacht in ihrem Wechsel. 2. Solche Erscheinungen, denen gerade durch das Launische und Unberechenbare ihres Auftretens der Eindruck von etwas Willkürlichem, von geheimnisvollen Mächten Abhängigem anhaftet, wie etwa Wind, Sturm, Wolken. Die dritte Gruppe umfasst alles, was, unvermutet in den regulären Gang der Natur einbrechend, alles Gewohnte stört und aufhebt und durch seine entweder tatsächlichen oder wenigstens dem Unverstand wahrscheinlich dünkenden Folgen mit Tod und Verderben droht, sich daher mit Furcht und Entsetzen dem Gemüte einprägt. Hierher gehören Erdbeben, Vulkanausbrüche, Blitzschlag, Feuersbrunst, Krankheiten, Epidemien, Mond- und Sonnenfinsternisse, Kometen, Meteore, Sternschnuppenregen usw. Bei allen Völkern peitscht der Schrecken die Phantasie dazu, Erklärungen für das Unerhörte zu erfinden, und völkergedanklich entstehen auf dem ganzen Erdball gleiche oder doch wenigstens ähnliche mythologische Erklärungsversuche. So taucht bei Finsternissen immer wieder die Idee auf, dass ein Ungeheuer die Sonne verspeise und erst erschreckt durch den von Zauberern nun veranstalteten Lärm seine Beute wieder ausspeie. Wir sehen, es handelt sich nicht um einfache Naturbeobachtung, sondern zu dieser

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 20. Januar 1906.

tritt als wichtiges Moment die Dichtung, Übertreibung und phantastische Ausgestaltung des Geschauten hinzu.

Wir können uns nun leicht vorstellen, welche eine Wirkung es haben muss, wenn bei einem so oft und genau beobachteten Vorgang, wie es die Geburt eines Menschen ist, der primitive Mensch plötzlich von einer normalen Kreissenden eine Missgestalt zur Welt gefördert sieht. Jede natürliche, einfache Erklärung fehlt ihm; so oft er Menschen gesehen hat, zeigten sie ihm gleiche Gestaltung, und nun plötzlich liegt da vor ihm ein doppelköpfiges Wesen, oder ein Kopf ohne Rumpf, oder ein Wesen mit mehreren Armen oder Beinen oder mit scheusslicher Fratze. Ist es da nicht schon a priori anzunehmen, dass er, der für alles Dämonen und Ungeheuer und Götter in Bereitschaft hält, auch in diesem Fall sich aus seinem Pantheon irgend ein überirdisches Wesen herbeiholt! Die Missgeburt wird zur Inkarnation oder doch zum Abbild irgend einer Gottheit. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Kunde von dem geschehenen Wunder, das einen so starken Eindruck machen wird, dass sein Andenken nicht nur von Generation zu Generation sich fortpflanzt, sondern naturgemäss diese oder jene Ausschmückung legendarisch erhalten wird. Vielleicht wird nicht jede Missgeburt sofort theïstisch gedeutet, dann liegt es jedoch nahe, dass späterhin die nur durch Überlieferung erhaltene, vielleicht wunderbar ausgeschmückte Vorstellung benutzt wird, um ein geistiges Bild dafür abzugeben, wie man sich etwa diesen oder jenen, schon vorhandenen, sehr gewaltigen oder sehr schrecklichen Gott vorzustellen habe.

Dass ein solches Vorstellungsbild dann in die religiöse Kunst übergeht und sich in Holz, Stein, Bronze und Elfenbein, Farbe und Stickerei zum realen Objekt auskrystallisiert und nun seinerseits im Gemüt der Gläubigen sich einprägt und vielleicht noch neue Vorstellungskreise erweckt, ist selbstverständlich.

Schon bei Xenophanes finden wir den Ausspruch: „Jeder stellt sich die Götter so vor, wie er selbst ist, die Neger schwarz und plattnasig, die Thracier blauäugig und rothaarig, und wenn die Pferde und Ochsen malen könnten, würden sie dieselben ohne Zweifel als Pferde und Ochsen darstellen.“ In der Tat überträgt der Mensch gern sein Exterieur, seine Gewohnheiten, seine Bedürfnisse auf seine Götter, und erst recht auch aussergewöhnliche Eigenschaften, die er bei sich oder anderen beobachtet. Der Polygame lässt seine Götter tausende, ja Millionen Liebschaften haben, der Starke lässt seine Götter Berge als Quirl benutzen oder die ganze Welt auf dem Rücken tragen. Und da sollte der Mensch das Vorrecht haben, vier Arme oder drei Köpfe oder ein Auge auf der Stirn oder sonstiges Seltsame zu besitzen und die Götter nicht? Ich meine, der Naturmensch wird die Wunder lieber vervielfältigt und vergrössert auf seine Götter übertragen. Noch heute, mitten in der Kultur werden Missgeburten nicht einfach als das hingenommen, was sie sind, sondern es treten da stets „Dichter“ auf, seien es solche aus Unwissenheit oder solche aus Interesse. Dass es erstere unter Primitiven gibt, wer wollte es leugnen, aber auch die letztere Sorte wird wohl reichlich zu finden sein. Welchem Priester, Zauberer, Schamanen oder Religionsverkünder müsste

nicht eine Missgeburt zur Befestigung der religiösen Autorität äusserst erwünscht sein! Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. So heisst es heute in China, wo zusammengewachsene Zwillinge geboren werden, der Gott Khang ho habe dies speziell gewollt.[1])

Wenn wir uns auf der einen Seite überlegt haben, wie der Anblick von Riesen und Zwergen, Doppelgeschöpfen und Missgestalteten den Naturmenschen zur mythologischen Gestaltung Veranlassung gibt, so muss sich dies auch bestätigen, wenn wir umgekehrt unter den mythologischen Figuren eine Fülle von Bildungen vorfinden, deren Analoga wir sonst nur in pathologischen Museen finden. Alles was von Menschenhand dargestellt ist, muss irgend einmal beobachtet sein. Die Phantasie kann zwar multiplizieren und kombinieren, nicht aber ganz Neues schaffen. Man hat nun die Wundergestalten der Mythologie lediglich durch Kombination zu erklären versucht. Zugegeben sei ohne weiteres, dass die Kombination eine sehr grosse Rolle spielt und es wird oft schwer sein, zu entscheiden, liegt hier eine Kombination normaler Teile vor, so dass also nur die in der Phantasie erfolgte Zusammensetzung das Anormale ist, oder aber ist eine beobachtete Anormalität sei es realistisch, sei es phantastisch wiedergegeben! So schwer das im einzelnen auch sein mag und so oft andere und ich auch in der Deutung der Genesis mythologischer Wundergestalten irren mögen, so möchte ich doch im Grundprinzip an dem einen festhalten: Mag die kombinierende Phantasie noch soviel variieren und mosaïkartig zusammenfügen, der erste Anstoss wird von der Natur gegeben, von den Unterschieden in der Gestaltung des Menschen, von Missbildungen, seien es nun angeborene oder durch Krankheit erworbene. Würden alle Menschen gleiche und ebenmässig geformte Züge haben, wir würden uns keine Teufelsfratzen vorstellen.

Man hat oft Parallelen gezogen zwischen den Zeichnungen von Kindern und Naturvölkern.[2]) Unter vielen hunderten von Kinderzeichnungen habe ich niemals Mehrköpfigkeit oder Multiplizität der Extremitäten gesehen. Höchstens Finger und Zehen werden durch zu viel oder zu wenig Striche harkenartig wiedergegeben, jedoch, und das ist das wesentliche, nicht mit Absicht, sondern nur weil das Kind die Auffassung der Fünfzahl noch nicht beherrscht. Von selbst kommt der naive Verstand nicht dazu sich Monstra künstlich zu konstruieren; sobald aber einmal eine derartige Beabachtung gemacht ist, dann reizt gerade das sonderbare zur Darstellung und leicht schwelgt die Phantasie in Übertreibungen. Ein ethnologisches Beispiel sei folgendes: Es ist wohl ausgeschlossen, dass einer menschlichen Gestalt spontan aus reiner Kombiniersucht heraus ein drittes Auge auf die Stirn gesetzt wird; sobald jedoch ein Stirnauge beobachtet wird, kann eine solche Missbildung allen

1) Die in Berlin ausgestellten Mikrocephalen müssen unbedingt „Azteken" sein; ein Mädchen mit missgebildeten Extremitäten wurde zu einem „Bärenweib" gestempelt.

2) Das Kind als Künstler. II. Heft. Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung. Hamburg. Verlag von Boysen & Maasch. 1898.

möglichen Göttern zugedacht werden, um so mehr als a posteriori ein solches Auge leicht in Beziehung zur Weisheit infolge der auf der Hand liegenden Bedeutung des Auges für den Intellekt gesetzt werden kann. Nun aber kommt die kombinierende Phantasie und bringt das gleiche Motiv an anderen Körperstellen an, versieht z. B. die inneren Handflächen mit Augen. So kommt es, dass wir mythologische Monstra kennen, die einem pathologisch anatomischen Atlas direkt entnommen zu sein scheinen und bei derem Anblick wohl keiner im Zweifel sein kann, auf welches Modell diese Schöpfungen zurückgehen,

Fig. 1.

Mâras Dämonenheer. Detail vom Gândhârarelief.

Fig. 2.

Dicephalus mit Syncephalie.

und dass wir auf der anderen Seite gänzlich unmögliche Kombinationen dargestellt finden. Als ein glänzendes Beispiel für die erstere Art und als demonstrativen Beweis für das gesagte verweise ich auf die in Abbildung 1 wiedergegebene dritte Figur der obersten Reihe des Gândhârareliefs (Mâras Dämonenheer)[3]) im Vergleich

3) Diese Abbildung ist dem Werke von Albert Grünwedel: Buddhistische Kunst in Indien, entnommen. Handbücher der Königl. Museen zu Berlin. Museum für Völkerkunde. 2. Aufl. S. 95. Berlin. Spemanns Verlag. 1900.

4) Diese Abbildung ist dem Lehrbuch der allgemeinen Pathologie und der pathologischen Anatomie von Ernst Ziegler entnommen. 1. Bd. S. 542. 9. Auflage. Jena. Verlag von G. Fischer.

zu Abbildung 2, die einen Dicephalus nach Ziegler[4]) zeigt. Hier sehen wir eine so völlig naturgetreue Wiedergabe, dass auch der grösste Skeptiker wird zugeben müssen, dass dem Kunstwerk unmittelbare Naturanschauung zu Grunde liegen muss. Und doch fehlt selbst hier die phantastische Beigabe nicht. Eine solche Missgeburt, wie sie Abbildung 1 zeigt, ist sicher nicht lebensfähig, als Dämon in Mâras Heer aber sehen wir sie in einen bärtigen, erwachsenen Mann umgewandelt. Es ist für das in dieser Arbeit betonte Prinzip überaus wichtig, dass hier an einem unwiderleglichen Beispiel der strikte Beweis geführt wird, dass in der Tat menschliche Missgeburten für den mythologisch-religiösen Sagenkreis verwendet werden. (Vergleiche Abbildung 1 und 2.) Nicht nur die legendarische Ausschmückung, sondern auch die Unsicherheit der Beobachtung bei primitiven Völkern kann oft das Abbild der Missgeburt unähnlich und schwer wiedererkennbar machen. Wenn Karl von den Steinen eine Zeichnung aus Zentralbrasilien wiedergibt, auf welcher ein Schnurrbart oberhalb der Augen gezeichnet ist, so kann man sich leicht vergegenwärtigen, welche Irrtümer bei der Wiedergabe der für Laien oft so unübersichtlichen Missgeburten unterlaufen können.

Friedrich Schatz (Rostock) ist derjenige Autor, der ausgehend von Gedankengängen, die dem bisher gesagten analog sind, zum ersten Mal die Mythologie vom Standpunkt des pathologischen Anatomen und Geburtshelfers betrachtete und seine an der Mythologie der Griechen gewonnenen Ergebnisse in einem Vortrag 1901 niederlegte.[5]) Es möge hier eine ganz kurze Übersicht Platz finden, welche pathologischen und mythologischen Objekte Schatz in Beziehung zu setzen sucht.[6]) In bezug auf die oft sehr interessante Begründung der einzelnen Details müssen wir auf die Originalschrift mit ihren überaus instruktiven Abbildungen verweisen.

Reale Beobachtungen und ihre Mythologische Ausgestaltung in der Antike
nach Professor Schatz.

1. Geschlängelter, entzündlicher Streifen unter der Haut des Menschen, verursacht durch die Filaria medinensis, die aus einem Schmarotzer der in den Seen beim Berge Sinai lebenden Krebse entsteht.	1. Feurige Schlangen aus den Büchern Mosis, Strafe Gottes für die Juden. (Leukart.)
2. Zwei Meeresstrudel in der Meerenge von Messina.	2. Skylla uud Charybdis.

5) Die griechischen Götter und die menschlichen Missgeburten. Vortrag 3. Mai 1901 von Prof. Schatz. Mit 62 Figuren. Wiesbaden. Verlag von Bergmann. 1901.

6) In den Fällen, bei denen mir der Zusammenhang nicht begründet genug und unwahrscheinlich oder zweifelhaft erscheint, habe ich ein Fragezeichen beigefügt.

3. Cyklopenmissbildung: Verschmelzung der Augen in der Medianlinie.	3. Polyphem.
4. Sirenenmissbildung: Verwachsung der beiden hinteren Extremitäten.	4. Sirenen, entstanden aus der Vereinigung eines Seegottes mit einem menschlichen Weibe.
5. Phokomelenmissbildung: Bei normalem Kopf und Rumpf nur Rudimente der Extremitäten.	5. Harpyien.
6. Janiceps: Zusammengewachsene Doppelmissgeburt. Die Hinterköpfe sind miteinander verwachsen, die unteren Körperpartien sind einfach gebildet.	6. Janus.
7. Verdoppelung der beiden hinteren Extremitäten, eventuell auch der Steissgegend.	7. Centaur.
8. Acardius acormus: rumpfloser Kopf.	8. Gorgonenhaupt.
9. Polymastie: Vielbrüstigkeit.	9. Diana von Ephesus.
10. Verdoppelung der Vorderextremitäten. (?)	10. Pegasus. (?)
11. Mehrköpfigkeit.	11. Hydra (Lernäische Schlange).
12. Epignathus: Herauswachsen eines rudimentären Zwillings aus dem Munde.	12. Kronos verspeist seine eigenen Kinder und speit sie wieder aus.
13. Syncephalus: Zusammengewachsene Doppelmissgeburt. Die Scheitelbeine sind mit einander verwachsen. (?)	13. Pallas Athene entspringt aus dem Kopf des Zeus. (?)
14. Ektopie (Hervorlagerung) der Harnblase. (?)	14. Entmannung des Uranos. (?)
15. Ektopie der Leber.	15. Der Zeusadler frisst an der Leber des Prometheus.
16. Hinterhauptsencephalocele = Hirnhautbruch. (?)	16. Atlas mit der Himmelskugel auf dem Nacken. (?)
17. Spina bifida (Offenbleiben des Rückgrats) mit Hemicephalie (Halbköpfigkeit), Fehlen des Halses und Glotzaugen: Froschköpfe.	17. Latona verwandelt lycische Bauern in Frösche.
18. Zusammengewachsenes Zwillingspaar mit doppeltem Oberkörper und einfachem Unterkörper.	18. Das von Poseidon erzeugte Zwillingspaar der Melioniden mit einfachem Unterkörper.

19. Penis captivus durch Vaginismus.

19. Ares wird bei seiner Umarmung Aphroditens in einem unsichtbaren Netz verstrickt und festgehalten.

Diesem von Schatz gelieferten Material möchte ich einige weniger bekannte hierher gehörige Daten der griechischen Mythologie anfügen: Die alten Bilder des Apollo in Lacedaemon wurden vierhändig gebildet. — Das Bild des Zeus Ophthalmites zeigte auf der Stirn ein drittes Auge.

Fig. 3.

Anzeygung wunderbarlicher geſchichten vnd geburt/diſes XXXI. Jars zu Augſpurg geſchehen/rc.

Zu wiſſen/das neẅlicher tag zu Augſpurg ein ſchwangere fraw/ ſo zur gepurt nider kumen/drey wunderbarlicher/vnnatürlicher/ ſelzamer/vngewönlichen/vnd vormals vnerhörten/noch der gleichen vnförmlichen geſtalt/geſchener früchten/auß irem leyb in diſe welt geboren vnd gebracht hat.

Die erſt creatur vnd geburt/ſo auß irem leyb kumen/iſt geweſen ein ainich menſchen haubt/one leyb/hende/vnd füß/in einem häutlin/oder belglein gelegen/Wie dañ diſe figur zu erkennen gibt vnd anzeygt/rc.

Die ander vnnatürlich/vngeſtalt geburt vnd figur vbertreffenlich wunderbar/hat ein haubt vñ mund zugleich einem fiſch/Nemlich wie ein hecht/ſeinen von aller glidmaß gantzen leib/auff form vnd gleychnus eines Fröſchs/vñ vor ſeinem hindern/als ein Edex/einen ſchwantz gehabt.

Die drit vnförmlich geburt/ſo von der frawen leyb komen/iſt gleich geweſt einem jungen ſchweyn/ Vnd iſt diſe vnd auch die andern/ als bald ſie an tag komen/geſtorben.

Was aber diſe Monſtra vnd widernatürliche früchten vnd wunder bedeüten vnd anzeygen/das wayß allein Got im himel/ Der wende alle ding durch ſein götliche barmhertzigkeit zum beſten/rc.

Abb. 142. Geburtsmonſtrum zu Augsburg. Fliegendes Blatt 1531. München, Hofbibliothek.

Aus Peters „Der Arzt“.

— Nach Strabo hat Homer seine Zyklopen von den durch Aristeas besungenen Arimaspen entlehnt, die Herodot als einäugig bezeichnet. —

Den Gott Priapos gebar nach dem Grammatiker Sophokles Aphrodite heimlich in Lampsakos, weil Hera durch Betasten des Leibes die Frucht unförmlich gemacht hatte. — In den Gärten stellte man das Bild des Hermes ithyphallikos auf. [Nach Bastian (9)].

Poseidon als Hengst erzeugte mit Demeter als Stute eine Tochter und das Ross Arion. [Nach Oppert (8)]. Zu dieser Sage hat augenscheinlich eine Zwillingsgeburt Veranlassung gegeben, bei der ein wohlgebildetes Mädchen und eine unförmliche Missbildung zur Welt kamen.

Dass tatsächlich solche Missbildungen mit merkwürdigen Tieren vom Volk identifiziert werden, dafür spreche das in der Abbildung 3 wiedergegebene „Geburtsmonstrum zu Augsburg 1531.“ (Aus Peters „Der Arzt“. Fig. 142.) (Vergl. Abbildung 3).

In seinen Schlussausführungen weist Schatz darauf hin, dass die priesterlichen Funktionen mit den ärztlichen zusammen fielen, ein Umstand, der die Entstehung mythologischer Sagen aus Naturbeobachtungen sehr begünstigen musste. Schliesslich betont er, dass die Griechen in ihrem ästhetischen Instinkt und in ihrem grossem Verständnis für die Zweckmässigkeit des Körperbaues eine Reihe besonders monströser Missgeburten unbeachtet liessen, weil sie mit derartigen Bildungen gedanklich absolut nichts anzufangen wussten. Ganz anders verhalten sich nun in diesem Punkt die viel weniger feinsinnigen Asiaten, die auch vor dem Grässlichsten nicht zurückscheuen und wo der Grieche mildert und zweckmässig zu gestalten sucht, lieber übertreiben, vervielfältigen und phantastisch verzerren. Gerade dieses Moment machte es mir von vornherein wahrscheinlich, dass die asiatische Mythologie eine reiche Fundgrube für die Verwertung von Missbildungen aller Art und für die legendarische Umbildung der Vorgänge des gesamten Zeugungslebens darstellen werde. Ich zog vor allem Indien in den Kreis meiner Betrachtung, jedoch, um der vielfachen Identität, Ähnlichkeit und Beeinflussung der Mythologien im übrigen Asien Rechnung zu tragen, auch Nepal, Birma, Java, Tibet, Siam, die Sundainseln, die Mongolei, China, Japan usw. Das Material meiner Untersuchung habe ich mir aus der Literatur und aus den Sammlungen des Museums für Völkerkunde zu Berlin zusammengestellt.[7]) Der mir vorliegende Stoff soll im folgenden so geordnet werden, dass zunächst die mythologische Verarbeitung der Tatsachen und Geschehnisse des Geschlechtslebens besprochen wird, dann speziell die Verwendung von Missgeburten im asiatischen Götterhimmel, endlich die Übertragung auffälliger Krankheitssymptome auf die Göttergestalten. Wenn Schatz nur die mythologische Verwertung von Missgeburten in Betracht zieht, so ist das ein zu enger Gesichtspunkt, denn sicher beeinflusst das Geschlechtsleben in seiner Gesamtheit die religiöse Phantasie der Völker.

Das weite Feld des Sexuallebens wird kaum einen Vorgang enthalten, der nicht die Vorstellungswelt der Asiaten aufs lebhafteste angeregt hätte. Schon die normalen Vorkommnisse boten soviel Geheimnisvolles, soviel das Gefühlsleben und die Leidenschaften Anregendes, dass diesem Gebiet ein ungeteiltes Interesse durch die Jahrtausende hindurch von allen Völkerschaften zuteil wurde. Und wenn irgendwo, so mussten hier pathologische Komplikationen üppige Legendenbildung hervorrufen.

Schon die Entstehung des Menschengeschlechts überhaupt führt

---

7) Ich behalte mir vor, in ähnlicher Weise die Mythologien der vier anderen Erdteile zu bearbeiten, in denen ebenfalls reichliches Material für das behandelte Thema zu finden ist.

bei den Asiaten wie in den Kosmogonien aller Völker zu seltsamsten Vorstellungen. Hier sei nur eine erwähnt, weil diese an physiologische Vorgänge anknüpft: Nach den Brahmanas entstehen die Menschen aus dem dem Hinterteil des Schöpfungsherrn Prajapati entfahrenden „unteren Hauch", die Götter aus dem oberen Hauch, aus dem Munde.[8])

Die Fortpflanzung der ersten Menschen wird wie folgt geschildert: Gott Pirman setzte einen Mann und eine Frau auf ein Floss. Als die Sonne aufging, waren ein Knabe und ein Mädchen aus den Waden(?) der Frau geboren. Nach den Benuas fuhren in einem Nachen Mann und Frau. Letztere gebar aus den Schenkeln rechts und links einen Knaben und ein Mädchen (Indischer Archipel. Singapore).[9])

Das die Geschlechtsreife des Weibes verkündende Symptom der Menstruation galt den Ostiraniern für eine Schöpfung böser Geister. An Dschahi, die den Drujas, weiblichen Unholden, zugehörige Dämonin der Unzucht, brachte zuerst Angra Manju die Menstruation hervor.[10])[11])

In seltenen Fällen kann die Menstruation vorzeitig, gleich nach der Geburt oder in den ersten Lebensjahren auftreten, meist in Verbindung mit vorzeitiger Entwicklung der Schamhaare. Bernard hat einen derartigen Fall von Menstruatio praecox von Geburt an publiziert. (Siehe Veits Handbuch der Gynäkologie.) Neuerdings veröffentlichte Stein (Deutsche med. Wochenschr. 1904 S. 1275) einen Fall von Menstruation und Genitalbehaarung bei einem sechsmonatlichen Kinde. Auf derartige Vorkommnisse muss die urindische Sage von der Göttin Ellamma zurückgeführt werden, die neun Stunden nach ihrer Geburt schon mannbar geworden sei, wie ein zwölfjähriges Mädchen ausgesehen und alsbald einen Gatten begehrt habe. (8)

Dass die normale Bildung der äusseren Sexualorgane bei manchen Individuen ausblieb oder dass die sogenannten sekundären Geschlechtsmerkmale im Geschlecht von den primären sich unterschieden, war eine die Aufmerksamkeit so fesselnde Abnormität, dass der Hermaphroditismus eine grosse Rolle in der mythologischen Legende spielt.

Die buddhistische Mythe besagt, dass in den ursprünglich neutralen Göttern die Sexualzeichen durch den Genuss materieller Nahrungsmittel hervorgetrieben würden. Die Buddhas stammen nach dem Mulamuli von dem geschlechtslosen Wesen ab, das sich allein unter den Brahmanen der ersten Kalpa nicht paarte. Doppelgeschlechtig gleich dem orphischen

---

8) Gustav Oppert, Die Gottheiten der Indier. Ztschr. f. Ethnologie. 37. Jhrg. 1905. Heft II u. ff. S. 296.

9) Adolf Bastian, Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen. — Band I, Die Geschichte der Indochinesen. Lpz. 1866. Verl. O. Wigand. — Band II, Reisen in Birma in den Jahren 1861—1862. Lpz. 1866. Verl. O. Wigand. — Band III, Reisen in Siam im Jahre 1863. Jena 1867. Verl. H. Costenoble. — Band IV, Reise durch Kambodja nach Cochinchina. Jena 1868. Verl. H. Costenoble. — Band V, Reisen im indischen Archipel. Singapore, Batavia, Manilla u. Japan. Jena 1869. Verl. H. Costenoble. — Band VI, Reise nach Peking.

10) Wilhelm Geiger, Ostiranische Kultur im Altertum. Erlangen 1882. Verl. Deichert.

11) Fr. Spiegel, Eranische Altertumskunde (II). Lpzg. 1873.

Phanes war Brahma als Wirat. (Siam 9) Der Medizinbuddha Bhaishajyaguru wird mit merkwürdig weiblich gebildeten Brüsten dargestellt.[12]) Unter den Schönheitszeichen Buddhas findet sich als 23. Körperschönheit des grossen Wesens folgende Angabe: Die Zeichen des Geschlechts hat die Natur verborgen. Çiva als Schicksalsgott wird öfter als Mannweib ardhanârî dargestellt (Westindien), so auch mit Brüsten als Halbfrau auf den Münzen des Kadphises (Peking 9). Agni war in früherem Zeitalter zugleich Stier und Milchkuh (Rigveda 8). Çikhandin in der Kuru Pandusage[13]) wird als Mädchen geboren und später in einen Mann verwandelt. Ein derartiger Fall wurde vor kurzem von Alberti veröffentlicht.[14]) Vergl. Fig. 4.[15])

Im Anschluss an diese sich auf den Hermaphroditismus beziehenden Sagen sei bemerkt, dass wie hier wunderbare Eigenschaften besonders gern auf Hauptgottheiten wie Brahma, Buddha, Çiva übertragen werden, so auch

Fig. 8.

Die Vermännlichung eines Mädchens. Nach Alberti.

sonst gerade den führenden Gestalten im Götterhimmel alles Merkwürdige, irgendwo Beobachtete in phantastischer Ausschmückung angedichtet wird, so dass dieselben von einem ganzen Sagenkranz umwoben werden und die Schilderungen ihrer Geburt, ihres Lebens, ihrer Gestalt eine Zusammenhäufung von einander direkt widersprechenden Wundern aufzeigen. So knüpfen sich an die Geburt von Brahma und von Buddha mancherlei Sagen, die sicherlich auf realen Vorgängen beruhen, welche sich aber bei vielen verschiedenen und beliebigen Geburten zugetragen haben und nur von der Legende allesamt auf die eine heilige Geburt übertragen werden. Der Hermaphroditismus Buddhas passt durchaus nicht zu den biographischen Daten von seiner Verheiratung und seinem Harem.

Auch der Geschlechtsakt selber wird Objekt sowohl der bildenden Kunst wie des heiligen und nationalen Mythos. Bekannt sind die Yidamdarstellungen, die die Umarmung der Çakti zeigen. Das viel kleinere

Weib umschlingt die Taille des Dämon mit den Füssen, den Hals mit einem Arm. Man vergleiche die Illustrationen in der Publikation von Grünwedel über den Buddhismus.[12]) Aus der Schwanzbewegung der Bachstelze sollen die Götter die Begattung gelernt haben (Peking 9). In Japan heisst es, dass der Vogel Isi-tataki den Göttern die Ehe lehrte (Siam 9). In den buddhistischen Kamahimmeln findet die Begattung durch Händedruck statt, bei den höheren Göttern nur durch zärtliches Anblicken (Siam 9). Im alten Iran glaubte man, dass nach der Auferstehung der Menschen zwar noch der Zeugungsakt stattfinde, aber keine Zeugung mehr (11). In dem gewaltigen Epos vom Kampf der Kuru und Pandusöhne (13) stirbt Pându in der Umarmung seiner Gattin Mâdrî. Tatsächlich kommt der Tod nach sexuellen Exzessen zur Beobachtung. Endlich wäre auf die dem Zeugungsglied gespendete Verehrung in dem so ausgedehnten Lingamkult des Schiwa hinzuweisen.

Schon früh hat sich die menschliche Ethik der Sphäre des Liebeslebens bemächtigt und zwar derart, dass der sexuelle Verkehr nur unter bestimmten sozialen und individuellen Bedingungen gebilligt wurde. Die Folge war, dass mancher nur durch die Liebesleidenschaft und durch die Sinnlichkeit bedingte geschlechtliche Umgang als ein sträflicher mit allen Mitteln verheimlicht wurde. Wo Liebe und Leidenschaft gegen die Kastenordnungen und Ehegesetze sündigten, da suchte allemal die Lüge nach phantastisch-übernatürlichen Rechtfertigungen, wenn die Folgen des Verkehrs nicht mehr zu verheimlichen waren. Die Dummheit und das Interesse sorgten dafür, dass der reichhaltige Mythos von der unbefleckten Empfängnis stets Gläubige und stete Verbreitung fand. Nirgends vielleicht hat die Phantasie und die Furcht so kühne Lügengewebe gesponnen wie in dieser heiklen Situation. Das geängstigte Weib machte sich den religiösen Aberglauben, die Hoffnungen des Volkes auf die Geburt eines Gottes oder Heiligen, eines Propheten oder Messias zunutze und die einmal geglaubte Lüge ward ernsthaft als sichere Wahrheit weitergetragen. Hören wir einige dieser Mythen von unbefleckter Empfängnis, wie sie bei den Völkerstämmen Asiens fortleben.

Tachard (1687) berichtet folgende Legende aus Kambodia: Il y a plus de 2231 ans qu'une jeune fille s'étant retirée dans une affreuse forest de Siam pour y vivre plus parfaitement en attendant la venue de Dieu. Sie wurde ohne ihre Jungfräulichkeit zu verlieren schwanger, indem le soleil par le ministère de ses rayons forma le corps d'un enfant dans son sein pendant la ferveur de sa prière. Elle accoucha sans peine et sans travail du plus bel enfant du monde. Da sie keine Milch hatte, ertränkte

---

12) Albert Grünwedel, Die Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei. Lpzg. 1900. Verl. Brockhaus.

13) Lefmann, Geschichte des alten Indiens. Berlin 1890. (Oncken, Allgemeine Geschichte I.)

14) Alberti, Kasuistik zur Hypertrichosis universalis acquisita mit Veränderung der Sexualorgane. Hegars Beiträge zur Geburtshülfe u. Gynäkologie. IX. Band. 3. Heft. 1905.

15) Die Dämonen der Türken sind meist Hermaphroditen. (Siam. 9.)

sie sich; ein Einsiedler zog das Kind, qui était né le dieu si attendu de l'univers, mit Milch und Honig auf (Indochinesen 9).

Sonnenstrahlen werden oft der Befruchtung angeschuldigt. So erzählen die Chinesen, dass die Tochter eines Flussgottes von Sonnenstrahlen geschwängert wurde (Peking 9). Tschumung wurde durch einen Sonnenstrahl empfangen (Peking 9). Kunti hatte die Gabe, jedes Gottes Gunst zu dem sie liebend aufblickt, zu erlangen. So hatte sie zur Sonne aufgeschaut und vom Sonnengott alsbald einen Sohn erhalten. Allerdings scheint Kuntis Gewissen nicht ganz rein, denn sie setzt das Kind aus (Kuru Pandu Epos 13). Als Subhagna, Tochter des Brahmanen Deradit unvorsichtig die Sonnenbeschwörung wiederholte, kam die Sonne zu ihrer Umarmung herab und sie gebar in Balabhipura Zwillinge, die wegen ihrer unbekannten Herkunft Gupta (die Verborgenen) genannt wurden (Ind. Archipel. Japan 9). Nach einer birmanischen Sage verirrte sich Sari mit einem Naga (Drachen) und gebar eine Tochter, die ihrerseits später als der Sonnenkönig (Nay-min) sie allzuheiss beschien, Eier legte (augenscheinlich Abortus, [s. Fig. 6] in toto ausgestossen), aus denen kleine Drachen ausschlüpften (Indochinesen 9). Auch Wind und Sterne werden verantwortlich gemacht: Luminu-ut wurde durch den Wind geschwängert (Ind. Archipel Singapore 9). Laotses Mutter, mit einem alten Bauer verheiratet, wurde durch eine Sternschnuppe befruchtet (Peking 9). Feurige Meteore sind von Dämonen geworfene Fackeln; wo sie niederfallen, wird eine Frau mit einem zu hohem Ruhme bestimmten Kinde schwanger.

Zarathustra nahte sich innerhalb dreier Monate dreimal seiner dritten Frau; diese badete darauf im See Kan'çu; der Same fiel in den See. Die dort lebenden Frommen senden jährlich ihre Töchter zum Bade in diesen See aus. Sobald der rechte Zeitpunkt gekommen, wird eine dieser Jungfrauen schwanger werden und den Oshédar bâmî gebären, den neuen Propheten. Dies wird sich in Abständen von je 970 Jahren wiederholen (11). In der buddhistischen Sage gebiert die heilige Mutter Tienhow den Gottessohn als Jungfrau in dem Augenblick, da sie den reinen Leib im Bade netzte und eine Blüte der heiligen Pflanze Tien-wha genoss (Nach R. Heymann). Laosmythe nach Marini: Der Mandarin Pon Taboba misuan stieg auf die im Wasser untergegangene Erde herab, spaltete mit seinem Degen eine Wasserblume und sah in dieser ein blendend schönes Mädchen vor sich, das seine Liebesanträge zurückwies: il trouva moyen d'en avoir lignée sans la corrompre et sans altérer en aucune façon la qualité de Vierge, qu'elle s'est toujours conservée et que pour y réussir, en se mettant devant elle à une certaine distance et se regardant réciproquement elle recevait de si fortes impressions de ces oeillades, qu'elle en concevrait et deviendrait mère, sans perdre sa Virginité (Birma 9). Jajatis Tochter Madhavi stellte nach jeder Geburt ihre Jungfräulichkeit wieder her (Birma 9). Buddha zog in Gestalt eines weissen Elefanten in den Leib seiner Mutter ein, die ihn im Traum empfing (Birma 9). Im Königreich Schulik erklärte ein von einer Jungfrau Geborener, dass er keiner Kaste angehöre (!) und predigte die Lehre des aus der buddhistischen Gemeinde ausgestossenen Bhikschu (Peking 9).

Jn Siam, im Lande der Laos, lebte ein Aussätziger, der Liebesäpfel anpflanzte. An einem der Bäume pflegte er täglich zu urinieren und die Samenteilchen imprägnierten die Wurzel, so dass der Baum besonders grosse Früchte trug, weil das Prinzip des Lebens in ihnen schwoll. Von diesen Äpfeln bekam die königliche Prinzessin zu essen und wurde hierdurch schwanger und gebar nach 10 Monaten einen Sohn (Indochinesen 9).

In Kambodia urinierte ein im Walde lebender Eremit in einen ausgehöhlten Stein. Ein im Walde verirrtes Mädchen trank eines Tages aus diesem Stein Wasser und wurde dadurch schwanger (Indochinesen 9). Die indische Gottesmutter Uscha (Morgenröte) gebiert als unbefleckte Jungfrau den Tag (Nach R. Heymann).

Phra In, der Gott, liess seinen jüngsten Sohn Mensch werden, indem er ihn in den Mutterleib der Königin von Khomerat-thani (Kambodia) sich einkörpern liess. Durch die Macht des Embryo fielen alle Vögel vom Dach des Gemaches der Königin tot herab, weswegen der König die Königin, nachdem diese den Knaben geboren hatte, mit dem Säugling verstiess (die Gründe des Königs werden wohl andere gewesen sein) (Indochinesen 9).

Nach einer Version der Religion des Mânî fielen die Embryonen einiger weiblicher Dämonen, die am Himmel festgebunden dessen schnelle Umdrehung nicht vertrugen, auf die Erde herab und wurden hier zu Menschen (11).

Die Frau des Rajah Besurjang erhielt ein auf einer Wasserschaumblase herbeischwimmendes Kind (wie die Dewatta oder Kinder Indras) (Ind. Archipel, Singapore 9).

Nach dem Taittiriya Brahmâna (I, 1, 9, 1) kochte Aditi Reis für die Götter. Diese gaben ihr die Überbleibsel zu essen, infolgedessen wurde sie schwanger[16]) (8).

Zu den besonders verabscheuten Liebesfehltritten gehörte die Blutschande, denn schon früh haben schon viele Völker richtig beobachtet, dass Inzucht zu Kinderlosigkeit oder minderwertiger Nachkommenschaft führt.

Der Staat der Dsiampa (Kambodia) ging zugrunde, weil der König seine eigene Tochter heiratete (Indochinesen 9). Die Königin von Inthapataburi (Kambodia) heiratete ihren Bruder; diese Ehe blieb kinderlos (Indochinesen 9). Yami ersuchte ihren Zwillingsbruder vergeblich, ihr Gatte zu werden. Der bärtige Pusan hatte sträflichen Umgang mit seiner Schwester Surga und mit seiner Mutter (Rigveda VI) (8). Blutschänderischer Abstammung ist der urindische Aiyanar (Harihara putra), dessen Vater Siva den in ein schönes Weib (Mohini) verwandelten Visnu schwängerte (8). Die indische Göttin Ellama begehrte geschlechtlichen Umgang mit ihren drei Kindern (8).

In gesetzlicher Ehe war reiche Nachkommenschaft stets erwünscht. Wir finden deshalb eine Reihe von Göttern als Genie der Fruchtbarkeit

---

16) Man vergleiche zu diesem Abschnitt die Auffindung des Moses im Nil und das katholische Dogma von der unbefleckten Empfängnis.

verehrt, zu denen manch heisses Gebet um Kindersegen emporgestiegen sein mag, so zu den indischen Göttinnen Mari Amma und Urmattamba (8). Agni macht den Leib der Frauen fruchtbar. Auch Parjanya verleiht Fruchtbarkeit, desgleichen Prajapati, der Genius der Erzeugung (8). Im alten Iran verleiht die Göttin Ashisvag̃uhi Kindersegen (11). Der dickbäuchige Buddhaschüler Phra Kachai gibt nach siamesischem Volksglauben unfruchtbaren Frauen Kinder (Siam 9). Im indischen Archipel (Singapore) wenden sich unfruchtbare Frauen an die Djatas oder Geister des Wassers, von denen Andin malingguna im Flusse Kapua wohnt (9). Auch Aphrodisiaca (Liebestränke) werden gebraucht, so bei den Siamesen der aus Zwillingen bereitete Trank Ya-Fet (Siam. 9). Bei den Indiern verlieh der himmlische Pflanzensaft Soma (8) Nachkommenschaft.

Dass man sich von einer schwanger gewordenen Frau besondere mystische Wirkungen versprach, geht aus der hier und da geübten grausamen Sitte hervor, Schwangere in Fundamente einzumauern. Dies wird z. B. von der Stadt Martaban berichtet; auch der siamesische Herrscher Fa Rua liess unter dem Fundament seines Palastes eine im achten Monat Schwangere begraben (Indochinesen 9).

Genau kannte man die sogen. Schwangerschaftsgelüste nach ungewohnten Speisen, aber auch hieran knüpfte sich der Aberglaube. So heisst es im Lokanidi: Die Siebenmonatskinder der in der Schwangerschaft Säuren liebenden Mütter sind von Seelen aus der Hölle belebt; die unter Essen von Lehm geborenen Achtmonatskinder von Seelen der Pretas, die unter Neigung Gras oder Blätter zu essen geborenen Neunmonatskinder von Tierseelen; die nach 10 Monaten von Müttern, die Fleisch assen, Geborenen stammen von menschlicher Herkunft (Birma 9). Aus diesem Zitat geht gleichzeitig die Kenntnis der Frühgeburt und daran sich knüpfender Aberglaube hervor. Es fehlt auch nicht an Versuchen, frühgeborene Kinder am Leben zu erhalten. Eine hochinteressante, gleichzeitig von echten Immunisierungsversuchen berichtende Historie weiss folgendes zu überliefern: Phra-Chao, König von Patalibut fürchtete Vergiftung und nahm deshalb täglich kleine Quantitäten Gift, um sich daran zu gewöhnen, damit Gift ihm später nichts schaden könne. Als eines Tages die schwangere Königin versehentlich von dem Gift ass, tötete er sie, um das Kind zu retten, zerlegte eine Ziege und steckte den Embryo in den Leib derselben. Als das Kind nach sieben Tagen geboren ward, war sein Körper vom Ziegenblut mit Flecken bedeckt (Indochinesen 9)[17]. Auch der sich entwickelnde Embryo selber spielt in der Mythologie schon eine Rolle, so der Embryo des Buddha als sogenannter Paya-Alaun (Birma 9). Bei den Indiern entwickelt und formt der göttliche Handwerker Tvastr den im Mutterleibe keimenden Samen (8). Dieser Tvastr verleiht auch männliche Kraft. Die eranischen Fravashis (Mittelglieder zwischen Seele und Körper) beschützen die Kinder im Mutterleib gegen Aç̧tô-vîdhôtus, der sie zu schädigen trachtet (11). Nach Ansicht der Tonkinesen werden die Kinder im Mutterleib von denjenigen

17) Von einem ungarischen Königssohn erzählt die Historie ähnliches.

Kindern belebt, die sterben, ehe sie zur völligen Reife des Verstandes gelangen konnten (Kambodia 9).

Dass der Fötus im Mutterleibe absterben kann und dadurch eine Unterbrechung der Schwangerschaft, ein Abort, erfolgt, bei dem entweder das ganze Ei unzerrissen ausgestossen wird, oder aber Frucht und Nachgeburt getrennt geboren werden, gab wie leicht begreiflich, zu reicher Sagenbildung Veranlassung.

Die birmanische Sage von der eierlegenden Tochter der Sari (vgl. Fig. 5) wurde bereits oben wiedergegeben. Die Erzählung vom Chao Gnoh (das Naturkind), nach welcher eine seit längerer Zeit unfruchtbare Königin eine Muschelschale gebiert, aus der später ein Knabe ausschlüpft, scheint sich ebenfalls auf ein in toto abgegangenes Ei zu beziehen (Kambodia 9).

Fig. 5.

In toto ausgestossene Aborteier.
Aus der Sammlung der Universitätsfrauenklinik der Charité zu Berlin. Phot. H. Bab.

Die birmanische Erzählung, dass die von einem Fremden im Wald geschwängerte Keyana-tantide ein Stück Holz zur Welt brachte, kann möglicherweise durch das Vorkommen von Steinkindern (Lithopaedion), also von mit Kalksalzen inkrustierten und mumifizierten, in der Tat oft holzähnlichen Früchten erklärt werden. Dass in solchen Fällen die Vaterschaft abgeleugnet wurde, ist verständlich. Hierher gehörige Beobachtungen werden auch wieder einmal auf die Geburt eines Hauptgottes übertragen: Die Götter Bhaga und Amsa schlugen schon im Mutterleib auf Indra und seinen Zwillingsbruder Vivasvat los; zwar kam Indra mit dem Leben davon, aber Vivasvat kam als totes Ei (mrtam ändam) zur Welt (8). Derartige Fälle sind nicht allzu selten, bei denen durch die Kommunikation der beiden Blutgefässsysteme der Zwillinge (Bildung eines dritten Kreislaufes) der eine Zwilling in den

Stand gesetzt wird, seinem Bruder die Nahrung zu entziehen, so dass dieser zuerst in der Entwicklung zurückbleibt und schliesslich sogar abstirbt. — Aditi, Mutter der Lichtgottheiten, gebar 8 Söhne; den achten, den Martanda, hatte sie „bei Seite geworfen“. Dass damit ein Abort gemeint, geht aus dem Namen hervor: Martanda von Mrtanda = lebloses, abgestorbenes Ei (8). Die urindische Ellamma legte 3 Eier. Eins davon fiel in die Schlangenwelt, das zweite wurde faul, aus dem dritten entstammen Brahma, Visnu und Siva. Ähnliches wird von Mari Amma berichtet. Auch sie legte 3 Eier: das erste enthielt Erde, Himmel und Gestirne, Brahma, Visnu und Siva, das zweite die Raksasas, während das dritte faul war (8).

Gerade die Wiederkehr der Erwähnung eines faulen Eies deutet darauf hin, dass wir es mit einer später ausgeschmückten Beobachtung einer wirklichen pathologischen Geburtsabnormität, nicht etwa mit einer rein phantastischen, kosmogenetischen Erdichtung zu tun haben.

In Siam glaubt man, dass schwangere Frauen den Nachstellungen der Dämonen (Phi Phob und Phi Prai) ausgesetzt sind, die Gewalt über den sich bildenden Embryo erwerben wollen. Ist ein Abort eingetreten, so wird derselbe, da sich damit gefährliche Zaubereien ausführen lassen, einem Magier übergeben, der ihn, einen blanken Säbel in der Hand, in einem Topf zum Flusse trägt und ihn ins Wasser wirft (Siam 9). Plissit ist bei den Malayen der Geist einer im Kindbett Gestorbenen, der kreischend umherfliegt, um zu entmannen oder Abort zu verursachen. Die Frauen versprechen den Erdgeistern Kloa Festlichkeiten, um gegen Abort sicher zu sein (Ind. Archipel Singapore 9). Auch in China glaubt man, dass um die Erhaltung des Embryo gute und böse überirdische Wesen miteinander kämpfen. Dans la Chine vivaient deux pauvres personnes, Espintaman et Dodoo, sans enfants. Quand, ayant prié dieu, Dodoo fut grosse, elle vit en sommeil deux griffons attaquer l’enfant dans l’utérus, qui fut protégé par un ange (Peking 9). Die Dajaks kennen nach Selenka[18]) den sogenannten Singalang, einen Weisshaarigen mit jugendlichem Antlitz — also augenscheinlich ein Albino —, der Wunder bewirkt, so dass Schwangere ohne Schmerz Kinder von der Grösse eines Frosches gebären, womit nur Aborte in frühen Schwangerschaftsmonaten gemeint sein können. Die indische lahme und hässliche, kreischende Hexe Arayi tötet den Fötus im Mutterleibe (8).

Die Schwangerschaft kann nicht nur ein zu frühes Ende finden, sondern es kann im Gegenteil auch eine Übertragung stattfinden. Auch das wussten die Asiaten: Sri Krishna Chaitanya, der die Liebe zu Krishna im Bhakti zum höchsten Prinzip machte, wurde 1485 als dreizehnmonatliches Wunderkind geboren (Kambodia 9). In echt asiatischer Weise werden in der Sage die Zahlenangaben betreffs der Übertragungszeit ins unglaubliche übertrieben und zwar auch hier wieder besonders bei den Hauptgestalten des Götterpantheons. Die Mutter Indras trug sich mit ihm 1000 Monate (8), Laoutze verliess nach 81 Jahren den mütterlichen Leib

18) Selenka, Sonnige Welten. 1896. Wiesbaden, Verlag von Kreidel.

(Peking 9). Wie das primitive Volk Schutzgottheiten für die embryonale Entwicklung und für die Schwangerschaft verehrt, so auch und zwar in grosser Zahl für den Geburtsakt selber. Die indische Gramadevata hilft als Paindiyamman den Frauen beim Gebären (8). Bei den Chinesen steht die Göttin Ling Chui Na den Entbindungen vor (Siam 9). In Indien fördern verschiedene weibliche Genien wie z. B. Gungu die Geburt von Kindern (8). Die eranische Göttin Ardvîçûra Anâhita reinigt den Samen der Männer und verleiht den Frauen glückliche Geburt (11); auch Gott Hauma beschützt die Geburt und schenkt den Frauen heldenhafte und fromme Söhne. Das Awestavolk bezeichnete die Manen der Verstorbenen als Fravaschis. Diesen ist es zu danken, wenn die Kinder im Mutterleibe bewahrt werden und wenn die Frauen leichte Geburt haben (10). Betreffs der Stellung der Frau bei der Geburt findet sich in der Mythologie die Bemerkung, dass Gautama von seiner unter einem Ingienbaum stehenden Mutter geboren wurde (Birma 9). Eine schwere lange Geburt führen die Dayak auf den Dämon Kamiak zurück, der das Kind im Mutterleibe festhält (Ind. Archipel Singapore 9).

Die pathologische Komplikation, dass die Geburt nicht auf den natürlichen Geburtswegen, durch den Gebärmutterhalskanal und das Scheidenrohr hindurch erfolgt, finden wir auf die Geburt Buddhas, Indras, Laoutzes und der ersten Menschenkinder übertragen, bei denen ausdrücklich beschrieben wird, dass sie den Mutterleib auf der Seite verlassen. Von Aditi gefesselt beschloss Indra, um sich einen Ausweg aus dem Leibe seiner Mutter zu verschaffen, aus der Seite derselben herauszugehen (8). Laoutze verliess auf der linken Seite den Leib der Mutter (Peking 9). Die Sage der Benuas von der Geburt der Zwillinge aus dem rechten und linken Schenkel ist bereits oben wiedergegeben worden. In der Lalitavistara bringt Brahma auf seinem Haupte den Tschaitya genannten Miniaturpalast, in dem Buddha im Mutterleibe ruhte, ehe er ihn durch die rechte Seite verliess (Birma 9). Buddha wurde aus der Seite seiner Mutter geboren, ohne verunreinigt zu sein (obwohl die Mongolen sie vorher durch Indra noch reinigen lassen) (Siam 9). Bastian fügt hinzu: Ebenso wie Rustam aus dem Leibe Rudabahs ausgeschnitten war und ebenso Rogdai, der russische Held von Kiew, der den bulgarischen Tugarin mit dem kesselgrossen Kopf (Hydrocephalus!) überwand. Bastian denkt also augenscheinlich an einen Kaiserschnitt (künstliche Eröffnung der Bauchhöhle und der Gebärmutter). Und in der Tat kommt ein solcher bei der Erklärung der Legende in Betracht. Immerhin muss man auch an zwei weitere Erklärungsmöglichkeiten denken: denn erstens kann die schwangere oder auch schon in Wehen sich kontrahierende Gebärmutter reissen (Uterusruptur) und die Frucht dadurch in die Bauchhöhle hinein geboren werden und zweitens kann die Ansiedlung des befruchteten Eies und seine weitere Entwicklung auch von vornherein ausserhalb und seitwärts von der Gebärmutter, beispielsweise im Eileiter erfolgen (Extrauteringravidität). In beiden Fällen bleibt die Geburt auf natürlichem Wege aus und das Kind kann deutlich neben der Gebärmutter seitlich im Mutterleibe liegend gefühlt werden. Nur in seltenen Fällen wird

allerdings bei Extrauteringravidität die Frucht lange getragen und weit entwickelt. Gegen die Annahme eines Kaiserschnittes spricht der Umstand, dass jede Angabe fehlt, dass überhaupt eine künstliche Operation ausgeführt wurde. Bemerkt sei noch, dass Buddhas Mutter Maya infolge der Geburt stirbt.

Nach der Geburt des Kindes erfolgt dessen Abnabelung. In China erzählt man, dass das weggeworfene Messer, mit dem Kono-fana-no sakuza-bime die Nabelschnüre ihrer Söhne abgeschnitten hatte, sich in einen Bambushain verwandelte (Peking 9). Zur Ernährung des Kindes verleiht die iranische Göttin Ardvisûra anâhita der Wöchnerin rechtzeitig Milch (10). Dass in der Kambodialegende die Jungfraumutter wegen ihres Milchmangels sich das Leben nimmt, wurde schon erwähnt. In Bengalen und im Himalaya wird die Göttin Sitala als eine ein Kind stillende Frau dargestellt (8). Stirbt die Mutter in der Geburt, so werden in Siam (9) durch bestimmte Zeremonien gefährliche Vampyre vertrieben. Wird jemand plötzlich von einer akuten Erkrankung befallen, so glauben die Kambodier (9), dass die Seele einer im schweren Kindbett Gestorbenen ihn befallen hat, da solche umherfliegen, einen Wohnsitz zu suchen. In Siam (9) meint das Volk, dass die Seele einer im Kindbett sterbenden Frau sich zum Heere der Phi krom genannten Dämone versammelt. Auch das Leben des Kindes ist in der Geburt bedroht: In der Kuru-Pandusage (13) kommt Uttarâs Sohn tot zur Welt; jedoch Krischna belebt das Kind wieder. Hier handelt es sich also augenscheinlich um Asphyxie mit erfolgreichem Wiederbelebungsversuch.

In den Geburtsgeschichten der Asiaten werden besonders oft Zwillingsgeburten genannt. Möglich, dass ursprünglich die Menschen, entsprechend der für Zwillingsgeburten geeigneten Doppelanlage des weiblichen Genitalsystems, meist Zwillinge zur Welt brachten und dass erst allmählich diese Fähigkeit verloren ging. Die Gebärmutter hat im Lauf der Entwicklung sich von einem Organ mit zwei Hörnern in ein einfaches Organ umgebildet (ein Vorgang, der sich in der embryonalen Entwicklung jedes Individuums gemäss dem biogenetischen Grundgesetz wiederholt). Bestand die Häufigkeit von Mehrlingsgeburten tatsächlich in den ersten Epochen der Menschheit, so darf es nicht verwundern, wenn die Erinnerung daran in Mythen und Sagen der Naturvölker und Halbkulturvölker fortlebt.

In China heisst es direkt, dass die Menschen anfangs Zwillinge gebaren (Peking 9). Zu den vedischen Göttern gehören die als Ärzte tätigen beiden Açvin, die göttlichen Zwillinge. Die Hauptgottheiten des Rigveda, Agni und Indra, sind Zwillinge. In der Kuru-Pandusage (13) werden oft Zwillinge genannt, so Nakula und Sahadevi. In manchen Familien besteht noch jetzt eine Disposition zu wiederholten Zwillingsgeburten: auch das spiegelt sich in der Mythologie wieder. Der Sonnengott Vivasvat und die Sturmwolke Saranya haben zweimal hintereinander Zwillinge, erst Yama und Yami, dann Nasatya und Dasra. Aditi gebar viermal hintereinander Zwillinge (8). Eine echt asiatisch-üppige Übertreibung findet sich in der Sage, dass Luminu-ut, durch den Wind geschwängert, einen Sohn gebar, mit dem sie sich später vermählte und zweimal neun, drei-

mal sieben, fünfmal fünf und dreimal drei Kinder zeugte (Ind. Archipel, Singapore 9). Als Chama-devi, Tochter des Königs von Lavo, Gemahlin des Kaisers von Kamphot, nach dem Bade aus dem Wasser hervorkam, erschienen in dem Glanze der aus dem Wasser zurückstrahlenden Sonne drei Personen männlichen Geschlechts in ihrem Mutterleibe (Birmanisch) (Indochinesen 9). In dem Kuru-Panduepos wird folgende merkwürdige Begebenheit erzählt: Der blindgeborene Dhritarâshtra zeugt mit der Gândhârî 100 Söhne und eine Tochter; zuerst wird ein Sohn, nach drei Monaten werden 99 Söhne und eine Tochter geboren. Die Zahlen dieser Angabe sind indische Übertreibung. Dass aber zwischen der Geburt zweier Zwillinge Wochen und Monate vergehen können, ist möglich, falls der erste Zwilling ein Abort oder eine Frühgeburt war. Ahlfeld[19]) hat in Leipzig eine Frau entbunden, die 5 Monate vorher in Halle den ersten Zwilling geboren hatte.

Wir haben jetzt mehr oder weniger das ganze Gebiet des Geschlechtslebens, der Zeugung, Schwangerschaft und Geburt durchstreift und gesehen, wie hier die normalen Geschehnisse sowie die gewöhnlichsten pathologischen Vorkommnisse Stoff für unzählige Sagen abgeben. Man kann sagen, dass ein beinahe erdrückendes Material uns zeigt, wie die theïstische Mythologie sich an die Beobachtungen aus der menschlichen Physiologie und Pathologie anklammert und wie mit besonderer Vorliebe gerade alles Sonderbare aus dieser Sphäre in ihr Verwertung findet. So wird es von vornherein unmöglich, den Gedanken abzuweisen, dass auch die selteneren Fälle von Missgeburten in der Gestaltung der Götter wiedergespiegelt werden, ein Gedanke, der ausserhalb dieses Zusammenhangs leicht als abstrus und sonderbar vor allem von nichtnaturwissenschaftlicher Seite abgetan werden könnte. In diesem nun folgenden, von der mythologischen Verwendung echter Missgeburten handelnden Hauptabschnitt der vorliegenden Arbeit, soll nicht nur auf die literarische Verwertung menschlicher Monstra, sondern besonders auch auf die stoffliche bei der Gestaltung materieller Götzenbilder hingewiesen werden. Es möge mit allgemeinen Erwähnungen nicht näher beschriebener oder bestimmbarer Missgeburten begonnen werden: In dem schon mehrfach zitierten Kuru-Panduepos (13) werden furchtbare Zeichen während einer Schlacht aufgezählt u. a.: Rinder gebaren Esel, Stuten Kälber, Hunde Schakale, schwangere Frauen brachten „Schrecknisse“ zur Welt. Bastian erwähnt, dass der Buddhaschüler Phra Kachai in der Höhle bei Petchaburi als Missgeburt dargestellt ist (Siam 9) und im Buch über Kambodia (9) erzählt er: „Die Nachkommenschaft Mahadevas ist meistens in einer etwas eigentümlichen Art auf schwierigen Umwegen zur Welt gekommen. Die Mysterien, die Kartikeyas Geburt einhüllen, bleiben besser in den Allegorien einer heiligen Sprache vor profanen Ohren verborgen.“ In Singapore (Ind. Archipel 9) glaubt man, dass die Neugeborenen von dem bösen Geist Kloa erlauert werden, der sie am Nacken packt und entstellt oder Missgeburten (Pehingen) bewirkt. Vielleicht deutet die Angabe „am Nacken packen

---

19) F. Ahlfeld, Lehrbuch der Geburtshilfe. 2. Aufl. 1898. Leipzig, Verlag Grunow.

und entstellen" auf die häufig vorkommende Missbildung des sogenannten „Froschkopfes" (Hemicephalie), bei der ein Defekt des hinteren Schädeldaches und oft auch ein Offenbleiben des Rückgratkanals in seinem oberen Teil gerade die Nackengegend deformieren und bei der das Gesicht besonders durch die hervorquellenden Augen stark entstellt ist (vgl. Fig. 6). Eine derartige Missgeburt liegt vielleicht auch folgender batavischen Erzählung zugrunde: Die Gemahlin des Königs Ramachandra wurde durch den Brahmanen Brahmaputra geschwängert, zog sich an den Hof ihres Vaters zurück und gebar dort Shashank oder Arimostha mit dem Kopf eines Asifisches (Ind. Archipel 9). Schliesslich sei hier noch erwähnt, dass dem nach Babylon zurückgekehrten Iskender (Alexander der Grosse) nach der eranischen Alexandersage eine zu dieser Zeit zur Welt gebrachte Missgeburt seinen baldigen Tod ankündigte (11).

Fig. 6.

Hemicephalie (Froschkopf).
Aus der Sammlung der Universitätsfrauenklinik der Charité zu Berlin. Phot. H. Bab.

Nicht ganz zugehörig zu den eigentlichen Missgeburten ist der Riesen- und Zwergwuchs. Da dieser jedoch wie bei allen Völkern so auch in Asien ein beliebtes Objekt der Mythologie darstellt, so sei seine Besprechung hier eingefügt. Von Riesen seien nur einige hier genannt: der Riese Mahischa wird von der 18armigen Göttin Durgâ getötet; er wird oft centaurartig, stiergestaltig dargestellt. Vischnu tötet bei seiner siebenten Fleischwerdung den Riesen Hiranjakacipu. Der Riese Hiranjâkscha versenkt die Erde. Der Dämonenkönig von Ceylon Râvana wird als Riese gedacht, desgleichen sein Bruder Kumbhakarna. Weitere Riesen sind Bali und Pralamba. In Kamschatka (Katchu) und bei den Jakuten (Arsoghotoch) lässt die Sage das Land sich unter den Schritten von Riesen wölben oder senken.[20]) Bastian vergleicht dieselbe mit der peruanischen Mythe vom knochenlosen Con, der mit seinem nachgiebigen Fleischkörper über die Erde hinschreitet, Täler eindrückend, Berge erhebend. (Der knochenlose Fleischkörper deutet auf Missbildungen hin, bei denen eine hochgradige Dicke der Hautdecke und Überentwicklung des Unterhautzellgewebes die wenig entwickelten Knochen verbirgt. Besonders ist dies der Fall bei den weiter unten zu besprechenden kopf- und herzlosen Missgeburten (vgl. Fig. 22), bei denen unter der Haut eine mächtige sulzige Schicht zur Entwicklung kommt, dann auch bei der „fötalen Rachitis".

20) Adolf Bastian, Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit. Berlin 1868, Verlag Reimer.

Vischnus fünfte Fleischwerdung erfolgt in der Form eines Zwerges. Po, der chinesische Dämon der Dürre, ist nach dem Schin-i-king ein einäugiger Zwerg (Peking 9). Zu den Zwergen müssen vor allen Dingen viele Dämonen gerechnet werden, nicht nur wegen ihrer Kleinheit, sondern weil ihre Proportionen und ihre Körperbildung oftmals deutlich die rachitische Zwergbildung zeigen, wie z. B. in Fig. 7 ersichtlich ist, die dem Werke von Grünwedel[21]) (12) entnommen ist. Es seien hier die

Fig. 7.

Dämon nach Grünwedel. Rachitische Zwergbildung.

dämonischen Beschützer der buddhistischen Religionen genannt, die sogen. Dharmapâlas, so die bei Grünwedel (12) abgebildeten: Vajrapâni Âcârya, Nilâmbara-Vajrapâni, Hayagrîva, I Ĉam-srin und Yama als Gott der Hölle. Grünwedel selbst hebt an ihnen die kurzen dicken Gliedmassen und

21) Die Herren Abteilungsdirektoren am Museum für Völkerkunde zu Berlin Prof. Dr. A. Grünwedel und Dr. Friedr. Müller hatten die grosse Güte, mir die photographische Aufnahme und Reproduktion von Sammlungsgegenständen ihrer Abteilungen zu gestatten; ich spreche diesen Herren für ihre bereitwillige Liebenswürdigkeit meinen verbindlichen Dank aus.

den grossen dicken Kopf hervor. Auf rachitische Zwerggesichtsbildung ist vielleicht auch die Vischnudarstellung als Mannlöwe und eventuell auch Hanumans Affenkopf zurückzuführen. Bei letzterem mag auch die Beobachtung starker Prognathie mit im Spiele sein (Hervortreten des Oberkiefers), wie solche öfter zur Darstellung kommt, beispielsweise an einer javanischen Marionettenfigur zum Wejanggolek. Dass rachitische Schädelbildung und Prognathie als hässlich empfunden wurden und deshalb für die Schreckbilder der Dämonen Verwendung finden konnten, ist einleuchtend. Sonstige auffallende Hässlichkeit möchte ich für die Verwendung von Tierköpfen verantwortlich machen. In alten physiognomischen Werken finden wir immer und immer wieder die naive Vergleichung der Gesichtsbildung mit Tierköpfen. So spielt in dem berühmten Werk des Begründers der Physiognomik Giov. Battista della Porta[22]) die Tiervergleichung eine Hauptrolle. Wir finden dort physiognomische Parallelen gezogen mit dem Chamäleon, mit Stier, Schwein, Esel, Affe, Rabe, Adler, Hahn, Ziege usw. usw. So erkläre ich mir aus solchen sich unwillkürlich aufdrängenden Ähnlichkeiten mit tierischen Zügen, die der Naive gern übertreibt, dass man vielen Dämonen und Göttern Tierköpfe gegeben hat. Ich nenne nur: Vischnu in der pferdehäuptigen, noch bevorstehenden zehnten Fleischwerdung; seine dritte Menschwerdung als Varâha mit Ochsenkopf; die Tierköpfe singhalesischer Dämonteufel; Bilu, birmanische Teufel mit Tierköpfen; Marionettenfiguren zum Wejanggolek aus Java; einen lamaïstischen Dämon mit gehörntem Eberkopf; Prinzessin Mandârava mit Katzenkopf; die Göttin Vajravarâhi mit Schweinskopf; Bhairava mit gehörntem Stierkopf; ein pferdeköpfiges Weib auf dem Açoka Railing zu Buddhagayâ.

Die Dämonen werden auch durch sonstige Zutaten schreckhaft gebildet, so durch den Exophthalmus (Hervorquellen der Augen), der z. B. bei der Basedowschen Krankheit und auch bei Hemicephalie ein auffallendes Symptom bildet; ferner wohl auch durch hasenschartenartige Bildungen (an siamesischen Theatermasken?), vor allem aber ungemein häufig durch fürchterliche Gebisse, besonders durch Eckzähne, die als Stosszähne, Hauer geformt sind. Bei der harmonische Ruhe atmenden Schönheit der Gestalt Buddhas werden dagegen die Zähne im entgegengesetzten Sinne geformt und anormal gestaltet: zu den grossen Schönheitszeichen Buddhas gehört, dass er 40 Zähne besitzt, die einander völlig gleich sind und nicht aneinander liegen. Von seiner Entstehung allerdings wird berichtet, dass er in Gestalt eines weissen Elefanten mit 6 Stosszähnen in den Leib seiner Mutter einzog (Birma 9).

Dickbauch und Hängebauch werden auch als hässlich empfunden und dargestellt. Einen Hängebauch schreibt man der dreiköpfigen, sechsarmigen, indischen Göttin Parmaçavarî zu. Der Buddhaschüler Phra Kachai wird mit dickem Bauch dargestellt. Auch die Pretas sind dickbäuchig (Siam 9). Letztere haben nur eine nadelöhrgrosse Mundöffnung.

---

22) Della Fisonomia dell'Huomo. Del Sig. Giov. Battista della Porta Napolitano Libri seï. In Padoua per Pietro Paolo Tozzi. 1613.

Hochgradige Verengung oder gar Verschluss der Mundöffnung ist eine echte, oft beobachtete Missbildung. In Birma werden die Peiltan (Pretas) als Wesen der niederen Welt mit riesigen Gliedern, dicken Augen, kurzen Lidern, ungeheurem Bauch (Ascites?), nadelöhrgrossem Mund, zwischen Erde und Hölle lebend geschildert (9). Es handelt sich bei ihnen vielleicht auch um eine mit Stenosis bzw. Atresia oris kombinierte Hemicephalie. Die Phrom im Himmel der Thevada werden ohne Eingeweide und Ausführungsgänge und ohne Sexualorgane, also als hochgradige Hemmungsmissbildungen vorgestellt. Wie der Mund, so kann ihnen auch die Nase fehlen (Kambodia 9).

Auch eine weitere sonderbare Hemmungsmissbildung im Bereich des Gesichts, die Agnatie, Kinnlosigkeit, hat den Wunderglauben bereichert. In China (9) werden die Geister kinnlos gedacht, und die Redensart „Du hast kein Kinn“ ist gleichbedeutend mit „Du bist ein Geist“. In dem Ahlfeldschen Atlas[23]) findet sich eine Abbildung, welche diese auf mangelhafte Ausbildung der zwei unteren Fortsätze des ersten Kiemenbogens zurückzuführende Missbildung zeigt. Beim Menschen ziemlich selten, wird sie relativ häufig beim Lamm beobachtet.

Fig. 8.

Amniotische Stränge.
Aus der Sammlung der Universitätsfrauenklinik der Charité zu Berlin.

Bei Besprechung der Zwerg- und Hemmungsbildungen sei auch des Infantilismus gedacht, der vielleicht in folgender birmanischen Sage (9) zum Ausdruck kommt: Zuweilen stellt sich eine Art Nat ein, die noch nicht ausgewachsen scheint und mit der Stimme eines Säuglings spricht (Nat-su-ngay).

Zu schweren Verunstaltungen und Hemmungen in der Entwicklung durch mechanische Behinderungen und durch Abschnürungen ganzer Teile führen Verwachsungen der Frucht mit den Eihäuten (amniotische Adhäsionen). Förmliche Bänder und Stränge können den Fötus einengen und fesseln. Auf solche strangförmigen Verwachsungen ist gewiss die indische Legende zurckzuführen, dass Aditi ihren Fötus Indra mit eisernen

23) Ahlfeld, Die Missbildungen des Menschen. Atlas und Text. 3 Bde. Leipzig 1880—1882. Verlag Grunow.

Banden gefesselt und so auch zur Welt gebracht hat (8). Zur Illustration sei in Fig. 8 der Arm eines Fötus abgebildet, von dem wie eine Fessel ein Eihautstrang abgeht. Die Raumbeengung und direkte Abschnürung kann zum Verlust von Fingern, Händen, Armen, Füssen, Beinen oder auch aller Extremitäten führen.[24]) Zu den indischen Dämonen gehört der handlose Hausgenosse der Danu, Kunāru (8). San-seaou ist ein einbeiniger Teufel, der aussieht wie ein Säugling, dem hinten ein Bein heraussteckt. Er jagt Nachts Menschen (9). In der eranischen Mythologie findet sich ein dreibeiniger Esel. Wenn derselbe schreit, werden alle nützlichen Wassertiere trächtig (11). Der den indischen Himmel durchfahrende Surya hat zum Wagenlenker den beinlosen Aruna (8). Ob aus den Phokomelenmissgeburten die geflügelten vogelartigen Dämonen (Gegner der Nagas), deren Hauptrepräsentant Vischnus Diener Garuda ist, hervorgehen, bleibe dahingestellt. Die Darstellungen (vgl. Grünwedel 3) derselben erinnern an alle möglichen Missbildungen (Sympus usw.), so dass hier eine Entscheidung schlechterdings unmöglich erscheint. Das Siegel des Königs Kumâragupta II (530 n. Chr.) zeigt einen Vogel mit Menschenkopf. Auf birmanischen Aquarellen sehen wir die Kinnarî, zwei Menschen mit Vogelfüssen und Vogelschweifen. Vögel mit hundeartigem Kopf finden sich auf einem altjavanischen Depockspielständer. In Kambodia heisst es von Kotabong, König in Siemrab, dass derselbe auf Grund der Weissagung, dass der vom Volk erwartete „Verdienstvolle“ schon im 10. Monat der Schwangerschaft wachse, alle dem Gebären nahen Frauen verbrennen liess; aber der gefährliche Embryo entkam lebendig, obwohl durch die Hitze des Feuers zu einem Krüppel zusammengeschrumpft. Mönche machten ihm später ein Wägelchen, mit dem er sich umherrollen konnte (Indochinesen 9). Diese Historie zeigt sehr klar, wie einem arm- und beinlosen Phokomelos nachträglich eine wundersame Entstehungslegende angedichtet wird und wie die Geistlichkeit die bedauernswerte Missgeburt benutzt, um sie dem Volk als den erhofften Messias vorzuführen. Nicht nur der Priester, auch der Krieger konnte das Wunder zur Erhöhung der Autorität gebrauchen: Nach den Annalen von Kambodia führte 1674 Silasueh, ein Häuptling, einen Menschen ohne Hände und Füsse mit sich, den er Ongkulirat (das königliche Fingerglied) betitelte und unter einem Baldachin der Armee vorantragen liess und durch den er die Zahl seiner Anhänger vermehrte (Indochinesen 9). Im Tempel der Kali in Kalighatta (Indien) steht eine arm- und beinlose Statue der Göttin mit abschreckendem Kopf (8). Durch zu geringe Fruchtwassermenge und daraus resultierende Raumbeschränkung im Ei können die Füsse dem Körper so stark angepresst werden, dass diese embryonale Haltung auch nach der Geburt bestehen bleibt. Vom Religionsstifter Mânî wird berichtet, er sei mit einwärts gedrehtem Fuss geboren worden (11). Eine seltene, hochgradige Missbildung der Beine ist durch ein Zusammenwachsen der unteren Extremitäten bedingt (Sympus); sie

24) Von dem an den unteren Extremitäten missgestalteten Biam, der auch Krankheiten sendet, haben die Australier ihre Tanzgesänge gelernt (Batavia 9).

verleiht ein fischschwanzartiges Aussehen und wird recht charakteristisch als Sirenenbildung bezeichnet. Diese Sirenenbildung mag zuerst den primitiven Künstler auf den Gedanken gebracht haben, den Menschenleib mit einem Fischschwanz zu kombinieren. Wir kennen in Indien viele derartige Darstellungen: Vischnu entsteht bei seiner ersten Fleischwerdung aus einem Fisch. Gangâ und Yamunâ, die Matsydnârîs sind „Fischmädchen" (weiblicher Oberkörper mit Fischschwanz). Selbst ein Elefant Makara wird mit Fischunterleib und Fischschwanz dargestellt. Möglicherweise hat man einmal direkt Sirenenbildung bei einem Elefantenembryo beobachtet. Hierher gehören wohl auch die Gestalten, die im unteren Ende zur Schlange werden, die Nâga und Nagî, wie wir solche z. B. mit weiblichem Oberkörper auf bengalischen Zeichnungen sehen. Ein Sympus

Fig. 9.

Exencephalocele.
Aus der Sammlung der Universitätsfrauenklinik der Charité zu Berlin. Phot. H. Bab.

kann wohl nicht nur als Fischschwanz, sondern auch als Schlangenleib gedeutet werden.

Hanuman wird auch mit Schwanz gebildet. Es bleibe unentschieden, ob hier bloss eine Kombination von Tierischem und Menschlichem vorliegt, oder ob die ziemlich seltene Schwanzbildung beim Menschen wirklich beobachtet wurde.

Eine höchst eigenartige Bildung indischer Mythologie ist dadurch charakterisiert, dass aus dem Kopf einer Figur ein anderer Kopf hervorwächst und aus diesem wieder einer, so dass förmliche pyramidenartige Kopfkonglomerate entstehen, wie ein solches beispielsweise Grünwedel in der Figur des Bodhisatva Avalokiteçvara abbildet (12). Es möge zur Erwägung gestellt werden, ob hierin eine missverstehende und übertreibende Nachbildung einer Missbildung zu sehen ist, die wissenschaftlich als Exencephalocele bezeichnet wird (vgl. Fig. 9). Es handelt sich bei

dieser um einen grösseren Defekt des knöchernen Schädeldaches und um ein Heraustreten des Schädelinhaltes durch diese Öffnung, so dass dem Scheitel des Kopfes ein von behaarter Kopfhaut umschlossener, die Grösse des Kopfes selber eventuell erreichender Auswuchs aufsitzt, der leicht von einem erschreckten und ungeübten Beobachter als ein zweiter Kopf angesehen werden könnte. Vielleicht ist dem richtig dargestellten Auswuchs erst später ein Gesicht aufgepfropft worden. Die Darstellung zusammengewachsener Köpfe führt uns zu dem Hauptthema indischer Mythologie, zur phantastisch ausschmückenden Wiedergabe der merkwürdigen und mannigfaltigen, die Aufmerksamkeit, Neugierde und das Interesse so hochgradig fesselnden Missbildungen, die durch ein Zusammenwachsen von Zwillingen entstehen. Was konnte die Phantasie und die religiöse Bildnerkunst mehr anreizen als die wundersamen, mehrköpfigen, mehrarmigen, mehrfüssigen Wesen? In der Tat ist die Vielköpfigkeit und Überzahl der Extremitäten ein so allgemein verbreitetes Stigma indischer Gottheiten geworden, dass diese an sich doch höchst merkwürdigen Bildungen als etwas ganz alltägliches, gewöhnliches empfunden und demgemäss gar nicht recht beachtet werden. Um so entschiedener muss einmal ihre Entstehung aus Missgeburten betont werden! Ohne Vorbilder der Natur wäre selbst eine indische Volksphantasie niemals zu solchen grotesken und ungeheuerlichen Gestaltungen gekommen; hier ist die Herkunft theïstischer Vorstellungen von Missbildungen handgreiflich Und gerade derartige Darstellungen beherrschen förmlich durch ihre übergrosse Verbreitung das asiatische Götterpantheon. Wie die Natur uns die Zwillings- und Mehrlingsmissbildungen zeigt und wie sie zahllose Variationen schafft durch die verschiedenen Grade der Doppelbildungsverschmelzung, so spiegelt sich all das in seiner Mannigfaltigkeit auch in der Götterwelt wieder. Gerade der Reichtum der Formen zwingt uns jedoch, im folgenden sehr summarisch zu verfahren; auch kann nicht bei jeder Einzelfigur eine anatomische Analyse gegeben werden. Das Auffallendste und für die Masslosigkeit und Überschwenglichkeit der indischen Phantasie ungemein Charakteristische bleibt die zahlenmässige Übertreibung bei der Einführung dieser Missgeburten in die Mythologie. Buckle erzählt in seiner Geschichte der Zivilisation in England, wie in der indischen Sage die Lebenszeit bis ins Unmögliche verlängert wird; so berichtet er von einem Heiligen, der 2 000 000 Jahre alt König wurde, 6 300 000 Jahre regierte, abdankte und weitere 100 000 Jahre unter Büssungen und Kasteiungen lebte. Ähnliche Übertreibungen, nur durch die stoffliche Ausführbarkeit gemildert, beobachten wir bei unserm Gegenstand. Kommen in der Natur höchstens Dreiköpfigkeit oder Vierarmigkeit und Vierfüssigkeit vor, so stellt der Indier den Schutzgott Yidam Vajrabhairava mit 9 Köpfen, 16 Füssen, 34 Händen dar. Recht typisch ist dabei, dass die oberen Extremitäten in bezug auf Multiplizität gegenüber den unteren bevorzugt sind. Mit allzuviel Füssen wusste man nichts Rechtes anzufangen, für jede neue Hand aber hatte man neue Waffen oder neue Symbole in Bereitschaft. Wenn den vermehrten Armen grössere Stärke, den vermehrten Beinen grössere Schnelligkeit zugeschrieben wird, so ist

das nur eine legendarische Ausschmückung, denn wenn solche zusammengewachsenen Missbildungen lebensfähig sind und heranwachsen, so bleiben sie doch oft schwächlich und hinfällig, vor allem hindern sie sich gegenseitig in allen ihren Bewegungen. Gerade die Tatsache, dass zusammengewachsene Zwillinge am Leben bleiben können, musste diese Missbildung geeignet machen, einen ganzen Sagenkreis zu erzeugen und die Möglichkeit von Wundern ad oculos zu demonstrieren. Welch Aufsehen selbst in der zivilisierten Welt erregten nicht die siamesischen Zwillinge. Ein ähnliches Paar sind die in Nan-Au in der Provinz Kiangse in China geborenen, durch eine von Brustbein zu Brustbein ziehende Gewebsbrücke zusammengewachsenen Zwillinge Liu Soo San und Liu Tang San, die

Fig. 10.

Die zusammengewachsenen chinesischen Zwillinge Liu Soo San und Liu Tang San (Zirkus Barnum & Bailey).

Fig. 11.

Südindisches Spielzeug. Aus dem Museum für Völkerkunde, Berlin. Phot. H. Bab.

13jährig im Zirkus Barnum & Bailey gezeigt wurden (vgl. Fig. 10). Diese Missgeburt wurde in ihrer Heimat bezeichnender Weise als das Produkt einer besonderen Verfügung des Gottes Khangho betrachtet. Dass noch viel weiter gehende Verschmelzungen die Lebensfähigkeit nicht zu beeinträchtigen brauchen, zeigte der Doppelknabe Johann Jacob Toccio[25]), eine aus Italien stammende Missgeburt aus dem Jahre 1877. Es handelte sich um zwei auch psychisch selbständige Individuen, die jedoch eine breite Verwachsung der Brustkörbe zeigten und nur einen Unterkörper, Beckenring mit zwei Extremitäten, gemeinsam besassen. Die Verschmelzung kann eine noch umfangreichere sein, so dass nur Kopf und Hals verdoppelt sind. Ein derartiger Dicephalus eines Astrachanschafes

25) Nach dem Werk: Abnormitäten. Signor Saltarino. Düsseldorf 1900. Verlag Lintz.

wurde von mir an anderer Stelle publiziert [26]). Als Analogon dazu diene ein asiatisches Kunstprodukt, ein zweiköpfiger Adler aus Südindien, der mit Steinen gefüllt, als Rasselspielzeug diente (21). (Vgl. Fig. 11.) Der doppelköpfige Vogel ist aus der Wappenkunde genugsam bekannt. Seine Verwendung in Europa muss als barbarischer Atavismus angesehen werden. In Birma (9) wird der doppelköpfige Vogel Longyin-hnet ver-

Fig. 12.

Dicephalus.
Aus der Sammlung der Universitätsfrauenklinik der Charité zu Berlin. Phot. H. Bab.

ehrt. Der Tempelplan aus Purî (Orissa) zeigt einen zweiköpfigen Vogel. In China gibts ein Sprichwort: wer die doppelköpfige Schlange sieht, muss bald sterben. Der achthändige Xanten-Shangti (der blaue Himmel) hat einen Doppelkopf (Peking 9). Einen menschlichen Doppelkopf gibt

26) Hans Bab. Von „unerhörten Wunder- und Missgeburten, so wider den gemeinen Lauf der Natur erschrecklich frembd und seltsam gebildet". „Mutter Erde." Jahrg. II. S. 518.

Fig. 12 wieder. Noch mehr als eine solche Missgeburt muss die entsprechende Drillingsmissbildung, also der Dreikopf, zum Objekt des Wunderglaubens werden. Aus dem Ahlfeldschen Atlas (23) sei ein solcher wiedergegeben und als genauestes mythologisches Pendant dazu eine indische Götterdarstellung, welche nur durch die indische Ornamentik und Ausschmückung sich von einer pathologisch-anatomischen Darstellung unterscheidet (vgl. Fig. 13 und 14). Sie ist dem Katalog der herrlichen Sammlung des Musée Guimet entnommen[27]). Der göttliche Handwerker

Fig. 13.

Aus Ahlfelds Atlas: Die Missbildungen der Menschen.

Fig. 14.

Aus der Sammlung Guimet, Paris.

Tvastr (8) besitzt einen dreiköpfigen Sohn. Kojin, der japanische Beschützer der Priester, ist dreiköpfig. In Birma kommen dreiköpfige Figuren vor. Auf einem lamaïstischen Tempelbild ist ein Dämon mit 3 Köpfen und 6 Armen wiedergegeben. Selbst buddhaähnliche Figuren, vielleicht Boddhisatwas, aus der Mongolei zeigen 3 Köpfe und 6 Arme. Thraetona tötet (im Yaçna) die menschenfressende Schlange mit 3 Rachen, 3 Köpfen, 6 Augen und 1000 Kräften (Peking 9). Brahmas Hindutypus

27) Petit guide illustré au Musée Guimet par de Milloue. III. Récension. 1897. Paris. E. Leroux Editeur.

ist 3köpfig. Die Mythologie bleibt bei drei Köpfen nicht stehen.[28]) Brahma wird auch 4köpfig und 4armig angebetet. Lamaïstische Tempelbilder zeigen 4köpfige Dämonen; einer derselben hat 24 Arme und 16 Füsse. Phra Ruang (Kambodia 9) soll einen 5köpfigen Elefanten besessen haben. Hinter Vischnus Gestalt erhebt sich in Götzendarstellungen eine 5köpfige Schlange. Der Kriegsgott Subrahmanja kommt 6köpfig und 6armig vor. Der japanische Çiva ist 6köpfig, 6armig, 6füssig. Der immer und immer wieder dargestellte Schlangenkönig ist eine 10köpfige Schlange.

Fig. 15.

Nach Ziegler.

Fig. 16.

Aus der Sammlung Guimet, Paris.

Die Multiplizität der Arme und Beine ist bei den menschlichen zusammengewachsenen Mehrlingsgeburten entweder der Kopfzahl entsprechend, d. h. jedem Individuum gehören 2 Arme, 2 Beine zu (wobei auch Verwachsungen verschiedener Extremitäten vorkommen können), oder aber sie findet sich bei Einköpfigkeit der Missgeburt, wenn nämlich die Spaltung der Embryonalanlage sich nur auf die Rumpfpartien, nicht auf die Kopfanlage erstreckt. Wir haben dann das genaue Gegenteil zu der in Fig. 16 wiedergegebenen Missgeburt, bei der ein Doppelkopf nur 2 Arme und 2 Beine hat, indem wir bei einem Kopf 8 Extremitäten zählen (bzw. 6, wenn nur die Arme oder nur die Beine gedoppelt sind). Genau dieselbe

28) Nach mecklenburgischer Sage hat der Räuber Röpke, der in den Strahlbergen bei Crivitz haust, 7 Köpfe. „Röpk mit sien säben Köpp". (Struck.)

Verschiedenheit findet sich in den mythologischen Darstellungen: Wir haben oben verschiedene Fälle von Multiplizität der Extremitäten bei Mehrköpfigkeit genannt; die Fig. 15 und 16 zeigen im Gegensatz dazu Einköpfigkeit mit Extremitätenverdoppelung, eine menschliche Missbildung nach Ziegler (4), Fig. 16 den indischen 4armigen Kriegsgott aus der Guimetsammlung (27). (Der fünfte linke Zeh erscheint in der Abbildung gespalten; es wäre dies im Original nachzuprüfen.) Hier noch weitere Belege: Selbst Buddha bleibt von dieser Missgestaltung nicht verschont; in Surate zeigt er sich vierarmig (Ind. Archipel, Japan 9). Die im Dalai Lama wiedergeborene einköpfige Bodhisatvaform ist gewöhnlich vierarmig. Vierarmigkeit findet sich ferner bei Vischnu, Hanuman, Çiva, Lakschnî, Vischnus Gattin, obwohl dieselbe Göttin der Schönheit ist, bei Çivas Söhnen Wîrabhadra und Ganeça, bei Kali, auch bei Çiva in seiner Form als Nilakantha (die durch Blauhalsigkeit nach Verschlucken von Gift ausgezeichnet ist). Auch seine Gattin Saraswatî, Göttin der Musik, hat vier Arme. Diesen schliessen sich weiter als vierarmig an Budha, Sohn des Mondgottes und Regent des Planeten Merkur, der Götze Eijanar, sinhalesische Dämonteufel, der chinesische Kriegsgott, die in den unteren Weltregionen lebenden Phrahmana (im Buch Trai-Phum. Siam 9). Auch der Königsohn von Siam Phra Narai soll vierarmig geboren sein (Indochinesen 9). Vecrabadra auf einer bengalischen Zeichnung ist 8armig dargestellt und Çivas Gattin Devi wird sogar 12armig gebildet.

Von der überaus oft sich findenden Vielfüssigkeit haben wir bereits oben mehrere Beispiele gegeben[29]). An dieser Stelle ist nur noch der Centaurenbildung zu gedenken. Schatz (5) hat dieselbe in der griechischen Mythologie auf Verdoppelung von Extremitäten zurückgeführt, indem er nachwies, dass der anfangs ganz menschlich wiedergegebene Leib allmählich immer tierischer gestaltet wurde. Auch in Asien sind centaurenartige Bildungen häufig, aber entsprechend der zügelloseren Phantasie geht man nicht nur in der Vertierung viel weiter, so dass schliesslich nur noch der Menschenkopf übrig bleibt, sondern kombiniert Teile aller möglichen Tiere zu einem Ganzen. Von der ursprünglichen Missbildung ist dann wenig oder nichts mehr wiederzuerkennen. In der Guimetsammlung (27) weist die Dourgadarstellung Centaurenbildung auf. Der Riese Mahîscha wird als Centaur gebildet. Das Tor von Sântsch zeigt Stiere mit menschlichen Gesichtern. Aus der Tamilstadt Madura stammt eine Darstellung von Kamatru, einem Wesen mit dem Leib einer Kuh, Schweif eines Pfau, Kopf und Brust eines Weibes. Ein südindisches Kinderspielzeug ist die mit dem mohammedanischen Wunderpferd identische Himmelskuh Kâmadhuk mit Menschenkopf, Pferdeleib, zwei Schulterflügeln, Pfauenschweif. Die

29) Betreffs mythologischer Darstellung von Vielköpfigkeit und Multiplizität der Extremitäten sei auf folgende Illustrationen verwiesen: Catalog des Musée Guimet (27): Brahma S. 53 u. 63. Vischnu S. 68. Dourga victorieuse S. 77. Çiva S. 83. Tschan-resi, Beschützer von Tibet, S. 105. Gott Yab S. 118. Bodhisattva Kouanyin (China) S. 131. Ferner aus Grünwedel Mythologie d. Buddhismus (12): Schutzgott Vajrabhairava S. 101. Amoghapâça S. 129. Göttinnen Vijaya S. 131. Marîcî S. 145. Bhrikutî S. 148. Ushnîshavijayâ S. 149.

phantastischste Kombination sehen wir auf dem Plan des Tempels zu Purî (Orissa), ein Wesen mit Vogelkopf, Pferdeleib, Schlange als Schwanz, mit einem menschlichen Fuss, einem Bären-, einem Tiger- und einem Pferdefuss.

Eine besondere Gruppe zusammengewachsener Missbildungen sind die Pygopagen, bei denen die Verwachsung sich auf Teile der Rückenflächen bezieht. In Fig. 17 und 18 sind als Beispiele hierfür eine Missgeburt nach Ahlfeld (23) und in Analogie dazu eine mythologische janusartige Darstellung ausgewählt.

Ganz ausserordentlich auffallende Missbildungen entstehen, sobald durch die Verwachsung das normale Aussehen des Kopfes und Gesichts

Fig. 17. Fig. 18.

Pygopagen.
Aus Ahlfelds Atlas: Die Missbildungen des Menschen.
Phot. H. Bab.

Einbusse erleidet. Dazu gehören in erster Linie der Epignathus und die Syncephalie. Beim Epignath ist der Rumpf eines verkümmerten Zwillings mit dem Kiefer verwachsen, so dass der kleinere kopflose Körper aus dem Munde des Grösseren herauszuhängen scheint und die naive Auffassung gedrängt wird, ein Verschlingen oder Ausspeien des Kleineren durch den Grösseren anzunehmen. Vielleicht lässt sich auf den Epignath eine chinesische Figur im Berliner Museum zurückführen: Ein Reiter mit grünem, dämonischem Gesicht verschlingt eine kleine rote Gestalt. Die Figur trägt die Bezeichnung: Teun-tung ta-tsiang, der die „geistige Essenz“ verschlingende grosse Feldherr. Von Indra wird erzählt, dass die Dämonin Kusava ihn bei seiner Geburt verschlang. Nach anderer Sage kamen Indra und Agni zu gleicher Zeit aus Purusas Mund (8). Die

Vâk, Tochter des Geistes, sagt: „Ich zeuge im Haupte den Vater dieses", d. h. den Weltenvater.

Eine Gesichtsverunstaltung ist durch die Polyglossie, Mehrzüngigkeit gegeben. Beim Menschen kommt eine dreifache Zunge vor. Die dreiköpfige Schlange Ahi ist siebenzüngig.

Auf das Verwachsen zweier Köpfe scheint hinzudeuten, wenn Laou-tze als Tae-shang-laou-keun mit 2 Kehlen und 3 Nasenlöchern beschrieben wird (Peking 9). Verwachsen bei der Syncephalie die medialen Seiten beider Köpfe miteinander, so entsteht durch Ineinanderfliessen beider Mundöffnungen, durch Zusammenrücken der Nasen und Fehlen der medialen Ohren der Eindruck eines einzigen, breiten und eckigen, vieräugigen und breitmäuligen Gesichts. Auch diese Vieräugigkeit bei Syncephalie findet sich in der Mythologie. Nach altindischer Sage hat

Fig. 19.

Syncephalie.
Aus Ahlfelds Atlas: Die menschlichen Missbildungen.

Fig. 20.

Pang-syang-si Maske.
Aus dem Museum für Völkerkunde, Berlin. Phot. H. Bab.

der Todesgott Yama zwei vieräugige Hunde im Gefolge, die den Pfad zum Jenseits bewachen oder als Boten ausgesandt werden. Von ihnen heisst es (Rigveda): „Laufe vorbei an den zwei Hunden der Saramā, den vieräugigen, buntfarbigen, geraden Weges", und weiter: „die beiden breitnasigen (!), seelenraubenden, braunen Boten des Yama wandeln unter den Menschen . . ." (10). Bastian erzählt von dem Ungeheuer Khe („hässlich"), das einen viereckigen (!) Kopf mit vier Augen aufweist (9). Die verblüffendste Übereinstimmung mit der beschriebenen Missbildung habe ich im Berliner Völkerkundemuseum an der Pang-syang-si-Maske und an der Nô- und Kyôgenmaske (Abteilung Korea) ausfindig machen können. Um die Kongruenz der Bildungen und ihre Ähnlichkeit selbst in den Details zu illustrieren seien in Fig. 19 und 20 eine vieräugige syncephalische Missbildung nach Ahlfeld (23) und die Pang-syang-si-Maske neben einander gestellt (2). In beiden Fällen ist der Abstand der unteren Augen

ein grösserer wie der bei den oberen. Der Goldtupfer über der Nasenwurzel und darüber das runde Stirnzeichen an der Maske zeigt eine seltsame Übereinstimmung mit den Details in der Medianlinie der menschlichen Missgeburt und wären ohne Kenntnis derselben völlig unverständlich. Unter den Nô- und Kyôgenmasken findet sich eine vieräugige, deren oberes Augenpaar, getrennt durch einen Buckel, vertikal gestellt ist, genau wie wir es bei einer in dem Ahlfeld-Atlas (23) wiedergegebenen menschlichen Missgeburt sehen, welche sehr der Fig. 19 ähnelt. Wir verstehen, wie dieses Vertikalstehen der beiden Lidspalten auf einer durch die Art der Kopfverschmelzung bedingten Verschiebung der Teile beruht. Mit dieser Nebeneinanderstellung der pathologisch-anatomischen Objekte und der Masken, glaube ich zum ersten Mal eine wissenschaftlich stichhaltige Erklärung der Bedeutung und Entstehung dieser auffallenden vieräugigen Bildungen gegeben zu haben.

Geht die Verschmelzung von Doppelköpfen weiter, so werden die medial stehenden Augen zu einem einzigen vereinigt und wir haben die Dreiäugigkeit mit dem Stirnauge in der Mitte vor uns. Diese merkwürdige Missbildung spielt eine ungeheure Rolle in der asiatischen Mythologie und wir konnten schon eingangs in Fig. 1 und 2 zeigen, wie genau dieselbe kopiert worden ist. Von der Verbreitung dieses dritten Stirnauges, das beinahe zum allgemeinen göttlichen Symbol geworden ist und vielfach ornamentale Stilisierung erfahren hat, kann man sich nicht leicht einen rechten Begriff machen. Ein Hinweis, dass dasselbe tatsächlich dem dritten Auge der Missbildungen seinen Ursprung verdankt, ist in der überaus häufigen Vertikalstellung desselben zu erblicken. Wir konnten in Fig. 19. beobachten, wie tatsächlich eine Vertikalstellung der Lidspalte zustande kommt. Hätte man aus frei schöpfender und kombinierender Idee heraus ein Stirnauge erfunden, es wäre dann wohl anzunehmen, dass man es entsprechend den normalen Augen mit horizontaler Lidspalte gebildet hätte. Ein derartiges senkrecht stehendes Stirnauge zeigt der Kopfgriff des Zauberdolches, der bei Grünwedel (12) wiedergegeben ist. Hervorgehoben sei, dass das mythologische Stirnauge in Form und Ausdruck fast stets den normalen Augen entsprechend gebildet wird (vgl. Fig. 27); sind diese dämonisch rund und weit aufgerissen, so auch das Stirnauge; ebenso ist das Stirnauge halb geschlossen, wenn die beiden anderen diesen meditierenden Ausdruck haben. Für die Entstehung der Dreiäugigkeit aus einer Doppelmissbildung spricht auch die Vierhändigkeit der dreiäugigen indischen Ellamma (8). Im folgenden seien Figuren aus der Sammlung des Berliner Museums und aus Darstellungen des Grünwedelschen Werkes (12) aufgezählt, bei denen das Stirnauge sich findet: Die Vernichtungsgöttin Kali in bengalischer Auffassung, Çiva und Indra nach Angabe eines brahmanischen Kultusschriftstückes des 5. Jahrhunderts, bengalische Masken, Çivas Gattin Mahalakshmi, Pawati, die Hauptgötter des Puritempels Balarama, Subhadra, Dschaganaâtha, Bhutanmasken aus den Himâlajaländern, Gesicht, aufgemalt auf einer bengalischen, schlangenförmigen Trompete, javanische Dämonen, Holzdämonen von den Sundainseln, mongolische männliche und weibliche

Gottheiten und Masken, der chinesische 16armige Kuān-yīn, 6 Köpfe des japanischen Çiva, die buddhistische Schutzgottheit Aizen myôô, der chinesische Feuergott Huô-sîn, die chinesische Reiterfigur Ngù hièn-ti und der „grosse Lehrer“ Wên, der indische Narayana. Eine kleine chinesische Kostümfigur (im Opiumraucherschrank) zeigt ein ungewöhnlich grosses Stirnauge. Aus Grünwedel seien folgende Gestalten mit Stirnauge aufgeführt: Der Gesetzeskönig vor Tibet (Auge der Weisheit sesrab spyan.), Yama, Gott der Toten und seine Schwester Yami, die Berggöttin Devî-Pârvati, Hayagrîva, die Göttinnen Vijaya, Marîcî, Ekajatâ, Ushnîsha-vijayâ, Sitâtapatrâ, die Göttin des Reichtums Kurukullâ, der Beschützer der Erkenntnis Mahâkâla. Oft ist das Stirnauge nur stilisiert ornamental wiedergegeben, so auf Marmorfiguren aus Jeypore, als roter Fleck bei Çiva, Lakschmi, Indra, Parwati, Saraswati, Wischnu, Hanuman. Auch das kreisförmige Sivazeichen gehört hierher. Vischnu hat oft ein quadratisches Zeichen auf der Stirn. Theaterteufelmasken aus Birma zeigen mitten auf der Stirn farbige runde Figuren. Die Darstellungen der Râmasage aus dem Tempel von Kassumba (Bali) weisen vielfach Gestalten mit augenähnlichen Ornamenten auf der Stirn auf. Bastian (Siam 9) sagt: Die Stirnzeichen der Jainasbilder, die sich auch auf Java finden, bilden in dem schwarzen Fleck Dwattabong das dritte Auge des Zeus Ophthalmites.

Die Entwicklung des dritten Stirnauges in der Mythologie von der genauen Imitation der menschlichen Missbildung bis zu den kaum noch wiederzuerkennenden ornamentalen Stirnfiguren ist ein treffliches Paradigma, wie es überhaupt mit der Beobachtung von Abnormitäten und deren Wiedergabe und Verbreitung in der Mythologie zu gehen pflegt. An einer Totgeburt ist irgendwann, irgendwo einmal die Missbildung beobachtet und als furchtbares Schreckbild aufgefasst worden. Man bildet deshalb das Gesicht eines Dämons nach diesem Entsetzen erregenden Vorbild. Noch ist die Wiedergabe anatomisch naturgetreu. Spätere Beschauer des Götzenbildes imitieren die auffallende Wunderbildung und übertragen sie auf die Bilder grosser Götter. Gleichzeitig mit dieser Verbreitung geht eine Abweichung vom Vorbild, das Stirnauge wird den beiden anderen Augen entsprechend ausgeführt. Auch der Sinn dieser Bildung, deren Ursprung vergessen ist, wird verändert, man bringt das Stirnauge mit der Weisheit und Erkenntniskraft in symbolische Beziehung. So wird es allmählich zu einem sehr allgemein verwandten, göttlichen Symbol. Es wird immer phantastischer gezeichnet, ausgeschmückt und derart stilisiert, dass der reproduzierende Bildner selber wohl nicht mehr ahnt, dass er ein Auge nachbildet. Dieser Gang der Dinge macht es dem europäischen Forscher so schwierig, die ursprüngliche Bedeutung mythologischer Gebilde zu erkennen.

Man darf sich nicht verhehlen, dass für die Entstehung des dritten Stirnauges noch eine weitere Möglichkelt in Betracht kommt, die eventuell auch neben der eben geschilderten Genese in manchen Fällen vorlag. Man kann für die Bildung eines Stirnauges auch die Zyklopenbildung verantwortlich machen, die charakterisiert ist durch das Zusammenfliessen

beider Augäpfel zu einem Auge infolge mangelhafter Ausbildung der vorderen Hirnblase, des Zwischen- und Vorderhirns und mangels der Trennung des Hirns in zwei Hemisphären. Ein sehr schönes Beispiel dieser Missbildung gibt die Fig. 21 nach einer von mir angefertigten Photographie menschlicher Zyklopie. Von der Nase wird bei der Zyklopie nur der häutige Teil mehr oder weniger ausgebildet und als rüsselartiges Gebilde durch die zusammenrückenden Augenanlagen über dieselben aufwärts geschoben. Die Nase kann bis zur Unkenntlichkeit verkümmern. So mag nur die Einäugigkeit und die Stellung des einen grossen Auges in der Mittellinie aufgefallen sein, vielleicht übertrug man dieses merkwürdige Medianauge auf die Stirn sonst normaler Göttergesichter und erzielte so die besprochene Dreiäugigkeit. Der griechische Polyphem ist sicherlich eine ganz naturgetreue Nachbildung der Zyklopie (Schatz 5); die Deutung, welche ihm vor einiger Zeit ein Autor gab, der ihn vom Gorilla herleiten wollte, ist durchaus unbegründet und irrtümlich. Vielleicht ist Polyphem asiatischen Ursprungs; nach Strabo wenigstens hat Homer seine Zyklopen von den durch Aristeas besungenen Arimaspen entlehnt, die Herodot als einäugig und diesseits der goldhütenden Greife (Chinesen?) wohnend beschreibt. An Stelle der Arimaspen findet sich auch der Name Issedonen, welche am Kaspischen Meere gewohnt haben sollen (Bastian, Indochinesen 9 und 20).[30])

Fig. 21.

Zyklop.
Aus der Sammlung der Universitätsfrauenklinik der Charité zu Berlin. Phot. H. Bab.

Eine sehr seltene Missgeburt, die jedoch im höchsten Masse geeignet ist, Entsetzen zu erregen, ist in der Kopflosigkeit gegeben. Ein so hochgradiger Defekt, wie es der völlige Mangel des Kopfes und, damit oft verbunden, ein Fehlen der oberen Extremitäten ist, wird nur durch schwere und frühe Entwicklungsstörungen hervorgebracht, die das Gefässsystem betreffen (Herzlosigkeit), dadurch die Ernährung ganzer Körperteile schädigen und deren Ausbildung unmöglich machen. Fig. 22 zeigt eine solche kopflose, armlose Missbildung (Acardiacus acephalus). Einige

30) Der heilige Augustin fand völlig enthaltsame Priester (in sexueller Beziehung) bei den Menschen mit einem Stirnauge im inneren Aethiopien (20).

Sagen nehmen wohl auch hier ihren Ursprung: Eine Schwangere wurde von hysterischen Krämpfen ergriffen und glaubte einen Chao Phi zu sehen, der ohne Kopf, Arme, Beine mit seinem Rumpf auf ihr lastete (Siam 9). Die Karen glauben an einen Höllenherrscher Kusaetuko, der keinen Kopf und nur ein Auge mitten auf der Brust hat. (Birma 9).[31]) Eine entsprechende Missgeburt zeigt Fig. 23. Kheuh ist ein wahnsinniger Teufel, dem der Kopf fehlt (9). Auf Missbildungen mit ähnlich schweren Entwicklungshemmungen deuten die Phrom hin, die im Himmel der Thévada als Wesen ohne Eingeweide und Ausführungsgänge und ohne Sexualorgane vorgestellt werden, bei denen auch Mund und Nase fehlen können (Kambodia 9). Wie der Kopf dem Rumpf, so kann der Rumpf dem Kopf fehlen; allerdings ist dies die seltenste aller Missbildungen überhaupt. Doch wird die Geburt eines rumpflosen Kopfes Eindruck genug machen, um nicht sobald wieder aus dem Gedächtnis der Völker zu verschwinden, sondern um mancher fortlebenden Sage Stoff zu geben (Acardiacus acormus). Wie erwähnt, führt Schatz (5) den Mythos vom Medusenhaupt auf diese Quelle zurück. Völkergedanklich wiederholt sich eine ähnliche Sage in Kambodia, sogar mit der legendarischen Hinzudichtung, dass das Haupt abgeschlagen worden ist: Rhea, der gewaltigste Teufel, habe das Wasser der Unsterblichkeit gestohlen. Phra-In hieb ihm den Kopf ab; da aber der göttliche Trank die Lippen schon benetzt hatte, konnte das Haupt nicht sterben und lebt jetzt mit Händen daran ohne Körper fort, in der Luft umherfliegend (Kambodia 9). Nach indischer Volkssage stieg der dem Brahma abgehauene Kopf auf die Erde herab (8). Bastian erzählt (20), das überall als geheimnisvolles Symbol in den Tempeln wiederkehrende Medusenhaupt heisst in Indien Kopf des Rahu. Eine der Töchter der Luminu-ut, Lingkanbene, fand den Kopf des Empong-Menschen Maraor, halb Mensch, halb Stein, mit der Hälfte des Mundes als Papageienschnabel und wurde von ihm geschwängert (Ind. Archipel. Singapore 9). Der weisse Einsiedler Wiçwâmitras hatte, um mit Brahma zu wetteifern, versucht, Menschen zu formen und zu beseelen, hat es

Fig. 22.

Nach R. Saudeck: Irrtümer der Natur. „Das Leben" I, Heft 3.

31) Der heilige Augustin sah in Aethiopien Menschen ohne Kopf mit grossen Augen auf der Brust, deren Priester nur einmal im Jahr Frauen berührten (20). Vgl. Fig. 23.

aber nicht weiter, als bis zu einem unförmlichen Kopf gebracht (Peking 9). Die siamesischen Schattenspiele kennen Dämonenköpfe ohne Körper. Nach Selenka (18) glauben die Dajaks an die Hantu, das sind Wesen, die nachts als Unholde Schlafenden das Blut aussaugen, in Gestalt von Köpfen mit anhangenden Eingeweiden. Letztere Charakteristik klingt sehr realistisch, wie unmittelbar durch Anschauung eines pathologischen Objektes gewonnen! Schliesslich entnehmen wir dem Grünwedelschen Buche (12) die rumpflose Darstellung des Schutzgottes Mahâkâla (vgl.

Fig. 23.

Kopflose Missgeburt (Acardiacus acephalus).
Aus der Sammlung der Universitätsfrauenklinik der Charité zu Berlin.

Fig. 24). Endlich sind zu den Missgeburten im gewissen Sinne noch die Haarmenschen zu rechnen. Eine am ganzen Körper behaarte Figur findet sich auf dem Plan des Tempels zu Parî (Orissa).[32]).

Auch Blind-, Taub- und Stummgeborene spielen in der Sage ihre Rolle. Der Enkelsohn einer zum Fischgeschlecht gehörigen Schifferin, späteren Königin Dhritarashtra konnte, weil blindgeboren, den Thron nicht besteigen (Kambodia 9). Dhritarâshtra in dem Kuru-Panduepos

32) Von den behaart Geborenen glauben die Weerunger, dass ein früher ein Tier beseelender Geist Mensch geworden sei.

wird blindgeboren (13). Der chinesische Gott der Arzneikunst muss bei seiner Anrufung und Verehrung an den Ohren gekitzelt werden, da er sehr taub ist (Siam 9). Auch dem chinesischen Gott der Schweine wird Taubheit zudiktiert. Loubère erzählt: Il parut, il y a quelques années, à Siam un jeune garçon, né muet et si hebeté, qu'il ne semblait avoir rien d'humain que la figure. Néanmoins le bruit se répandit pour tout le royaume qu'il était de la race des premiers hommes qui ont habité le

Fig. 24.

Schutzgott Mahâkâla. Nach Grünwedel.

pays, et qu'il devait quelque jour devenir dieu. Le peuple accourut de toutes partes pour l'adorer. Nichts ist bezeichnender für die Entstehung religiöser Mythen, wie die vorliegende Arbeit sie betont hat, als derartig historisch sichergestellte Vorgänge.

Wir sind mit diesen zuletzt besprochenen Affektionen von der Schilderung der Missgeburtenverwendung zum letzten Abschnitt unseres Aufsatzes übergegangen, in welchem wir anhangsweise noch die mythologische Verwertung einiger auffallender Krankheitssymptome behandeln wollen. Die Birmanen kennen einen Krankheitsdämon, das

Ungetüm Oupaka oder Azelm (der Grüne). Es lebt auf Bäumen, fällt ungesehen auf Darunterhingehende herab und macht sie krank. Tazeit Puht schüttelt die Leute in Fieberfrösten (Birma 9). Eine chinesische Figur im Berliner Museum zeigt einen ganz mit Beulen bedeckten Mann, der einen Pestkranken darstellen soll. Die schon einigemal erwähnte grausame indische Mari Amma ist Göttin der Pocken und Cholera. Eltern deren Kinder an den Pocken oder auch an skrophulösen Halsanschwellungen leiden, besprengen ihren Altar und bringen ihr Gaben. Einige ihrer Beinamen hängen mit der Pockenkrankheit zusammen (8). Die Gramadevata heilt als Bobbalamma Geschwüre (8). Die Priester der Göttin Visahari verursachen denen, die den Dienst der Göttin vernachlässigen, Augenentzündungen, indem sie ein Feuer anzünden und heisse Kohlen auf ihr Bildnis werfen (8). Ergötzlich und wenig erhaben

Fig. 25.

Sinhalesische Krankheitsbeschwörungsmasken (Teufel der Lähmung).
Aus dem Museum für Völkerkunde zu Berlin. Phot. H. Bab.

klingt die Erzählung, dass Gautama an Durchfall nach Genuss von Schweinefleisch starb, weil er einst in einer früheren Existenz als Arzt einem Kranken, der ihm sein Honorar nicht bezahlt hatte, ein so starkes Purgativ gab, dass er daran starb (Birma 9). Auf Cyanose nach Verschlucken von Gift ist wohl die Blauhalsigkeit von Nilakantha (Çiva) zu beziehen. Die Göttin Visahari zieht das Gift aus Schlangenbisswunden (8). Tazay-Pazoga ist der Dämon apoplektischer Anfälle (Birma 9). Unter den sinhalesischen Krankheitsbeschwörungsmasken spielt die des Teufels ammukkusannijaka mit schiefem Mund, der die Facialislähmung bewirkt, eine bedeutsame Rolle. Auch die Karasamiijamaske zeigt einseitige Gesichtslähmung. Zur Veranschaulichung der naturgetreuen Darstellung der Facialislähmung mögen hier drei derartige Masken ihren Platz finden (vgl. Fig. 25) (21). Japan stellt das Schielen mit grosser Vorliebe und vollendeter Realistik dar. Aus den zahllosen Beispielen sei nur ein

einziges herausgegriffen und hier erwähnt. Auf einem Farbenholzschnitt zeigt der Schauspieler Ichikawa Danjuro in der Rolle des als Wandermönch verkleideten Musashi bô Benkei hochgradigen Strabismus convergens (Nach innen schielen). Eine der oben erwähnten Nô und Kyôgenmasken ist durch eine tief eingesunkene Sattelnase gekennzeichnet, der augenscheinlich das knöcherne Nasengerüst fehlt. Die zwei dunklen Flecke auf den Wangen des Zauberers Aryadeva aus Ceylon stellen wohl eine Hautaffektion vor. Der birmanische Volksheld Dwattabong wird ebenfalls mit einem Flecken (hme) auf der linken Backe dargestellt (Naevus?) (Birma 9). Von Buddha sei noch erwähnt, dass zu seinen Schönheitszeichen gehört, dass die Arme so lang sind, dass die Hände im Stehen bis zum Knie reichen, nach Grünwedel (3) für die Indier ein Zeichen vornehmer Rasse, für uns wohl eher ein Atavismus.

Fig. 26.

Buddha. Phot. H. Bab.

Die Japaner und Chinesen lieben die Darstellung unglaublicher Schädeldifformitäten. Am bekanntesten ist der Turmschädel des Nân-kih scheu-sing, Gott des langen Lebens, erster der acht chinesischen Genien. Eine derartige Schädelbildung ist auf frühzeitige Verknöcherung der Pfeilnaht (Synostose) zurückzuführen. Auch Geschwülste am Schädel werden oft dargestellt, besonders in China oder Japan. Der chinesische Huoschang zeigt einen Stirnbuckel; eine japanische Theaterkostümfigur auf hohen Schuhen, auf einem Auge erblindet, hat seitlich auf dem linken Stirnbein eine Geschwulst. Auch unter den Nô und Kyôgenmasken findet sich eine seitliche Stirngeschwulst. Shosing (Peking 9) hat einen Auswuchs auf dem Kopf. Siamesische Theatermasken zeigen oft auf der Stirn ornamentale, runde, farbige Figuren (Stirnauge) und darüber einen Knoten oder Stachel. Die javanische pakejan Waekoedaramaske und die pakejanlaki Semarmaske weisen deutliche Stirntumoren auf.

Wir kommen damit zu einer der merkwürdigsten Bildungen der asiatischen Mythologie, die trotz ihrer Seltsamkeit und trotzdem sie sich an der erhabensten, beliebtesten und bedeutsamsten Gestalt findet, dennoch, soweit mir bekannt, nirgends eine eingehendere Besprechung und Deutung gefunden hat: mitten auf Buddhas Stirn findet sich in den meisten Darstellungen eine knötchenartige Hervorwölbung, an den Figuren oft durch eine Glasperle ersetzt, auf Zeichnungen durch einen kleinen Kreis an-

gedeutet. Der vielleicht populäre Name „Intelligenzknoten“ wird als Bezeichnung dafür verwandt. Die von mir angefertigte und in Fig. 26 reproduzierte Photographie eines Buddhas gibt von diesem Intelligenzknoten eine gute Anschauung. Von anderen Darstellungsarten sei der chinesische Amitâbha als Tsie-yin Fo d. h. als Buddha erwähnt, dessen Stirn in der Medianlinie eine grosse glänzende kreisrunde Scheibe trägt. Der Intelligenzknoten findet sich nicht nur bei Buddha selber und bei den Bodhisatvafiguren, sondern z. B. auch bei einem buddhistischen Apostel in China, ferner auch bei zwei Begleitern des Medizinbuddha (12). Ein chinesischer Drachenkönig des mittleren Meeres hat auf goldener Stirn in der Medianlinie einen Tumor, etwas höher als der gewöhnliche Sitz des Intelligenzknotens zu sein pflegt und von heller, hautartiger Farbe. Ob dieser Tumor mit dem Intelligenzknoten zu identifizieren ist, mag dahingestellt bleiben.

Versuchen wir eine Deutung des Intelligenzknotens zu geben! Unter den Schönheitszeichen Buddhas finden sich folgende hier in Betracht zu ziehende Angaben (3). 1. Das Haupt hat einen Schädelauswuchs, 2. das Haar ist glänzend blauschwarz, 3. die Stirn ist breit und flach, 4. zwischen den Augenbrauen ist ein Bällchen glänzend wie Silber oder Schnee. Ist der Intelligenzknoten nun der Schädelauswuchs oder das Bällchen zwischen den Augenbrauen oder aber ist er mit keinem von beiden identisch und hier überhaupt nicht erwähnt? Grünwedel hält das „Bällchen“ für „Flockenhaar“ und für nichts anderes als das Zusammenwachsen der Augenbrauen, das ja als Zeichen von Begabung gelte. Bastian (Siam 9) erzählt: Als Buddha bis zur Erkenntnis aller Existenzen hindurchgedrungen war, erhob sich eine Beule auf der Mitte des Kopfes, um auch die Erinnerung an die vorhergegangenen Buddhas zu fassen. Das zwischen den Augenbrauen eines Buddhas aufwachsende Haar (Urna) ist weiss. Die die Glorie (Rasami) repräsentierende Kopfbeule wird Hua-Lon (Haupterhebung) genannt. Auch von der durch Gedankenkraft hervorgetriebenen „Usnischa“ wird gesprochen (Birma 9).

Die Identität des Stirntumors mit dem Haarbällchen halte ich für zweifelhaft. Denn erstlich könnte man schwerlich in einer kleinen runden Beule die Darstellung zusammengewachsener Augenbrauen sehen und ferner befindet sich der Tumor stets oberhalb der Höhe der Augenbrauen. Andererseits wird von Schädelauswuchs, von Haupterhebung und von einer Beule auf der Mitte des Kopfes, nicht auf der Mitte der Stirn, gesprochen, so dass man darin die Beschreibung einer Erhöhung der Scheitelbeine erblicken könnte, zumal die Stirn einfach als breit und flach geschildert wird. Allenfalls könnte die „Erinnerungsbeule“ von der Hua-Lonerhebung verschieden sein, und sich auf den Stirntumor beziehen. Mitte des Kopfes würde dann Mitte der Stirn bedeuten. Es ist aus diesen Schilderungen also nicht zur völligen Klarheit zu kommen. Die Entscheidung ist wohl ohne weitere Materialien nicht spruchreif. Wie dem auch sei, es bleiben wohl folgende Möglichkeiten bestehen: es könnte sich handeln 1. um das genannte Haarflöckchen, 2. lediglich um eine stilistisch-ornamentales schmückendes Symbol, 3. um das Rudiment eines

stilisierten Stirnauges, 4. um eine kleine Meningocele anterior sive frontalis, an die Schatz denkt (nach meiner Ansicht jedoch ist diese Erklärung nicht stichhaltig und abzulehnen), 5. um einen sekundär variierten Naevus, 6. um eine in der Mitte sehr stark prominierende Stirnbeinhöhle, 7. um einen echten Tumor (sei es nun ein Osteom, Lipom, Fibrom oder sonst eine Geschwulst). Meines Erachtens ist keine Erklärung in sich so wahrscheinlich als die letzte und ich stehe nicht an, die persönliche Meinung auszusprechen, dass es sich tatsächlich um eine Geschwulst irgend welcher Art gehandelt hat, die durch ihren Sitz auffiel und in Beziehung zum Intellekt gesetzt wurde, sei es nun dass Buddha selbst sie besass, sei es, dass sie von irgend einer anderen Beobachtung her erst später auf die Buddhabilder übertragen wurde. Haben wir doch in obigen Ausführungen oftmals zeigen können, wie gerade alle möglichen Sonderbarkeiten und Abnormitäten ohne Rücksicht auf sonstige Mythen auf die vornehmsten Göttergestalten übertragen werden,

Wir sind am Schlusse. In buntem Zuge sind die phantastischen Götter und Dämonen asiatischer Religionen an unserem prüfenden Auge vorbeigegangen, im einzelnen oftmals den Anschein erweckend, als ob sie sinnlose und willkürliche Ausgeburten krauser, sich in seltsamen Schnörkeln bewegender, für europäische Hirne unverständlicher Gedankengänge seien. Aber durch die Zusammenstellung nach leitenden Prinzipien, durch die kritische Zusammenfassung in zusammengehörige Gruppen liess sich wohl aus dem chaotischen Wirbel orientalisch-tropischer Phantastik, reichen Sagenstoffes, mannigfaltiger Legenden, uralten Aberglaubens das Gesetzmässige herauskristallisieren und die komplizierte Mythenbildung auf einfache, dem Kausalnexus folgende Gedankenoperationen zurückführen. Bei aller nationaler Verschiedenheit zeigte sich völkergedanklich ein Gleiches in der Gestaltung der übersinnlichen Welt. Alles Sonderbare und Unerklärliche, alles Krankhafte und Abnorme wird vom primitiven Hirn in überirdische Sphären gehoben und damit das Wunderbare der realen Welt gerechtfertigt, andererseits jene erträumte, nie wirklich erschaute oder erschaubare Weltregion vorstellbar gemacht. Die gleichen Krankheiten und Abnormitäten erschrecken und ängstigen die naiven Beobachter und nur um eine geringe Spielweite in der Variation der Übertragung kann es sich handeln, wenn er dieselben seinen Göttern aufbürdet. Die Folge ist, dass diese einander wie Brüder zu ähneln pflegen, wenn man ihnen das nationale, in der zufälligen geographischen Zone gewebte Kostüm abzieht.

---

3. Der schnurkeramische Kulturkreis und seine Stellung zu den anderen neolithischen Kulturformen in Südwestdeutschland.[1])

Von

A. Schliz-Heilbronn.

Hierzu Taf. VI.

I. Die Grabhügel mit Schnurkeramik.

Meine erste persönliche Bekanntschaft mit Grabhügeln des schnurkeramischen Formenkreises in Südwestdeutschland machte ich im Jahre 1899. Gleich bei der Entdeckung der ersten Wohnstätten des steinzeitlichen Dorfes Grossgartach hatte ich den mir von meinen Grabhügelstudien her durch die wissenschaftlich mustergiltige Art seiner Technik und seine Ausgrabung der steinzeitlichen Niederlassung auf dem Michelsberg bei Untergrombach rühmlichst bekannten Ingenieur A. Bonnet beigezogen, um einer allen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Methode der Ausgrabung sicher zu sein.

Am Schluss der ersten Kampagne war ein halber Tag übrig geblieben und Bonnet beschloss, denselben durch Ausgraben eines der in langer Reihe auf dem Rücken des Heuchelberges längs des alten Höhenweges teils auf Nordheimer, teils auf Grossgartacher Markung liegenden Grabhügel auszunützen. Wir hatten schon früher zwei besonders anlockende Hügel ausgegraben und nur grosse Massenverbrennungsstätten ohne jede Beigabe, namentlich ohne jede Gefässscherbe, wie es der Charakter unserer Hallstattbrandhügel ist, gefunden. Ich verzichtete daher diesmal auf die Teilnahme, aber am Abend brachte mir Bonnet ein noch in der Erde steckendes Skelett mit schnurverzierten Gefässstücken, Steinwaffen und einen Fundbericht[2]), aus dem hervorging, dass in der Mitte des Hügels eine Schicht von 70 *cm* Dicke aus weissgrauer harter Asche mit Holzkohle, Branderde und rohen Gefässscherben untermischt einen Kreis von 4 *m* im Durchmesser einnahm, unter welcher ein Schachtgrab mit als liegendem Hocker bestattetem Skelett, rechteckig im Ausmass von 1,25 : 0,70 *m* in den gewachsenen Boden eingeschnitten war. Leichenbrand galt damals bei steinzeitlichen Gräbern für ausgeschlossen und wirklich hatten sich auch in einer Reihe von Grabhügeln des Neckar-

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 17. März 1906.
2) A. Schliz, Das steinzeitliche Dorf Grossgartach S. 16ff.

hügellandes zu unterst steinzeitliche Erdbestattungen und darüber Hallstattnachbestattungen gefunden, so dass uns auch für unseren Hügel die Datierung der Brandschicht in die Hallstattzeit festzustehen schien. Eine spätere Nachprüfung der aus der Brandschicht entnommenen Gefässscherben, namentlich der Randstücke hat jedoch deren rein neolithischen Charakter ergeben, so dass jetzt die ganze Anlage des Hügels in die Steinzeit zurückversetzt werden musste. Aufschluss über die Natur dieser eigenartigen Verbindung von Brand und Skelettbestattung konnte nur die Untersuchung der Nachbargrabhügel geben, welche auch in diesem Jahr stattfand.

Ehe ich jedoch zum Bericht über diese Ausgrabungen schreite, wollen wir die übrigen schon bekannten steinzeitlichen Grabhügel des Neckarhügellandes auf diese Verhältnisse prüfen, soweit wir Berichte besitzen, und zwar auf das Vorkommen von Schachtgrab im Grund, Steinsetzung, Brandschicht und Nachbestattung. Die Typen der Beigaben, welche diese Gräber enthielten, wollen wir voranstellen.

Abb. I.

Gemingen. Sinsheim. Helmsheim Walldorf.
Spranthal. Neckarsulm. Wimpfen. Helmsheim. Spranthal. Sinsheim.

Die Grabhügel des Neckarhügellandes.

Das Gefässinventar dieser Grabhügel zeigt ein besonderes Überwiegen der Becherform, aber durchweg nicht mit scharfer Umbiegung des Halsprofils in die Bauchpartie, sondern mit weicher S-förmiger Schweifung der Wände. Vorwiegend ist die hochgezogene Form mit mässiger Ausladung des Bauches. Einen lokalen Charakter erhält die Gruppe durch die spitze aufgesetzte Form der Böden (der Unterteil des Bechers von Walldorf ist nach einem Becherbruchstück von Bonames bei Frankfurt, welches dieselbe Halsdekoration zeigt, ergänzt). Ausserdem findet sich die kleine Amphore, gedrückt mit kannelierten Henkeln in Helmsheim (bei E. Wagner, Korr.-Bl. der westd. Zeitschr. 1904, 41 als Schale ergänzt).

Übergänge zum Topf sind vorhanden, andere Formen fehlen bis jetzt. Die Ornamente sind horizontale Schnur-Zickzack-, Punkt- und Stichreihen, mit durchweg geschmackvoller Anordnung und Verteilung über den zur Verfügung stehenden Raum. Ausser den stumpfen Punktreihen ist eigen-

artig die Verzierung des Gefässes 5 von Helmsheim mit drei Doppelreihen von durch Zusammendrücken von Daumen und Zeigefinger hervorgebrachten spitzen Fingereindrücken.

Die Beigaben an Steingeräten sind durchweg Waffen und zwar stellt die abgebildete Reihe das stets wiederkehrende Inventar der Gräber vollständig dar. Die typische Waffe ist das trapezförmige scharfgeschliffene kleine Flachbeil mit rechteckigem Querschnitt und scharfen Kanten, beinahe jedem Männergrab beiliegend. Der meist rauhe unbearbeitete Nacken spricht für Einsetzung in die Seitenfläche eines Holzstiels. Die Waffe, von der manchmal auch zwei beiliegen, wurde sichtlich als Wurfbeil benutzt. Als Handwaffe diente das schwere undurchbohrte gewölbte Beil mit schmalem Nacken und rechteckigem manchmal auch abgefastem Querschnitt, und ebenso häufig wie das Wurfbeil ist die Feuersteinlanze. Als Prunkwaffe und Abzeichen der Führer ist der durchbohrte feingeschliffene Hammer mit rundem fazettiertem Schliff oder mit Rillen verziert anzusehen. Das Material sämtlicher Steingeräte ist nicht einheimisch, zum Teil, wie die Feuersteinlanzen, von weither importiert. Unserem Ausgangspunkt zunächst westlich liegt

1. Gemmingen[1]): Schachtgrab im Grund eingetieft, Skelettbestattung, Hocker, Kohlenstückchen bis auf den gewachsenen Boden zerstreut, Steinpflaster, Schnurbecher, Feuersteinlanze. Darüber Nachbestattung der I. Latènestufe (nach P. Reinecke).

2. Rappenau (Wald Dreieichen)[2]): Schachtgrab, im Grund eingetieft, liegender Hocker, Schnurbecher = Gemmingen, trapezförmiges Flachbeil. Im Hügel Kohle und reine weisse Aschenschicht. Nachbestattung I. Latènestufe. Wenig Steine.

3. Wimpfen[3]): Steinkiste im Boden eingetieft, Hocker, Schleifstein, gewölbtes Langbeil. Hügel durch den Ackerbau verschwunden.

4. Sinsheim[4]), Grabhügel I: Brandschicht mit kalzinierten Knochen in einer Grube auf dem Grund, dabei Steinsatz von vier Steinen, darüber eine Lage gebrannter Knochen, Kohle, ein Feuersteinmesser und der Reiber eines Mahlsteines. Im Kreis darum fünf Latènenachbestattungen. Grabhügel III: Schachtgrab im Grund, Hocker, trapezförmiges Flachbeil mit rechtwinkligem Querschnitt, Gefäss weich, mürb. Oben im Hügel Brandschicht, Nachbestattung Latène. Grabhügel V: Brandhügel mit Gefässscherben in Menge, „ganz verschieden von den bisherigen (Hallstatt-)scherben", aschgrau im Innern mit dickem rotem Überzug, Rand eines graublauen weitbauchigen Gefässes, Unterteil eines innen und aussen rot überzogenen Töpfchens. Im Grund Schachtgrab, liegender Hocker, Skelett, Gefäss 2 der Abb. I. Ausserdem zweite Urne mit Henkel, zugespitzter harter Eisenstein (Diorit?), kein Steinsatz. Grabhügel IV: Grab auf dem gewachsenen Grund, zerdrücktes Gefäss, trapezförmiges Flachbeil.

5. Helmsheim.[5]) Grabhügel I: Steinkranz, Steinplatte, weissgraue Asche mit wenig Kohle, Schachtgrab im Grund, Becher mit hängenden Dreiecken mit spitz zulaufendem Fuss, unverzierte Schüssel, trapezförmiges Serpentinbeil, breites Langbeil aus Basalt, beide importiert. Grabhügel II: Steinring, Schachtgrab, zwei Gefässe, ein verziertes mit Rand wie Gefäss 4 der Abb. I und ein Henkeltopf, sehr dickwandig. Stücke von gebranntem Ton, Steinmeissel, kalzinierte Knochen. Grabhügel III: Asche, Kohlen, Tongefässscherben, Bestattung auf gewachsenem Boden, Schnurbecher Fig. 4,

---

1) E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe S. 44.
2) E. Wagner, Korrespondenzbl. d. westd. Zeitschrift 1889 S. 60.
3) A. Schliz, Korrespondenzbl. d. westd. Zeitschrift 1903 S. 43.
4) Wilhelmi, Beschreibung der 14 alten Todtenhügel bei Sinsheim.
5) E. Wagner, Korrespondenzbl. d. westd. Zeitschrift 1904 S. 41.

schnurverzierte Amphore Fig. 3, rohes Töpfchen, Feuersteinmesser. Grabhügel IV Schachtgrab, liegender Hocker, Kohlen, Becher Fig. 5.

6. Sprantal.[1]) Grabhügel I: Steinsatz, Kohlen, rote innen schwarze Gefässscherben, Schachtgrab leer, Skelettreste daneben, Feuersteinsplitter. Grabhügel II: Steinkranz, Einzelsteine, Skelett auf dem gewachsenen Boden, Tongefässreste wie Gemmingen (Fig. 1), durchbohrter, geschliffener Hammer, trapezförmiges Beil mit rechteckigem Querschnitt, grosses Jadeïtlangbeil, Latènenachbestattung.

7. Walldorf b. Wiesloch: kein Bericht. Gefäss Fig. 6 ergänzt nach einem gleichen Gefäss von Bonames b. Frankfurt. Rand- und Halsstück in Mannheim, trapezförmiges Flachbeil mit rechteckigem Querschnitt in Karlsruhe (Ausgrabung des Sinsheimer Altertumsvereins).

8. Offenau[2]): Steinpflaster, Brandschicht, darin grobe Gefässscherben, von schwarzem Bruch aussen rot angestrichen, schön geschliffenes Steinwerkzeug aus Serpentin („Opfermesser"), zwei Kalksteine in Gestalt von Donnerkeilen.

9. Neckarsulm: schön polierter geschliffener durchlochter Steinhammer aus schwarzem Kieselschiefer, gefunden beim Eisenbahnbau 1888 (Staatssammlung Stuttgart).

Wir haben also ein Steinkistengrab in Wimpfen, Schachtgräber in den gewachsenen Grund des Hügels eingeschnitten in Gemmingen, Rappenau, Sinsheim I, III, V, Helmsheim I, II, IV, Sprantal I; Steinsetzungen in Gemmingen, Sinsheim I, Helmsheim I, II, Sprantal I, II, Offenau; Brandschichten und Brandspuren in Gemmingen, Rappenau, Sinsheim I, III, V, Helmsheim I, II, III, IV, Sprantal I, Offenau; Nachbestattungen (sämtlich aus Latènestufe I) in Gemmingen, Rappenau, Sinsheim I, III, Sprantal II; der Hallstattzeit zuzuweisen ist nur die Lage gebrannter Knochen im Grabhügel I Sinsheim. Als vollständig dem von Bonnet ausgegrabenen Hügel entsprechend anzusehen ist Grabhügel III von Sinsheim, die vier Helmsheimer Hügel und der Offenauer, sämtlich ohne Nachbestattungen. Aber auch in den übrigen, später zerstörten Hügeln sind die Brandschichten grösstenteils auf die Steinzeit zurückzuführen, da die Latènezeit, der die Nachbestattungen angehören, im Neckarhügelland nur das Skelettschachtgrab kennt.[3])

Die Grabhügel der Untermaingegend.

Eine zweite „archäologische Provinz" der Schnurkeramik bilden die Grabhügelgruppen der Untermaingegend, durch die Bergstrasse an die Neckarhügellandgruppe anschliessend und mit dem Mittelpunkt um Frankfurt und die Wetterau. Wir stellen die hauptsächlichsten Gefässtypen voraus.

Der Vergleich zeigt sofort, dass auch hier Besonderheiten vorhanden sind, welche diese Gruppe von der des Neckarhügellandes scheiden. Wir finden zunächst als Verbindung mit den Thüringer Formen die grosse Amphore, meist mit Punkt- und Strichverzierung, an der Bergstrasse beginnend mit Jugenheim, Heppenheim, Grossumstadt, Wiesbaden (Hebenkies), Frankfurt und Bonames, sodann die Becherform mit breitem Standboden, meist einem hochgezogenen Topf ähnlich (Becherform II,

1) E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe S. 42.
2) Ganzhorn, Zeitschr. f. württ. Franken 1863 S. 297.
3) A. Schliz, Latèneflachgräber im württ. Unterland, Fundber. aus Schw. X 1902.

Götze)[1]), mit Halseinsenkung im oberen Drittel, teils mit reicher weit herabreichender Schnurornamentierung wie am Grossumstadter, und dem schönen Holzheimer Becher (Fig. 6, P. Reinecke)[2]), teils mit horizontalen Fischgrätenmustern hauptsächlich in den Mainhügeln, Goldbach, Grossostheim, Frankfurt, weiter Friedberg, Hebenkies, aber auch in dem vorgeschobenen linksrheinischen Posten von Urmitz reich vertreten, und endlich treten hier niedere bauchige Topfformen auf (Holzheim, Goldbach, Urmitz), die im Neckarhügelland fehlen. Nirgends aber findet sich der spitze, meist aufgesetzte Boden, der eine typische Eigenart der Töpferware des Neckarhügellandes gewesen zu sein scheint. Die Thüringer zylinderförmigen Becher und Schalenformen fehlen bis jetzt in Süddeutschland. Im einzelnen zeigt

1. Heppenheim: hoher Steinring, Holzkohle im ganzen Hügel, Gefässscherben rot vereinzelt, Schachtgrab 2,85 *m* lang für gestrecktes, 1,80 *m* langes Skelett. Im Grund Steinsatz von Blöcken, Steinbeile und Feuersteinmesser von fremdem Material.

2. Jugenheim: Steinsatz von Blöcken im Kreis, Steinkiste, kein Brand.

3. Grossumstadt. Hügel I: Steinsatz, Brandspuren, Nachbestattung. Hügel II: Schachtgrab, Hocker, Steinsatz, Nachbestattung aus Hallstattzeit. Rohe Scherben mit Tupfenornament.

Abb. II.

4. Frankfurt, Stadtwald: Steinsatz von Blöcken, Schachtgrab (?), Nachbestattung.

5. Bonames: Amphore, Becher, durchlochter polierter Hammer, Schleifstein, kein Fundbericht.

6. Wiesbaden.[3]) a) Hebenkies: Steinsatz, Brandschicht (viel blassgelbliche Asche), Schachtgrab, Nachbestattung; b) Kohlhecke: Steinpflaster, Brandschicht, Schachtgrab.

7. Meerholz b. Hanau: Steinsatz, Nachbestattung.

Über die Funde von 8. Friedberg, 9. Holzheim und die Mainfunde von 10. Grossostheim, 11. Mömlingen, 12. Goldbach waren mir keine Fundberichte zugänglich. Die Ausgrabungsberichte von H. v. Haxthausen über die Hügel bei Aschaffenburg sind noch nicht publiziert. Eine besondere Stellung nehmen die Funde von

13. Urmitz ein, grossenteils recht rohe und nachlässig in Schnurreihen und Fischgrätenzonen verzierte niedere Töpfe, auch Oberteil einer Amphore, sämtlich einzeln gefunden bei und im Gebiet der grossen Festung.

Der Rhein bildet in seinem ganzen Lauf die Grenze für die schnurkeramischen Grabhügel, nur in Urmitz, links des Rheins, lag ein von der Steinzeit her befestigter und bewohnter Posten zur Sicherung des dortigen

---

1) A. Götze, Die Gefässformen d. schnurverzierten Keramik im Flussgebiet d. Saale.

2) P. Reinecke, Zur jüngeren Steinzeit. Westd. Zeitschr. f. Gesch. u. K. 1900.

3) Dorow, Opferstätten und Grabhügel.

Rheinüberganges, der später für die Anlage des römischen Erdkastells benutzt wurde. Auch für die Bevölkerung der schnurkeramischen Epoche ist der Platz sicher ein Refugium für die allerletzte Zeit ihres Bestehens gewesen.

Von den Funden des Maingebiets sind als Parallele zu den Neckarhügeln nur die Hügel von Heppenheim und Wiesbaden-Kohlhecke zu verwerten.

Die Grabhügel des Heuchelberggebietes.

Der Heuchelberg, eine weithin sichtbare, in die wellige Lösslandschaft, welche sich vom Heilbronner Becken bis zu den Hochufern des Rheintals bei Wiesloch und vom Odenwaldrand im Norden bis zum Schwarzwaldrand bei Pforzheim im Süden ausdehnt, vorspringende isolierte Bergwarte der Keuperformation erhebt sich steil direkt über dem Südrand des um eine alte Seefläche gelagerten steinzeitlichen Dorfes Grossgartach. Mit den Funden von Gemmingen und Neckarsulm sind wir bereits nahe an das vom Heuchelberg beherrschte Gebiet herangerückt. Direkt an den Grenzen dieser ausgedehnten Ackerbausiedlung sind jedoch

Abb. III.

im Laufe der letzten Jahre noch drei Einzelgräber dieser Kultur zum Vorschein gekommen, so dass Grossgartach von einem vollständigen Kreis schnurkeramischer Grabanlagen eng umschlossen wird. Veröffentlicht sind bis jetzt:

1. Das Grab von Böckingen. Nordöstlich vom Ort liegt eine Lösserhebung, die Klammenäcker, deren Ausläufer Grabanlagen aus Latène- und alamannischer Zeit trägt. Hier war vor einigen Jahren beim Tiefpflügen ein kleines unverziertes Gefäss herausgekommen, das erste unserer Abbildung, die zugleich Typen der unverzierten Gefässe unserer schnurkeramischen Gräber mit den beweisenden Steinwerkzeugen gibt.

Das Gefässchen ist von rötlich-gelber Lederfarbe mit dunklerem Bruch an den Absplitterungen 8,7 *cm* hoch, Mündungsweite 8,9 *cm*, Bauchweite 9,3 *cm*, Fussdurchmesser 5,0 *cm*. Einige Jahre später wurde das ganze Gelände für die Bahnhofsanlage abgehoben und dabei kam an derselben Stelle ein scharfgeschliffenes schweres Langbeil mit rechtwinklig abgeschliffenen Kanten und gewölbtem Rücken zum Vorschein; Material: Diabas. Da die Erdabhebung in vertikaler Richtung stattfand, konnte ein Ausgrabungsbericht nicht gewonnen werden. Fig 1 daneben Fig. 2 ein rothes Gefässchen von 6,5 *cm* Höhe vom Grabhügel III von Helmsheim.

2. Das Grab vom Fuchsloch bei Grossgartach[1]), einem, die Bodenerhebungen, welche das steinzeitliche Dorf tragen, nördlich überhöhenden Lösshügel. Auf der

1) A. Schliz, Korrespondenzbl. d. Deutschen Anthrop. Gesellsch. 1901, Nr. 8.

Kuppe desselben war die Brandschicht des durch den Ackerbau eingeebneten Hügels durch den Pflug angeschnitten worden. Sie war aussen 20 *cm*, in der Mitte 30 *cm* dick, nur etwa 1 *m* im Durchmesser und enthielt zu unterst auf dem gewachsenen Boden Knochenreste, kalziniert, zwei trapezförmige Steinbeile mit rechteckigem Querschnitt und zwei zerdrückte, unverzierte Gefässe, einen Napf und eine Schüssel aus grauem, mit Quarzkörnern durchsetztem Ton, beide aussen an den Randteilen gelb gefärbt. Der bauchige Napf besass einen runden, schwach gewölbten Deckel, der die Mündung gerade bedeckte, ein in der gesamten Grossgartacher bandkeramischen Töpferei sich nirgends findendes Vorkommen. Auch der hellgraue Ton, derselbe, der bei den linearverzierten bandkeramischen Gefässen feingeschlemmt zu geglätteter, klingend gebrannter Ware verwendet ist, zeigt die Besonderheit des Quarzzusatzes, ein für die unverzierten, schnurkeramischen Gefässe, wie wir später sehen werden, geradezu typischer Gebrauch. Braune gerade Randstücke und rot verziegelte Einzelscherben mit schwarzem Bruch sowie ein Mahlstein mit dazugehörigem Quetscher hatten sichtlich im Leichenbrandfeuer gelegen, während die Gefässe unten schwarz angeschwelt und die Steinbeile erst später der heissen Asche beigesetzt worden waren, in welcher die Splitter der Brandknochen regellos verteilt lagen. Die Gefässe sind also, wahrscheinlich mit Opferspeise gefüllte, Beigaben gewesen, nach der Verbrennung vor dem Aufschütten des Hügels erst beigesetzt.

3. Das Grab von Nordheim. Auf der Kuppe einer dem Heuchelberg südöstlich vorgelagerten Bodenwelle im „Streithardt“ stiessen Bauern beim Reuthen eines Weinbergstücks auf einen feingeschliffenen fazettierten durchlochten Hammer aus Serpentin (Fig. 4) und dabei lagen Knochen und „Ziegelstücke“, wahrscheinlich Reste einer rot überzogenen Schnurvase und ein zweites Steinstück, undurchbohrt, vom gleichen Material wie der Hammer, das die Arbeiter weggeworfen haben. Über Brand- oder Schachtgrab liess sich nichts erheben. Wir haben auch hier sichtlich einen eingeebneten Hügel vor uns.

Wir kommen jetzt zu den Hügeln auf der Höhe des Heuchelberges selbst. Derselbe bildet einen langgestreckten, von Nordosten nach Südwesten ziehenden Bergrücken mit Steilabfall gegen Grossgartach. In seiner ganzen Länge zieht über die Höhe ein uralter prähistorischer Überlandweg, ein „Höhenweg“, der vom Hippberg bei Frankenbach kommend, in nahezu gerader Linie nach dem Stromberg verläuft, die prähistorische Verbindung der Salzquellen von Niedernhall mit dem Rheintal und jetzt teilweise die Grenze zwischen Grossgartacher und Nordheimer Markung bildend. Auf der Südostseite dieses Weges liegen die eingangs erwähnten Hallstattkrematorien, während der von A. Bonnet gegrabene Hügel auf seiner Nordwestseite liegt. Den Fundbericht der Grabung habe ich bereits eingangs gegeben:

4. Hügel Bonnet[1]). Brandhügel mit steinzeitlichen rohen Gefässscherben, schwarze Masse, teilweise mit rotem Überzug, auch ganz verziegelte 5, 10, 12 *mm* dick, verziegelte Lehmbrocken, die Randprofile der Scherben gerade aufsteigend mit schwacher Schweifung nach aussen und abgerundeten Rändern und endlich eine grosse Nase aus schwarzem Ton mit rotem Überzug, letztere schon für sich allein den neolithischen Ursprung der Scherben beweisend. Darunter Schachtgrab mit liegendem Hocker; Beigaben: Zwei trapezförmige Flachbeile scharfgeschliffen, mit rechteckigem Querschnitt 6 *cm* und 8 *cm* lang, beide aus Diabas, und schnurverzierter Becher, Abb. IV Fig. 1. Dieser Hügel lag 35 *m* nördlich vom Höhenweg und 100 *m* südwestlich lag in gleicher Entfernung vom Weg ein zweiter gleichgebauter Hügel, von mir 1903 ausgegraben und publiziert.[2])

---

1) A. Schliz, Das steinzeitliche Dorf Grossgartach, S. 16, 23.
2) Korrespondenzblatt d. westd. Zeitschr. 1903, 43.

5. Hügel. Erdhügel mit Brandnestern, untermischt mit etwa 15 schwarzen und blaugrauen neolitischen Scherben, 2 *m* langes Schachtgrab im Grund eingeschnitten, darin erdbestattetes, gestrecktes Skelett, bauchige Schnurvase mit hängenden Zacken, Abb. IV Fig. 2, aus schwarzem brüchigem Ton mit feingeglättetem gelbroten Überzug und spitzem, aufgesetztem Standboden, daneben Reste einer dickwandigen Schale aus blaugrauem Ton, Feuersteinmesser aus dunklem Hornstein.

Dieser gänzlich verschiedene Befund in zwei den Beigaben nach vollkommen der gleichen Epoche angehörenden benachbarten Grabhügeln veranlasste im Winter 1904/05 ein sorgfältiges Absuchen des Heuchelbergrückens nach ähnlich gebauten Grabhügeln, welches eine langgestreckte Reihe sämtlich in nahezu gleicher Entfernung vom Höhenweg meist zu zwei beisammenliegender Grabhügel dieser Epoche ergab, die bis jetzt eine Nekropole von 11 Hügeln darstellen. Begonnen wurde mit dem dem Bonnetschen zunächst liegenden Hügel.

6. Hügel. Kreisrund, 9 *m* im Durchmesser, oben 50 *cm* Erde, dann 30 *cm* Brandasche eingekreist von einem Sandsteinkranz von grossen Blöcken von 2,30 *m* Durchmesser. In den gewachsenen Grund eingeschnitten ein ebenfalls mit weisser Brandasche gefülltes Schachtgrab, rechteckig von 1,50 *m* Länge und 80 *cm* Breite, 45 *cm* Tiefe, also der Grösse eines liegenden Hockers entsprechend. Vom Skelett keine Spuren mehr,

Abb. IV.

HÜGEL IV. HÜGEL V. HÜGEL XII. HÜGEL X. HÜGEL VIII.

auch keine rohen Einzelscherben, dagegen auf dem Grunde des Grabes die Reste eines vollkommen zerdrückten Bechers aus schwarzem, rotüberzogenem Ton mit kleinem aufgesetzten Fuss, an den Scherben nur noch einzelne Strichlinien ohne weisse Füllung; ausserdem ein trapezförmiges Flachbeil mit rechteckigem Querschnitt aus Diabas. Die steinharte Beschaffenheit der Asche hatte das Isolieren der Gefässscherben ausserordentlich erschwert.

7. Hügel. 41 *m* vom letzten, beide 20 *m* vom Höhenweg, 14 *m* Durchmesser, 30 *cm* Erdschicht, dann weisse, steinharte Brandasche, 30 *cm* dick, die das Schachtgrab mit erfüllte. Letzteres erwies sich als durch eine frühere von Holzhauern gemachte Raubgrabung zerstört und nur einzelne schwarze Scherben mit rotem Überzug deuteten auf den Inhalt.

8. Hügel. 45 *m* vom Höhenweg, kreisrund 8 : 8 *m*. Oben 50 *cm* Erde, dann Brandasche, Kohle und vom Feuer gerötete Steine, meist Stücke von Schleif- oder Mahlsteinen, die eine Art Steinpflaster bildeten. In dem Grund des Hügels eingeschnitten fand sich ein Schachtgrab, 1,50 *m* lang, 1 *m* breit, 0,60 *m* tief. Die eine Langseite war ursprünglich im Bogen breiter ausgebrochen und dann wieder durch eine Trockenmauer aus Bruchsteinen zur Parallelogrammform des Grabes ergänzt worden. Das Grab war mit weisser, steinharter Asche ganz erfüllt, vom Skelett, der Grösse des Grabes nach Hocker, keine Spur. Da Grabhügel 6 kein Gefäss hatte erhalten lassen, so wurde ganz besonders auf das Beigabegefäss geachtet und auf dem Grabgrund zeichnete sich auch die kreisrunde Mündung eines rot überzogenen Bechers aus braunem Ton deutlich ab. Es war jedoch vollkommen unmöglich, das mit der Asche zusammengebackene Gefäss zu

isolieren, da erstere sich weit härter erwies. Es blieb daher nichts übrig, als den Aschenblock, in dem das Gefäss stak, von oben herunter abzubrechen. Die Stücke ergaben den Becher 5 der Abbildung. Ausserdem fand sich ein kleinerer Feuersteinnukleus.

9. Grabhügel, 28 *m* vom vorhergehenden, kreisrund, 12 *m* im Durchmesser. Nach 40 *cm* Erdbedeckung kam eine 40 *cm* starke Brandschicht, in welcher neben Einzelscherben von schwarzem Ton mit rotem Überzug ein grosses unverziertes Gefäss in Stücken sich isolieren liess, welche genau die Form der weiten Schüssel vom Grab im Fuchsloch ergaben mit einem Randdurchmesser von 23 *cm* und 2 *cm* Wandstärke. Auf dem Grunde ein Schachtgrab von 1,50 : 1 *m*, rechteckig, 40 *cm* tief. Auf dem Boden desselben ein zweites unverziertes Gefäss von der Form des bauchigen Napfes vom Fuchsloch mit 16 *cm* Randdurchmesser und 1 *cm* Wandstärke.

10. Grabhügel, ausgezeichnet durch seine kreisrunde Form. 10 *m* im Durchmesser. Schon in der oberen 50 *cm* starken Erdschicht fanden sich zahlreiche Scherben sehr weitmündiger, dickwandiger Töpfe, dann ein grosses Stück schwarzen Feuersteins, nach 36 *cm* die ersten Kohlen, nach 40 *cm* ein grosser Mahlstein, stark ausgeschliffen, von rotem Sandstein 18 : 16 *cm* Reibfläche, nach 40 *cm* ein Feuersteinschaber und kleinere Splitter, nach 70 *cm* der gewachsene Grund, auf dem zahlreiche, vom Feuer gerötete Steine liegen. In dessen Mitte eingetieft, ein Schachtgrab 2 *m* lang, 1,20 *m* breit, 90 *cm* tief, an dessen östlichem Kopfende ein Stein von 30 : 30 *cm* aufrecht gestellt ist. Das Grab gefüllt mit Erde, Kohle und Nestern weisser Asche. In der Graberde ein Messer von Hornstein, Steinhammerfragment und auf dem Grunde des Grabes die vollständig plattgedrückten Reste eines Gefässes von Topfform (Fig. 4) mit geradem Hals und abgesetztem Fuss, rotbraun mit eigentümlichen Linien- und Strichverzierungen; 3,3 *cm* unterhalb des Randes läuft eine eingeritzte Linie, die durch aneinandergereihte Doppelstriche gekreuzt wird und so ein Band bildet. Die Schulter ist mit zwei Reihen schrägstehender, versetzter schnurähnlicher Doppelstriche ornamentiert. Sämtliche Teile sind zu einem harten Klumpen zusammengebacken und ein trapezförmiges, scharfgeschliffenes Steinbeil von rechteckigem Querschnitt auf dem Grunde des Grabes.

Von besonderem Interesse sind die überaus zahlreichen Einzelscherben, durchweg Gebrauchsgeschirr angehörend. Zunächst finden wir Rand-, Bauch- und Bodenstücke ausserordentlich grosser dickwandiger Töpfe bis zu 35 *cm* Mündungsdurchmesser aus blaugrauem mit Quarzkörnern durchsetzten Ton, kleinere aus dunklem Ton mit rotem Überzug und dünnere schwarze. Die Randstücke der grossen zeigen durchweg den geraden, steilwandigen Abschluss mit schwacher Abrundung der Ränder, nur an feinerer Ware schwach nach aussen gebogen. Von letzteren zeigen nur drei einen Kranz senkrechter Strichverzierung unterhalb des Randes, Abb. III Fig. 4, und endlich finden sich grosse Stücke eines Backtellers von 22 *cm* Durchmesser und 1,5 *cm* dickem schrägen Rand, in welchem rings eine Reihe runder Grübchen eingedrückt sind, sowie ein gerades Randstück mit Durchlochung. Alle diese Formen, die grossen Gefässe, die Randbildung, der Stichkranz am Rand, der Backteller mit seiner Randverzierung (s. Abb. III Fig. 3) sind Eigentümlichkeiten der Funde vom Michelsberg bei Untergrombach, Zeichen intimer Berührung der Schnurkeramikübenden Bevölkerung mit den Ausläufern der Pfahlbaubesiedelung.

Weiter sind ethnologisch interessant die so deutlichen Zeichen der Leichenfeier durch Anzünden des Scheiterhaufens über dem Grabe, das diesmal eine gestreckte Leiche barg und Abhalten eines Leichenmahles, dessen sämtliche Geräte nach Einsetzen der Beigaben ins Grab zerschlagen und in die Graberde geworfen wurden. Dass das nicht immer der Fall war, zeigt der

11. Grabhügel von 8 *m* Durchmesser. Nach 50 *cm* Erde kommt die Brandschicht mit Kohle und feuergeröteten Steinen, zu unterst weisse Asche und im Felsgrund eingetieft ein Hockerschachtgrab von 1,50 : 0,90 *m* und 50 *cm* Tiefe. Einziges Ergebnis eine Feuersteinlanzenspitze, keine Spur von Scherben oder Gerätebruchstücken. Das Beigabegefäss liess sich nicht auffinden.

Der 12. Grabhügel ist besonders interessant durch eine Nachbestattung derselben Epoche. Der Hügel misst nur 6 *m* im Durchmesser. Nach 60 *cm* Erde kommt die Brandschicht von 40 *cm* und darin eine Bestattung von Südost nach Nordwest. Das Grabbett enthielt die unverzierte Amphore Nr. 3 der Abbildung, mit spitzem aufgesetztem

Standboden, 18 *cm* hoch bis zum Halsanfang, 12,5 *cm* Bauchdurchmesser, ein trapezförmiges Steinbeil mit rechteckigem Querschnitt, eine Feuersteinlanze und in die Branderde eingebacken die Reste der Schädel-, Arm und Schulterknochen. Die ganze Aussenseite der Amphore ist durch Feuer abgeblättert, daher nicht zu erkennen, ob sie verziert war. Sie gleicht in der Form genau der unverzierten Amphore vom Hebenkies bei Wiesbaden. Nach weiteren 40 *cm* roter Erde mit Brandnestern kommt der gewachsene Boden, darauf niedergelegt die zweite (ursprüngliche) Bestattung, diese von Norden nach Süden, bei welcher der Schädel deutlich sich von der roten Erde abhebt. Im übrigen ist das Skelett, dass wir als Brandbestattung auffassen müssen, zerfallen, auch keine Beigaben mehr aufzufinden.

Hügel 13 und 14 in nächster Nähe sind des einbrechenden Frostes wegen nicht gegraben worden.

Die Bedeutung dieser Reihe von 12 Gräbern des schnurkeramischen Kulturkreises auf engbegrenztem Gebiet liegt in verschiedenen Richtungen: 1. in der sicheren Feststellung steinzeitlichen Leichenbrandes, 2. dem Wechsel der Bestattungsform in einer derselben Epoche angehörenden Grabhügelgruppe, 3. der Frage der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bevölkerungs- oder Kulturform und endlich 4. den Beziehungen dieses Kulturkreises zu den übrigen neolithischen Erscheinungen, mit denen sie auf so engem Gebiet zusammen vorkommen.

II. Der Leichenbrand.

Die Durchsicht der Fundberichte ergibt sofort, dass es sich hier nirgends um die im Norden übliche Form der Brandbestattung der Leiche durch Verbrennen auf einer Ustrine und Beisetzung der Brandreste in einer Urne handelt, sondern um einen funeralen Gebrauch, der für diese Zeit der Schnurkeramik in Südwestdeutschland, aber auch vereinzelt in Mitteldeutschland eigen gewesen zu sein scheint: die Verbrennung der Leiche im Grabe selbst. Götze (l. c. S. 29) hebt diese Form für die Hügelgräber von Braunshain und Auleben besonders hervor im Gegensatz zur Brandbeisetzung in der Urne. In Südwestdeutschland haben wir zwei Formen, die Verbrennung in einem im Hügelgrund eingeschnittenen Schachtgrab und die Verbrennung auf dem Boden des Hügelgrundes. Die letztere Form ist als die spätere zu betrachten, als die Verbrennung der Leiche Hauptzweck des ursprünglich rituellen Gebrauches geworden war.

Mit dieser rituellen Lohe sind sichtlich ursprünglich zwei Zwecke verfolgt worden: Reinigung der irdischen Reste des Bestatteten durch Feuerskraft, die sich auch auf die beim Leichenmahl benutzten Geräte erstreckte, und Abschluss des Grabbetts nach oben durch die harte Brandschicht, ein Zweck, dem auch die häufigen Steinpflaster in dieser Höhe dienten; derselbe Vorgang wiederholt sich später am Schluss der Bronzezeit in derselben Gegend, wie ich in meiner Studie über den „Entwicklungsgang der Erd- und Feuerbestattung im Heilbronner Oberamt“ beschrieben habe.[1])

Diese Brandschicht über dem Skelettgrab finden wir in einer Reihe der eingangs erwähnten Grabhügel unseres Gebiets, des Neckarhügel-

1) Bericht des hist. Vereins Heilbronn, Heft 6 1900.

landes, mit Nachbestattungen aus der Zeit der I. Latènestufe, der hier die Brandsitte fehlt, während wir für die Maingruppe über den Anteil der Nachbestattungen an der Brandschicht eher im Zweifel sein dürfen.

Den Entwicklungsgang der Bestattungsform von der reinen Skelettbestattung im Schachtgrab bis zum vollständigen Leichenbrand können wir nun in unserer Hügelreihe deutlich verfolgen. Hügel 5 enthält noch die reine Erdbestattung mit den Spuren des rituellen Feuers in der aufgeschütteten Graberde, Hügel 4 die abschliessende Brandschicht über dem Skelettgrab, die Hügel 6—11 sind reine Brandhügel mit Verbrennung der Leiche im Schachtgrab selbst. Hügel 12 endlich zeigt bei der unteren Bestattung die Verbrennung auf dem Grabhügelgrund, wie bei dem Brandgrab im Fuchsloch (Grab 2). Wie vollkommen der Leichenbrand damals Gewohnheit geworden sein muss, geht daraus hervor, dass die Leiche der neolithischen Nachbestattung dieses Hügels ebenfalls Brandbestattung zeigt, und wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir den Ursprung der einfach mit Pflug und Spaten geförderten Gefässe und Beigaben von Nordheim, Böckingen, Neckarsulm Brandbestattungen auf ebenem Grund mit nachher eingeebnetem Hügel zuschreiben, und die in Mitteldeutschland nicht selten einzeln ohne Brandinhalt gefundenen schnurverzierten Gefässe hier einreihen.

Der Gang der Bestattungsfeier ist der, dass der im Schachtgrab niedergelegte Körper von der Glut des darauf angezündeten Holzstosses verzehrt wurde, dass während dem das Leichenmahl stattfand und nach Niederbrennen der Glut die Beigaben und Grabgefässe mit Opferspeise gefüllt in die heisse Asche des Schachtgrabes zu den Knochenresten hereingestellt wurden.

Die Steinbeile zeigen keine Feuereinwirkung, während die Feuersteinmesser und Lanzen sämtlich weiss gebrannt sind. Die Gefässe dagegen haben die Glut der Asche schlecht ausgehalten, meist ist die geglättete Oberfläche mit den Verzierungen abgeblättert, der Untergrund geschwärzt, und die ganz zerdrückten müssen wir uns als in der Glut gesprungen und zusammengefallen denken. Beim Zuwerfen des Grabes wurden sämtliche beim Leichenmahl gebrauchten Geräte zerschlagen und ins Grab nachgeworfen, dann je nach der aufgewendeten Sorgfalt der Bau des Hügels und die Dauerhaftigkeit der Bestattung durch Steinstellungen und Steinpflaster gesichert und endlich das Ganze mit Erde überdeckt.

Die Sitte der Feuermitwirkung bei der Bestattung ist auch in anderen Gebieten der Steinzeit nicht fremd. Von schnurkeramischen Gräbern mit Leichenbrand führt R. Beltz[1]) Friedland, Grössler[2]), Volkstedt I; K. Brunner[3]) die Flachgräber von Ketzin, Vietnitz und Warnitz (analog dem Befund vom Fuchsloch bei Grossgartach) sowie die Amphore von

---

1) R. Beltz, Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg. Jahrb. d. V. f. M. Gesch. 1899.

2) Jahresschrift f. d. Vorgesch. d. sächs.-thüring. Länder. Geschlossene Funde aus Mansfeld usw.

3) Die steinzeitliche Keramik der Mark Brandenburg.

Köben (Nachr. über d. Altertumsfunde 1899); E. Walter[1]) ein Grab von Duchow; v. Weinzierl[2]) Gross-Czernosek Grab IV, VI, VIII, Lobositz 2 Gräber, Elbehosteletz 2 Gräber; A. Götze[3]) Leichenverbrennung in Auleben, Braunshain, Nerkewitz (Zeitschr. f. Ethn. 1892), Brandschichten von Heukewald, Lohholz, Kasekirchen, Collisberg, Nickelsdorf, Dorstewitz, Uthleben; K. Hagen[4]) Heckkathen b. Bergedorf; Heierli (Anz. f. Schw. Altertumsk. 1887 S. 488) Schöfflisdorf, Oberwenigen, Niederried und Burgdorf auf. Aus den Gebieten des nordwestdeutschen und Bernburger Typus führt R. Beltz Karst, Perdöhl, Brüsewitz, Lübow, Zarnewang, Woldzegarten, Liebental, Malchow, Sparow, Tannenhof; H. Schumann[5]) Dedelow und Flieth auf. Übereinstimmend setzen Beltz, Schumann und Brunner die Sitte des Leichenbrandes an den Schluss der Steinzeit.

In Südwestdeutschland zeigt sich nun in den Grabhügeln mit schnurverzierten Beigaben ein ausgesprochener Wechsel der Bestattungsform. Wir finden die Steinkiste in Wimpfen und Jugenheim, das Schachtgrab mit Skelett in Gemmingen, Rappenau, Sinsheim, Helmsheim, Spranthal, Frankfurt, Wiesbaden, Heuchelberg IV; als Hocker in den meisten aufgeführten; gestreckte Skelette in Heppenheim, Heuchelberg V und X; Schachtgrab mit Verbrennung in Sinsheim I, Helmsheim I und II, Offenau(?), Heuchelberg VI, VII, VIII, IX, X, und Verbrennung auf ebenem Grund in Helmsheim III, Fuchsloch und wahrscheinlich auch Nordheim und Böckingen. Wir dürfen dieser Entwicklungsreihe von der Steinkiste bis zur Verbrennung auf ebenem Grund wie im Norden anschliessend an die von H. Schumann gegebene Zeitfolge chronologische Bedeutung zumessen, die Steinkiste an den Beginn und die reine Brandbestattung an den Schluss der Epoche setzen, wie denn auch die Schweizer Brandhügel mit schnurverzierten Gefässen von Oberwenigen und Schöfflisdorf Kupfer und die Brandgräber von Heckkathen Bronze führen.

III. Die Bevölkerung.

Damit ist auch die Frage der Zugehörigkeit der Bestattungen zu einer bestimmten Bevölkerung beantwortet. Eine solche Entwicklung in den Grabgebräuchen muss sich über eine sehr lange Zeit innerhalb einer Bevölkerung erstreckt haben und kann nicht einer beliebigen dazu noch unbekannten Kultureinwirkung entsprossen sein. Der Übergang der einen zur anderen Form hat sich so allmählich vollzogen, dass wir eines langen Wechsels von Generationen zur Erklärung bedürfen.

Es sind aber noch andere Momente vorhanden, welche auf eine ganz bestimmte Bevölkerung mit besonderen Lebensgewohnheiten schliessen lassen. Es ist dies in erster Linie die Besonderheit der Plätze, an denen die Gräber liegen und von denen wir uns die Wohnplätze als nicht zu

---

1) Bastian-Festschrift 1898.
2) Mitt. der Wiener Anthrop. Ges., Bd. XXV und XXVI.
3) Die Gefässformen der schnurverzierten Keramik usw.
4) Korrespondenzbl. f. Anthrop. 1897.
5) Die Steinzeitgräber der Uckermark.

entfernt denken müssen. Zunächst liegen die 11 Grabhügel auf dem Rücken des Heuchelberges, sämtlich in bestimmter kurzer Entfernung von dem alten prähistorischen Überlandweg, dem Höhenweg, der von den Hohenloheschen Salzquellen her nach dem Stromberg führt und begleiten denselben auf über eine Stunde Wegs. Der Weg war also sicher schon vorhanden, als die Grabhügel angelegt wurden und diese Höhenwege, die später die Hauptverkehrsstrassen der Hallstattzeit und des Vicinalverkehrs der Römerzeit bildeten und jetzt noch die Markungsgrenzen bilden, gehen bis in die Steinzeit zurück. Ebenso sehen wir die Hügel von Wimpfen, Rappenau, Sinsheim, Walldorf an der bekannten vorgeschichtlichen Handelsstrasse liegen, welche von Wiesloch herkommend bei Wimpfen den Neckar übersetzt und als „Hochstrasse" ihre Fortsetzung bis zur Hohenloheschen Hochebene findet. Ebenso bezeichnend ist es, dass diese Grabhügel den Rhein von Basel bis Bonn nirgends überschreiten und erst bei Urmitz am Rheinübergang aus der Schlusszeit schnurkeramische Einzelfunde sich zeigen, während steinzeitliche Siedelungen anderer Art in reichem Masse das linke Hochufer des Rheintals bevölkern. Es waren also keine schifffahrtskundigen Leute, der Rheinstrom war für sie kein Verkehrsweg, sondern ein Hindernis für ihre Züge. Andererseits finden wir Funde dieser Epoche an Stellen, wo wir für die damalige Zeit Waldung und unwirtlichen Boden für die Steinbearbeitung annehmen müssen, so die fazettierten Hämmer vom Einkorn bei Hall (nicht publiziert), von Risstissen, Tuttlingen, Ebingen.

Diese Bevölkerung war also eine reisige, die Höhen besetzende, leicht beweglich, wenig an die Ackerscholle gebunden. Und wirklich zeigen auch ihre Gräber durchweg nur Waffenbeigaben, nirgends die Geräte bäuerlicher Bodenbearbeitung und sesshaften Handwerks. Und doch bestehen ganz bestimmte Beziehungen zu den Siedelungen eines Ackerbauvolkes mit hochentwickelter Kultur, die wir als die der Bandkeramik bezeichnen.

IV. Die Beziehungen zur Bandkeramik.

Den archäologischen Beweis, dass wir diese Kultur als eine einheitliche, in ihrer Formenfülle nur durch alteuropäische, namentlich die Schnurornamente zu neuen Bildungen angeregte aufzufassen haben und wo wir den Ausgangspunkt dieses Ackerbauvolkes und seiner Siedelungen zu suchen haben, glaube ich schon früher geführt zu haben[1]), ich will ihn hier nur soweit wiederholen, als dies für die Beziehungen zur Schnurkeramik notwendig ist, namentlich in der Richtung, wie sich diese beiden Kulturen chronologisch zu einander stellen. Dass die gesamte Bandkeramik ausser Pfeilspitzen auch in den Gräbern nur Ackerbau- und Handwerksgeräte, den als Pflugschar dienenden Schuhleistenkeil, und das Universalwerkzeug, das halbseitig gewölbte Flachbeil, Meissel, Hämmer, Feuersteinmesser und -schaber führt, setze ich voraus.

1) Südwestdeutsche Bandkeramik. Korrespondenzbl. der D. Ges. f. A. 1902. Zur neolithischen Stilfrage. Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien XXXIV 1905.

Bei unwesentlichen lokalen Variationen ist dies ein gemeinsames Element. In der Keramik jedoch, die uns die Beweise der Kunstbegabung hinterliess, finden sich weitgehende Verschiedenheiten, welche lokalen Kunstwerkstätten ihr Entstehen verdankten und welche verschiedene „Typen" schufen. Dass diese Typen alle auf eine allerdings schon aus zwei verschiedenen Strömungen zusammengeflossene Quelle zurückgehen, dass der Ausgangspunkt derselben da sein muss, wo die Anfänge der „Typen" noch gemeinsame sind, und welche Komponenten später zu den typischen Umbildungen führten, zeigen die beiden Tafeln. Dass die beiden Strömungen, die schon im Ursprungsland zur Schaffung des Formenschatzes der „Bandkeramik" zusammenflossen, eine alteuropäische, geometrische, an die Form des Gefässes gebundene, und eine östliche, die Formengebung der von der Gefässform unabhängigen freien Rankenmuster und Schrägsysteme, gleich wichtige Faktoren zur Bildung der „Bandkeramik" gewesen sind, hat Hubert Schmidt in „Tordos" überzeugend dargetan.[1])

Wir wählen für unsere Reihe als Ausgangspunkt jedoch nicht Tordos, das vorwiegend alteuropäische Muster zeigt, sondern Butmir, in dessen Formenschatz alle Ursprungsmotive ziemlich gleichmässig vertreten sind, und beginnen mit dem

Hinkelsteintypus,

bei dem bis jetzt wenigstens noch nicht der Versuch gemacht worden ist, ihn an den Schluss der bandkeramischen Epoche zu stellen.

Sämtliche Ornamente, welche die Gefässe dieses und der verwandten Gräberfelder schmücken, gehen auf die Motive der donauländischen Bandkeramik zurück und lassen sich nach drei Arten der Ausführung einteilen: 1. Stichreihenornament, 2. Strichreihenornament, 3. Linearverzierung; letztere als a) einfache Linienzeichnung mit geradlinigen (Zickzackmuster, Schrägsysteme) oder gebogenen Mustern (Spiralen, Arkaden, Mäander) oder b) Füllornamente mit den Zwischenraum von je zwei Linien füllenden Tupfen, Stichen und Strichen, so dass ein sich von dem leergelassenen Grund abhebendes Band entsteht, eine Verzierungsweise, von der die ganze einem bestimmten Kulturkreis angehörende Ornamentierung den Namen Bandkeramik erhalten hat. An anderen ostdonauländischen Plätzen wie Lengyel, in Siebenbürgen und Niederösterreich kann die Füllung auch aus Farbe bestehen, so dass gemalte Bänder vom helleren Grund sich abheben, während sonst die Ritztechnik vorherrscht. Es entstehen so die verschiedensten Formen: Zickzackbänder, Rautenreihen, Dreieckreihen, Spiralen, Mäander, je nachdem geometrische oder Pflanzen- (Rauten-)Ornamente zugrunde gelegt werden. Diese Formen kehren trotz der weiten Entfernungen an ganz entlegenen Punkten des Gesamtgebiets in nahezu gleicher Weise wieder, wie Fig. 3 (1. Reihe) unserer Tafel zeigt; so findet sich das gefüllte Zickzackband von Butmir ganz gleich in Grossgartach, ebenso die Dreieckreihe, die strichgefüllte

1) Zeitschr. f. Ethn. 1903, Heft 2/3.

Abb. V.

HINKELSTEINTYPUS—LINEARVERZIERUNG.

I. TAF. XII.2.
II. TAF. XI.7.
I. TAF. V.10.
BUTMIR.

HÖDNITZ.

GROSS-GARTACH.
FRANKFURT
OBER-WIEDERSTEDT.
BUTMIR.
FÜLLORNAMENTE.

FRANKENBACH.
MONSHEIM.
WORMS-RHEINGEWANN.

FRANKENBACH.
WORMS-RHEINGEWANN.
RHEINHESSEN (MAINZ).
WORMS-RHEINGEWANN.

PODBABA.
TOURINE.
GROSSGARTACH.

MONSHEIM.
CASSABRA.
PODBABA.

Spirale von Butmir in Eschborn bei Frankfurt, der gefüllte Mäander von Butmir in Oberwiederstedt in Thüringen. Den Ausgangspunkt dieser Dekorationsweise bilden jedoch sichtlich die einfachen Liniensysteme. Bevorzugt werden bei dieser Haustöpferei an einzelnen Plätzen geradlinige, an anderen gebogene Muster, meist kommen die Liniensysteme jedoch beliebig mit einander gemischt vor. Verfolgen wir das lineare Zickzackband von Butmir der Fig. 1 (1. Reihe), so sehen wir dasselbe wieder in Grossgartach (Reihe IV, 3) und in Tourine bei Lüttich (Reihe IV, 2) und soll nun nach der rheinischen Nomenklatur „Spiralmäanderkeramik“ heissen, weil zufällig in rheinhessischen Wohnstätten und Gräbern diese Formen vorwiegen. Ganz dasselbe lineare Zickzackband finden wir jedoch in den dem Hinkelsteintypus zugeschriebenen rheinhessischen Gräberfeldern (Reihe III, Fig. 3, 4), so in Worms-Rheingewann und hier soll es „ältere Winkelbandkeramik“ heissen! Noch bezeichnender ist der Weg der Stichreihenverzierung, da sich dieselbe meist an eine bestimmte Form, das birnförmige Gefäss (sonst noch häufig an Schalen) hält. Wir sehen in demselben Butmir, dem Sitz der ungetrennten Linearverzierung, den Hals eines so verzierten Gefässes (Reihe I, Fig. 1c), dann ein solches von Hödnitz in Niederösterreich (Reihe I, Fig. 2), von Podbaba in Böhmen (Reihe V, 3), hier bezeichnend mit dem gefüllten Spiralband zusammen (Reihe IV, 1), in Cassabra in Sachsen (Reihe V, 2) und endlich in Monsheim im Hinkelsteingräberfeld (Reihe V, 1), hier als Teil der „älteren Winkelbandkeramik auftretend! Nehmen wir endlich Nr. 3 unserer ersten Figur, das Strichreihenband, hier als Rhombenreihe besonders kultiviert (nach H. Schmidt losgelöstes Halsschmuckmotiv), so finden wir dasselbe nach den Übergängen von Regensburg und Heilbronn (Korrespondenzbl. f. A. 1902 6ff., S. 56, 44), in Frankenbach (Reihe II, 1), einem isoliert gelegenen aus Wohnung, Scheune und Stallung bestehenden Einzelgehöft mit schweren linearen Spiralen zusammen, in Worms-Rheingewann (Reihe II, 2) und endlich wieder im Hinkelsteingräberfeld (Reihe II, 3). Wir finden also in den bis jetzt als die ältesten dieser Bevölkerung geltenden Gräberfeldern mit der sogenannten „älteren Winkelbandkeramik“ Rheinhessens die 3 technischen Dekorationssysteme und Ornamentreihen, aus denen sich die Grundlage der gesamten Bandkeramik von der Donau bis zum Rhein und Elbe zusammensetzt, ebenso friedlich beisammen, wie in dem ganz isoliert gelegenen Butmir im Südosten, wo es noch niemand versucht hat, die Ornamentik in chronologisch getrennte Phasen auseinanderzureissen.

Wir sehen also, wie die donauländische Bandkeramik bei uns mit denselben Verzierungselementen einrückt, wie sie das Ursprungsland dieses Stils aufweist, hier hat sie jedoch eine Weiterentwicklung erfahren, deren Ergebnisse die zweite Tafel vorführt.

Kehren wir zunächst zur Schnurkeramik zurück, so finden wir neben dem „alteuropäischen“ geometrischen Horizontalsystem der Anordnung als besonders wirksames Hilfsmittel des Ausdrucks die weisse Füllung der eingetieften Linien und eine vornehme Einfachheit der Dekoration mit wohlerwogener Verteilung der Ornamente über die Gefässwand und weisem

Einhalten der Verhältnisse in der Verteilung von Ornament und Grundfläche. Auf ein so kunstbegabtes Volk, wie die Ackerbausiedler der bandkeramischen Kultur mussten diese Vorbilder um so mehr Eindruck machen, als die linearen Zeichnungen ihrer Volkskunst bereits entartet und zu schablonenhafter Bauernkunst geworden waren.

Mit dem Emporblühen der Siedelungen sehen wir nun Kunstformen auftreten, in denen sich deutlich der Einfluss der Schnurkeramik ausspricht, welche sich die Grosszügigkeit und Strenge der Linienführung dadurch bewahrt hatte, dass diese Gefässe beinahe ausnahmslos als Beigaben der feierlichen Bestattung dienten.

Diese Renaissance der Kunst fand an den Hauptsiedlungszentren selbständig, in verschiedener Weise, aber nach denselben Führungslinien statt und es entstanden Mischformen, die neben vielem Gemeinsamen, doch in anderem wieder ihre eigenen Wege gingen, der Grossgartacher, der Nierstein-Heidelberger und der Rössener Typus, welche wieder manche Übergangsformen untereinander aufweisen, aber in ihren Anfängen sich sicher selbständig entwickelten.

Gemeinsam ist allen diesen Mischformen die Übernahme der weissen Füllung der Vertiefungen von der Schnurkeramik und der ursprünglich als Schnurimitation aufzufassende Doppelstich. Zuerst sehen wir diese koloristische Manier, die vorzugsweise weiss auf schwarzem, aber auch auf rotem oder gelbem Grunde auftritt, an den Strichreihenmustern der Hinkelsteingrabfelder auftreten. Regensburg bietet das erste derartige Gefäss neben vorwiegender Stichverzierung, dann erstreckt sich der Einfluss der alteuropäischen Kunst aber auch auf die Anordnung der Ornamente. Der Grossgartacher Typus mit seiner strengen Einhaltung der Horizontal- und Vertikallinien zeigt diese Schnuranordnung am reinsten und auch am meisten künstlerisch entwickelt. Den Übergang von der Hinkelsteinmanier sehen wir am Frankenbacher Gefäss (Reihe II, 1), das auch mit echten Hinkelsteintöpfen zusammen gefunden wurde, den Höhepunkt künstlerischen Vermögens sehen wir im Grossgartacher Gefäss (Reihe II, 2) mit seinen zierlichen Blätterkränzen, Doppelstichreihen und Vertikalabschlüssen durch Hängezierate, denen hier der Künstler noch die mannigfachsten Stempeleindrücke als Randabschluss hinzufügt. Ebenso selbständig entstanden ist der Rössener Typus, eine eigenartige Mischung bandkeramischer Ornamente mit nordischen, an der die nordwestdeutsche alteinheimische Stich- und Strichornamentik weit mehr Anteil hat als die Schnurkeramik. Das Überdecken nahezu der ganzen Gefässoberfläche mit Stichmustern, der Kanalstich und die Sparrenreihen sind dem nordwestdeutschen Typus entnommen, gruppiert um das altbandkeramische Zickzackband, dessen Linien jetzt im Kanalstich ausgeführt werden. Auch die südwestdeutsche Verzierungsweite in schwarz-weiss folgte bald diesen Bahnen. Es entstanden Typen, wie die der Sammlung Gold in Mainz (Reihe II, 3) und die Heidelberger Kunstformen, die noch recht viel Schnurkeramisches, namentlich in der Horizontalanordnung der breiten Doppelstichbänder in sich schliessen. Zum Schluss werden alle diese Typen überwuchert durch eine wilde, durchweg mit groben

Abb. VI.

ENTWICKLUNG DER MISCHFORMEN.

GROSSGARTACH.
AULEBEN
HALLE
FRANKENBACH
GROSSGARTACH
GROSSGARTACH-RÖSSEN
RÖSSEN-NIERSTEIN
RIESTEDT
SCHUSSENRIED
SCHACHEN
HARTENEGG
MONDSEE
MICHELS - BERG
TUTTLINGEN
VINELZ

Mitteln arbeitende Ausartung der Rössener Manier, die Niersteiner und Albsheimer Typen, bei denen sich die zierlichen Gehänge in pinselartig herabhängende Strichbündel, die Füllung der Zickzackzwickel mit Doppelstichen in gekreuzte und wirre Strichlagen verwandelt. Gefässe der guten Zeit, wie Reihe III, 1, zeigen noch gute Anordnung aber schon recht plumpe Manier der Dekoration. Scherben dieses an den Schluss der Entwicklung zu stellenden Typus finden sich zerstreut in Grossgartach und den Mainsiedelungen wie am Rhein, aber auch noch als Kulturüberreste in Pfahlbausiedelungen, wie bei Mainz, auf dem Michelsberg und im Pfahlbau Rauenegg bei Konstanz.

Eine eigentümliche Nachblüte hat die Rössener Manier an abgelegenen Plätzen wie Schussenried und die Pfahlbauten am Mondsee und in Laibach erlebt. In ersterem finden wir eine Manier, die schwäbisch geblieben zu sein scheint, die Umsetzung der Rössener Motive in einfache lineare Muster (Reihe III, 3, IV, 1, 2) stets um das bandkeramische Zickzackband (Reihe III, 2) gruppiert, während Mondsee (Reihe IV, 3) und Laibach Spiralen mit Rössener Technik (Kanalstich, Tupfeneinsäumungen der Linien, weisse Füllung) ausführen. Bei letzteren Formen ist jedoch nicht zu verkennen, dass es sich in den Ostalpen um einen Teil einer späten, bis nach Südungarn, Bosnien und Syrmien reichenden eigenartigen Kunstentwickelung handelt, bei welcher die Ausläufer des Rössener Stils das Bindeglied bilden, die aber weit stärker unter östlichem Einfluss steht. Wia weit letzterer nach Westen reicht, zeigen ausser Einzelscherben von Schussenried Scherben von Wangen am Bodensee (Mus. Zürich abgeb. von mir im Korresp.-Bl. f. A. 1902, Nr. 6), wo sich das charakteristische Radmotiv in linearer Ritztechnik auf einem Pfahlbaugefäss findet. Auf unserer Karte konnte diese spätere, unserer Rössener entsprechende osteuropäische Nachblüte der Bandkeramik nicht unter besonderem Zeichen eingetragen werden.

Dass die Bandkeramik ihrerseits wieder auch den Formenschatz der Schnurkeramik bereichert hat, sehen wir aus der Übernahme des zu den Schrägsystemen gehörenden Zickzackbandes (Reihe I, 3). Wie wenig die Bodensee-Pfahlbauformen und die Glockenbecher mit dieser Entwickelung zu tun haben, sehen wir Reihe V, 1—2; es sind beides die Produkte einer selbständig erwachsenen Kultur und anderer Bevölkerung. Von Interesse ist nur der durchgreifende Einfluss, den die Form und teilweise auch Dekoration des Glockenbechers auf die Ausläufer der Schnurkeramik gehabt hat, wie wir sie in Vinelz (Reihe V, 3), Urmitz und den Brandurnen von Heckkathen sehen, zu deren Abbildung der Raum mangelt.

Aus dieser Entwickelungsreihe der Keramik haben wir nun deutlich sehen können, dass es zwei fest in sich gefügte wohl ausgebaute Kulturen, ganz bestimmten Bevölkerungen von verschiedenen Lebensgewohnheiten angehörend, gewesen sind, welche unablässig durch eine lange Entwickelungsreihe aufeinander eingewirkt haben und wenn wir die Sitze dieser Bevölkerungen von unserem Untersuchungsgebiet ausgehend betrachten, so sehen wir die schnurkeramischen Gräber in engster Fühlung

mit den bandkeramischen Niederlassungen. Ehe wir nun den Schluss aus der langdauernden gegenseitigen Kultureinwirkung ziehen, dass beide Bevölkerungselemente gleichzeitig unsern Boden bewohnten, wäre zu untersuchen, wie sich dieses Verhältnis in den anderen Gebieten, wo beide Bevölkerungen Reste hinterliessen, gestaltet. Ich habe die Siedelungen der Bandkeramik und die Gräber der Schnurkeramik in eine das gemeinsame Gebiet umfassende Karte eingetragen und ausgehend von meiner schon früher[1]) ausgesprochenen Wahrnehmung, dass die bandkeramische Ackerbausiedelung stets von der Nähe des Wasserweges, hochwasserfreier Lage und waldfreiem Löss abhängig ist, während die Schnurkeramik zwar diesen Ansiedelungen folgt, aber eine weit grössere Unabhängigkeit von diesen dem Ackerbau der Steinzeit unentbehrlichen Bedingungen aufweist, in dieselbe Karte die Ausbreitung der Lössbildungen in Mitteleuropa eingetragen.

Zunächst wäre das Ausbreitungsgebiet der Bandkeramik in Mitteleuropa nach Wohnplätzen und Gräberfeldern und das der Schnurkeramik nach den Gräberfunden (in Wohnstätten finden sich nur einzelne Stücke) in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Die Einträge sind nach der vorhandenen Literatur, von der ausser P. Reinecke, Götze, Grössler, Höfer, Kossinna, Much, Beltz, Schumann, Pič, Cervinka, Teutsch, Hörnes, Hubert Schmidt, Köhl, Mehlis, Schumacher, Walter, v. Weinzierl, H. Seeger in bekannten Publikationen zu nennen sind, gemacht. Einzelangaben verdanke ich den Herren K. Hagen, Prof. Deichmüller, Dr. Zschiesche, G. Kossinna, M. de Puydt, A. Götze, R. Beltz, P. Bartels, H. Seeger, R. von Weinzierl, Geheimrat E. Wagner, G. Steinmetz, C. Pfaff und der Altertumssammlung Stuttgart. Die Einzelfundorte sind auf der Rückseite der Karte eingetragen.

Wir sehen hier, wie die Siedelungen der Bandkeramik mit noch einheitlichem Formenschatz der Ornamente (†) ihren Ursprung in den Donauländern nehmen und wie es die Wasserstrasse der Donau ist, die den neues Ackerland suchenden Kolonisten die Wege weist. Wie im Heimatland sind es die Hochufer der Flüsse, denen die Siedelungen nachgehen. In Galizien sind es die Seitenflüsse, des Dnieper, namentlich Sereth und Nicztawa, in Rumänien Pruth und Prahova, in Siebenbürgen die Maros mit ihren Seitenflüssen, der Altfluss und der Szamos, in Ungarn Donau und Theis, Temes, in Serbien die Morawa, in Syrmien Drau und Vuka, in Bosnien die Bosna, denen sie folgen. Niederösterreich mit den Siedelungen am Kamp trägt noch vollständig ostdonauländischen Charakter und folgt ihm auch später mit der Bemalung. Hier scheiden sich nun die Wege der Kolonisten. Der eine starke Strom zieht marchaufwärts nach Mähren, um die Ufer aller ihrer Seitenflüsse zu besetzen. Hier finden sich zuerst Unterschiede in den keramischen Mustern, die die einzelnen Siedelungen bevorzugen. Die einen kultivieren mehr die linearen,

1) Mitt. der Anthrop. Gesellsch. in Wien 1905, Bd. XXXIV.

die andern mehr die Stichverzierungen ⌖, wenn es auch nicht an Siedelungen fehlt, die beide Arten pflegen. Die nachdrängenden Einwanderer übersetzten nun die Wasserscheide nach den Quellflüssen der Elbe, der die Siedelungen jetzt bis zum Durchbruch der Elbe durchs Erzgebirge folgen. Im mittleren Böhmen ist es nur der Unterlauf der Moldau und die Beraun, dann noch die Eger, deren Hochufer sie tragen, in der Keramik der Verteilung und dem Charakter Mährens folgend. Einem späteren Nachschub verdanken die schlesischen Siedelungen ihren Ursprung, der bei Troppau die Wasserscheide nach der Oder überschreitet. Durch die böhmisch-sächsische Pforte geht der Besiedelungsstrom elbabwärts nach der Leipziger Tieflandsbucht und dem Saalegebiet, wo er sich an den Rändern des Mittelgebirges und Harzes aufstaut und eine ausgebreitete sesshafte Kultur entwickelt. Der Charakter der Keramik besteht auch hier wesentlich in linearen und Stichreihenmustern, häufig gemischt, wenn wir von den späteren Umbildungen absehen. Der zweite Besiedelungszug geht donauaufwärts mit spärlichen Siedelungen bis Regensburg, dessen Bedeutung hauptsächlich darin liegt, dass zum erstenmal hier neben originalostdonauländischen Mustern wie in Lengyel und reichlicher Stichreihenverzierung dic Strichreihenornamente des südwestdeutschen Hinkelsteintypus mit weisser Füllung auftreten. Diese meist rhombischen Anordnungen drücken von da an in Südwestdeutschland diesem Typus ihren besonderen Stempel auf. An vereinzelten Siedelungen in versprengten Ackerbauinseln, wie Nördlingen, führt der Weg durchs Lonetal mit der Bocksteinhöhle über die Wasserscheide nach der Fils und dem Neckar, wo sich grosse Ackerbaugebiete eröffnen. Das weite Hügelland zwischen Odenwald und Schwarzwald mit Cannstatt, Heilbronn, Grossgartach ward nun der Sitz intensiver bodenständiger Kultur, die neben dem mitgebrachten Gut unter neuen Einflüssen lokale Typen von hervorragender Schönheit schuf. Die Grundlage der Umbildungen bilden die Strichreihenmuster, veredelt durch den strengen Stil schnurkeramischer Proportionen. Wir sehen hier in denselben Dauersiedelungen die ganze Entwickelungsreihe der Formen sich ausleben und nebeneinander hergehen. Die nächste Entwickelung führt ins Rheintal, wo beide Hochufer des Oberrheins, besonders aber das linke, dicht besiedelt werden. Ähnlich günstige Besiedelungsgebiete wie das Grossgartacher Gebiet bilden Rheinhessen, das Untermaingebiet und die Wetterau, wo der zweite Besiedelungszug sein Ende findet. Wir dürfen uns aber diese Wanderungen nicht als einmaligen Auszug einer grösseren Volksmasse vorstellen; nach Art aller ackerbautreibenden Landsucher verliess der Bevölkerungsüberschuss der älteren Kulturgebiete in grösseren Zwischenräumen die heimatliche Scholle und jeder Nachschub brachte die heimische Bauernkunst, die Linearkeramik mit, so dass wir dieselbe in Frankenbach, einer der ersten Stationen mit schwarz-weiss ausgestatteten Hinkelsteinstrichreihen, mit der ältesten westdeutschen Mischform zusammen, in Monsheim noch die jüngsten Formen, den Niersteiner Typus überlagernd antreffen. Diese Schiebungen der neolithischen Bevölkerung in Rheinhessen geben eine interessante Erklärung für die Kurz-

lebigkeit der dortigen Niederlassungen und die dadurch bedingte Einseitigkeit der keramischen Erzeugnisse[1]).

Für diese Kurzlebigkeit mancher Siedlungen in Rheinhessen besteht jedoch noch ein weiterer Grund. Es ist dort der Endpunkt des Kolonistengebietes. Taunus und Hunsrück schliessen hier die Pforte. Nicht nur ging für die neuen Nachschübe das freie Ackerland enge zusammen, sondern wir sehen auch vom thüringischen Siedelungsgebiet über die Wasserscheide des Eichsfeldes ins Wesergebiet und von da in die Quellgebiete des Mains und seiner nördlichen Zuflüsse den dortigen Bevölkerungsüberschuss vordringen. Dingelstedt, Schinditz an der Werra, Münnerstadt an der fränkischen Saale bezeichnen Stationen dieses Weges und wir sehen jetzt die südwestdeutschen Stationen mit echt mitteldeutschem Rössener Typus überschwemmt. Ein Teil der Siedelungen des elsässischen Oberrheins sind wohl dem Ausweichen der älteren Ansiedler gegen den Druck der mitteldeutschen Nachschübe zu verdanken.

Alle diese Ackerbauzentren sehen wir nun mit Ausnahme der linksrheinischen auf unserer Karte von dichten Grabhügelgruppen der Schnurkeramik umlagert und doch findet sich in keiner ihrer Wohnstätten auch nur eine Scherbe echter Schnurkeramik. Nekropolen, wie auf dem Heuchelberg, in Sinsheim und Helmsheim deuten auf lange Dauer der Anwesenheit auf demselben Platz. Aber auch weit um diese Gebiete zerstreut, wo kein neolithischer Ackerbau zu finden, wenn die Gegend nur wegsam war, finden wir schnurkeramische Einzelgräber. Es bestanden für beide Bevölkerungen also verschiedene Lebensbedingungen und doch sehen wir sie in engster Fühlung zueinander. Weiter als bis zur Isar und oberen March sind diese Einzelgräber jedoch nicht vorgedrungen und in Schlesien haben sie die Oder so wenig überschritten als westlich den Rhein. Diesem recht klar hervortretenden Gegensatz zwischen friedlicher Ackerbausiedelung und bewaffneter Beherrschung der Höhen und Überlandwege stellt sich nun noch eine weitere Siedelungsform an die Seite, es sind dies die Pfahlbaudörfer.

---

1) Ausgehend von einer dieses Verhältnis zeigenden, gemeinsam mit Herrn C. Köhl ausgeführten Grabung in Monsheim hat jüngst C. Mehlis in den Präh. Bl. 1906, Nr. 2 nach Wiedergabe der bekannten Köhlschen, auf dessen rheinhessischen Funden beruhenden neuesten Chronologie: 1. Hinkelsteintypus, 2. Rössener Typus, 3. Spiralbandkeramik, folgende feierliche Erklärung veröffentlicht: „Mit diesen und einer Reihe weiterer Versuche ist der Sieg der Ansicht von Herrn Dr. Köhl über die chronologische Aufeinanderfolge der obigen drei keramischen Perioden entschieden gegenüber der gegenteiligen von Hofrat Dr. Schliz-Heilbronn, der das Nebeneinander derselben als das richtige in Wort und Schrift aufgestellt hat. — Auf Wunsch des Präsidenten der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft wird hiermit das Sachverhältnis ausdrücklich bezeugt vom „Unparteiischen“ Dr. C. Mehlis-Neustadt. Es genügt wohl, diese „unparteiische“ Erklärung des Hrn. Mehlis in einem wissenschaftlichen Blatt hier niedriger zu hängen.

Die Berechtigung des Hrn. Dr. Köhl, aus seinen Ausgrabungsergebnissen bestimmte chronologische Folgerungen für Rheinhessen zu ziehen, habe ich ausdrücklich anerkannt, aber ebenso nachdrücklich muss ich gegen deren Ausdehnung auf das neolithische Gesamtgebiet Einsprache erheben.

V. Pfahlbauten und Glockenbecherbevölkerung.

Von beiden sich bisher in das Land teilenden Bevölkerungen sehen wir — offenbar unter bestimmtem äusseren Druck — vereinzelt die Siedelungsform des Pfahlbaues erwählt, von der der Bandkeramik die Pfahlbauten von Schussenried, Mondsee und Laibach angehören, erstere mit nüchterner Nachbildung der Nierstein-Heidelberger Motive in linearer Technik, die letzteren mit Belebung linearkeramischer Kreis- und Bandsysteme durch Ausführung in Rössener Technik — der Schnurkeramik die Siedelungen am Bieler und Neuenburger See von Vinelz, Sütz und Lattrigen mit Abschwächung der edlen Becherform in teilweise recht plumpe schnurverzierte Töpfe. Parallelerscheinungen dieser Art finden wir in den Schnurbechern von Urmitz und Heckkathen. Bruchstücke beider Kulturen aus deren Schlussperiode finden wir am Bodensee, solche der Niersteiner in den Pfahlbauerndörfern vom Michelsberg und bei Mainz.

Ein eigentliches Zentrum der Pfahlbausiedelung mit ganz veränderter Kultur- und Formengebung sehen wir jedoch in der Südostecke unseres Gebietes mit einer ohne jede Abhängigkeit von Bandkeramik oder Schnurkeramik selbständig erwachsenen Formengebung sichtlich einer ganz anderen Bevölkerungsgruppe angehörend als die bisher erwähnten. Es ist das Seengebiet des Nordabhanges unserer Alpen, welche sie tragen, der Zürich-, Pfäffiker-, Greifen-, Zuger-, Baldegger-, Inkwyler- und Bodensee. Von ihnen ausgehend finden wir einzelne vorgeschobene meist befestigte Landansiedelungen längs des Rheinlaufs, bei Strassburg, Bühl, Neustadt, Landau, Schierstein, Oberolm, Mainz, Alzey, Bingen, Urmitz mit Vorstössen ins Neckargebiet mit Michelsberg, Neckarsulm, Goldberg bei Bopfingen.

Zerstreut über das ganze Gebiet unserer Karte finden wir Gräber und Einzelfunde der Glockenbecherbevölkerung, internationale schweifender Horden, halb Händler und halb bogenbewaffnete Nomaden mit dem Ausgangspunkt in den Dolmen der Bretagne und festeren Sitzen bei Worms, der Haltestation so mancher Bevölkerung auf ihrem west-östlichen Siedelungszug und in Mähren dem fruchtbaren Sammelquartier nord-östlicher Völkerzüge. Wohl manche dieser Grabgefässe sind von anderen Bevölkerungen übernommenes Handelsgut.

VI. Die geologische Unterlage der neolithischen Besiedelung.

Welches sind nun die Gründe, dieser so verschieden verteilten Besiedelungsweise, wo kamen die Bevölkerungen her und wohin sind sie gekommen, wie teilen sich die vier oder wenn wir die nordwestliche (Megalith-) Gruppe hinzunehmen, die fünf Bevölkerungsgruppen in die Zeitfolge?

Diese Fragen wollen wir an der Hand der geologischen Einträge in unsere Karte zu beantworten versuchen. Es ist dies eine Karte der Ausbreitung der Lössbildung in Mitteleuropa, zusammengetragen aus verschiedenen Einzelkarten unter Zugrundelegung der Lepsiusschen

Übersichtskarte und mit freundlicher Förderung durch Prof. E. Fraas, Dr. E. Schütze und Prof. Sauer in Stuttgart, welchen ich jedoch keine Verantwortung für meine Ausführungen zuschiebe. Es ist nicht überall gelungen, den eigentlichen Löss vom ungegliederten Quartär zu scheiden, diese Formationen sind meist kartographisch gleich eingetragen, die Differenzierung geht jedoch leicht aus folgenden Ausführungen hervor:[1])

Die Lössbildungen, welche hier in Betracht kommen, sind jungglaciale Oberflächenbildungen, entstanden während der letzten Vereisung durch Ablagerung der durch Gletscherarbeit aufbereiteten Bodenbestandteile auf den Quartärschottern und nachträgliche Verlagerung und Aufstauung am Rande der die alten Stromsysteme begrenzenden Bergzüge durch äolische Einwirkung des während der Vereisung im Vorland herrschenden trockenen Steppenklimas. Grosse Gebiete quartärer lössartiger Ablagerungen wie in Ungarn und der norddeutschen Tiefebene mögen durch Bildung von Staubecken entstanden sein, welche den feinen Abhub der kalkhaltigen Grundmoräne in sich aufnahmen und ausbreiteten. Nach der Trockenlegung durch Vertiefung der Flussgerinne begann die Umlagerung und Aufstauung des durch Einwirkung heftiger unter dem Einfluss eines ungemein trockenen Steppenklimas hervorgegangener Luftwirbel weiter aufbereiteten Tieflandbodens an den Gebirgsrändern durch Verwehung und damit entstanden die Grundzüge der jetzigen Oberflächengestaltung in den Lössgebieten. Die Lössbildung ist daher zeitlich abhängig von dem Stand und Rückgang der letzten Vereisung und dem durch dieselbe herorgerufenen trockenen Steppenklima. Nun nimmt die Intensität der Vergletscherung an den Mittelgebirgen und den Alpen in gleicher Weise von Westen nach Osten ab, so dass zu einer Zeit, in welcher die Gletscherlinie im Norden noch nahe an die deutschen Mittelgebirge heranreichte, im Osten nur noch geringe Gletscherspuren übrig geblieben sind. Es war also der geologische Vorgang, welcher zur Lössbildung führte, im Osten (Ungarn und Siebenbürgen) bereits vollendet, als er im Norden noch im vollen Werden begriffen war. Ebenso ist das von der Mächtigkeit der Gletscherbildungen abhängige trockene Steppenklima im Norden noch in voller Wirkung als im Südosten schon die Herrschaft der Steppenwinde gebrochen war und ein gemässigtes regenreicheres Klima eingesetzt hatte.

Löss ist nun die einzige Bodenformation, welche intensiven Ackerbau mit primitiven Werkzeugen erlaubt, und das Gedeihen der Bodenfrüchte von pluvialer Bewässerung und gemässigt warmer Luft abhängig. Je unvollkommener die Werkzeuge der Bodenbearbeitung und je spröder und brüchiger das Material derselben war, desto mehr war die Entwickelung eines Ackerbauvolkes an diesen Boden und diese klimatischen Bedingungen gebunden. Nun sehen wir auf der Karte, wie überall die Siedelungen des Ackerbauvolkes der Bandkeramik sich mit dem Vorhandensein der Lössablagerungen decken,

1) Vgl. hierzu: Penck, Mensch und Eiszeit, Archiv f. Anthr., Bd. XV; Wahnschaffe, Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes; Gürich, Geologische Karte von Schlesien; A. Sauer, Die äolische Entstehung des Löss am Rande der norddeutschen Tiefebene, Ztschr. f. Naturwiss. LXII.

und zwar ist es überall der äolische an den Gebirgsrändern und am Rand der Flussrinnen aufgestapelte Löss, welcher sie trägt. Überall wo bandkeramische Ackerbausiedelungen in grösserer Zahl auftreten, können wir für ihren Ackerboden den äolischen Ursprung des Löss nachweisen. Bedingung für die Anlage der Siedelungen war ausser dieser Bodenbeschaffenheit hochwasserfreie Lage und das Vorhandensein des Wasserweges, denn auch die Fülle ihres Kulturgutes weist auf ein schiffahrendes mit dem Mittelmeerbecken in dauernder Verbindung lebendes Volk. Wo diese drei Bedingungen zutreffen, da finden wir auch Siedelungen mit Bandkeramik und es trifft dies so unbedingt zu, dass, wo der Karteneintrag eine bandkeramische Siedelung mitten im Gebirge oder ackerbaufremden Gestein einsetzen liess, sich beim geologischen Eintrag auch die Lössinsel dazu fand, wie in Butmir, Laibach, Nördlingen, der Hesbaye in Belgien und an den Quellflüssen der Beraun in Böhmen. Das einzige ausschliessliche Ackerbauvolk, welches unsere Karte aufweist, ist das der Bandkeramik und wenn nicht schon unsere archäologischen Erwägungen uns auf die Entstehung dieser Kultur in den östlichen Donauländern und das Fortschreiten derselben mit der Milderung des westlichen Klimas von Osten nach Westen hingewiesen hätten, so müssten es unsere geologischen tun. Auch die Entwickelung der neuen Kulturzentren im Neckarhügelland, Rheinhessen, Wetterau, im Marchgebiet, Niederösterreich, dem oberen Elbe- und Oderlauf, der sächsisch-thüringischen Tieflandsbucht finden geologisch in den dortigen ausgedehnten Lössgebieten ihre hinreichende Erklärung.

Damit soll nicht gesagt sein, dass wir jetzt die Ackerbauländer an der unteren Donau — die Urheimat eines so ausgesprochenen Ackerbauvolkes — als die Urheimat der Indogermanen zu betrachten hätten, aber es liegt auch lediglich kein Grund vor, diesem Volk den indogermanischen Ursprung abzusprechen. Hubert Schmidt hat in seiner Arbeit über Tordos nachgewiesen, dass zur ostdonauländischen Steinzeitkultur zwei Kulturkreise mit verschiedenen Kunstformen mitgewirkt haben, von denen der alteuropäische als der ältere zu betrachten ist, aber auch wenn die archäologischen Gründe für den indogermanischen Ursprung der ostdonauländischen Steinzeitbevölkerung nicht ausreichten, so müssten es die anthropologischen tun.

VII. Anthropologischer Vergleich der Bevölkerungen.

Aus der Tatsache, dass sowohl im Norden, im Gebiet der Megalithkeramik, wie im Südosten, dem der Bandkeramik die gleiche Erdbestattungsform, die des liegenden Hockers vorherrscht, möchte ich zwar noch nicht wie Forrer Beweise für das Verbreitungsgebiet der Indogermanen suchen, dazu haben wir zu viele Beispiele gestreckter Beerdigung im gleichen Kulturkreis mit gebeugter und gebeugter im fremden, — ich halte die Sitte des Einhüllens in die Matten des Lagers und Zusammenschnürens der Leiche, die in dieser Körperhaltung nur auf der Seite liegen bleiben kann, für eine den Sarg ersetzende Vorbereitung für die spätere feierliche Bestattung, für eine Volksgewohnheit, welche

überall für sich aus praktischen oder auch, wie Schötensack will, aus animistischen Gründen enstanden sein kann — aber die somatische, namentlich die Schädelbeschaffenheit der erhaltenen Skelette erlaubt keinen Zweifel an der ursprünglichen Zusammengehörigkeit der nordischen und donauländischen Steinzeitbevölkerung. Es ist hier nicht der Ort zu einer eingehenden kraniologischen Abhandlung, für eine solche habe ich seit Jahren Material gesammelt und werde die Zusammenhänge und trennenden Merkmale der verschiedenen Bevölkerungselemente in nicht zu ferner Zeit eingehend vorführen können, ich will nur aus diesem Material einige der hier beweiskräftigen Typen vorführen. Vorauszuschicken ist, dass von den drei in Betracht kommenden Rassen, der nordeuropäischen, Mittelmeerrasse und dem brachycephalen homo alpinus, die letztere schon in der Steinzeit auch bei uns existiert, aber mit einem offenbar selbständigen nicht auf asiatische Einwanderung zurückzuführenden Ausgangspunkt von einem durch Mittelfrankreich von Oberitalien über die Alpen bis zur Bretagne ziehenden Strich, dass aber weder bei der schnurkeramischen noch bei der bandkeramischen Bevölkerung eine Spur von Mischung mit dieser Rasse nachzuweisen ist, dass die Mittelmeerrasse, auf deren Beteiligung wir bei einer anderen Bevölkerungsgruppe zurückkommen, zwei Formen von Dolichocephalie aufweist, die ovoide und ellipsoide, von denen nur die letztere zum Vergleich herangezogen werden kann. Da das Hauptunterscheidungsmittel von den nordischen Rassen, die dunkle Farbenkomplexion bei den Skeletten wegfällt, so bleiben als Skelettmerkmale die schmale, seitlich zusammengedrückte Kieferbildung, die hängenden, abwärts gezogenen Jochbeine und die Stirnbildung. Von den ersteren Merkmalen ist bei den Skeletten mit Bandkeramik und Schnurkeramik nichts vorhanden und auch die Stirnbildung der Mittelmeertypen unterscheidet sich deutlich von dem dieser Rassen durch eine rundbogige, gleichmässig in das Gesamtellipsoid übergehende Kurve, während der nordeuropäische Dolichocephale eine wenn auch schmale aber gerade abgeflachte Stirn hat, so dass die Ellipse in der norma verticalis vorn gerade abgeschnitten erscheint. Diese Wölbung der Stirn verursacht bei der Mittelmeerrasse das scheinbare Zurücktreten der Augenbrauenbogen, welche bei beiden Rassen ähnlich entwickelt sind, bei flacher Stirn aber vorzuspringen scheinen. Diese flache Stirnbildung zeigen die bandkeramischen Schädel so gut wie die nordischen und zwar am stärksten die der Megalithbevölkerung (Schädel von Blengow, Mus. Schwerin). Die einzige Annäherung an Mittelmeerformen ist die, dass die Modellierung eine weichere, die Härten mildernde, aber Einzelheiten feiner ausarbeitende wird. Es fängt dies schon bei den Schädeln von Rössen an, findet sich auch an schnurkeramischen Schädeln und ist an bandkeramischen besonders zu beobachten. Es ist dies der äussere Ausdruck der mit der Entwickelung der Kultur einhergehenden feineren Ausbildung des Gehirns.[1]) Schädel von deutlich

1) P. Bartels hat in zwei Gräberfeldern mit verschiedenen Arten bandkeramischer Beigaben (Hinkelsteintypus-Worms, Linearkeramik-Flomborn) zwei verschiedene Typen von Schädeln nachzuweisen versucht. Nach persönlicher Mitteilung ist er jedoch nicht

anderer Rasse sind die frühbronzezeitlichen vom Adlerberg bei Worms oder Schädel der Glockenbecherbevölkerung, wie ich einen von Wahlwies am Stockach unten abbilde. Vergleichen wir aber die Schädel von Lengyel einerseits mit den rheinischen, Heilbronner, Canstatter bandkeramischen, andererseits mit denen des schnurkeramischen Kulturkreises, so tritt die Rassenverwandtschaft auf den ersten Blick hervor. Ich bilde hier einen Schädel von Heilbronn (Hinkelsteingrabfeld) und einen von Rössen,[1]) dann einen schnurkeramischeen von Grossgartach (nur in Seitenansicht darstellbar) und einen solchen von Gross-Czernosek in Böhmen[2]) und als Gegensatz einen der Glockenbecherbevölkerung von Wahlwies[3]) in Baden ab. Zum Vergleich dienen folgende Masse:

	Heilbronn	Rössen	Gross-Gartach	Gross-Czernosek	Wahlwies
Grösste Länge . . .	19,3	18,8	19,0	19,2	17,5
Grösste Breite . . .	13,3	13,4	13,8	13,6	15,3
Kleinste Stirnbreite.	9,4	9,4	10,2	9,9	10,0
Ohrhöhe	11,7	12,4	11,2	12,3	12,1
Gesichtsbreite . . .	10,0	10,0	—	9,0	9,5
Obergesichtshöhe . .	6,4	6,3	6,6	5,9	6,7
Längenbreitenindex .	68,8	71,28	72,63	70,83	87,43
Längenhöhenindex .	60,6	65,95	58,09	64,06	69,70
Obergesichtsindex .	55,93	63,0	—	65,5	70,5

Wir sehen, dass bei den vier dolichocephalen Schädeln der Schnur- und Bandkeramik die Längen- und Breitenmasse des Schädels nahezu übereinstimmen, sie sind auch sämtlich Flachschädel mit Schmalgesichtern. Der von Grossgartach schliesst sich den anderen in der Gesichtsbildung an, wenn auch mangels des linksseitigen Gesichtschädels kein Index zu erreichen ist. Wir sehen bei allen die schmale und dabei flache Stirn, in fein modelliertem Bogen ansteigend, den gleichmässigen flachen Bogen des Scheitelgewölbes bis zum Lambda und das rundgewölbte

---

mehr geneigt, diese Unterscheidung auf Rassenunterschiede auszudehnen. Ich habe die Schädelreihen selbst gesehen und habe nur den Gesamteindruck bekommen, dass die Wormser Schädel mehr zur weiblichen, die Flomborner mehr zur männlichen Bildung hinneigten. Was wirkliche Rassengegensätze sind, zeigen am besten die dabeistehenden Adlerberger Bronzezeitschädel. Mit dem Übereinanderphotographieren zum Zweck wissenschaftlichen Beweises kann ich mich nicht befreunden. Ein einziger scharf geprägter wandstarker Schädel kann einer ganzen Reihe stärkeren Ausdruck verleihen und ebenso im anderen Sinne ein Vorwiegen weiblicher Schädel, die sich bei nicht waffentragender Bevölkerung an sich schwer aussondern lassen. Da wir das Recht haben, diese steinzeitlichen Siedelungen als von Sippendörfern ausgehende Kolonistennachschübe zu betrachten, so sind feinere Unterschiede im Gesamttypus der einzelnen wohl auch nicht gleichzeitig angelegten Siedelungen leicht zu erklären.

1) Museum für Völkerkunde, Berlin.

2) Sammlung v. Weinzierl, Teplitz.

3) Grossherzogl. Altertumssammlung Karlsruhe.

Hinterhaupt. Ebenso finden wir überall dasselbe Schmalgesicht mit weiten eckigen Augenhöhlen und die alveoläre Prognathie des

Abb. VIII.

Heilbronn — Hinkelsteingräberfeld.

Abb. IX.

Rössener Gräberfeld.

Oberkiefers. Alle diese Eigenschaften finden wir auch an den bandkeramischen Schädeln von Lengyel, von denen Virchow 1890

hervorhob, „dass keine arische Bevölkerung schönere Formen hervorgebracht hat und dass unter allen lebenden Stämmen nur die nordarischen

Abb. X.

Grossgartach — Schnurkeramischer Grabhügel.

Abb. XI.

Gross-Czernosek — Schnurkeramisches Grab.

eine nähere Verwandtschaft erkennen lassen. Ebenso ist unter diesem Material nicht ein Bruchstück, welches den Eindruck macht, als hätte der

ehemalige Inhaber auch nur einer Mischrasse angehört." Denselben Eindruck machen alle Schädel dieser beiden Gruppen. Charakteristisch ist die Einheitlichkeit des Schädelbaus bei der einzelnen Gruppe und ebenso die Verwandtschaft beider.

Schliessen wir an diesen anthropologischen Exkurs noch die somatische Beschaffenheit der Pfahlbaugruppe an, so finden wir die selbständige Stellung, welche sie stilistisch eingenommen hat auch anthropologisch bestätigt. Dass die Schädel von Chamblands brachycephal sind, wissen wir. Dagegen geben die Schädel vom Michelsberg bei Untergrombach und von Mundolsheim einen interessanten Ausblick. Sie sind dolichocephal aber typisch ovoid. Hier haben wir eine ausgesprochene Anlehnung an die

Abb. XII.

Wahlwies — Glockenbechergrab.

Mittelmeerrasse, Schädelformen wie sie sich in der ganzen Schnurkeramik und Bandkeramik nicht finden. Dass diese mehr birnenförmige Ausbildung des hinteren Drittels der Schädelkapsel auch einem brachycephalen Einschlag in einem langköpfigen Stamm zugeschrieben werden kann, soll nicht unerwähnt bleiben. Interessant ist hier zum Vergleich das Langgesicht bei dem brachycephalen Schädel von Wahlwies, ein Beweis der Rassenmischung.

VIII. Die Urheimat und die Zeitfolge der Besiedelung.

Die anthropologischen Ergebnisse drängen notwendig die Frage nach dem Ursprungsland dieser verschiedenen Bevölkerungsgruppen, namentlich der beiden Hauptgruppen und der Zeitfolge auf, in welcher sie auf unserem Boden erschienen, beziehungsweise, was später aus ihnen geworden ist. Mit dieser Frage identisch ist ja wohl die nach der

Urheimat der Indogermanen, welche wir zum Schluss an der Hand unserer Karte geologisch wenn auch nicht beantworten, aber doch beleuchten wollen.[1])

Wir müssen hier weiter zurückgreifen. Wenn wir von dem noch älteren diluvialen Menschen von Taubach, Gera, Thiede usw. absehen, so finden wir in der letzten Zwischeneiszeit an der Schussenquelle, am äussersten Rand der Vergletscherung, den paläolithischen Menschen mit seinen Jagdtieren namentlich dem Ren. Ähnliche Spuren desselben finden sich im Kesslerloch bei Tayingen, in Westeregeln und Thiede in Braunschweig. Überall hat hier die letzte Übereisung den Menschen später wieder vertrieben, nur an der Ostküste von Schleswig, Jütland und der dänischen Inseln zeigen mächtige Abfallhaufen von einer Kultur, welche in den ältesten Schichten sich an die Rentierzeit anschliesst, während die jüngsten die ersten Werkzeuge neusteinzeitlicher Kultur enthalten. Hier am Rande der See hat im Norden die Natur dem Menschen die Mittel gewährt, die Eiszeit zu überdauern. Aber weder planmässiges Aufziehen von Ernährungstieren oder planmässiges Aussäen von Ernährungspflanzen gestattete das Klima. Dagegen eröffneten sich mit dem Zurückgehen der Vereisung und dem Entstehen der Steppengebiete weite Jagdgründe, welche freiere Wahl der Wohnplätze und eine Trennung der zunehmenden Bevölkerung in Stämme gestattete. Damals schon sind Ableger des nordischen Urstammes längs des Randes der letzten Vereisung als schweifendes Jägervolk nach Osten gewandert und in Gebiete gelangt, in welchen ein milderes Klima und ein von der Natur wohlvorbereiteter Boden planmässiges Ziehen und Veredeln von Nahrungspflanzen und das Zähmen und Züchten von Haustieren gestattete. Den grossen Schiffahrtsweg der Donau lernten sie bald als Wasserstrasse benutzen und diese brachte sie in Berührung mit Menschen älterer, in anderen klimatischen Verhältnissen bereits gross gewachsener Kultur, deren Ursprungsland weiter im Osten lag. Hier fand nun die Aufnahme all der Ornamente in die Kunstübung der zur Sesshaftigkeit gelangten Einwanderer statt, welche freies Spiel der Phantasie und Verwendung beliebiger Motive gestatteten. Aber so weit auch das waldfreie Gebiet der Donauländer erscheint, die Grassteppe und die wohl auch noch bestehenden Überschwemmungsgebiete liessen für die Bodenkultur mit Hacke und Steinpflug nur die Lössanwehungen an den Hochufern der Flusstäler geeignet erscheinen. Allmählich ergab sich das Bedürfnis nach Ackerbaukolonien. Die Wasserstrasse der Donau wies den Weg und überall, wo die drei Grundbedingungen zur Anlage einer Siedelung gegeben waren: Nähe des Wasserweges, waldfreier Löss und freie Lage wurde das Kolonistendorf gegründet. Aber das Land, in welches der Bevölkerungsüberschuss der Ostdonauländer einwanderte, war nicht unbesetzt. Auch hier hatte die Milderung des Klimas das Heranwachsen volkreicher

1) Da hier keine Streitfrage zum Austrag kommen soll, so nehme ich auf die bekannten Publikationen von G. Kossinna, P. Höfer, A. Götze, Hubert Schmidt, P. Reinecke, M. Much, L. Wilser, M. Hörnes, K. Helm nicht im einzelnen Bezug und begnüge mich, hier auf dieselben hinzuweisen.

Stämme gestattet, von denen wir uns die direkten Nachkömmlinge des Urstammes, die Megalithbevölkerung, als Viehzüchter mit beschränktem Ackerbau denken müssen. Bei dem grossen Landbedürfnis dieser Wirtschaftsform fanden hier die Ackerbaukolonisten, auch wo Löss vorhanden war, keine Aufnahme, dagegen hatte sich schon früh von dem nordischen Urstamm ein Stamm abgezweigt, der in Mittel- und Südwestdeutschland die jagdtierreichen Wälderstrecken in Besitz nahm und auf den Höhen bewaffnete Wacht hielt. Mit ihnen hatten sich die Einwanderer abzufinden. Sie sind die Herren geblieben, während die bandkeramischen Einwanderer wohl in ein Schutzverhältnis zu ihnen traten. Wir haben vorn gesehen, dass der gegenseitige Einfluss auf die Verzierungsweise der Gefässe ein langes Nebeneinanderleben voraussetzt. Wie wir gesehen haben, war anfangs der Einfluss der gegenseitigen Kulturformen aufeinander ein erspriesslicher. Es entstanden in den aufblühenden Niederlassungen Kunstformen wie der Grossgartacher, Heidelberger, Niersteiner, im Norden der Rössener Stil. Auf die Dauer scheint jedoch den Ackerbaukolonisten der Druck des höhenbeherrschenden Herrenvolks zu stark geworden zu sein, sie verliessen ihre Dörfer sichtlich in geschlossenem Auszuge, denn die Hütten der grossen Grossgartacher Niederlassung sind verlassen, nicht zerstört worden und wenn wir uns mit Namen abgeben wollen, können wir annehmen, dass aus den die Donau wieder zurückflutenden Kolonisten die Vorfahren der Italiker, aus den rheinabwärts ausweichenden die der Kelten geworden sind. Nur ein kleiner Teil blieb an abgelegenen Punkten sitzen und pflegte alte Kultur in bescheidener Weise fort, so in Schussenried und am Mondsee, andere wurden von der Pfahlbaubevölkerung der Seen am Nordabhang der Alpen und ihren vorgeschobenen Posten im Rheintal aufgenommen. Mit diesem, einem nicht indogermanischen, eine eigene selbständige Kultur pflegenden Stamme entsprossenen Bevölkerungselement, das wohl lange schon in seinen gesicherten Wasser- und Bergfestungen neben der Bevölkerung der anderen Gruppen gehaust hatte, stand die schnurkeramische Bevölkerung noch eine Zeitlang in Kulturbeziehungen. Die Wohnungen mit Michelsbergtypus in dem befestigten Urmitz neben Gräbern mit Schnurbechern, die vorn beschriebenen Funde der gleichen grossen Gebrauchsgefässe, Backteller usw. in der dem Schluss der Schnurkeramik angehörenden Brandschicht eines der Heuchelberggrabhügel deuten darauf hin. Aber auch die Macht dieses Herrenvolkes ging ihrem Ende zu. Nachdem das Land zur „Wüste", d. h. ackerbaulos geworden, schlugen sie sich noch eine Zeitlang mit den reisigen Bogenschützen der Glockenbecherbevölkerung herum, die von ihrem Vorposten in Rheinhessen aus das Land durchstreiften und teilten schliesslich das Schicksal der bandkeramischen Bevölkerung. Ein Stamm von ihnen hat in den Pfahlbaustationen der Westschweiz am Bieler und Neuenburger See Aufnahme gefunden. Es sind wohl die Völker der hereinbrechenden Bronzezeit gewesen, vom Westen die nicht indogermanische Bevölkerung vom Adlerberg bei Worms, vom Nordosten die indogermanischen Leute vom Aunjetitzer Typus, denen sie weichen mussten.

Erklärung zur Karte. (Tafel VI.)

A + Einheitliche Bandkeramik und Linearverzierung. Siebenbürgen: Tordos, Nandorvalya, Petersdorf, Czege, Klein-Schelken, Czaklya, Vajasd, Fugar, Vladhar, Bolholt, Dellelö, Bardocz, Honigberg, Kronstadt, Brenndorf, Erösd, Marienburg, Zeiden, Krizba, Hodmerödasarhely, Szarsebes, Heldsdorf. Ungarn: Temes, Valla Holczeragi, Ngirez, Doboka. Rumänien: Radosena, Manessi, Vadastra, Cucuteni. Bukovina: Szipenitz. Serbien: Barajevo, Jablanica. Bulgarien: Kotschular, Kermatlik. Slavonien: Vucedol, Esseg, Vinkavics, Djakovo, Pozega. Kroatien: Duino. Bosnien: Butmir. Galizien: Husiatyn, Liczkovice, Boryskowico, Horodenka, Suchistaw, Zanowczi, Wierzconiakowsky, Kozaczyzna, Bilcze. Niederösterreich: Grossweikersdorf, Hadersdorf, Palt, Wetzdorf, Oberhollabrunn, Raigern, Klein-Urban, Neudorf, Schletz. Mähren: Znaim, Kolicin, Sivice. Tvarozne, Nagar, Hradischt, Holubicz, Horakov, Obran, Masovic, Velehrad, Novasadeck, Maratitz, Oslawàn, Neudorf, Namest, Predmost, Vypustekhöhle, Grossmaispitz, Bohuslavice, Gröshlmauth, Retz, Vymysuce. Böhmen: Podbaba, Treboul, Vrbice, Kamenomost, Sarka, Hradisti, Brkolin-Stateniz, Smolniki, Bonckovicz, Havranik, Leitmeritz, Chrudimsku, Vokovic, Gr.-Czernosec, Teplitz, Badny, Liquitz, Pribran, Dobrisch, Kopyczyne, Obertyn, Drohobicz, Borsezkow, Czortkow. Schlesien: Troppau, Gaischwitz, Ottitz, Bschanz, Jordansmühl, Gnichwitz, Woischwitz, Glogau, Schöningburg. Sachsen: Lockwitz, Löbtau, Dresden, Eutritzsch, Cassabra, Cotta, Oschatz, Grossmiltitz, Pegau, Wiederau, Lauschwitz, Carsdorf, Kleinrössen, Pursten, Kaditzsch, Draschwitz, Döhlen, Lüttnitz, Görlitz, Hof, Röderau, Grödel, Nünchritz, Leckwitz, Birmenitz, Jessen, Mestelwitz, Seebschütz, Pröda, Priesa, Merschwitz, Mockritz, Neuostra, Tolkewitz. Thüringen: Hoym, Taubach, Gerbstedt, Riestedt, Oberwiederstatt, Niederhausen, Dederstedt, Zabenstedt, Weissenfels, Eckolstedt, Mittelhausen, Querfurt, Throtha, Erfurt, Andreasfeld, Gispersleben, Neudietendorf, Birchleben, Ettersburg, Halberstadt, Allstedt, Sondershausen, Greussen, Schinditz, Merseburg, Hettstedt. Braunschweig: Tröbsdorf, Dingelstedt. Hannover: Dimarden. Bayern: Würmsee, Münchshöfen, Unterissling, Regensburg, Glonn, Waltershofen, Kehlheim, Nördlingen, Eichelsbach, Heidingsfeld, Spessart, Wenigumstadt, Ruidhofen b. Männerstadt. Württemberg: Bocksteinhöhle, Cannstatt, Zuffenhausen, Hofmauer, Neckarsulm, Heilbronn, Frankenbach, Grossgartach, Osterburken. Baden: Heidelberg, Wieblingen, Ladenburg, Dossenheim, Rohrbach, Wiesloch, Jöhlingen, Bischoffingen. Elsass: Stützheim, Dingsheim, Ittenheim, Marlenheim, Dachstein, Oberhausbergen. Bodensee: Wangen. Pfalz: Wallböhl, Kirchheim, Flomborn, Wachenheim, Mölsheim, Osthofen, Monsheim, Schwabsberg, Frankental, Weinsheim, Hassloch. Hessen: Friedberg, Fauerbach, Heldenbergen, Schafheim, Biebrich, Ilbenstadt, Nackenheim, Eschborn, Windecken, Grossgerau. Belgien: Niva, Bassenge, Tourine, Omal, Framaset.

B ⊕ Getrennte Hinkelsteintypen. Niederösterreich: Grafensulz. Mähren: Hödnitz-Obran, Gröschelsmauth, Boluscavitz, Dunajevitz, Novosadek, Reckowitz, Neudorf, Raigern, Lösch. Böhmen: Kopisty, Vranany, Cemchovola, Radim, Premisl, Benatechy. Bayern: Regensburg. Württemberg: Heilbronn. Pfalz: Worms, Monsheim, Rheindürkheim.

C × Mischformen. a) Rössener Typus. Thüringen und Harz: Erfurt, Mittelhausen, Drosa, Nauendorf, Hundisburg, Hindenburg. Sachsen: Lockwitz. Böhmen: Kuttenberg, Czaslaw, Sarka, Bilin, Chrudim, Hostomitz. Mähren: Znaim. Vymysace, Gröschelmauth, Hradisko bei Krepitz. Niederösterreich: Retz, b) Niersteiner T. Pfalz: Albsheim, Mölsheim, Monsheim, Mainz, Mundenheim, Guntersblum, Kirchhein, Hernsheim, Nierstein. Hessen: Bierstadt, Friedberg, Schafheim, Grossgerau, Ostheim, Butterstadt, Wölfersheim, Schwabsburg, Windecken, Wiesbaden, Oberolm. Rhein: Bingen, Steeten, Urmitz. Baden: Heidelberg, Michelsberg, Rauenegg, Bodman, Nussdorf, Maurach. Elsass:

Eggisheim, Wolfisheim, Dingsheim, Marlenheim, Dachstein, Königshofen. c) Grossgartacher Typ: Grossgartach, Erstein und Hördt bei Strassburg, Friedberg in Hessen. d) Schussenrieder Typ: Schussenried, Schachen, Hartnegg, e) Ausläufer nach Osten: Bocksteinhöhle, Roseninsel, Würmsee, Mondsee, Attersee, Laibach, Marvas bei Esseg.

D O **Schnurkeramik.** Thüringen: Dederstedt, Farnstedt, Oberrissdorf, Rotenschirmberg, Volkstedt, Stedten, Wormsleben, Burgscheidungen, Dondorf, Gleina, Tröbsdorf, Kükenburg, Wüstenwesenstedt, Anger, Vippach, Achendorf, Allstedt, Einsdorf, Artern, Sangershausen, Halle, Lutdorf, Braunshain, Heuckwalde, Nautschütz, Nerkewitz, Cröbern, Nünchwitz, Hetzsch, Bornitz, Klotzsch, Stiebitz, Zauschwitz, Neschwitz, Merseburg, Aschersleben, Zilly, Niendorf, Hornsömmern, Buttstedt, Kirchscheidungen, Baalberge, Dorndorf, Ilbersdorf, Gützerberge, Schkopau, Dornstedt. Böhmen: Bylau, Roztoky, Beraun, Velim, Radim, Rivnac, Dobromeritz, Bernardice, Sarca, Klamorna, Roudnice, Lobositz, Bilin, Gr.-Czernosek, Holabic, Krzivenice, Cizkavic, Vinogrady, Hostomitz, Briesen. Schlesien: Puschwitz, Köben, Marschwitz, Peterwitz, Grosstschausch, Wilkowitz, Gnichwitz, Tinz, Klein-Ganden, Kleinburg, Friedeberg, Breitenau. Mähren: Hradisko, Naklo, Hajany, Krumlau. Untermain: Friedberg, Meerholz, Bonames, Frankfurt, Grossumstadt, Grossgerau, Wiesbaden, Grossostheim, Goldbach, Kleinostheim, Alzenau, Weigoldshausen. Hessen: Holzheim, Heppenheim, Jugenheim. Rhein: Urmitz. Neckarhügelland: Gemmingen, Rappenau, Wimpfen, Sinsheim, Helmsheim, Spranthal, Ehrstädt, Walldorf, Offenau, Neckarsulm, Böckingen, Nordheim, Grossgartach. Bayern: Tauberfeld, Hausen, Landshut, Grafrath. Württemberg: Risstissen, Tuttlingen, Ulm, Hall, Ebingen. Schweiz: Bielersee, Neuenburgersee, Oberwenigen, Schöfflisdorf, Burgdorf, Niederried. Preussen und Brandenburg: Klein-Rietz, Königsberg, Vietnitz, Pinnow, Nauen, Liepe, Strega, Küstrin, Duchow, Charlottenhöhe, Dedelow, Hammelstall, Schönow, Kasekow, Lettnin, Podejuch, Lauenburg. Wulkow, Heckkathen.

E V **Pfahlbaukeramik.** Zürichsee, Bodensee, Pfäffikersee, Enkwylersee, Baldeggersee, Greifensee, Mundolsheim, Bühl, Michelsberg, Neckarsulm, Zuffenhausen, Goldberg, Neustadt, Monsheim, Landau, Albig, Bingen, Mainz, Urmitz, Butterstadt.

F U **Glockenbecher.** Worms, Mölsheim, Monsheim, Wiesoppenheim, Forst, Friedberg, Hanau, Urmitz, Nordheim, Tuttlingen, Urschenheim, Mühlheim, Grossmehring, Stetten a. D., Ochsenfurt, Hellmitzheim, Wahlwies. Thüringen: Eisleben, Grossosterhausen, Erfurt. Schlesien: Woischwitz. Böhmen: Hradist, Leitmeritz, Liboc, Bubenisch b. Czernosek, Kralup, Nymbuck, Polep, Teplitz, Stelkovsi, Lobkowitz. Mähren: Branowitz, Zalkowitz, Kromau, Auspitz, Kloboak, Schlapanitz, Hroubece, Hodejitz, Alt Lundenburg, Strassnitz, Vrchoslawitz, Turowitz. Ungarn: Tököl bei Pest, Csepil, Laibach.

II. Verhandlungen.

Ausserordentliche Sitzung am 10. März 1906.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Hr. Kiessling demonstriert die vortrefflichen

Darstellungen einer zusammengehörigen Fundgruppe aus Knossus auf Kreta,

welche Hr. Arthur Evans ausgegraben und sein künstlerischer Assistent, Hr. Halvor Bagges aus Kopenhagen, mit seiner Erlaubnis nachgebildet hat. Hr. Bagges, der in der Sitzung zugegen war, hatte den wichtigsten Teil seiner Kopien ausgestellt und ist bereit, dieselben an Museen, Gelehrte und Kunstliebhaber abzugeben.[1]) Es handelt sich um den berühmten Inhalt eines „heiligen Schreins“ [2]), bestehend aus einer „kretischen Göttin“ mit drei Schlangen und zwei kleineren Figürchen von anbetenden Frauen, von denen eine nur in Bruchstücken erhalten ist. Alle drei sind dargestellt in der prunkvollen weiblichen Hoftracht jener Zeit in Knossus. Sie besteht im wesentlichen aus einem kostbar gewebten und gestickten, glatten oder in parallele Falten gelegten Rock mit einem Überwurf, die beide ein breiter Gürtel ganz nach der modernsten Mode mit der weitausgeschnittenen Taille harmonisch verbindet. Ähnliche Prachtgewänder und separate Gürtel in statuarischer Nachbildung sind zweifellos Weihgaben an die Göttin, dargebracht von jenen sie verehrenden Frauen, wie heute etwa in katholischen Ländern ein besonders frommer Verehrer einem wundertätigen Marienbild ein neues kostbares Brokatgewand stiftet. Das Material, aus dem die Figürchen bestehen, ist einheimische kretische Fayence, der ägyptischen ziemlich nahe verwandt. Die technische Ausführung muss Bewunderung und Staunen erwecken, die Modellierung ist sehr fein und künstlerisch wirksam. Die Farbe der unbedeckten Körperteile ist ein milchiges bis reines Weiss; Haar, Augenbrauen und Augäpfel sind schwarz gemalt, das Kleid zeigt purpurne und purpurbraune Farb-

---

1) Mittlerweile ist eine Kollektion dieser Nachbildungen für die prähist. Abt. des K. Mus. f. Völkerkunde angekauft worden.

2) Vgl. Evans, Arthur, The palace of Knossus, Provis. Report for the year 1903 pag. 35—94.

töne, während die Schlangenhaut grünlich schillert und durch braune Punkte gefleckt ist.

Aus demselben Material (Fayence) bestehen zum grösseren Teil auch die übrigen Gegenstände, unter denen sich vor allem zwei auffallend realistisch gehaltene Flachreliefs auszeichnen: das eine zeigt eine Kuh, ihr Junges säugend, das andere die wilde Bergziege des Ida, gleichfalls ein Junges nährend, neben dem ein anderes ungeduldig wartet.[1]) Dazu kommen die sehr zahlreichen, geschmackvoll bemalten Nachbildungen von Muscheln, Nautilusschnecken, fliegenden Fischen usw., die zusammen offenbar eine marine Landschaft nachahmten; die kleinen Libationschalen aus weichem Steatit und Fayence, ferner ein griechisches Kreuz aus grüngeädertem Marmor, in dem Evans — leicht begreiflich — das Kultmal und heilige Symbol erkennen will, zu dessen beiden Seiten sich die Göttin und die anbetenden Frauen gruppierten.

Auch die sehr gelungenen Kopien einiger Kamares- und mykenischer Vasen Kretas geben eine gute Vorstellung von der reichen und geschmackvollen keramischen Malerei jener Zeit.

(2) Hr. G. Fritsch spricht über

die ethnographischen Probleme im tropischen Osten.

Der Augenblick, wo ich vor Ihnen das Wort ergreife, ist für mich ein hochbedeutungsvoller, es handelt sich nicht allein darum, Rechenschaft abzulegen über die Reise, die hinter mir liegt, ich möchte gleichzeitig doch auch Rechenschaft ablegen über 45 Jahre meiner Beschäftigung mit den anthropologischen Fragen. In der Tat wäre ich nicht früher in der Lage gewesen, über das, was ich zu erzählen habe, zu sprechen. Nur die andauernde, eigene Beobachtung und der Überblick über sehr reiches Material kann die dazu nötige Überzeugung hervorrufen und doch möchte ich beinahe fürchten, ich werde auch heute Abend Ihre Geduld zu sehr in Anspruch nehmen, da es weitschichtige Sachen sind, die ich hier zu erörtern habe. Ich glaube, dass ich sagen darf, unsere anthropologische Wissenschaft, soweit sie insbesondere auf die ältere Literatur sich stützt, ist keine sehr bestechliche, es ist kein Enthusiasmus darüber zu entwickeln. Ich möchte einen trivialen Vergleich darauf anwenden: sie kommt mir vor, wie ein überfüllter Kramladen abgelegter Meinungen, wo jeder Liebhaber sich die heraussucht, die ihm in seinen Kram passt. Ich habe auch versucht, wie man sich darin zurecht finden kann, es ist aber unmöglich und immer stellt sich heraus, dass die Ansichten zu sehr differieren, zu widersprechend sind, und dass die Autoren sich vielfach selbst nicht einmal treu bleiben. Wenn wir also sehen, dass die Einteilung der Rassen, die auf diese ältere Literatur sich gründet, nicht zutreffend ist und stetig wechselt, so sollte man doch meinen, dass ein falsches Einteilungsprinzip in Frage gekommen ist, dass man darin vielleicht nicht kritisch genug zu Werke gegangen sei. Es kommt mir vor, als ob bei dieser Einteilung nach in der Tat sehr wichtigen Merkmalen, wie den Haaren

1) Im Report auf Plate III in Originalgrösse abgebildet.

beim Menschen der selige Linné wieder ins Leben zurückgetreten ist, und ich erwarte nur noch, dass man nach den Stempeln und Staubgefässen fragen wird, um den ganzen alten künstlichen Systemaufbau dieser Anthropologie darauf zu gründen, die uns, trotz der zahlreichen, umfangreichen Arbeiten darüber nicht wesentlich weiter gebracht hat; der Beweis dafür ist durch Vergleichung der Autoren leicht zu führen. Es wäre nun unsere Hoffnung auf die Spezialforschung an sich zu setzen gewesen. Ich selbst habe mich in einer Menge von Arbeiten mit solchen Spezialforschungen beschäftigt, und Sie werden daher gewiss nicht glauben, dass ich einen Vorwurf gegen die Spezialforschung zu erheben gedenke; nicht diese ist es, die uns verhältnismässig in mancher Beziehung im Stich gelassen hat, sondern die Art und Weise, wie damit gearbeitet worden ist. Es handelt sich ja doch, wenn die Spezialforschung uns weiter bringen soll, darum, dass sie unsere Erkenntnis zu erweitern versteht, dass sie die Anschauungen vertieft und die Tatsachen miteinander in Beziehung setzt; das ist aber nachweislich ja vielfach von den Autoren nicht einmal versucht worden. Das Rezept, wonach dabei gearbeitet worden ist, ist alt und bekannt, Sie können es schon im Faust lesen:

> Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben;
> Dann hat er die Teile in seiner Hand,
> Fehlt leider! nur das geistige Band.

In der Tat, dass das der Fall ist, ist schon betrübend genug, noch mehr betrübend aber ist, dass man es gar nicht als einen Übelstand empfunden hat, gar nicht versucht hat, die Gedanken in den Tatsachen festzuhalten. Neben diesen Spezialforschungen, die immer neue Trennungen und Spaltungen zwischen schon bekannten Gruppen herstellen, geht einher eine hypothetische Betrachtung, die in der Tat weitgehend genug ist, die nach dem Ursprung des Menschen von einem oder mehreren Paaren, von den jetzt lebenden Affen forscht und ähnliche Scherze mehr. Was mir notwendig erscheint, wofür ich mich immer interessiert und begeistert habe, ist, dass wir durchaus verlangen müssen, es möge vor allen Dingen eine Basis geschaffen werden für unsere Vergleichung. Diese Basis kann selbstverständlich nur eine enge sein, sie soll aber so beschaffen sein, dass die Spezialforschungen imstande sind, ihre Ergebnisse einzutragen und damit je nach Gefühl und Bedarf des einzelnen unsere Ausführungen zu erweitern. Eine solche Basis kann selbstverständlich nicht Adam und Eva der Bibel geben; selbst die Bibelforscher können sich ja auf die Bibel nicht in diesem Sinne berufen; es steht gar schön zu lesen 1. Mose 6:

> Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten.

Die Kinder Gottes waren die Nachkommen von Adam; man hat also auch in den alten Schriften die Sache nicht so schroff aufgefasst, wie es bei uns vielfach gelehrt wird. Es ist auch eine ganz untergeordnete Frage, ob die Form, die den Ausgang für die jetzt lebenden Menschen gebildet hat, in einem Exemplar aufgetreten ist, oder, was jedenfalls viel

wahrscheinlicher ist, ob unter den gleichen Bedingungen, in gleichartigen Lokalitäten sich verschiedene Paare soweit fortgebildet haben, um dann die Bezeichnung Mensch zu verdienen. Wir werden ja an der Hand der Beobachtungen und Tatsachen keineswegs so weit kommen, dass wir dieses erste Menschenpaar feststellen, wir wollen aber froh sein, wenn wir den Anfängen einigermassen näher kommen; dies führt uns gleich zu der Grundanschauung, auf die ich meine ganze heutige Darstellung stützen muss und von der ich hoffe, dass ich sie Ihnen verständlich machen kann: Wie die menschliche Urform ausgesehen hat, das können wir nicht genau wissen, wir werden es vermutlich nie wissen, aber es ist ganz sicher, dass sich sehr früh diese Urahnen von uns sehr erheblich voneinander unterschieden haben, dass also die Zweige des Stammes sich nach verschiedenen Richtungen divergierend bildeten und zwar speziell in einer bestimmten Anlage. Nämlich ein Teil dieser Urahnen, wie wir sie nennen wollen, hat durchaus keine Vervollkommnungsfähigkeit im Darwin'schen Sinne entwickelt oder fast keine, ein anderer Teil ist damit begabt gewesen, und so haben sich die Schicksale dieser beiden Zweige in offenbar sehr früher Zeit voneinander getrennt. Wir sehen also einen Teil für viele Jahrtausende in dem Urzustand verharren, was noch heute durch ausgiebige Beobachtung festgestellt werden kann. Wir finden aber anderseits, dass ein bedeutenderer Teil sich entwickelt hat, dass er neben dem ersterwähnten hergegangen ist, ihn unterdrückt hat, resp. sich mit ihm vermengt und vermischt hat. Wir nennen bekanntlich, das ist ja allgemein anerkannt, die unentwickelte Form „Urbevölkerung", und es wäre kein Grund dies extra zu betonen, wenn nicht meiner Ansicht nach der prinzipielle Fehler gemacht würde, dass diese Urbevölkerung als Ausgang auch für die Kulturvölker genommen wird. Dafür liegt gar keine Berechtigung vor; ebensowenig ist es logisch, diese nicht vervollkommnungsfähigen Menschen als unsere Vorfahren zu betrachten, wie es logisch ist, die jetzt lebenden Affen als unsere Stammväter anzusehen. Wären die Menschen damals in der Lage gewesen fortzuschreiten, so würden wir sie heutigen Tags nicht noch in dem Urzustand sehen, und wenn die jetzt lebenden Affen hätten Menschen werden sollen, so hätten sie es unter den gleichen Bedingungen und Verhältnissen auch früher werden können. In diesem unlogischen Ausgangspunkt liegt gerade der Hauptfehler unserer ganzen Rasseneinteilung. Keine Einteilung kann wirklich auf die Dauer bestehen, in der die sogenannte Urbevölkerung als der Ausgang der weiteren Entwickelung genommen wird. Es liegt auf der Hand, dass diese nicht vervollkommnungsfähigen Menschen auch in ihrer Lebensweise sich von den günstiger Veranlagten stark unterschieden, sie konnten sich eben nicht organisieren, und weil sie sich nicht organisieren konnten, konnten sie auch keine grösseren Züge unternehmen; denn dazu gehört ein Weisel, der die Leute führt, sie in die Lage bringt, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sie treffen, den Feinden zu trotzen, denen sie unterwegs begegnen. Schon die Störche wählen ihren Führer, wenn sie nach dem Süden ziehen. Erst als ein Teil der menschlichen Urahnen sich soweit organisieren konnte, dass die Bevölkerungsgruppen

Züge unternahmen, dabei Erfahrungen sammelten und sich ausbildeten, wurde aus den fortbildungsfähigen Urahnen eine Kulturbevölkerung. Ich habe, was man allgemein als Urbevölkerung bezeichnet im Sinne des eben ausgeführten Gedankens, früher als **Standvölker**, die Stammrassen, aus denen die Kulturrassen geworden sind, als **Wandervölker** bezeichnet. Das ist schon in den achtziger Jahren geschehen. Ich habe damals nicht grosse Nachfolge gefunden, doch muss ich heute darauf zurückkommen.

Wenn wir zunächst annehmen, dass wir den Urbevölkerungen einen besonderen Platz anzuweisen haben, dass wir ihre Schicksale unabhängig von den anderen verfolgen müssen, so haben wir uns weiter darüber zu verständigen, welche Grundlage einer Einteilung der Kulturvölker zu geben ist. Es ist einer von den Lichtpunkten in unserer Rasseneinteilung, dass, consensu omnium, wir drei Stammrassen zu unterscheiden pflegen, die weisse, die gelbe und die schwarze. Alle diese drei grossen Stammrassen haben sich durch Wanderungen ausgezeichnet und sind dadurch in die Geschichte eingetreten, die Wanderungen bildeten tatsächlich den Hauptinhalt ihrer Geschichte. Die anderen haben sich zwischen ihnen so verflüchtigt, wie etwa ein Gas in einer Flüssigkeit sich ausbreitet. Wenn wir in solchem Rahmen von der Basis sprechen, von der wir ausgehen können, so möchte ich bitten, festzuhalten, dass es meine Absicht ist, zunächst die Urbevölkerung zu verfolgen und dann zu sehen, wie die Stammrassen sich zu dieser Urbevölkerung stellen. Ich habe eine Karte entworfen, die ich mir erlauben möchte, Ihnen vorzuführen, welche veranschaulicht, was ich eben Ihnen ausführte. Ich habe auf dieser Weltkarte die Urbevölkerung mit grüner Farbe eingetragen; es erscheint daher Grün in Afrika für die Buschmänner und ihre nördlicheren Verwandten, in Australien (Queenslander), in Ceylon (Wedda), hinein in den asiatischen Kontinent (Chuangs, Senoi, Miao-Tse, Hieng-Tse, Yao-Jen) herauf bis nach Jesso (Aino). Wir haben das Grün in Amerika (Bakairi usw.), in Zentralbrasilien sich weiter hinauf nach Norden verlierend. Daneben wurden die Verbreitungsgebiete der drei Stammrassen eingetragen. Die schwarze hat ihr Zentrum, wie wir annehmen können, im zentralen Teil von Afrika, von dem die Wanderlinien besonders nach Osten und Südosten auslaufen. Wir haben in Asien die geographische Teilung durch das Himalayagebirge, wo die weisse Rasse, wie ich annehme, ein Strahlungszentrum in dem westlichen Asien, im Süden des Himalaya gehabt hat, während für die gelbe Rasse das Strahlungszentrum nördlich vom Himalaya zu suchen ist. Ich habe schon früher angeführt und glaube, Ihnen einleuchtend machen zu können, soweit die Beweise auf eine graphische Darstellung zu begründen sind, dass diese Strahlungen, indem sie sich weiter in den Richtungen ausbreiteten, wie es die Linien der Karte angeben, notwendig aufeinander treffen mussten; es kamen also Berührungen vor. Da wo die wandernden Stammrassen aufeinander trafen, haben wir die Bildung von Völkerschaften, die zwischen ihnen standen, und die habe ich neben die Stammrassen, die man **archimorphe** (**Stratz**), und neben die Urbevölkerung, die man **protomorphe** (**Stratz**) nennen kann, als **metamorphe** gestellt.

Ich bin überzeugt, dass wir imstande sind, das Auftreten aller Rassen, die wir bisher kennen, zurückzuführen auf die bisher bekannten Elemente der Urbevölkerung, die Stammrassen und die an den Berührungsstellen dieser Stammrassen entstandenen Mischvölker. Solche Mischvölker finden wir in Afrika sehr verbreitet, besonders im Nordosten, wo die weisse Rasse mit den Strahlungen der gelben Rasse zusammentraf; im östlichen Teil von Asien wird ebenfalls eine solche metamorphe Bevölkerung gebildet durch das Ausstrahlen der gelben Rasse und Vermischung mit der Urbevölkerung bis nach Australien und der östlichen Inselwelt, vielleicht bis an die Westküste Amerikas. Nachdem ich diese Grundanschauung in Kürze entwickelt habe, ist die Aufgabe, die ich Ihnen für den Abend zu erfüllen habe, an und für sich vorgeschrieben. Ich werde Ihnen zunächst die Urbevölkerung zu zeigen haben, soweit wir dazu imstande sind, und dann die Strahlungen der Stammrassen in und zwischen diese Gruppen der Urbevölkerung.

Wir wollen beginnen mit der asiatischen Urbevölkerung, die wir ja in reiner Form, merkwürdig rein erhalten in Ceylon sehen, wo diese Stämme ursprünglich als Nagas und Yakkhos bezeichnet wurden. Sie sind dann von den Ausstrahlungen der weissen Rasse arischen Stammes, die von Norden kamen, zurückgedrängt und grossenteils vernichtet worden, die Reste davon sehen wir in den heute „Weddas“ genannten Personen. Ich zeige Ihnen zunächst einige Bilder von Weddas, damit Sie sehen, wie diese Urbevölkerung heute noch aussieht; so haben sie nach meiner Überzeugung vor sechs Jahrhunderten auch ausgesehen, und wenn sie nicht vernichtet und durch Vermischung verändert werden, dürften sie nach weiteren 600 Jahren auch noch so aussehen. Es sind immer und überall dieselben Merkmale zu beobachten, d. h. soweit es das Klima erlaubt, eine möglichst geringe Bekleidung und primitivste Wohnung, dann eine sehr geringe Neigung, den Körper überhaupt zu pflegen, Vorliebe für Benutzung des Bogens, unüberwindlicher Hang für das wilde Leben im Walde, Abneigung gegen den Ackerbau und alles, was irgendwie an Kultur erinnert. So sehen Sie sie hier, so werden Sie sie wo anders ebenfalls sehen. Es kommt ein anderes Moment hinzu, was heutigen Tags auch viel diskutiert wird und was meiner Ansicht nach auch eine ungeeignete Beurteilung erfährt. Unsere anthropologische Wissenschaft ist leider gewissen Modekrankheiten unterworfen. Vor einer Reihe von Jahren, auf die sich die verehrten Anwesenden zum grossen Teil vielleicht gar nicht mehr besinnen, wurden die verloren gegangenen Stämme Israels durch die ganze Welt gesucht und bald hier, bald da auch gefunden, dann kam es auf, die Mongolen überall zu suchen, man fand überall mongoloide Elemente, bloss die Mongolen gehörten nicht dazu. So sucht man heutzutage überall die Zwerge. Wir haben in der Kinderstube die Geschichten von den Riesen und Zwergen gelernt, und von den Heinzelmännchen, die im Haushalt helfen; ein französisches Sprichwort besagt: „On revient toujours a ses premiers amours“, und so ist die kindliche Freude des grossen Publikums begreiflich, als neuerdings die alten, angezweifelten Angaben des Herodot über afrikanische Zwerge durch An-

gaben neuer Reisenden bestätigt wurden. In betreff der alten Berichte ist es aber immer noch eine offene Frage, ob die Reisenden des Altertums es nicht wirklich mit Affen zu tun gehabt haben. Ich kann den Gegenstand, was die Buschmänner anlangt, heute nicht weiter ausführen, doch erinnere ich daran, dass die Männer durchschnittlich 150 bis 160 *cm*, die Frauen 140 bis 150 *cm* gross werden, Pygmäen im Sinne der Kinderstube sind sie also nicht, ebensowenig wie die allerdings etwas kleineren Akka Zentralafrikas und die ebendaher stammenden, neuerdings als „Pygmäen“ in Europa herumgeführten, aber nur minderwertig gewachsenen Menschen; dass sich solches Wachstum mit dem Ausdruck „Pygmäen“ vereinigen lässt, ist zu bestreiten. Man sollte nicht vergessen, dass ein Mass von 148 *cm* in der späteren römischen Kaiserzeit, ehe die Germanen nach Italien gingen, das Militärmass daselbst war, und dass tatsächlich der Durchschnitt der japanischen Bevölkerung, die noch niemand als Pygmäen bezeichnet hat, ebenfalls dieses Mass wenig überschreiten wird. Das griechische Wort „*πυγμαῖος*“ bedeutet bekanntlich „fausthoch“, deckt sich also mit dem deutschen „Däumling“; Niemand wird aber einen schlank gewachsenen Buschmann, Wedda oder Akka einen „Däumling“ nennen wollen.[1]) Ein vergleichsweise geringes Körpermass und Zwergenwuchs sind nicht identische Begriffe.

So sind die Wedda von Ceylon, eine in jeder Hinsicht typische Urbevölkerung, keineswegs als ein „Zwergvolk“ zu bezeichnen, was auch von den Vettern Sarasin ausdrücklich anerkannt wird, obwohl ihr Wuchs ebenso wie derjenigen der meisten Urbevölkerungen als minderwertig anerkannt wurde, eine Beobachtung, welche ich aus eigener Beobachtung bestätigen kann.

Ich möchte nun an der Hand einer grösseren Reihe bildlicher Darstellungen mit Hilfe der Projektion versuchen, den verehrten Anwesenden eine Vorstellung von der typischen Erscheinung der grossen Bevölkerungsgruppen zu geben, deren Beziehungen zu einander die in Rede stehenden Probleme darstellen.

Von den Weddas ausgehend wollen wir zunächst den Spuren der asiatischen Urbevölkerung nachgehen und nach ihrer etwaigen Verbreitung in dem Archipel forschen. Daran würde sich naturgemäss die australische Urbevölkerung anschliessen, deren Verbreitungsgebiet nach Norden und Nordwesten sie in Berührung oder Vermischung mit den in umgekehrter Richtung ausgebreiteten asiatischen Elementen bringen konnte.

Danach hätten wir den Wanderungen der drei Stammrassen nachzugehen und die Bildung metamorphischer Bevölkerungen an den Stellen, wo sie in Wechselwirkung traten, zu ermitteln. Die Beschauer werden sich auf diese Weise selbst ein Urteil bilden können, wie weit bereits genügendes Material vorhanden ist, um weitergehende Schlussfolgerungen zu ziehen. Zu den Vorführungen wurden nach Möglichkeit eigene Auf-

---

1) Sehr verständige Ansichten über diesen Gegenstand entwickelt Hellmuth Panckow in dem überhaupt sehr lesenswerten Aufsatz: Die Verbreitung der Zwergvölker in Afrika und Südasien (Zeitschr. d. Ges. für Erdkunde, Berlin 1892).

nahmen verwandt, die durch das beste zur Verfügung stehende Material anderer Forscher ergänzt wurden. So erscheinen vor Ihnen eine Reihe von Darstellungen der Wedda, von denen die Brustbilder dem Werke der verdienstvollen Vettern Sarasin über Ceylon entnommen wurden.

Da nicht anzunehmen ist, dass diese Urbevölkerung ausschliesslich Ceylon, welches noch in frühhistorischer Zeit eine Halbinsel darstellte, angehörte, so ist die Annahme naheliegend, dass sich Verwandte derselben auch auf dem asiatischen Festland finden werden. Dies ist sicherlich der Fall, aber das heutige Bild der indischen Bevölkerung ist durch langjährige, allseitige Vermischung der Stämme sehr undeutlich und schwer zu entziffern.

Gleichwohl bestehen auch heute noch in Indien bekanntlich Stämme, die im Naturzustand leben und sich sehr verschieden benennen; aber nicht nur der Name, sondern auch die äussere Erscheinung ist sehr ungleich, als ein Beweis für die wechselnde Zusammensetzung derselben. Unter ihnen sind die Chuangs (Yuanga) und die Yeruba (Kurumba) in ihrem Körperbau und Lebensweise den Wedda entschieden ähnlich, wie auch Martin neuerdings betont hat. Leider ist es hier, wie wohl überall, recht schwer, an diese wilden Stämme heranzukommen, und gute Abbildungen sowie genauere Beschreibungen sind nur spärlich vorhanden.

Dagegen haben wir in den verdienstvollen Untersuchungen über die wilden Stämme von Malakka durch Rudolph Martin, die er in einem wahrhaft mustergiltigen Werk niedergelegt hat, sowohl eingehende Beschreibungen als auch eine Menge vortrefflicher Abbildungen nach den Photographien des Autors. Die Ihnen hier vorgeführten Diapositive nach Martins Abbildungen zeigen eine körperliche Erscheinung der als „Senoi" bezeichneten Stämme, welche sich an diejenige der Wedda unzweifelhaft anschliesst.

Aber selbst Martin, der mehr als die meisten anderen heutigen Forscher berufen scheint, den Augiasstall unserer älteren Literatur auszukehren, macht sich in wie mir scheint übertriebener Vorsicht Gedanken über die Möglichkeit, die Senoi als Verwandte der Wedda hinzustellen, weil er gewisse Abweichungen im Schädelbau beider Gruppen nachgewiesen hat. So wirkt auch bei diesem genialen Anthropologen die peinliche Spezialforschung als eine hemmende Fessel für die freie Bewegung des Gedankens.

Es liegt auf der Hand, dass gerade die Urbevölkerungen wegen ihrer sporadischen Verteilung über weite Gebiete, ihre geringe Bewegungsfähigkeit, sowie der Möglichkeit von Vermischung durch zufällig versprengte Individuen anderer Stämme bei der allgemein anerkannten Variabilität unseres Geschlechtes keinesfalls einen in allen Merkmalen genau übereinstimmenden Habitus bewahren konnten. Sollen wir wirklich für jede dieser verschiedenen, mehr oder weniger ähnlichen Gruppen von Urbevölkerungen je ein erstes Menschenpaar in Rechnung stellen? Und wenn nicht, so müssen sie doch untereinander verwandt sein.

Solch vorzügliches Beobachtungsmaterial, wie es das Martinsche Buch darbietet, fehlt leider für die nördlichen Gegenden des asiatischen Kontinentes. Ich wüsste keine lohnendere Aufgabe für einen jungen Anthropologen, als den Spuren dieser noch so unbekannten Urbevölkerung des asiatischen Kontinents nachzugehen; denn es fehlt keineswegs an Resten derselben, sie sind nur dort wie überall schwer zugänglich.

Gehen wir der geographischen Verbreitung nach, so finden wir in Kambodja als solchen entschieden nicht mongolischen Rest die wilden Hiengs, von denen hier ein Bild erscheint. Weiter nördlich stösst man in den Gebirgsgegenden auf die als Miao-tse bezeichneten Urbevölkerungen, über welche nur flüchtige Notizen durch die Missionen bekannt wurden, obwohl sie sich beispielsweise etwa eine Tagereise in Land von Canton aus bereits antreffen lassen. Abbildungen von ihnen existieren meines Wissens nicht, ebensowenig von den noch nördlicheren Gruppen, die in den Provinzen Kwantung, Fu-kien und Zsy-Yang leben, wo sie von den Chinesen, die sie mit grosser Verachtung behandeln, als Yao-yen (wilde Hunde) bezeichnet werden.

Aber selbst in den Küstenstädten, z. B. in Shanghai, finden sich unter den niedrigsten Klassen der Hafenarbeiter Elemente, an denen mongolische Merkmale fast vollständig fehlen. Sie erinnern ganz an die Hiengs Kambodjas, sind von dunkler, bräunlicher Hautfarbe, mittellangem, schlichtem Haar, welches wild um den Kopf herumhängt, und knochigen, nicht mongolischen Gesichtszügen mit rohem, finsterem Ausdruck; die Körpergrösse ist nicht unbeträchtlich. Der Name „Mandschuren", unter dem sie den Städtern bekannt sind, deutet wohl nur die Herkunft aus dem Innern an, denn wie „Mandschus" sehen sie gewiss nicht aus.

So kann man die Spuren einer weitverbreiteten Urbevölkerung durch ganz China verfolgen bis hinauf zum japanischen Meer, wo uns die lange durch ihren insularen Aufenthalt einigermassen geschützten Aino auf Jesso und Sachalin als äusserste Gruppe aufstossen. Die von ihnen hier vorgeführten Bilder werden die notorische Tatsache erhärten, dass die Aino eher an russische Bauern (einer sogar an den Grafen Tolstoi) erinnern, als an mongolische Stammesangehörige.

Viel weniger übersichtlich als auf dem asiatischen Kontinent werden die Verhältnisse in der südlich vorlagernden Inselwelt. Hier kommt zu anderen Schwierigkeiten noch die nachweisliche Veränderung der geographischen Verhältnisse durch vulkanische Störungen, welche früher mit dem Festland verbundene Teile jetzt als Inseln erscheinen lassen oder ganz vernichtet haben, wie beim Ausbruch des Krakatao. Noch heute ist der ganze westliche Teil des Archipels bis Borneo ein submarines Plateau, aus dem einzelne Stücke als Inseln über die Meeresoberfläche aufragen.

In diesem Gebiet ist ein sicherer Nachweis von Resten einer Urbevölkerung bisher nicht geführt, weil die malayischen Mischrassen das Bild zu sehr trüben. Auch hier wird gleichwohl von solchen Resten gesprochen, die genauere Erforschung verdienten. Auf Sumatra leben sie wie die Wedda in schwer zugänglichen Wäldern, haben weder Kleidung noch feste Wohnungen, manche tragen einen Schurz aus Baumrinde; ihre

äussere Erscheinung soll von derjenigen der sonstigen Bevölkerung abweichen, die Haare schlicht sein, die Hautfarbe heller. Die Sumatranen bezeichnen sie als Kubu-kubu (Schmetterling); Photographien von ihnen wurden bisher nicht veröffentlicht, neuerdings soll Hofrat Hagen solche angefertigt haben.

Weiter östlich kommen wir an einen Bevölkerungsrest, die Alfuru, welche früher in der Literatur ebenfalls ungemein schlecht behandelt worden sind, so dass die Bezeichnung „Alfuru“ ebenso zur Verwirrung der ethnographischen Fragen beigetragen hat, als die Bezeichnung „Negrito“. Nach landläufigen Beschreibungen, z. B. in Meyers Konversationslexikon, sollen die Alfuru hochgewachsene, schlanke Menschen und ziemlich behaart sein; dabei sollen sie die Haare und Gesichtszüge der Papua tragen(?). Die vorgeführten Bilder mehrerer Alfurus von Ceram lehren, dass davon gar nicht die Rede sein kann, sondern dass das Äussere eher an einen heruntergekommenen Europäer erinnert. Auch auf der Insel Celebes finden sich Alfurus, neuerdings durch die Vettern Sarasin genauer untersucht, wo sie ebenfalls Bevölkerungselemente fanden, die sie glaubten, den Wedda anreihen zu können.

Bis in den östlichen Teil des Archipels hinein sieht man also gelegentlich noch Bevölkerungstypen, welche Merkmale der allgemeinen asiatischen Urbevölkerung tragen, hier komplizieren sich die Verhältnisse aber dadurch, dass wir noch mit der Verbreitung einer anderen Urbevölkerung, nämlich der australischen zu rechnen haben, deren Gebiet (nicht durch geschlossene Wanderungen erobert) sich bis hinauf zu den Philippinen erstreckt haben dürfte.

Diese Inselgruppe bildet gewissermassen einen Brennpunkt mannigfacher Ausstrahlungen von Bevölkerungen und ihre Ethnographie ist daher verworrener als auf den umliegenden Gebieten. Es ist wohl möglich, dass auch hier alfurische Elemente in die heutigen Bevölkerungsgruppen eingeschmolzen sind, aber wegen der Schwierigkeit, sie gegen australische abzugrenzen, wird die Frage wohl offen bleiben müssen.

In betreff des australischen Kontinentes waren stets berechtigte Zweifel vorhanden, ob man eine einheitliche australische Urrasse annehmen sollte oder nicht; ich selbst teilte diese Zweifel, bevor ich auf die Reise ging, und bin zurückgekehrt mit der Überzeugung, welche von den meisten anderen Forschern geteilt wird, dass tatsächlich eine einheitliche Rasse als Ursprung der jetzigen Bevölkerung betrachtet werden muss. Die vorgeführten Bilder sollen diese Annahme rechtfertigen; sie führen zunächst den Grundtypus der Rasse vor, welcher in der Gesichtsbildung durch die kurze, breit angesetzte Nase mit stark eingedrückter Nasenwurzel, die hochgewölbten Augenbrauenbögen, die fliehende Stirn und den hohen Scheitel besonders charakterisiert ist. Der Wuchs ist eher hoch als niedrig, mit lang entwickelten unteren Gliedmassen, die im Urzustande sehnig und trocken erscheinen.

Das Haupthaar ist von schwarzer Farbe und buschig, die Körperbehaarung der älteren Männer ist nicht ungewöhnlich reichlich; die Hautfarbe ein schwärzliches Braun.

Der beschriebene Typus findet sich am reinsten im nordöstlichen und zentralen Teil von Australien, also in Queensland, und so mag er hier als der Queenslander Typus bezeichnet werden. In den anderen Gebieten Australiens, in New South Wales, Victoria und im Westen erscheint dieser Typus weniger deutlich ausgeprägt und geht im Süden in eine abweichende Form über, welche man ohne die nachweisbaren Übergänge geneigt wäre für etwas Besonderes zu halten. Wie die folgenden Bilder lehren, ist hier der Habitus auffallend gedrungen, die Männer haben in ihrem Aussehen etwas bärenmässiges, wozu die starke Körperbehaarung das Ihrige beiträgt. Die Gesichter sind weniger tierisch durch die bessere Nasenbildung, höhere Stirn und mässigeren Augenbrauenbögen. Der ziemlich breite, gewöhnliche Mund mit etwas aufgeworfenen Lippen ist in beiden Formen nicht sehr charakteristisch.

Die westlichen Eingeborenen sind wieder leichter und schlanker gebaut bei mehr nigritischen Gesichtszügen. Solche Beobachtungen führen zu der Annahme, dass der Urtypus auch in Australien von den Küsten her durch abweichend gebildete Eindringlinge in verschiedenem Grade modifiziert wurde.

Übrigens wäre Australien nach den Anschauungen der modernen Anthropologie ein von der Natur schmählich verwahrlostes Land, wenn es nicht auch seine „Zwerge“ hätte. Diese spuken tatsächlich bekanntlich in der modernen Literatur Europas, aber an Ort und Stelle weiss Niemand etwas davon. Die ganze Fabel stützt sich ausschliesslich auf die flüchtigen, nach dem Hörensagen gegebenen Bemerkungen eines Reisenden aus dem Ende des vorvorigen Jahrhunderts. Für die Richtigkeit der Angaben ist zurzeit nicht der Schatten eines Beweises vorhanden. Während ich den Bericht des Vortrags schreibe, geht mir ein Brief aus Herbertshöhe von dem durch seine Veröffentlichungen mit A. B. Meyer rühmlichst bekannten Parkinson zu, welcher mir mitteilt, dass der Bezirkshauptmann von Bougainville „Zwerge“ im Innern entdeckt habe, ein weiterer Beweis, wie ansteckend solche Modekrankheiten wirken. Parkinson, der die Angabe mit Recht bezweifelt, macht darauf aufmerksam, dass er selbst „kleine verkümmerte Leute“ daselbst gesehen habe, aber keine Veranlassung fand, dieselben direkt als „Zwerge“ zu bezeichnen, d. h. er nimmt genau den Standpunkt ein, den ich selbst in dieser Frage vertrete. Parkinson erwähnt dabei, dass die Fabel von Zwergen im Innern auch aus anderen Inseln gemeldet werde.

Der australische Kontinent ist in ethnographischer Beziehung ebenso wenig in sich abgeschlossen, wie die ganze ihn umgebende Inselwelt überhaupt. Es wäre mehr wie auffallend, wenn der Typus einer australischen Urrasse sich ausschliesslich auf ihn beschränkt hätte. Die sporadische Verbreitung desselben in den Nachbargebieten Melanesiens lässt sich zurzeit, wo endlich ein reichlicheres Material brauchbarer Photographien vorliegt, durch das gelegentliche Auftauchen des beschriebenen „Queenslander“ Typus mit einiger Wahrscheinlichkeit verfolgen, was die vor Ihnen erscheinenden Bilder veranschaulichen sollen.

Wir sehen ihn in bemerkenswerter Deutlichkeit auf den neuen Hebriden, weniger auf den Salomonsinseln, dagegen nicht selten unter den Eingeborenen Neu-Pommerns. Auch die Philippinen scheinen solche Elemente in ihr wunderbares Völkergemisch aufgenommen zu haben, wie besonders Abbildungen von Einwohnern der Insel Mindoro erkennen lassen. Die vorgeführten Beispiele sind meist den wertvollen Typensammlungen der Inselgruppe, veröffentlicht durch A. B. Meyer und Parkinson, sowie Meyer und Schadenberg entnommen. Die philippinischen Eingeborenen von schwankendem, atypischem Äussern, welche promiscue als „Negrito“ bezeichnet werden, besonders die Personen mit dem wallenden, abstehenden Haar, das so gar nicht nigritisch ist, sind auf Beimischung australischen Blutes verdächtig.

An diese Betrachtung schliesst sich nun naturgemäss diejenige der Verbreitung oben genannter Stammrassen im Archipel, unter denen diejenige der schwarzen die älteste gewesen zu sein scheint und desshalb hier auch zuerst erörtert werden soll.

Offenbar ist gerade dies Kapitel der Ethnographie Ostasiens und des Archipels das unklarste und schwierigste von allen, eben weil die Spuren der Verbreitungswege zum Teil vollständig verwischt sind. Ist daher die Beibringung zwingender Beweise für viele der notwendigen Annahmen undenkbar, so darf anderseits nicht vergessen werden, dass sie auf logischen Schlussfolgerungen beruhen, die gar nicht von der Hand zu weisen sind. Die Verbreitung hat jedenfalls in Zeiten stattgefunden, wo die geographischen Möglichkeiten dazu andere, günstigere waren als heutzutage. Die Spezialforschungen bieten auch täglich neue Anhaltspunkte für den Zusammenhang scheinbar gänzlich getrennter Bevölkerungsgruppen, so sehr sich die Forscher selbst auch häufig gegen die Verallgemeinerung ihrer Beobachtungen sträuben.

Es wurde oben der Vermutung Ausdruck gegeben, dass für die schwarze Stammrasse das Strahlungszentrum im äquatorialen Afrika zu suchen sei; der wesentliche Inhalt der ganzen Anschauung würde auch nicht bedeutend verändert, wenn man glaubt annehmen zu müssen, dass dies Gebiet sich früher weiter ostwärts ausgedehnt habe, im Sinne eines untergegangenen fabelhaften Lemuriens, wie es von manchen Autoren vertreten wird. Die Tatsache bleibt bestehen und muss unter allen Umständen in Rechnung gestellt werden, dass Bevölkerungselemente, welche nigritische Merkmale tragen und afrikanischen Stämmen durchaus ähnlich sind, weit hinein in die östlichen Länder bis zu den Philippinen im Norden und den Fidschi-Inseln im Süden gefunden werden. Sollen auch alle diese, ihrem Äussern nach verwandten Gruppen je einen besonderen Adam und Eva gehabt haben, so erreicht allmählich der anzunehmende Verbrauch von Erdenklössen eine bedenkliche Höhe.

Gänzlich sind aber auch die Spuren einer einstigen Ausbreitung ostwärts nicht verwischt. Ich möchte daran erinnern, obwohl ich dem Autor im vorliegenden Falle selbst nicht beipflichten kann, dass Morgan in seinen südbabylonischen Ausgrabungen an den elamitischen Darstellungen

nigritische Merkmale zu finden geglaubt hat; dass ferner die Drawida-Bevölkerungen Südindiens in ihrer Erscheinung die Vermutung nigritischer Beimischung vermuten lassen können.

Unzweifelhaft nigritisch sind aber die von mir selbst besuchten Andamanen, welche gerade durch ihre heutige Isoliertheit auf einer kleinen Inselgruppe mit zwingender Notwendigkeit zur Annahme irgend welcher einstigen Verbindung mit westlichen Gebieten, wo gleichartige Menschen noch jetzt leben, hinführen.

Eine ganze Anzahl guter Photographien dieser Eingeborenen wird Ihnen die nigritische, wahrhaft afrikanische Erscheinung derselben unzweifelhaft anschaulich machen. Da die Körpergrösse auch dieser Leutchen minderwertig ist und diejenige der Wedda kaum erreichen dürfte, so hat der Liebhaber hier wieder eine neue Sorte von „Zwergen“. Die Männer sind dabei aber wohl proportioniert, die Frauen neigen zur Steatopygie; bei schwärzlicher Hautfarbe ist das Haar deutlich spiralgedreht; der Schnitt des Gesichtes ist ausgesprochen negerhaft. Abweichend von der verbreitetsten afrikanischen Form ist nur ihr Schädelbau, welcher mesocephal oder schwach brachycephal erscheint. Selbst wenn nicht auch in Afrika gelegentlich solche Schädelformen zur Beobachtung kämen, würde ich doch nicht wagen, einer vereinzelten Abweichung wegen die Summe der übereinstimmenden Merkmale zu unterdrücken.

Hier scheint sich die Spur der Ausbreitung für die schwarze Rasse ostwärts ins Ungewisse zu verlieren, da die Bewohner der benachbarten Nikobaren schon ganz anders geartet sind, d. h. den sogen. malayischen Habitus zeigen ebenso wie die Bewohner von Nias und Mentawei, aber die Hoffnung, doch noch weitere Reste aufzudecken, darf nicht aufgegeben werden. Das nächste Verbindungsglied für die ganz im Osten auftretenden Stämme von nigritischem Äussern findet sich auf der Halbinsel Malakka, unter deren Bewohnern schon von früheren Autoren „Negrito“ erwähnt werden. Die Richtigkeit derartiger Beobachtungen wird neuerdings durch Martins Beobachtungen ausser Frage gestellt, welcher neben den erwähnten Senoi auch die spiralhaarigen Semang daselbst einer eingehenden Untersuchung unterzog; die vor Ihnen erscheinenden Beispiele gebe ich nach seinen Photographien, welche den schroffen Unterschied von jener Urbevölkerung und ihr afrikanisches Aussehen unverkennbar darstellen. Die gleichen Merkmale zeigen ein „ulotricher“ Bessiri Martins, die als „Blandas“ benannten Stämme, sowie die Bewohner der benachbarten Inseln, die Selongs. R. Virchow glaubte die Haarbildung derjenigen der Afrikaner nicht anreihen zu können, doch möchte ich bezweifeln, dass er zu dieser Behauptung genügenden Grund hatte.

Die allgemeine Bezeichnung „Negrito“, welche den negerhaften Eingeborenen des Ostens gegeben wird, ist ebenso wie der Ausdruck „Alfuru“ vielfach ohne Kritik gebraucht worden und hat dadurch Verwirrung hervorgerufen. Nach meinen jetzigen Erfahrungen glaube ich in der Tat, dass er mit Nutzen verwandt werden kann, wenn man ihn auf diejenigen Personen beschränkt, welche wirklich nigritische Merkmale zeigen; er

deckt sich dann mit dem von anderen Autoren bevorzugten Ausdruck „pelagische Neger“.

Die Bezeichnung als pelagische Neger hat den Vorteil, dass dadurch klar ausgedrückt wird, was man für körperliche Merkmale bei einer so benannten Person zu erwarten hat, das Wort Negrito erscheint in dieser Hinsicht weniger klar und ausdrucksvoll. Etymologisch von recht zweifelhaftem Wert ist das Wort „Alfuru“, welches aus dem Portugiesischen stammen soll (Alfora). Der Ausdruck bedeutet überhaupt keinen Stammnamen, sondern bezeichnet eine Person von niedriger, abhängiger Lebensstellung mit einem verächtlichen Beigeschmack. Man könnte es im Deutschen wohl mit dem Wort „Herumtreiber“ übersetzen. Sobald sicher festgestellt ist, dass die jetzt so bezeichneten Gruppen von Eingeborenen der asiatischen Urbevölkerung anzugliedern sind, wird der Name überhaupt überflüssig.

Im westlichen Archipel scheinen Reste nigritischer Bevölkerungen vollständig zu fehlen, so dass hier leider ein breiter Riss zwischen den westlichen eben erwähnten Gruppen und den östlichen klafft, deren Hauptverbreitungsgebiet der als „Melanesien“ bezeichnete Inselkomplex darstellt. Wenn wir, wie die Bilder es zeigen werden, die Bewohner der Salomonsinseln, Neu-Kaledonien und Neu-Mecklenburg häufig deutlicher nigritisch oder negerhaft sehen als die weiter westlich wohnenden, z. B. die Papua, so werden wir berechtigt sein zu schliessen, dass die letzteren den fremden Einflüssen und Vermischungen zugänglicher gewesen sind, als die isolierter Wohnenden.

Sowohl im Süden wie im Norden müssen Abzweigungen der schwarzen Rasse gleichwohl schliesslich in andere Volksströmungen hineingeraten und Veranlassung zur Bildung metamorpher Stämme geworden sein. Eine solche scheinen die bereits ausgestorbenen Tasmanier, nach den Abbildungen zu schliessen, dargestellt zu haben, so dass Tasmanien wie manche ethnographische Karten auch angeben, zu dem melanesischen Archipel gerechnet werden muss.

Von noch lebenden Stämmen gehören hierher die Fidschi-Insulaner, von denen ich Ihnen gute Bilder vorführen kann. Es ergibt sich aus denselben, dass diese Eingeborenen ihrer körperlichen Erscheinung nach eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit den auf ähnliche Weise entstandenen aber räumlich durch einen ungeheuren Zwischenraum getrennten abessynischen Galla zeigen.

Bilder von Eingeborenen der Insel Buka, von Neu-Mecklenburg und vom Hyon Golf (Neu-Guinea) sehen vielfach, wie der Augenschein lehrt, so frappant afrikanisch aus, dass man sich in das Land der Suaheli oder der Ama-Zulu versetzt glauben könnte. Die eigentümlichen Haartrachten der Papua, welche sich zu buschig abstehenden, oder kappenartig zusammengeschlossenen Perrücken aufbauen, finden sich ebenso bei den Zulu wieder, von denen ich sie in meinem Atlas südafrikanischer Eingeborenen abbildete, auf Taf. II.

Wie wenig bekannt die körperliche Erscheinung der in Rede stehenden Stämme bisher selbst bei namhaften Gelehrten war, beweist

die Tatsache, dass der verdienstvolle Sprachforscher Max Müller seiner Überzeugung Ausdruck gegeben hat, die Salomonsinsulaner seien mit malayischem Blut vermischte Papua, während sie doch unzweifelhaft negerähnlicher sind als diese und daher das umgekehrte Verhältnis eher zutreffen dürfte.

Dem afrikanischen Charakter entsprechend, kommen die Haare, welche stark abgeplattet sind, aus gekrümmten Wurzelscheiden mit aufgestauchter Papille, drehen sich daher spiralig zu schmalen Strähnchen zusammen und nehmen die besondere Tracht nur durch anhaltende sorgfältige Dressur an.

Gleichwohl sind ein grosser Teil der Bewohner von Neu-Guinea sowie noch mehr des Bismarckarchipel, besonders die Baininger der Gazellenhalbinsel, die Warimo und andere Nordwest-Guineas weniger negerhaft als die vorerwähnten Stämme, so dass auch hier die Stämme mit anderen Vermischungen eingegangen sein dürften. Andererseits zeigt eine gewisse Gegend der Südküste Neupommerns negerhafte Eingeborene, welche dadurch eine ganz isolierte Stellung einnehmen, dass sie sich im kindlichen Alter die Schädel künstlich durch zirkulare Binden aufwärts drängen. Es entstehen so Formen, die anthropologisch als Turricephalen bezeichnet werden, während an Ort und Stelle die Benennung „Spitzköpfe“ in Gebrauch ist. Die Bilder lassen die Verunstaltung der Schädel leicht erkennen.

Das Auftreten dieser ganz unverbunden erscheinenden Gruppe soll auf einer sagenhaften besonderen Einwanderung beruhen.

In einer anderen Gegend Neu-Pommerns finden sich Männer mit fusslangen, in eine Anzahl langer Locken geordneten Bärten, eine bei negerhaften Völkern sonst ganz ungewohnte Erscheinung.

Noch abweichender und untereinander unvereinbarer als die körperliche Entwicklung sind aber die Sprachen dieser Eingeborenen, welche die Unmöglichkeit auf die Sprache allein Unterscheidungen und Einteilungen zu gründen, unwiderleglich beweisen.

Den Brennpunkt aller Strahlungen, in dem die ostasiatischen Volksströmungen zusammentreffen und eine Art Wirbel bilden, sind wie bereits angedeutet, die Philippinen. Hier werden vermutlich nach dem zufälligen Anschluss an eine bestimmte Gruppe der Eingeborenen, Personen von so durchaus verschiedener körperlicher Erscheinung als „Negrito“ bezeichnet, darunter viele mit flockigen, abstehenden Haaren und keineswegs negerhaften Gesichtszügen, dass dadurch die ganze Bezeichnung „Negrito“ anrüchig geworden ist. So wenig berechtigter Weise ein Alfuru wie ein Papua aussehen sollte, kann ein pelagischer Neger das Äussere eines Australiers zeigen. Sollen beide Bezeichnungen in der Ethnographie weiter verwertet werden, so ist durchaus eine bessere Berücksichtigung der körperlichen Merkmale erforderlich.

Die Menge der verschiedenen Namen, unter denen die Bewohner der Philippinen geführt werden; ist an sich schon ein Beweis für ungleiche Abkunft und wechselnde Vermischung der einzelnen Elemente. —

Verfolgen wir nun die Ausbreitung der weissen Stammrasse in den Osten, so bieten sich hier viel geringere Schwierigkeiten dar, weil ihre Wanderungen sich ohne wesentliche Unterbrechung in die historische Zeit fortsetzen und noch andauern. Indessen haben auch diese Strömungen gelegentlich Stauungen erlitten und selbst Zurückfluten der Elemente wird beobachtet.

Die Bezeichnung „weisse Rasse“ ist gerade in Indien mit einem gewissen Vorbehalt zu wählen; denn trotz edler, arischer Gesichtsbildung ist bei sehr vielen Personen beiderlei Geschlechtes die Hautfarbe auffallend dunkelbraun. Diese sonderbare Erscheinung ist sicherlich nicht ausschliesslich auf den Einfluss des Klimas zurückzuführen, sondern mir erscheint nur die Erklärung zulässig, dass Reste dunkelhäutiger Urbevölkerungen in die heutigen Kulturrassen Indiens eingeschmolzen sind. Damit steht auch die historische Überlieferung durchaus nicht im Widerspruch; denn die arischen Stämme sind den alten Berichten zufolge erst etwa 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung von Nordwesten her in Indien eingedrungen und haben sich erst allmählich bis gegen die Südspitze verbreitet, wobei sie beständig mit den Ureinwohnern in Berührung waren und sicherlich besonders Frauen derselben in ihre Verbände aufgenommen haben. Das erstaunlich bunte Bild, welches die Bevölkerung von Indien darbietet, die Fülle einzelner Stammnamen, welche jetzt scheinbar unvermittelt neben einander und durcheinander existieren, ist wohl nur so zu erklären.

Es lassen sich aus der Masse nur einzelne Typen herausgreifen und aus ihnen eine problematische Stufenleiter darstellen, an deren einem Ende der rein arische Typus steht, an der anderen die oben besprochenen noch unvermischten Urbevölkerungen der Drawida-Stämme. Der Ortskundige unterscheidet die verschiedenen Bevölkerungselemente mehr nach der Tracht, Haltung und Beschäftigung, als nach der wechselvollen körperlichen Beschaffenheit. Je weiter wir uns vom arischen Typus entfernen, um so roher und wilder wird der Gesichtsausdruck, wie man schon an den als Tamils bezeichneten, untergeordneten Bevölkerungsklassen sehen kann, aber im allgemeinen wirkt die Kreuzung durchaus nicht ungünstig auf die körperliche Entwicklung ein. Die Tamilmädchen sind häufig von elegantem, schlankem Wuchs, wenn auch die Gesichtszüge zu wünschen übrig lassen. Auch die landbebauende Bevölkerung Ceylons, welche man Rodiyas nennt, zeigt unter dem weiblichen Geschlecht ebenmässige Körperbildung mit auffallend schön entwickelter Büste, die nach der Landessitte entblösst getragen wird. Die im Bilde vorgeführten Typen werden diese Verhältnisse deutlich machen können.

Lehrreich sind besonders solche Darstellungen, wo eine Reihe Personen von ungleicher Beschaffenheit neben einander erscheinen, wie z. B. an der hier vorgeführten, welche die Bezeichnung „Mädchen der Kols“ trägt. (Die Kols sind einer der wilden Stämme aus den Nilgerries). In der Gesichtsbildung dieser Mädchen lässt sich der allmähliche Übergang vom Typus der Hindostani zu dem abweichenden Typus der Kols verfolgen, sie verdienen den ihnen beigelegten Namen also nur zum

Teil. Auch die ebenfalls zu den wilden Stämmen gerechneten Toda, von denen Abbildungen vorgeführt werden, sind nicht mehr im Naturzustand wie die Wedda, da sie sich geräumige, sauber ausgeführte Hütten errichten und auch auf ihren Körper durch Reinlichkeit und Kleidung mehr halten. Offenbar sind alle diese Stämme des zentralen Indiens, obgleich relativ unzivilisiert, durch die sie umgebende Kultur schon stark beeinflusst, die Abgrenzung zwischen der Urbevölkerung und der arischen Rasse fängt an sich langsam mehr und mehr zu verwischen.

Je weiter die arischen Stämme östlich vordrangen, um so mehr fremde Elemente mussten sie natürlich auf ihrem Wege treffen, um so abweichender wurde dadurch auch der Gesamthabitus der Bevölkerung. Dies leuchtet besonders ein, wenn man hinterindische Stämme, z. B. die Birmanen ins Auge fasst. Der Typus ist nicht mehr rein arisch, er bekommt einen eigentümlich strengen Charakter ohne jedoch an Regelmässigkeit zu verlieren; die Birmanen haben daher besonders im weiblichen Geschlecht ein ansprechendes Äussere, es fehlt den Männern nicht an einer gewissen Würde, den Frauen an eigenartiger Schönheit. Was auch immer für Elemente die Verbindung mit den arischen eingegangen sein mögen, die Kreuzung hat die Rasse jedenfalls nicht verschlechtert, wie die Bilder lehren werden.

Steigen wir weiter hinauf nach Ober-Birma, so wird es immer unzweifelhafter um was für Beimischungen es sich daselbst handelt; denn die Körper- und Gesichtsbildung wird allmählich mehr und mehr mongolisch, wir finden uns in den nicht mehr durch den Himalaya so scharf geschiedenen Gebieten, wo eine Berührung und Wechselwirkung der grossen Volksströmungen aufeinander Platz greifen musste; darüber wird alsbald noch mehr zu sagen sein. Ähnlich wie in Vorderindien finden sich auch hier Reste sogenannter „wilder Stämme“ in den schwer zugänglichen Gegenden des Innern, die unter der Bezeichnung Tshan und Shins geführt werden, dieselben befinden sich aber schon nicht mehr im wahren Naturzustande und lassen auch durch ihre Gesichtszüge erkennen, dass sie jedenfalls mongoloide Elemente in sich aufgenommen haben.

Nach dem Südosten von Indien, also nach dem Sunda-Archipel sind arische Wanderungen schon sehr früh erfolgt, und die Eingewanderten haben daselbst zeitweise eine grosse Verbreitung und Mächtigkeit erlangt, so z. B. in Sumatra und auf Java.[1]) Indessen scheint in diesen Ländern der klimatische Einfluss schon ungünstig auf die physische Beschaffenheit der Stammrasse eingewirkt zu haben, da sie aus manchen Gegenden z. B. Java als unvermischte Rasse wieder verschwunden ist, bis die modernen Zeiten durch besser für den Kampf ums Dasein ausgestattete nordische Elemente Ersatz geschaffen haben; in Sumatra sind sie zwar nicht ganz verschwunden aber geistig und körperlich so erstaunlich gesunken, dass

---

1) Die im Mittelalter beginnende semitische (arabische) Einwanderung hat keinen grossen Einfluss auf die allgemeine Gestaltung der Ethnographie des Archipels gewonnen und soll daher hier nicht besonders berücksichtigt werden.

indische Kultur nur noch in Spuren zu finden ist. Besonders der waldbewohnende Teil ihrer Nachkommen, die jetzt Battaker genannt werden, ist durch mangelhafte Körperpflege und klimatische Krankheiten sehr heruntergekommen, weniger diejenigen aus dem Hochlande des Innern am Tobameer, wo gelegentlich das Äussere der Menschen noch an indische Bildungen erinnert. In jungen Jahren sind die Frauen nicht ohne einen gewissen eigenartigen Reiz und werden selbst als Schönheiten angesprochen, doch zeigt der stumpfsinnige Gesichtsausdruck, dass sie wenigstens geistig ziemlich verwahrlost sind.

Die verheirateten Frauen tragen an den Schläfen Spiralen aus starkem Silberdraht, ein trauriger Rest indischer Silberindustrie, wie Sie dieselben an dem Bilde einer Gruppe von drei solcher Frauen erkennen werden. Beiläufig bemerkt, hat E. Häckel, der Autor der generellen Morphologie, trotz dieser Abzeichen eine dieser drei Frauen für einen Mann gehalten. (Insulinde. Malayische Reisebriefe. S. 208).

Auf Java deuten ausgedehnte Ruinen des Inneren an, wie mächtig sich die indische Einwanderung in früherer Zeit daselbst ausgebreitet hatte, und doch konnte sich dieselbe auf die Dauer gegen die auf sie einwirkenden feindlichen Gewalten, zu denen auch günstiger veranlagte menschliche Konkurrenten kamen, nicht behaupten. Hier brandeten also die Wogen der arischen Wanderungen im Altertume und wir haben weiter hinaus keine Spuren derselben aus alter Zeit mit Sicherheit aufdecken können. —

Um die heute bestehenden ethnographischen Verhältnisse zu begreifen, müssen wir nun auch die Ausstrahlungen der gelben Rasse ins Auge fassen. Als Heimat derselben ist das zentrale Asien in den nördlich vom Himalaya liegenden Gebieten zu betrachten. Die Ausbreitung derselben richtete sich zunächst östlich und dann, durch das Meer zurückgehalten, südöstlich.

Ihre scharf ausgeprägten und zähe festgehaltenen Rassenmerkmale beruhen in der gelblichen Hautfarbe, dem straffen, schwarzen Haar, vorspringenden Backenknochen bei breitem Gesicht, dem über den inneren Augenwinkel etwas herabgezogenen oberen Augenlid (Mongolenfalte), wodurch der Eindruck einer Schiefstellung der Augen hervorgebracht wird, den knochigen Gliedmassen bei meist unterwertiger Beinlänge. Auch hier mögen einige ausgewählte Typen die äussere Erscheinung der mongolischen Rasse anschaulich machen. Bemerkenswert und lehrreich für andere Fälle ist, dass die Schädelform der heutigen Chinesen und Japaner eine sehr mannigfaltige ist, wenn auch brachycephale Formen als der ursprüngliche Typus gelten können. Die Verhältnisse sind also bei der mongolischen modernen Rasse nicht anders als bei der weissen Rasse in Europa, wo es bekanntlich an Mannigfaltigkeit des Schädelbaues nicht fehlt.

Die Zähigkeit im Festhalten der Rassenmerkmale bei den Mongolen ist wohl auf die geringe Neigung derselben zur Vermischung mit den Resten der verachteten Urbevölkerung zurückzuführen. Die Ausbreitung

unvermischter Chinesen nach dem Süden hat wie die von Indien ausgehende arische schon in sehr früher Zeit stattgefunden, so dass sich noch im 13. Jahrhundert eine starke Chinesenkolonie auf Java fand, gegen welche die übrige Bevölkerung wegen der Genügsamkeit, Arbeitsamkeit und dem rücksichtslos betätigten Erwerbsinn der Chinesen im Kampf ums Dasein ebenso wie noch heute unterlag. Um die Mitte dieses Jahrhunderts wurde daher ein Aufstand gegen dieselben ins Werk gesetzt, bei welchem 16 000 Chinesen umgebracht worden sein sollen (Chinesische Vesper). So stiessen hier im Südosten die entgegengesetzt verlaufenden Strömungen der beiden Stammrassen aufeinander und hemmten damals die weiteren Ausbreitungen. —

Bis hierher hoffe ich durch die bildlichen Vorführungen den verehrten Anwesenden die Lage der Verhältnisse in bezug auf die Ethnographie dieser Länder einigermassen anschaulich gemacht zu haben. Sollten Sie nicht geneigt sein den darauf gegründeten Schlussfolgerungen in dem einen oder anderen Punkte beizutreten, so brauchen deshalb die Grundanschauungen noch nicht hinfällig zu werden, worauf es mir natürlich an erster Stelle ankommt.

Es bleibt aber noch eine Frage zu erörtern, welche nach meiner Überzeugung den Schlüssel für die schwierigstem Probleme der ostasiatischen Ethnographie darstellt, ohne die an eine Lösung derselben nicht gedacht werden kann: dies ist die malayische Frage.

Dazu habe ich nach meinen eigenen, in diesem Punkte recht ausgedehnten Erfahrungen die Erklärung abzugeben, dass mir, wie vielen anderen Autoren die Annahme einer malayischen Rasse im Sinne Blumenbachs unzulässig erscheint. Man stelle einen Malayen vom Kap der guten Hoffnung, einen Hova von Madagaskar, einen malayischen Indier, einen Dajak von Borneo und einen Samoaner neben einander, um dieselben als einer Rasse angehörig zu bezeichnen und wird sicherlich bei den unparteiischen Beschauern eine fröhliche Stimmung hervorrufen.

Man könnte einwenden, dass nur die Abgrenzung der Rasse falsch sei, da die Ortsangehörigen in den Ländern selbst die Bezeichnung Malayen für bestimmte von der übrigen Bevölkerung unterschiedene Personen streng festhalten. Aber gerade diese ortsübliche Verwendung des Namens spricht am meisten gegen die Annahme einer solchen Rasse, weil dadurch die übrigen Inselbewohner, die Javanen, Sumatranen, Maduranen, Oceanier, d. h. die Hauptrepräsentanten der Blumenbach'schen malayischen Rasse, von derselben unterschieden werden sollen; demgemäss gibt das Festhalten an der Blumenbachschen Rasse keine Aufklärung sondern steigert die Verwirrung ins Masslose.

Die Etymologie des Namens gibt den besten Anhalt für eine verständigere Lösung der Frage; denn „Orang malayu" bedeutet „herumschweifende Leute". In der Tat sind die von den Einwohnern als Malayen gekennzeichneten Bevölkerungselemente „herumschweifende Leute", oder mit einem in der Anthropologie bereits eingeführten Namen „Küsten-

Malayen“ im Gegensatz zu den sesshaften Bewohnern des Innern, den „Binnen-Malayen“. Offenkundig ist diese Unterscheidung nur ein Notbehelf, um aus der Schwierigkeit herauszukommen, die letzteren einer neuen, besonderen Rasse einordnen zu müssen und erfüllt den Zweck nur mangelhaft, da die Inlandbewohner sich durchaus nicht zu den Malayen gerechnet wissen wollen.

Zu einer widerspruchslosen Deutung dieser verwickelten Verhältnisse kann man nach meiner Überzeugung nur durch die Annahme kommen, dass alle die verschiedenen, so abweichend gebildeten Bevölkerungsgruppen, welche die Abgrenzung der Blumenbach'schen Rasse so liebevoll umfasst, ungleich zusammengesetzte Mischvölker der indischen und chinesischen Stämme darstellen, welche an den Berührungsstellen der beiden grossen Strömungen entstanden sind. Demgemäss würden die indo-chinesischen Völker einen richtig metamorphen Charakter tragen und den eigentlichen Kern der sogenanten Malayen darstellen. Wie diese Vermischungen allmählich in die Erscheinung treten, haben wir bei Betrachtung der Birmanischen Bilder bereits gesehen. Die spät gekommenen, herumschweifenden Leute, die Küsten-Malayen zeigen den Mischungstypus noch am deutlichsten, auf ihnen ist daher im Lande selbst die Bezeichnung „Malayen“ haften geblieben. Die sesshaften Inlandbewohner werden sehr früh andere Elemente, deren Natur nicht überall sicher festgestellt werden kann, darunter auch Reste der Urbevölkerungen in sich aufgenommen haben und dadurch zu einem so wechselnden Habitus gekommen sein.

Wie die Javanen, Sumatranen, Maduranen und Dajaks sehr wahrscheinlich durch stärkere Beimischung indischen Blutes ihre Besonderheit erlangt haben, so die Hova von Madagaskar durch Beimischung nigritischer Elemente. Besonders dunkel erscheint die Entstehung der Besonderheiten in der ozeanischen Bevölkerung, in welcher mongolische Elemente, wenn überhaupt vorhanden, sehr stark in den Hintergrund treten, während die vielfach prächtige Körperentwicklung, die auffallend leichte und günstig verlaufende Kreuzung mit der weissen Rasse die Vermutung erweckt, dass sie der letzteren durch irgend eine gänzlich verloren gegangene Verbindung näher stehen als man nach den geographischen Verhältnissen anzunehmen wagt. Ein junges Mädchen der Tonga-Inseln, von Samoa oder Hawai, ein junger Maori von Neu-Seeland erinnert so lebhaft durch Gesichtszüge und Körperentwicklung an europäische Formen, dass man ganz überrascht wird. Einige Bilder mögen Ihnen diese Tatsachen weiter anschaulich machen.

Tatsächlich haben nachweislich die weiten Wasserflächen des stillen Ozeans eine so scharfe Trennung der in ihm liegenden Inselgruppen nicht veranlasst, als man annehmen möchte, oder die Ausdehnung des Landes ist in früherer Zeit eine grössere gewesen. Finden sich doch merkwürdige Vergleichungspunkte zwischen den Maoris Neu-Seelands und indianischen Bewohnern der nordamerikanischen Westküste durch die übereinstimmenden, mystischen Holzschnitzereien, weitgehende Ähnlichkeit der

Körperentwicklung und auch, wie mir ortskundige Linguisten versichert haben, in den Sprachen.

Ich vermeide ein Eingehen auf die Bevölkerung Mikronesiens, welche Inseln durch ihre Einschiebung zwischen Melanesien und Polynesien ganz besonders unberechenbaren Zufälligkeiten der Besiedelung ausgesetzt waren und deren spärliche Bevölkerung ebenso wie ihre Sprachen so unübersichtlich und wechselvoll erscheint, dass sich ein einheitlicher Gesichtspunkt kaum gewinnen lässt.

Wir endigen wieder naturgemäss auf den Philippinen, wo neben den australoiden Elementen, den Negritos und ihren Vermischungen, sich auch indo-chinesische Mischvölker, die Tagalen, finden, welche recht deutlich von jenen in ihrem Habitus besonders durch Haarwuchs und Hautfarbe unterschieden sind. Ja, es bildete sich auf Luzon durch die Einwanderung weisser Ansiedler besonders spanischer Abkunft dort bereits in moderner Zeit eine neue Mischrasse, welche sich daselbst gut zu entwickeln scheint.

Als Schlussbilder mögen Ihnen einige Porträts von weiblichen Schönheiten aus Melilla mit weissem Blut das Gesagte einleuchtend machen.

Sitzung vom 17. März 1906.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Wir beklagen den Tod des Hrn. Obermedizinalrats Dr. v. Hölder in Stuttgart. Hermann v. Hölder war in den 70er Jahren ein hervorragender Kraniologe, der auf Grund seiner bedeutenden Schädelsammlungen für die württembergische Bevölkerung einen germanischen, sarmatischen und turanischen Typus unterschied, deren Mischformen er ebenfalls nachweisen zu können glaubte. Wenn auch diese Bezeichnungen sich nicht erhalten haben, so beruhte die Unterscheidung der Typen selbst doch auf richtiger Beobachtung. — Wir werden ihm stets ein ehrenvolles Andenken bewahren.

(2) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

1. Hr. Bergwerksdirektor H. Michaelis, Berlin.
2. „ Dr. Adolf Silberstein, Berlin.
3. „ Stabsarzt Dr. Werner, Berlin.
4. Frau Feigs-Rohnstock, Steglitz b. Berlin.
5. Hr. Dr. Stephanus Bertram, Berlin.
6. „ Grubenbesitzer Franz Körner, Berlin.

(3) Von den neugewählten Ehren- und korrespondierenden Mitgliedern sind folgende Dankschreiben eingegangen:

Palermo, 22. Febr. 1906.

Hochgeehrte Herren!

In Erwiderung auf Ihre Benachrichtigung vom 19. d. M., dass die Gesellschaft mich in der Sitzung vom 17. Februar zum Ehrenmitgliede ernannt hat, beeile ich mich meinem tiefgefühlten Danke hiermit Ausdruck zu geben. Ich bin stolz auf diese Auszeichnung seitens einer so hervorragenden Körperschaft und fühle mich besonders geschmeichelt durch die ehrenden und überaus gütigen Worte, die Sie an meine Ernennung zum Ehrenmitgliede geknüpft haben.

In steter Dankbarkeit Ihr getreuester

G. Schweinfurth.

An den Vorstand der Gesellschaft
für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte
zu Berlin.

Paris, 19 février 1906.

Monsieur le Président,

J'ai l'honneur de vous accuser réception de votre lettre du 18 février par laquelle vous m'annoncez que la Société d'Anthropologie de Berlin a bien voulu m'élire comme un de ses membres correspondants.

Je vous remercie, Monsieur le Président et vous prie d'offrir mes meilleurs remerciments à tous mes nouveaux Confrères pour l'honneur qu'ils ont bien voulu me faire.

Je vous prie d'agréer, Monsieur le Président l'expression de ma reconnaissance et de mes sentiments les plus distingués.

M. Boule.

Budapest, den 21. Februar 1906.

Hochgeehrter Herr!

Mit Dank und im Innersten bewegt empfing ich die Mitteilung, dass sich die hochansehnliche Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte bewogen fand, mich in ihrer Sitzung vom 17. Februar 1906 zu ihrem korrespondierenden Mitgliede zu erwählen.

Diese Ehrung übersteigt weit und hoch die sehr bescheidenen Leistungen, welche mir auf jenem Gebiet gestattet waren, deren berufener Pfleger die hochansehnliche Gesellschaft ist.

Hochbetagt wie ich bin, kann mein Gelübde nur so lauten, dass ich bestrebt sein werde, in der kurzen Spanne Lebenszeit, die mir noch gewährt sein kann, Alles zu leisten, was in meinen bescheidenen Kräften steht.

Ich bitte der Gesellschaft meinen Dank zu vermitteln und den Ausdruck meiner Hochachtung zu genehmigen.

Otto Herman,
Direktor der M. O. C.

St. James City, Florida. March 3, 1906.

Dear Sir,

Your notice of February 18th, 1906, informing me that the Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, of Berlin, has named me one of its corresponding members.

I feel greatly flattered by the honor conferred upon me by your society, and I beg you to lay before it the assurance of my sincere thanks.

Truly yours
Clarence B. Moore
1321 Locust st. Philadelphia U. S. A.

Bruxelles, le 17 Mars 1906.

Monsieur le Président,

J'ai l'honneur de vous accuser réception du magnifique diplôme que la Berliner Anthropologische Gesellschaft a bien voulu m'envoyer à l'occasion de ma nomination comme Membre Correspondant.

Je suis très touché de cette marque de bienveillance et de haute sympathie à mon égard et je vous renouvelle l'expression de ma gratitude et de mon dévouement.

Veuillez, Monsieur le Président, agréer l'assurance de ma haute considération.

A. Rutot.

A Monsieur le Président de la Berliner
Anthropologische Gesellschaft
à Berlin.

Paris, le 19 Mars 1906.

Monsieur le Président,

J'ai l'honneur de vous accuser réception du diplôme de correspondant de la „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" et vous prie de dire à vos collègues que j'ai été très sensible à la distinction qu'ils ont bien voulu me décerner.

J'espère pouvoir vous exprimer de vive voix ma gratitude au Congrès de Monaco où nous comptons avoir le plaisir de vous voir en compagnie de nombreux Savants allemands. Un des grands avantages de ces réunions scientifiques internationales est de permettre aux hommes de Science de se connaître, de s'apprécier et de nouer des relations qui se continuent après les sessions. Les travailleurs de tous les pays n'ont qu'un but, c'est de contribuer dans la mesure de leurs forces aux progrès de la Science; et la Science ne connaît pas de frontières.

C'est dans cet esprit que j'envoie un cordial salut à la „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", qui compte dans son sein tant de savants dont les travaux, en faisant progresser le savoir humain, ont contribué au bien de l'Humanité.

Veuillez agréer, Monsieur le Président, l'expression de mes sentiments les plus distingués.

Dr. Verneau.

A Monsieur le Professeur Dr. Lissauer,
Président de la „Anthropologische Gesellschaft".

(4) Das Kultusministerium hat der Gesellschaft für das laufende Jahr wiederum einen Staatszuschuss von 1500 Mk. gewährt. Der Vorsitzende spricht dem Hrn. Minister dafür den Dank der Gesellschaft aus.

(5) Hr. Schliz-Heilbronn hat eine Abhandlung überreicht:

Der schnurkeramische Kulturkreis und seine Stellung zu den andern neolithischen Kulturformen.

Dieselbe ist in diesem Heft S. 312ff. bereits veröffentlicht.

(6) Hr. H. Dragendorff übersendet folgende Mitteilungen über

Terrasigillatafunde aus Norddeutschland und Skandinavien.

In der Zeitschr. f. Ethnol. 1905, Heft IV, S. 569ff., hat Hr. Busse unter den Funden aus dem Brandgräberfeld von Wilhelmsau, Kreis Nieder-Barnim, S. 578ff. auch ein römisches Tongefäss veröffentlicht, und Hr. Lissauer hat dieses Gefäss in seinem anschliessenden Vortrage „Über die Bedeutung des Gräberfeldes von Wilhelmsau für die Kenntnis des Handelsverkehrs in der Völkerwanderungsperiode", ebendort S. 591ff. einer ge-

naueren Besprechung unterzogen. In der Tat ist jedes römische Importstück, das sich in ausserrömischem Gebiet findet, als ein Dokument des Handelsverkehrs, das sich in der Regel gut datieren lässt, von hervorragendem Interesse und ganz besonders sind es die Tongefässe, deren verhältnismässige Kurzlebigkeit die zeitlichen Grenzen für den Fund enger zieht, als bei Münzen oder Metallgerät. Im allgemeinen wird man die Tongefässe, die man weit entfernt von ihrem römischen Ursprungsort im Norden und Osten findet, immer als zufällig verschleppte Stücke betrachten dürfen. Sie sind nicht der eigentliche Handelsartikel, der den Weg bahnt, sondern gelegentlich mitgekommen. Das ist eine Beobachtung, die man bei den Tongefässen, wenn man die Grenzen des griechisch-römischen Kulturkreises überschreitet, immer wieder machen kann. Damit ist natürlich der Wert des Tongefässes für Feststellung eines Handelsweges in keiner Weise beeinträchtigt, ja eher noch gesteigert. Sie werden sich in der Regel nur da finden, wo wirklich enge Handelsbeziehungen zur römischen Provinz festzustellen sind, wie auch in diesem Falle. Bei dem hohen Interesse, das der Fund von Wilhelmsau bietet, rechtfertigt es sich wohl, wenn ich hier noch einmal darauf zurückkomme und Lissauers Ausführungen in Einzelheiten ergänze und einige Missverständnisse richtigstelle.

In Fällen, wo es sich wie hier um Funde aus anderem Kulturkreise handelt, ist es im Interesse gegenseitiger Verständigung und voller Ausnutzung des Fundes wünschenswert, dass festgeprägte Begriffe und Unterscheidungen auch festgehalten werden. Freilich wird es immer schwer sein, den Forschern ausserhalb Westdeutschlands bloss mit Worten Unterschiede anschaulich zu machen, die uns hier durch die ständige Autopsie der Sachen selbst geläufig sind. So ist auch Lissauer offenbar durch meine Bonn. Jahrb. 1896 S. 88 gegebene Charakteristik der Terranigra[1]) verleitet worden, das Gefäss von Wilhelmsau für ein Terranigragefäss zu halten. Es wird daher nicht als überflüssig angesehen werden, wenn ich kurz das in diesem Zusammenhange Wesentliche hier noch einmal hervorhebe.

Das Gefäss von Wilhelmsau ist kein Terranigragefäss, sondern ein verbranntes Terrasigillatagefäss, verbrannt bei Gelegenheit des Leichenbrandes, dem nach dem Bericht die Funde von Wilhelmsau ausgesetzt gewesen sind. Die Beschreibung — bläulich grauer Ton, schwarzer Firnis — stimmt genau zu dem Aussehen verbrannter Sigillata und Busse bemerkt ausdrücklich (S. 578), dass ein Teil der Schale „wie Metall abgeschmolzen" sei. Form und Dekoration lässt überdies auch in der Abbildung keinen Zweifel, dass wir es mit einem ornamentierten Terra-

---

1) Da die Bonner Jahrbücher nicht jeden Leser gleich zur Hand sein dürften, so führen wir die zitierte Stelle hier wörtlich an: „Unter Terra nigra-Gefässen verstehen wir streng genommen Vasen aus einem feinen, hellen, bläulich-grauen Ton, dessen Oberfläche aufs sorgfältigste geglättet und mit einer schwarzen Politur versehen ist ... Von dem schwarzen Firniss, den wir so häufig an den römischen Vasen des II. und III. Jahrhunderts finden, ist sie ganz verschieden. Auch der Ton ist bei diesen ein völlig anderer als bei der Terra nigra, dort rotgebrannt, hier hellgrau."

Die Redaktion.

sigillatagefäss der Form Bonn. Jahrb. 1896, Taf. III, 37, zu tun haben. Sie kommt in Terranigra nicht vor. Was Lissauer über diese Form und ihre Technik aus Koenens Gefässkunde (S. 103), Harsters Terrasigillatagefässen und meinen Ausführungen anführt, bezieht sich denn auch nicht auf Terranigra-, sondern auf Terrasigillatagefässe. Nun sind aber die Beziehungen zwischen diesen beiden Techniken keineswegs so eng, dass man ohne weiteres das über die eine gesagte auf die andere übertragen könnte.

Als Terrasigillata bezeichnen wir die charakteristische römische Gefässgattung aus feinem roten Ton, die fest gebrannt und mit korallroter sehr widerstandsfähiger Glasur versehen ist. Was ich seinerzeit Bonn. Jahrb. 1896 über die Entwicklung dieser Gattung festzustellen suchte, ist jetzt im einzelnen weiter ausgeführt, ergänzt und berichtigt. Ich verweise neben den Bemerkungen von Ritterling in den Mitteilungen der Westfälischen Altertumskommission Bd. II, S. 133ff. (Funde von Haltern) und Nass. Annal. Bd. 34, S. 67ff. (Funde von Hofheim) vor allem auf das grosse Werk von Déchelette, les vases céramiques ornés de la Gaule romaine. Die Technik ist in Kleinasien entstanden, dann namentlich in den Fabriken von Arretium (Arezzo) im ersten vorchristlichen Jahrhundert ausgebildet (Arretina vasa der Alten), von wo auch die ersten Sigillatagefässe nach Gallien und Germanien gekommen sind. An römischen Fundplätzen augusteischer und noch frühtiberianischer Zeit (z. B. Haltern bis 17 n. Chr.) kommt ausschliesslich diese aus Italien importierte Terrasigillata vor. Schon seit dem Ende des ersten Drittels des ersten nachchristlichen Jahrhunderts treten dann Fabrikate auf, welche im südlichen Gallien, besonders in Graufesenque (Aveyron), Montans (Tarn), Banassac (Lozère) hergestellt sind. Schon in den Funden von Hofheim (40—60 n. Chr.) haben sie die italische Terrasigillata vollkommen verdrängt. Neue Formen, namentlich der ornamentierten Gefässe (Bonn. Jahrb. 1896, Taf. II 29, 30), und eine besonders stark glänzende harte Glasur zeichnen diese südgallische Ware aus, die auch in Menge nach Italien exportiert ist. In der zweiten Hälfte des I. Jahrhunderts beginnt dann der Aufschwung der Töpfereien am Allier, die ihr Zentrum bei dem Städtchen Lezoux haben. Seit der Flavierzeit drängen sie die südgallischen Fabrikate mehr und mehr zurück, um etwa mit der Wende des I. und II. Jahrhunderts die Alleinherrschaft zu gewinnen und eine Massenproduktion zu entwickeln, die einzig dasteht. Die charakteristische Form des ornamentierten Gefässes ist jetzt der runde Kumpen der Form Bonn. Jahrb. 1896, Taf. III, 37, welche auch das Gefäss von Wilhelmsau aufweist. Noch später, erst im Verlauf der ersten Hälfte des II. Jahrhunderts, beginnt die Produktion von Rheinzabern, dem dann noch weitere Töpfereien von mehr lokaler Bedeutung folgen. Diese bringen eigentlich Neues nicht mehr.

Unter Terranigragefässen im eigentlichen Sinne des Wortes verstehen wir Vasen gallischer Fabrik aus grauem Ton, der nicht sehr hart gebrannt ist und an der Oberfläche, falls sie nicht nur eine feine Glättung erfahren hat und infolgedessen grau erscheint, geschwärzt ist. Diese Schwärzung ist nicht durch Glasur oder aufgestrichene pastöse Farbe,

fälschlich sogenannten Firnis, hervorgerufen, sondern wohl durch Anrussen entstanden, ähnlich dem etruskischen Bucchero, eine Fortsetzung der alten, schon in vorrömischer Zeit bei uns geübten Technik. Daher ist dieser Überzug auch nicht hart und spröde, sondern lässt sich leicht schaben. Wie die Technik, so knüpfen auch die Formen der Terranigragefässe vielfach an vorrömische an. Daneben spüren wir aber in der Bearbeitung des Tones, der geschickten Handhabung der Drehscheibe den Einfluss der römischen Keramik, und gerade die aus Italien importierten Terrasigillatagefässe haben deutlich die Formen der Terranigragefässe beeinflusst. Daher ist es auch nicht weiter auffallend, wenn wir in den Terranigratöpfereien Versuche finden, die schöne rote Farbe der Terrasigillatagefässe nachzuahmen: aus denselben Töpfereien wie die Terranigragefässe stammen Gefässe gleicher Formen, welche statt der schwarzen Färbung einen dünnen hellroten Überzug erhalten haben. Wir pflegen diese hellroten, schwarzen und grauen feinen Vasen auch zusammenfassend mit dem Namen belgische Vasen zu bezeichnen, einem Namen, dessen Berechtigung aber nicht genügend erwiesen ist, wenn es auch durch ihre Verbreitungsgebiete, namentlich aber die Töpfereifunde in Trier gesichert ist, dass ein Teil in der Gallia belgica hergestellt ist. In Gräberfeldern des Regierungsbezirks Trier begegnen sie denn auch schon in der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, in einer Zeit, wo das grobe Geschirr der Gräber noch ganz das Gepräge der Spätlatènezeit trägt. Die roten belgischen Gefässe treten im Verlauf des ersten nachchristlichen Jahrhunderts mehr zurück, nachdem man mittlerweite gelernt hatte, auch in Gallien richtige Terrasigillata herzustellen. Dass aber die gleichen Töpfereien, welche echte Terranigra herstellten, auch echte Terrasigillata hergestellt hätten, vermag ich nicht nachzuweisen. Es wird das auch in der geographisch getrennten Lage der Terranigratöpfereien und der älteren gallischen Terrasigillatafabriken begründet sein.

Die schwarze und graue Ware entwickelt sich nun in Formen und Dekoration während des ersten nachchristlichen Jahrhunderts noch weiter. Man sucht auch die Technik haltbarer zu machen, indem man an Stelle der Schwärzung eine dünne flüssig aufgetragene Farbe treten lässt. So sind z. B. noch die dunklen Gefässe der von G. Wolff erforschten Töpferei von Heldenbergen in der Wetterau (Traianische-Hadrianische Zeit) hergestellt. Auch diese Gefässe pflegen wir noch als Terranigra zu bezeichnen und mit einem gewissen Recht, weil sie sich durchaus aus der Terranigra entwickelt haben.

Ganz getrennt davon zu halten ist die spätere schwarze provinziale römische Tonware. Sie hat festgebrannten, meist ziegelroten Ton und ist mit einem schwarzen „Firnis", ähnlich dem bekannten griechischen Vasenfirnis, versehen. Bei diesen Gefässen ist daher die Oberfläche hart und nicht abschabbar. In die Gruppe der provinzialen Gefässe mit Firnisüberzug, nicht der Terranigragefässe, gehören nach der Beschreibung von Kossinna (Ztschr. f. Ethnol. 1905, S. 599) z. B. die beiden hohen eiförmigen Gefässe von Dingen bei Lehe. Speziell diese Gefässe mit weiss aufgemalten Inschriften sind in Westdeutschland gemacht, finden sich in

Skelettgräbern und gehören erst dem III. Jahrhundert an, in dem man, wenigstens in den hier in Betracht kommenden Gegenden, längst keine Terranigra mehr fabrizierte.[1])

Wir müssen also scharf auseinanderhalten: a) Terranigra, b) schwarz gefirniste Gefässe, c) Terrasigillata. Eine nähere Berührung zwischen Terranigra und Terrasigillata gibt es nur in der Frühzeit, in der ersten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts Später gehen die beiden Techniken in Formen, Dekorationen usw. ganz auseinander. Aber auch mit den firnisüberzogenen Gefässen hat die Terrasigillata nur vereinzelte Formen gemeinsam und aus Formschüsseln nach Art der Terrasigillatagefässe geformte Schalen kommen auch in dieser Technik nicht vor.

Die Ausführungen Lissauers berichtigen sich nach dem oben auseinandergesetzten leicht. Terranigragefässe sind meines Wissens in Norddeutschland noch nie gefunden, ausser an Stellen, wohin die Römer auf ihren Kriegszügen gekommen sind, wie in Westfalen. Zur Zeit der direkten Handelsbeziehungen Galliens zu Germanien, der die römischen Funde Norddeutschlands angehören und die erst mit dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts beginnen, wurde kaum mehr Terranigra verfertigt. Das Gefäss von Wilhelmsau ist ein Terrasigillatagefäss der Form, welche vereinzelt schon in der letzten Zeit der südgallischen Fabriken vorkommt, in dieser plumperen Variante aber erst in den Alliertöpfereien. Nach seiner Dekoration gehört es der letzten Periode dieser Töpfereien an, könnte eventuell auch in Rheinzabern gefertigt sein, dessen Produkte, wenn sie keinen Fabrikstempel tragen, von den gallischen nicht immer reinlich zu trennen sind. Als Entstehungszeit darf man die zweite Hälfte des zweiten bzw. die erste Hälfte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts annehmen. Um 250 bricht die Fabrikation von Lezoux ab. Wie lange Rheinzabern gearbeitet hat, wissen wir nicht genau. Aber über das III. Jahrhundert hinaus sind Terrasigillatagefässe mit Reliefverzierung keineswegs fabriziert.

Aus der Liste von Terrasigillatagefässen mit Relieffries aus Norddeutschland und Skandinavien, welche Lissauer S. 594f. gibt, muss zunächst das Gefäss von Bibow in Mecklenburg ausscheiden. Die Abbildung (Meckl. Jahrb. IIb, Taf. II) zeigt auf den ersten Blick, dass es sich hier um etwas ganz anderes handelt. Die freundlichen Angaben von Hrn. Beltz bestätigen mir dies. Auch nur römisch ist dieses Bruchstück eines achteckigen Tellers mit eingepresster Ornamentik sicher nicht. Was es ist, weiss ich nicht und überlasse Kundigeren die Bestimmung. Auch abgesehen von diesem Stück macht übrigens der ganze „Grabfund von Bibow“ einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck. Sehr verdächtig ist schon, dass der Inhalt eines norddeutschen Grabes nur aus römischen Gegenständen

1) Der mittlerweile erschienene Band XIII 3, 2, des Corpus inscriptionum lat., der u. A. die Inschriften römischer Geräte, die im freien Germanien gefunden sind, bringt, scheint zu ergeben, dass es sich auch in diesem Falle um Gefässe handelt, die ursprünglich einen roten terrasigillataartigen Überzug hatten und erst durch Brand rot geworden sind. Corp. inscr. lat. XIII 3, 2, 10036, 11. Für die Datierung und die Herkunft ändert das natürlich nichts. Einzelne rote Gefässe dieser Art gehen neben den schwarz gefirnissten her.

besteht; sieben römische Münzen in einem Grabe sind ebenfalls auffällig. Die entzifferbaren unter diesen Münzen gehören in augusteische Zeit, also eine Zeit, aus der wir römische Münzen aus dem freien Germanien, von den Schauplätzen der Kriegsoperationen der augusteischen Heere abgesehen, nur ganz vereinzelt haben. Der mitgefundene Tonbecher gehört denn auch ganz sicher viel späterer Zeit, frühestens dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert an usw. Also . . . die Forschung wird gut tun, diesen Grabfund künftig nicht mit zu verwerten.

Weiter muss aus der Liste ausscheiden das von Undset, Eisen S. 146 Anm., erwähnte Gefäss der Sammlung Blell, das angeblich bei Danzig gefunden ist und sich jetzt in Marienburg befindet. Ich verdanke A. Brinkmann eine Zeichnung des Gefässes; dass diese Flasche mit aufgesetztem Hochrelief kein Sigillatakumpen der hier in Rede stehenden Art ist, ist danach ohne weiteres klar. Das Material sieht nach Brinkmanns Angabe wie moderne Terracotta aus. Brinkmann schien das Stück verdächtig. Ich kann auf Grund der Zeichnung allein darüber nicht urteilen.

Es bleiben in der Lissauerschen Liste somit elf Gefässe übrig, deren Fund in dem genannten Gebiete verbürgt ist. Dazu darf man als zwölftes noch ein in der Nähe von Wehden auf der Holtjer Höhe bei Altenwalde gefundenes Bruchstück mit Jagddarstellung fügen, das schon Willers (Bronzeeimer S. 199) nach Hamb. Jahrb. IV, S. 154, Taf. I, 1, anführt. Ebenda III, S. 142, wird noch ein Bruchstück von Terrasigillata angeführt, ohne nähere Angabe der Form.[1]) Als dreizehnte ist eine bei Dortmund gefundene Schale dieser Art im dortigen Museum zu erwähnen.[2])

Als für die historischen Folgerungen gleichwertig können ferner hier auch noch ein paar unverzierte Terrasigillatagefässe angeschlossen werden. Das eine ist eine glatte Schale von einer wenigstens bei uns am Rhein ungewöhnlichen Form, die sich nach oben zu wieder verjüngt. Sie ist in Borstel gefunden und befindet sich jetzt im Altmärkischen Museum in Stendal. Sie trägt auf der Innenseite des Bodens den Stempel CINTVCNATV.[3]) Ein Tellerboden mit dem Stempelrest /GFEC, ist von Willers a. a. O. S. 199, Abb. 76, abgebildet.[4]) Dazu kommen fünf Terra-

1) Ob man ein in Podbaba bei Prag gefundenes Bruchstück der Form 37 (Déchelette a. a. O. I, S. 202) als im Zusammenhange mit dem hier in Frage kommenden Handelswege mit aufzuführen hat, muss nach dem Fundort fraglich bleiben. Es stammt nach dem Typus der Figur aus den Töpfereien von Lezoux.

2) Über die beiden sicher römischen Gefässe von der Oxstedter Heide wage ich ohne Autopsie kein abschliessendes Urteil. Nach der Abbildung (Jahrb. d. Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten IV, Taf. II, S. 1, 2) hätte ich sie für Sigillatabecher mit eingekerbten Verzierungen gehalten, wie sie auch vom II. Jahrhundert an vorkommen (Bonn. Jahrb. 1896, S. 122ff.). Derselben Zeit dürfen wir sie auch zuschreiben, falls das Material nicht im Brand veränderte Terrasigillata ist.

3) Für freundliche Auskunft und Zeichnung des Gefässes bin ich Hrn. Dr. Kupka zu Danke verpflichtet. Vgl. jetzt Corp. inscr. lat. XIII 3, 2, 10 036, 79.

4) Es handelt sich nicht um einen Deckel, wie Willers annimmt — Deckel aus Terrasigillata kenne ich überhaupt nicht —, sondern um den unteren Teil der charakteristischen späteren Tellerform mit kegelförmig emporgetriebenem Boden, Bonn. Jahrb. 1896, Taf. II, 31. Corp. inscr. lat. XIII, 3, 2, 10 036, 10.

sigillatagefässe aus Haltern, die einer späteren Zeit als der der frührömischen Okkupation angehören.[1]) Ob damit alle Sigillatagefässe norddeutschen Fundortes vereinigt sind, entzieht sich natürlich meiner Kenntnis.

Isoliert steht bisher die schöne Schale von Vippachedelhausen (Sachsen-Weimar), jetzt in Jena.[2]) Ich verdanke der Freundlichkeit von A. Götze eine Zeichnung des Gefässes. Es ist das einzige mir bisher aus dem östlichen Fundgebiet bekannt gewordene Beispiel der frühen Schalenform, Bonn. Jahrb. 1896, Taf. II, 29, gehört also sicher dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, nach der vortrefflichen Dekoration wohl etwa der Mitte desselben an, und stammt aus den südgallischen Fabriken von Graufesenque.

Alle obengenannten Gefässe gehören dagegen erst späterer Zeit an. Der Stempel des Stendaler Gefässes ist sehr häufig (vgl. Corpus inscr. lat. XIII, 3, 10010, 572, aus dem sich die weite Verbreitung in Gallien einerseits, am Rhein und im Limesgebiet andererseits ergibt); das zahlreiche Vorkommen in den Limeskastellen usw. weisen ihn ins zweite nachchristliche Jahrhundert. Derselben Zeit gehört der Teller von Wehden an; diese Form beginnt in der zweiten Hälfte des I. Jahrhunderts, gehört in dieser starken Übertreibung aber wohl auch erst dem II. Jahrhundert an. Über das II. Jahrhundert hinaus scheint sie dann allerdings auch nicht mehr vorzukommen. Von den fünf in Haltern gefundenen Gefässen gehören die drei ersten wohl dem II. und das vierte dem III. Jahrhundert.

Bei den verzierten Gefässen sind wir meist auf den Charakter der Dekoration allein angewiesen. Auch hier finden wir überall die Dekorationsweise der Spätzeit. Vor das II. Jahrhundert ist keines derselben zu setzen. Die meisten dürften erst dem späteren II. oder gar dem III. Jahrhundert angehören. Abgesehen von der meist recht schlechten Ausführung ist die Anordnung der Ornamente massgebend, die durchweg erst Déchelettes III. Periode der Dekoration angehört.[3]) Das Gefäss von Klein-Fliess hat Medaillondekoration.[4]) Der gleichen Stilperiode gehört das seinerzeit bei Erfurt gefundene Gefäss an, das sich leider nicht mehr, wie Lissauers Liste angibt, im Erfurter Museum befindet, sondern verschollen ist.[5]) Frei angeordnete Figuren und Bogendekoration zeigt

1) Mitt. d. Altert. Komm. f. Westfalen I, Taf. III, S. 63; II, S. 110, Anm. Corp. inscr. lat. XIII, 3, 2, 10036, 1—5. — Die frührömischen Terrasigillatagefässe aus Haltern gehören nicht in diesem Zusammenhang; ebenso nicht der bei Beckinghausen gefundene belgische Teller aus der Okkupationszeit. Corp. inscr. lat. XIII, 3, 2, 10036, 7.

2) Nachr. über deutsche Altertumsfunde 1900, S. 34, Anm. 2.

3) Déchelette a. a. O., I, S. 187 ff.

4) Sitzungsberichte der Prussia 1900, S. 73 ff.

5) Herr Stadtarchivar Dr. Overmann hatte die Freundlichkeit, mir den Band der Acta Acad. Elect. Mog. von 1776 zu übersenden, in der die interessante Veröffentlichung durch Dalberg S. 219 ff. erfolgt und von zwei sehr guten Zeichnungen begleitet ist. Unter dem Bildstreifen findet sich ein Graffitto, wohl einer der nicht häufigen Fälle, in denen der in dem Boden der Formschüssel eingeritzte Name des Besitzers der Formschüssel mit abgeformt und nicht bei späterer Überarbeitung verschwunden ist. Das Graffitto scheint Dymma zu lauten. Das Gefäss ist mit verbrannten Knochen zusammen beim Tongraben gefunden.

das Gefäss von Wilhelmsau, eine regelmässige Bogendekoration das Gefäss von Damme, bei dem auch der überhohe glatte Rand für späte Entstehungszeit spricht.[1]) Die Gefässe von Marssel, Barskamp, Wehden[2]) zeigen Jagdszenen mit ziemlich regellos gestellten Figuren. Ähnlich dürfte auch die Dekoration des Gefässes von Stobnitz[3]) nach den geringen Resten gewesen sein. Medaillons mit solchen regellosen Figuren vereint weist das Gefäss von Valløby auf[4]), während die Schale von Grossneuhausen[5]) nur mit einfachen perlstabähnlichen Ornamenten verziert ist. Über die Gefässe von Ettersburg[6]) und Osterode kann ich nähere Angaben nicht machen.

Mit der späten Entstehungszeit stimmen die Fundtatsachen gut überein. Da die Gefässe wohl oft längere Zeit von Hand zu Hand gegangen sind, ehe sie fern in Deutschland unter den Boden kamen, so wird man das II. Jahrhundert n. Chr. zunächst nur als terminus post quem für die Grabfunde nehmen, nach unten jedoch einen ziemlich weiten Spielraum lassen müssen.

Als Fabrikationsort kommt in erster Linie Lezoux in Betracht. CINTVGNATVS ist, wie allein schon die Verbreitung seiner Gefässe ergibt, ein gallischer Töpfer, CINNAMVS, dessen Name das Gefäss von Klein-Fliess trägt, einer der bekanntesten Fabrikherren von Lezoux.[7]) Die drei ersten in Haltern gefundenen Gefässe mit Stempel BOVDVS FEC, CATEKTO, FORTVNATVS scheinen ebenfalls sicher gallische Töpferarbeiten zu sein. Daneben könnte noch für ein oder das andere Stück Rheinzabern in Betracht kommen, ohne dass wir das in einem bestimmten Falle beweisen könnten. Der Stempel des Gefässes von Valløby ist leider sehr undeutlich. COS OFL VIRI las Engelhardt zweifelnd, indem er auf eine bekannte Töpfersignatur (Beispiele Corp. inscr. lat. XIII, 3, 10 010, 656) verwies. Das ist aber ein südgallischer Töpfer des I. Jahrhunderts, während das Gefäss deutlich die Kennzeichen der späteren Sigillata an sich trägt, wie ich nach dem Augenschein bestätigen kann, so dass der Stempel jedenfalls anders zu lesen ist.[8])

1) Hrn. von der Hagen verdanke ich die Übersendung der Publikation (Mitteilungen des Uckermärkischen Museumsvereins Bd. I, Heft 2).

2) Müller-Reimers, Vor- und frühgeschichtliche Altert. d. Prov. Hannover, S. 212, S. 142. Willers Bronzeeimer, S. 199. Das Gefäss von Barskamp ist jetzt nach Willers, S. 176, im Lüneburger Museum, nicht in Hannover.

3) Mitteil. über Altertumsfunde in Deutschland, 1900, S. 34 (Götze). Für gütige Auskunft und Übersendung einer Skizze bin ich der Museumsleitung in Halle zu Dank verpflichtet.

4) Kopenhagen Nat. Mus. 259b, 32a. Engelhardt, Aarbøger for Nord. Oldk. 1873, S. 285ff., Fig. 1.

5) Götze, Nachr. über deutsche Altertumsfunde 1900, S. 34f. Ähnlich z. B. ein Gefäss bei Knorr, die verzierten Terrasigillatagefässe von Cannstadt und Köngen, Taf. XXXIII, 2.

6) Götze, ebenda Anm. 2. Das Gefäss von Ettersburg; übrigens nach Götzes Angaben in Berlin, nicht in Weimar, wie Lissauers Verzeichnis besagt.

7) Déchelette, a. a. O. I, S. 261ff., zählt allein über 150 ornamentierte Gefässe von ihm auf.

8) Déchelette I, S. 202f. — Bohn liess sicher richtig den Namen der Comitialis, eines der Haupttöpfer von Rheinzabern Corp. inscr. lat. XIII, 3, 2, 10 036, 44.

Die Terrasigillatafunde in Norddeutschland und Skandinavien bestätigen in bester Weise das, was Willers für den Handel der gallischen Provinzen an den Küsten von Nord- und Ostsee ausgeführt hat. Sie finden sich in demselben Verbreitungsgebiet, wie die gallischen Bronzeeimer, mit denen zusammen sie verhandelt sind. Für den Ausgangspunkt dieses Handels darf man wohl noch stärkeres Gewicht auf die römischen Gläser legen, die als drittes römisches Produkt mit den zwei genannten vergesellschaftet häufig in dem uns beschäftigenden Fundgebiet vorkommen. Eine ganze Anzahl von ihnen scheinen mir sicher rheinisches Fabrikat zu sein. Willers hat schon S. 199 auf die Trinkhörner aufmerksam gemacht. Besonders wichtig aber sind die „Schlangenfadengläser", für die als Fabrikationsort in erster Linie Köln in Betracht kommt.[1]) Auch sie gehören dem II. und III. Jahrhundert an. Für Willers Vermutung, dass Nijmegen der Ausgangspunkt dieses Handels gewesen, liegt darin eine neue Stütze.[2])

Hr. Lissauer: Wir sind Hrn. Dragendorff zu grossem Dank verpflichtet für die kritische Berichtigung und Ergänzung unserer Fundliste der Sigillatagefässe mit Relieffries, die wir nur aus literarischen Quellen zusammengestellt hatten. Es werden nun endlich die schon lange angezweifelten Gefässe dieser Gruppe, die bisher von berufener Seite noch immer nicht öffentlich für unecht erklärt waren, aus der Literatur verschwinden. Die beiden wichtigen Ergebnisse unserer Untersuchung, die chronologische Bestimmung des Gefässes von Wilhelmsau und der Nachweis des Seeweges für den gallischen Export von Nijmegen aus werden hierdurch nicht berührt.

(7) Hr. August Schmidt berichtet aus Strasburg in Westpr. über

urgeschichtliche Fundstellen an der Drewenz.

1. Im Kreise Strasburg i. Wpr.

Im Frühjahr und Sommer 1903/04 habe ich die Ufer der Drewenz vom Bachottsee bis zur Einmündung der Rypinica, eingehend untersucht.

Linkes Ufer der Drewenz:

A. Zu beiden Seiten des Weges von Neuhof nach Zeland: Scherben ohne Verzierung.

B. Sandfläche hart an der Drewenz, westlich Bobrowisko. Zahlreiche unverzierte Scherben, jedoch einer mit Schnurornamentik; der Boden bis 1,20 *m* vielfach mit Branderde durchsetzt, einzelne Schaber. Verschiedene Versuchsgräben gezogen, ohne weiteres Ergebnis.

C. An der Nordspitze eines in den Wiesen liegenden Sandhügels eine Vertiefung: zahlreiche Scherben des Burgwalltypus, vielfach Eisenschlacke; Feuersteinschaber, einer schön gearbeitet; Pfeilspitze aus Feuerstein mit Stiel.

D. Scherben ohne Verzierung in grosser Zahl. Verschiedene Ver-

---

1) Kiesa, Die antiken Gläser der Samml. vom Rath, S. 58.
2) Vgl. jetzt auch Bohn, Corp. inscr. lat. XIII, 3, 2, pg. 761.

suchsgräben gezogen, aber nur unverzierte Scherben und Branderde gefunden.

E. Hügel hart an der Drewenz (abgepflügter Burgwall?). Eine ausgedehnte Kulturschicht mit sehr vielen Scherben mit Burgwall-Verzierungen, Branderde, Tierknochen.

F. Einzelne unverzierte Scherben; nach Aussage der Anwohner sollen hier Urnen gefunden worden sein.

G. Am Rande des Kiefernwäldchens nach der Drewenz einzelne unverzierte Scherben.

H. Scherben vom Burgwalltypus in grosser Menge, Branderde, auch unverzierte ältere Scherben.

I. Viele unverzierte Scherben.

K. An drei Stellen am rechten Ufer der Rypinica sehr roh gebrannte, dickwandige Scherben ohne Verzierung in grosser Zahl; Feuersteinspäne.

Fig. 1.

1/1

Fig. 2.

1,20 m

1,40 m.

2,40 m.

0,5 m

N.

Rechtes Ufer der Drewenz:

L. Einzelfund, undurchbohrtes Steinbeil.

M. An der Südostspitze des Niskebrodnosees auf einem Hügel, der schon von weitem auffiel: Scherben ohne Verzierung in grosser Zahl.

N. Kleiner Sandhügel. Einzelne Scherben, darunter eine mit Schnurornament; ein Bohrkegel.

O. Sanddüne, mitten im Moor, mit zwei Vertiefungen. In der nördlichen Reste einer verzierten Schale, unverzierte Scherben, Feuersteinspäne. Die südliche Vertiefung ist ganz bedeckt mit Scherben, vielfach

sehr dickwandig, einige mit Schnurornament, gebrannten Tierknochen, vereinzelt auch gebrannte Menschenknochen, wie sie in Urnen gefunden werden. Feuersteinspäne, zwei Pfeilspitzen aus Feuerstein. Verschiedene Haufen im Feuer gewesener Steine, darunter eine etwa 10—20 *cm* dicke Schicht von Branderde mit Scherben, ohne Knochen. Es wurden verschiedene Versuchsgräben gezogen, aber nichts wesentliches gefunden.

P. Scherben ohne Verzierung in grosser Zahl.

Hat diese systematische Untersuchung eines kleinen Flussabschnittes auch keine bedeutenden Fundstücke zu Tage gefördert, so gibt sie doch ein annähernd genaues Bild der Besiedelung des Abschnittes in prähistorischer Zeit. Hervorzuheben ist die Feststellung eines neuen neolithischen Wohnplatzes bei O.

2. Im Kreise Löbau.

Hügelgrab bei Deutsch Brzozic. Auf dem Felde des Besitzers v. Leski, am Hange nach der Drewenz, bemerkte ich am 8. August 1905 einen Grabhügel von 58 Schritten im Umfang. Die obersten Steine waren zur Seite gerollt, ebenso der Eingang zu einer Grabkammer schon freigelegt. Der Besitzer hatte vor einigen Jahren begonnen, das Grab zu untersuchen, und hierbei Urnenscherben und gebrannte Knochen zutage gefördert.

Bei meiner Untersuchung ergab sich, dass das Grab schon vor langer Zeit durchwühlt worden war, Urnenscherben und gebrannte Knochen waren in der harten Erde der Grabkammer verstreut, doch fand ich noch ein Stück gedrehten Bronzedraht und eine sehr gut erhaltene Nadel mit spiralförmigem Kopf (Fig. 1). Die Grabkammer (Fig. 2) war sehr sorgsam zusammengefügt und mit einem Boden von Sandsteinplatten versehen.

Die Nadel entspricht der bei Lissauer, Prähistorische Denkmäler Taf. III Fig. 8 abgebildeten. Hallstatter Epoche.

Die Funde befinden sich in meiner Sammlung.

(8) Hr. P. Kupka übersendet aus Stendal eine Mitteilung über

Belege für eine unbekannte bronzezeitliche Schicht in der Altmark.

Im Laufe der Zeit sind mir eine Anzahl altmärkischer Gefässe vorgekommen, die meine Aufmerksamkeit dadurch erregten, dass sie eine alleinstehende Gruppe zu repräsentieren schienen, die bisher wenig beachtet worden ist. Die Fundstellen sind nicht gerade reichlich vorhanden, und es ist vielleicht gerade dieser Tatsache zuzuschreiben, dass das Vorhandensein der angedeuteten Gruppe noch nicht besonders betont worden ist.

Ich lege zunächst das keramische Material nach Fundorten geordnet vor.

Borstel bei Stendal.

Die Fundstelle ist eine Kiesgrube, die an dem nördlich vom Dorfe von der Chaussee abbiegenden nach Peulingen führenden Fusswege liegt. Entweder liegt eine Wohnstätte oder ein zerstörtes Gräberfeld vor. Von Funden sind erhalten: das grosse, mit sauberem geschlämmten, gelblichen Überzuge versehene Gefäss (Fig. 5), das ebensogut irgendwo in der Lausitz

gefunden sein könnte; ferner die Bruchstücke zweier Henkelbecher (Fig. 4 und 7). Der tassenartige Becher 4 zeigt eine ausa cornuta. Ausserdem fand sich das Fragment (Fig. 6), das einen bekannten Gefässtyp repräsentiert. Ein Stück einer grossen gerauhten Urne weist gekerbten Rand auf. Die Wandung zieht sich dicht unter demselben allmählich und leicht ein. Ein anderes Bruchstück mit kerbzähnigem Rande gehörte zu einer flachen Scheibe.

An Metallsachen ergab die Stelle nur das mit Längsfazetten versehene Bruchstück eines Bronzehalsringes (Fig. 9). Das Stück zeigt ein ganzes und zwei durch den Erhaltungszustand bedingte fragmentarische Fischgrätenmuster. Zwischen zweien dieser Ornamente laufen feine Linien parallel um den Stab.

1. 1/4 2. 1/4 3. 1/4 4. 1/4 5. 1/10 6. 7. 8. 1/5 9.

Schernikau bei Stendal.

In der Kiesgrube des Gastwirtes Lenz, östlich vom Dorfe, sind eine Menge Urnen gefunden, die zum Teil durch die Arbeiter zerstört worden sind. Von Steinsetzung oder künstlichen, tumulusartigen Aufschüttungen war nichts zu bemerken. Die Gefässe standen im blossen Sande.

Von diesen Gefässen sind erhalten: zwei weite 16 *cm* hohe Urnen mit zylindrischem Oberteil und napfartigem Boden; ein 13 *cm* hohes Krügchen, ungefähr wie Fig. 8; ein tassenähnlicher Henkelbecher mit ansa lunata wie Fig. 2; ein schalenartiger Henkelnapf mit ansa lunata wie

Fig. 1 und ein bauchiges Gefäss mit Kegelhals und kleinen Henkeln auf dem Übergange wie Fig. 6.

Als einziges Metallstück fand sich der sehr zerfressene Rest einer „Bronzespange“, der nicht erhalten ist.

Westinsel südlich von Stendal.

Auf dem Hillberge haben Bedienstete des Hrn. Rittergutsbesitzers Guthahn ein umfangreiches Gräberfeld zerpflügt. Zwei Gefässe Fig. 3 und 8 hat Hr. Guthahn gerettet. Das bauchige Töpfchen zeigt ebenfalls die schon oben erwähnte ansa cornuta.

Als vierten und fünften Fundort möchte ich vom rechten Elbufer die Orte Fischbeck und Hohengöhren erwähnen. Die Funde von Fischbeck, die gleichfalls aus einem Gräberfelde gefördert wurden, bildet Hartwich, Verhandl. 1886 S. 313, ab. Das a. a. O. wiedergegebene Randstück zeigt ebenfalls die charakteristischen Hörnchen neben dem Henkel. Die Gefässe von Hohengöhren habe ich in den Beiträgen zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark II, 1, Stendal 1905, beschrieben und abgebildet. Die recht altertümlichen Urnen standen hier bis auf einen Fall ohne Steinpackung in Reihen. Zwei Gefässe, eine Schale und ein weiter Krug, weisen die bekannten Spitzen neben den Henkeln auf. An Metallstücken wurde nur eine Wulstnadel aus Bronze gewonnen.

Dem Stile der Gefässe nach ist wohl fraglos, dass die Sachen, die an den genannten fünf Stellen geborgen sind, als rein bronzezeitlich aufzufassen sind. Diesem Urteil entspricht auch die Tatsache, dass die bezeichneten Fundorte nur Bronzebeigaben geliefert haben und zwar derartig spärliche, dass die Schicht, die durch das vorgelegte Material repräsentiert wird, mit gutem Rechte als metallarm bezeichnet werden muss.

Die jüngere Bronzezeit ist in der östlichen Altmark durch die geschlossenen Funde, die E. Kluge durch langjährige Erforschung der Tumulusgruppen im Westen von Arneburg gewonnen hat, vertreten. Sie wird gut charakterisiert durch mancherlei Kleingerät, wie kleinköpfige Vasennadeln, Roll- und Scheibennadeln und geschweifte Messer. Das keramische Material zeigt Formen wie das Gefäss, zu dem das Fragment Fig. 6 gehörte, Urnen mit Bauchknick, Ossuarien mit geschwungenen Wandungen und kleinere krug- und terrinenähnliche Beigefässe. Dagegen fand sich nur ein kleines Bruchstück eines Gefässes mit Schraubenfurchen, während Stücke mit ansae cornutae unter den sehr zahlreichen Funden überhaupt nicht beobachtet worden sind. Andererseits fehlen an den in Rede stehenden fünf Fundorten bis jetzt doppeltkonische Gefässe, an deren Stelle die von Schernikau und in geringeren Abmessungen auch von Hohengöhren gelieferten weiten Urnen mit napfförmigem Unter- und zylindrischem Oberteil getreten zu sein scheinen.

Es liegen also auf der einen Seite Flachgräber, auf der andern Hügelgräber vor. Die diesen beiden Bestattungsformen entnommenen keramischen Erzeugnisse stellen sich als zwei gewiss verwandte aber doch deutlich gegeneinander abgesetzte Gruppen gegenüber.

Der Versuch, die gegenseitige zeitliche Stellung der Arneburger Tumulusgruppen und der bezeichneten Gräberfelder festzulegen, stösst auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten.

Nach dem von Danneil in seinem „Generalbericht usw." aufgestellten Schema müssten die Flachgräber jünger als die Hügel sein. Die schon angedeutete Metallarmut der Gräberfelder bezeichneter Art scheint schon gegen diese Annahme zu sprechen. Dieser Zweifel an dem höheren Alter der Tumuli wird noch verstärkt durch einige stilistische Beobachtungen. Bei Hohengöhren haben sich Gefässe mit rudimentären und mit ausgebildeten Buckeln gefunden. Die sehr zahlreichen Tumulusfunde von Arneburg lieferten dagegen nur ein einziges Gefäss mit dem bekannten jüngeren Ornamente, das aus konzentrischen Halbkreisen besteht. Hierzu kommt ferner der Umstand, dass die den Hügelgräbern entnommenen keramischen Formen entschieden weniger Mannigfaltigkeit aufweisen, wie das aus Flachgräbern stammende Gefässmaterial, und dass der Stil des Arneburger bronzenen Kleingerätes deutlich auf die im Norden als reine Bronzezeit auftretende Hallstattperiode hinweist.

Bei Voraussetzung einer natürlichen Entwicklung erweisen sich aber die erörterten Kriterien teilweise als nicht recht sicher. Nimmt man die erwähnten Flachgräber mit Buckelgefässen als älter, die Tumuli mit dem einzigen an Buckel erinnernden Halbkreisornamente als jünger an, so müssten sich in der nächstjüngeren Periode, der älteren Tènezeit, allem Vermuten nach höchstens Pseudobuckelurnen mit den erwähnten konzentrischen Halbkreisen vorfinden. Das ist aber nicht der Fall. Die Felder von Jarchau bei Stendal, der Chlüden bei Arneburg und Tangermünde-Nord haben sehr gut entwickelte Buckelgefässe geliefert, die sich weniger in der Behandlung der Form als in der des Materiales als Erzeugnisse einer zurückgehenden Keramik charakterisieren. Neben echten Buckelurnen finden sich hier Pseudobuckelgefässe mit konzentrischen Kreisen. Die Schraubenfurchen auf dem Körper krugförmiger Gefässe sind auf strichähnliche, weitstehende, schräge Parallelfurchen reduziert worden. Ansae lunatae sind nicht mehr vorhanden.

Zu ähnlichen Ergebnissen wie die Betrachtung der Buckel führen Beobachtungen einer anderen Verzierungsart, die sich an den Gefässen der hier hauptsächlich hervorgehobenen Gruppe bemerkbar macht. Vertikale Furchensysteme fehlen den Arneburger Urnen völlig. Sie finden sich aber an verschiedenen Stücken von Hohengöhren und auch in etwas dekadenter Form auf dem durch Fig. 3 wiedergegebenen Gefässe von Insel. Ebenso häufig aber findet sich das letzterwähnte Schmucksystem auf Urnen von Tangermünde-Nord und ausserdem auf einem Fragmente von dem bisher unbekannten Frühlatènefelde Goldheck-Nord.

Schliesslich muss noch beachtet werden, dass die in den Tummeln so gewöhnlichen Gefässe mit Bauchknick auch aus dem Frühtènefelde Tangermünde-Nord in mehreren Exemplaren gewonnen sind. Dass diese sehr alte Form in Hohengöhren und Schernikau durch einen zwar verwandten aber doch verschiedenen Typus ersetzt ist, ist schon oben bemerkt.

Angesichts dieser etwas verwickelten Sachlage scheint es nicht angebracht, eine bestimmte Ansicht auszusprechen, für die sich zwar Gründe aber auch Gegengründe finden liessen. Eine gesicherte Entscheidung über die Priorität der einen oder anderen Gruppe wird überhaupt erst dann gefällt werden können, wenn mehr und vor allem datierbarere Metallfunde aus der nachgewiesenen Schicht vorliegen.

Räuchergefäss und Tonlöffel vom Galgenberge bei Arneburg.

Hr. P. Kluge lieferte im Herbst 1905 zwei seltene Fundstücke vom Galgenberge bei Arneburg ein. Das grössere derselben entspricht der Form nach einem hohlen Kegelstumpfe, dessen Wandung auch leichte vertikale Wölbung zeigt. Das oben und unten offene Gefäss ist überall durchlocht. Eine gewisse Regelmässigkeit in der Verteilung der Durchbohrungen über die Mantelfläche zeigt sich nur darin, dass die Löcher

Fig. a. 2/5

Fig. b. 2/3

am oberen und unteren Rande in gleichmässigem Abstande von einander und vom Gefässrande angebracht sind. Als Sieb kann der merkwürdige Gegenstand (Fig. a) nicht gebraucht worden sein. Ich stehe nicht an, ihn für ein Räuchergefäss zu erklären.

Hr. Kluge setzt das Stück in die Tèneperiode. Ich erinnere mich, Fragmente ähnlicher Geräte, die ich aber nicht rekonstruieren konnte, unter Wohnstättenfunden von Hohentramm, Kr. Salzwedel, gesehen zu haben. Die Trümmer fanden sich dort im Verein mit Bruchstücken mäanderverzierter Urnen frühester Form, die bei Salzwedel mit dreieckigen Tènefibeln gefunden wurden. Ein weiteres Bruchstück ist mit den Wohnstättenfunden von Bürs bei Arneburg, die Tène- und provinzialrömische Typen geliefert haben, in das Altmärkische Museum zu Stendal gelangt. Es scheint also der Aufnahme des Stückes in das Inventar der späten Tèneperiode nichts entgegenzustehen.

Das zweite Stück (Fig. b) wurde mit dem Räuchergefäss zusammen gefunden. Es ist ein sauber gearbeiteter Tonlöffel mit kurzem Stiel. Das Gerät ist mit einem glatten gelblichbraunen Überzuge von geschlämmtem Tone versehen. Ein Gegenstück, gleichfalls aus der Gegend von Arneburg, befindet sich im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

(9) Hr. Mathews schickt eine Abhandlung über

Australian tribes, their formation and government,

(10) Hr. Radin eine Abhandlung:

Zur Netztechnik der südamerikanischen Indianer,

(11) Hr. Dr. Plath-Wiesbaden einen

Bericht über die Ausgrabung der Hünenburg,

(12) Hr. Ed. Seler legt eine Abhandlung von Hrn. de Jonghe vor:

über den altmexikanischen Kalender.

Die letzten vier Abhandlungen werden später erscheinen.

(13) Hr. Hubert Schmidt hält einen Vortrag über

die Expedition Pumpelly in Turkestan im Jahre 1904 und ihre archäologischen Ergebnisse.

Der Zweck der im Auftrage der Carnegie-Institution (Washington) unter der Leitung des Prof. Hrn. Raphael Pumpelly ausgeführten Expedition war, in dem archäologisch fast ganz unbekannten Transkaspien Versuchsgrabungen vorzunehmen, im besonderen die archäologischen Arbeiten mit physiographischen Untersuchungen, für die der Leiter der Expedition im Verein mit seinem Sohne R. W. Pumpelly ein spezielles Interesse hatte, in zweckentsprechender Weise zu verbinden.

Die der Leitung des Vortragenden anvertrauten archäologischen Arbeiten, die auch von den anderen Mitgliedern der Expedition, den Herren Huntington, Warner und Pumpelly jun., sowie von Fräulein Brooks und dem in Merw hinzugekommenen Hrn. Kidder gefördert wurden, haben zu unerwarteten Aufschlüssen über die Prähistorie Transkaspiens geführt und für archäologisch-historische Forschungen in Merw eine beachtenswerte Grundlage gelegt.

Die Grabungen begannen am 24. März und wurden zunächst in der Nähe von Asskhabad, 20—30 Minuten von der Station Anau an der Bahnstrecke Krassnowodsk-Taschkend, an zwei nur etwa 7 Minuten Weges von einander entfernten Hügeln, sogen. „Kurganen", ausgeführt. Der eine von diesen, als Nord-Tumulus, von dem anderen, dem Süd-Tumulus, unterschieden, war schon vor mehreren Jahren vom General Komaroff unter der Voraussetzung, dass er eine künstliche Aufschüttung über einem Grabe sei, etwa in ost-westlicher Richtung resultatlos durchstochen worden.

Die Untersuchungen des Jahres 1904 haben beide Hügel als Ansiedelungsplätze von langer Dauer erwiesen; im Laufe der Zeit müssen die allmählich gewachsenen Erhebungen durch die Einflüsse des Klimas und Wetters ihre Umgestaltung zu grossen Hügeln erlebt haben, als welche sie jetzt dem Beschauer vor Augen stehen. So konnten also die schon im Jahre 1903 bei einer Rekognoszierungstour gewonnenen Ansichten des Expeditionsleiters ihre Bekräftigung finden.

Die Ablagerungen verschiedener, aufeinander folgender Kulturen erheben sich beim Nord-Tumulus bis zu 40 engl. Fuss, beim Süd-

Tumulus bis zu 52 Fuss über der gegenwärtigen Ebene; ebenso beträchtlich ist die Tiefe, in welche die Kulturschichten unter den für die Messungen angenommenen Nullpunkt hinabreichen; sie beträgt beim Nord-Tumulus – 21,5 Fuss, beim Süd-Tumulus 20 Fuss.

Was die technische Durchführung der Arbeiten betrifft, so wurden teils durch terrassenartige Einschnitte in die Hügel, teils durch grosse Längsgräben, in denen vermittelst terrassenartiger Abstufung beträchtliche Tiefen erreicht werden konnten, teils durch horizontal in den Kern des Hügels eingetriebene Gallerien, teils endlich durch Brunnen oder brunnenartige Schächte möglichst alle Kulturschichten mit dem Spaten zu berühren gesucht. So stellte sich heraus, dass in beiden Hügeln die aus Lehmhäusern bestehenden Ansiedelungen während der Dauer von je zwei grossen Epochen, jedesmal in mehreren Schichten über einander, mit ihren Kulturresten, unter denen auch in situ gebliebene Vorratsgefässe, Herdstellen, eigenartige Backöfen, Türschwellen u. dgl. eine wichtige Rolle spielen, ganz allmählich sich abgelagert haben, und zwar die älteren im Nord-Tumulus, die jüngeren im Süd-Tumulus.

Nach dem Auftreten und der Art der Keramik, dem sicheren Merkmal für die qualitative und chronologische Trennung der vier Kulturepochen lassen sich diese topographisch und stratigraphisch in folgender Weise bestimmen:

I. Nord-Tumulus: mittlere und untere Schichten von – 21,5 bis + 25 Fuss. Handgemachte, feinere und gröbere Gefässe mit reicher Bemalung in einheitlichem Stile.

II. Nord-Tumulus: obere Schichten von + 25 bis + 40 Fuss. Handgemachte, monochrome, graue und rote Topfware; daneben in geringerem Umfange feinere, bemalte Gefässe von jüngerer Art.

III. Süd-Tumulus: mittlere und untere Schichten von – 20 bis etwa + 39 Fuss. Auf der Scheibe gedrehte Keramik: helltonige, d. h. grünlich-gelbe und gelbliche, dann graue und rote, monochrome Topfware; Tiefornamentik und Bemalung auf feineren Gefässen.

IV. Süd-Tumulus: obere Schichten von etwa + 39 bis + 52 Fuss. Rottonige, gewöhnliche Gebrauchskeramik in Scheibentechnik.

Der Kulturcharakter dieser vier Epochen wird bestimmt durch die entsprechenden Kleinfunde, d. h. durch zahlreiche, für Schmuck und gewöhnlichen Gebrauch bestimmte Gegenstände aus Metall, Stein, Ton und Knochen. Auf Grund derselben gehören die Epochen I—III einer eisenfreien Metallzeit, d. h. Kupfer- bzw. Bronzezeit, die letzte Epoche IV der Eisenzeit an.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir uns die Bewohner im Beginne der Besiedlung noch im steinzeitlichen Zustande zu denken; erst allmählich mögen sie zur Kenntnis des Kupfers fortgeschritten sein, so dass die Epoche I als eneolithische zu kennzeichnen wäre. Für die weitere Entwicklung haben die bisher ausgeführten Metall-Analysen einen auffallenden Mangel der Waffen und Geräte an Zinn ergeben.

Was den sonstigen Kulturbeirat betrifft, so lässt sich aus der systematischen Bearbeitung der Formen und Ornamente eine allmähliche

Entwicklung von den primitiveren zu den vollkommeneren Stufen des Könnens und des Geschmacks, ein kontinuierlicher Fortschritt wenigstens innerhalb der drei kupfer-bronzezeitlichen Epochen erkennen. Dermassen stellt sich Kultur III als die Blüteepoche der Kupfer-Bronzezeit Transkaspiens dar. Im Vergleich zu den vorhergehenden Epochen äussert sich der relativ zu verstehende Höhepunkt der Kultur in der Reichhaltigkeit und im Formencharakter der Metallgeräte, in dem einem grösseren Luxusbedürfnis genügenden Gebrauch von importierten Marmor- und Alabastergefässen, von Ton- und Steinstempeln, sowie importierten Siegelsteinen, in der kunstvolleren und mannigfaltigeren Verarbeitung von kostbaren Steinen (neben Türkis, Lapislazuli und Karneol auch Marmor und Alabaster) zu Schmuckperlen und Anhängern; ja sogar bei gewöhnlichen Gebrauchsgegenständen, wie den Spinnwirteln, sieht man in der formellen und dekorativen Ausgestaltung den Fortschritt der Geschmacksbildung.

Weiter gewinnen die drei, wahrscheinlich auf einander folgenden, kupfer-bronzezeitlichen Epochen noch an Bedeutung durch die Auffindung von Skelettgräbern. In beiden Hügeln wurden nämlich in verschiedenen Schichten Kinderskelette und zwar in zahlreichen Fällen in der Lage der sogen. „liegenden Hocker" aufgedeckt. In der Regel sind diese Gräber im Zusammenhange von Herd- oder Feuerstellen aufgefunden worden, zum Teil zugleich auch im Zusammenhange mit Lehmziegelmauern, müssen also innerhalb der Wohnungen oder Wohnungskomplexe angelegt worden sein.

Jedenfalls darf es als erwiesen gelten, dass die Bewohner der Hügel während der drei ersten Epochen an der Sitte festgehalten haben, ihre Kinder innerhalb der Wohnungen zu begraben. In der vierten Epoche jedoch ist diese Sitte verschwunden.

So einfach und sicher also die relative Chronologie der vier Kulturphasen ist, ebenso schwierig und schwankend ist die absolute; denn sie hängt von der Frage der Beziehungen zu anderen Kulturgebieten in Asien und Europa ab.

Suchen wir nach asiatischen Parallelen, so liessen sich in allgemeiner Hinsicht die Funde de Morgans im Hügel von Susa heranziehen, wo sich ebenfalls mehrere Kulturepochen schichtenweise abgelagert haben. Gerade in den tiefsten Schichten findet sich hier eine sehr feine, bemalte Keramik. Die Bemalung der Gefässe scheint somit ein charakteristisches Merkmal der ältesten Kulturen Centralasiens zu sein; denn auch in Susa weisen die durch alle Schichten des Hügels durchgehenden Feuersteinartefakte auf ein relativ hohes Alter der dort aufgedeckten Ansiedlungen.

Weniger Bedeutung wird für die Vergleichung mit Nachbarländern dem Bestattungsritus beizumessen sein. Immerhin wäre zu beachten, dass die Gräber der „liegenden Hocker" in Ägypten schon in den Nekropolen der ältesten Dynastien vorkommen, in Europa sogar von Ost nach West und von Nord nach Süd während der neolithischen und frühbronzezeitlichen Epochen, zum Teil sogar noch später weit verbreitet sind.

Ganz isoliert scheint dagegen die Sitte der Kinderbegräbnisse innerhalb von Wohnanlagen zu sein. In Europa sind mir analoge Fälle nicht bekannt. Etwas ähnliches berichtet dagegen Sellin von dem Hügel bei Táanek in Palästina und verfolgt hier Kinderbegräbnisse innerhalb der Hausanlagen durch mehrere Epochen von 1600—800 v. Chr.

Vermutlich handelt es sich dabei um Opfer von Kindern, die das Alter von 2 Jahren nicht überschritten haben. Das scheint mir gegen eine Analogie zu sprechen. Denn in Anau sind auch Kinder in höherem Alter in der beschriebenen Weise begraben worden; und der Ritus der Hockerlage deutet doch auf einen anderen Kreis von Beziehungen.

Bei dem sonstigen Kulturbeirat lassen sich mehrfach Vergleiche mit anderen Kulturzentren anstellen.

Die Bearbeitung der Feuersteine beruht jedenfalls auf einheimischer Technik, wie die gefundenen Nuclei beweisen. Eine Pfeilspitze aus Obsidian steht vereinzelt und weist auf einen Import, wenigstens von Rohmaterial; aller Wahrscheinlichkeit nach ist hier der Kaukasus die Bezugsquelle gewesen.

Von den Metallgegenständen sind die Formen von Ziernadeln und ein Sichelmesser wohl aus einem, irgendwie vermittelten Zusammenhange mit dem ägäischen Kulturkreise zu erklären, während ein formloses Messer mit Loch am Griffende der einzige Hinweis wäre auf Beziehungen zum ural-altaischen Gebiete.

Ganz sicher lässt sich aber der Fund eines dreiseitigen, geschnittenen Steines mit figürlichen Darstellungen (Mensch, Löwe oder Stier(?), geflügelter Greif) einzig und allein aus festen Beziehungen zu Vorderasien erklären; seine Form stimmt mit den von Evans für Kreta nachgewiesenen Siegelsteinen mit Bilderschrift überein; die Darstellungen unterscheiden sich jedoch von allen spezifisch kretischen und sogen. Inselsteinen und deuten auf ein in Vorderasien lokalisiertes Ursprungsgebiet. Aber hier sind dem Vortragenden genau entsprechende Parallelen bisher nicht bekannt geworden. Die sogen. hittitischen Steine haben wohl mit dem unsrigen nichts gemeinsam und gehören auch einer jüngeren Zeit an. Der Weg, auf dem derartige Importstücke nach Zentralasien gelangten, mag derselbe gewesen sein, auf dem auch die Verbindungen mit dem altägäischen Kulturkreise aufrecht erhalten wurden.

Jedenfalls haben wir mit dem geschnittenen Stein den ersten festen Anhaltspunkt für die Chronologie der Kultur III gewonnen. Die kretischen Steine analoger Form sind in die Zeit der XII. ägyptischen Dynastie zu datieren, d. h. nach der neuerdings üblichen Umschreibung ins 19. Jahrhundert v. Chr. Natürlich kann und wird der Stein von Anau erst später an seinen Fundort gelangt sein. Auch können wir annehmen, dass er lange Zeit im Gebrauche war, ehe er definitiv in die Erde gelangte. Doch spielt das bei der offenbar lange Zeit andauernden Kultur III keine Rolle, und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir mit Hinblick auf die sonstigen Einflüsse des ägäischen Kreises für die Blütezeit der Kupfer-Bronzezeit Transkaspiens rund die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ansetzen.

Damit stimmt auch der zweite chronologische Anhaltspunkt zusammen, der für die jüngeren Ablagerungen der Kultur IV in einer dreikantigen Pfeilspitze aus Kupfer gewonnen ist.

Dieser Typus, von P. Reinecke „skythisch", besser jedoch „griechisch-skythisch" genannt, hat sich von einem in Südosteuropa gelegenen Zentrum in nachmykenischer Zeit über Südrussland einerseits nach den Kaukasusländern, Transkaspien, Persien, Buchara, Sibirien, andererseits über die Balkanländer (Olympia) nach Ungarn, Galizien, Oberösterreich (Hallstatt), Krain (Watsch, St. Margareten) bis nach Frankreich (Châlons sur Saône) und sogar über den ägäischen Kreis nach Ägypten verbreitet. Wie alt er ist, beweist Homer, der mit „τριγλώχιν" sicher die dreikantige Pfeilspitze bezeichnet. Damit wäre also die Kultur IV von Anau in die erste Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. zu verweisen. Diesem Ansatze entspricht es auch, wenn wir erst in dieser Epoche das Erscheinen des Eisens in Anau auf Grund unserer sicheren Fundtatsachen anzunehmen haben. Wie weit diese Epoche herunterreicht, müssen die an die jüngeren Kulturschichten des alten Bodens von Anau zu knüpfenden Untersuchungen in Zukunft ergeben.

Mit Kultur II und I kommen wir also über die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. hinaus. Doch fehlt es an genaueren Fixpunkten. Aber ohne Bedenken werden wir uns den Beginn der Besiedlung des Platzes schon im 3. Jahrtausend zu denken haben.

Zum Schlusse noch ein Wort zur Ethnologie. Es wird keinem Zweifel unterliegen, dass wir die Kulturreste wenigstens innerhalb der eng zusammenhängenden, drei älteren Kulturphasen einem und demselben Volke zuzuschreiben haben. Natürlich drängt sich nun die Frage auf: Haben wir es mit einem arischen oder nichtarischen Stamme zu tun?

Diese Frage ist gewiss noch nicht spruchreif. Nur eins lässt sich sagen: die Gefässornamentik spricht für nichteuropäische Beziehungen. Darauf lassen sich aber keine weiteren Schlüsse aufbauen. Wir wissen doch nicht, welche technischen Fertigkeiten und welchen künstlerischen Besitzstand die Arier bei ihrem Übergange nach Asien bereits erworben hatten. Das hohe Alter aber, in das wir den Beginn der Besiedlung von Anau zu setzen haben, würde gegen den arischen Ursprung der Bewohner sprechen. Jedenfalls ist bei Beantwortung der obigen Frage ein „ignoramus" vorzuziehen.

Was den zweiten Abschnitt der Expeditionsarbeiten betrifft, so wurden auf dem Boden von Alt-Merw, dessen Überreste von der Bahnstation Bairam-Ali nach Norden bis an den Rand der Wüste sich ausdehnen, nur kleinere Versuchsgrabungen unternommen.

Von den dort befindlichen Ruinengruppen wurden die am meisten nach Norden vorgestreckten von Gjaur-Kala für eine Voruntersuchung ausgewählt, da sie nach ihrem Erhaltungszustande die ältesten zu sein schienen.

Diese älteste Stadtanlage von Merw besteht aus einem ungefähr quadratischen Mauerzuge, der gegenwärtig die Gestalt von zahlreichen, eng aneinander geschobenen Hügeln hat. Im Innern desselben schliesst

sich an der Nordseite eine Art von Akropolis an, die ihrerseits von einer engeren, ringförmigen Mauer umgeben und so vom Stadtplateau abgesondert ist; diese Akropolis stellt sich selbst als ein Hügel dar, der durch plateauartige Erhebungen mit der Ringmauer im Zusammenhange steht.

Sowohl innerhalb als ausserhalb der letzteren Ringmauer wurde gegraben und zwar konnte der Akropolishügel bis zu einer Tiefe von 40 engl. Fuss, das Stadtplateau bis zu etwa 23 Fuss Tiefe untersucht werden.

Im ersteren wurden vier über einander liegende Bauanlagen mit ungebrannten Lehmziegeln, die oberen drei an den Resten eines Pflasters aus gebrannten Ziegelplatten, festgestellt. Auf dem Stadtplateau liessen sich zwei Schichten unterscheiden, die obere mit einer Brunnenanlage nebst anstossendem Wasserbassin, die untere mit einem in situ stehenden Vorratsgefässe.

Nach der gewöhnlichen Gebrauchskeramik, die gleichartig sowohl im Akropolishügel wie auf dem Stadtplateau bis in die tiefsten, aufgedeckten Schichten gesammelt wurde, ist anzunehmen, dass in dem angegebenen Umfange von 40 bzw. 23 Fuss die Ablagerungen einer einheitlichen Kultur offen liegen.

Die zahlreichen, von Hrn. Konservator Markoff in der Ermitage (St. Petersburg) bestimmten Münzen gehören hauptsächlich dem dritten nachchristlichen Jahrhundert an und sind Prägungen der Sassaniden. Sie würden für die Chronologie den terminus post quem ergeben. Doch können sie nicht allzulange im Gebrauche gewesen sein; die Ansiedlung wird also keine allzu lange Dauer gehabt haben. Das Auftreten von jüngeren Münzen des 8. und 10. Jahrhunderts, sowie jüngere glasierte Keramik muss aus den Zufällen erklärt werden, denen der immer betretene Boden von Gjaur-Kala ausgesetzt war.

Bemerkenswert ist noch die Auffindung von farbigen Inschriften auf Topfscherben und Knochen; es sind nach der Bestimmung der Herren Akademiker Salemann und Radloff in St. Petersburg Pehlevi- und uigurische Inschriften.

Für die grossen archäologischen und historischen Probleme, die im antiken Boden von Merw begraben liegen, können die Funde von Gjaur-Kala aus dem Jahre 1904 nur eine Grundlage sein, auf der umfangreichere Untersuchungen sich aufbauen mögen.

Eine ausführliche Publikation der gesamten Ergebnisse der Expedition 1904 wird mit den Mitteln der Carnegie-Institution von Prof. Pumpelly in Washington vorbereitet. Die Arbeiten der Expedition 1903 liegen bereits veröffentlicht vor unter dem Titel: „Explorations in Turkestan with an account of the Basin of Eastern Persia and Sistan. Expedition of 1903, under the Direction of Raphael Pumpelly. Washington. 1905.“ Das Werk ist durch Hiersemann in Leipzig zu beziehen.

(14) Die hierauf folgende

Diskussion über Hrn. v. Luschans Vortrag in der Februar-Sitzung wird im Anschluss an den Vortrag später veröffentlicht werden.

Sitzung vom 28. April 1906.

Vorsitzender: Hr. **Karl von den Steinen.**

(1) Der Vorsitzende begrüsst die Versammlung in Vertretung des nach Monaco zum Internationalen Anthropologischen Kongress delegierten Hrn. Lissauer.

Er meldet als neue Mitglieder an:

1. Hrn. Max Näbe in Leipzig-Gohlis.
2. „ Dr. phil. Max Ebert, Hilfsarbeiter in der prähist. Abt. des K. Museums f. Völkerk. in Berlin.

(2) Von dem Vorstand des Internationalen Archäologischen Kongresses in Athen ist eine Danksagung für die Entsendung eines Delegierten eingelaufen. Ebenso dankt Hr. Verneau, der Schriftführer des Anthropologischen Kongresses in Monaco, gleichzeitig für seine Ernennung zum korrespondierenden Mitglied und für die Delegierung des Hrn. Lissauer.

(3) Von der Kgl. Preussischen Regierung sind erfreulicherweise nach Monaco delegiert worden die Herren v. Luschan, Seler und Waldeyer, von denen jedoch Hr. Seler durch eine Reise in Italien behindert war.

(4) Hr. Lissauer sendet unter dem 21. d. M. an Hrn. Traeger den folgenden Bericht

über den Verlauf des Internationalen Anthropologischen Kongresses in Monaco.

Heute mittags wurden die Verhandlungen des Kongresses geschlossen. Bevor ich Monaco verlasse, will ich Ihnen noch den frischen Eindruck mitteilen, den ich von dem Kongress erhalten habe. — Das Eintreffen der offiziellen Delegierten, Waldeyer und v. Luschan, wurde von dem Comité des Kongresses mit besonderer Genugtuung begrüsst, da mir gegenüber schon einige Tage vorher das Bedauern ausgesprochen worden, dass die preussische Regierung sich nicht habe offiziell vertreten lassen, wie viele andere Regierungen. Auch die offiziellen Vertreter von Württemberg und Schleswig-Holstein, die Herren Schliz und Knorr, welche von ihren Regierungen formell angemeldet und beauftragt waren, sich den Berliner Herren anzuschliessen, konnten nun erst ihre Stellung einnehmen. — Die Unterscheidung zwischen den offiziellen Delegierten der Regierungen und denen der wissenschaftlichen Gesellschaften oder gar andern Mitgliedern ist zwar nur eine formelle, hat aber doch eine gewisse Bedeutung für die Repräsentation der vertretenen Staaten gegenüber den

Landesbehörden. — Indessen konnte ich nicht wahrnehmen, dass unsere Gesellschaft darunter gelitten hätte. Ich wurde nicht nur mit der grössten Auszeichnung von allen Mitgliedern des Comités behandelt, sondern auch zum Ehrenpräsidenten für Deutschland (für jedes Land wird bekanntlich ein Ehrenpräsident, gewöhnlich ein offizieller Delegierter, gewählt), zum Mitglied des Conseil und der kraniometrischen Kommission gewählt, was ich sicher nur der Vertretung unserer Gesellschaft zu verdanken hatte.

Ausser mir und den obengenannten Delegierten war unsere Gesellschaft noch durch Hrn. Koerner, als Delegierten der „Brandenburgia", und Hrn. Landau vertreten; von der Münchener anthropologischen Gesellschaft war Hr. Birkner delegiert worden. Aus Nürnberg waren die Herren Bernett und Rehlen, aus Wien Hoernes, v. Andrian und Obermeyer, aus der deutschen Schweiz Heierli und Nuesch anwesend, im Ganzen also zählten wir 16 deutsch redende Mitglieder des Kongresses, eine kleine Zahl gegenüber der grossen Anzahl französisch redender Teilnehmer. Nachdem wir uns gleich den ersten Abend über die Form des Sprachenantrags geeinigt und auch Sergi, Giuffrida-Ruggieri und Montelius sich dafür ausgesprochen hatten, gelang es trotz unserer geringen Zahl im Conseil, wo Waldeyer, Hoernes, v. Andrian, Montelius und Sergi energisch dafür eintraten, durchzusetzen, dass unser Antrag wesentlich angenommen wurde, d. h. für die Vorträge sollen die vier vorgeschlagenen Sprachen zugelassen, für die Diskussion soll aber die französische Sprache allein beibehalten werden. Die definitive Abstimmung findet erst auf dem nächsten Kongress in Dublin statt. Nachdem es nun einmal gelungen, den exklusiven Artikel zu durchbrechen, müssen wir hoffen, beim nächsten Anlauf ihn ganz zu beseitigen.

Was nun die wissenschaftlichen Arbeiten des Kongresses betrifft, so muss ich in erster Reihe die Tätigkeit der Kommission erwähnen, welche Vorschläge für ein gemeinsames internationales Verfahren für Messungen am Schädel und am Kopf des Menschen ausarbeiten sollte. Diese Kommission bestand aus vier Franzosen (von denen nur zwei teilnehmen konnten, Papillaut und Hervé), einem Schweizer (Pittard), zwe Italienern (Sergi und Giuffrida-Ruggieri) und drei Deutschen (Waldeyer, v. Luschan und ich) und hat während des ganzen Kongresses sehr anstrengend gearbeitet, so dass ich leider die meisten Vorträge in den allgemeinen Sitzungen versäumen musste. Dafür haben wir uns in der Tat über gewisse obligatorische Masse geeinigt, was für das gegenseitige internationale Verständnis nicht ohne Bedeutung sein wird.

Die wichtigste Frage, welche im Kongress behandelt worden ist, war natürlich das Alter und die Vorgeschichte der Höhlenfunde in den Balzi rossi von Mentone, welche von Boule, Verneau, Cartailhac und Villeneuve ausführlich erörtert und durch einen Besuch der Höhlen selbst und die Ausstellung aller dort gefundenen Überreste von Tieren und Menschen beleuchtet wurden. Ich habe in unseren Verhandlungen schon wiederholt darüber berichtet und habe dem nichts hinzuzufügen.

Nicht so einfach verlief die Diskussion über die Eolithen. Obermeyer und Boule sprachen mit grossem Feuer gegen die Anerkennung der Eolithen als Manufakte auf Grund der bisherigen Beweise, während Rutot nicht glücklich war in der Verteidigung seiner Position, da er die Gegner nur einlud, zu ihm nach Brüssel zu kommen, um sie zu überzeugen, anstatt dass er seine Serien hätte herbringen und hier demonstrieren sollen, wie es die Gegner getan. Boule und Obermeyer leugnen gar nicht die Möglichkeit, dass solche Überreste des tertiären Menschen gefunden werden können — sie halten die bisherigen Beweise nur nicht für zwingend.

Schweinfurth schickte mir aus Tunis ein Telegramm mit der Meldung, dass er in Gafsa dieselben Schichten konstatieren konnte, wie in Theben und veranlasste Pormetter in Berlin, mir einige Exemplare seines französisch-deutschen Wörterbuches über die technischen Ausdrücke für diese Steinzeitfunde, welche er bereits in unserer Zeitschrift begonnen hatte, herzuschicken. Ich habe Telegramm und Wörterbuch im Kongress vorgelegt. Überhaupt habe ich den Eindruck erhalten, dass die Steinzeit besonders in Afrika erforscht werden muss, denn es werden immer mehr ägyptische Silexfunde in Nordafrika bekannt, welche uns über den Gang der Kultur in der ältesten Zeit noch viele Aufschlüsse versprechen.

Von den Vorträgen, welchen ich beiwohnen konnte, interessierten mich am meisten die mit Lichtbildern verbundenen Demonstrationen von Capitan über die Tierfiguren in den Höhlen von Südfrankreich und Spanien, eine Fülle von Pausen, Photographien und Abbildungen, welche allgemeines Erstaunen über die Kunst der Magdalénien-Periode erregten. Weniger glücklich war ein zweiter Vortrag desselben Forschers, die Versuche, menschliche Figuren darzustellen aus denselben Höhlen, mit Masken der Indianer nach Boas u. a. zu vergleichen.

Lichtbildervorträge hielten noch Montelius über die Bronzezeit in Schweden und Hoernes über die Hallstattkultur, welche beide für die grosse Zahl der Franzosen von grossem Nutzen sein mochten.

Von vielen andern Vorträgen kann ich leider nichts berichten, weil unsere kraniometrische Kommission immer gleichzeitig tagte, darüber müssen wir das Erscheinen des Compte rendu abwarten.

Die festlichen Darbietungen boten ganz den Charakter der Saison von Monte Carlo im allgemeinen.

(5) Hr. Lissauer ist von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zum Ehrenmitgliede und von dem Böhmischen Ethnographischen Museumsverein zum korrespondierenden Mitgliede ernannt worden.

(6) Wir haben die Mitteilung erhalten, dass auf der Insel Disko in Westgrönland eine arktische Station mit vorwiegend biologischen Aufgaben eingerichtet werden soll. Die Station könnte aber auch einem anthropologischen oder ethnologischen Reisenden durch ihre Bereitwilligkeit, jede Hilfe zu leisten, gelegentlich von grossem Nutzen sein.

(7) Hr. Neuhauss hat sich in jahrelanger Arbeit um die Ordnung unserer

Sammlung von Photographien

ein grosses Verdienst erworben. Die Photographien sind von ihm in systematischer Weise aufgeklebt worden, so dass jedes Gebiet jetzt bequem zugänglich und übersichtlich geworden ist. Der Vorsitzende spricht Hrn. Neuhauss für diese Bemühungen den wärmsten Dank aus und bittet die Mitglieder um neue Zuwendungen. Hr. Neuhauss selbst hat die im Saale aufgehängten meisterhaften Photographien gestiftet, über die er das folgende bemerkt:

Ich möchte mit ein paar Worten Ihre Aufmerksamkeit auf die ausgehängten Bilder lenken. Es sind im wesentlichen abgeschnittene Neger- und Mulattenköpfe, die Dr. Fülleborn aus West- und Ostafrika mitgebracht hat. Die Photographien sind genau in Lebensgrösse aufgenommen. Es kam darauf an, ein gutes Anschauungsmaterial von dem Zustand der Köpfe zu gewinnen, wie sie jetzt sind. Da dieselben aus dem anatomischen Institut stammen, sind sie auf Veranlassung des Hrn. Prof. Virchow photographiert und zwar in der photographischen Abteilung des Lettehauses zu Berlin. Es würde zu weit führen, wenn ich auf die Schwierigkeiten der Aufnahme eingehen wollte; ich will nur darauf hinweisen, dass mit minutiöser Genauigkeit alles in den Bildern erhalten ist; ich mache besonders auf die zweite Doppeltafel mit den merkwürdigen Narben im Gesicht aufmerksam. Da diese Köpfe gute Typen darstellen, hatte ich den Wunsch, Abzüge für unsere Sammlung zu erwerben. Mit Erlaubnis des Hrn. Prof. Virchow habe ich Dubletten herstellen lassen, welche ich unserer Gesellschaft dediziere.

Was die photographische Sammlung anbelangt, so muss ich das Lob des Hrn. Vorsitzenden etwas einschränken. In fast zweijähriger Arbeit habe ich bis jetzt erst Asien, Afrika, Australien und Ozeanien ordnen können. Diese Weltteile sind vollständig fertig, so dass dieser Teil der Sammlung benutzt werden kann. Es stehen Europa und Nord- und Südamerika noch aus und es wird ein ganzes Jahr notwendig sein, um auch diesen Teil der Sammlung in Ordnung zu bringen. Das Material beträgt nach dem Katalog 8500 Nummern; es sind allerdings viele Dubletten dabei, die ich ausgemerzt habe. Mitunter sind aber 20—30 Aufnahmen unter einer Nummer aufgeführt, so dass mindestens 10 000 Einzelaufnahmen in der Sammlung vorhanden sind. Das ist ein Material, wie es so leicht nicht wieder zusammen zu bekommen ist.

Wenn wir eine Wunschliste aufstellen, macht es viele Mühe, und es wird sie niemand berücksichtigen. Ich habe seit zwei Jahren immer, wenn hier oder in der geographischen Gesellschaft ein Vortrag gehalten wurde, mich an die Herren gewandt und um bestimmtes Material gebeten. Einzelne wertvolle Sachen erhielt ich, aber nicht so vieles, wie ich wünschte. Zum Ausfüllen der Lücken gab ich aus meiner eigenen Sammlung einige hundert Blatt. Fernerhin stifteten wertvolles Material die Herren Prof. Fritsch, Dr. Traeger, Dr. Olshausen, Prof. v. Luschan, A. Maass u. a.

Hr. Hans Virchow: Von den photographierten Negerköpfen stammt der kleinere Teil von Hrn. Stabsarzt Fülleborn, die übrigen sind in der anatomischen Sammlung schon seit den Zeiten von Joh. Müller vorhanden und unter den Eingängen der Jahre 1833—1838 eingetragen; als Geber ist Hr. Shotsky genannt. Die ersteren, da sie in Formalin konserviert waren, haben ihre dunkle Farbe bewahrt. Die letzteren sind durch den langen Aufenthalt in Alkohol hell geworden. Alkohol zieht nämlich die dunkle Farbe der Negerhaut aus. Man darf also aus der Farbe nicht schliessen, dass sie ursprünglich hell waren.

(8) Als Gast des Abends wird begrüsst Hr. Apotheker Georg Atrobath.

(9) Hr. Schlaginhaufen überreicht eine Abhandlung

Zur Morphologie der Palma und Planta der Vorderindier und Ceyloner.

Dieselbe wird später erscheinen.

(10) Hr. Fritz Wiegers spricht über

die natürliche Entstehung der norddeutschen Eolithe.

Das Thema dieses Vortrages ist in den letzten Jahren des öfteren hier behandelt worden, teils im bejahenden, teils im verneinenden Sinne. Trotz aller Bemühungen jedoch ist die Eolithenfrage zu keiner befriedigenden Lösung gediehen und es kann wohl behauptet werden, dass in Deutschland zurzeit eine grössere Unklarheit über die Eolithe besteht, als an dem Tage, der die erste Beschäftigung mit dieser Frage brachte. Ist doch nicht einmal eine Einigkeit in der Definition des Ausdrucks „Eolith“ vorhanden, da einige Autoren, dem Beispiele Rutots folgend, die Eolithe zeitlich-kulturell auffassen, während andere das zeitliche Moment aus der Begriffsbestimmung als unwesentlich eliminieren. Es kommt schliesslich noch der Umstand hinzu, dass die Geologie sich bis jetzt nur in unzureichender Weise an der Lösung der Eolithenfrage beteiligt hat, so dass die zurzeit bestehende Unsicherheit in der Auffassung der Eolithe einen berechtigten Grund hat. Wie gross diese Unsicherheit ist, mögen die im folgenden kurz zusammengefassten Meinungen der Autoren über das Alter der verschiedenen, im norddeutschen Diluvium gefundenen wirklichen und angeblichen Artefakte andeuten.

Nach Favreau[1]) sind im Interglazial von Hundisburg Formen vom Reutelien bis zum Solutréen vorhanden. Die Funde von Taubach sind nach Rutot[2]) Reutelo-Mesvinien oder Mafflien, nach Hörnes[3]) aber Chelléo-Moustérien. Die Funde von Biere stellt Rutot nach einer neueren Mitteilung Hahnes[4]) in das Strépyen. Es sollen ferner nach diesem Autor in Deutschland die Industriestufen der Chelléen, Acheuléen und Moustérien fehlen, da besonders die Chellesfäustel bisher weder in Deutsch-

1) Correspondenzbl. d. D. Anthrop. Ges. 1905.
2) Le Préhistorique dans l'Europe centrale. Namur 1904. S. 96.
3) Der diluviale Mensch in Europa. Braunschweig 1905. S. 23.
4) Zeitschr. f. Ethn. 1905 S. 1035.

land noch in Österreich gefunden worden seien. Blanckenhorn[1]) ist geneigt, mit Rutot das Fehlen des Menschen in Deutschland wenigstens für den Beginn der Chelléo-Moustérienepoche anzunehmen. Die „Eolithe" von Freyenstein stammen nach ihm möglicherweise aus der ersten quartären Interglazialzeit der norddeutschen Geologen, während „die meisten der sogen. Eolithe Norddeutschlands, so besonders die der Magdeburger Gegend, einer jüngeren Periode zufallen als der eolithischen Periode Frankreichs und Belgiens, nämlich dem älteren und mittleren Paläolithikum, speziell dem Moustérien und den Moustéro-Solutréen Hörnes oder Montaiglien Rutots".

Dabei sind für Deutschland weder die Stufen des Chelléen noch die des Moustérien oder Solutréen geologisch abgegrenzt. Es ist auch niemals versucht worden, die einzelnen Fundorte diluvialer Artefakte zusammenzustellen, um zu sehen, ob sich aus dem Vergleich der Altersschichten etwa Schlüsse von weiterer Bedeutung ziehen liessen; im Gegenteil, es ist gewöhnlich bei dem einzelnen Fundort das Für und Wider in mehr oder weniger einseitiger technischer Beziehung diskutiert worden, wobei häufig die Behauptung mit der Voraussetzung bewiesen wurde; indem nämlich von vornherein angenommen war, dass diese und jene Merkmale unbedingt künstlicher oder natürlicher Entwicklung sein müssten. Da besonders über die Grenzen der natürlichen Entstehungsmöglichkeiten noch viel zu wenig positive Beobachtungen vorliegen, so scheint mir dieser Weg zur Lösung der Eolithenfrage nicht der richtige zu sein, wohl aber derjenige, auf dem die Geologie allein das Wort hat.

Die verschiedenen Systeme, in denen eine Gliederung der Artefakte angestrebt wird, basieren auf der geologischen Gliederung des betreffenden Landes und beanspruchen in der Regel eine Geltung auch über die Grenzen desselben hinaus. So hat für Belgien Rutot seine Industrien mit den Geikieschen fünf Eiszeiten Südost-Englands parallelisiert; für Österreich hat M. Hörnes die Penck-Brücknersche Gliederung der vier alpinen Eiszeiten zu Grunde gelegt und versucht, ebenso wie auch Rutot, die wenigen deutschen Funde diesem Schema einzureihen, so gut es ging; denn in Norddeutschland wurden bisher drei Eiszeiten angenommen.

An diesem Punkte wollen wir die Kritik beginnen lassen; die Forschungen der letzten Jahre haben nämlich dahin geführt, dass heute ein grosser Teil der Geologen besonders auf Grund der Ergebnisse der Spezialaufnahmen dahin neigt, für Norddeutschland nur zwei Eiszeiten und eine Zwischenzeit anzunehmen.[2]) Es werden die Schichtenprofile von Rüdersdorf und Hamburg nicht mehr wie bisher im Sinne von drei, sondern nur von zwei Eiszeiten gedeutet, in Übereinstimmung mit verschiedenen neueren Bohrungen, die die gleichen Ergebnisse hatten.

In dieses neue Schema lassen sich nun die einzelnen Fundstellen der prähistorischen Artefakte vortrefflich eingliedern.

---

1) Zeitschr. f. Ethn. 1905 S. 293.

2) F. Wiegers: Die natürliche Entstehung der Eolithe im norddeutschen Diluvium. Monatsber. d. D. Geol. Ges. 1905 S. 493ff. — H. Menzel: Über die erste Vereisung bei Rüdersdorf und Hamburg. Centralbl. f. Min. 1906 S. 181—189.

I. Interglaziale Lagerstätten.

1. Taubach. Diese schon 1878 von Portis ziemlich eingehend beschriebene Fundstelle wurde 1892 nochmals von Hrn. Dr. A. Götze untersucht, dem das Museum für Völkerkunde gegen 50 mehr oder weniger gut bearbeiteter Feuersteine von dort verdankt.

Die Form der Stücke ist, abgesehen von einigen unregelmässig gestalteten, zum Teil eine plattige, lamellenförmige, zum Teil eine dreiseitig prismatische. Vorzügliche, grosse und deutliche Schlagkegel als Zeichen eines sicheren, Übung verratenden Schlages sind nicht selten. Alle Stücke haben durchaus scharfe Kanten, die auch an keiner einzigen Stelle Spuren von Abrollung zeigen; sie können demnach keinen Transport im Wasser erlitten haben, da sonst die zum Teil papierdünnen Kanten hätten zerstört werden müssen. Auch sogen. Retouchen, Absplitterungen an den Kanten, die aber nur an einer Seite auftreten und nach der dem Schlagkegel entgegengesetzten Seite gerichtet sind, kommen nicht häufig vor; besonders gut zeigte diese Erscheinung eigentlich nur eine Lamelle, deren Grössenverhältnisse $5 : 3^1/_2$ *cm* sind; die Dicke der Lamellen beträgt $^1/_2$—6 oder 7 *mm*. Gestreckte schmale Formen (1 : 3) sind weniger häufig als die gedrungeneren (1 : 2). Da die beim Zuschlagen erhaltenen Kanten bereits scharf waren, brauchten sie nicht erst künstlich zugeschärft werden; die wenigen Absplitterungen sind also wahrscheinlich auf Benutzung zurückzuführen.

2. Hundisburg. In den alten Beverschottern, deren Alter von Wahnschaffe und mir als interglazial nachgewiesen wurde, fanden Bodenstab, Bracht und Favreau Artefakte, die zweifellos paläolithisch sind; das beste Stück ist eine blattförmige Lamelle.

3. Die Rübeländer Höhlen im Harz. Bei den Ausgrabungen, die Kloos und Blasius in den achtziger und neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts vornahmen, ergaben sich zwei durch ihre Faunen verschiedene Ablagerungen, deren untere für interglazial, deren obere aber für glazial gehalten werden muss. In der Baumannshöhle wurden in der interglazialen Schicht acht Feuersteine, ausser bearbeiteten Knochen gefunden, die in ihrer Technik mit den Taubacher Artefakten durchaus übereinstimmen.

4. Im südlichen Hannover sind von Dr. Menzel paläolithische Artefakte gefunden worden.

5. Posen. In der grossen Sandgrube am Schilling bei Posen fand G. Maas 1897 zwei Feuersteinartefakte, die von Herrn Geheimrat Voss als sicher bearbeitet erkannt wurden; die Stücke lagen in einer 10 *m* mächtigen Sandablagerung, die von Maas als zur Interglazialzeit entstanden gedeutet wurde.

II. Glaziale Lagerstätten.

a) Ausserhalb der letzten Vereisung.

1. Thiede und Westeregeln. Nehring hat in den tieferen Schichten der sandig-lehmigen Ablagerungen bei Thiede neben Resten von Lemming und Rentier sichere Spuren des Menschen gefunden in

Gestalt von Holzkohlenstücken und bearbeiteten Feuersteinlamellen. „Die letzteren haben meistens die Gestalt von schmalen Messern, einige zeigen jedoch mehr die breite Form der sog. Schaber.“ Der von Nehring abgebildete Schaber (6,5 : 4 : 0,6 *cm*) zeigt einen entschiedenen Fortschritt gegenüber den Sachen von Taubach und Hundisburg; er ist charakteristisch dadurch, dass er zum ersten Mal eine Zuschärfung der Kanten durch Absplitterung (Retuschierung) erfahren hat. Die Feuersteine sind, wie Nehring mit Recht annimmt, von umherstreifenden Jägern während der Eiszeit dort gebraucht worden. In Westeregeln fand Nehring ebenfalls in den tieferen Schichten bearbeitete Feuersteine, deren Bearbeitungsweise die gleiche ist wie die der Thieder Stücke. In der Zeitschrift für Ethnologie hat Nehring[1]) die wichtigsten und besten der Feuersteinartefakte von beiden Fundorten abgebildet. Sie sind sämtlich grösser als die Taubacher Artefakte und zeigen den technischen Fortschritt ihrer Bearbeitung nicht nur durch die auffallende Grösse und Breite der prismatischen Messer, welche noch unretuschierte Ränder besitzen. Die Schaber sind durch Abschlagen langer Spähne hergestellt; die Retuschen scheinen bereits durch Abdrücken mittels Holz oder Knochen erfolgt zu sein. Die Stücke stammen z. T. aus dem Niveau der Lemminge, Eisfüchse, Rentiere aus einer Tiefe von 20—30 Fuss unter der Oberfläche und zeigen dann durchweg eine schöne weisse Patina, oder sie lagen mit Knochen von Mammut und Rhinozeros in einer Tiefe von 10 bis 20 Fuss zusammen; diese Stücke sind nicht patiniert und jedenfalls jünger als die ersteren, unterscheiden sich aber in der Technik nicht von ihnen und gehören der gleichen Periode, derselben Kulturstufe an.

2. Die Lindenthaler Hyänenhöhle bei Gera. Th. Liebe[2]) hat aus dieser Höhle im ostthüringischen Zechstein eine Fauna beschrieben‘ die viele Ähnlichkeit mit der braunschweigischen hat und nach den typisch arktischen Tieren als eiszeitlich aufgefasst werden muss, was auch von Liebe geschehen ist. Nicht hoch über dem Boden der Höhle, $4^1/_2$ bis $7^1/_2$ *m* unter Tag fanden sich ausser einem Stück bearbeiteten Hirschhornes unzweifelhaft bearbeitete Feuersteingeräte, nämlich Messer, Schaber und auch eine etwas gedrungene Speerspitze, plumper nach der Beschreibung, als sie später im Neolithikum gefertigt wurden. Auch diese Artefakte zeigen die rundliche Zuschärfung, wie die Stücke von Thiede und Westeregeln. Ihre primäre Lagerung ist sicher, so dass die Anwesenheit der Menschen während der letzten Eiszeit im Vorlande des Harzes und des Thüringer Waldes nicht mehr zu bezweifeln ist.

3. Buchenloch bei Gerolstein. Die Ausgrabung dieser Höhle (im mitteldevonischen Kalk und Dolomit) erfolgte 1879 durch Eugen Bracht[3]); die von ihm angeschnittenen Schichten gehören teils der Post-

---

1) Über paläolithische Feuerstein-Werkzeuge aus den Diluvialablagerungen von Thiede (bei Braunschweig). 1889. S. 357-363.

2) Die Lindenthaler Hyänenhöhle und andere diluviale Knochenfunde in Ostthüringen. Archiv f. Anthrop. 9.

3) Die Ausgrabung des Buchenlochs bei Gerolstein in der Eifel und die quaternären Bewohnungsspuren in demselben. Trier 1883.

glazialzeit, teils der letzten Eiszeit an, wie aus der aufgefundenen Fauna hervorgeht. Auch diese Höhle ist zur Eiszeit bewohnt gewesen.

b) Innerhalb der letzten Vereisung.

Zu den Sedimenten der letzten Vereisung gehören alle diejenigen Schichten, in denen Eolithe hauptsächlich gefunden worden sind. Es wurden solche bekannt von Kochstedt-Mosigkau und Chörau bei Dessau, Biere bei Magdeburg, Neuhaldensleben, Salzwedel, Britz, Rixdorf und Rüdersdorf, Eberswalde und Freyenstein. Das gemeinsame Merkmal aller Fundorte ist das, dass die Eolithe niemals in den Sandschichten, sondern stets in den gröberen Kies- und Geröllagen vorhanden waren, wie ausdrücklich von den meisten Autoren hervorgehoben wird. Diese Kiese und Gerölle aber sind stets fluvioglaziale Sedimente der letzten Eiszeit.

Gelegentlich haben sich in ihnen auch paläolithische Artefakte aus der Interglazialzeit gefunden, die hier auf sekundärer Lagerstätte sich befinden, an Zahl aber weit zurücktreten.

III. Spätglaziale Lagerstätten.

Aus dem Ende der Eiszeit sind von zwei ziemlich nördlich (im Gegensatz zu den bisher genannten Orten) gelegenen Fundstellen bei Endingen in Pommern und Schlutup bei Lübeck unzweifelhaft bearbeitete Tierknochen gefunden worden. —

Das ist in zusammenfassender Darstellung eine Übersicht über die diluvialen Funde in Norddeutschland und sie ergibt das wunderliche Resultat, dass die ältesten Werkzeuge in den jüngsten Schichten vorkommen.

An den wenigen Fundstellen interglazialen Alters im norddeutschen Diluvium haben sich zweifellos bearbeitete, also paläolithische Feuersteinartefakte in geringer Zahl gefunden. An den Fundstellen glazialen Alters ausserhalb der letzten Vereisung fanden sich Steinwerkzeuge mit einer etwas vollkommeneren Technik. An den gleichaltrigen zahlreichen glazialen Fundstellen innerhalb der Vereisung sind angebliche Eolithe in grosser Häufigkeit gesammelt worden.

Es ist daher zunächst die Frage zu diskutieren, wann eigentlich der Eolithenmensch gelebt hat, den Favreau in das erste und zweite Interglazial verlegt, Blanckenhorn in das erste Interglazial und eine Periode, die jünger ist als die eolithische Periode Frankreichs und Belgiens, und dessen angebliche Werkzeuge sich erst in den oberen, glazialen Schichten finden lassen. Aus dem Tertiär: Oligocän, Miocän und Pliocän sind in Norddeutschland bis jetzt weder sichere noch unsichere menschliche Artefakte bekannt geworden; auch nicht aus den Randgebieten der ersten Vereisung.

Wir kennen somit keine menschlichen Artefakte aus der Präglazialzeit und es ist die Frage, ob wir sie jemals kennen lernen werden. Denn der Feuerstein war damals in Norddeutschland, im Gegensatz zu heute, nur an sehr wenigen Stellen in der anstehenden Kreide vorhanden und diese war zum grössten Teil von Tertiär bedeckt, so dass es aus-

geschlossen ist, dass die zahlreichen bisher gefundenen Eolithe aus dieser Zeit stammen.

Erst mit der Interglazialzeit (der zweiten im älteren Sinne) betritt auch der Mensch den norddeutschen Boden. Es ist nicht wahrscheinlich, dass er als Eolithiker die unwirtlichen, gerade vom Eise verlassenen Gebiete aufgesucht und nun in der kurzen Spanne Zeit bis zum Beginn der Taubacher Periode die ganze kulturelle Entwicklung durchgemacht habe, zu welcher der Mensch in Frankreich und Belgien unter günstigeren Auspicien die Zeit vom Tertiär an gebraucht hatte. Gerade weil in den westlichen Nachbarländern bereits eine viel höhere Kultur blühte, ist es nicht wahrscheinlich, dass Eolithen-Menschen einwanderten. Es darf weit eher angenommen werden, dass die Kultur dieser ersten Deutschen nicht wesentlich tiefer war, als die der westlichen Völker. Von Taubach an aber herrschte die paläolithische Epoche; sie überdauerte die warme Periode des Interglaziales und hielt sich in gleicher Höhe während des Herannahens des letzten Inlandeises. Als typisch muss gelten für die interglaziale Epoche: Schaber in Blattform und prismatische Messer, die mit scharfen Kanten zugeschlagen werden, ohne Retuschierung der Kanten: Taubacher Stufe.

Während der Dauer der letzten Vereisung lebte der Mensch in den eisfrei gebliebenen Gebieten, teilweise auch dicht am Rande des Eises selbst, wenn auch letzteres wohl nur zugweise in den warmen Monaten. Er vervollkommnete langsam seine Werkzeuge und es entwickelte sich die glaziale Stufe von Thiede (oder Lindenthal): Herstellung von grossen prismatischen Messern mit ursprünglichen scharfen Kanten und von Schabern, deren Kanten durch Retuschierung, wahrscheinlich durch Abdrücken, zugeschärft wurden.

Die Eiszeit ging zu Ende, die Eismassen schmolzen ab und allmählich wurde das Land wieder frei; stetig folgte der Mensch der sich zurückziehenden Eisgrenze nach Norden und jagte auf dem jungfräulichen Boden den Riesenhirsch, das Rentier und den Elch. Aus dieser Zeit haben wir leider nur bearbeitete Knochen (Funde von Lübeck und Endingen) und keine Steinwerkzeuge, so dass über den etwaigen weiteren Fortschritt in der Entwicklung der Gesteinstechnik nichts zu sagen ist; trotzdem ist er wahrscheinlich.

Wir sehen also während der ganzen Dauer des Diluviums nur eine ununterbrochene, wenn auch langsame Entwicklung der Kultur von Taubach an. Nirgends bleibt Platz für eine eolithische Periode, deren angebliche Werkzeuge doch zu Hunderten und Tausenden gefunden worden sind. Wir stehen hier also vor einem Widerspruch, der nur zwei Lösungen zulässt: entweder muss in der Interglazialzeit zwischen der Taubacher und dem Beginn der glazialen Thieder Stufe ein enormer und durch keine Ursachen zu erklärender kultureller Rückschritt zum Eolithenstadium erfolgt sein, oder es müssen die Eolithe Zufallsprodukte natürlicher Entstehung sein. Für letzteres, d. h. für die natürliche Entstehung der Eolithe sprechen ganz entschieden die bisher geschilderten Tatsachen. Vor allem zwingt die eigentümliche Beschränkung im Vor-

kommen der Eolithe notwendig zu der Annahme, dass die sog. Eolithe und ihre grosse Häufigkeit in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihrer Lagerstätte stehen, dass sie gemeinsam mit der Schicht entstanden sind, in der sie lagern und dass die Deformierungen, die sie den wirklichen Artefakten ähnlich machen, lediglich auf die Bewegung der Feuersteine im strömenden Wasser zurückzuführen sind.

Die Resultate dieser geologischen Betrachtung sind also folgende:

1. Aus dem unteren Diluvium (der ersten Eiszeit) sind keine Eolithe bis jetzt bekannt geworden; sollten sie gefunden werden, woran nicht zu zweifeln ist, so würde damit ein direkter Beweis für die natürliche Entstehung der Eolithe geliefert sein, da die Feuersteine erst durch die zerstörende Wirkung des Inlandeises aus der Kreide zu Tage gebracht sind, also auch ausschliesslich durch die mechanischen Einwirkungen des Inlandeises und seiner Schmelzwässer ihre „eolithische“ Gestalt erhalten haben müssen.
2. In den interglazialen Ablagerungen sind bisher nur zweifellos paläolithische Artefakte in geringer Zahl gefunden worden (Taubach, Hundisburg, Rübeland, Posen).
3. In den glazialen Ablagerungen ausserhalb der letzten Vereisung sind höhere paläolithische Artefakte in geringer Zahl gefunden worden (Thiede, Westeregeln, Lindenthaler Höhle, Buchenloch).
4. In den fluvioglazialen Ablagerungen der letzten Eiszeit sind ausser einigen paläolithischen Artefakten auf sekundärer Lagerstätte (Neuhaldensleben, Salzwedel) angebliche Eolithe in grosser Zahl gefunden worden. (Dessau, Biere, Neuhaldensleben, Salzwedel, Britz, Rixdorf, Rüdersdorf, Eberswalde, Freyenstein.)
5. Die sog. Eolithe kommen nur in groben Kiesen und Schottern, dagegen nicht in Sandschichten vor.
6. Die sog. Eolithe im norddeutschen Diluvium sind auf natürliche Weise entstanden; es sind durch die Wirkung des strömenden Wassers umgeformte Feuersteine.
7. Auf Grund der bisher bekannt gewordenen Funde lässt sich für das norddeutsche Diluvium folgende, die Entwicklung des Menschen zum Ausdruck bringende Gliederung aufstellen:

   Präglazial: }
Erstes Glazial: } Eolithikum fehlt.

   Interglazial: Einwanderung des Menschen; Stufe von Taubach.

   Zweites Glazial: Aufenthalt des Menschen im eisfreien Gebiete und am Rande des Eises; vielfach in Höhlen. Stufe von Thiede.

   Postglazial: Übergang vom Paläolithikum zum Neolithikum. Neolithikum.

Diskussion.

Hr. Wahnschaffe: Ich möchte nur auf einen Punkt des Wiegersschen Vortrages eingehen. Er hat behauptet, dass nur eine Interglazialzeit im norddeutschen Flachlande vorhanden war, und ich möchte erklären, dass ich nicht auf diesem Standpunkt stehe, sondern dass ich glaube, dass gerade die allerneuesten Beobachtungen uns immer mehr darauf hinweisen, dass wir in der Umgebung von Berlin zwei Zwischeneiszeiten gehabt haben. Ich will erwähnen, dass Hr. Dr. Menzel neuerdings im Centralblatt für Geologie eine Mitteilung veröffentlicht hat, worin er diese Frage auch behandelte und worin er zu der gleichen Ansicht wie Hr. Wiegers gelangt ist. Die Paludinenschicht, die bei Rixdorf erbohrt worden ist, wurde zuerst für präglazial gehalten. Es ist notwendig, sich das ganze dortige Profil zu vergegenwärtigen. Die untersten Schichten in Rixdorf sind fluvioglazial; darüber liegt die Paludinenbank, die zweifellos von allen Geologen als primär angesehen wird; dann folgen glaziale Tone und Sande, dann ein Geschiebemergel, d. h. eine Grundmoräne, durch das Inlandeis abgelagert; darüber liegt in einer Kiesbank unsere Rixdorfer Fauna. In der Kritik Menzels ist auf diese Fauna nicht eingegangen worden und ich meine, man muss darauf eingehen, wenn man eine Kritik an den interglazialen Ablagerungen üben will. In der Rixdorfer Säugetierschicht sind Reste borealer Tiere und solcher Tiere gefunden, welche nicht am Eisrande gelebt haben können. Die Knochen liegen im Kiese. Ich halte die Ablagerung nicht für eine im strengsten Sinne primäre, dort an Ort und Stelle entstandene, aber sie muss entstanden sein zwischen zwei Vereisungen und ist zerstört worden durch das Schmelzwasser des letzten Inlandeises. Darüber liegt Sand und darüber wieder eine Grundmoräne. Nun sind in der neueren Zeit Beobachtungen in der Berliner Gegend gemacht worden, die die Annahme stützen, dass die Rixdorfer Säugetierfauna wirklich ein interglaziales Alter hat. Es kommt bei Motzen ein Torf vor, der zwischen zwei Moränen gelegen ist und es sind in der unteren Moräne Paludinen vorhanden, die aus der unteren Paludinenschicht aufgenommen worden sind. Menzel hat sich mit der Annahme geholfen, dass vielleicht eine „präglaziale" Paludinenbank vorhanden sein könnte. Es ist dies aber nur eine Hypothese. Ich glaube, dass diese Torfbank dasselbe Niveau hat wie die Rixdorfer Fauna. Dann ist ferner beim Kanalbau bei Kohlhasenbrück eine Torfbank beobachtet worden, die allerdings nicht von Geschiebemergel überlagert ist, man sieht aber dort den Übergang der Grundmoräne in Block führende Sande, die über dem Torf lagern, und unter dem Torf folgt wieder eine Grundmoräne. Ich glaube auch, dass dieser Torf, der untersucht worden ist und absolut gemässigte floristische Einschlüsse zeigt, nicht am Eisrande entstanden sein kann, sondern auf ein interglaziales wärmeres Klima hinweist. Ich wollte dies nur hervorheben, weil Hr. Wiegers gesagt hat, dass die Glazialgeologen jetzt nur eine Interglazialzeit annehmen. In der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft werde ich demnächst ausführlicher auf diese Fragen eingehen.

Hr. Hahne: Gegenüber den Ausführungen des Hrn. Wiegers betreffs einer Zusammenfassung besonders der deutschen Diluvialfunde[1]) möchte ich im folgenden eine ablehnende Haltung begründen, und zwar vor allem aus methodischen Gesichtspunkten heraus, deren einer die Analyse geologischer Art, deren zweiter die Analyse der Funde, der dritte die Synthese betrifft.

I. Hrn. W.s ganzer Aufbau ruht auf der vereinfachten Einteilung des norddeutschen Diluviums in nur zwei Vergletscherungsperioden und eine wärmere Zwischenzeit, die W.s u. a. lokale Untersuchungen für gewisse Gebiete zu ergeben scheinen. Völlig abweichende Ansicht vertreten aber bekanntlich andere Geologen, und vorläufig auch die unbedingte Mehrzahl der Diluvialgeologen ganz Europas, darunter gerade die Massgebenden. Also ist diese erste These kein fester Grundstein. Auf ihr ruht aber W.s System.

Somit ist auch die Ansetzung aller deutscher interglazialer Funde in das eine Interglaziale — wenn auch in verschiedene Abschnitte desselben — natürlich kein gültiger Schluss, ebensowenig wie die hieraus wieder folgenden Ableitungen betreffs etwaiger zeitlicher Gleichsetzungen mit ausserdeutschen Diluvialverhältnissen. W. ist gegen alle „Systeme", an deren Stelle er ein — neues setzt!

II. Die Verallgemeinerung der Zusammensetzung und Fundumstände der Hrn. W. bekannten deutschen sogen. „Eolithenfunde" ist von vornherein unstatthaft, denn erstens gibt es überhaupt noch recht wenige, und nur ganz wenige gut beobachtete hergehörige Funde; zweitens sind diese, wie ich weiss, keineswegs gleichartiges und gleichwertiges Material! Ich möchte z. B. keinesfalls verwechselt werden mit „Eolithensammlern", deren es genügend viele gibt, und die von den Dingen, von denen unsere Forschungen ausgingen, keine wirkliche Kenntnis besitzen, deren Diagnose ihren Funden gegenüber also laienhaft sein muss! Hr. W. übersieht, dass z. B. ich offen und oft gesagt habe, dass unsere Forschung fortschreitet, und ich manche frühere Auffassung verlassen habe. Statt dessen zitiert W. ältere Ausführungeu und geht über Rutots und mein Material hinweg, das er gar nicht kennt, z. T. in einer Weise (l. c. S. 509), die kaum ernst zu nehmen ist. — Aus dem grundsätzlichen Mangel umfassender Kenntnis des in Frage kommenden Materials gehen denn auch alle Verunstaltungen hervor, die sich das Material, das unter dem Begriff der „Eolithenfrage" behandelt wird, in der Literatur hat gefallen lassen müssen. Auch Hrn. W.s Ausführungen tragen die Folgen dieses Mangels an sich. So fest stehen die geologischen Leitsätze, die Hr. W. vertritt, doch noch nicht, dass sie die archäologischen Gesichtspunkte gänzlich gegenstandslos machen könnten. Seine Definition von „Eolithen" und

1) Der Vortrag des Hrn. W. ist im ganzen eine gekürzte Wiedergabe seiner Arbeit in den „Briefen der Monatsberichte der Dtsch. geol. Ges." 1905, Nr. 12. Dort werden auch verschiedene Erwiderungen folgen.

besonders die Differentialdiagnose gegenüber den „paläolithischen Artefakten“ ist lediglich willkürlich.[1])

Ich verweise wieder und wieder darauf, dass die ernsten Forscher von „Eolithen“ nur im Sinne von „Eolithindustrien“ sprechen, also von Kulturgesamtbildern.[2]) In Belgien erlaubt ihre geologische Lagerung eine Chronologie. Die Parallelisationsversuche, die von dort ausgegangen sind, sind keineswegs ohne Zutun kompetenter Geologen (auch deutscher) unternommen, und nie anders als nur als Versuche bewertet, auch von den Urhebern.

Aus einem eingehenderen Studium der fraglichen Forschungen hätte sich für Hrn. W. ergeben müssen, dass vieles, was er als „paläolithische“ Artefakte definieren will, an sich sehr wohl in gewisse nichtdeutsche „Eolithindustrien“ hineinpasste. Er würde nicht den Satz aufstellen, dass in Interglazialschichten nur zweifellose paläolithische Artefakte gefunden seien in Deutschland.

Gerade z. B. in der Fundschicht von Taubach und Hundisburg gibt es viele Dinge, die nicht ohne weiteres zurückzuweisen sind als Nichtartefakte, von Hrn. W. aber kaum als zweifellos paläolithisch bezeichnet werden würden.

Ich empfehle Hrn. W. besonders das eolithische Mesvinien und die Übergangsstufe zum Paläolithikum, das Strépyien Rutots zum Studium, sowie eine über das im Völkermuseum befindliche Material hinausgehende Beschäftigung z. B. mit den Taubachfunden, in denen wesentlich andere, sehr wichtige Dinge vorkommen, als die von W. für typisch gehaltenen.

Wenn Hr. W. überhaupt auf ausserdeutsche Verhältnisse Bezug nehmen will, ist seine Charakterisierung der diluvialen Stufen also falsch.[3])

W. will ja aber unbedingt unabhängig sein im Aufbau seines deutschen Systems. Da dürfte er jedoch von vornherein garnicht von „zweifellos paläolithisch“ usw. reden, also Begriffe anwenden, die aus der langen Vorarbeit unserer westlichen Nachbarn hervorgegangen sind. Auch in diesem Sinne ist die W.sche Definition der Eolithen reichlich unabhängig —, wenigstens von neueren Forschungsresultaten. Wiegers Arbeit ist ein Gemisch von Unabhängigkeit und Anlehnung, wenigstens auf archäologischem Gebiete, dessen Beherrschung er sich offenbar etwas zu einfach vorstellt.

W.s Vortrag resp. Arbeit musste neben geologischen Ausführungen und theoretischen Schlüssen doch eine positive sachliche Untersuchung

---

1) Vergleiche z. B. dagegen die bei W. selbst gelegentlich zitierte, aber missververstandene Definition Rutots betr. paläol. Artefakte (Brief d. Monatsberichte d. Dtsch. geol. Ges. 1905, S. 84).

2) Aus aller dieser überall und immer auf Seiten der „Gegner“ hervortretenden Verständnislosigkeit gegenüber seinen Arbeiten erklärt sich Rutots Verhalten in Monaco: Erst sehen, dann urteilen.

3) Ja seine zeitliche Gleichsetzung (a. a. O.) zwischen Chellesfäustel in Westeuropa und der Thiedestufe bei uns führt ihn direkt zum Widerspruch mit sich selbst, denn dann wäre ja das ältere interglaziale Taubach gerade gleichzusetzen mit dem Vorchelléen, also dem Eolithikum im Westen!

der betr. archäologischen Materialien bringen, um eine geschlossene selbständige Beweisführung darzustellen, die das, was der Titel „Die natürliche Entstehung der Eolithen im norddeutschen Diluvium" verspricht, halten sollte und ihrer Nebenaufgabe (!), die zentraleuropäischen Diluvialfunde überhaupt endgültig zu klassifizieren, gerecht würde.

Wie W. selbst sagt, ist in diesem Gebiete der Vorgeschichte noch keine Einigung erzielt, obwohl viel daran gearbeitet worden ist, und zwar, wie hinzuzufügen ist, doch auch von urteilsfähigen Leuten!

Der Grund für den mangelnden Erfolg — oder wie W. es auffasst für den ausgesprochenen Misserfolg — ist nun derselbe, der auch W.s Versuch trotz aller Geologie zur Hypothese macht: Abgesehen von der Spärlichkeit der einschlägigen Funde überhaupt, fehlt vor allem eine wirklich kritische, sachverständige Sichtung aller Funde — es fehlt gänzlich eine Statistik derselben, es fehlen endlich fast gänzlich neuere, in modernem Sinne ausgeführte Nachuntersuchungen — von Archäologen und Geologen gemeinsam ausgeführte! — sowohl der alten Stellen, als anderer gleichartiger. Das bisherige Material würde dadurch brauchbarer oder überhaupt erst brauchbar für eine Verwendung im Sinne eines wohlbegründeten „Systems".

III. Diese analytische Arbeit aber muss geleistet werden, bevor die Synthese gelingen kann. Hrn. W.s Versuch zeigt nur Ansätze zu dieser Vorarbeit. Das Urteil über die so wichtige Stelle von Taubach baut W. auf 50 Stücke, die er im Völkerkundemuseum gesehen hat. So kennt er also diese Fundstelle kaum, daher ist seine Charakterisierung denn auch garnicht haltbar, wie jeder sieht, der grösseres Material kennt und nicht nur ein paar Dutzend ausgesuchte Stücke. — Von einem Geologen wäre z. B. auch eine Behandlung der höchst wichtigen Nachbarfundstelle Ehringsdorf zu erwarten gewesen.

Hr. W., der die Meinung hat, die „Prähistoriker" hätten sich bisher nicht um die Geologie gekümmert, musste nun desto gründlicher auf die Berührungspunkte dieser beiden Wissenschaften eingehen. Übrigens ist jedem Eingeweihten längst klar, dass die mangelhafte geologische Diagnose mancher bisheriger Funde vor allem begründet war im Versagen der Geologie. Es ist hocherfreulich, dass wir nun wohl hoffen dürfen, von der Geologie eindeutige und einmütige Diagnosen unserer Fundstellen zu erhalten. Gewünscht haben wir es uns lange; gegenüber Einzelmeinungen aber sind wir skeptisch geworden.

Interessant ist es in diesem Zusammenhange, dass W. im ganzen sich um die Resultate der Archäologie („Prähistorie") in seinen Arbeiten doch herzlich wenig kümmert. —

Betreffs der „norddeutschen Eolithen" ist das Ergebnis des heutigen Vortrages kritisch in folgendem zusammenzufassen:

Unter „Eolithen" versteht W. bald in unserem Sinne eine archäologisch-chronologische Stufe, bald nach eigener Definition eine rein technische Stufe.

Hr. W. versucht auf einem grossen Umwege über geologische Darlegungen zu „beweisen", dass die „Eolithen im norddeutschen Diluvium"

keine Artefakte sind: Die Schichten nämlich, wo gewisse, Hrn. W. irgendwo und -wie als „Eolithe“ gezeigte Silexstücke gefunden sind, wie das obere Glaziale selbst, wenigstens an den wenigen W. bekannten Fundorten. Nach Hörensagen, ohne irgendwie genauer auf alle die sogen. „Eolithenfunde“ und ihre Wertigkeit einzugehen, identifiziert er andere ihm unbekannte Funde und Fundorte, von denen aber gerade die „Eolithenfrage“ in Deutschland ausgegangen war, mit den ihm zufällig bekannten andern Funden von keineswegs fragloser Wertigkeit. In den „glazialen“ Schichten liegende etwaige Artefakte können nur (?) aus dem vorhergehenden Interglaziale stammende umgelagerte Stücke sein. In einigen wenigen Fundobjekten, die ihm von solchen Stellen bekannt geworden sind, erkennt er solche Artefakte. Weshalb diese von W. anerkannten Dinge nun wirklich Artefakte sein müssen, während er andere, im direkten Zusammenhang mit ihnen, in denselben „groben Kiesschichten“ gefundene nicht gelten lassen will, ist unklar, oder man müsste annehmen, dass er sie a priori abweist, weil sie ihm „Eolithe“ sind, deren Nichtvorhandensein er aber erst beweisen will! Gegenüber dem „Schlagbuckel“ usw. sind wir Archäologen doch längst nicht mehr so vertrauensselig, und andererseits wissen wir, dass in allen Steinindustrien (W. erwähnt das selbst, l. c.) das, was Friedel, Wiegers u. a. „Eolithe“ nennen, vorkommt. Das Vorkommen im groben Kies beweist an sich nichts, da liegen ja auch die „paläolithischen“ Stücke von Wiegers, durch deren „Diagnose“ W. aus seiner Beweisführung wie gesagt herausgeht.

Wenn aber Hr. W. eine für das Einzelobjekt stichhaltige Differentialdiagnose zwischen Artefakt und Zufallsprodukt gefunden hätte, dürfte er sie nicht verschweigen. Anderenfalls müsste er statt Eindrücken persönlicher Art doch eine von anerkannten Kriterien ausgehende begründete Diagnostik geben.

Ich wiederhole, dass Rutot und ich z. B. nicht mehr massenhafte Eolithen aus Norddeutschland kennen. (cf. Z. f. Ethn. 1905 S. 1034, 35). W. schliesst nun weiter, dass an derselben Stelle, wo sich seine „paläolithischen“ Dinge auf sekundärer Lagerstätte finden, „Eolithen“ (hier im zeitlichen Sinne gemeint!) überhaupt nicht vorkommen könnten; sie müssten ja dann aus demselben Interglaziale herstammen, wie jene „paläolithischen“ Dinge; in ein und demselben Interglaziale kann es aber nach W. nicht „eolith.“ und „paläolith.“ Industriestufen geben. Da W. nur ein Interglazial in Norddeutschland kennt, schliesst er die Möglichkeit aus, dass irgendwo interglaziale Schichten auch primär lagernde Eolithindustrien enthalten könnten. Bei diesem Teil der Beweisführung beruft er sich wieder viel auf Vorgänge in den ältesten Kulturstufen der westlichen Nachbargebiete, wobei er übersieht, dass in Rutots System von dem Maximum der einen bis zu dem der andern Vereisung zwei reine Eolithstufen, die Übergangsstufe zum Paläolithicum und das Chelléen sowie dessen nächste Degenerationsstadien ablaufen.[1])

---

1) Dies auch zum Verständnis unserer eigenen ersten Versuche in der rel. Chronologie der deutschen Funde.

Aus allen von ihm berücksichtigten „Tatsachen" schliesst Wiegers dann also, dass die Eolithe im norddeutschen Diluvium keine Artefakte sind, sondern Produkte des Glaziale selbst. Das wäre also alles sehr schön und gut und die Bestätigung dieser Hypothesen würde uns Allen viel weitere Arbeit ersparen — aber wenn nur erstens die Vereinfachung betreffend der Interglazialia stimmt! Wenn wenigstens nur die archäologischen Diagnosen stimmten, wenn drittens die Parallelisierung des W.schen einzigen Interglaziales mit ausserdeutschen, nur paläolithische Industrieen enthaltenden Schichten in W.s Sinne durchführbar wäre und eine Gleichsetzung zwischen westlichen (belgischen) „Eolithikum-Schichten" mit deutschen Interglazialschichten auf jeden Fall hinfällig, oder wenn wenigstens die Differentialdiagnose „eolithisch oder paläolithisch", oder eine wirklich aus dem Material heraus ableitbare andersartige, aber gleichberechtigte deutsche Einteilung zu entwickeln wäre im Anschluss an umfassende Vorarbeit auf sachkundiger archäologischer Seite, die W. bisher nicht genügend gesucht hat. Vermutungen, auch wenn sie manches für sich haben, befriedigen uns nicht mehr; wir suchen festere Stützen.

Hr. Wiegers: Hrn. Geheimrat Wahnschaffe möchte ich zunächst erwidern, dass ich nur von „einem grossen Teil" der norddeutschen, speziell der Berliner Geologen gesprochen habe, der die von meinem Kollegen Dr. Menzel und mir in der jüngsten Zeit vertretene Auffassung von zwei Eiszeiten teile. Was sodann die Begründung der Dreigliederung des norddeutschen Diluviums betrifft, so ist gerade das Bohrprofil von Rixdorf von Hrn. Menzel und mir unerwähnt geblieben, weil es uns nicht die nötige Sicherheit zur Diskussion bot. Das (in den Erläuterungen zu Blatt Tempelhof veröffentlichte) Profil der Rixdorfer Bohrung gibt an, dass über und unter der Paludinenbank diluviale Schichten durchteuft wurden; der obere Geschiebemergel und die interglazialen Rixdorfer Sande aber sind zu dem Profil hinzukonstruiert worden. Ferner liegt das Bohrloch am Rande des Berliner Urstromtales, wo irgend welche Störungen nicht ausgeschlossen und, da die Proben der Bohrung nicht mehr vorhanden sind, eine Nachkontrollierung unmöglich ist; es ist somit wohl zu verstehen, dass wir dieses Profil nicht zur Argumentation unserer zwei Eiszeiten herangezogen haben. Die allgemein in der Nähe von Berlin verbreitete Paludinenbank halte ich für eine interglaziale Ablagerung im neueren Sinne, aber wenn in dem von Hrn. Wahnschaffe zitierten Falle von Motzen im zweifellos unteren Geschiebemergel (im Sinne von zwei Eiszeiten) Paludinen als Geschiebe vorkommen, so steht der Annahme einer präglazialen Paludinenbank auch nichts im Wege. —

Hrn. Hahne bin ich verbunden, dass er meine „Ideen" dankbar begrüsst; ich kann ihm aber verraten, dass eine ganze Reihe von Urgeschichtsforschern, unter ihnen Prof. Hörnes in Wien, der in dieser Gesellschaft wohl als Autorität anerkannt wird, meine Ausführung über die Eolithe mit grosser Zustimmung aufgenommen hat, ohne sie so „hypothetisch" zu finden wie Hr. Hahne. Gewiss ist an meiner Darlegung manches hypothetisch, aber wo ist die Wissenschaft, die nichts hypo-

thetisches in sich hat, die rein positiv wahr ist? Ist es vielleicht die Eolithenwissenschaft Rutots und Hahnes? Wir stehen noch nicht am Endpunkt aller Ziele, noch wollen und müssen wir fortschreiten und da werden wir ohne ein gewisses Mass von Hypothesen zunächst nicht auskommen.

Was das bis jetzt vorhandene Material von Thiede, Westeregeln usw. betrifft, so ist es grösser, als Hr. Hahne annimmt, und wenn ich dieses Material zu wichtigen Schlüssen benutzt habe, so geschah es mit gutem Grunde, nämlich, weil wir das Vorhandene benützen müssen. Wenn wir — nach Hahnes Forderung — solange warten wollten, bis in Norddeutschland die reichen Funde gemacht sind, wie in den benachbarten westlichen Ländern und in Österreich, wenn wir warten wollten, bis ganze „Industrien" zusammen sind, dann würden wir ein sehr hohes Alter erreicht haben, ehe wir an die Verarbeitung des Materials gehen könnten, wenn anders wir es überhaupt erlebten. Jedenfalls scheint mir trotz aller Einwände die ablehnende Haltung Hahnes meiner Darlegung gegenüber nicht gerechtfertigt.

Ich selbst wünsche dringend, dass wir in der Eolithenfrage klar sehen; denn für uns Geologen bedeutet der diluviale Mensch viel und wir sind überall, wo es an Knochenresten mangelt, auf seine Werkzeuge angewiesen; aber wenn wir den Feuersteinen, die bisher als Eolithen angesprochen sind, eine grössere Möglichkeit der natürlichen Entstehung einräumen, so ist uns darüber wohl kein Vorwurf zu machen. Mit der grösseren Vorsicht ist man noch immer weiter gekommen und ich wünsche, dass wir auf diesem Wege bald zu einer befriedigenden Klärung der Ansichten kommen.

(11) Hr. Rathgen spricht über

Zerfall und Erhaltung von Altertumsfunden aus Stein und Ton.

Der Vortrag wird an anderer Stelle veröffentlicht werden.

Hr. M. Blanckenhorn: Die von Hrn. Rathgen gegebenen interessanten Mitteilungen über die zerstörende Wirkung der Salze, insbesondere des Kochsalzes und Gipses bei Denkmälern aus Kalkstein und Ton sind auch für Geologen und Prähistoriker, insbesondere Eolithen- und Pseudoeolithen-Forscher beachtenswert, insofern die gleichen Wirkungen auch in der Natur in allen salzreichen Gegenden bei anderen Gesteinsarten, speziell beim Feuerstein beobachtet werden können. In Ägypten, von wo ich eben zurückkehre, konnte ich in den letztverflossenen Monaten an zahlreichen Plätzen dahingehende Beobachtungen an Feuersteingeröllen anstellen, die teils durch und durch zerklüftet waren und beim Herausheben alsbald in lauter Scherben und Splitter zerfielen, teils nur einseitig oberflächliche Abschuppung zeigten. In der Mehrzahl derjenigen Fälle, bei denen die einzelnen Splitter noch miteinander in Berührung waren, sah ich in den schmalen Klüften die Spuren einer dünnen weissen Salzschicht, die sich

nach näherer Prüfung als Kochsalz, zum Teil auch als Gips erwies. Gips und Salz tritt ja in der ägyptischen Wüste infolge der intensiven Verdunstung überall mit dem aufsteigenden Grundwasser an die Oberfläche, so dass wir oft von einer förmlichen Gips- oder Salzkruste oder -Breccie sprechen können. Namentlich findet das an allen natürlichen oder künstlichen Einschnitten oder Steilgehängen statt, wo die Bodenfeuchtigkeit leichter heraustritt und bei deren Verdunstung die Salze ausblühen. Sind an solchen salzig-gipsigen Abhängen nun Feuersteine als Geröll in Diluvialablagerungen eingeschlossen, so zeigen die zutage tretenden Gerölle mehr oder weniger die sogen. „parallele Scheibenklüftung“ (vgl. Schweinfurths „Steinzeitliche Forschungen in Oberägypten“, Zeitschr. f. Ethnol. 1903 S. 805), welche den tiefer in der Erde sitzenden Geröllen abgeht. Nicht die Insolation und nächtliche Abkühlung, die täglichen Temperaturschwankungen allein sind die Ursache dieser Erscheinung, wie man früher geglaubt hat, sondern der Einfluss der hygroskopischen Salze verbunden mit dem wechselnden Feuchtigkeitsgehalt der Luft und des Erdbodens. In der kühlen Nacht saugen die Bodensalze aus der Luft Feuchtigkeit auf, so dass der Boden feucht erscheinen kann. Die gebildete Salzlösung durchtränkt auch die Gesteine teilweise und dringt bei den Feuersteinen von deren Oberfläche aus in die feinen kurzen, mit blossem Auge kaum wahrzunehmenden, nach innen zunächst noch blind endigenden Fugen und Spältchen ein wenig ein. Die am Tage folgenden austrocknenden Sonnenstrahlen lassen dann das Salz auskristallisieren in den Spalten, während gleichzeitig das Gestein sich etwas ausdehnt und so auch wohl in den Klüften mehr Platz schafft. In der folgenden kühlen Nacht aber wirkt die Zusammenziehung des Gesteins verengend auf die Haarspalten und drückt auf die darin gebildeten Kristalle, die durch ihren Gegendruck eine sprengende Wirkung ausüben, so dass die Klüfte sich verbreitern und tiefer eindringen können. Da nun der Feuerstein im Gegensatz zum Kalk muschligen Bruch hat, springen die Stücke endlich in Scherben auseinander. Diese Scherben haben natürlich oft genug die Dünne und Randschärfe von Messerklingen und hätten sich von den Menschen der Steinzeit direkt als Messer verwenden lassen. Für Produkte menschlicher Fertigkeit aber wird sie der Kenner und kritische Beobachter doch niemals erklären. Eine Verwechslung mit Eolithen erscheint mir da bei einiger Umsicht völlig ausgeschlossen.

Hervorzuheben wäre noch, dass ganz lose auf Plateaus oder Terrassen aufliegende Feuersteine keine derartige natürliche parallele Scheibenklüftung erfahren oder höchstens an der Unterseite an der Ecke, mit der sie im Erdboden stecken oder aufliegen, also da, wo die Bodenfeuchtigkeit und die Salze des Bodens an das Geröll herantreten.

Dieses Zersprengen der Kiesel beansprucht übrigens da, wo der Boden recht salzig ist, z. B. in dem von Schweinfurth a. a. O. S. 806 angeführten Eisenbahneinschnitt nördlich Heluan durchaus keine langen Zeiträume, sondern nur wenige Jahre.

(12) Hr. E. Brandenburg spricht

über Grotten in Phrygien.[1])

Auf verschiedenen Reisen in Phrygien untersuchte ich dort die zahlreichen Grotten, ein Material, das bisher noch nicht ausführlich bearbeitet worden ist. Nach Beobachtung mehrerer hundert konnte ich deutliche Stufen in ihrer Entwicklung unterscheiden, und dass sie mehreren Kulturen ihre Entstehung verdankten. Im folgenden will ich die erhaltenen Resultate kurz darlegen.

Die Grotten befinden sich fast ohne Ausnahme da, wo steil abfallende Felswände aus weichem, gut zu bearbeitendem Gestein (weicher Sandstein) die Flusstäler begrenzen. Das fruchtbare Schwemmland des Flusses war guter Boden für Viehzucht und später für Ackerbau, das höher gelegene Bergland bot reiche Beute für den Jäger.

Die primitivsten Wohngrotten sind einfache natürliche Felslöcher, dürftig bearbeitet. Eine weitere Entwicklung zeigen dann, jedenfalls bei vermehrtem Familien- und Viehstand, neue Grotten, um die erste herum angegliedert, so dass manchmal nur noch Pfeiler stehen gelassen sind, um die Decke zu tragen. Bei einer derartigen Grotte in Sabundjibunar ist deutlich ein Impluvium zu sehen, um nichts von dem in diesen Gegenden im Sommer so kostbaren Regenwasser verloren gehen zu lassen.

Den letzten Schritt zur Vollendung derartiger Felswohnungen stellen dann Anlagen dar, die in Räume für Menschen und Vieh gegliedert sind, deutlich charakterisiert durch Kamine und Bänke einerseits, Krippen für Gross- und Kleinvieh andrerseits.

Weitere Details wären dann noch Fackelhalter, kleine und grössere Zisternen, wohl zur Aufbewahrung von Getreide und auch Wasser. Ferner Bänke, Borde, Vorratskammern.

Neben dieser gewissermassen friedlichen Entwicklung, die nur den praktischen Bedürfnissen eines Bauernvolkes angepasst war, treten noch Merkmale hervor, die auf vielfache Unruhen und kriegerische Einfälle schliessen lassen, wie das ja auch mit der leider recht lückenhaften historischen Überlieferung, die wir von diesem Land haben, übereinstimmt. Man hat Grotten hoch oben im Felsen angebracht, um sich dorthin bei feindlichen Invasionen zu flüchten. Es lassen sich ziemlich deutliche Übergänge zu den bekannten Kalehs, befestigten Berggipfeln, feststellen, wie sie uns in der Vollendung bei Perrot[2]) — ich meine die Pischmischkaleh bei Kümbet — beschrieben worden sind. Ich fand mehrere derartige Anlagen neu auf und bin dadurch zu Mutmassungen über die strategische Bedeutung der Kalehs in bezug aufeinander gekommen. Einen Einzelfund auf einer Kaleh, die ich nach dem dicht dabei gelegenen Dorf Fundukkaleh genannt habe, möchte ich hier erwähnen, nämlich aus dem

---

1) Die ausführliche Bearbeitung des Themas ist nebst Abbildungen in den Abhandl. der k. bayr. Akademie, III. Kl. XXIII. Bd. III. Abt. S. 651—667, erschienen. Die obigen Zeilen sind nur ein kurzes Referat, wie dies, ohne die beim Vortrag gezeigten Lichtbilder, nicht anders möglich ist.

2) Perrot, Histoire de l'art dans l'antiquité, Bd. V, la Phrygie.

lebenden Fels gearbeitete Fundamente, die in primitivster Art eine gewisse Ähnlichkeit mit den Fundamenten bei Bogazkeuj zeigen.

Endlich ist noch zu bemerken, dass neben der Entwicklung der Grotten eine solche des Holzbaues einige Spuren hinterlassen hat, und wir können sogar hier **eine** der Entstehungen des Giebels beobachten, wobei ich ausdrücklich bemerke, dass ich die Entstehung dieser Architekturform aus rein praktischen Gründen an verschiedenen Orten unabhängig voneinander für möglich halte und nicht etwa von diesem einen Fund ableiten will, welche irrtümliche Behauptung man mir bereits mehrfach zugeschoben hat.

Ein näheres Eingehen auf diese interessanten Fragen ist hier nicht ohne grösseres Illustrationsmaterial möglich und auch nicht wegen des oben erfolgten Hinweises auf die inzwischen in München erfolgte Publikation nötig.

Zum Schluss sei noch gesagt, dass die Zeitansetzung der Grotten wohl mit der Entwicklung des grossen Kulturkreises zusammenfällt, den wir kurz gesagt als den hettitischen bezeichnen.

(13) Hr. S. Passarge übersendet eine Berichtigung zu der Besprechung über

die Buschmänner der Kalahari.

Durch meinen Aufsatz über die Buschmänner der Kalahari glaubt sich Hr. Geheimrat Fritsch von mir persönlich beleidigt, und obwohl er „durch genaueres Studium des ganzen Aufsatzes die Überzeugung gewann", dass ich ihn nicht habe kränken wollen, hat er mich nichtsdestoweniger in einer Besprechung jenes Aufsatzes in dieser Zeitschrift in einer Tonart angegriffen, die aufs deutlichste seine persönliche Gereiztheit zum Ausdruck bringt. Es liegt mir natürlich fern, auf seine persönlichen Angriffe zu antworten, allein die Besprechung enthält eine solche Anzahl von unrichtigen Behauptungen und entstellenden Auslegungen meiner Darstellung, dass ich die verehrliche Redaktion dieser Zeitschrift ganz ergebenst um Aufnahme folgender Berichtigungen bitten möchte.

Hr. Fritsch wirft mir Undankbarkeit vor, da er es doch gewesen, der mich dem Kamerun-Comité empfohlen habe. Das ist völlig unrichtig. Empfohlen hat mich Pechuel-Lösche, vorgeschlagen hat mich Staudinger, während Hr. Fritsch nur nominell Mitglied des Comités war, sich aktiv aber meines Wissens nie beteiligt hat. Ich habe ihn jedenfalls bei keiner der zahlreichen Sitzungen gesehen, an denen ich teilnahm.

Hr. Fritsch fühlt sich durch mich persönlich beleidigt und beklagt sich über Seitenhiebe. Ich frage hiermit jeden unparteiischen Leser, ob in dem Aufsatz auch nur eine Stelle vorhanden ist, aus der man eine Kränkung für Hrn. Fritsch herauskonstruieren könnte. Ich habe ihn im Gegenteil über die Massen gerühmt. Hr. Fritsch scheint aber selbst die Bezeichnung „der vorzüglichste Ethnograph Südafrikas" noch für ungenügend zu halten. Dagegen muss ich voll und ganz die Behauptung aufrecht erhalten, dass Hr. Fritsch in den von ihm bereisten Gebieten nur wenige, völlig abhängige und unterdrückte Buschmänner kennen ge-

lernt hat. Denn jene Gebiete waren damals bereits von Bantu und Weissen völlig beherrscht und die Zahl der Buschmänner, mit denen Hr. Fritsch hat zusammenkommen können, beläuft sich höchstens auf wenige hundert. Die richtige Kalahari hat er aber gar nicht betreten, nur ihren Aussenrand gestreift. Also war er auf die Angabe anderer angewiesen. Wie Hr. Fritsch aus solcher Auffassung eine Beeinträchtigung seiner Verdienste herauslesen kann, ist mir unverständlich.

Doch nun zu den unrichtigen Darstellungen meiner Angaben.

Hr. Fritsch hat eine völlig falsche Auffassung von den von mir erwähnten politischen Organisationen. Nirgends habe ich von der Organisation eines grossen Buschmannvolkes oder gar einem „unabhängigen Buschmannreich" zwischen den Batauana und den Herero gesprochen, sondern nur von politischen Organisationen innerhalb der zahlreichen, einzelnen kleinen Stämme. Hat er denn S. 272/73 nicht ordentlich gelesen? Selbst der Häuptling Dukuwi — dessen Name übrigens durchaus der Buschmannsprache entlehnt ist, du = Elandantilope — herrschte nur in einem kleinen Teil des Chansefeldes. Wenn Andersson, Baines und Chapmann von solchen Organisationen nichts erwähnen, so beweist das gar nichts gegen ihr Vorhandensein. Wenn jene Forscher nicht einmal erkannt haben, dass es viele Stämme, ja sogar Völker mit verschiedener Sprache in dem Chansefeld gab, so braucht man sich nicht zu wundern, dass ihnen auch das Vorhandensein staatlicher Verbände entging. Livingstone aber ist, was Hr. Fritsch doch eigentlich wissen müsste, niemals von Walfischbai nach dem Ngamisee gezogen, sondern vom Betschuanenland her. Er hat dasselbe Geschick gehabt, wie Hr. Fritsch, nämlich nur in Gebieten zu reisen, wo die Selbständigkeit der Buschmänner bereits gebrochen war und sie selbst gänzlich unterdrückt waren.

Was nun meinen guten alten ²Koschep betrifft, den Hr. Fritsch freundlichst Verlogenheit vorwirft, so möchte ich feststellen, dass ich die Zuverlässigkeit seiner Angaben wiederholt und wiederholt habe prüfen können. Seine Mitteilungen haben mich zuerst auf die verschiedenen Dinge aufmerksam gemacht und mich zu neuen Nachforschungen angeregt. So bin ich denn ganz allmählich zu der von mir vertretenen Anschauung gelangt. Die Eroberung des Chansefeldes durch Moremi aber, die Hr. Fritsch als eine unbedeutende Strafexpedition wegen Viehdiebstahl hinstellen möchte, ist durch so viele Berichterstatter, Buschmänner, Batauana, Weisse gleichmässig bestätigt worden, dass man nicht daran zweifeln kann, dass die Buschmänner des Chansefeldes erst durch Moremi unterworfen wurden. Tatsächlich gab es noch keine Batauana dort zu Baines Zeiten.

Hr. Fritsch macht sich lustig über meine Berechnung des Melonenverbrauchs einer Buschmannfamilie. Er übersieht völlig, dass es sich dabei um den Verbrauch in einem sehr grossen Distrikt von vielen Quadratmeilen handelt bei einer äusserst dünnen Bevölkerung. In Gebieten von der Grösse Sachsen-Meiningens oder Weimars leben höchstens einige hundert Menschen. Früher aber, als die Zahl der Buschmänner

grösser war, gab es mehr Wild und der Melonenverbrauch war unendlich geringer als heutzutage. Die wunderlichen Ausfälle gegen das kleine ethnographische Kärtchen kann ich wohl übergehen, dagegen möchte ich als für die Auffassung Hrn. Fritsches charakteristisch hervorheben, dass er die Malereien der Buschmänner aus den Tschorilobergen für „Zerrbilder" erklärt nur deshalb, weil sie nicht so aussehen, wie die ihm aus der Kapkolonie bekannten.

Die Bemerkungen über meine Schreibweise der holländischen Worte treffen auch nicht das Richtige. Ducker ist ein rein deutsches Wort, die Übersetzung von Duiker, Brackwater ist rein englisch, bei footganger und Estervark aber habe ich die Schreibweise der Kapengländer übernommen, die für uns Deutsche den Vorzug hat, dass man die Aussprache sofort richtig erfasst. Dass die Holländer anders schreiben, wusste ich.

Hr. Fritsch schliesst aus meinen Angaben, dass die soziale Organisation sich erst herausgebildet habe, als nach Vernichtung des Wildreichtums die Buschmänner in Not gerieten. Dies ist jedoch ganz unwahrscheinlich, da ein Verkümmern und Verhungern bei primitiven Völkern mit einer Auflösung der sozialen Ordnung verknüpft ist. Tatsächlich ist ja bei den gänzlich unterdrückten Buschmannstämmen nicht nur die politische, sondern auch die soziale Organisation verloren gegangen. Selbständige Buschmannhäuptlinge werden dagegen gerade aus der früheren Zeit erwähnt. Die ehemaligen Verhältnisse bei den Buschmännern waren ganz ähnlich wie bei den auf gleicher Stufe stehenden Australiern. Auch dort Stammesorganisation und bestimmter Grundbesitz, trotz des Wander- und Jagdlebens. Nur so ist ja überhaupt das Vorhandensein verschiedener Stämme, Sprachen, Sitten und Gebräuche möglich. In Australien gings aber ebenso wie in Südafrika. Es hat sehr lange gedauert, bis man erkannte, dass die Australier nicht gesetzlos herumziehende Wilde seien, sondern bei ihnen auch das nach bestimmten Vorschriften geordnet ist, was scheinbar ganz regellos verläuft. Insofern ist meine Auffassung allerdings weniger originell, als Hr. Fritsch glaubt annehmen zu sollen. Jedenfalls kann ich auch nicht um Haaresbreite meine Auffassung über die Buschmänner ändern.

Nun kommt aber noch ein Punkt, der es verdient, mit Nachdruck hervorgehoben zu werden. Wiederholt betont Hr. Fritsch, dass er schmerzlich Zahlenangaben vermisse. Wörtlich schreibt er mit gesperrtem Druck: „nirgends begegnen wir auch nur einer schätzungsweise gegebenen Zahl über die Kopfstärke dieser Völker". Da sich seine Angriffe gegen mich zum grossen Teil auf diesem Mangel an Zahlenangaben aufbauen, so darf man wohl annehmen, dass er genau nach solchen Zahlen gesucht hat.

Ja! wache ich oder träume ich? Über zwei Seiten des Aufsatzes (S. 198—201) bringen eine Schätzung der Zahl der heutigen Buschmänner nach Stämmen auf Grund bestimmter Beobachtungen und Hr. Fritsch hat trotz genauen Lesens des Aufsatzes im allgemeinen und eifrigen Suchens nach den „so schmerzlich vermissten Zahlenangaben" im besonderen diese nicht gefunden. —

Hr. Fritsch sagt selbst, dass er zuerst eine scharfe Zurückweisung meiner falschen historischen Angaben, die in den einleitenden Bemerkungen enthalten seien, geschrieben, „nach dem genaueren Studium des ganzen Aufsatzes dieselbe aber unterdrückt habe". Hätte Hr. Fritsch doch den Aufsatz noch genauer und vor allem etwas vollständiger studiert, dann hätte er wohl diese schmerzlich vermissten Zahlenangaben gefunden, dann hätte er sich wohl auch nicht so falsche Vorstellungen gebildet über das, was ich über die staatliche Organisation und anderes geschrieben habe.

Man wird es mir wohl nicht verdenken, wenn ich auf etwaige Antworten von Hrn. Fritsch, die in ähnlichem Ton gehalten sind wie seine „Besprechung", nicht mehr reagieren werde.

(14) Hr. G. Fritsch überreicht uns hierzu folgende kurze Bemerkungen:

Die höfliche Form, in welche der Autor seine Angriffe gegen mich zu kleiden für gut befunden hat, kann über ihren beleidigenden Charakter nicht hinwegtäuschen und nehme ich voll und ganz den Schutz des § 193 für mich in Anspruch. Seine „Berichtigung" beginnt mit einer neuen persönlichen Beleidigung, indem er der Welt kundgibt, „ich sei nur nominell Mitglied des Kamerun-Comités gewesen." Wenn er sich nicht mehr daran erinnert, dass er selbst bei mir gewesen ist, mich um meine Fürsprache in der Angelegenheit zu bitten, so wird Hr. Staudinger wohl in der Lage sein, ihm über meinen Anteil an den Arbeiten des Comités Aufschluss zu geben.

Die Berichtigung erwähnt mit keinem Wort seine kühne Behauptung, „ich habe mich auf die älteren Autoren(??) gestützt", was in weniger höflicher Form lauten würde „ich hätte von ihnen abgeschrieben". Ich weise dies als beleidigenden Vorwurf nochmals zurück, zumal es sich dabei um jetzt verstorbene Zeitgenossen von mir handelt, für deren Andenken ich mich verpflichtet fühle einzutreten.

Wenn Hrn. Passarge die Angaben seines Buschmannes, der doch im besten Falle seine phantastischen Darstellungen nach dem Hörensagen gab, mehr gelten als die übereinstimmenden Angaben einer ganzen Reihe namhafter Autoren, deren Autorität nie bezweifelt worden ist, und er die Darstellungen derselben (wie meine eigenen) ausdrücklich als „Zerrbild" bezeichnet, um so schlimmer für ihn. Ich hoffe im Interesse eines soliden Fortschrittes unserer Wissenschaft, deren Fundamente sein Vorgehen in bedenklicher Weise untergräbt, dass die unparteiischen Beurteiler eine andere Wertschätzung für richtig halten werden.

Ebenso wie ich werden auch andere Leser aus den Bemerkungen über die früheren Verhältnisse der Buschmänner die Annahme von „Völkern" in der Kalahari herausgelesen haben; steht doch über der Karte des Autors ausdrücklich: Die wichtigsten **Völker** der Kalahari. Ich wiederhole im Anschluss an sämtliche Autoren meiner Zeit: In der Kalahari hat es nie Buschmann**völker** gegeben, ebenso wenig wie solche anderer Nationen.

Wiederum muss ich den kränkenden Vorwurf lesen, der mich in versteckter Weise der Unwahrheit zeiht: „ich sei gar nicht in der Kalahari

gewesen", obgleich er aus meinem Reisewerke sich genügend informieren konnte. Quer durchgegangen durch die Kalahari bin ich allerdings ebenso wenig wie Hr. Passarge, da ich ebenso wenig wie er von Bittermelonen leben kann.

Hr. Passarge richtet die berechtigte Frage an sich selbst: „Ja, wache ich oder träume ich?" Nun, nach den erträumten Angaben des Aufsatzes zu schliessen, mag das Letztere manchmal das Richtige sein, aber im vorliegenden Falle liegt der Verdacht allerdings nahe, dass ich selbst geschlafen habe, als ich mitten im Text zwei Seiten des Aufsatzes übersah; dies erklärt sich aber nicht in solcher Weise, sondern ist im Gegenteil auf die Erregung zurückzuführen, in welche mich die Lektüre des mir persönlich so unangenehmen Aufsatzes versetzte. Ich bedauere dies Übersehen lebhaft und nehme den Vorwurf der mangelnden Zahlen ausdrücklich zurück, wenn ich auch die Richtigkeit derselben bestreite. Diese Unterlassungsünde ist aber aus der angeblich so grossen Zahl von falschen Behauptungen das Einzige, was ich zurückzunehmen habe.

In betreff der einzelnen von dem Autor angeblich richtig gestellten Bemerkungen meiner Besprechung appelliere ich, um den Leser nicht durch den unfruchtbaren Streit zu ermüden, an das eigene Urteil desselben, nur über die sprachlichen Sonderbarkeiten des Autors muss ich noch einige Worte zufügen. Ich lese: „Ducker ist ein rein deutsches Wort, die Übersetzung von Duiker". Die fragliche Antilope (Cephalophus mergens) heisst auf Holländisch „Duiker", deutsch hätte er sie also „Taucher" zu nennen, der andere Name ist unberechtigt. Dass er sich bei den anderen, der holländischen Sprache entnommenen Wörtern der unkorrekten Schreibweise englischer Kolonisten bedient, ist schwerlich zu loben, zumal die Aussprache sich keineswegs immer mit der richtigen kolonialen deckt; so z. B. in dem Wort „Estervark", das in dieser Form weder holländisch noch englisch ist.

Auch die Vergleichung der von ihm angenommenen Organisation der Buschmänner mit den australischen Eingeborenen weise ich nach meinen eigenen Studien zurück. Hr. Passarge vergisst, dass die Australier stets, bis die Europäer eindrangen, unter sich waren, die Buschmänner aber für alle Zeiten, die unserer Forschung zugänglich sind, durch stärkere Stämme bedrängt und unterdrückt wurden.

Schliesslich betone ich nochmals ausdrücklich, dass ich lebhaft bedauere, zu den in Rede stehenden Auseinandersetzungen mit dem Autor genötigt worden zu sein. Hat Hr. Passarge wirklich Achtung vor den hingebenden und mühevollen Forschungen einer Zeit, wo das Reisen in Afrika schwieriger war als heute, so sollte er nicht auf apokryphe Angaben hin die Autorität der Dahingegangenen untergraben. Dies ist gegen das Interesse der Wissenschaft.

Hinc illae lacrimae! [1])

1) Für die Redaktion der Zeitschrift ist diese persönliche Angelegenheit hiermit abgeschlossen. Die Redaktions-Kommission.

III. Literarische Besprechungen.

Bastian, A., Die Lehre vom Denken. Zur Ergänzung der naturwissenschaftlichen Psychologie in Anwendung auf die Geisteswissenschaften. 3. Teil. Berlin, Ferdinand Dümmler, 1905.

Die ganze Weltanschauung, wie sich dieselbe für uns in Religion, Ethik, Philosophie überhaupt und Staatslehre wiederspiegelt, hat durch den empirischen Unterbau der Völkerkunde eine andere Grundlage erhalten, und niemand hat wohl unter der lebenden Generation sich mehr abgemüht, diesen revolutionären Einfluss nach allen Seiten hin zu schildern, als der verstorbene, bis in seine letzten Tage unermüdlich tätige Altmeister der Völkerkunde. Wie das Recht der Niederschlag der konkreten sozialen Verhältnisse ist, in welchen das Individuum lebt, wie die Kunst mit der Religion zusammen gleichfalls unmittelbar durch das ganze geistige Niveau des betreffenden Volkes und Stammes bedingt und beherrscht ist, so sucht Bastian nicht minder für die Logik und Erkenntnislehre gewisse grundlegende Elementarbegriffe zu fixieren, die sich in der Entwickelung der Völker vorfinden. Er will aus allen scheinbar willkürlichen Abstraktionen den primären Gesellschaftsgedanken herausschälen, aus dem „der noetische Reflex zurückspiegelt auf die singulär psychologische Organisation“. Deshalb bedarf es begreiflicherweise auch hier der erforderlichen Materialsammlung, um an die Stelle der Deduktion die Induktion treten zu lassen. „Beim Überblick des Menschengeschlechtes unter all seinen Variationen auf dem Erdball haben die den zoopolitischen oder ethnischen Organismus regulierenden Gesetze sich zu klären, wenn ausverfolgt nach den Vorschriften der exakten Methode“ (S. 252). Diese Forderung kann nichts an ihrer Schärfe einbüssen, wenn wir uns auch gestehen müssen, dass wir es niemals zu einer auch nur annähernden Lückenlosigkeit bringen können. Handelt es sich doch stets nur um die Ermittelung der massgebenden Gesetze, und diese lassen sich in ihrer typischen Ausnahmslosigkeit schon bei einigermassen grossen Vergleichungen feststellen (Bastian spricht in diesem Sinne von Denkmöglichkeiten in ihren verschiedenen Variationen). Das systematische Studium der Gesellschaftsgedanken hat, wie es heisst, die dem geistigen Leben und Weben innaten Naturgesetze darzulegen. In deutlich fassbaren Anschauungen fixiert, wird von ihnen eine objektiv zuverlässige Kontrolle geboten für die individuelle Denktätigkeit, damit, wenn aus subjektiven Abirrungen Vernünfteleien unterlaufen, zur Entstellung des vernunftgerecht geschulten Denkens, diesem seine Korrektheit bewahrt bleibt (S. 129). In diese Erörterungen wird nun in bunter Fülle Material eingeflochten, wie es ja jedem Kenner der Bastianschen Schriften hinlänglich bekannt ist; es trifft vollständig zu, was im Vorwort betont wird: Sein phänomenales Wissen umspannte die Menschheit in Raum und Zeit — nur schade, dass der Blick des gewöhnlichen Sterblichen sich nicht zu dieser Schärfe und Weite aufzuschwingen vermag. Auch diese Studien erscheinen, wie die Verlagshandlung hervorhebt, noch nicht abgeschlossen, da in einem Schreiben aus Kingston vom 9. 12. 1904 weiteres Material in Aussicht gestellt wird. Darüber sind zurzeit übrigens noch keine Verfügungen getroffen.

Th. Achelis.

Sarasin, Paul und Fritz, Reisen in Celebes, ausgeführt in den Jahren 1893—1896 und 1902—1903. Bd. 1. 2. Wiesbaden, C. W. Kreidel 1905. 8°.

Das vorliegende Werk der Vettern Sarasin schildert uns ihre bedeutenden, wissenschaftlichen Reisen auf der Insel Celebes. Es kamen in den Jahren 1893—96 und 1902 bis 1903 insgesamt 12 grössere und mehrere kleinere Reisen zur Ausführung. Der Zweck dieser Reisen war die naturwissenschaftliche Erforschung der Insel. Als Operationsbasis diente die Minahassa, eine Landschaft der Nordostküste von Celebes mit einem Flächenraum von 85 geogr. Quadratmeilen. Als im Jahre 1893 die Verfasser in Menado landeten, war das Innere dieser grossen Insel noch zum weitaus grössten Teil eine terra in cognita. somit bildete die 3258 geogr. Quadratmeilen grosse Insel Celebes eine günstige Gelegenheit für Studienzwecke. Den breitesten Raum ihrer Schilderungen beansprucht der geologische Bau der Insel. Anmutige Naturbilder werden uns im Verein mit den in ihnen vorkommenden Pflanzen und Tieren geschildert. Hier und dort eingestreut finden wir geographische und ethnologische Beobachtungen.

Gehen wir jetzt näher auf die einzelnen Hauptreisen ein. Schon der erste Vorstoss ins Innere von Nord-Celebes bereitete den Reisenden grosse Schwierigkeiten durch den zähen Widerstand der Eingeborenen. In Katobangon wurden sie gezwungen, ihren Plan, westwärts weiter vorzudringen, aufzugeben, um von dort nach Gorontalo zu gelangen. Sie begaben sich nun nach Boläang; von hier aus fanden die Verfasser einen Weg, den bis dahin kein Fuss eines Europäers berührt hatte. Es kam darauf an, von Boläang geraden Weges durch das Innere nach Gorontalo zu kommen, welcher Plan auch auf Grund der dem Werk beigegebenen Karte 3 ausgeführt wurde.

In Gorontalo glücklich angekommen, schildern uns die Verfasser die Einwohner daselbst als einen nicht sehr kräftigen Volksstamm. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, dass die Befriedigung sinnlicher Genüsse bei ihnen den Zweck des Lebens bildet. Es soll vorkommen, dass wenn einer nur 15 Gulden im Monat verdient, er davon oft 4—6 Frauen zu unterhalten vermag; auch lesen wir weiter, „dass mehrere Frauen sich zusammentun, um mit ihrer Hände Arbeit sich einen Mann zu erhalten." — Prostitution steht dort in hoher Blüte. Die Verfasser neigen zu der Ansicht, dass hier infolge Überschuss von Frauen sexuell kommunistische Verhältnisse entstanden sind, die der Untersuchung wert wären. Eine andere merkwürdige Beobachtung hier war, dass die Mehrzahl der Eingebornen Linkser sind.

Die weiter folgende Reise führt uns von Buol nach Marissa. Da wären zunächst einige Worte über den Charakter der Bewohner von Buol zu sagen. Sie werden uns als durchaus gutmütige, phlegmatische Charaktere geschildert, bei denen es zur guten Sitte zählt, den Kopf abzuplatten, namentlich die besseren Stände verstehen sich zu diesem weit auf der Erde verzweigten Gebrauch. Ebenso finden wir hier eine uralte, kosmopolitische Sitte, die sich allgemein in Celebes in der reinen Form erhalten hat, wie wir sie durch Tacitus auch von den Germanen kennen, d. h. die Leute verspielen sich untereinander, um Sklaven zu werden, damit sie frei von Abgaben bleiben.

Der nächste Abschnitt schildert uns die erste Reise durch Zentral-Celebes. Sie führt uns in das eigentliche Herz der Insel. Machen wir uns hier vor allem mit den Angehörigen der Inlandstämmen vertraut. Im wesentlichen begegnen wir schon in Paloppo zwei Stämmen, die Torongkong, welche auf dem Rongkonggebirge nordöstlich von Paloppo zu Hause sind, und die Toradja, westwärts von Paloppo auf den nördlichen Ausläufern des Latimodjong und noch weiter westlich im Sadanggebiet wohnend. Der europäische Sprachgebrauch nicht aber der inländische, bezeichnet heutzutage verallgemeinernd alle heidnischen Stämme von Zentral-, Ost- und Südost-Celebes als Toradja. Wir dürfen jedoch hierbei nicht ausser Acht lassen, dass man damit anthropologisch ganz verschiedene Elemente zusammenfasst, wie die Verfasser noch später dartun werden. Im Herzen von Celebes treffen wir dann auch die hochentwickelten Tobada, die zu einer ganz anderen Bevölkerungsschicht, wie die kleinwüchsigen Torkéja und Tomúna der Südost-Halbinsel gerechnet werden müssen; ebenso von Bedeutung ist noch, dass die Eingeborenen stets ihre Stammesnamen gebrauchen und keine allgemeine Benennung kennen. In Manangulu

lernen wir eine der interessantesten Einrichtungen von Zentral-Celebes, den sogenannten Lobo, kennen. Die Reisenden sagen: „Diese Lobos dienen verschiedenen Zwecken zugleich. Einmal sind sie der angenommene Wohnsitz der Dorfschutzgeister, Anitu, und in dieser Eigenschaft können sie als Tempel oder Geisterhäuser bezeichnet werden, dann aber werden in ihnen alle wichtigen Beratungen, Versammlungen und Festlichkeiten der Dorfbewohner abgehalten, sie dienen auch als Rasthäuser; drittens für den Passanten eine Unterkunft und einen Herd zum Abkochen, und damit erfüllt der Lobo auch den Dienst einer Herberge.“ Ethnographisch sehr interessant ist die Bauart und innere Einrichtung dieser Lobos. Ein weiteres ethnographisch interessantes Bild wird uns von der Schmiede von Lambongpangi entrollt. Die Passhöhe wurde auf dieser Reise in Takalekadjo erreicht, sie bildet zugleich die Wasserscheide zwischen dem Golf von Bone und Tomini, es befand sich dort ein interessanter Opferplatz. In weiterem Verlauf ihrer Durchquerung von Zentral-Celebes berühren die Verfasser auch das Problem der Landbrückenbildung. Vom ethnographischen Standpunkt betrachtet, lernen wir noch die Kleidung und Bewaffnung der Inlandstämme kennen, namentlich die prächtigen Griffformen der Schwerter.

Der Verlauf der nächsten Reise bildet die Schilderung des Weges über Ussu zu den Seen Matanna und Towuti nach der Tominibai, Südost-Celebes. Hierbei galt es einen Landstreifen von 400 *km* Länge bei einer mittleren Breite von 120 *km* zu explorieren, der 1896 noch völlig unerforscht war.

Das nun folgende neue Ziel bildete die Reise von der Mingkokabai nach Kendari, Südost-Celebes. In Kolaka beobachteten die Verfasser ein augenscheinlich rasches Absinken der Scholle. Sie schreiben diese Erscheinung einer Fortsetzung jenes Einbruchs zu, dem die Mingkokabai ihre Entstehung verdankt. In Kolaka lernen die Reisenden auch die orang Badjos kennen, jene tüchtigen Seeleute, die weit über den Archipel zerstreut sind. Eine noch fesselndere Erscheinung bildeten hier Leute, die aus dem Innern der noch gänzlich unbekannten Insel Muna am Südende der Südost-Halbinsel stammten. Diese Tomunaleute werden weithin als Sklaven verführt. Von grosser geographischer Wichtigkeit für die Verfasser wurde Lambuja; die freie Lage dieses Ortes gewährte einen weiten Überblick und versetzte dadurch beide in die Möglichkeit, sich ein klares Bild vom geologischen Aufbau der Insel an diesem Teil zu verschaffen. Von hier aus gelang es auch den gänzlich mit Schilf bewachsenen Opasee zu erreichen. Von den Völkerstämmen lernen wir noch die Tolakai kennen, die weit aus dem Norden her aus dem Gebiet des Matannasees stammen, von einem Orte namens Andolaki; ihre Lieblingsbeschäftigung ist der Krieg.

Im zweiten Bande wird uns zunächst der sehr abwechslungsreiche Aufenthalt in Kulawi geschildert und die Umkehr nach Palu. Von hier aus geschieht dann ein nochmaliger gewaltiger Vorstoss in das Innere, der uns bis zur jenseitigen Küste nach Palappo führt. Es ist diese Reise zugleich die grösste, welche zur Ausführung gelangte und eine zweite Zentral-Celebesdurchquerung darstellte. Einer Menge fesselnder Beobachtungen begegnen wir auf dieser so eminent hervorragenden Reise; da werden Dörfer mit Ringwällen angetroffen; im Gebiet des Towáre finden sich interessante Haustypen, die durch ihre Dachform auffallen. Eine Schilderung der in hoher Kultur stehenden Landschaft Bada, deren Bewohner durch ihren europäischen Typus auffallen, ist von grossem Reiz. Die Verfasser vertreten die Ansicht, „dass dieser europäische Typus hier im Innern von Zentral-Celebes selbständig entstanden sei“, wie wir ihn auch auf einigen polynesischen Inseln antreffen. Ein sehr anschauliches Bild von Sitten und Gebräuchen treffen wir in der Schilderung von Laboni an. — In dem grossen Kulturbezirk von Masamba werden zwei anthropologisch verschiedene Typen festgestellt, von denen die eine den buginesischen Einfluss geltend machte, während andererseits noch ein niederer Typus mit tiefer Nasenwurzel, geringer Intelligenz gefunden wurde. Die farbenprächtigen Trachten, wie in Kulawi, Bada, sind hier bereits verschwunden und machen hässlichen, farblosen Trachten Platz. — Auffallend ist ferner noch für Zentral-Celebes, dass die Taube und Ente bei den Haustieren überall fehlen.

Der weitere Verlauf der Reisen beschränkt sich auf einen Versuch der Durchquerung des Wurzelteils der südlichen Halbinsel vom Golf von Mandur aus nach dem Golf von Bone. Zur Beschliessung ihrer umfangreichen, interessanten Reisen wählen die Verfasser

Makassar als Standquartier und unternehmen von hier aus noch eine grössere Anzahl wichtiger Ausflüge.

Von diesen Ausflügen dürfte der bemerkenswerteste der sein, welcher die beiden Reisen der Toala von Lamontjong, wie sie die Buginesen nennen, zur Darstellung bringt. Die Toala sind Höhlenbewohner, deren Handel sich ähnlich wie bei den Orang Kubus auf Sumatra vollzieht. In ihrem Typus ähneln sie den Weddas. Die Verfasser hatten auch Gelegenheit schon längst verlassene Höhlen zu untersuchen. Ihre ergebnisreichen Forschungen förderten Geräte zutage, die in der Primitivheit der Herstellung paläolithischen Charakter verrieten, wenngleich die Pfeilspitzen neolithisch aufzufassen waren. Weiter konnte noch zwischen Toala und Bugi eine Stammesverschiedenheit festgestellt werden.

Ich habe aus der Fülle des Materials nur das mir von besonderem Interesse Scheinende hier flüchtig skizzieren können. Ich glaube, wir dürfen den Verfassern für diese Publikation, die wieder in vornehmster Weise ausgestattet ist, sehr dankbar sein: Welche Fülle von Material, Mühe und Arbeit ist uns in dem Werk entgegengetreten und doch bildet diese Publikation nur den kleinsten Teil ihrer grossartigen wissenschaftlichen Studien, von denen bereits vier Bände veröffentlicht sind, zu denen sich noch ein fünfter Band gesellen soll. Geben wir uns der Hoffnung hin, dass die Verfasser noch lange die Wissenschaft mit den Erfolgen ihrer im grossen Stil vorbereiteten Reisen erfreuen.

Alfred Maass.

Ehrenreich, Paul. Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt. Supplement zur Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang XXXVII (1905). 107 Seiten. 8°.

Die vorliegende Abhandlung ist die erweiterte Neubearbeitung eines Vortrages, den der Verf. im August vorigen Jahres auf dem XIV. Amerikanistenkongresse in Stuttgart hielt und der dort mit grossem Beifall aufgenommen wurde. Es sind in der Tat äusserst wichtige Probleme, die von dem Verf. erörtert und an einem Materiale, das hier zum ersten Male in dieser Vollständigkeit zusammengetragen und zur Entscheidung allgemeiner Fragen herangezogen ist, geprüft werden. In den vergleichenden Betrachtungen, mit denen Franz Boas sein klassisches Buch über die indianischen Sagen von der nordpacifischen Küste Amerikas schliesst, stellt dieser Forscher die Forderung auf, bei weiteren Untersuchungen über die Mythen der Naturvölker geschlossene Gebiete zu behandeln und in diesen Gebieten streng geographische Methoden zur Anwendung zu bringen. Dieser Forderung wird auch der Verf. gerecht. Aber er lehnt dabei doch nicht so unbedingt, wie es Boas tat, die Bemühungen ab, die Mythen von Naturvölkern unmittelbar aus Naturvorgängen zu deuten. Und indem er für verschiedene der von Boas in dem nordpazifischen und im atlantischen Gebiete Nordamerikas nachgewiesenen altweltlichen (asiatischen) Sagenelemente eine Verbreitung sogar bis nach dem südamerikanischen Kontinente aufzeigt, wird er manchem Leser, der den universeller vergleichenden Arbeiten auf diesem Gebiete noch etwas skeptisch gegenüberstand, Mut machen, auch seinerseits eine weitere Umschau zu halten, — eine Umschau, die für Arbeiten jeglicher Art auch in einem besonderen engen Gebiete nur von Vorteil sein kann.

In der Einleitung stellt der Verf. das Material zusammen, das für die Mythenforschung auf dem südamerikanischen Kontinente zur Verfügung steht, das freilich sehr fragmentarisch und sehr verschiedenen Wertes ist. Er gibt dann eine allgemeine Charakteristik des Inhalts der südamerikanischen Mythen. Er weist nach, dass Sonne und Mond auch in Südamerika die wichtigsten mythenbildenden Faktoren sind, dass die Sternbilder auch in einem gewissen Grade an der Mythenbildung teilnehmen und dass daneben die Kosmogenien, die Frage der Verschiedenheit und des Auftretens gewisser besonderer Merkmale der Naturkörper und die der Erwerbung der Kulturgüter und der Entstehung sozialer Einrichtungen ihre Rolle spielen. Als auf ein hervorsagendes Beispiel der letzteren Klasse von Mythen verweist er auf die von Stradelli aufgezeichnete Yurupari-Mythe der Uaupé-Stämme. In einem besonderen Abschnitte wird dann das Wesen des Animismus und sein Hervortreten in den mythischen Anschauungen der Südamerikaner

und die Ausbildung bestimmter mythischer Persönlichkeiten, Kulturheroen und Gottheiten behandelt. Und darnach werden, nach ihrem Inhalte geordnet, die bisher bekannt gewordenen Sagen der südamerikanischen Stämme kurz beschrieben, Weltschöpfung, Kataklysmen, Himmel und Erde und Entstehung der Lebewesen, Sonne, Mond und Sternbilder, und im Anschluss daran die für Amerika besonders bedeutsamen Sagen, die von dem mythischen Brüderpaar, ihrer Geburt, ihren Schicksalen und ihren Taten handeln. Die in Nordamerika so gewöhnliche Vorstellung von einem Urwasser, aus dem die Erde durch Tiere herausgefischt wird, scheint in Südamerika zu fehlen. Neben den Flutsagen treten in Südamerika Sinbrandsagen sehr bedeutsam hervor. Die Bevölkerung der Erde erfolgt auch hier aus dem Lande der Ahnen, dem Himmel oder der Unterwelt, durch ein Loch, das zufällig entdeckt wird. Interessant ist, dass bei einigen der südamerikanischen Stämme die weitverbreitete Vorstellung wiederkehrt, dass diese Öffuung plötzlich verschlossen wird, weil eine zu dicke Person oder eine schwaugere Frau darin stecken bleibt. Die Erzählungen, die sich mit der Erklärung des Phänomens beschäftigen, das Soune und Mond den Menschen darboten, verknüpfen sich auch hier fast überall mit den Erzählungen von dem Leben und den Taten des Ahnherrn, des ersteu Menschen und der Kulturheroen. Was der Verf. hier zusammengetragen hat, ist sehr orientierend auch für anderere Gebiete.

Diesem Hauptteil seiner Abhandlung lässt der Verf. dann uoch einige besondere Kapitel folgen, in denen das Fazit aus den vorangegangenen Zusammenstellungen gezogen wird. Als jetzt schon erkennbare, deutlich umschriebeue Sagenkreise unterscheidet der Verf. in Südamerika drei: 1. den der Tupi-Guarani, der durch eigentümliche an Nordwestamerika erinnernde Züge der Zwillingssage besonders scharf charakterisiert ist; 2. den arowakischen, der weit entfernt voneinander wohnende Zweige dieser Gruppe umfasst und dessen eines Hauptleitmerkmal das Hervorgehen nicht nur der Menschen sondern auch der Gesteine und aller Lebewesen aus einer Erdhöhle ist, die anthropomorph auch als steinernes Weib gedacht wird; 3. den karaïbischen, der als besonderes Moment das Herabsteigen der Menschen auf die Erde vom Himmel durch ein Loch des Himmels enthält und in dem die Zwillingssage, zwar nur in einem Teile des Gebietes, aber in sehr ursprünglicher Fassung und in ihrer Beziehung zu Sonne und Mond deutlich erkennbar, vorkommt. Einen andern selbständigeu Kreis scheinen die Tapuya-Stämme zu bilden, doch ist über deren Sagen noch zu wenig bekannt. Beeinflussungen der verschiedenen Kreise haben besonders im Orinoco- und Rio Negro-Gebiete und in Zentralbrasilien stattgefunden. Höchst bedeutsam ist, dass in der Ost-Tupi-Mythe Züge peruanischer Lokalmythen auftreten, was darauf hindeutet, dass die Ursitze dieses Volkes im Quellgebiete des Madeira und Paraguay zu suchen sind.

In der schwerwiegenden Frage der Mythenwanderungen, die Verf. dann in einem letzten grossen Kapitel behandelt, nimmt der Verf. einen vermittelnden Standpunkt ein. Indem er einerseits voll anerkennt, das Kosmogonien und einfache Naturmythen überall entstehen konnten und entstanden sind und ihr Hervorwachsen aus den gegebenen Verhältnissen an einer Reihe von Fällen zeigt, betont er andererseits doch energisch, dass man heutzutage an der Tatsache weitreichender Übertragungen nicht zweifeln könne, und daher eine Revision unserer bisherigen Anschauungen über vorzeitliche Völkerbeziehungen geboten sei. Als Belege für diese seine Ansicht führt er einige Züge der japanischen Susa no Wo-Sage und andere der Unterweltsfahrt des Izanagi an, die nicht nur bei den Ainu, Amurvölkern, Tschuktschen, Korjaken u. a., sondern auch jenseits des Beringmeeres auf amerikanischem Boden Verbreitung und weitere Ausbildung erfahren haben. Der ersteren Mythe gehören die verschiedenen Proben an, die der zur Unterwelt oder in den Himmel (zu den Ahnen) sich Begebende zu bestehen hat und ihr auch die Gestalt des Unterweltsdämons (Oger und Kannibalen) an, dessen sonderbarste Eigentümlichkeit starker Haarwuchs uud Parasiten im Haare oder am Körper sind. In der Izanagi-Sage begegnet uns die sogenante „magische Flucht“, auf deren Vorkommen auf asiatischem und auf amerikanischem Boden Boas schon aufmerksam gemacht hat, — dass nämlich der Verfolgte durch Hintersichwerfen von Körnern oder Dornen, Erde oder Steinen, Wasser, Öl oder Seife Dickichte, Berge oder Wasserläufe hervorzaubert, die den Verfolger aufhalten. Von beiden Sagenelementen weist der Verf. auffallende Parallelen nach, die un-

vermittelt fern im südamerikanischen Gebiete auftreten. Aus dem mir näherliegendeu mittelamerikanischen Gebiete könnte ich noch hinzufügen, dass auch der mexikanische Todesgott regelmässig als „entangled man" mit wirrem zerzaustem Haare dargestellt wird und dass das Ungeheuer, die Erdkröte, in bekanuten ornamentaleu Darstellungen mit Skorpionen, Würmern, Tausendfüsslern, Schlangen im Haare abgebildet ist[1]); dass endlich auch im mexikanischen Gebiete das Auslegen vou Dornen in Fensteröffnungen und auf Wegen ein bekanntes Zaubermittel zur Abwehr böser Geister und Zauberer war. Anderen auffallenden Übereinstimmungen gegenüber, die zwischen Motiveu des indischen Kulturkreises und peruanischen Sagen sich nachweisen lassen, verhält sich der Verf. — wie mir scheint mit Recht — etwas skeptischer, da die Möglichkeit eines postkolumbischen Imports nicht ganz von der Hand zu weisen ist.

Wie man sich aber auch immer zu der Frage der Wirklichkeit oder Möglichkeit derartiger weitgehender Übertragungen stellen mag, wir müssen dem Verf. ausserordentlich dankbar sein für seine umfangreichen und wohlgeordneten Zusammenstellungen, für die Aufzeigung so vieler und so interessanter Parallelen und die scharfe Fassung der in Betracht kommenden Probleme. Hoffen wir, dass diese Arbeit den Anstoss gebe, das lückenhafte Material, dass dem Verf. zu Gebote stand, zu vervollständigen, dass all die jungen Forscher und Reisenden, die hinausgehen, sich der Wichtigkeit der Sammlung dieser für die Aufhellung der grossen Probleme der Urzeit so bedeutsamen Dinge bewusst seien und sie es sich angelegen sein lassen, wo solche Dinge noch zu sammeln sind. Denn die Existenz der Eingeborenen des grossen südamerikanischen Waldgebiets und ihr Kulturleben ist fast überall bedroht teils durch die natürliche Ausdehnung der europäischen Kultursphäre, teils und vor allem durch das rücksichtslose Vordringen der Kautschuksammler, denen Halt zu gebieten und deren Handlungen zu kontrollieren, unter den gegenwärtigen Verhältnissen jede Möglichkeit fehlt. Ed. Seler.

Buntaro und Frau Yaso Adachi, Die Fussknochen der Japaner (Anatomische Untersuchungen an Japanern VII). Mitt. der med. Fak. der Kais. Jap. Universität zu Tokyo, 1905 Band VI S. 307—344; 2 Tafeln und 7 Textfiguren. Und: Die Handknochen der Japaner (Anatomische Untersuchungen an Japanern VIII). Ebendort S. 349—375; 3 Tafeln und 1 Textfigur.

Diesen sehr eingehendeu Untersuchungen liegt folgendes Material zu grunde: für die Bearbeitung der Fussknochen: „ausgewählte" Fussknochen beider Füsse von 25 erwachsenen Japanern (15 Männern und 10 Weibern) und 10 Paar Füsse von erwachsenen Europäern; für die Untersuchung der Hand: 50 „ausgewählte" Handskelette von 25 erwachsenen Japanern (15 Männern und 10 Weibern) und 20 Handskelette von 10 erwachsenen Europäern. An diesem Material wurden nun, unter Benutzung der spärlichen bisher vorliegenden Mitteilungen in der Literatur (Volkows Arbeit konnte nicht mehr berücksichtigt werden), die Vergleichungen der einzelnen Knochen durchgeführt. Die Autoren habeu für jeden Fuss- oder Handknochen eine ganze Anzahl von Punkten angegeben, in deneu sich nach ihren Resultaten der Japaner vom Europäer unterscheiden soll; so beim Talus allein 19, beim Calcaneus 11, bei den Ossa metatarsalia 12, beim Os capitatum 8, beim Os hamatum 9, bei den Metacarpalia 8 Verschiedenheiteu, — um nur einige Knocheu herauszugreifen und von der Fülle der Beobachtungen einen Begriff zu geben.

Den Gesamteindruck, den die Verfasser vom Japanerfuss erhalten haben, schildern sie folgendermassen: „Im ganzen sind die Fussknochen der Japaner im Vergleich mit denen der Europäer kleiner, relativ dicker und kürzer, und mit ausgeprägteren Ansatzstellen für Bänder und Muskeln versehen und tragen grössere Gelenkflächen, deren Krümmung stärker ist." Die wesentlichsten Unterschiede zwischen der Japaner- und der Europäerhand werden in den Sätzen zusammengefasst: „Die Handknochen der Japaner . .

---

1) Vgl. meine „Gesammelten Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde", Bd. II, (Berlin 1904), S. 811, Fig. 13b.

sind kürzer . ., verhältnismässig aber dicker als die der Europäer. Die Gelenkfläche ist bei den Japanern stärker gekrümmt, beträchtlich ausgedehnter, seltener in zwei geteilt, und berührt häufiger die benachbarte Gelenkfläche als bei den Europäern. Die Unterschiede sind also fast dieselben, die wir an den Fussknochen beobachteten. . . Ein anderer höchst bemerkenswerter Unterschied findet sich in der Gliederung des Strahls und Fingers, nämlich bei den Japanern ist der Finger, die Grund- und Endphalanx relativ (im Verhältnis zur Strahl- resp. Fingerlänge) länger, das Metacarpale und die Mittelphalanx dagegen kürzer als bei den Europäern. Endlich sehr interessant und charakteristisch ist noch, dass die Endphalanx, im Gegensatz zu allen anderen Handknochen, bei den Japanern merklich schlanker, zarter und zugespitzter und ihre Tuberositas unguicularis und der Höcker des Sehnenansatzes schwächer entwickelt ist als bei den Europäern."

Gute Abbildungen in natürlicher Grösse illustrieren die gefundenen Unterschiede, und lassen in der Tat die abgebildeten Beispiele japanischer und europäischer Knochen als recht verschieden erkennen. Doch lässt sich ein Bedenken kaum unterdrücken: das zur Untersuchung verwendete Material aus Japan wird ausdrücklich als ein „ausgewähltes" bezeichnet; zur Darstellung des europäischen Typus verwendeten die Verfasser dagegen offenbar alles, dessen sie in ihrer Heimat habhaft werden konnten. Ob bei der „Auswahl" des japanischen Materials nicht eine gewisse Selbsttäuschung möglich war, ob das verwendete europäische Material, 10 Individuen unbekannten Geschlechts, ausreichte, um die infolge der Variabilität entstehenden Fehler im Endurteil, bei einem so weiten Begriff, wie es der des „europäischen" Typus ist, auszuschliessen, ja ob dies auch nur für den engeren Kreis des „japanischen Typus" möglich war, das sind Fragen, die sich unwillkürlich von selbst aufdrängen. Es wäre ausserordentlich wertvoll, wenn eine derartige Untersuchung an einer grösseren, nicht „ausgewählten", Beobachtungsreihe japanischer Knochen vorgenommen würde!

In der Bewertung der gefundenen Unterschiede für die Rassenanatomie sind die Verfasser ziemlich vorsichtig. Während sie diese für so charakteristisch erklären, dass z. B. an den meisten Knochen des Fusses ohne Schwierigkeit bestimmt werden konnte, ob sie japanischen oder europäischen Ursprungs waren, sehen sie für viele dieser Unterschiede beim Fusse eine Erklärung in der Kulturdeformation, die hauptsächlich durch das Tragen der Schuhe beim Europäer hervorgerufen sei. Auch die an den Handknochen gefundenen Unterschiede werden grossenteils in ähnlicher Weise, mehr physiologisch erklärt: Die Europäer sollen gröber, die Japaner feiner arbeiten. — Besonders diese letztere Erklärung wird vielleicht manchem etwas gezwungen erscheinen. Es dürfte wohl angenommen werden können, dass bei weiterer Ausdehnung dieser Untersuchungen wenigstens ein Teil der gefundenen Unterschiede sich als echte Rasseneigentümlichkeiten, die nicht durch „Kulturdeformation" allein zu erklären wären, herausstellen werden: auch das darf wohl mit ziemlicher Sicherheit vorausgesagt werden, dass ein weiterer, vielleicht nicht unbeträchtlicher, Teil als spezifisch japanische Eigentümlichkeit verschwinden wird. — Wie immer aber in der Folge sich unser Urteil gestalten mag, es soll jedenfalls dankbar anerkannt werden, dass die Verfasser, indem sie die vorliegenden Untersuchungen begannen, einen äusserst wertvollen Beitrag zur Osteologie der Menschenrassen auf einem noch wenig bekannten Gebiet geliefert haben. Dr. Paul Bartels.

Steensby, H. P., Om Eskimo-Kulturens Oprindelse. En Etnografisk og Antropogeografisk Studie. København. Brødrene Salmonsens Boghandel 1905. 8°. 219 pp. (Doktordissertation).

Das reiche Material des Nationalmuseums in Kopenhagen, sowie ein längerer Aufenthalt in Berlin und London gaben dem Verfasser zuerst die Anregung und dann ausgiebige Gelegenheit zu einer zusammenfassenden Darstellung des verwickelten Problems vom Ursprunge der Eskimokultur.

Verfasser behandelt zunächst in knappen Umrissen die hauptanthropologischen Merkmale der Eskimo und ihre etwaigen zweifelhaften Beziehungen zur mongolischen Rasse (Mongolenfleck S. 18). Sodann wendet er sich der sprachlichen Einheit der verschiedenen Eskimodialekte zu, wobei er mit Rink (S. 21) — hinsichtlich der Wiege der Eskimo-

stämme — zwischen der ursprünglichen Heimat und dem Landgebiet unterscheidet, in dem die jetzige Kultur sich entwickelt hat, deren Hauptmerkmal die Fähigkeit ist, sich in arktischen Regionen, wo kein anderes Volk mehr leben kann, noch ausreichende Subsistenzmittel zu beschaffen.

Die primitivse Form der Eskimokultur verlegt Verfasser in die arktischen Regionen zwischen den Mündungen des Mackenzie und der Hudson-Bay. Der Ursprung des Eskimo ist, nach der auffallenden Übereinstimmung zwischen dem Prairie- und dem Eskimohaus zu schliessen, in der Gegend zwischen den Rocky Mountains im Westen und der Hudson-Bay im Osten bis an das Gebiet des nördlichen Teiles der Prärieen zu suchen.

Der Ursprung der Eskimokultur ist daher ein nordamerikanischer; die Eskimokultur ist aufzufassen als eine Umbildung und eine mit Anpassung an das flache Wintereis des Polarmeeres besonders entwickelte Winterform einer binnenländischen Fischer- und Jägerkultur, die sich in der Nähe des Coronation-Golfes vollzogen hat. Eine Reihe von Faktoren spielen hierbei eine Rolle: so besonders der Umstand, dass die Ureskimo den Wanderungen der Renntierherden über das Eis zwischen Festland und Archipel folgten. Weiter die Behinderung einer Nordwestpassage durch das Vorherrschen nordwestlicher Winde und Anhäufung beständiger Packeismassen in der Banksstrasse und im Mc. Clintock-Kanal, derart, dass eine solche Passage höchstens östlich und südlich vom King Williamsland möglich sein könnte.

Indem Verfasser die verschiedenen Theorien über den Ursprung der Eskimo (Markham, Rink, Boas) entwickelt, geht er näher auf die Arbeitsmethode und auf die geographischen Verhältnisse ein. Der Hauptteil (S. 50—142) behandelt die verschiedenen Kulturtypen der Eskimo des Baffinlandes, des Smithsundes, von West- und Ostgrönland, Labrador, der Iglulik, Kinipeto, Netchillik, Ukasikoillik, des Eskimo des Coronation-Golfes, des Mackenzieflusses, des Point Barrow, der Namollo, der Bewohner der Beringstrasse, der Yu Kon und Kadjak Eskimo, endlich der Aleuten.

In den Kreis der Untersuchung werden auch die Kulturen der nordamerikanischen Indianer gezogen (S. 147—182); ein besonderer Abschnitt ist dem interessanten Hausbau gewidmet (S. 182—193), sowie der Herkunft des östlichen Tinnestammes.

Die Hauptthesen werden (S. 205) noch einmal kurz zusammengefasst. Ein sehr lobenswertes, ausführliches Literaturverzeichnis (S. 207—219) bildet den Beschluss der schönen Arbeit, die sich würdig an die Untersuchungen von Boas, Rink und Thalbitzer anreiht. Dr. W. Lehmann-Berlin.

Maccurdy, George Grant, The eolithic problem, evidences of a rude industry antedating the paleolithic. Lancaster, Pa., U. S. A. 1905 (American Anthropologist [N. S.] Vol. 7).

Um sich eine eigene Überzeugung in dieser vielumstrittenen Frage zu bilden, hatte der Verf. sich eine Zeit lang in Südengland und in Belgien aufgehalten, um an den bekannten Fundorten und in den grössten Sammlungen der Eolithen sich diesen Studien ganz zu widmen. In der vorliegenden Abhandlung berichtet er über das Ergebnis dieser Untersuchungen an Ort und Stelle in klarer und objektiver Darstellung. Nach seiner Ansicht ist die Annahme einer rohen Industrie, welche der paläolithischen vorausgegangen, wohl begründet. Dieselbe hat während ihrer langen Dauer ihren Charakter wenig geändert, so dass ihre Einteilung in mehrere Epochen nur nach der Stratigraphie der Fundstellen gemacht werden kann. Das Wort „eolithisch“ hat nach dem Verf. übrigens nicht Mortillet, wie allgemein angenommen wird, sondern J. Allen Brown zuerst gebraucht. Eine erschöpfende Bibliographie bis Mitte des Jahres 1905 ist der kleinen Schrift beigegeben, welche zur schnellen Orientierung über den Stand der Frage soweit die angegebene Literatur reicht, bestens empfohlen werden kann. Lissauer.

Much, Rudolf, Deutsche Stammeskunde. Mit 2 Karten und 2 Tafeln. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig: G. J. Göschensche Verlagshandlung (Sammlung Göschen 126).

Das kleine Büchelchen verdient mit Recht die grosse Auerkeunung, welche aus dem schnellen Erscheinen einer zweiten Auflage gefolgert werden muss. In kurzer und klarer Darstellung schildert uns der Verfasser die Entstehung und allmähliche Gliederung der germanischen Stämme, soweit die bisherigen Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung, der vergleichenden Linguistik, der Vorgeschichte und der Geschichte, dies ermöglichen. Wir empfehlen das Buch sowohl dem Fachmann wie dem Laien als willkommenes Nachschlagebuch zur schnellen und zuverlässigen Orientierung. Lissauer.

Hampel, Joseph, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. Beschrieben und erläutert von J. H. 3 Bde., Gr.-Oktav. Braunschweig: Fr. Vieweg & Sohn. 1905. — **Bd. I**: Systematische Erläuterung mit 2359 Textabbildungen und 2 Tafeln. XXII und 853 S. **Bd. II**: Fundbeschreibung. Mit vielen Abbildungen. XVI und 1006 S. **Bd. III**: Atlas. XIV und 539 Tafeln.

In der vorliegenden Arbeit haben wir das monumentale Lebenswerk eines der bedeutendsten, für das ungarische Fundgebiet überhaupt des bedeutendsten Keuners der frühmittelalterlichen Denkmäler. Ihrem weitschichtigen, auf intensiver Detailforschung beruhendeu Inhalte im Rahmen einer Anzeige gerecht zu werden, ist dem Referenten begreiflicherweise unmöglich; von der grossartigen Arbeitsleistung wird sich qualitativ und quantitativ jeder eine Vorstellung machen, der dem Verfasser in irgend einer, die bezeichuende Epoche betreffenden Einzelfrage zu folgen sucht. Hier mag nur mit knappen Worten versucht werden, auf die Bedeutung dieses fachlitterarischen Ereignisses hinzuweisen.

Der Verfasser dehnt seine Untersuchung der Altertümer des frühen Mittelalters von Ungarn auf einen laugen Zeitraum aus, in dem man in Deutschland und Frankreich nicht nur zwei Stilepochen, die „merovingische“ und „karolingische“, zu unterscheiden gewöhnt ist, sondern auch die monumental etwas schwerer zu fassende „Periode der Völkerwanderungeu“ einbegreift, also auf die nachchristlichen Jahrhunderte IV—XII. Für Ungarn bedeutet diese Zeit einen ununterbrochenen Wechsel von Völkerbewegungen, ein wirres Durcheinander von Völkermischungen. Die Hinterlassenschaft dieser Völker systematisch darzustellen, musste sich also zu einer besonders schwierigen Aufgabe gestalten, und es ist begreiflich, wenn die auffallende Eigenart des Werkes gerade in der Betonung der ethnographischen Zustände und in der ethnischen Erklärung der Unterschiede der Denkmälergruppen und Einzelformen beruht.

Der Verfasser teilt Ungarn in vier geographisch abgegrenzte Gebiete (Paunonien jenseits der Donau, oberungarisches Gebirgsland, niederungarische Tiefebene, östliches Gebirgsland oder Siebenbürgen), wo zahlreiche Völker und Stämme in bunter Mischung sich verteilt haben (Thraker, Kelten, Illyrier, Römer, germanische, uralaltaische, turanische und slavische Stämme). Indem er die Frage aufwirft, wie sich diese verschiedenen Stämme in ihren Kunstbestrebungen zur klassisch-antiken oder zur orientalisch-asiatischen oder zur orientalisch-byzantinischen Kunst und Kultur verhalten haben, gelangt er zur Aufstellung von vier ethnographisch-historischen Hauptgruppen von Altsachen, denen er gleich einen volklichen Grundcharakter aufprägt, ohne dabei sagen zu wollen, dass die bezüglichen Gegenstände alle oder immer von Germanen, Sarmaten, Avaren oder Ungarn (= Magyaren) gefertigt wordeu seien.

Grössere Schwierigkeiten scheint die Datierung dieser Gruppen zu machen und ist um so schwankender, je verschiedener die Bewertung der zugehörigen Medaillons und Münzen für die Chronologie ist. Bei Gruppe I und II bilden diese nach H. den terminus post quem, insofern sie bis aus Ende des IV. Jahrhunderts heraureichen. Die Dauer dieser ungefähr parallel laufeuden Gruppen wird auf etwa 400 Jahre bemessen, so dass sie bis ans IX. Jahrhundert und zum Teil noch weiter hinunter gehen. Festere

Daten erhält die III. Gruppe durch die häufigeren Reitergräber; hier haben byzantinische Goldmünzen des VI. und VII. Jahrhunderts absoluten Wert für die Datierung; die Annahme einer noch längeren Entwickelung gestattet aber der Verzierungsstil der Gruppe, dessen allmählichen Verfall wir uns im VIII. Jahrhundert zu denken haben. Am spätesten setzt die IV. Gruppe ein; sie ist durch die für sie charakteristischen Reitergräber mit Münzen aller damals prägenden Länder aus dem Ende des IX. und dem X. Jahrhundert gut zu datieren.

Die ethnischen Bestimmungen können natürlich nur nach allgemeinen Erwägungen erfolgen. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Zuweisung der I. Gruppe an die Germanen und der IV. Gruppe an die das Land erobernden Magyaren. Es ist sehr auffallend, dass die Fibel als regelmässiges Element der Tracht nur in der I. Gruppe zu finden ist; das spricht für germanischen Charakter derselben. Mit geringerer Sicherheit wird die II. Gruppe als sarmatisch bezeichnet, lediglich deswegen, weil der Ornamentstil bei ihr auf einen engen Zusammenhang mit der älteren Kulturentwickelung am Nordgestade des Schwarzen Meeres weist. In der III. Gruppe führt das Vorwiegen der Reitergräber auf die Avaren, einen uralaltaischen Reiterstamm, der seit 565 n. Chr. in Ungarn sich festgesetzt hatte und weiterhin herrschte.

Ausserdem weiss aber der Verfasser von diesen Gruppen Altchristliches, Longobardisches, Karolingisches abzusondern. Auch auf das slavische Problem fallen wertvolle Streiflichter. Auf die Anwesenheit von Slaven deuten nämlich ärmliche Gräber, die in der zweiten Gruppe auftauchen. Man darf vermuten, dass die Slaven hier die Schläfenringe, also von den Sarmaten, angenommen und an ihre nördlichen Stammesgenossen weitergegeben haben. Jedenfalls lässt sich bezweifeln, dass die Ankömmlinge im VI. Jahrhundert dieselbe Kultur gehabt haben sollten, wie im IX. und X. Jahrhundert, als sich slavische Staatengebilde mit festen Plätzen in Oberungarn und Pannonien gebildet hatten. Das bleibt also alles noch problematisch.

Die spezielle Betrachtung der Funde gliedert sich in zwei grosse Abschnitte. Im ersten (Bd. I, 43 ff., Kap. IV—XVIII) behandelt der Verfasser die Altertümer nach ihrer Bestimmung, im zweiten (Bd. I, 469 ff., Kap. XIX—XXIX) unterzieht er die Ornamente in jeder der vier Hauptgruppen einer Stilkritik. Es folgt im dritten Abschnitt (Bd. I, 772 ff., Kap. XXX, XXXI) eine Zusammenfassung der Resultate, wobei der Versuch gemacht wird, „jedem einzelnen Funde innerhalb der Zeitgrenzen der Epoche wenigstens annähernd den Platz anzuweisen. der ihm historisch zukommt“. Sehr brauchbar sind zum Schluss dieser Kapitel zwei tabellarische Übersichten, in denen jedem der Jahrhunderte IV bis XII die chronologisch bestimmten Funde zugewiesen werden.

Während im III. Bande die auf den Text bezüglichen Abbildungen auf Tafeln zusammengestellt sind, hat der II. Band mit der Fundbeschreibung insofern eine selbständige Bedeutung, als alle Fundumstände für die Funde der Tafeln darin angegeben, aber auch noch andere im Tafelbande nicht vorhandene Funde abgebildet und beschrieben werden.

Mit der exakten Behandlung der Gerättypen wird gewiss einem längst empfundenen Bedürfnis abgeholfen. Als besonders nutzbringend ist darunter hervorzuheben die Untersuchung über die Tongefässe (S. 127 ff.), die eine relativ untergeordnete Rolle bei den Grabbeigaben spielen, über die Gold- und Silbergefässe aus Schatz- und Grabfunden (Szilágy-Somlyó, Nagy-Szent-Miklós, Apahida S. 153 ff.), ferner über die Schutz- und Angriffswaffen (S. 165—215), im besonderen Schwerter (germanische und sarmatische) und Säbel (avarische und „ungarische“), sowie die sonstige Kriegsausrüstung für Ross und Reiter, darunter wiederum hervorzuheben die Steigbügel, deren vier Typen sowohl für ethnische Bestimmungen, wie namentlich für die Chronologie von Bedeutung sind — eine noch nicht abgeschlossene Spezialuntersuchung, für die weitere Förderung aus Vergleichen mit dem russischen Fundinventar zu erwarten ist, — weiter über die häufigsten Grabbeigaben dieser Epoche, die in der zweiten Gruppe am zahlreichsten vertretenen Riemenzungen (S. 280 ff.), — aus denen jedoch nach Ansicht des Referenten die als Messergriffe zu denkenden Exemplare auszuscheiden wären —, und die in allen vier Gruppen üblichen Riemenschnallen (S. 287—306), unter denen der „germanische“ Typus von den übrigen sich absondert, während der „sarmatische“ in Anlehnung an klassisch-antike Vorbilder in der „avarischen“ und „ungarischen“ Gruppe seine Fortbildung erfährt.

Von den Schmucksachen sind besonders hervorzuheben: die Fibeln (S. 307–337), deren Bearbeitung jedoch vor das Erscheinen des Salinschen Werkes über altgermanische Tierornamentik zurückzureichen scheint, dann die Ohrgehänge in sieben Typen (S. 349 bis 377), die in allen Gruppen vorhandenen Armringe in fünf Typen (S. 404–424) und die in eingesprengten Gräbern der II. und IV. Gruppe auftauchenden Schläfenringe (S. 438 ff.).

Ein wesentlicher Vorzug des Werkes dokumentiert sich in der subtilen Analyse der Ornamentik (Abschnitt II) in demselben historisch-ethnographischen Rahmen der vier Gruppen. Der Verfasser emanzipiert sich hier von dem philosophisch-ästhetischen Standpunkte des Rieglschen Werkes, obgleich er dessen Vorzüge seiner eigenen Untersuchung zunutze zu machen weiss, und lässt „an Stelle des verallgemeinernden Theoretisierens methodisches Vorgehen auf streng historischer Unterlage", d. h. immer auf Grund der Typenfolge und Fundumstände, treten.

Sowohl Ziertechniken als Zierformen werden in allen vier Gruppen aufs genaueste untersucht und dabei flache und plastische Ornamente unterschieden. Für die ersteren werden in Gruppe I zehn verschiedene Arten von Verzierungen aufgezählt. Besonders beachtenswert ist die von der gewöhnlichen abweichende Ansicht über die Entstehung der Kerb- und Keilschnittornamentik: technischen Ursachen hat sie ihre Entstehung zu verdanken; durch die Vergrösserung der Punzen ist sie veranlasst, wird zuerst auf Blech angewendet und dann auf die Gusstechnik übertragen. Die Ornamentformen haben in den vier Gruppen viel Gemeinsames, indem die naturalistischen Formen (Pflanzen, Tiere, Menschen) allmählich erstarren und an ihre Stelle geometrische Formen treten. Am üppigsten wuchert der Naturalismus im engsten Anschluss an antike Traditionen in der II. Gruppe, die früher nach ihrem Hauptfundorte als Keszthelygruppe bekannt war. Heterogene Elemente treffen in der III. Gruppe zusammen; ihr gehört der von indischen Einflüssen abhängige Schatz von Nagy-Szent-Miklós an (S. 627 ff.); auch die Pflanzenornamentik vertritt eine besondere Stilrichtung (S. 643 ff.). In der IV. Gruppe sind die Palmetten- und Arabeskenverzierungen vorwiegend, während rein geometrische Muster und Tierformen zurücktreten; im allgemeinen aber verrät sich schon der Verfall.

Die Analyse der Ornamente bestätigt also die Trennung des grossen Materials in vier Gruppen. Doch bleibt es immer noch problematisch, inwieweit die Unterschiede in der Entwickelung der Ornamente sich ethnisch begründen lassen. Auffallend ist jedenfalls der enge Zusammenhang mit der klassisch-antiken Tradition; da fragt es sich, ob nicht viel mehr zurückgebliebene Volkselemente der alten Bevölkerung (Thraker, Kelten, Illyrier) diesen Zusammenhang aufrecht erhalten und als Träger und Bewahrer der alten Techniken und Zierformen zu gelten haben.

Diese Frage kommt dem Schlusswort des Verfassers entgegen, in dem er die kunstgeschichtliche Bedeutung seiner Untersuchungen kurz berührt. Zwischen zwei extremen Standpunkten sucht er zu vermitteln — zwischen Riegl einerseits, der die kunstgewerblichen Produkte dieses Zeitraumes auf spätrömischen bzw. ostmittelländischen Ursprung zurückführte und zwischen Strzygowski andererseits, der dem Orient, besonders Mesopotamien und Iran, den massgebenden Einfluss zuschrieb. Nach Hampel gab es in Europa in jener Zeit einer intensiven und überaus vielseitigen Fabrikation verschiedene Geschmackszentren und nicht nur in Reichsfabriken sondern auch in provinzialen Werkstätten aller Art konnte sich der Gewerbefleiss betätigen.

Möge das Beispiel des Verfassers segensreiche Folgen haben für die Aufarbeitung des umfangreichen Denkmälervorrats derselben Epoche in anderen Sammlungsgebieten Europas!

Zum Schluss möchte ich noch einen Wunsch äussern. Jeder, der das Werk zu genauerem Studium in die Hand nimmt, wird das Bedürfnis haben, die vier ethnographisch-historischen Denkmälergruppen auch auf der Karte vor sich zu haben. Gerade weil die Ethnographie in Ungarn den frühmittelalterlichen Denkmälern ihr eigenartiges Gepräge gibt, wird sich durch kartographische Aufnahme der Fundgruppen das Verständnis für ihre Bedeutung wesentlich fördern lassen. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, sein rühmliches Werk durch diese nachträgliche Gabe zu krönen. Hubert Schmidt.

IV. Eingänge für die Bibliothek.[1]

1. Metchnikoff, Elie, Old age. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1904.)
2. Davenport, Cyril, Cameos. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1904.)
3. Hewett, Edgar L, A general view of the archeology of the Pueblo region. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1904.)
4. Holmes, W. H., Contributions of american archeology to human history. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1904.)
5. Hrdlička, Alěs, The painting of human bones among the american aborigines. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1904.)
6. Krause, F., Sling contrivances for projectile weapons. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1904.)
7. Liberty, Arthur Lasenby, Pewter and the revival of its use. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1904.)
8. Maire, Albert, Materials used to write upon before the invention of printing. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1904.)
9. Rockhill, William Woodville, An inquiry into the population of China. Washington 1905. 8°. (Aus: Smithson. Rep. for 1904.)
10. Rosen, Eric von, Archeological researches on the frontier of Argentina and Bolivia. in 1901—02. Washington 1905. 8°. (Aus Smithson. Rep. for 1904.)
    Nr. 1—10 Gesch. vom Bureau of American Ethnology.
11. Hultzsch, E., Reports on sanscrits manuscripts in Southern India. III. Madras 1905. 8°. Vom Government of Madras.
12. Congrès International d'expansion économique mondiale tenu à Mons du 24 au 28 septembre 1905 ... Bruxelles 1905. 8°. Vom Congrès International.
13. Compte-Rendu de la séance préliminaire a la création d'une Société d'Etude Belgo-Japonaise. Bruxelles 1906. 8°. Von der Société d'Etude.
14. Rutot, A. J., Toujours les éolithes. II. Mise au point. Bruxelles 1906. 8°. (Aus: Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Bruxelles. Tome XXIV. — 1905). Vom Musée Royal de Belgique.
15. Jahrbücher, Neue Heidelberger... Jahrg. I—XIV. Heidelberg: G. Koester 1891/1905 8°. Von der Universitätsbibliothek.
16. Schweiger-Lerchenfeld, A. Freih. v., Kulturgeschichte. Werden u. Vergehen im Völkerleben. 1. Liefrg. Wien u. Leipzig: A. Hartleben, o. J. 8°. Vom Verleger.
17. Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905 zu Berlin am 5., 6. und 7. Oktober 1905. Berlin, D. Reimer (E. Vohsen). 1906 8°. Von Hrn. Prof. Lissauer.
18. Stratz, Zur Abstammung des Menschen... Stuttgart, F. Enke 1906. 8°. V. Verleger.
19. Heiderich, Franz, Hölzels Rassentypen des Menschen. Unter Mitwirkung von Regierungsrat Franz Heger, gemalt von Friedr. Beck. Wien, Ed. Hölzel, o. J. qu. gr. 2°. Vom Verleger.

---

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechungen der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

20. Lehmann-Nitsche, R., Túmulo Indigena en las Islas del Delta del Paraná. Estudiado por Luis Maria Torres. Buenos Aires 1905. 8°.
21. Lehmann-Nitsche, R., Forschungsmethode einer wissenschaftlichen Ethnologie. Bruxelles 1905. 8°. (Aus: Congrès international ... Mons 1905.)
22. Mielke, Robert, Bericht über die „Landeskunde der Provinz Brandenburg". o. O. u. J. 8°.
23. Oppert, Über die indischen Parias. Braunschweig 1906. 4°. (Aus: Archiv für Anthropologie. N. F. Bd. IV.)
24. Münsterberg, Otto, Der Handel Danzigs. Berlin: L. Simion 1906. 8°.
25. Schmidt, Hubert, Chr. Blinkenberg, Archäologische Studien ... Kopenhagen 1904, Gyldendal. Leipzig: Harrassowitz ... Berlin: O. Seyffert und K. Fuhr 1906. 4°. (Aus: Berliner Philolog. Wochenschrift, Jahrg. 26.)
26. Lasch, Richard, Einige besondere Arten Verwendung des Eies im Volksglauben und Volksbrauch. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1906. 4°. (Aus: Globus Bd. LXXXIX.)
27. Engerrand, Georges, Les Eolithes et la Logique. Bruxelles 1906. 8°.
28. Rio, Hermilio Alcalde, Las pinturas y grabados de las cavernas prehistóricas de la provincia de Santander. Santander 1906. 4°.
29. Steinhausen, G., Germanische Kultur in der Urzeit. Leipzig-Berlin: B. G. Teubner 1905. 8°. (Aus: Natur und Geisteswelt, Bd. 75.)
30. Wiedemann, Alfred, Mumie als Heilmittel. Elberfeld: A. Martini & Grüttefien 1906. 8°. (Aus: Zeitschrift d. Ver. f. rhein. u. westf. Volkskunde, Jahrg. 3.)
31. Fischer, Eugen, Die Variationen an Radius und Ulna des Menschen. Stuttgart: E. Schweizerbart 1906. 8°. (Aus: Zeitschrift f. Morphologie u. Anthropologie, Bd. IX.)
32. Majewski, Erazm [Polnisch], Unser sechsjähriger Bericht 1899—1904. Warszawa 1905. 8°. (Aus: „Wisły". Tom. XVIII.)

Nr. 20—32 Gesch. d. Verf.

33. Nieuwenhuis, A. W., Quer durch Borneo. Ergebnisse seiner Reisen in den Jahren 1894, 1896—97 und 1898—1900. Unter Mitarbeit von Dr. M. Nieuwenhuis-von Üxküll-Güldenbandt I. Leiden: E. J. Brill 1904. 4°.
34. Bellew, H. W., The races of Afghanistan ... Calcutta: Thacker, Spink and Co. London: Trubner and Co., W. Thacker and Co. 1880. 8°.
35. Thomson, J. P., British New Guinea. London-Liverpool: G. Philip & Son. 1892. 8°.
36. Cayley-Webster, H., Through New Guinea and the Cannibal Countries. London: F. Fischer Unwin 1898. 8°.
37. Sawyer, Frederic H., The inhabitants of the Philippines. London: S. Low, Marston and Co. 1900. 8°.
38. Tawney, C. H., The Katha' Sarit Sa'gara or ocean of the streams of story translated from the original sanskrit. Vol. I u. II. Calcutta: Asiatic society 1880/1887. (Aus: Bibliotheca Indica.)

Nr. 33—38 Angekauft.

39. Berké, Theodor, Anthropologische Beobachtungen an Kamerunnegern. Strassburg i. E. 1905. 8°. (Diss.) Vom Oberkommando der Schutztruppen.
40. Anthropos ... Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde, Bd. 1 Heft 1. Salzburg: Zaunrith o. J. 8°. Vom Verleger.
41. Hackman, Alfred, Die ältere Eisenzeit in Finnland. I. Die Funde aus den fünf ersten Jahrhunderten n. Chr. Helsingfors 1905. 4°. Dazu ein Atlas. Von der Finnischen Altertumsgesellschaft Helsingfors.
42. Mertins, Oskar, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Breslau: Preuss & Jünger 1906. 8°. V. d. Ver. f. d. Mus. f. Schles. Altertümer.
43. Report, The Adyar Library, for 1905. Madras o. J. 8°. V. d. Bibliothek.
44. Velten, C., Praktische Suaheli-Grammatik nebst einem Deutsch-Suaheli-Wörterverzeichnis. Zweite vermehrte Auflage. Berlin: W. Baensch 1905. 8°. Vom Verleger.

45. Koch-Grünberg, Theodor, Bericht über seine Reisen am oberen Rio Negro und Yapurá in den Jahren 1903—1905. Berlin 1906. 8°. (Aus: Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde.)
46. Cartailhac, E. et H Breuil, Les peintures et gravures murales des cavernes pyrénéennes Altamira de Santillane et Marsoulas. Paris: Masson et Cie. 1905. 8°. (Aus: L'Anthropologie Tom. XV et XVI.)
47. Mielke, Robert, Fragebogen zur Hausforschung. — Das deutsche Bauernhaus. o. O. u. J. 4°.
48. Mehlis, C., Der Bronzezeitfund von Klingenmünster in der Pfalz und der „Goldene Hut“ von Schifferstadt. Braunschweig 1906. 4°. (Aus: Archiv für Anthrop. N. F. Bd. IV.)
49. Isager, Kristen, Aus der dänischen Volksmedizin. Harlem: De Erven F. Bohn, G. Fischer, Jena 1905—1906. 8°. (Aus: Janus. Année X—XI.)
50. Jhering, Hermann v., The Anthropology of the State of S. Paulo, Brazil. Second enlarged edition. São Paulo 1906. 8°.
51. Wolff, Therese, Beiträge zur Anthropologie der Orbita. Zürich 1906. 4°. (Diss.)
52. Wiegers, Fritz, Die natürliche Entstehung der Eolithe im norddeutschen Diluvium. Berlin 1905. 8°. (Aus: Briefen der Monatsber. Nr. 12 der Deutsch. Geolog. Gesellsch. Jhrg. 1905.)
53. Preuss, Konrad Theodor, Der dämonische Ursprung des griechischen Dramas. Erläutert durch mexikanische Parallelen. Leipzig: B. G. Teubner 1906. 8°. (Aus: Neuen Jahrb. f. d. klass. Altert. Gesch. und deutsche Literat. u. f. Pädagogik II. Abteil., XVIII. Bd.
54. Hadaczek, Karol, Neolityczne cmentarzysko w Złotej w Sandomierskiem. Kraków 1906. 8°.
55. Weule, Karl und Joseph Girgensohn, Die geschichtliche Bedeutung der Ostsee. Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut 1906. 8°. (Aus: Weltgeschichte von Hans F. Helmolt Bd. VI.)
56. Koch-Grünberg, Theodor, Die Maskentänze der Indianer des oberen Rio Negro und Yapurá. Braunschweig: Fr. Vieweg & Sohn 1996. 4°. (Aus: Archiv f. Anthropologie N. F. Bd. IV.)
57. Ankermann, Bernhard, Über den gegenwärtigen Stand der Ethnographie der Südhälfte Afrikas. Braunschweig: Fr. Vieweg & Sohn 1906. 4°. (Aus: Archiv für Anthropologie N. F. Bd. IV.)

Nr. 45—57 vom Verfasser geschenkt.

58. Instrumentum domesticum in Germania Magna repertum o. O. u. J. 20. (Aus: Corpus inscriptionum Latinarum XIII, 3, 2). V. Hrn. Prof. Bohn.
59. Swanton, John R., Haida texts and myths Skidegate dialect. Washington: Gov. P. 1905. 8°. (Aus: Smithson. Inst. Bull. 29) V. Smithson Inst.
60. Anzeiger der ethnographischen Abteilung des Ungarischen National-Museums. III. Jahrg., Heft 1. Budapest: Ung. Nat.-Museum 1905. 8°. V. Ung. Nat.-Museum.
61. Pro Domo-Feier aus Anlass des 70. Geburtstages Otto Hermans. Budapest 1905. 4°. (Aus: „Aquila“ Bd. XII.) V. Hrn. Dr. Traeger.
62. Hardy, G. F., Memorandum on the age tables and rates of mortality of the indian Census of 1901. Calcutta: Gov. Print. 1905. 4°. V. his Majesty service.
63. Reinhardt, Ludwig, Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwickelung bis zum Ende der Steinzeit. München: E. Reinhardt 1906. 8°.
64. Hellwig, Albert, Beiträge zum Asylrecht von Ozeanien. Stuttgart: F. Enke 1906. 8°. (Aus: Zeitschr. f. vergleichende Rechtswissenschaft XIX).
65. Biedenkapp, Georg, Der Nordpol als Völkerheimat. Jena: H. Costenoble 1906. 8°.
66. Jrle, J., Die Herero. Ein Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde. Gütersloh: C. Bertelsmann 1906. 8°.
67. Weltwirtschaft, Die, Zeitschrift für Kolonialwesen und Handelsgeographie. II. Jahrg., Nr. 1/2. Wien-Leipzig: C. W. Sern 1906. 8°.

Nr. 63—67 vom Verleger geschenkt.

68. Wilkens, Martin, Grundzüge der Naturgeschichte der Haustiere. Neubearbeitet von Dr. J. Ulrich Duerst. 2. Aufl. Leipzig: K. C. Schmidt & Co. 1905. 8°.
69. Möbius, P. J., Die Geschlechter der Tiere. Halle a. S.: C. Marhold 1906. 8°. (Aus: Beiträge z. Lehre v. d. Geschlechtsunterschieden, Heft 11/12.)
Nr. 68 u. 69 vom Verleger geschenkt.
70. Sarasin, Paul und Fritz, Versuch einer Anthropologie der Insel Celebes. Erster Teil: Die Toála-Höhlen von Lamontjong. Wiesbaden: C. W. Kreidel 1905. 4°.
71. Uhle, Max, Pachacamac, Report of the William Pepper, M. D., L. L. D. Peruvian Expedition of 1896. Philadelphia: Department of archaeology of the University of Pennsylvania 1903. 2°.
72. Robertson, George Scott, The Káfirs of the Hindu-Kush. New Edition. London: Lawrence & Bullen 1900. 8°.
73. Skeat, Walter William, Malay Magic ... with a preface by Charles Otto Blagden. London: Macmillan and Co. 1900. 8°.
Nr. 70—73 angekauft.
74. Rathgen, Zerfall und Erhaltung von Altertumsfunden aus Stein und Ton ... mit besonderer Berücksichtigung ägyptischer und babylonischer Funde. o. O. 1906. 8°. (Aus: Tonindustrie-Zeitung.)
75. Menzel, Hans, Über die Gliederung und Ausbildung der jungtertiären und quartären Bildungen im südlichen Hannover und Braunschweig. Bericht über die Aufnahme der Blätter Alfeld, Eschershausen, Salzhemmendorf, Gronau und Sibesse in den Jahren 1901—1904. Berlin: Königl. Geolog. Landesanstalt und Bergakademie 1906. 8°. (Aus: Jahrbuch d. Königl. Preuss. Geolog. Landesanstalt u. Bergakademie, Bd. XXV.)
76. Menzel, Hans, Über die erste (älteste) Vereisung bei Rüdersdorf und Hamburg und die Altersstellung der Paludinenschichten der Berliner Gegend. Stuttgart: E. Schweizerbart 1906. 8°. (Aus: Centralbl. f. Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Jahrg. 1906.)
77. Giuffrida-Ruggeri, V., Gl'indigeni del Sud-America centrale fotografati dal Boggiani. o. O. 1905. 8°. (Aus: Archivio per l'Antropologia e la Etnologia vol. XXXV.)
78. Giuffrida-Ruggeri, V., Forame sottotrasversario dell'atlante. Firenze 1906. 8°. (Aus: Monitore Zoologico Italiano Anno XVII.)
79. Schliz, A., Die gallischen Bauernhöfe der Früh-Latènezeit im Neckargau und ihr Hausinventar. Stuttgart: E. Schweizerbart 1906. 8°. (Aus: Fundberichte aus Schwaben, Jahrg. XIII.)
80. Hollander, Bernh. A., Zum 70. Jahrestage der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands. Riga 1905. 8°.
81. Hauser, Karl, Das kraniologische Material der Neu-Guinea-Expedition des Dr. Finsch (1884/85) und eine Schädelserie aus Neu-Irland. Berlin: Max Günther 1906. 8°. (Diss.)
82. Forrer, R, Die Schwerter und Dolche in ihrer Formenentwicklung. Leipzig: K. W. Hiersemann 1905. 2°.
83. Dempwolff, Beiträge zur Kenntnis der Sprachen von Deutsch-Neuguinea. Berlin 1905. 8°. (Aus: Mitteil. d. Seminars f. Oriental. Sprachen, Jahrg. VIII.)
Nr. 74—83 Gesch. der Verf.
84. Conwentz, Die Heimatkunde in der Schule ... Zweite vermehrte Auflage. Berlin: Gebr. Borntraeger 1906. 8°.
85. Finot, Jean, Das Rassenvorurteil. Berlin: Hüpeden & Merzyn 1906. 8°.
Nr. 84, 85 u. 94 vom Verleger.
86. Chardin, Voyages en Perse, et autres lieux de l'Orient. Tome I et II. Paris: P. M. Huart l'ainé 1723. 8°. 1 Bd.
87. Taverniers, Johan Baptista, Beschreibung der sechs Reisen in Türckey, Persien und Indien ... in der Hoch-Teutschen Sprach ans Licht gestellt durch Johann Herman Widerhold. Buch 1—3 nebst Anhang. Genff: J. H. Widerhold 1681. 4°.
Nr. 86 und 87 Angekauft.

88. Wahrheit, Die, Erste Deutsche Zeitschrift in Japan, herausgegeben von Hans Haas. Jahrg. 5—6. Tokyo 1904—1905. 8°. Gesch. d. Hrn. Dr. Nachod.
89. Fornvännen meddelanden från K. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien 1906. Stockholm: Wahlström & Widstrand 1906. 8°. Heft 1. V. d. K. Vitterh. Hist. o. Antikv. Akademien.
90. Sammlungen, Ethnographische, des Ung. Nationalmuseums:
    I. Beschreibender Katalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Birós aus Deutsch-Neuguinea (Berlinhafen). Budapest 1899. 4°.
    II. Magyarische Typen. Erste Serie: Die Umgebung des Balaton, zusammengestellt von Johann Jankó. Budapest 1900. 4°.
    III. Beschreibender Katalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Birós aus Deutsch-Neuguinea (Astrol.-Bai). Budapest 1901. 4°. V. Ung. Nationalmuseum.
91. Mitteilungen aus der livländischen Geschichte. Riga: N. Kymmel 1893—1904. 8°. Bd. 15—19.
92. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands. Riga 1894—1905. 8°. Jahrg. 1893—1904.

Nr. 91 u. 92 v. d. Ges. f. Gesch. u. Altert. d. Ostseeprovinzen Russlands.

93. Lemaire, Ch., Grottes et Troglodytes du Ka-Tanga. Paris: Masson & Cie. o. J. 8°. (Aus: La Géographie, Bulletin de la Soc. de Géographie.) Gesch. d. Hrn. Staudinger.
94. Thiele, Ottomar, Über wirtschaftliche Verwertung ethnologischer Forschungen. Tübingen: H. Laupp 1906. 8°. Vom Verleger.
95. Führer durch das böhmisch-slavische Ethnographische Museum. Prag o. J. 8°.
96. Führer, Derselbe [Czechisch]. Praze 1904. 8°.
97. Sturge, Allen, Collection préhistorique. Catalogue descriptif. Nice 1906. 8°.
98. Guébhard, Adrien, Essai d'inventaire des enceintes préhistoriques (Castelars) du Département du Var. Le Mans 1906. 8°. (Aus: Compte rendu du Premier Congrès préhist. de France (Périgueux 1905).
99. Nüesch, Jacob, Das Kesslerloch bei Thayngen, Kanton Schaffhausen ... 2. Mitteil. o. O. 8°. (Aus: Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde 1904 05.)
100. Baye, Baron de, Au nord de la chaine du Caucase. Paris: Nilsson 1899. 8°. (Aus: Revue de Géographie.)
101. Baye, Baron de, Au sud de la chaine du Caucase. Paris: Nilsson 1899. 8°. (Aus: Revue de Géographie)
102. Baye, Baron de, En Lithuanie. Paris: Nilsson 1905. 8°.
103. Hermet, La statue-Menhir de Frescaty, commune de Lacaune (Tarn) o. O. u. J. 8°.
104. Schweinfurth, G., Deutsch-französisches Wörterverzeichnis der die Steinzeit betreffenden Literatur. o. O. 1906. 8°.
105. Leune, Notice sur la toise horizontale papillault-lapicque. Paris o. J. 8°. (Aus: Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthrop. de Paris.)
106. Evans, Arthur J., Essai de classification des époques de la civilisation minoenne. Londres: B. Quaritsch 1906. 8°.
107. Prelle de la Nieppe, Edgar de, Guide du visiteur. Musée Royal d'armes et d'armures de la Porte de Hal. Bruxelles 1903. 8°. (Aus: Musées Royaux des Arts décoratifs et industriels.)
108. Conwentz, Nachweis der hauptsächlichsten Veröffentlichungen aus der Erdkunde, Bodenkunde, Pflanzenkunde, Tierkunde, Vorgeschichte und Volkskunde der Provinz Westpreussen. Danzig 1906. 8°.
109. Stołyhwo, Casimir, Crânes péruviens. Cracovie 1906. 8°. (Aus: Bull. de l'Acad. des Sciences de Cracovie.)
110. Girod, Paul, Contribution à l'Étude des Bâtons perçés. — Un Nouveau Bâton de la Madeleine. Paris: Baillière et fils 1906. 4°. (Aus: Les Stations de L'age du Renne ...)

111. Foureau, M. F. et E. F. Hamy, Considérations générales sur les collections archéologiques recueillies. — Verneau, Les industries de l'age de pierre Saharien, d'après les collections de M. F. Foureau. Paris: Masson et Cie. 1905. 4°. (Aus: Foureau, Documents scientifiques de la mission Saharienne ...)
112. Hamy, E. T., Nouvelles observations sur la grotte de Kakimbon. o. O. 1900. 8°. (Aus: Bull. du Mus. d'hist. naturelle)
113. Hamy, E. T., Sur une sépulture néolithique découverte par M. H. Corot sous un tumulus à Minot (Côte-d'Or). o. O. 1901. 8°. (Aus: Bull. d. Mus. d'hist. nat.)
114. Hamy, E. T., L'âge de pierre de la Falémé. o. O. 1901. 8°. (Aus: Bull. d. Mus. d'hist. nat.)
115. Hamy, E. T., Les Tumulus des Vendues de Verroilles et de Montmorot, à Minot (Côte-d'Or). o. O. 1902. 8°. (Aus: Bull. d. Mus. d'hist. nat.)
116. Hamy, E. T., Note sur un Axis humain de la grotte de Fées, à Arcy-sur Cure. o. O. 1904. 8°. (Aus: Bull. d. Mus. d'hist. nat.)
117. Hamy, E. T., Sur une hache en limonite trouvée aux environs de Konakry (Guinée Française). o. O. 1904. 8°. (Aus: Bull. d. Mus. d'hist. nat.)
118. Hamy, E. T., L'âge de pierre à la Côte de l'Ivoire. o. O. 1904. 8°. (Aus: Bull. d. Mus. d'hist. nat.)
119. Hamy, E. T., Le crâne de Métreville (Eure). o. O. 1905. 8°. (Aus: Bull. d. Mus. d'hist. nat.)
120. Hamy, E. T., Sculptures Haïda. Le Puy, 1902. 8°. (Aus: Congrès Internat. des Amér. de Paris 1900.)
121. Hamy, E. T., Note sur le Plaustellum poenicum. — Note sur les Ruches berbères. Paris: A. Picard et fils 1900. 8°. (Aus: Comptes rendus de l'Acad. d. Inscript. et Belles-Lettres.)
122. Hamy, E. T., Quelques observations au sujet des gravures et des peintures de la grotte de Font-de-Gaume (Dordogne). Paris: A. Picard et fils 1902. 8°. (Aus: Comptes rendus du l'Acad. d. Inscript. et Belles-Lettres.)
123. Hamy, E. T., Les „Ardjem" d'Aïn-Sefra de Magrar-Tahtani et de Beni-Ounif (Sud-Oranais). Paris: A. Picard et fils 1905. 8°. (Aus: Comptes rendus de l'Acad. d. Inscript. et Belles-Lettres.)
124. Hamy, E. T., Note sur un gisement de labradorites taillées découvert par le Dr. Maclaud au confluent de la Féfiné et du Rio-Grande (Guinée Portugaise). Paris: Masson et Cie 1905. 8°. (Aus: l'Anthropologie.)

Nr. 95—124 Gesch. d. Verf.

Druckfehler-Berichtigung.

In Heft 1/2 auf S. 158, Zeile 2 von oben, muss es statt Bischof von Asisi Bischof von Axieri heissen.

(Abgeschlossen den 19. Mai 1906.)

Die Lössbildung in Mitteleuropa und ihre Beziehung zur steinzeitlichen Besiedlung.

+ EINHEITLICHE BANDKERAMIK und LINEARVERZIERUNG.
⊖ GETRENNTE HINKELSTEINTYPEN.
O SCHNURKERAMIK.
X MISCHFORMEN. (RÖSSEN, NIERSTEIN, GROSSGARTACH, SCHUSSENRIED, MONDSEE)
V PFAHLBAUKERAMIK.
U GLOCKENBECHER.
LÖSS.

A. Schliz: Der schnurkeramische Kulturkreis und seine Stellung zu den anderen neolithischen Kulturformen in Südwestdeutschland.

I. Abhandlungen und Vorträge.

1. Die primitive Kunst der Mentawai-Insulaner.[1])

Von

Alfred Maass.

(Mit Tafel VII—IX.)

Die Mentawai-Inseln sind eine Gruppe kleiner Inseln, welche sich längs der Westküste Sumatras in einer mittleren Distanz von 120—140 *km* hinziehen. Im Jahre 1897 hatte ich Gelegenheit, mehrere Monate auf der kleinen Insel Süd-Pora dieser Gruppe zu verweilen zwecks ethnographischer Studien. In meinem Buch „Bei liebenswürdigen Wilden“, ein Beitrag zur Kenntnis der Mentawai-Insulaner, habe ich bereits die Ergebnisse dieser Studienreise publiziert. Heute sei es mir gestattet, näher auf die primitive Kunst dieser Eingeborenen eingehen zu dürfen. Die Initiative, welche mich hierzu veranlasste, wollen die Leser dieser Zeilen einerseits in dem grossen Interesse, das augenblicklich für naive Kunstauffassung herrscht, andererseits in dem Wunsch erblicken, dass ich gerne das bei mir in meinen Sammlungen ruhende bisher noch nicht veröffentlichte Material einem weiteren Kreis von Interessenten und Fachleuten zugänglich machen möchte.

In der Naturkunde begegnen wir dem Satz, dass in der Ontogenese sich die Phylogenese wiederspiegelt, d. h. wir können dabei die Beobachtung machen, dass aus der Entwicklung des Einzelwesens die Entwicklung der Menschheit gefolgert werden kann; versuchen wir die Richtigkeit dieses Gedankens auch in der Kunst der Mentawai-Insulaner nachzuweisen.

Zur näheren Präzisierung des Wortes Kunst möchte ich darauf hinweisen, dass die Ästhetik allgemein zwei grosse Gruppen unterscheidet. Die Künste der Ruhe, die wir gewöhnlich mit dem Namen der bildenden Künste zusammenfassen, und die Künste der Bewegung. Für uns soll für heute nur die Gruppe der bildenden Künste in Betracht kommen. Vermutlich dürfen wir ihren Ursprung in der Zierkunst suchen. Die Veranlassung hierzu war der Körper des Menschen, an dem diese Kunst ihre frühesten Blüten trieb. Es wird dementsprechend meine Aufgabe sein, Sie zunächst mit dem Körperschmuck der Mentawai-Insulaner be-

---

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 17. Februar 1906.

kannt zu machen. Im weiteren Verlauf der Entwicklung der bildenden Künste bei diesen Eingeborenen, die sich selbst Ši ka lä-lägat nennen, werden wir sehen, dass ihnen das Bedürfnis, den Körper allein zu schmücken, im Laufe der Zeit nicht mehr genügte. Die natürliche Folge hiervon war, dass sich notwendigerweise ein grösserer Umschwung in den Kunstphasen geltend machen musste, der sich auf Waffen und dann weiter auf Geräte übertrug. Endlich wird es meine Aufgabe sein, auch den primitiven Erzeugnissen der freien Bildnerei die ihnen gebührende Beachtung zu schenken. Wir hätten uns bei diesen letzteren vor allem mit jenen Skulpturen und Malereien zu beschäftigen, die nicht wie die Erzeugnisse der Zierkunst hauptsächlich zu dekorativen Zwecken des Körpers dienen, sondern eine mehr selbständige Bedeutung besitzen.

Bevor wir uns mit der Frage der Tendenz des Schmuckes bei einem Naturvolk wie die Ši ka lä-lägat beschäftigen, haben wir in erster Linie unser Augenmerk darauf zu richten, ihn selbst kennen zu lernen. Die Zierkunst, die Kunst des Schmuckes, macht uns zunächst mit zwei Arten bekannt. Wir unterscheiden festen und beweglichen Schmuck. Zu ersterem rechnen wir jene bleibenden kosmetischen Umbildungen des Körpers, die durch das Hervorbringen von Ziernarben, das Tätowieren, die Durchbohrung des Septums der Lippen und der Ohren veranlasst werden. Der bewegliche Schmuck steht nur mit dem Körper in loser und zeitweiliger Verbindung. Wir treffen ihn in den ungezählten Formen von Büscheln, Bändern, Gürteln, Ringen, Gehängen, die oft zu dem kostbarsten Besitz der Primitiven zählen, an.

Die primitivste Form des beweglichen Schmuckes, die Sitte der Körperbemalung, möchte ich gleich an erster Stelle behandeln, da wir sie auf der niedrigsten Kulturstufe antreffen. Ich greife sie deshalb heraus, weil ich sie für die Urform des Schmuckes ansprechen möchte, doch glaube ich darauf hinweisen zu müssen, dass sich zwischen ihr und den wenigen Arten des festen Schmuckes ein Causalconnex befindet.

Ehe wir aber die Art und Weise der Körperbemalung kennen lernen, haben wir uns noch mit einigen Untersuchungen über den Farbensinn der Eingeborenen zu beschäftigen. Ihre Kenntnis der Farben ist nur von minimalem Umfang, sie unterscheiden eigentlich nur vier Hauptfarben, bulau (in Ši Bérut ši ma pušu-äu): weiss, laka: rot, kinäu: gelb und pušu: schwarz. Alle feineren Nüancen sind ihnen unbekannt. Den Grund hierfür haben wir in dem den Naturmenschen eigentümlichen Farbenempfindungsvermögen zu suchen. Im weiteren Verlauf dieser Zeilen werden wir dies noch näher zu begründen haben.

Bezüglich des Farbensinns unserer Eingeborenen habe ich die ebenso interessante wie höchst eigentümliche Beobachtung machen können, dass bei dem Causalconnex zwischen kindlichem Farbensinn und der Farbennomenklatur der Ši ka lä-lägat ein analoger Zusammenhang besteht.

Seine richtige Würdigung kommt dadurch am besten zum Ausdruck, dass sich der Farbensinn des Kindes einerseits mit dem Zustand der Farbenempfindung andererseits verquickt. Der sich hieraus wiederum ergebende physiologische Schluss zeigt uns dementsprechend, dass bei unseren

Eingeborenen vor allem in der Grösse des Lichteindruckes die ganze Kraft seines Farbenempfindungsvermögens beruht und diese für ihn den massgebenden Wertmesser seiner Erkenntnis bildet. Am folgenden Beispiel möchte ich das Ebengesagte noch einmal beleuchten. Nehmen wir die Farbe pušu schwarz. Sie bedeutet für den Eingeborenen nicht nur schwarz, sondern wird auch für dunkelblau und dunkelrot angewandt. Eine ähnliche Erscheinung finden wir bei den benachbarten Niassern, die z. B. blau, violett, schwarz und grün einfach mit saitõ; orange und gelb mit sa' usõ bezeichnen. Wir ersehen hieraus, dass der Lichteffekt allein das bedingende Agens für den Eingeborenen bildet. Er bezeichnet alles, was dunkel ist, mit pušu. Hieraus ergibt sich die eigentümliche physiologische Erscheinung, die wir auch bei anderen Naturvölkern antreffen können, dass das Auge des Eingeborenen für Farben mit grösserer Wellenlänge, wie rot, gelb, mehr sensibel ist als für Farben kürzerer Wellenlänge, wie grün und blau. Weiter aber zeigt uns noch dies einfache Beispiel die gewaltige diametrale Anschauung, welche ihre Sphären zwischen Farbenauffassung bzw. Erkenntnis der Mentawai-Insulaner und dem feinnüancierten Farbensinn des Kulturmenschen zieht, der sich im Laufe der Zeit durch die Klassifikation bei ihm herausgebildet hat. Für uns bedingt sozusagen der enge Zusammenhang der verschiedenen Farbentöne vor allem den massgebenden Wert, während bei den Naturmenschen dies eigentliche primum movens eine untergeordnete Rolle spielt, also was für die Erziehung zum Kulturmenschen ausschlaggebend, ist für den Naturmenschen gleichgültig.

Wie wir weiter aus dem Vorstehenden gesehen haben, besteht eine interessante Ähnlichkeit zwischen der chromatischen Betätigung, sowie dem Farbensinn des Kindes und der Farbennomenklatur von Naturvölkern. Gehen wir noch einen Schritt weiter, so gelangen wir ferner zu dem interessanten Ergebnis, dass sich selbst noch eine Ähnlichkeit in verbalen Farbenausdrücken vieler Sprachen findet. Das Bemerkenswerte aber wird immer die Tatsache bleiben, dass wir nach unserer Kenntnis und den Wahrnehmungen, die wir am Kinde gemacht haben, zu dem Resultat gelangen müssen, dass gewisse genetische Aufschlüsse uns überhaupt erst über die Empfindung der Farbennomenklatur belehren.

Die grossartigen Untersuchungen des bekannten Polarforschers Preyer haben uns den Beweis dafür geliefert, dass in allererster Linie „nur die Intensität des chromatischen Eindrucks die Entwicklung der sprachlichen Ausdrücke bestimmt"; wenn es demgemäss nicht mehr anzuzweifeln ist, dass all' die Farben, welche das Kind zuerst und am schnellsten erkennt, bzw. verstehen lernt, auch zu allererst bei ihm zur sprachlichen Entwicklung kommen, während wiederum die Farben, die es nicht sogleich zu erfassen vermag, in ihren sprachlichen Ausdrücken verschwommen bleiben, so werden wir unwillkürlich von der Vermutung beeinflusst, ob nicht etwa ein ähnliches Wechselverhältnis, wie es beim Kinde zwischen Farbenempfindung und Farbensprache besteht, auch bei den Naturvölkern in Betracht kommen könne, und ob gleichfalls die eigentümliche Beschaffenheit der Farbennomenklatur so vieler toter und lebender Sprachen

nicht auch mit der Farbenempfindung der betreffenden Volksstämme in genetischen Einklang gebracht werden könnte. Ich glaube nun, wenn es erlaubt ist, an dieser Stelle die eigene unmassgebliche Meinung zum Ausdruck bringen zu dürfen, dass wir geradezu zu einem derartigen Schritt gedrängt werden. Wir wissen, wenn wir uns mit den Preyerschen Untersuchungen bekannt gemacht haben, dass das erste Leitmotiv beim Kinde, um zur Bildung seines chromatischen Wortschatzes zu gelangen, durch rein physiologische Momente beeinflusst wird. Seine chromatisch verbalen Ausdrücke gehen sozusagen mit der Intensität seiner Farbenempfindung eine proportionale Evolution ein. Dieses nicht abzuleugnende Argument bestimmt uns aber, dem physiologischen Einfluss bei der Bildung der Farbennomenklatur überhaupt einen gebührenden Wert beizumessen. Verfolgen wir weiter die Beobachtungen am Kinde mit retrospektiver Berücksichtigung der Preyerschen Untersuchungen, so dürfen wir uns eingestehen, dass wir nirgendswo den Beweis erbracht sehen, der nur für den kindlichen Sprachschatz eine besonders einschneidende Wirkung ausübte, ohne überhaupt für die Entwicklung der sprachlichen Verkörperungen der Sinneseindrücke von Bedeutung zu sein. Berücksichtigen wir ferner diejenigen physiologischen Gesetze, die einen nicht unwesentlichen Einfluss der Entstehung gemäss ausüben, so kommen wir auf Grund der Preyerschen Untersuchungen zu dem Ergebnis, dass diese für alle Sinnesempfindungen den gleichen Wert haben.

Ethnologische Untersuchungen des Farbensinnes, wie sie von Magnus angestellt wurden, haben weiter zu dem Resultat geführt, dass zwischen den physiologischen Äusserungen, welche die Nomenklatur der Sinnesempfindungen bedingt, ein causaler Zusammenhang besteht, und dass man den wirklichen Wert der Nomenklatur nur dann richtig zu erkennen vermag, wenn man die physiologischen Erscheinungen der Sinnesorgane berücksichtigt. Kehren wir nach diesen nicht unwesentlichen Betrachtungen zu unseren Eingeborenen zurück.

Die Bemalung des Körpers geschieht bei den Mentawai-Insulanern nach zwei Richtungen hin. Einmal im kosmetischen Sinne, zum andern Mal bei Kriegszwecken. Gelb, die uralte Kultusfarbe der Chinesen, die wir im gewissen Sinne auch bei den Indern antreffen, die Farbe, mit welcher wir den Neid zu symbolisieren suchen, sie dient den Ši ka lä-lägat als ihr einziges Kosmetikum. Sie benutzen zur Verschönerung ihres Körpers den Saft einer Wurzel, die sie mit kinäu (mal. كونيڠ kuning) bezeichnen, die uns unter dem Namen Fibrauräa chloroleuca Miers bekannt ist. Nach dem Bade wird der Körper mit diesem Saft eingerieben und erhält dadurch eine ins Gelbliche schimmernde Farbe. Besonders sind es Leute jüngeren Geschlechtes, welche sich an diesem Kosmetikum erfreuen, Mädchen sowohl wie Jünglinge. Von den Eingeborenen in Ta bekat auf Ši Bérut hatten wir seinerzeit in Erfahrung gebracht, dass sie sich ihre Gesichter mit Russ, dem Kokosöl zugesetzt ist, schwärzen, dann mit dem Saft von Kinäu bemalen. Sie sollen die einzigen Mentawai-Insulaner sein, wie uns der malaiische Regierungsagent der Holländer sagte, die bei Ausbruch des Krieges noch Bemalung anlegen. Wie wir

aus dem Gesagten ersehen, ist der Farbenreichtum in der Bemalung bei unseren Insulanern auf ein Minimum beschränkt. Er erreicht sogar noch nicht einmal die allgemein vorherrschende Skala bei Naturvölkern, die sich aus den vier Farben schwarz, weiss, rot und gelb zusammensetzen. Ja ich darf sogar behaupten, dass die Eingeborenen der Mentawai-Gruppe insofern noch eine Sonderstellung bei der Bemalung ihres Körpers einnehmen, als sie die Lieblingsfarbe der Primitiven, wie die Lieblingsfarbe fast aller Völker, das Rot mit einem Strich ins Gelbliche strahlend, nicht anwenden. Schon der grosse Olympier in Weimar rühmte in seiner Farbenlehre die unvergleichliche gefühlserregende Kraft des Gelbrots. Goethe sagte: „Die aktive Seite ist hier in ihrer höchsten Energie und es ist kein Wunder, dass energische, gesunde, rohe Menschen sich besonders an dieser Farbe erfreuen. Man hat die Neigung zu derselben bei wilden Völkern durchaus bemerkt" (Farbenlehre 775). Bei den Ši ka lä-lägat übt eben das Gelb einen ganz eigentümlichen Charakter aus, dadurch, dass es auf ihrer braunen Hautfarbe getragen wird, bekommt es den charakteristischen Stich ins Rötliche. Es ersetzt sozusagen das Rot, welches wir bei anderen Naturvölkern haben. Von dem Mincopie auf den Andamanen wissen wir sogar, dass Gelb geradezu hier einen Ersatz für Rot bietet.

So interessant und vielseitig auch die Körperbemalung überhaupt bei Naturvölkern ist, so haftet ihr dennoch ein grosser Mangel an, der sich auch für unsere Eingeborenen ins Treffen führen lässt. Es schwebt über jeder Bemalung der Unstern mangelhafter Haltbarkeit. Die Natur des Menschen, sein Instinkt, trachtete danach, dauernd den Körper geschmückt zu sehen und so kämen wir zu jenem festen Schmuck der Narbenverzierung, der wir namentlich bei einigen zentralafrikanischen Negerstämmen des Kongobeckens, den Bakuba und Baluba in hervorragender Weise begegnen. Für uns kommt sie nicht weiter in Betracht, da die Sitte bei den Mentawai-Insulanern unbekannt ist und jene nicht zu den dunkelfarbigen Völkern zu zählen sind, bei denen ausschliesslich die Narbenverzierung Eingang gefunden hat, weil die Narben vor allem bei den dunkelhäutigen Rassen am besten zur charakteristischen Geltung kommen.

Dieser letzte Umstand leitet uns bei Berücksichtigung analoger Grundsätze zu der Erkenntnis, dass es namentlich die Völker mit hellerer Haut sind, bei denen die Tätowierung zum Ausdruck kommt. Zu ihnen zählen auch die Ši ka lä-lägat. Sie tätowieren den Körper mit Ausnahme der Füsse in zarten einfachen geometrischen Linien, die grösstenteils geradlinig verlaufen, nur im Gesicht, auf jeder von beiden Wangen, in eleganter Kurve endigen. Da ich mich in dieser Arbeit hauptsächlich mit der künstlerischen Seite des Tätowierens zu befassen habe, so muss ich es mir versagen, ethnographische Gesichtspunkte hier zu berühren. Vom künstlerischen Standpunkt also die Tätowierung weiter beleuchtet, sehen wir, dass sie bis zum Zeitalter der Mannbarkeit vollendet wird, was nach dieser Zeit noch entsteht, hängt von dem Liebhaberwert jedes einzelnen ab, sich zu schmücken. In der Regel werden je nach Geschmack und Neigung bei dem Individuum die vorhandenen Linien erweitert oder ver-

breitert. Zu diesen Erweiterungen zählen auch die Darstellungen von einem Tier auf einem Schenkel oder Fuss. So sah ich einmal auf dem linken Fuss eines Eingeborenen die Zeichnung eines Hahns. Der Häuptling von Ši Oban hatte sich auf dem rechten Oberschenkel einen Vogel tätowieren lassen. Es war dies die einzige Tätowierung, welche ich überhaupt bei Eingeborenen an dieser Stelle beobachtet habe, da für gewöhnlich der linke Oberschenkel für derartigen Schmuck herhalten musste. Bei den Frauen ist die Tätowierung im wesentlichen viel einfacher, so z. B. werden Hände und Beine davon öfter gar nicht berührt. Das Brustschild kommt bei ihnen in Fortfall, dafür bewegt sich eine Linie vom Kinn bis zu den Geschlechtsteilen. Diese wird durch andere auf den Schultern sternförmig sich vereinigende Linien geschnitten. In einigen Orten auf der Inse

Fig. 1. Fig. 1a.

Ši Bérut weicht die Tätowierung von der allgemeinen Form ab, ebenso ist es daselbst Brauch, erschlagene Feinde in Menschenform auf der Stirn zu verewigen. Das Tätowieren kann ein jeder, besondere Künstler gibt es bei den Ši ka lä-lägat nicht. Der Farbstoff, welchen die Mentawai-Insulaner beim Tätowieren benutzen, ist braunes Dammaraharz; vermischt mit Holzkohlenstückchen, unter Zusatz vom Saft des Zuckerrohrs wird dies Mixtum-Compositum zu einer dünnflüssigen Masse angerührt. Vermittels der Tätowiernadel wird die Epidermis der Haut durch Punktieren zerrissen und es entstehen die gewünschten Muster auf dem Körper. Diese Nadeln haben gewöhnlich die Form eines Vogels, dessen eines Bein die eigentliche Nadel aus Messing oder Eisen darstellt. Ein spatelförmiger Stab, mit dem der Leib des Vogels geklopft wird, bewirkt, dass die auf der Haut zu punktierenden Muster oder Linien erscheinen. Die so ent-

stehenden kleinen Wunden werden dann mit der Farbmasse eingerieben und erscheinen nach vollendetem Heilungsprozess in bläulicher Farbe unter der Haut durchschimmernd. Eine typische Tätowierung, wie ich sie in Ši Oban von dem Eingeborenen Ši Maila erhielt, füge ich hier als Fig. 1 bei. Auf dieser Zeichnung sollen die Zahlen den Gang der Tätowierung angeben, während die Buchstaben die Bedeutung der einzelnen Linien bezeichnen. Dementsprechend beginnt die Tätowierung mit

1 Anfang	a) loinakatña, der Baumstamm.
2—4 Fortsetzung	b) suga-suga (mal. رنجڠ-رنجڠ randjang-randjang, Flechtwerk).
5—11 je einen Tag 1 Glied	c) ši ma biauña, die Krümmung.
	a) b) c) = zusammen soroi ši ma-biau.

Sämtliche übrigen Tätowierungen werden nach den Körperteilen benannt, z. B. Fig. 1a titi para: Armtätowierug, titi täi-täi: Rückentätowierung usw. Zum besseren Verständnis füge ich die Abbildung eines alten Mannes auf Fig. 2 bei. Hier sehen wir eine typisch vollendete Tätowierung. Die Zahlen 1—8 bezeichnen:

1. loina-katña (der Baumstamm): senkrecht-mediane Bauchtätowierung.
2. šūga-šūga: die fransenartige Bauchtätowierung.
3. ši ma-biauña (die Krümmung): die parallel laufenden krummen Linien der Bauchtätowierung.
   1, 2, 3. šoroi ši ma-biau genannt.
4, 5. labin-an: ein Teil der Brusttätowierung.
6. būa (Frucht): ein Teil der Brusttätowierung.
7. kašou: die Tätowierungslinie vom Kinn bis zur Schulter.
8. kašou: die Tätowierungslinie von den Backen bis zur Schulter.

Fig. 2.

Wir hätten uns nunmehr mit dem beweglichen Schmuck unserer Eingeborenen zu beschäftigen.

Die Liebe zum Schmucke, die Putzsucht, beginnt mit jenen weitverzweigten Geschöpfen, welche uns Flora als Blumen spendet, und bei den Naturvölkern, die sich noch nicht über unmässigen Aufwand von

Kleidung beklagen können, mit dem Schmücken des eigenen Ichs. Gar seltsame Blüten treibt die Geschmacksrichtung bei Naturvölkern, so dass der Kulturmensch nicht immer vermag, bei ihnen ein ästhetisches Bedürfnis nach Schönheit in der Verzierung ihres Körpers zu entdecken. Die Lust, den Körper zu verschönern, ist zweifellos ein allgemeines Weltgesetz und dennoch gab es einstens eine Zeit, wo in der vollendeten Grazie des körperlichen Ebenmasses der höchste Schmuck bestand. Jene Zeit klassischen Altertums, hellenischer Blüte, in denen ein Phidias seine unsterblichen Werke schuf, die noch heute nach Jahrtausenden das Entzücken jedes künstlerisch geschulten Auges sind. Weder Armbänder, noch Ringe, noch sonstiges Geschmeide ziert eine Venus von Milo, eine medicäische Aphrodite oder jagende Diana. So seinem Jahrhundert weit vorausblickend, hatte der Künstler, ohne die Ursachen zu kennen, erraten, dass der schönste Schmuck des Menschen seine eigene Schönheit sei. Verfolgen wir weiter die Kulturgeschichte der Menschenstämme bis zur Gegenwart, so tritt uns in ausgesprochener Weise ein unwiderlegbares Gesetz entgegen, dessen fundamentaler Charakter sich darin bekundet, dass mit dem steigenden Bewusstsein der Sittsamkeit das Bedürfnis nach Schmuck sinkt. Wie dem aber auch sei, darf man sich doch nicht verhehlen, dass die Freude, den Körper mit Schmuck zu verzieren, in ihrer Evolution im Laufe der Jahrhunderte die Völker und Geschlechter stets zu einem der Gesittung diametralen Weg geführt hat, „sie steigt, wo diese sinkt und umgekehrt“.

Instinktiv weiss der Eingeborene bei der Wahl seines Schmuckes eines der wichtigsten Gesetze in der Lehre von der Farbenharmonie, den Kontrast zu berücksichtigen. Um seine Bedeutung einer genügenden Würdigung zu unterziehen, möchte ich hier kurz die drei Fundamentalsätze anführen, die Prof. Severin Schröder in seinen Darlegungen über Farbenharmonie festgestellt hat:

1. durch den Kontrast kann man Farben erzeugen, wo keine vorhanden sind, also auf grauem, neutralem Grunde;
2. durch Kontraste kann man Farben in ihren Tönen verändern;
3. durch Kontraste kann man die Helligkeit einer Farbe erhöhen oder herabdrücken.

Diese drei Leitmotive zeigen wohl instruktiv genug den Wert, welcher dem Kontrast bei der Anlegung von Schmuck beigemessen werden muss. In welch’ entzückender Weise es die Eingeborenen verstehen, Kontraste, d. h. Ergänzungsfarben unwillkürlich zu erzeugen, werden wir gleich sehen. Vor allem sind es die Kinder aus Floras Reich, die leuchtenden Blumen und farbenprächtigen Blätter, welche einen ungemein reizvollen Schmuck (s. Taf. VII) den Insulanern geben. Von den Blumen ist es die von ihnen als heilig verehrte bäkäu, die bunga raja راج بوڠ der Malaien, uns als Hibiscus rosa sinensis bekannt, deren violett glühende Purpurfarben zu dem sanften weichen Braun des Körpers und mit dem übrigen Schmuck sich harmonisch verbindet. Sehr beliebt ist es auch bei ihnen, sich mit Büscheln leuchtender Crotonarten zu schmücken. Ganz besonders aber lieben sie kleine und grosse Perlen (inu und tuda ge-

nannt). Zu abwechselungsreichen geschmackvollen Mustern wissen sie diese importierten kleinen Glasperlen zu vereinen und als Gehänge (s. Taf. VIII = 1 u. 2) um den Hals zu tragen, während Perlschnüre (šu-šu) in grosser Menge immer nur zu einer Farbe vereinigt, oft in mehreren Dutzend, wie Fig. 4 zeigt, besonders gern von Weibern getragen werden. Ein solcher Halsschmuck wiegt öfters mehrere Kilogramm. Bezüglich der Farbe der Perlen sind es besonders kleine blaue, gelbe, rote und weisse, die sie bevorzugen; auch eine gelbe von mir eingeführte grössere Art nahmen sie gern. Zuweilen befestigen sie auch an dünnen rotgefärbten

Fig. 4.

Rottangstreifen kleine buntfarbige Perlringe, in denen wieder perlmuttglänzende Muschelstückchen befestigt sind. Sie nennen diesen eigenartigen Halsschmuck gärä-gärä (s. Taf. VIII = 3 u. 4). Desgleichen erfreuen sich auch ihre Halsketten des Muschelzierrats (s. Taf. VIII = 5). Sie verfertigen denselben aus der von ihnen benannten bako-Muschel, dem bekannten Nautilus-Boot (Nautilus Pompilius L.). Es werden in die Schale desselben mehrere kleine Löcher gebohrt, mit Leichtigkeit können die Eingeborenen von dieser dann kleine Stückchen absprengen, die durch Schaben und Polieren zu gleich grossen Stücken vereint werden. Öfters

werden auch grössere Stücke von der Muschel gezähnt oder zu einer beliebigen Form verarbeitet, wie Taf. VIII = 5 zeigt. Weiter dienen Perlen mit kleinen Muschelstückchen oder kleinen Klingeln vereint auch zur Verzierung des Haares. Als beliebter Kopfschmuck (ogo) der jungen Leute (s. Taf. VIII = 7 u. 8). Auch dicke Perlketten, wie Taf. VIII = 9 zeigt, werden getragen, ebenso haben sie auch einen Stirnschmuck aus Perlen, kirit mit Namen. Eine wichtige Rolle im Schmuck der Ši ka lä-lägat spielt der Messingdraht (kili-kilit), der in einer Stärke von 3 bis 4 *mm* zu Fingerringen (čip-čip), Armbändern und Fussringen Verwendung findet. Die Männer tragen öfters einen einfachen dicken Messingring als Armband (lätju). Die Weiber haben hübsche Spangen, die gleich um das Handgelenk in mehreren Windungen gelegt werden, wie Fig. 4 zeigt. Zu Arm- und Fussringen benutzen die Eingeborenen aber auch gern ein kohlschwarz schimmerndes Schlinggewächs, das auf Baumkronen vorkommen soll. Die Hüften wissen sie mit niedlichen rotgefärbten öfters mehr gewundenen Rottangstreifen zu schmücken, welche sie manchmal auch mit buntfarbigen Perlen verzieren. Es ist dies ein ebenso reizvoller wie kleidsamer Schmuck. Einen weiteren Schmuck bilden die Amulette der Eingeborenen. Sie dienen namentlich dazu, böse Geister (š'a-nitu) und Krankheiten, z. B. Fieber, fernzuhalten. Gewöhnlich werden diese Amulette an einer Schnur um den Hals getragen, zuweilen auch im Haarschopf. In der Regel sind es kleine Rottangröllchen, in denen sich in Zeug gewickelte Blätter oder Holzstückchen befinden. Diese Röllchen werden dann öfters an den Enden mit Hahnenfedern verziert, manchmal werden auch Früchte zu Amuletten benutzt. Sehr beliebt bei ihnen sind auch Amulette, wie sie Fig. 5 darstellt, um den Hals zu tragen. Diese Amulette, ṅalaū mit Namen, bestehen aus einem Halsreifen von Rottang, an dem sich in einem Stückchen Zeug mehrere Blätter oder Holzarten befinden, die mit gefärbtem Rottang verschnürt sind. Sie bilden das eigentliche Amulett. Bastfasern, kleine weisse und blaue Perlen, Hühnerfedern verzieren gewöhnlich derartige Amulette. Ein ähnlicher Amulettschmuck an einem Messingreif, mit Hahnenfedern geschmückt, findet sich auf Taf. VIII = 6. Auf der Insel Ši-Bérut, der nördlichsten und grössten

Fig. 5.

Insel der Mentawai-Gruppe, tragen Ärzte einen Schmuck von Hahnenfedern, wenn sie in ihrem Beruf als solche oder als Priester oder Zauberer wirken. Die beigefügte Fig. 6 zeigt einen jungen Arzt (Ši-käräi) aus dem Dorfe Ši-Bérut, der diesen Schmuck, der zugleich ein Abzeichen seiner Würde ist, im stark erweiterten Ohrläppchen befestigt hat. Auf Taf. VIII = 10 sehen wir nochmals diesen Schmuck als Einzelfigur.

Verlassen wir hiermit den Schmuck der Eingeborenen, lenken wir unser Augenmerk auf die dekorative Art, wie sie es verstehen, ihre Gegenstände mehr oder minder zu verzieren, sei es an Waffen oder an

Fig. 6.

Geräten, die zum Hausrat des täglichen Lebens dienen. Lernen wir weiter im Verlauf dieser Zeilen auch die künstlerischen Eigenschaften der Mentawai-Insulaner als Zeichner kennen. Um die Erzeugnisse einer primitiven dekorativen Kunst recht zu würdigen, müssen wir uns zunächst mit ihrem Ursprung beschäftigen.

Die Natur, die grosse Lehrmeisterin des Menschen in der Kunst, sie hat es mit ihrem unvergleichlichen Reichtum an Formen auch bei Naturvölkern verstanden, ihnen das Ominum movens der Kunst, den Stil, aufzudrücken. Dabei können wir die interessante Beobachtung machen, je mehr oder minder streng diese Völker von dem pulsierenden Leben abgeschlossen sind, desto dankbarer wird es sein, zu untersuchen, wie sich

die Kunst bei ihnen in ihrer Isoliertheit entwickelt hat. Vor allem sind es die Inselvölker, welche uns hier bei dieser Untersuchung in erster Reihe eine Fülle anregenden Stoffes bieten. Ich will nur kurz die hochentwickelte Kunst der Südsee-Insulaner erwähnen, wo oft durch räumlich entfernte Trennung der einzelnen Inselgruppen sich ein charakteristischer Stil ausgebildet hat, von einer Schönheit in der Linienführung und einem Reichtum an Formen und Farbe, die jeden Kenner erfreuen werden. Betrachten wir jetzt näher die Kunst der Mentawai-Insulaner.

Jede Kunst besitzt bekanntlich ihren Stil, auch die Eingeborenen der Mentawai-Gruppe dürfen darauf Anspruch erheben, im Laufe der Zeit in ihren künstlerischen Darstellungen einen solchen zum Ausdruck gebracht zu haben. Das Charakteristische dieses Stils sind lineare Figuren. Eine fröhliche, naive Kunst ist es, die bei diesem Inselvölkchen ihre bescheidenen Blüten treibt. Weder Zeichenstift noch Feder benutzen sie zur Herstellung ihrer ornamentalen Verzierungen, da ihnen diese Gegenstände einer höheren Kultur unbekannt sind. Vermittels scharfer Gegenstände ritzen sie ihre Zeichnungen auf Holz ein; ein Stückchen Holz in Stäbchenform dient ihnen als Pinsel, Pflanzensäfte bilden die Farben. Besonders möchte ich darauf hinweisen, dass bei den Zeichnungen der Mentawai-Insulaner neben der Freude, Gegenstände mit ornamentalen Verzierungen zu schmücken, das Reinfigürliche eine dominierende Stellung einnimmt. Seltener dagegen begegnen wir in ihren Zeichnungen die Lust, Pflanzen abzubilden, oder gar sie stilisiert zu behandeln. Ich möchte eine Erklärung für diese beachtenswerte Erscheinung darin finden, dass es ihnen genau so geht, wie bei uns den Kindern, die ihre ersten Zeichenversuche machen. Das, was diese namentlich interessiert, sind Menschen und Tiere, die die kindliche Phantasie beleben und ihrer naiven Darstellungskunst anheimfallen. Ferner darf nicht unberücksichtigt gelassen werden, dass die rein individuelle Begabung einen nicht unwesentlichen Faktor bei der Herstellung künstlerischer Erzeugnisse bildet. Hieraus aber können wir die Tatsache ableiten, dass je nach dem Massstabe des Könnens der eine oder andere sich entweder mehr für das Ornament begeistern wird oder seine Phantasie wird eine grössere Anregung oder Freude bei der Herstellung reinfigürlicher Gegenstände empfinden. Auch können wir auf den Mentawai-Inseln die allgemein bei Naturvölkern gemachte Wahrnehmung wieder bestätigt finden, dass es vor allem die frei als Jäger oder Fischer umherstreifenden Männer sind, die sich mit künstlerischen Darstellungen beschäftigen, nur gering ist der Anteil der Weiber, die etwas für die Kunst leisten. Sie kommen also weniger in Betracht. Neben dem Bildungsgrad des Individuums kommt noch der Einfluss des Klimas und des Materials hinzu, welches den Stil beeinflusst.

Wie ich schon anfangs erwähnte, treffen wir bei den Eingeborenen der Mentawai-Gruppe einen durchgebildeten Stil an. Aus simplen Anfängen hat er sich im Laufe der Jahrhunderte zu dem emporgeschwungen, wie wir ihn heute dort finden, aber er ist schon seit Dezennien feststehend. Wie der Urgrossvater seine Waffen verzierte, genau so macht es heute

der Enkel. H. von Rosenberg, der in den Jahren 1847, 1849 und 1852 die Mentawai-Inseln besuchte, zeigt uns in seinen Abbildungen genau dieselben Gegenstände in Form und ornamentaler Behandlung, wie wir sie noch in jüngster Zeit antrafen. Aus vergleichenden Abbildungen werden sie später ersichtlich sein.

Als sich die Ethnographie noch in den Kinderschuhen befand, schenkte man der Frage über die Entstehung des Ornaments wenig Beachtung. Man nahm sie eben früher sehr leicht. Erst seit 25 Jahren begann man dieser wichtigen Frage näher zu treten. Stattlich ist bereits die Anzahl der Gelehrten, welche sich ihrer in mehr oder minder ausführlichem Studium gewidmet haben. Einer ihrer ersten war Hjalmar Stolpe, der im Jahre 1881 in der Société des Sciences naturelles de Neuchâtel sich auf Grund seiner Studien über die Ornamentik der Rara' Tonga-Insulaner äusserte. Den gleichen Stoff für Ethnologie und Kunstwissenschaft behandelten dann 1886 Uhle Holz- und Bambus-Geräte aus Nordwest-Neu-Guinea, 1887 Richard Andree das Zeichnen bei Naturvölkern. Im nächstfolgenden Jahre treffen wir Alfons Stübel mit seiner Arbeit über altperuanische Gewebemuster und ihnen analoge Ornamente der altklassischen Kunst, Dresden 1888, an. Im Jahre 1890 veröffentlichte Hein sein sehr beachtenswertes Werk: die bildenden Künste der Dajak. 1892 aber erschien Stolpes bedeutendste Publikation in dieser Frage, Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker. 1894 brachte uns H. von den Steinen seine prächtigen, elegant geschriebenen Studien unter den Naturvölkern Brasiliens. 1895 finden wir Haddon, Evolution in Art und Schurtz, das Augenornament. In das Jahr 1896 fallen wieder zwei wichtige Publikationen von Weule, die Eidechse als Ornament in Afrika, und K. von den Steinen, über prähistorische Zeichen und Ornamente. 1897 Frobenius, die bildende Kunst der Afrikaner; 1897, 1898 Preuss' künstlerische Darstellungen im Kaiser Wilhelms-Land. Endlich sind noch Holmes amerikanische Untersuchungen zu erwähnen und aus jüngster Zeit 1902 Kuske, der Stand der Ornamentikfrage, und last but not least Kochs brillantes Skizzenbuch „Die Kunst im Urwalde“ 1905.

Fig. 7.

Wenden wir uns zunächst zu jenen Dingen, mit denen wir ein Kinderherz zu erfreuen vermögen, dem primitiven Spielzeug der Eingeborenen. Untersuchen wir an ihm, in welchem Sinne sich die primitive Kunst der Ši ka lä-lägat entwickelt hat. Zunächst begegnen wir da der Nachahmung der menschlichen Figur in der Puppe. Die beigefügte Fig. 7 zeigt, mit wie wenig Mitteln der Eingeborene es versteht, das Herz seines Kindes zu erfreuen. Gewöhnlich werden diese Puppen aus dem weichen Blattschafte der Sagopalme geschnitzt. Einige Stückchen Rottan dienen zur Ergänzung des Körpers für die Gliedmassen. Der kleine Teil eines

Bananenblattes muss zum üblichen Schurz herhalten. Weitaus interessanter und schon mehr Kunstfleiss beansprucht die Herstellung eines Kinderbootes (latjo-at). Diese niedlichen kleinen Boote werden oft bis in die kleinsten Details den grossen Fahrzeugen nachgebildet. Auch hier wird Fig. 8 erläuternd wirken, ebenso wie bei der aus einem Kokospalmenblatt hergestellten Windmühle (to-lä) (Fig. 9) und dem aus gleichem Material verfertigten Flechtwerk (ta-pak) (Fig. 10). In der Verzierung ihrer Waffen, wie Dolch, Bogen, Köcher und Schilde treffen wir bei ersteren malaiische Einflüsse an, z. B. die Verzierung der Dolche als

Fig. 8.

Vogelköpfe. Zuweilen finden sich auch auf diesen Griffen kleine eingelegte Muster, die wie die abgestemmten Zähne der Eingeborenen anmuten, nach unseren Begriffen einem Sägeblatt gleichen, wie die Fig. 11 zeigt. Beim Bogen (rau-rau) wird öfters das eine Ende desselben, welches zum Spannen der Sehne dient, mit Kerbschnitten verziert (s. Fig. 12), wo 1 ütä Kopf, 2 tä-tä-kat Einschnitt, 3 biau Krümmung, 4—6 und 9 azara Kerb, 7 baza Höhlung bei Geräten, 8 und 10—11 bütät Oberstes bedeuten. Die Köcher werden, wie schon zu Rosenbergs Zeiten 1847, 1848 und 1852, namentlich am Kopf des Verschlussdeckels mit Wachsfigürchen ornamentaler Natur verziert. Für gewöhnlich sind es kleine säulenartige Erhebungen aus Wachs, die auf der Mitte des Deckels gestellt und dann mit kleinen Perlen oder Früchten verziert, welche mit

Fig. 9.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 10.

Leichtigkeit in das Wachs gedrückt werden; auch hier wird die Fig. 13 für sich am besten sprechen. Manchmal finden sich auch auf den Köchern kleine ornamentale eingeritzte Zeichnungen, wie Fig. 13 zeigt. Die Köcher werden aus dickem Bambusrohr hergestellt. Schilde, die sich heute nur noch auf der Insel Ši-Bérut befinden, werden mit schönen linearen Mustern, zuweilen auch mit Tieren bemalt. Die beigefügte Fig. 14 zeigt uns einen solchen aus der Zeit Rosenbergs. Gleichzeitig ergreife

Fig. 14.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 19.

ich die Gelegenheit, hier einen ebenfalls älteren Schild auf Taf. IX zur Darstellung zu bringen, wie er sich in meiner Sammlung befindet. Wir sehen auf ihm die Entwicklung der Spirale in schönster Durchführung. Desgleichen haben zu seiner Ausschmückung Tiere Verwendung gefunden. Am Griff der Rückseite ist ein Amulett zum Schutz gegen Feinde befestigt. Im ausgedehnten Massstabe, wenn auch der Natur entsprechend primitiv, finden wir Verzierungen bei Hausgerätschaften, z. B. Löffelstiele in der Manier, wie sie Fig. 16 abbildet, in Form eines Vogelkopfes mit Kerbschnittmuster. Auf den Bügeln ihrer Haarkämme, die gewöhnlich aus Schweineknochen bestehen, befinden sich ebenfalls

ornamentale Muster, mit Flechtwerk zuweilen in Verbindung (Taf. VIII = 11 u. 12). Im Hause des Häuptlings von Ši Oban sah ich sehr dekorativ gestaltete Brettchen, auf denen die Schädel erlegter Tiere befestigt waren, um gegen den bösen Geist zu schützen (s. Fig. 17). Türen und Türschlösser erfreuen sich gleichfalls künstlerischer Behandlung. Sehr ornamental werden die Balken behandelt, und hübsch figürlich die einzelnen Pflöcke, die sie zusammenhalten, ausgebildet; es wird hier gewöhnlich das Motiv des Vogelkopfes angewandt. Einige Zeichnungen, von den Insulanern selbst entworfen, zeigen am besten die Art, wie diese Verzierungen ausfallen. Auf Türen werden mit Vorliebe Tiere im Flach-

Fig. 18.

relief dargestellt, z. B. Affen, Hirsche, Hunde. Auch die Sitzbrettchen in ihren Booten erfreuen sich manchmal figürlicher oder ornamentaler Ausschmückung, wie Fig. 18 zeigen soll. In figürlicher Darstellung erblicken wir auf dem oberen Sitzbrettchen in Fig. 18 links einen Nashornvogel, in der Mitte einen Waldgeist Lako koina und rechts einen Reiher. Auch auf den Wänden ihrer Häuser ritzen sie öfters kleine Abbildungen von Tieren und Ornamenten ein. Zu den selbständigen Bildnereien wäre noch das Schnitzen von Tieren, das Nachbilden figürlicher Darstellungen in Wachs zu erwähnen. Die Bildhauerarbeiten der ersten Klasse dienen gewöhnlich zur Ausschmückung des Hauses, wie der hier beigegebene Vogel zeigt (Fig. 19). Die Nachbildungen in Wachs sind mehr Spielereien, die die Freude an der Nachahmung der Natur zum Ausdruck bringen sollen (s. Fig. 20) einen Hirsch.

Die Hauptzierde ihrer ornamentalen Kunst, in der die linearischen Figuren am besten zur Darstellung kommen, bleiben die Hauptbalken im Häuptlingshause. Als charakteristisches Merkmal sah ich diese Ver-

zierungen in der Form der sich fortbewegenden Spirale, wie wir sie bereits im klassischen Altertum antreffen, als das uns bekannte Ornament des laufenden Hundes, welches die Griechen und Römer schon so anmutig zu gestalten wussten. Man sagte mir, dass es in Ši-Bérut ta lañ-an oder kärä-kat ši ri-ma-ma, d. h. Menschenbalken mit Schädeln verziert, und auf den Menschenfiguren eingeritzt sind, ebenso Hirschbalken mit Zeichnungen dieses Tieres gäbe.

Zum Schlusse möchte ich dieser Arbeit Blätter, die ich mir in Form eines Zeichenbuches bei den Mentawai-Insulanern gesammelt habe, anfügen. Diese dürften insofern einiges Interesse bieten, als sie überhaupt

Fig. 20.

die ersten zeichnerischen Darstellungen bringen, welche von diesen Eingeborenen veröffentlicht werden. Die künstlerische Fähigkeit, mit Stift oder Feder auf Papier zu zeichnen, ist ihnen unbekannt. Alles, was sie sonst zeichnerisch wiedergeben, geschieht gewöhnlich, wie ich schon erwähnte, durch Einritzen auf Holz, und werde ich auch derartige Darstellungen zum Schluss dieses Aufsatzes zur Ansicht bringen. Auf der Insel Ši-Bérut verstehen es dagegen die Eingeborenen, die Malereien ihrer Schilde mit kleinen, weichen Stäbchen auszuführen. Wir unterscheiden auf den beigegebenen Abbildungen zwei Gruppen, figürliche, die Menschen, Tiere und Dinge aus dem Leben der Eingeborenen zur Darstellung bringen, sowie solche, die linearer Natur sind. Bezüglich der Anfertigung dieser Zeichenbuchblätter möchte ich noch bemerken, dass sie entweder mit Bleistift, Buntstift oder Feder frei nach der Phantasie des Zeichners

entworfen worden sind, oder mit dem Messer auf Holz eingeritzt wurden. Untersuchen wir nun die einzelnen Tafeln auf ihren Inhalt.

Dabei werden wir zunächst überrascht sein, mit wie wenig Mitteln die Eingeborenen imstande sind, treffende charakteristische Abbildungen wiederzugeben. In der Einfachheit ihrer Linienführung beruht auch die künstlerische Grösse ihres zeichnerischen Talents. In den folgenden Abbildungen Fig. 21 (1—4) sehen wir Haustiere, wie die Schildkröte si malina (mal. katung betul بتل كاتڠ), den Hund ši butu-an (mal. andjing انجڠ), ši gou-gou (mal. hajam djantan جنتن هايم), den Hahn, die Gans, und weiter ein grosses Haus ūmu ša bäu (mal. roemah besar بسر رومه) abgebildet. Die nächsten Zeichnungen (Fig. 22 u. 23) bringen uns neben Tier- und Pflanzendarstellungen auch Figürliches.

Fig. 21.

Wir erblicken zunächst auf Abbildung 22 ein grosses auf Pfählen erbautes Häuptlingshaus, das uns bereits bekannte uma sa bäu, vor diesem haben wir uns ein im Meere aufgestelltes grosses Fischnetz 2 djarik (mal. poekat ڤوكت) zu denken. Ein Boot 3 abak (mal. kolik كولق), in dem sich zwei Eingeborene befinden, treibt dem aufgestellten Standnetz eine grosse Meeresschildkröte 4, die uns gleichfalls bekannte si malina, zu, um sie zu fangen. Weiter enthält dieses Blatt noch folgende Darstellungen 5, einen Nashornvogel ši palo (mal. boeroeng ĕngang ڠكڠ بورڠ) 6, einen Hirsch šä-šä (mal. kidjang كيجڠ), der zur Art Cervus Muntjak gehört. 7. sehen wir den Affen ma-cäp-čäm (mal. monjet hitam هيتم موڽيت), 8. soll ein im Meere vorkommendes Gewächs, wahrscheinlich Tang vorstellen, die Eingeborenen nennen es Tanai odju (mal. tali aigi), 9. sehen wir einen aufrechtstehenden Affen bilou (Hylobathes syndactylus), 10 stellt die Riesenmuschel Tridacna dar, von den Eingeborenen paläbu genannt; 11, was allerdings kaum für uns verständlich, sollen Bananen sein bago (mal. pisang ڤيسڠ) und in 12 erblicken wir einen Kokosnussbaum loina toität (mal. pohon klappa كلاڤ ڤوهن). Das Blatt ist in Si Oban vom Eingeborenen Ši ma pipiau entworfen worden.

In Fig. 23 wird uns zunächst wieder das typische Häuptlingshaus vorgestellt, in dessen Nähe sich ein kleines Boot befindet mit dem daneben liegenden grossen Boot 3 der ka-laba; 4 bezeichnet einfach einen Baum

Fig. 22.

loina, in 5 sehen wir den Affen djodja Semnopithecus melanophos (mal. tji pai جيقي), 6 stellt uns ein Huhn gougou, 7 den Hirsch šä-šä, 8 noch einmal den Affen djodja, wie er frisst, 9 gougou si tui einen fressenden

Fig. 23.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.

Fig. 24.

1. 2. 3.

Fig. 25.

1 2 3

Hahn, 10 bilou (Hylobathes syndactylus), 11 einen Ši ka lä-lägat und 12 einen Priester ši käräi dar. Fig. 24 zeigt uns zwei Geister, in deren Mitte sich ein Eingeborener befindet. Auf Blatt 25 treffen wir meine Begleiter und meine Wenigkeit an. Fig. 26 u. 27 zeigen uns einen Hahn ši gou-gou (mal. hajam djantan حنتوهانم) und einen Nashornvogel ši palo (mal. boerung engang اعاسق بانودع). Die beiden nächsten Figuren 28 und 29 bringen uns abermals eine zeichnerische Wiedergabe, wie sich die

Fig. 26.

Fig. 27.

Fig. 28.

Fig. 29.

Fig. 31.

Fig. 30.

Fig. 32.

Ši ka lä-lägat den guten und bösen Geist š'a-bulu-ṅan und š'a-nitu vorstellen. Im weiteren Verlauf unserer Abbildungen begegnen wir Fig. 30 der Verzierung einer Hauswand. Wir sehen auch hier den Hirsch sä-sä, (mal. roesa روس), einen Vogel mit Namen Ši-labai, der Reiher, und Affen ši täu (mal. monjet beharu oder monjet betul منلعمبت), umgeben von ornamentalem Schmuck. Die weiteren bildlichen Darstellungen Fig. 31 und 32 bringen uns zwei Balken mit linearen Figuren, hierbei ist zu

bemerken, dass die Balken in ihrer Form von mir gezeichnet wurden. Endlich folgen noch einige verzierte Sitzbrettchen cfr. Fig. 18, wie sie die Eingeborenen in ihren Booten benutzen, neben der linearen Behandlung des einen sehen wir auf dem anderen wieder den ši la-co-coina, den Baumgeist, umgeben vom ši palo, Nashornvogel, und ši labai, Reiher (mal. bangau besar بسرباڠو).

Aus all' den hier wiedergegebenen Abbildungen, die dem Leser in dieser kleinen Studie vorgeführt wurden, zeigt sich deutlich, dass in den Ši ka lä-lägat ein innerer Trieb steckt, ein Bedürfnis bei ihnen vorhanden ist, sich künstlerisch auf ihre naive Art zu betätigen. Wohin unser Auge bei ihnen blickt, sei es im Schmuck oder an den Waffen, sei es an Geräten, die zum häuslichen Leben gehören oder zur Verschönerung des eigenen Heims dienen, überall die primitiven Einflüsse ihrer künstlerischen Darstellungen, die sie mit voller Freude erfüllen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, ein möglichst erschöpfendes Bild von der primitiven Kunst der Mentawai-Insulaner, namentlich von denen auf der Insel Ši Pora gegeben und alles wesentliche in richtiger Erklärung gebracht zu haben. Sollten die Leser dieser Abhandlung aber mit mir gleicher Ansicht sein, dann werde ich in dieser Veröffentlichung meiner Arbeit den schönsten Dank sehen.

---

2. Ostpreussische Beiträge.[1])

Von

Hubert Schmidt.

Im Jahre 1904 kam durch Kauf eine Reihe von Funden aus einem Gräberfelde bei Mingfen, Kr. Ortelsburg in Ostpreussen, bestehend in zahlreichen Tongefässen, zum Teil mit Leichenbrand und Beigaben aus Bronze und Eisen nebst Perlenschmuck, in den Besitz des Königlichen Museums. Eine nur oberflächliche Musterung derselben ergab, dass sie aus verschiedenen Epochen stammen. Aber die Fundangaben waren zum Teil unzulänglich, zum Teil sogar unzutreffend, insofern Gegenstände, die alz zusammengehörig bezeichnet waren, unmöglich zusammen gefunden sein konnten. Denn die Hauptmasse der Funde zeigte den Charakter der spätrömischen Kultur Ostpreussens; eine geringe Anzahl wies entschieden auf die folgende Periode der Völkerwanderungszeit, darunter eine gut erhaltene Spangenfibel. Und gerade diese sollte in einer Urne gefunden sein, die ohne Zweifel der älteren Kulturphase angehört.

So mussten zwar die Funde an Wert verlieren, aber einzelne Stücke sind doch so eigenartig, zum Teil sogar einzigartig, dass eine Publikation derselben nützlich zu sein und Aussicht auf Beifall in weiteren Kreisen zu haben scheint.

Das Gräberfeld liegt nördlich von Ortelsburg auf dem Grundstücke des Bauern Masuch in Mingfen an der Westküste des Slupeksees. Die Urnen standen in einer Kiefernschonung im Sande teils nur sehr flach unter der Oberfläche, teils bis 90 *cm* tief und enthielten Leichenbrand; Steinsetzungen fehlten. Dagegen fanden sich einzelne Steine unregelmässig in der Grube verteilt; auch Kohlen oder Asche wurden beobachtet. Zum Teil waren die Urnen mit flachen Steinen bedeckt und im Laufe der Zeit von ihnen zerdrückt worden.

Der verschiedenartige Fundcharakter der Beigaben lässt die Vermutung zu, dass die Fundumstände verschiedenartig gewesen sein müssen, eine Trennung der Funde also auf Grund der Fundumstände möglich gewesen wäre, wenn sie in gehöriger Weise beobachtet worden wären. Schon die verschiedene Höhenlage hätte einen aufmerksamen Beobachter zur Vor- und Umsicht gemahnt. Auch wäre es natürlich von grossem Interesse, zu entscheiden, welche Gefässe einer älteren oder jüngeren Zeit zuzuweisen sind, zumal da in der ostpreussischen Lokalforschung die Keramik bisher etwas stiefmütterlich behandelt worden ist.

---

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 17. Februar 1906.

Um so mehr wird es sich also empfehlen, nachträglich eine Trennung der Funde zu versuchen, das vorliegende Material seinem Aussehen nach in verschiedene Gruppen zu sondern und die Frage ihrer eventuellen Zusammengehörigkeit in jedem einzelnen Falle zu prüfen sowie ihre Zeitstellung aufzuklären.

Eine derartige Untersuchung, die fern von dem Fundgebiete und ohne die Möglichkeit einer jedesmaligen Vergleichung mit den reichhaltigen Beständen der Königsberger Sammlungen durchzuführen ist, findet eine wesentliche Unterstützung und Förderung durch die Erforschung der masurischen Gräberfelder und die systematische Bearbeitung des dadurch angesammelten Fundmaterials, wie sie zwei eifrigen Lokalforschern in Königsberg zu verdanken sind; die Resultate ihrer Arbeiten sind in der Publikation — Das Gräberfeld von Moythienen, herausgegeben von Emil Hollack und F. E. Peiser, Königsberg 1904 — niedergelegt. Hier finden wir in der historischen Übersicht über diese Gräberfelder (a. a. O. S. 8ff.) auch eine Erklärung für den verschiedenartigen Charakter der Funde von Mingfen. Man hat nämlich in Masurien drei scharf voneinander getrennte Gruppen von Gräbern zu unterscheiden, die drei verschiedenen Kulturepochen entsprechen.

Die älteste Gruppe (I) mit Bestattungen in Brandgruben weist als charakteristische Merkmale eiserne Mittel- und Spät-La Tène-Fibeln der Tischlerschen Periode A, aber auch Bronzefibeln der Periode B auf.

Die mittlere Gruppe (II) mit Leichenbrandbestattung in Urnen und auch in Brandgruben entspricht nach den Beigaben von Waffen und Schmuckstücken den Tischlerschen Perioden B und C, gehört also in die römische Kaiserzeit.

Die dritte Gruppe (III) mit Urnenbestattungen in brandfreiem Boden und nur als Ausnahmen zu beobachtenden Brandgruben ist auffallenderweise ganz ohne Waffen und gehört mit den jüngeren Beigaben, entsprechend den Tischlerschen Perioden D und E, in die Zeit der Völkerwanderungen.

Diese Gruppierung der Funde birgt eine neue, von der Tischlerschen Systematik abweichende Auffassung der Kulturentwickelung Ostpreussens im ersten nachchristlichen Jahrtausend in sich. Denn die Tischlerschen Perioden B und C einerseits, sowie D und E andererseits werden somit als „je eine, in sich abgeschlossene Kulturepoche“ angesehen, innerhalb deren nicht mehr eine zeitliche Aufeinanderfolge verschiedener Perioden stattgefunden, sondern „nur variierende Modeformen“ ihre Herrschaft ausgeübt haben sollen (vgl. Hollack und Peiser a. a. O. S. 18).

Unter den masurischen Gräberfeldern ist nun aber das von Mingfen ganz besonders deswegen von Wichtigkeit, weil hier nach den Beobachtungen der genannten Forscher zwei Kulturepochen in den Gruppen II und III vertreten sind, und jede Ausgrabung auf demselben ist mit besonderer Vorsicht vorzunehmen, da diese beiden Gruppen sich nicht in ihrer ganzen Anlage lokal trennen, sondern die Gruppe III in ihrem nördlichen Teile über den südlichen Teil der Gruppe II sich wegschiebt (vgl. Hollack und Peiser a. a. O. S. 12 f. 19 f.). So erklärt sich meines

Erachtens der verschiedenartige Charakter der ins Königliche Museum gelangten Funde von Mingfen; der von dem Finder beobachtete Umstand, dass die Urnen zum Teil sehr flach unter der natürlichen Bodenfläche, oft kaum handbreittief standen, zum Teil aber eine 90 *cm* mächtige Sandschicht über ihnen lag, weist eben auf die Anlage zweier zeitlich verschiedener Gräberfelder hin. Vermutlich lagen also gerade an der angegrabenen Stelle des Feldes die beiden verschiedenen Schichten übereinander.

Unter diesen Umständen das vorliegende Fundmaterial von Mingfen in die beiden Kulturgruppen einzuordnen, liegt freilich zunächst nur im Interesse der Museumssammlung. Aber die dazugehörigen Nova werden geeignet sein, eine Lücke in den Beobachtungen der genannten Lokalforscher auszufüllen. Auch kann es nicht in meiner Absicht liegen, für die Zwecke der Vergleichung mit den angrenzenden Gebieten das Material vollständig herbeizuschaffen; ich beschränke mich vielmehr im wesentlichen auf die vorliegenden Funde, denen ihre typologische und chronologische Stellung im allgemeinen zugewiesen werden soll.

Beginnen wir mit den Fibeln aus Bronze und Eisen. Folgende Typen sind vertreten:

1. Die Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fusse ist in Bruchstücken sowohl aus Eisen wie aus Bronze vorhanden (Kat. Nr. Ia 888. 889). Über Fundumstände fehlen nähere Angaben. Die eiserne Fibel ist von einfachster Form, wie bei Tischler-Kemke, Ostpreussische Altertümer, Tafel III, 9. 11; ein analoges Fundstück aus Mingfen ist abgebildet: Gräberfeld von Moythienen S. 24 Fig. 20. Die Fragmente der bronzenen Exemplare gehören zu den Formen mit aufgezogenen, geperlten Drähten, wie bei Tischler-Kemke Tafel III, 14. 17.

Fig. 1.

In den masurischen Gräberfeldern ist die Fibel mit umgeschlagenem Fusse für die Gruppe II charakteristisch; vgl. Gräberfeld von Moythienen S. 23f., Tafel I. VI. VII. Sie ist überhaupt über ganz Ostpreussen verbreitet und in den Gräbern die Parallelerscheinung zu den römischen Münzen aus dem Ende des zweiten bis Ende des dritten Jahrhunderts, gehört also zu dem typischen Gräberinventar der Tischlerschen Periode C. Ihren Ursprung sucht Salin (Altgermanische Tierornamentik S. 9f.) auf die am schwarzen Meere sitzenden Germanen zurückzuführen.

Für die Frage der Weiterentwicklung dieses Typus hat das Gräberfeld von Mingfen ein sehr wichtiges und interessantes Beweisstück geliefert:

2. Die bronzene Armbrustfibel der gewöhnlichen Form, wie Nr. 1, mit einer am Kopfe befestigten halbrunden Zierplatte (Fig. 1; Lge. 9,2 *cm*; Kat. Nr. Ia 874a). Sie hat einen eisernen Rollenstift.

Der Ausgangspunkt für diese Variante ist der Typus bei Tischler-Kemke, Tafel III, 14. Der mittlere Zierknopf wird auf einen, vom Kopfe ausgehenden, verlängerten Dorn gesetzt; dieser dient zugleich als Träger für die halbrunde Kopfplatte, die mit ihrer Basis auf der Rolle so aufliegt, dass der Bügel in einen mittleren Ausschnitt eingefügt wird. Auf dieser glatten, dünnen Kopfplatte ist ein feines, fächerartig gegliedertes, sehr dünn gehämmertes Bronzeblech aufgelegt und der äussere Rand durch einen dickeren, bandförmigen, bronzenen Halbbogen abgeschlossen, während die offene Basisseite an der Rolle rechts und links vom Bügelansatz mit je zwei geperlten Stäbchen besetzt ist. Diese letzteren sowohl, wie noch mehr das fächerförmige Zierblech haben durch Zerstörung stark gelitten. Auch die geperlten Drahtringe am Bügel, Fuss und den Zierknöpfen sind beschädigt und zum Teil verloren gegangen; ursprünglich mögen überall drei gesessen haben.

Die Bedeutung dieser, meines Wissens als Unicum[1]) zu betrachtenden Fibel beruht auf der eigenartigen Mittelstellung, die sie in der Entwickelung des Typus einnimmt.

Die gegossenen Fibeln mit halbrunder Kopfplatte gehören nämlich einer entwickelteren Bildungsstufe an, in der die Platte zusammen mit den Zierknöpfen sich organisch mit dem Bügel verbindet. Diese Formen haben zahlreiche Varianten, sind aber alle unter die Spangenfibeln einzureihen und in Ostpreussen zur Tischlerschen Periode E zu rechnen, also der Gruppe III in Masuren zuzuweisen (vgl. Tischler-Kemke Tafel VI, 17—21; VII, 2—6; 8—19). In dieser Typenreihe finden wir merkwürdigerweise auch die fächerartige Gliederung der Kopfplatte, wie bei Salin a. a. O. S. 22 Fig. 41 (Kroatien), Fig. 40 (Ungarn), S. 20 Fig. 37 (Krim).

Beide Formenelemente sehen wir also in einem viel früheren Entwickelungsstadium bei der Fibel aus Mingfen vorgebildet und es wäre mit Recht von neuem die Frage aufzuwerfen: Wie entsteht die halbrunde Kopfplatte? Salin hält sie für ein fremdes, anderswo entwickeltes Element und führt sie auf römische Fibeln des III. Jahrhunderts n. Chr. zurück, deren Kopf sich zu einer kleinen halbrunden Platte erweitert (abgebildet a. a. O. S. 9 Fig. 13b aus Bosnien). Von derartigen Fibeln soll die Idee des halbrunden Kopfstückes übernommen sein, obgleich diese Formen noch nicht in der Krim gefunden worden sind.

Mir scheint die halbrunde Kopfplatte eine andere Erklärung zu erheischen. Sie muss im Zusammenhange mit der Weiterbildung der Spirale stehen; je mehr Zierrat an dem Kopfe der Fibel sich ansetzte, um so mehr empfand man die Spirale als störendes Element, um so mehr fühlte man das Bedürfnis, die Spirale zu verdecken. Wie unsere Fibel zeigt, geschah dies schon beim Typus mit umgeschlagenem Fusse in seinem früheren Entwickelungsstadium. Denn alle Fibeln mit halbrunder Kopfplatte und zugleich verbreiterter Fussplatte, auch die bei Salin (S. 9

---

1) Auch Herr Geheimrat Bezzenberger findet, wie er freundlichst mitteilt, keine genauen Parallelen unter den ostpreussischen Funden in Königsberg.

Fig. 13a, Krim) abgebildete mit umgeschlagenem Fusse scheinen einem entwickelteren Stadium der Fibelbildung anzugehören. Auch ist in diesen letztgenannten Formenreihen niemals eine Neigung zum Auflegen von Zierblechen oder zur fächerartigen Gliederung der Kopfplatte zu beobachten (vgl. Salin S. 11. 15. 17). Die Spangenfibeln der Periode E verbinden sich vielmehr direkt mit der Fibel mit umgeschlagenem Fusse aus der Periode C: das Verbindungsglied ist die Fibel mit aufgelegter, halbrunder Kopfplatte aus Mingfen. Was hier noch ein besonderes Zierglied ist, verschmilzt später organisch mit dem Bügel der Fibel. Einer Vermittelung der „römischen“ Fibeln scheint es dabei nicht bedurft zu haben. So entsteht also die Frage, zu welcher Periode (nach Tischler) oder Kulturgruppe (nach Hollack-Peiser) diese neue Fibel von eigenartiger Mittelstellung zu rechnen ist. Wir wollen später auf diese Frage zurückkommen.

3. Die zweisprossige Fibel mit lose angesetzter Rollenhülse, Knopf am Fuss und eiserner Nadel (Kat. Nr. Ia 873b; Lge. 4,5 *cm*) ist gleichfalls eine gewöhnliche Form der Tischlerschen Periode C (vgl. Tischler-Kemke Tafel II, 15; Album der Berliner prähistorischen Ausstellung 1880 Tafel 8, Nr. 379—385). Ein genau entsprechendes Exemplar findet sich bei Almgren (Nordeuropäische Fibelformen Tafel V, 96). Sie hat ein weiteres Verbreitungsgebiet als die spezifisch ostbaltische Dreisprossenfibel (ebenda Fig. 98) und ist ebenso in der Weichsel- und Odergegend, wie auf den Ostseeinseln Bornholm, Öland, Gotland anzutreffen.

Was die masurischen Gräberfelder betrifft, so haben sich in Moythienen Sprossenfibeln, genau wie die von Mingfen, gefunden, vgl. Hollack-Peiser S. 25 Tafel X, 56; etwas anders geformt ist die Fibel ebenda Tafel VII, 57: sie hat drei Sprossen, von denen die mittlere besonders stark entwickelt ist.

Unsere Fibel hat auf beiden Sprossenrücken mehr oder weniger gut erhaltene Bänder von gestanztem Silberblech aufgelegt. Die Ornamente derselben bestehen in parallelen Zopfreihen, die in der Längsrichtung des Bandes verlaufen.

Das Auflegen von gepresstem, mitunter vergoldetem Silberblech auf Bronze oder Eisen beobachten wir sowohl an den breiten Sprossenfibeln, als an den schmalen Bügeln und Fussteilen der Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuss, also schon in der Tischlerschen Periode C; vgl. Tischler-Kemke Tafel III, 1—5, 21; Album der Berliner prähistorischen Ausstellung 1880 Sekt. I, Tafel 8, 382—384. Diese in Deutschland weitverbreitete Ziertechnik spielt im ostbaltischen Gebiete in späterer Zeit eine besondere Rolle und wird auch bei grösseren Flächenausdehnungen z. B. bei Riemenzeug, entwickelten Scheiben- und Sprossenfibeln, mächtigen Gehängen und Prachtnadeln in grossem Umfange angewendet. Die Hauptschwierigkeit beruhte wohl dabei auf der Verbindung verschiedener Metalle, meist von Bronze, seltener von Eisen mit Silber.

In der geringeren Zahl der Fälle, namentlich bei den schmalen, gewölbten Bügeln der Fibeln, wurde sie durch Umbiegen des Bleches über den Rand der Unterlage hergestellt. Meistens jedoch bediente man sich des Lötverfahrens, dessen Geheimnisse wohl noch nicht aufgehellt sind. Hostmann (Das Urnenfeld von Darzau S. 51) spricht mit Bezug auf diese Ziertechnik von einer Zinnlötung; vgl. Fibeln ebenda Tafeln VII, 26; VIII, 2. Ludwig glaubte an den Pyrmonter Fibeln als Bindemittel einen harzähnlichen Stoff gefunden zu haben (Bonner Jahrbücher XXXVIII, 55). Es wäre eine dankenswerte Spezialaufgabe, die Ziertechnik des Silberbelages, die in dem ersten nachchristlichen Jahrtausend in der Kleinkunst Deutschlands eine so grosse Bedeutung hat, auf Verbreitung und Herkunft zu untersuchen, wobei auch die weniger ausgebreitete Metallinkrustation zu berücksichtigen wäre.

Fig. 2.

4. Eine Stierfibel aus Bronze stellt das zweite Unicum der Sammlung dar (Kat. Nr. Ia 873c; Fig. 2; Lge. 5,9 *cm*). Für den vorliegenden Fund gewinnt sie noch an Bedeutung, weil sie zusammen mit der vorigen Sprossenfibel in einer der weiter unten zu behandelnden Urnen gefunden sein soll. Unsere Stierfibel kann wirklich als Unicum gelten. Zwar ist der Stierkopf am Ende des Fusses einer Fibel im gleichen Kulturkreise schon früher bekannt gewesen; aber es ist die gerade in masurischen Gräbern sehr häufige Dreisprossenfibel mit hoher Nadelscheide, an der er angefügt ist. Schon Tischler bildet eine solche aus Periode C ab (Katalog der prähistorischen Ausstellung Berlin 1880 S. 416, Fig. 10 = Album Tafel 8, 391). Aus den masurischen Gräberfeldern sind bisher 4 Exemplare festgestellt: aus Klein Puppen und aus Moythienen (bei Hollack-Peiser S. 24f Fig. 22 und Tafel I, 5d; 7b); hier kommen sie zusammen vor mit der Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuss und der Dreisprossenfibel.

Unserer Stierfibel liegt dagegen der „knieförmige“ Typus zu Grunde, der bei Tischler-Kemke Tafel II, 16—19 und bei Almgren Tafel VI, 137 der Periode C zugewiesen wird, also mit den bisher behandelten Typen gut zusammengeht.

Naturalistische Bildungen, im besonderen Tierformen, sehen wir ja überall und zu allen Zeiten an den Gegenständen des täglichen Gebrauchs ebenso, wie an Schmucksachen, decorativ verwendet. Gerade bei den Fibeln hat dieses Streben nach naturalistischer Formengebung zu sehr reizvollen Varianten geführt. Darum, meine ich, ist die Tierfibel von der Hallstattzeit bis in die spätrömische und nachrömische Epoche jedesmal eine Neuschöpfung, die nur innerhalb der durch sie vertretenen Periode ihre Erklärung findet.

Also ist auch in Ostpreussen die Tierkopffibel einfach als Variante eines sonst geläufigen Typus zu betrachten: im einen Falle Variante zur Sprossenfibel, im anderen zum „knieförmigen“ Typus. Im letzteren Falle verrät sich ein feiner gebildeter Geschmack; denn die Struktur der knieförmigen Fibel passt besser zum Tierkopf als die Sprossenfibel und erhöht den Eindruck der Natürlichkeit in dem Masse, dass man auch versucht sein könnte, den Bildungsprozess sich umgekehrt zu denken und den Tierkörper zum Ausgangspunkt für die Bildung der Knieform zu machen. Das wäre gewiss nicht zutreffend. Denn der hohe Nadelhalter ist ein Formelement bei vielen der gleichzeitigen Fibeltypen.

Unsere Stierfibel zeichnet sich auch durch besonders sorgfältige Arbeit aus. Ihrer Konstruktion nach ist sie eine zweigliedrige Armbrustfibel oder besser **T**-förmige Fibel mit oberer Sehne und sehr hohem Nadelhalter; der bronzene Rollenstift hat an beiden Enden je einen abschliessenden, halbkugelförmigen Knopf; die Sehne ist durch ein zweites Loch am Fibelkopfe durchgeführt; der Bügel ist knieförmig, entspricht also annähernd der Profillinie eines Vierfüsslers, dessen vordere Beine durch den Nadelhalter ersetzt sind; er ist noch reicher gegliedert als die oben angeführten Parallelen und verziert durch Perlenschnüre; von diesen sind die meisten, d. h. die am senkrecht nach der Rolle abfallenden Bügelabschnitt befindlichen, nur über die äussere Bügelwölbung hinweggeführt, während die innere Bügelfläche nicht gegliedert und ohne Verzierung geblieben ist; nur am Vorderblatt des Stierkörpers ist die Perlenschnur ringartig um den ganzen Bügel gelegt. Ein anderes Ornamentmotiv ist am Knie des Bügels angewendet; hier läuft in der Richtung des horizontalen Bügelstäbchens eine doppelte Reihe von eingeschlagenen, punktförmigen Grübchen quer über das Knie weg. Der Kopf des Tieres wird von mächtigen Hörnern bekrönt; sie kehren sich in grossem Bogen nach vorn und laufen nicht spitz ab, sondern sind an den Enden halbkugelartig verdickt; diese dicken Enden sind durch strahlenförmig von der Mitte ausgehende Einschnitte verziert. Gleich einer Wiederholung des Hörnermotivs, also rein dekorativ, wirken die Ohren, die, der Natur entgegen, am Halse sitzen und, wie die Hörner, aufgerichtet sind; zwischen ihnen läuft auf der oberen Halsseite ein verbindender Grat. Der schmale Kopf selbst ist auch ganz schematisch wiedergegeben, indem nur das Maul durch einen Einschnitt angedeutet ist; rein dekorativ ist wieder eine Perlenschnur, die längs des Kopfes auf seiner Oberseite verläuft.

Wie den einfachen knieförmigen Fibeltypus, werden wir auch unsere Stierfibel der Periode C zuzurechnen haben. Allerdings wird sie mehr an das Ende derselben, also in die Zeit des Überganges vom III. zum IV. Jahrhundert gehören. Sie deutet in ähnlicher Weise, wie die Fibel mit halbrunder Kopfplatte (Nr. 2), auf einen Prozess der Weiterbildung, der in der lokalen Entwickelung wurzeln muss. Denn in der dritten masurischen Kulturgruppe finden wir einen dekadenten Nachkommen unserer Stierfibel. Es ist ebenfalls ein Unicum in ostpreussischen Sammlungen, eine Bronzefibel aus Sdorren (bei Hollack-Peiser S. 37 Fig. 39), eine „plumpe, ungeschickte Arbeit“, bei der der Naturalismus durch starke

Ausbildung des als Hinterteil des Stieres gedachten Fibelkopfes und Anfügung eines kleinen Schwanzes bereits stillos übertrieben ist.

5. Der Bügel einer zweigliedrigen Bronzefibel mit langem Fuss und langem Nadelhalter (Lge. 4,0 *cm*) entbehrt näherer Fundangaben (Kat. Nr. Ia 887 = Fig. 3). Der halbkreisförmige, im Querschnitt dreieckige Bügel ist am Kopf, am Fussansatz und am Fussende durch feine Furchen verziert. Das Fragment ist zu einer Armbrustfibel zu ergänzen und gehört in die Reihe der entfernteren Verwandten und Nachkommen der Fibel mit umgeschlagenem Fuss, die Almgren a. a. O. S. 85f. behandelt. In Ostpreussen kommen derartige Typen in der Tischlerschen Periode D vor. Ein genau entsprechendes Exemplar kann ich unter den Fibeln bei Tischler-Kemke (Tafel V) nicht finden (vgl. auch Berliner Album Sekt. I Tafel 10, 428—434). Für diese Reihen ist eine würfelförmige Verdickung des Bügels am Kopfende charakteristisch, die bei dem Mingfener Fragmente fehlt.

Fig. 3.

6. Die Spangenfibel aus minderwertigem Silber[1]) (Lge. 6,4 *cm*) ist die jüngste der zu behandelnden Fibeln (Kat. Nr. Ia 872 = Fig. 4). Sie hat eine der gewöhnlichsten Formen mit tierkopfartigen Bildungen an den drei Kopfsprossen, sowie am Fussende und ist mit Kerbschnittmustern verziert. Die Nadel, aus gewöhnlicher Bronze verfertigt, hat eine Rolle mit unterer Sehne und einen eisernen Rollenstift.

Fig. 4.

Die Spangenfibeln sind nach Tischler der Periode E zuzuweisen (vgl. Tischler-Kemke Taf. VII, 7) und somit der Gruppe III der masurischen Gräberfelder, deren Inventar sich in vieler Hinsicht von dem der Gruppe II wesentlich unterscheidet. Spangenfibeln aus Moythienen sind bei Hollack, Fig. 37. 38, abgebildet.

Soweit die Fibeln. Wir haben also erstens solche Typen, die gewöhnlich in die Entwickelung der Tischlerschen Periode C gereiht werden, also wohl noch dem III. Jahrhundert n. Chr. angehören, wie die gewöhnliche Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuss (Nr. 1) und die zweisprossige Fibel (Nr. 3), zweitens Typen, die sich an diese Entwickelung unmittelbar anschliessen, aber in ihrer Art zu den Fibeln der späteren Entwicklung überleiten und an das Ende der Periode C oder zwischen C und D gehören, also wahrscheinlich schon ins IV. Jahrhundert hineinreichen, wie die Fibel mit halbrunder Kopfplatte aus Blech (Nr. 2) und die Stierfibel (Nr. 4), drittens Typen der späteren Entwickelung und zwar sowohl aus der Periode D, wie die zweigliedrige Armbrustfibel (Nr. 5), als aus Periode E, wie die Spangenfibel (Nr. 6), also aus dem IV. und V. Jahrhundert n. Chr.

1) Diese Bestimmung des Materials verdanke ich Herrn Konservator Krause.

Von anderen Schmucksachen wäre zunächst

7. das Bruchstück eines bronzenen Halsringes zu erwähnen (Kat. Nr. Ia; 869 b = Fig. 5, Dm. 9,2 *cm*). Ein gewöhnlicher Drahtring ist mit einem feineren, an der Innenseite flachen Draht umflochten und durch geperlte Drahtringe, die die Umwickelungen unterbrechen, in mehrere Teile gegliedert. Der Verschluss ist nicht vorhanden; an einem Ende nimmt der Drahtring eine andere Form an, wird flach und zweikantig, aber ist in einem so schlechten Erhaltungszustande, dass man über den vielleicht dort zu denkenden Verschluss nichts sagen kann.

Das Bruchstück eines gleichartigen Ringes hat schon Tischler (Ostpreuss. Gräberfelder. Schriften d. phys. ökon. Gesellsch. 19 Tafel IV, 16) abgebildet.

Fig. 5.

Die diesen Bruchstücken entsprechenden Typen gehören in die Tischlersche Periode C (vgl. Tischler-Kemke Tafel XV, 1—3). Sie haben teils Kapselverschluss — und diese sind sehr selten — teils an der Stelle der Kapsel ein durchlochtes Blatt, in das ein Haken greift, teils Haken-Ösen-Verschluss. Verwandte Ringe haben sich in Schernen (Sitzungsber. Prussia 47. 1891/92. S. 141. Tafel IX, 1—4) gefunden; ein Exemplar von Wiska, Kr. Johannisburg, ist Sitzungsber. Prussia 46, 1890 Tafel I abgebildet.

Von Funden in masurischen Gräberfeldern wäre ein ähnlicher Halsring aus Silber von Moythienen (a. a. O. Tafel I, 7 a) zu nennen; an Stelle der Kapsel hat er eine blattförmige Öse.

Das Verbreitungsgebiet dieser umwickelten Halsringe lässt sich nach Osten, Westen und Süden verfolgen. Sie gehören in eine Folge von Typen, deren Formen jüngst Kossinna (Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 400ff.) behandelt hat; den Ausgangspunkt für die Entwickelung bilden die einfachen Ringe mit zurückgewickelten Enden; die Umwickelung mit besonderem Draht, wie sie auch für den Mingfener Ring charakteristisch ist, bedeutet ein späteres Entwickelungsstadium.

Im östlichen Fundgebiete sind besonders bemerkenswert zahlreiche Varianten aus den Nekropolen des Kama- und Okagebietes, die der russische Archäologe Spitzin untersucht hat (Matériaux pour l'archéologie de la Russie XXV). Sie sind in Gräbern von Piany-Bor, Koschibejevo, Borki und Kusminskoie, sowie von Maximowka zusammen mit südrussischen Fibelformen in einer sonst fremdartigen Umgebung lokalen Charakters gefunden worden. Es sind sowohl Ringe mit Kapselverschluss, wie die mit blattförmiger Öse und die mit einfachem Haken-Ösenverschluss, dann aber auch torquierte Ringe vertreten (Tafel III 4; X; XVII; XXIV, 5). Doch sind die von Spitzin gegebenen Datierungen gewiss nicht zutreffend, insofern sie durchweg zu spät angenommen sind (VI.—VII., VIII.—IX., sogar XI. Jahrhundert n. Chr.). Offenbar sind diese Nekropolen längere Zeit hindurch im Gebrauch gewesen. Denn wir finden unter den Schmucksachen sowohl Armbrustfibeln mit umgeschlagenem Fusse, als Fibeln mit halbrunder Kopfplatte und verbreitertem Fusse und schliesslich gegossene Knopf- und Spangenfibeln des gewöhnlichen Typus; auch kommt Leichenbrand noch neben Skelettbestattung vor. Also werden die Nekropolen den Tischlerschen Perioden C bis E entsprechen.

Das wird bestätigt durch einen in den westlichen Nachbargebieten von Ostpreussen gemachten Parallelfund. Aus Mecklenburg macht Beltz (Vorgeschichte von M. Berlin 1899. S. 136 Fig. 218) einen bronzenen Halsring mit umwickelten Enden und ovaler Öse bekannt; er setzt ihn in die von ihm für Mecklenburg bestimmte jüngere, römische Epoche, die dem III. Jahrhundert n. Chr. oder der Zeit von 200 bis 250 n. Chr., d. h. den Tischlerschen Perioden C und D, wie Beltz selbst sagt, entspricht. Bemerkenswert ist es, dass wir denselben Verschluss an torquierten Halsringen von Silber und Gold aus Gräbern von Bornholm und Laaland finden. S. Müller (Ordning af Danmarks Oldsager Nr. 199) weist sie der „Epoche der Barbareneinfälle“, d. h. dem III.—V. Jahrhundert n. Chr. zu.

So gehört in denselben Kreis:

8. der besser erhaltene torquierte Halsring aus Bronze von Mingfen (Kat. Nr. Ia 874b = Fig. 6; Dm. 13,5 *cm*). Er hat einen sehr einfachen Verschluss, indem die beiden Enden des Ringes zu Haken und Öse umgebildet sind.

Es wäre sehr erwünscht, wenn sich diese einfachen torquierten Halsringe genauer datieren liessen. Nach Tischler-Kemke (Tafel XV, 9. 10. 12. 13) müssten sie, gleich den geflochtenen Ringen, der Periode E zugewiesen werden. Eine höhere Datierung, etwa Periode C—D, lassen meines Erachtens die eben genannten Halsringe zu; auch Armringe mit Torsion glaubt Tischler (Katalog der Berliner Ausstellung S. 402) schon in Periode D beobachtet zu haben. Eine sichere, chronologische Stellung dieser Typen ist jedenfalls für unsere Funde von Wichtigkeit; denn es soll die oben behandelte Fibel mit aufgelegter Zierplatte zusammen mit dem Halsringe in einer Urne gefunden worden sein. Vgl. darüber noch unten.

9. Ein offenes, verziertes Bronzearmband (Kat. Nr. Ia 869c = Fig. 7; Dm. 4,5 *cm*; gr. Br. 2,5 *cm*) scheint ohne Parallelen in Ostpreussen zu sein, wenigstens ist mir in der einschlägigen Literatur nichts dergleichen begegnet. Es ist auf der inneren Seite etwas eingetieft, so dass es sich aussen wölbt, die Enden sind etwas nach aussen gebogen; die Längsränder sind beschädigt. Die Verzierungen bestehen in unregelmässig verlaufenden Doppelreihen von kleinen, eingeschlagenen Pünktchen, deren Form sich vielfach der von Kommazeichen nähert. Vier solche Doppelreihen laufen in der Längsrichtung auf der Aussenfläche und werden von drei vertikalen begrenzt. Die Technik dieser Ornamente ist

Fig. 6.

sehr flüchtig und scheint auf eine Übergangs- oder Verfallzeit hinzuweisen. Doch soll das Armband zusammen mit dem Bruchstück des Halsringes (Nr. 7) und zwei kleinen Bronzeringen in einer grossen Urne mit Leichenbrand gefunden sein. Vgl. darüber unten.

10. Eine Bronzenadel mit durchlochtem Kopf (Kat. Nr. Ia 886 = Fig. 8; Lge. 8,5 *cm*) entbehrt der näheren Fundangaben. Der Kopf ist doppelkonisch, hat unten am Halse eine ringartige Verdickung und oben eine gerillte, konisch sich verjüngende Spitze. Bronzenadeln ähnlicher Form kommen vielfach in masurischen Gräbern der II. Gruppe vor, würden also zu dem Nachlass der Tischlerschen Periode C zu rechnen sein (vgl. Hollack-Peiser, Moythienen S. 26f.). Die Nadel

von Mingfen reiht sich den Typen der Fig. 29—31 ebenda an; besonders Nr. 29 wäre als nächste Verwandte anzusehen, nur fehlt hier die Spitze.

Vom bronzenen Zierrat wäre noch zu erwähnen:

11. Eine Fingerspirale, drahtförmig mit $4^1/_4$ Windungen (Kat Nr. Ia 874c = Fig. 9). Parallelen finden sich dazu aus der II. Gruppe der masurischen Gräber bei Hollack-Peiser a. a. O. Tafel I, 6a.

12. Zwei bronzene Fingerringe (Kat. Nr. Ia 869d, e der eine geschlossen und an der Innenseite glatt und voll, der andere offen, mit hohler Innenfläche, gehören nach den Fundangaben zu dem Halsringfragment Nr. 7 und dem Bronzearmband Nr. 9. Ähnliche Ringe hat das Gräberfeld von Moythienen aus der II. Gruppe geliefert (bei Hollack-Peiser Tafel X, 56d; 83a).

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

13. Ring aus Bronzedraht mit Öse und Haken in zwei Bruchstücken (Kat. Nr. Ia 890; Dm. 5,4 *cm*, Dicke des Drahtes 2 *mm*). Nähere Angaben über Fundumstände fehlen zu diesem Stücke.

Unter dem sonstigen Schmuckzeuge spielen, wie sonst in Ostpreussen, so auch in Mingfen eine beachtenswerte Rolle:

14. die Perlen aus verschiedenem, natürlichen und künstlichen Materiale. Das erste Interesse beanspruchen im Ostseegebiete gewiss Bernsteinperlen und unter diesen wiederum

a) die „achtförmigen Bernsteinberlocks", von denen nur ein Exemplar mit einer kräftigen Einschnürung vorliegt (Kat. Nr. Ia 882d). Ihnen hat die erste Sorgfalt Tischler zugewandt und sie nach ihrem Vorkommen der Periode C zugewiesen (vgl. Schriften d. physik. ökon. Gesellsch. 19. 1878 S. 235f.; Katalog d. prähist. Ausstellg. Berlin 1880 S. 403). Für Masuren lässt sich die Zeitstellung dieser Anhänger fest bestimmen (nach Hollack-Peiser S. 27f.). Gerade auf Grund der Fundumstände im Gräberfelde von Moythienen müssen sie als gleichzeitig erachtet werden mit den Armbrustfibeln mit umgeschlagenem Fusse, mit den Rinderkopfsprossenfibeln, mit den breiten zweisprossigen Fibeln, sowie mit Münzen des Commodus, Septimius Severus oder Marc Aurel; vgl. ebenda Tafel I, 1—3; 5—7; X, 83; VII, 42.

Obgleich kein Zweifel darüber obwalten kann, dass die Bernsteinschmucksachen im Lande selbst gemacht sind, sucht Hollack a. a. O. ihre Formen auf fremden Ursprung zurückzuführen. Die achtförmigen

Berlocks glaubt er (S. 30f.) sogar bis in die Hallstattkultur (Prozor in Kroatien, Narce-Falerii in Italien) rückwärts verfolgen zu können.

b) die scheibenförmigen Bernsteinperlen sind entweder linsenförmig (Kat. Nr. Ia 878b) oder seitwärts abgerundet und konzentrisch gefurcht (Kat. Nr. Ia, 882e); vgl. Tischler a. a. O. S. 234f.

c) Die „paukenförmigen" Bernsteinperlen sind in zwei Funden vertreten: Kat. Nr. Ia 878c und 882c. Sie scheinen nach Tischler (Katalog d. prähist. Ausstellg. Berlin S. 403) in Periode D häufiger zu sein als in Periode C.

d) Die Glasperlen mit zwischengelegter Goldfolie gehören zu den häufigeren Beigaben und sind in Mingfen in zwei verschiedenen Funden vertreten: Kat. Nr. Ia 871b und 882h. Ihre Form ist eintellig, zweiteilig und dreiteilig.

e) Zylinderförmige, längsgerippte, wassergrüne Glasperle (Kat. Nr. Ia 870b).

f) Zylinderförmige, wasserhelle Glasperle mit weissen und roten, schraubenförmig verlaufenden Streifen (Kat. Nr. Ia 870c).

g) Grüne Glasperle gewöhnlicher Form (Kat. Nr. Ia 878d).

h) Ringförmige, helle Glasperle (Kat. Nr. Ia 871c).

Aus anderem Materiale sind noch zu erwähnen:

i) Rote Tonperle (Kat. Nr. Ia 882f).

k) Kleine, gelbe Fayenceperlen (Kat. Nr. Ia 879b).

l) Gelbe, cubooktaedrische Perle (Kat. Nr. Ia 882g).

Was die Perlenfunde aus den masurischen Gräbern betrifft, so finden wir bei Hollack-Peiser a. a. O. mehrere der aufgezählten Typen, einige sogar sehr häufig vertreten: die achtförmigen Bernsteinanhänger: Tafel I, 6d; VII, 42e; IX, 69b; X, 79d; die Glasperlen mit Goldfolie: Tafel IV, 38a; VII, 42b; IX, 69a; X, 74a; X, 79e. Von den längsgerippten Glasperlen (e) findet sich ein Exemplar Tafel II, 30a 1; ähnlich wie f ist die Perle Tafel II, 30a 3. Auch rote Tonperlen sind in Moythienen festgestellt: Tafel I, 1; 2d; 21a. Dagegen scheinen die kleinen gelben Fayenceperlen (k) von Mingfen von der entsprechenden in Moythienen (Tafel II, 30c 3) sich zu unterscheiden. Als Parallele zur zylinderförmigen Glasperle (e) sei nur noch die von Loszainen, Kr. Rössel (abg. Sitzungsberichte Prussia 47. 1891/92. S. 179 Tafel XXIII, 1.) erwähnt; die Urnen dieses Gräberfeldes lassen sich gleichfalls denen von Mingfen zur Seite stellen.

Das Gürtel- und Riemenzeug, das sonst reichlich Gelegenheit zur Verzierung bietet, kommt im Mingfener Funde nur einfach für den gewöhnlichen Gebrauch aus Eisen hergestellt vor. Verschiedene Form haben:

15. die Gürtelschnallen (Kat. Nr. Ia 895—898 = Fig. 10). Abgesehen von ihrer verschiedenen Grösse unterscheiden sie sich nur durch die Form des Bügels, der entweder rechteckig oder rund ist. Eine besondere Art vertritt die Schnalle mit gabelförmigem Dorn, während die anderen nur einen einspitzigen Dorn haben. Die Riemenkappe entspricht der Breite des Riemens, ist viereckig und mit zwei bis drei Stiften

versehen. Vgl. Tischler, Schriften 19. 1878. S. 229f.; Katalog d. prähist. Ausstellg. S. 402. In Moythienen finden sich aus dem Inventar der II. Gruppe mehrfach Analogien zu den Mingfener Exemplaren; so kommt

Fig. 10—14.

die grosse, breite, mit viereckigem Bügel und gabelförmigem Dorn vor bei Hollack-Peiser Tafel IIIh; VIII 60c; IX 58a; die kleine schmale mit viereckigem Bügel: Tafel II, 28b 2; IIIi; IV 20b; IX 61h; die kleine schmale mit rundem Bügel: Tafel II 29b; XI 85f.

Am meisten charakteristisch sind die Schnallen mit gabelförmigem Dorn. Es wäre — abgesehen von ihrer weiteren Verbreitung — vielleicht bemerkenswert, dass sie auch zu dem Inventar der dänischen Moorfunde gehören, und zwar sowohl zum Vimosefund (bei Engelhardt Tafel 12, 23) als zum Thorsbergfund (bei Engelhardt Tafel 11, 67).

16. Die eiserne Riemenzunge (Kat. Nr. Ia 903; Lge. 9,0 *cm*) besteht aus einer langen, nach unten sich einziehenden, gerade und eckig abschliessenden Riemenkappe, die in einen Ring mit breiter, ansitzender Zungenspitze endigt. Ihre Form ist von den Pinzetten, mit denen sie gewisse Ähnlichkeit hat, wohl zu unterscheiden, aber ihre Bedeutung geht aus dem Nietstift am Ende der Kappe hervor. Etwas mannigfaltiger sind die bronzenen Riemenzungen des gleichen Typus gestaltet (Berliner Album Sekt. I Tafel XII, Nr. 489—494); vgl. Tischler Schriften 19. 1878. S. 231f.; die hier auf Tafel X, 5 (aus Bronze), 28 (aus Eisen) abgebildeten Typen endigen zungenförmig ohne Ringansatz. Dem Mingfener Exemplar ganz ähnlich ist die eiserne Riemenzunge von Moythienen bei Hollack-Peiser Tafel IX, 66a.

Aus Eisen sind sonst von dem Mingfener Funde zahlreiche Waffen und Geräte zu nennen.

17. Die eiserne Lanzenspitze (Kat. Nr. Ia 893 = Fig. 11; Lge. 31,8 *cm*) hat ein im Querschnitt rhombenförmiges Blatt, aber keinen scharf markierten Grat darauf und eine fazettierte, achtkantige Schaftröhre, in deren unterem Teile ein durchgehendes Stiftloch sich befindet. In masurischen Gräberfeldern variiert nach Hollack a. a. O. die Form der Lanze; es kommen solche mit und ohne Grat, mit runder und fazettierter Schaftröhre vor. Zwei mit fazettierter Tülle hat Moythienen (Tafel II, 26; IIIa, 1, 2) ergeben. Eine ähnliche enthält auch der Nydamer Fund bei Engelhardt Tafel X, 16.

18. Der eiserne Schildbuckel (Kat. Nr. Ia 892 = Fig. 12; H. 8,5 *cm*; u. Dm. 10,8 *cm*) ist ziemlich hoch, steigt zylinderförmig an mit der Neigung, sich nach einwärts zu richten, und schliesst konisch ab; die scharf abgesetzte Spitze und der Rand sind abgebrochen.

Der Typus dieses Schildbuckels lässt sich nach den im wesentlichen übereinstimmenden Feststellungen von Salin und Kossinna beurteilen. Salin (Altgerman. Tierornamentik S. 92ff.) unterscheidet zwei Gruppen von Schildbuckeln: die mit mehr oder minder trichterförmigem Oberstück (Fig. 218—223) und solche mit einem ungefähr halbkugelförmigen Abschluss (Fig. 225—231). Noch besser weiss Kossinna (Zeitschr. für Ethnol. 1905 S. 380f.) die Typenfolge in den Figuren auf S. 381 darzustellen und auch die Chronologie nach den fünf ersten nachchristlichen Jahrhunderten zu bestimmen. Danach fallen die Typen mit hoher eingezogener Spitze (a. a. O. IIIa) ins III. Jahrhundert. Möglicherweise lassen sich im engeren Kreise von Ostpreussen die Varianten noch schärfer unterscheiden.

Beim Mingfener Exemplare wäre die Art, wie die Spitze vom konischen Teile scharf absetzt, wohl als ein Merkmal besonderer

Bildung anzusehen. Nach der Form des oberen Teiles hat das Exemplar aus Fünen bei Salin a. a. O. Fig. 219 die meiste Ähnlichkeit mit dem vorliegenden.

In masurischen Gräberfeldern, wo die Schildbuckel häufig zu finden sind, wechselt die Form nach Hollack a. a. O. S. 35f. ohne Regel. Am nächsten scheint mir dem Mingfener Exemplare das von Moythienen Tafel XI, 85a zu kommen. Sonst wechselt der spitze Typus (Tafel IV, 20g) mit dem abgerundeten (Tafel IX, 75a). Das würde nach Kossinna auch auf das III. Jahrhundert passen.

19. Das eiserne Messer (Kat. Nr. Ia 894 = Fig. 13; Lge. 22,0 *cm*) hat ein dickes Rückgrat und oben abgesetzte Griffzunge; auf den Klingenflächen läuft längs des Rückgrates ein Zickzack, an dessen Ecken nach der Seite der Schneide zu Punkte angefügt sind.

In der Regel sind derartige Messer aus ostpreussischen Gräberfeldern mit einer Reihe von kleinen Kreissegmenten verziert. Auch in Moythienen kommen sie häufiger vor: bei Hollack-Peiser Tafel II, 9b; IV, 20f; IX, 75b. 53; X, 74b. Die mit Zickzack und Punkten verzierten scheinen seltener zu sein; ich finde eins aus Dietrichswalde bei Tischler, (Gräberfelder Tafel II, 7) abgebildet; vgl. Berliner Album Sekt. I Tafel 14, Nr. 712.

Aber auch andere Muster sind nicht ausgeschlossen, wie eine Art von Strickmotiv (Berl. Album ebenda Nr. 711) oder Kombinationen von Bogenmotiven mit Tupfen, Häkchen und Wellenmustern (Berl. Album ebenda Nr. 709, 710). Mehr Material über diese Messer hat jüngst Kossinna gesammelt (Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 379); er stellt sie in eine Reihe mit anderen verzierten Eisenwaffen und Geräten, namentlich Lanzenspitzen des III. und IV. Jahrhunderts aus nordostdeutschem Gebiete.

Von den Geräten dieser Epoche kommen im Mingfener Funde vor:

20. Der eiserne Feuerstahl, eine der häufigsten Grabbeigaben, die auch in unserem Funde mehrfach vertreten sind (Kat. Nr. Ia 900—902; Lge. 9,4—11,8 *cm*).

Die Deutung dieses Gerätes geht auf Engelhardt zurück (vgl. Vimosefund Tafel I, 22; Tischler, Gräberfelder S. 248).

Dieser Gerättypus hat, wenn ich recht sehe, ältere Vorläufer im Süden. Ebenso möchte ich wenigstens ein auf dem Grabfeld von Idria bei Bača (Istrien) gefundenes Eisengerät deuten, das der verehrte Herausgeber mit folgenden Worten beschreibt: „Messerähnliche Eisenlamelle, ganz gerade, 2 *cm* breit, an dem einen Ende abgebrochen, das andere zu einem 3 *cm* langen, 2 *cm* breiten Ringe eingebogen, 17 *cm* lang; (vgl. Szombathy, Mitteil. d. präh. Komm. d. Wiener Akad. I Nr. 5. 1901. S. 321 Fig. 114). Die Abbildung entspricht ganz und gar den ostpreussischen Feuerstählen. Das Stück ist allerdings, wie ich einer freundlichen Mitteilung J. Szombathys entnehme, durch Ablösen von Brauneisenlamellen ziemlich stark deformiert, aber die Querschnitte, deren Kenntnis ich ebenfalls dem genannten Autor verdanke, soweit nicht Deformation den Zustand verändert hat, sind sie in der Mitte und an den

Rändern gleichmässig, d. h. annähernd rechteckig — machen das Gerät einem Messer unähnlich und stellen es an die Seite der Feuerstähle. Das Grab Nr. 18 von Idria, in dem es als Beigabe gefunden wurde, enthält zahlreiche andere eiserne Waffen und Geräte, ein Bronzesieb, einen Bronzehelm mit Inschrift, eine eigenartige, an Fibeln erinnernde „Bronzeschnalle“ und Bronzefibeln. Die Form des Helmes weist auf die jüngste Hallstattepoche, aber die römische Inschrift „Protemus“ beweist nach Szombathy (a. a. O. S. 357), dass er lange darüber hinaus, d. h. „etwa bis gegen Ende des II. Jahrhunderts n. Chr. im Gebrauche“ war. Fibeln und „Schnallen“ würden diesem Datum entsprechen.

Jedenfalls scheint der ostpreussische Feuerstahltypus in die vorrömische Kultur des Adriakreises hineinzureichen und eine neue Perspektive zu eröffnen, für deren Bedeutung im folgenden noch weitere Anhaltspunkte zur Erörterung kommen sollen.

21. Das bogenförmige Schnitzmesser (Kat. Nr. Ia 909; Dm. 5,8 *cm*) ist nur fragmentarisch erhalten; es fehlen die beiden Griffe, die man sich in Holz eingelassen zu denken hat.

Dieses sehr charakteristische Werkzeug ist in Ostpreussen mehrfach, auch zusammen mit dem eben genannten Feuerstahl, unter dem Inventar der Tischlerschen Periode C und etwas später anzutreffen (vgl. die Belege bei Bezzenberger, Sitzungsberichte d. Prussia Heft 21. 1896 bis 1900. S. 128. 130). Wie ein Fund aus Dollkeim (bei Bezzenberger ebenda, Anmerkung) beweist, muss es sogar schon vorher in Periode B d. h. im I.—II. Jahrhundert n. Chr. bekannt gewesen sein.

Es ist viel weiter verbreitet und lässt sich zeitlich nach vorwärts und rückwärts verfolgen.

Im Norden finden wir es in zwei Exemplaren von Vimose bei S. Müller, Ordning af Danmarks Oldsager Nr. 469.

Ein älterer Typus ist mir aus dem eben genannten Grabfelde von Idria bei Bača bekannt (vgl. a. a. O. S. 306, Fig. 60). Bei diesem sind die Griffe schräg zur Klinge gestellt und etwas breiter auch kürzer als bei den ostpreussischen Typen; es ist zusammen mit zahlreichen eisernen Geräten und Mittel-La Tène-Fibeln in Grab Nr. 1 gefunden. Das Gräberfeld ist für die Übergänge von der vorchristlichen zur nachchristlichen Kultur sehr wichtig, weil Gegenstände verschiedener Altersstufen in einem und demselben Grabe dort vorkommen. Bezeichnend ist es dabei, dass nach Szombathy „keine über den Beginn der Kaiserzeit hinausreichende Fibel“ daselbst zu finden ist; den späteren Jahrhunderten (bis Ende des IV. Jahrhunderts n. Chr.) gehören nur sehr wenige Gräber an. Das für unseren Fall in Betracht zu ziehende Grab Nr. 1 weist Szombathy (S. 350. 359) der Mittel-La Tène-Stufe zu, d. h. in die Zeit von Mitte des III. bis Mitte des II. Jahrhunderts v. Chr. Wegen der vielen Eisensachen wird es unter die letzten dieser Reihe gehören.

Dass diesem Schnitzmesser unter den La Tène-Formen eine besondere Eigenart anhaftet, scheint mir daraus hervorzugehen, dass im westlichen Zentrum der La Tène-Kultur eine etwas andere Form desselben Gerätes

zu Hause ist. Diese ist unter zahlreichen eisernen Geräten bei den Grabbeigaben in einem Hügelgrabe der Spät-La Tène-Zeit von Celles bei Neussargues (Cantal, Frankreich), abg. l'Anthropologie XIV. 1903 S. 394, Fig. 12, gefunden worden. Das Gerät ist als „racloir à deux poignées" unter Nr. 9 beschrieben; seine Grundform entspricht unserem Schnitzmesser, unterscheidet sich aber von ihm durch Form und Stellung der Griffe und — wie es scheint — durch die mehr gerade und flach verlaufende Schneide.

Ein derartiges Schabeisen finde ich andererseits unter den Miniaturwerkzeugen, die als Zierat an einer Goldkette aus dem berühmten Funde von Szilágy-Somlyó hängen (Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn I S. 70, Fig. 75a, k = III Tafel 14). Dieser Fund ist mit Hampel (a. a. O. S. 775) der ersten Phase der frühmittelalterlichen Entwickelung, also noch dem V. Jahrhundert n. Chr., zuzuweisen.

Wir haben also in den beiden Eisengeräten, dem sogenannten Feuerstahl und dem runden Schabeisen, zwei ostpreussische Typen, deren Ursprung in einem ganz anderen, südlichen Kulturkreise der vorchristlichen Entwickelung zu suchen ist.

Schliesslich ist noch zu erwähnen:

22. Ein eiserner Pfriemen (Kat. Nr. Ia 910; Lge. 11,5 *cm*). Er hat zwei verschieden gestaltete Enden: an dem einen Ende ist er im Querschnitt rund, am anderen rechteckig; der mittlere Teil ist besonders geformt, im Querschnitt quadratisch und an den Kanten mit kleinen Kerben versehen. Letztere sollen wohl ebenso, wie die verschiedene Form des Querschnittes, die Befestigung des Griffes befördern.

Auch dieser Typus lässt sich in den Bereich der ostpreussischen La Téne-Kultur zurückverfolgen, die jetzt durch die Grabfunde von Taubendorf, Kr. Neidenburg, repräsentiert wird (Sitzungsber. d. Prussia Heft 21. 1896—1900. S. 52ff., Heydeck). Ähnliche eiserne Pfriemen, gewissermassen die Vorstufen des vorliegenden Exemplars finden wir abgebildet: ebenda Tafel III, 9, 17; IV, 8.

Als unwesentlich erwähne ich der Vollständigkeit halber noch Bruchstücke von kleineren, eisernen Messern (Kat. Nr. Ia 906—908), ferner einen Gürtelbeschlag, wie den abgebildeten (Fig. 14) mit rechteckiger Ösenöffnung (Kat. Nr. Ia 898) und ein Beschlagstück mit Nietstiften (Kat. Nr. Ia 911).

Was die Fundumstände aller genannten Eisensachen anlangt, so sollen sie lose zwischen und neben den Urnen gelegen haben. Das würde etwa dem Bilde entsprechen, das vom Gräberfelde bei Waldhaus Görlitz, Kr. Rastenburg (Sitzungsber. Prussia 42. 1885/86. S. 10 Tafel III) bekannt ist, wo ebenfalls Eisengegenstände dicht neben den Urnen liegen. In Moythienen sind jedoch eiserne Beigaben innerhalb der Urnen nicht ausgeschlossen, vgl. z. B. bei Hollack-Peiser Fund 28. 29. 31.

In bezug auf das allgemeine Vorkommen von eisernen Waffen in masurischen Gräberfeldern haben Hollack und Peiser (a. a. O. S. 35ff.) festgestellt, dass gerade durch sie die beiden zeitlich verschiedenen

Gruppen II und III sich unterscheiden. In der älteren Zeit kommen sie häufiger vor; namentlich Lanzenspitze, Messer und Schildbuckel sind sehr gewöhnlich, seltener findet sich das Schwert. In der III. Gruppe sind Waffen so gut wie ganz verschwunden; ganz vereinzelt findet sich ein Messer.

Wir haben also die Hauptmasse der Eisenfunde von Mingfen der II. Gruppe der masurischen Kultur, den Tischlerschen Perioden B, C zuzuweisen.

Soviel von den kleineren Beigaben aus den Mingfener Gräbern.

Zum Schluss wären die Gefässe zu behandeln. Im ganzen enthält der Fund 15 Gefässe verschiedener Form; davon waren einige napfförmige als Deckel verwendet worden; die übrigen lassen sich in einzelnen Gruppen nach ihrer Form ordnen.

Fig. 15.

Fig. 16.

23—24. Grosse Töpfe mit weiter Öffnung und niedrigem zurückgesetztem Rande. Von diesem Typus sind zwei verschieden grosse Exemplare vorhanden (Kat. Nr. Ia 869a, H. 35,0 *cm* und 870a, H. 25,0 *cm* = Fig. 15. 16). Charakteristisch ist für diese und andere Gefässe derselben Epoche, dass die Aussenfläche verschieden behandelt ist: die obere Hälfte derselben ist gut geglättet, die untere absichtlich rauh gelassen und zweckentsprechend behandelt. Der kleinere von beiden (Nr. 24) hat je eine horizontale Furche am Randansatz und zwischen der glatten und gerauhten Fläche des unteren Teiles. Unter den bisher bekannt gewordenen Gefässen aus den Gräberfeldern Ostpreussens finde ich keine genau entsprechenden Parallelen. Tonqualität und Behandlung der Oberfläche jedoch verbindet diesen Typus mit dem folgenden.

25—27. Hohe Gefässe mit engerer Öffnung, Halsbildung und weit ausladendem Bauche, der auch mehr oder weniger konisch nach unten wieder abläuft. Drei Varianten dieses Typus liegen vor:

Nr. 25 (H. 37,0 *cm*), Kat. Nr. Ia 871a = Fig. 17, hat einen abgesetzten Halsrand; die schräg abfallende Schulterfläche wird im unteren

Teile von einer kleinen Einsenkung unterbrochen; unter dem oberen Halsabsatz befinden sich drei Horizontalfurchen. Der gerauhte Unterteil des Gefässes wird von dem glatten, oberen durch eine Horizontalfurche getrennt; von dieser gehen fünf glatte, durch Parallelfurchen eingefasste Streifen vertikal nach unten bis zum Boden.

Nr. 26 (H. 38,0 *cm*), Kat. Nr. Ia 873a = Fig. 18, ist ähnlich, nur fehlt hier die Gliederung der Schulterfläche und die Verzierung des ebenfalls gerauhten Unterteils; eine Furche findet sich nur am Halse; die Öffnung ist etwas weiter.

Nr. 27 (H. 24,0 *cm*), Kat. Nr. Ia 875a = Fig. 19, hat oberhalb und unterhalb des Umbruchs je eine Horizontalfurche, auf dem gerauhten Unterteil neun Vertikalfurchen, die von der horizontalen ablaufen. Zu Nr. 27 gehört als Deckel der Unterteil eines Gefässes (Kat. Nr. Ia 875b). Ausser den 3 genannten Exemplaren ist noch ein Fragment (Kat. Nr. Ia 881) vorhanden.

Fig. 17.

Fig. 18.

Dieser Gefässtypus gehört zur II. Gruppe der masurischen Gräber, die den Tischlerschen Perioden BC entspricht (vgl. Hollack-Peiser a. a. O. S. 13f.).

Der Form von Nr. 25 gleichen am meisten die Urnen von Moythienen (bei Hollack-Peiser Tafel II, 61 und 81). Eine Verzierung mit Vertikalbändern am Unterteil haben auch etwas anders geformte Gefässe von Moythienen (ebenda Tafel II, 83 und S. 14 Fig. 6). Der Form von Nr. 25 nähert sich mehr das Gefäss Nr. 66 ebenda. Diesen Gefässen entsprechend werden auch die beiden vorigen (Nr. 23. 24) derselben Epoche zuzuweisen sein.

Eine besonders zu behandelnde Variante desselben Typus, wie Nr. 25 bis 27, ist das folgende Gefäss:

28. Es hat die Grundform wie diese, stimmt mit Nr. 25 besonders in der Bildung der Halspartie überein, weicht jedoch mit dem dreifach gegliederten Henkelansatz von den anderen ab (Kat. Nr. Ia 882a =

Fig. 20; H. 24,7 *cm*). Dazu gehört ein einfacher, tiefer Napf als Deckschale (Kat. Nr. Ia 882 b).

Der dreilochige Henkelansatz, der über die ganze Schulterfläche hinwegreicht, macht das Gefäss zu einem spezifischen Typus der ostpreussischen Gräberfelder. Seine Bedeutung wird durch die Funde vom Gräberfelde von Rominten beleuchtet (vgl. Bezzenberger, Sitzungsber. Prussia 51. 1895/1896. S. 35 ff.), wo ähnliche Gefässe gefunden worden sind (Tafel II, 4, 8). Auch das Gräberfeld von Waldhaus Görlitz, Kr. Rastenburg, hat eins dieser Art geliefert (vgl. Sitzungsber. Prussia 42. 1885/1886. S. 10).

Dieser Typus hat ältere Vorgänger in Ostpreussen. Das Gräberfeld von Rominten gehört selbst in eine Übergangszeit zwischen B und C (vgl. Bezzenberger a. a. O. S. 51). Offenbar macht die Henkelform ihre Entwickelung durch und wird immer mehr dekorativ. In den Bereich der ostpreussischen La Tène-Formen gehört ein ähnliches Gefäss von Rantau, Kr. Fischhausen (vgl. ebenda S. 52 Fig. 21 b). Auch an anderen Gefäss-

Fig. 19. Fig. 20.

typen lässt sich die Verdoppelung der engen Henkel schon in früherer Zeit beobachten; so an einer Tasse mit Umbruch der Bauchwandung aus einem Dollkeimer Grabe der Periode B bei Tischler-Kemke Tafel XIX, 8.

In dem dreifach gegliederten Henkelansatz unseres Gefässes Nr. 28 haben wir also das Ende einer Entwickelung von Henkelformen, die in Ostpreussen schon in der La Tène-Zeit ansetzt. Es wird sich fragen, ob sie ursprünglich hier zu Hause ist. An Analogiebildungen aus anderen Gegenden und Zeiten fehlt es jedenfalls nicht. Doch davon bei anderer Gelegenheit.

Von den übrigen Gefässen gehört vermutlich nur eins derselben Epoche wie die bisher behandelten an:

29. Ein terrinenartiger Napf mit hohem ausladenden Fuss (Kat. Nr. Ia 880 = Fig. 21; H. 12,7 *cm*). Auf der Schulter laufen drei Horizontalfurchen um das Gefäss herum.

Identische Parallelen dazu sind mir nicht bekannt.

Gefässe mit ähnlicher Fussbildung werden bei Tischler-Kemke Tafel XXV, 8. 11. 12. 18 der Periode C zugeteilt.

Doch kommen ähnliche Füsse auch in Periode D vor; vgl. die Beispiele ebenda Nr. 13. 16. 19. 20.

Die anderen Gefässe scheinen jüngeren Datums zu sein. Darunter ragt hervor:

30. Topf mit weiter Öffnung und hohem Rande (Kat. Nr. Ia 876 = Fig. 22; H. 20,0 *cm*). Am oberen Rande ist das Gefäss mit zwei plastischen Streifen verziert, die durch kleine Furchen gegliedert sind; kleine Vertikalstrichelchen sitzen auch am Umbruch des Bauches. Die Eigentümlichkeit des Topfes besteht in einem grossen Loch, das am Bauche aus dem gebrannten Ton ausgebrochen ist.

Man hat ähnliche Löcher als Türöffnungen gedeutet. Mehr würde sich die Bezeichnung „Fensterurnen“ für diese Gefässtypen empfehlen, da sonst die Ausschnitte in der Regel am oberen Teile der Gefässe unterhalb des Randes sitzen.

Fig. 21.

Fig. 22.

Solche Fensterurnen gehören nun ganz entschieden der sogenannten Völkerwanderungszeit an und sind gleichzeitig mit den Spangenfibeln, also der Tischlerschen Periode E zuzurechnen. Hervorragende Vertreter dieser Gattung hat das Gräberfeld von Daumen, Kr. Wartenburg, geliefert (Heydeck, Sitzungsber. Prussia 49. 50. 1893/1895. Tafel X, 1); hier wird die Öffnung von einem Ornamentrahmen eingefasst. Derselben Epoche gehören die Beispiele von Kellaren, Kr. Allenstein, an (vgl. E. Hollack, Sitzungsber. Prussia Heft 21. 1896—1900. S. 160 Abb. 65. 66. 72. 75.

In masurischen Gräberfeldern sind sie demgemäss in der dritten Gruppe zu finden (bei Hollack-Peiser S. 15f.); hier sind die Öffnungen teils im unteren Teile der Gefässe (Fig. 8. 9), teils, wie gewöhnlich, oben (Fig. 10—13) angebracht und mehrfach von ornamentalen Rahmen eingefasst.

Ein besonderes Stilmerkmal sind die plastischen Horizontalleisten mit schrägen Furchen. Einen derartigen Zierat in horizontaler und vertikaler Anordnung haben auch flaschenartige, langhalsige Töpfe von Dollkeim bei Tischler-Kemke Tafel XXIX, 12. 16; sie werden der Periode D zugewiesen.

Ebenfalls dahin gehört aller Wahrscheinlichkeit nach das folgende Gefäss:

31. Tiefe Schüssel mit eingezogenem Rande (Kat. Nr. Ia 877 = Fig. 23; H. 19,0 *cm*). Der äusserste Rand ist hier ähnlich wie beim vorigen Gefässe durch einen kleinen Wulst verstärkt; am Umbruch sitzen vier starke Warzen; zwischen diesen ein Band mit im Zickzack gestellten Strichgruppen.

Auch hier fehlt mir die Möglichkeit, genau entsprechende Parallelen zur Seite zu stellen. Dagegen lassen sich zu den Einzelheiten manche Analogien aus der jüngeren Epoche anführen. Ähnlich verziert mit drei bis vier Warzen auf dem Ornamentstreifen ist ein Napf etwas anderer Form mit hohem steilem Rande bei Tischler-Kemke Tafel XXVII, 6, der zur Periode D gehört. Zickzackbänder, die von Warzen und Buckeln unterbrochen werden, finden sich auch bei Gefäsen von Warnikam und Eisselbitten (Tischler-Kemke Tafel XXIX, 6. 10); auch sie werden der Periode D zugewiesen.

Fig. 23. Fig. 24. Fig. 25.

Vereinzelt scheint zu stehen:

32. Tiefer Napf von annähernd doppelkonischer Form mit breiter Standfläche (Kat. Nr. Ia 879a = Fig. 24; H. 15,7 *cm*). Der obere Teil des Gefässes zieht sich etwas ein; der Rand ist durch einen feinen Wulst scharf markiert, wie bei den vorigen Gefässen Nr. 29. 30. Oberhalb des scharfen Umbruchs der Wandung sitzt ein Doppelband von Ornamenten in **S**-Form, die mit Stempeln dicht nebeneinander eingedrückt sind, eingefasst von horizontalen Parallelfurchen.

Auch dieses Gefäss ist, soweit mir die Literatur bekannt geworden ist, bisher ohne Analogie. Für seine Chronologie würde vielleicht die Stempeltechnik in Betracht kommen. Eingestempelte Muster finde ich nämlich auf einem Becher von Warnikam aus der Periode D bei Tischler-Kemke Tafel XXIII, 23; es ist das Muster in der unteren Reihe, bestehend aus einem länglichen, schraubenartig geformten Teile und aus einer Spirale, die in den ersteren übergeht. Seine Form erinnert an frühmittelalterliche Ohrgehängetypen, die aus einem offenen Ringe mit angefügtem Hängegliede bestehen (Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn I S. 350ff.); besonders ähnlich sind Ringe mit schraubenartig gedrehtem Ende, die Hampel a. a. O. S. 439 mit dem Typus der Schläfenringe zusammenstellt.

Mit diesem Vergleiche werden wir in den grossen Kreis der frühmittelalterlichen Metallzierkunst geführt, in der die Spirale in ihren verschiedenen Formen und Kombinationen bis zur Ausbildung der Ranke, letztere als ein „Überlebsel der klassisch-antiken Kunst", eine so wichtige Rolle spielt. In solchem Zusammenhange wird die S-Spirale unseres Tongefässes um so verständlicher, als wir ein ähnliches Band mit nebeneinander gereihten S-Spiralen auf einer Schnallenzunge mit tierkopfförmigen Enden aus Ungarn antreffen (vgl. Hampel a. a. O. III Tafel 53, 2). Ein Zusammenhang der eingestempelten Gefässdekoration mit der weit bedeutenderen Metallzierkunst ist also m. E. nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Es bleibt von der Keramik nur noch ein unbedeutendes Stück übrig:

33. Napf von konischer Form mit leise eingezogenem Rande (Kat. Nr. Ia 878a = Fig. 25, H. 11 *cm*). Ähnliche einfache Gefässe mögen wohl zu verschiedenen Zeiten im Gebrauche gewesen sein. Aus Periode C ist bei Tischler-Kemke Tafel XXIII, 16 ein Exemplar abgebildet. Etwas breiter und niedriger ist ein Napf ähnlicher Form aus Moythienen (bei Hollack-Peiser XII, 21).

Ebenso, wie die Fibeln und andere Beigaben, verraten also auch die Gefässe zwei verschiedene Kulturphasen, die den masurischen Gruppen II und III entsprechen. Versuchen wir nun, auf Grund der beim Ankaufe übermittelten Fundangaben die einzeln anfgezählten und behandelten Fundstücke zu gruppieren, so ergeben sich: 1. geschlossene Grabfunde, an deren Zusammengehörigkeit nach dem Charakter der Fundstücke nicht zu zweifeln ist. 2. zweifelhafte Grabfunde, gegen deren Zusammengehörigkeit sich auf Grund des Charakters der Fundstücke Einwendungen machen lassen. 3. Einzelfunde ohne nähere Fundangaben.

Ohne Bedenken ist die Zusammengehörigkeit zweier sehr charakteristischer Fundstücke der II. und III. Gruppe auszuschliessen: die Spangenfibel (Nr. 6) kann unmöglich in dem Gefässe (Nr. 25) gelegen haben, wie der Fundbericht besagt. Dieses ist älter, jene jünger; dieses gehört der II. Gruppe, jene der III. Gruppe der masurischen Funde an. Daher habe ich es vorgezogen, die Fibel von vornherein als Einzelfund zu betrachten.

Die übrigen Funde teilen sich nach den Kulturgruppen in folgender Weise:

Kultur der II. Gruppe.

Grabfunde.

Darunter sind einwandfrei auf Grund der vorangehenden Untersuchung:

Fund 1: Urne mit weiter Öffnung (24); gerippte Stangenperle aus Glas (14e); zylinderförmige Glasperle mit bunten Streifen (14f). Kat. Nr. Ia 870 a—c.

Fund 2: Weitbauchige Urne mit enger Öffnung, Inhalt Leichenbrand (25); Glasperlen mit Goldfolie (14d); ringförmige, wasserhelle Glasperle (14h). Kat. Nr. Ia 871 a—c.

Fund 3: Urne mit weitem Bauche und enger Öffnung (26) mit Leichenbrand; zweisprossige Fibel mit Silberbelag (3); knieförmige Tierkopffibel (4). Kat. Nr. Ia 873 a—c.

Fund 4: Weitbauchige Urne mit enger Öffnung (27a), mit Leichenbrand; Unterteil eines Gefässes als Deckel (27b). Kat. Nr. Ia 875 a, b.

Fund 5: Unterteil einer Urne desselben Typus, wie 25—27, mit Leichenbrand. Kat. Nr. Ia 881. Beigaben fehlen.

Nicht ohne Bedenken lassen sich zwei Funde zusammenstellen:

Fund 6 (?): Kleiner Napf (33); linsenförmige Bernsteinperle (14b); „paukenförmige" Bernsteinperle (14c); grüne Glasperle gewöhnlicher Form (14g). Die Perlen sollen in dem Napf gelegen haben. Kat. Nr. Ia 878 a—d.

Fund 7 (?): Urne mit mehrgliedrigem Lochhenkel (28a), mit Leichenbrand; Deckelgefäss (28b); achtförmiger Bernsteinanhänger (14a); scheibenförmige Bernsteinperle (14b); paukenförmige Bernsteinperle (14c); Glasperlen mit Goldfolie (14d); rote Tonperle (14i); gelbe, cubooctaedrische Perle (14, l). Kat. Nr. Ia 882 a—h.

Bedenklich scheint mir hier die cubooctaedrische Perlenform zu sein. In Moythienen fehlt sie unter dem Inventar der II. Gruppe. Nach Tischler (Kat. d. prähist. Ausstell. S. 403) ist sie für Periode D charakteristisch, würde also zur III. Gruppe zu zählen sein, während die Urne entschieden, die sonstigen Perlen ohne Bedenken der II. Gruppe zugewiesen werden können.

Zweifelhaft ist auch die Zusammengehörigkeit von

Fund 8 (?): Grosse Urne mit weiter Öffnung (23); Bruchstück eines Halsringes (7); offenes Bronzearmband (9); zwei kleine Fingerringe aus Bronze (12).

Bedenklich erscheint mir in der II. Gruppe das Bronzearmband wegen seiner flüchtigen Verzierungsweise.

Einzelfunde.

1. Bronzenadel mit durchlochtem Kopf (10). Kat. Nr. Ia 886.
2. Eiserne Fibel mit umgeschlagenem Fuss (1). Kat. Nr. Ia 888.
3. Bruchstücke einer Bronzefibel desselben Typus (1). Kat. Nr. Ia 889.
4. Eiserne Waffen und Geräte (17—22). Kat. Nr. Ia. 892—914.
5. Riemenzeug aus Eisen (15, 16). Ebendort.

Kultur der III. Gruppe.

Grabfunde.

Mit Sicherheit lässt sich nur folgender Grabfund der jüngeren Kulturgruppe zuweisen:

Fund 9: Urne mit eingestempelten S-Ornamenten (32); kleine gelbe Fayenceperlen (14k). Kat. Nr. Ia 879 a. b.

Mit Wahrscheinlichkeit gehört ebendahin:

Fund 10: Urne (Schüssel) mit Leichenbrand (31). Kat. Nr. Ia 877.

Einzelfunde.

Zahlreicher sind die Einzelfunde aus dieser Zeit:

1. Tongefäss mit seitlichem Loch, sogen. Fensterurne (30). Kat. Nr. Ia 876.
2. Bügelfibel mit langem Fuss (5) = Periode D. Kat. Nr. Ia 887.
3. Spangenfibel (6) = Periode E. Kat. Nr. Ia 872.

Die Zuweisung zur II. oder III. Gruppe bleibt unsicher bei folgenden Funden:

Fund 11: Urne (terrinenförmig) mit Leichenbrand (29). Kat. Nr. Ia 880.

Einzelfunde.

1. Drahtring aus Bronze (13). Kat. Nr. Ia 890.[1])
2. Bruchstück eines einfachen Drahthalsringes mit Hakenöse. Kat. Nr. Ia 891.

Einer besonderen Erwähnung bedarf schliesslich:

Fund 12: Urne nicht erhalten; Fibel mit umgeschlagenem Fuss und halbrunder Kopfplatte (2); torquierter Halsring (8); Fingerspiralring aus Br. (11). Kat. Nr. Ia 874 a—c.

Wegen der einzig dastehenden Form der Fibel hat dieser Fund 12 eine über Ostpreussen hinausgehende Bedeutung; von um so grösserer Wichtigkeit wäre eine genauere Datierung. Wie es scheint, wird an der Zusammengehörigkeit der Funde schwerlich ein Zweifel auftauchen. Sowohl der Halsring als die Fibel sprechen für einen späteren Abschnitt in der Entwicklung der in Periode C gebräuchlichen Formen; die Fibel gehört in ein Übergangsstadium zu den Formen der Periode E. Es ist dabei sehr gleichgültig, ob man sich für die Periode D entscheidet. Jedenfalls fällt die typologische und chronologische Stellung dieses Fundes für zwei die Kulturgeschichte Ostpreussens betreffende Fragen ins Gewicht. Zunächst für die Chronologie.

Tischler hatte bekanntlich auf Grund der Funde aus den Gräberfeldern fünf verschiedene Kulturperioden (A—E) angenommen; die absolute Chronologie derselben war immer etwas schwankend; doch wurden die Formen der letzten Periode E „der Zeit der grossen Völkerwanderung", d. h. etwa dem 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. zugewiesen (Schriften phys.-ökon. Ges. Königsberg XXX 1889 Sitzber. S. 30). Die spätere Entwicklung wurde von Tischler als „jüngstes, heidnisches Zeitalter" zusammengefasst, ohne dass die Formen desselben näher bestimmt wurden (Kat. d. prähist. Ausstellung Berlin S. 406). „Der Ausgang der vorigen Periode, der Übergang zur nächsten und der Beginn der letzteren sind noch in vollständiges Dunkel gehüllt" — so schrieb er im Jahre 1880.

Bezzenberger hatte im Anschluss an Tischlers Einteilung für die spätere Entwicklung im 6.—8. Jahrhundert den Buchstaben F eingeführt (Einleitung zum Kataloge des Prussia-Museums. Teil II Königsberg 1897).

---

1) Nach freundlicher Mitteilung des Hrn. Hollack gehören diese einfachen Drahtringe der Gruppe III an.

Diese seit langer Zeit übliche Auffassung hat neuerdings Kemke in seinem „Beitrag zur Chronologie der ostpreussischen Gräberfelder mit Berücksichtigung der Nachbargebiete“ (Schriften XL 1899 S. 87ff.) zu korrigieren versucht. Nach ihm verschieben sich die Ansätze um 200 Jahre nach vorwärts. Die Formen der Perioden D und E, die nach der gewöhnlichen Annahme das 4.—6. Jahrhundert n. Chr. ausfüllen, sollen sich nunmehr auf das 6.—8. Jahrhundert verteilen.

Der so gewonnene Vorteil ist nur ein scheinbarer; dieselbe Lücke, die so für das 6.—8. Jahrhundert beseitigt ist, klafft naturgemäss für die frühere Zeit des 4.—5. Jahrhunderts, und es fragt sich, mit welchen Formen diese auszufüllen ist.

Es muss zwar noch dahingestellt bleiben, ob und in welchem Umfange dem Kemkeschen Versuche für die Folge ein Bestand gesichert ist. Aber die Funde von Mingfen drängen selbst die Frage auf, wie sich die Formen der dritten Periode Tischlers weiter entwickeln. Die Fibel mit halbrunder Kopfscheibe aus Fund 12 ist als ein Vorläufer der Spangenfibel der Periode E anzusehen und weist auf Zwischenglieder zwischen Periode C und E, die bisher fehlen. Ob sie als ein lokales Produkt ostpreussischer Heimindustrie anzusehen ist, lässt sich nicht entscheiden.

Mit grösserer Wahrscheinlichkeit kann einheimischer Ursprung bei der Stierfibel (Fund 3) vermutet werden, obgleich sie sich über das Niveau der ostpreussischen Durchschnittsware beträchtlich erhebt. Auch sie repräsentiert eine weiter fortgeschrittene Entwicklungsstufe in der Bildung des knieförmigen Typus. Ihre gegossenen Perlenschnüre mögen den geperlten Drähten nachgemacht sein, die sonst bei Fibeln als lose angelötete Zierglieder angebracht sind. Beide weisen auf die Gold- und Silbergranuliertechnik und damit auf eine Kunstindustrie, deren Ausgangsgebiet im Zusammenhange mit klassisch-antiker Tradition an der Nordseite des schwarzen Meeres zu suchen ist.

Spuren und Einflüsse dieser Industrie sind auf dem Wege zur Ostsee und darüber hinaus in Skandinavien zu verfolgen. In erinnere nur an die von Salin so schön gewürdigten und richtig beurteilten, in Geschmack, Technik und Form gleichartigen Prachtfibeln aus Südrussland, Schlesien und Dänemark (Altgerman. Tierornamentik S. 13 Fig 17. 18; S. 41 Fig. 93. 94; S. 42 Fig. 95). Sie haben die Kopfplatte mit dem Bügel bereits organisch verbunden, sind also schon etwas jünger als unsere Fibel aus Fund 12. Die schlesischen Exemplare gehören zu den Funden von Sackrau bei Breslau, die uns einen weiteren Einblick in Umfang und Charakter dieser noch ganz in antikem Geiste arbeitenden Kunstindustrie gewähren (vgl. E. Grempler, Der Fund von Sackrau I—III). Die Zeitstellung derselben — 3.—4. Jahrhundert n. Chr. — käme auch für die Datierung des Fundes 12 aus Mingfen in Betracht. Jedenfalls nähert er sich an die jüngere Entwicklung mehr an, als an die einfacheren Formen der Periode C, der wir doch das 3. Jahrhundert freilassen müssen.

Wie schnell die Entwicklung weiterhin fortgeschritten ist, lässt sich noch nicht absehen. Hampel denkt sich gegen Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. die Fibel mit halbrunder Kopfplatte in der uns geläufigen Form

ausgebildet; aber erst in der zweiten Phase der Entwicklung würde die Gusstechn. und die damit verbundene Keilschnittornamentik angesetzt haben (vgl. Hampel, Altert. d. früh. Mittelalters in Ungarn I 773ff.). Diese Vorgänge hätten sich noch im 5. Jahrhundert n. Chr. abgespielt.

Dass zwischen der Spangenfibel der Völkerwanderungszeit und unserem Typus mit aufgelegter Kopfplatte ein innerer Zusammenhang bestehen muss, habe ich schon oben auf Grund des Fächermotivs auf derselben angedeutet. Dasselbe Motiv, das bei unserer Fibel in einem früheren Entwicklungsstadium in dünnem Bronzeblech getrieben oder gepresst erscheint, tritt später nach der Einführung der Gusstechnik an der halbrunden Kopfplatte der Spangenfibel in Kerbschnittornamentik auf. Eine glänzende Bestätigung für die Richtigkeit der von Hampel vertretenen Ansicht über den Ursprung der Kerbschnittmuster in der frühmittelalterlichen Zierkunst!

Bekanntlich pflegte und pflegt man noch heut den Kerbschnitt als eine Übertragung der Holzschnitztechnik auf das Metall anzusehen (vgl. Salin, Tierornamentik; Heydeck, Sitzber. Prussia 49/50. 1893/95. S. 75). Riegl schien in seiner Art mit psychologisch-ästhetischen Gründen vergeblich gegen diese Auffassung aufgetreten zu sein. Hampel (a. a. O. S. 486ff.) legt seiner gegenteiligen Ansicht das tatsächlich vorhandene Material zu Grunde und erklärt in m. E. einwandfreier Weise den Kerbschnitt in der Metallarbeit aus der Punztechnik.

Der „Kerbschnitt“ tritt zunächst an die Stelle der eingepunzten Dreieckreihen bei Randverzierungen und ist veranlasst durch die Vergrösserung der Punzen, die mit einer scharfen Kante versehen wurden; erst in zweiter Linie ergreift er Besitz von den Innenflächen. In unserem Falle ist das Motiv ganz unabhängig von der Technik das vorher Gegebene. Denn die fächerartige Gliederung des halbrunden Bronzeblechs am Kopfe der Fibel von Mingfen scheint nicht mit Anwendung von keilförmigen Dreieckpunzen, sondern frei getrieben oder gepresst zu sein. Dasselbe Fächermotiv mit viel schärferen Kanten finden wir auf vergoldetem Silberblech bei einer ungarischen Fibel (bei Hampel a. a. O. S. 489 Fig. 1501) mit keilförmigen Dreieckpunzen erzeugt. Eine Verflachung des Motivs erfolgt unmittelbar darauf als Folge der Gusstechnik (vgl. die oben angeführten Beispiele). Also das Ziermotiv wird von einer Technik in die andere übernommen, unabhängig von der Form des Keilschnitts.

Die Kontinuität dieser Entwicklung scheint mir noch besser sich begründen zu lassen. Die Rolle der Vermittler zwischen Blech- und Gusstechnik spielen vermutlich die Modelle. Das Ursprüngliche ist in der Blechzierkunst — und diese geht hier, wie sonst, der Gusstechnik voraus — naturgemäss die Anwendung von Punzen, mit denen man das Metall in ähnlicher Weise bearbeitet, wie den älteren Ton. Je mehr sich der Massenbetrieb entwickelte, um so mehr fühlte man das Bedürfnis, die Arbeit zu vereinfachen und so zu beschleunigen; das führte schon in der Blechzierkunst zur Erfindung von Modellen. Besonders in der Goldschmiedekunst muss sich der Gebrauch von Press- und Treibemodellen ausgebildet haben. Das sehen wir deutlich in der mykenischen Klein-

kunst, die auch rein technisch einen ungeheuren Fortschritt gegenüber der trojanischen bedeutet. Aus jüngeren Epochen, die sich mit unserer ostpreussischen Entwicklung näher berühren, erwähne ich nur die Press- und Treibemodelle, die in Ungarn (Fönlak und Adony) zahlreich gefunden sind (vgl. Hampel a. a. O. I 666. 670. 690—694; II 392—396; 747—751; I 668. 682. 695. 696; II 391. 392; III Taf. 284). Für die Gusstechnik bedarf es nur der Negative von derartigen Formen. Die Muster der Ornamentik behalten ihren Bestand.

Wir sehen: beide Unica aus dem Funde von Mingfen, die Stierfibel und die Armbrustfibel mit aufgelegter Kopfplatte, deuten auf Übergangsprozesse, die in der Entwicklung zwischen zwei Kulturperioden, d. h. zwischen den Gruppen II und III der masurischen Gräberfelder vermitteln. Diese Erkenntnis ist bedeutungsvoll für eine historische Frage, die bei Hollack und Peiser (a. a. O. S. 20ff.) in bestimmter Form beantwortet wird. Die zum Teil sehr auffallenden Unterschiede in dem Inventar dieser beiden masurischen Kulturgruppeu und in der Anlage der Gräberfelder derselben sollen aus der Verschiedenheit zweier sich ablösenden Völker erklärt werden. Ganz besonders überzeugend ist dabei den verdienstlichen Forschern der Umstand, dass in Mingfen diese beiden Kulturen auf einem beträchtlichen Teile des Gräberfeldes übereinander liegen. Diese Hypothese muss natürlich durch Auffindung von Übergangsformen der Art, wie die genannten Fibeln sie vertreten, erschüttert werden. Gerade in Mingfen hätte deswegen auf die Lage der Funde mit besonderer Sorgfalt geachtet werden sollen.

Zum Schluss wäre noch ein dritter Punkt aus der vorhergehenden Untersuchung hervorzuheben, weil er für die Kulturgeschichte Ostpreussens von Wichtigkeit ist. In zwei Fällen konnte auf den Zusammenhang der nachchristlichen Kultur Ostpreussens mit älteren Traditionen wahrscheinlich südlichen Ursprungs hingewiesen werden: zwei Eisengeräte, der Feuerstahl und das Schnitzmesser, liessen sich auf den Formenkreis des nördlich der Adria gelegenen Küstengebietes zurückführen, wie er sich uns aus der zweiten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends in den zahlreichen Werkzeugen und Ackergeräten der Gräber von Idria bei Băca offenbart.

Diese Formen wurden aus dem Süden nach Ostpreussen schon während der ersten Periode A übertragen. Es entsteht somit die Frage: ist das Gebiet an der Adria der Ausgangspunkt für diesen Verkehr mit den Ostseeländern oder haben wir nach einem dritten Gebiete zu suchen, das für die beiden ersten eine industrielle Hilfsquelle bedeutet hat.

Gerade das letztere für Ostpreussen anzunehmen, liegt nahe. Denn solche Verbindungen würden dem späteren, für die Weltgeschichte bedeutenderen Verkehr zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee nur Vorschub geleistet haben. Daneben aber werden gewiss auch zum Adriakreise Beziehungen bestanden haben. Und es wird seine Berechtigung haben, mit Hollack (a. a. O. S. 29ff.) die ostpreussischen Bernsteinanhänger des 3.—4. Jahrhunderts n. Chr. bis in die Hallstattperiode Kroatiens und Italiens zurückzuverfolgen.

---

3. Der altmexikanische Kalender.[1])

Von

Ed. de Jonghe.

Die alten Mexikaner besassen ein hoch entwickeltes, auf ernsten astronomischen Beobachtungen beruhendes Kalendersystem, dessen genauere Kenntnis eine der schwierigsten Aufgaben derjenigen ist, die sich mit dieser zu oft verkannten Kultur beschäftigen. Mit der Bearbeitung dieses Kalenders und mit seinem Unterrichte in den Schulen war die wohlorganisierte Priesterkaste beauftragt, und so erklärt man es sich leicht, dass er in so engen Beziehungen zu den religiösen und mythologischen Anschauungen, zur Zauberei und überhaupt zu allen wichtigen Handlungen des gewöhnlichen Lebens stand.

Dieser Aufsatz nimmt keineswegs in Anspruch, alle mit diesem wichtigen Thema verknüpften Fragen zu lösen. Unter der gelehrten Leitung des berühmten Mexikanisten Eduard Seler, dem ich für seine ausserordentliche Freundlichkeit auch an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche, ist es mir gelungen, die ganze umfangreiche Literatur[2]) durchzuarbeiten. Es gibt aber ausserdem noch eine Anzahl von einzelnen bis jetzt unveröffentlichten Dokumenten, deren grösserer Teil sich in Paris in der kostbaren Aubinschen Sammlung befindet. Obgleich ich bis jetzt keine Gelegenheit hatte, diese letzteren Dokumente genau zu studieren, so meine ich doch, dass es einigermassen nützlich sein kann, einmal den heutigen Stand unserer Kenntnisse auf dem Gebiete mexikanischer Chronologie nach meinen eigenen Ansichten darzustellen.

Diesen Aufsatz gestatte ich mir als kleinen Ausdruck meines Dankes dem eifrigen Mäcen des Mexikanismus, dem Herzog von Loubat zu

---

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 17. März 1906 durch Prof. Seler.

2) Als kürzlich erschienene Studien auf diesem Gebiete zitiere ich: D. Brinton, The native calendar of Central America and Mexico. Philadelphia 1893. — Zelia Nuttall, Note on the ancient Mexican Calendarsystem, communicated to the Xth Congress of Americanists. Stockholm 1894. The periodical adjustments of the ancient Mexican Calendar. Amer. Anthropologist. N. S. Bd. VI n. 4 (1904) 486—500. — Ed. Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Berlin, Asher 1902. I. Bd. S. 173—183, 417—503, 507—554. Seler, Die Korrekturen der Jahreslänge und der Länge der Venusperiode in den mexikanischen Bilderschriften. Zeitschr. f. Ethn. 1903. Heft 1. 27—49. Die „Smithsonian Institution“ liess (Washington 1904) eine Anzahl wichtiger Aufsätze von Seler, Förstemann, Schellhas, Sapper, Dieseldorf, ins Englische übersetzt unter dem Titel „Mexican and Central American Antiquities, Calendarsystems and history“, erscheinen.

widmen, dessen Freigebigkeit ich es verdanke, dass ich meinen Aufenthalt in Berlin, der erst nur auf ein Semester berechnet war, auf drei Semester ausdehnen konnte.

I. Tonalamatl und Sonnenjahr.

Die Zeitrechnung der alten Mexikaner beruht einerseits auf einer 260tägigen Periode, die sich in 20 Reihen von 13 Tagen verteilt, und anderseits auf einer grösseren Periode von 365 Tagen, die aus 18 Serien von je 20 Tagen und aus fünf überschüssigen Tagen, *nemontemi* genannt, besteht.

Darstellungen der ersten Periode, *Tonalamatl* (Buch der Tage) genannt, besitzen wir im Codex Borbonicus, im Tonalamatl der Aubinschen Sammlung, im Codex Telleriano Remensis und im Vaticanus A, wo die Tage in 20 Reihen von 13 Tagen zerfallen, und im Codex Borgia, im Vaticanus B und im Codex Bologna, wo die Tage auf 52 fünfgliedrigen Säulen angeordnet sind. Die zweite Periode *Tonalpoualli* (Tageszählung) oder *Cemilhuitonalpoualli* genannt, wird gewöhnlich durch ein Rad veranschaulicht; bei diesen Darstellungen, die grossenteils, wie die von Valadès, von Duràn, von J. de la Serna usw., aus späterer Zeit stammen, ist auch vielfach, nebst der 260tägigen Zählung, der 52jährige Zyklus (*Xippoualli* = Jahreszählung) hinzugefügt. Am klarsten zeigen die folgenden Ziffernverhältnisse die Beziehungen zwischen dem *Tonalamatl* und dem *Tonalpoualli:*

Tonalamatl = 260 Tage = 13×20 oder $5\,(4 \times 13)$

Tonalpoualli = 365 Tage = $(18 \times 20) + 5$ oder $(28 \times 13) + 1$

Von grosser Wichtigkeit zur Herstellung der Beziehungen zwischen *Tonalamatl* und *Tonalpoualli* würde die Kenntnis der Entstehung und Entwicklung des Tonalamatl's sein. Leider aber scheint diese Frage bis jetzt vollkommen unlösbar zu sein. Die alten Autoren sind durchaus der Meinung, dass die 260tägige Periode durch irgend eine diabolische Erfindung für magische Zwecke entstanden ist.[1]) Die Bilderschriften, welche das Tonalamatl vor allen Dingen als ein Zauberbuch darstellen, waren ganz geeignet, diese Auffassung der alten Historiker zu bekräftigen. Es scheint jedoch wenig wahrscheinlich, dass im Anfange das Tonalamatl ein Zauberinstrument gewesen ist; viel eher wird es einen primitíven Versuch von ziemlich ungenauer Zeitmessung dargestellt haben. Leon y Gama[2]) und nach ihm Orozco y Berra[3]) meinen, es sei eine Messung der Bewegungen des Mondes; die Zahl 13 soll durch die Beobachtung des wachsenden (*Ixtoçoliztli* = desvuelo) und des abnehmenden Mondes (*Cochiliztli* = sueño) entstanden sein. Wenn wir auch mit Brinton[4]) diese Erklärung der Zahl 13 nicht billigen können, so sind wir doch geneigt, mit Miss Zelia Nuttall[5]) anzunehmen, dass die 260tägige Periode eine

1) Sahagun, Histoire générale des choses de la nouvelle Espagne. Übersetzung von D. Jourdanet. Paris 1880. IV. Buch. App. S. 284 u. 285.

2) Descripcion historica y cronologica de las dos piedras ... Mexico 1792 p. 28.

3) Historia Antigua de Mexico II. S. 11.

4) The native calendar of Central America and Mexico. Philadelphia 1893. p. 9.

5) The periodical adjustments of the ancient Mexican calendar . . . S. 495 u. 500. Vgl. Brinton, The native calendar ... S. 9. — Wir können leider der durch ihre

primitive Zeitmessung durch die ungefähre Dauer der Schwangerschaft darstellt, was schon seinerzeit J. de la Serna bemerkt hat. Wäre diese Hypothese richtig, dann versteht man es leicht, dass die Zahl 9 eine grosse Rolle spielen muss. Jeder der 9 Mondumläufe wurde einer bestimmten Gottheit gewidmet, und später, als eine genauere Zeitberechnung nach dem Sonnenumlauf diese primitivere Chronologie verdrängt hatte, entlehnte diese höhere Rechnung vom früheren Kalender ausser seinen Hauptbestandteilen 13 und 20 die neun Gottheiten, die wir dann auch noch zur Zeit der Conquista als „Señores de la noche" und hauptsächlich zu Zauberzwecken dienend im Tonalamatl dargestellt finden. Die Zahl 13 selbst können wir uns wohl am besten vorstellen als das Resultat der Teilung dieser Periode durch zwanzig, was bei Völkern, die ein ausgeprägtes vigesimales Zahlsystem besassen, nur ganz natürlich erscheint. Was auch an diesen Hypothesen richtig sein mag, jedenfalls steht das eine fest, dass das Tonalamatl ein sehr hohes Alter hat; vorausgesetzt dass es sich bei den verschiedenen mittelamerikanischen Volksstämmen wiederfindet, liegt es ganz nahe, anzunehmen, dass es Gemeinbesitz aller dieser Stämme vor der Zeit der grossen Wanderungen war.

In diesem Zusammenhange erscheint das *Tonalpoualli* als eine Weiterentwicklung des Tonalamatl's, dessen 13tägige, 20tägige und 9tägige Perioden es entlehnt hat. Neben den sogenannten Sonnenbewegungen haben die alten Mexikaner auch die synodischen Umläufe des Planeten Venus beobachtet und auf 584 Tage berechnet, und es stellt sich heraus, dass gerade die 260tägige Periode ein sehr geeignetes Mittel war, um zu derselben Zeit die Bewegungen dieser beiden Himmelskörper zu messen. Das sieht man am besten an den folgenden Zahlenverhältnissen:

Venusperiode = 584 Tage = $2\,(20 \times 13) + (4 \times 13) + 12$,
Sonnenjahr = 365 Tage = $(20 \times 13) + (8 \times 13) + 1$; folglich
$5 \times 584 = 8 \times 365$ und
$13\,(5 \times 584) = 13\,(8 \times 365) = 146 \times 260 = 104$ Sonnenjahre,

das ist der grosse mexikanische Zyklus, *Ueuetiliztli* = das Alter genannt, an dessen Ende die Perioden an ihren Ausgangspunkt zurückkehren und von neuem beginnen. Der kleine 52jährige Zyklus, *Xippoualli* genannt, ist einzig und allein aus der Übereinstimmung des Tonalamatl's mit dem *Tonalpoualli* berechnet. Alles dies zeigt, dass das Tonalamatl der Zeit der Conquista kein Kalender für den Gebrauch der Zauberer, sondern vielmehr eine Art Massstab für das Sonnenjahr und eine Art Gemeinmass für Sonnenjahr und Venusperiode war. Wir behalten diesen Punkt im Auge, weil er ganz beträchtlich die Frage der Einschaltung aufklärt und auch die Frage, mit welchem Tage des Tonalamatl's das Sonnenjahr beginnt. Bevor ich zur Prüfung dieser letzteren Frage übergehe, halte ich es für nützlich, hier die Reihe von Jahren zu geben, die das *Xippoualli* bilden, und die Reihe der 65 Venusperioden, des *Ueuetiliztli*.

---

mexikanischen Studien berühmten Zelia Nuttall nicht folgen, wenn sie die Meinung äussert, dass die alten Mexikaner auch ihre 260tägige Periode durch eine Einschaltung von fünf Tagen verbessert haben.

Die 52 Jahre des *Xippoualli.*

Erstes *tlalpilli*	Zweites *tlalpilli*	Drittes *tlalpilli*	Viertes *tlalpilli*
1 *acatl* XIII[1])	1 *tecpatl* XVIII	1 *calli* III	1 *tochtli* VIII
2 *tecpatl* XVIII	2 *calli* III	2 *tochtli* VIII	2 *acatl* XIII
3 *calli* III	3 *tochtli* VIII	3 *acatl* XIII	3 *tecpatl* XVIII
4 *tochtli* VIII	4 *acatl* XIII	4 *tecpatl* XVIII	4 *calli* III
5 *acatl* XIII	5 *tecpatl* XVIII	5 *calli* III	5 *tochtli* VIII
6 *tecpatl* XVIII	6 *calli* III	6 *tochtli* VIII	6 *acatl* XIII
7 *calli* III	7 *tochtli* VIII	7 *acatl* XIII	7 *tecpatl* XVIII
8 *tochtli* VIII	8 *acatl* XIII	8 *tecpatl* XVIII	8 *calli* III
9 *acatl* XIII	9 *tecpatl* XVIII	9 *calli* III	9 *tochtli* VIII
10 *tecpatl* XVIII	10 *calli* III	10 *tochtli* VIII	10 *acatl* XIII
11 *calli* III	11 *tochtli* VIII	11 *acatl* XIII	11 *tecpatl* XVIII
12 *tochtli* VIII	12 *acatl* XIII	12 *tecpatl* XVIII	12 *calli* III
13 *acatl* XIII	13 *tecpatl* XVIII	13 *calli* III	13 *tochtli* VIII

Die 65 Venusperioden des *Ueuetiliztli.*

Erstes Dreizehntel	Zweites Dreizehntel	Drittes Dreizehntel	Viertes Dreizehntel	Fünftes Dreizehntel
1 *cipactli* I[2])	*acatl* XIII	*couatl* V	*olin* XVII	*atl* IX
13 *couatl* V	*olin* XVII	*atl* IX	*cipactli* I	*acatl* XIII
12 *atl* IX	*cipactli* I	*acatl* XIII	*couatl* V	*olin* XVII
11 *acatl* XIII	*couatl* V	*olin* XVII	*atl* IX	*cipactli* I
10 *olin* XVII	*atl* IX	*cipactli* I	*acatl* XIII	*couatl* V
9 *cipactli* I	*acatl* XIII	*couatl* V	*olin* XVII	*atl* IX
8 *couatl* V	*olin* XVII	*atl* IX	*cipactli* I	*acatl* XIII
7 *atl* IX	*cipactli* I	*acatl* XIII	*couatl* V	*olin* XVII
6 *acatl* XIII	*couatl* V	*olin* XVII	*atl* IX	*cipactli* I
5 *olin* XVII	*atl* IX	*cipactli* I	*acatl* XIII	*couatl* V
4 *cipactli* I	*acatl* XIII	*couatl* V	*olin* XVII	*atl* IX
3 *couatl* V	*olin* XVII	*atl* IX	*cipactli* I	*acatl* XIII
2 *atl* IX	*cipactli* I	*acatl* XIII	*couatl* V	*olin* XVII

1) Die römischen Ziffern beziehen sich auf den Platz der Zeichen in der Reihe der 20 Tageszeichen:

I *cipactli*
II *èècatl*
III *calli*
IV *cuetzpalin*
V *couatl*
VI *miquiztli*
VII *maçatl*
VIII *tochtli*
IX *atl*
X *itzcuintli*
XI *oçomàtli*
XII *mallinalli*
XIII *acatl*
XIV *ocelotl*
XV *quauhtli*
XVI *cozcaquauhtli*
XVII *olin*
XVIII *tecpatl*
XIX *quiauitl*
XX *xochitl*

Aus dem Zahlenverhältnisse $(18 \times 20) + 5 = 365$ geht hervor, dass, wenn das erste Jahr mit dem Zeichen XIII beginnt, das zweite mit XVIII, das dritte mit III und das vierte mit VIII beginnen müssen; und ebenso geht aus dem Zahlenverhältnisse $(28 \times 13) + 1 = 365$ hervor, dass, wenn das erste Jahr mit der Ziffer 1 anfängt, das zweite mit der Ziffer 2, das dritte mit der Ziffer 3 usw. anfangen müssen.

2) Wie beim 52jährigen Zyklus geht aus dem einfachen Zahlenverhältnisse $(29 \times 20) + 4 = 584$ hervor, dass, wenn die erste Venusperiode mit dem Zeichen I beginnt, die

Wenn das Tonalamatl ein Massstab des Sonnenjahres ist, so muss man sich fragen, wie der Massstab an dies Jahr angelegt werden soll: beginnt das erste Jahr des Zyklus mit dem ersten Tage des Tonalamatls oder beginnt es mit dem Tage, dessen Namen es trägt?

Diese Frage ist sehr verschieden beantwortet worden. Die erste Angabe, die ich kenne, geht auf einen unbekannten Autor zurück, der 1549 schrieb, und von dem ein „Kalenderrad“ im Anhange der Ausgabe der Memoriales von Motolinia durch L. Garcia Pimentel publiziert ist.[1] Der den Kalender betreffende Teil auf S. 48—53 der eben genannten Ausgabe gehört aller Wahrscheinlichkeit nach demselben Autor an. Wir lesen dort S. 50: „No solamente comienzan en las dichas cuatro figuras los años, pero tambien sin excepcion todos los meses ...“ Diese Behauptung wiederholt sich auf S. 52 und auf dem „Kalenderrad“ selbst. In demselben Werke finden wir eine Stelle, die denselben Fingerzeig gibt. Sie scheint nicht von demselben Autor und auch nicht von Motolinia zu stammen; S. 43 lesen wir also: „porque el año toma nombre de su primero dia“. Synchronologische Studien zeigen, dass Historiker, wie Sahagun, Chimalpain, Ixtlilxochitl, die Jahre mit den Zeichen *acatl*, *tecpatl*, *calli* und *tochtli* anfangen.

Durán ist nicht derselben Ansicht. Er sagt ausdrücklich, dass der erste Tag des Monats und folglich auch des Jahres dem Zeichen *cipactli* angehört: „y para que con mas claridad lo intendamos y con mas facilidad, es de saber que el primer dia del mes se llamabra cipactly.“[2])

Gemelli Carreri, der sich auf die bis heute noch leider unauffindbare Ciclografia Indiana Siguenza y Gongora's stützt, und dem in vielen Punkten Clavigero folgt, behauptet, dass ein Jahr 1 *tochtli* mit dem Zeichen 1 *cipactli*, ein 1 *acatl* mit dem Zeichen 1 *miquiztli*, ein 1 *tecpatl* mit dem Zeichen 1 *oçomàtli*, ein 1 *calli* mit dem Zeichen 1 *cozcaquauhtli* beginnen.[3]) Im Gegensatz zu ihm lassen Boturini und Veytia das Jahr mit dem Zeichen, dessen Namen es trägt, anfangen.

Der berühmte Leon y Gama, der ein bedeutender Astronom war, schuf ein sehr geistvolles aber ziemlich phantastisches Kalendersystem, dem viele Gelehrte wie Alex. v. Humboldt, J. J. Ramirez, Aubin, Boban u. a. folgten. Diesem System nach würde jedes Jahr mit einem Tage 1 *cipactli* anfangen und auf einen Tag 1 *couatl* endigen.[4]) Vermutlich hat Leon y Gama dieses System aufgefasst, um die Angabe der indianischen Autoren, dass die Einnahme Mexikos durch die Spanier an einem

zweite mit dem Zeichen V, die dritte mit dem Zeichen XIII usw. beginnen müssen, und ebenso aus dem Zahlenverhältnisse $(44 \times 13) + 12 = 584$, dass, wenn die erste Periode mit der Ziffer 1 anfängt, die folgenden bzw. mit den Ziffern 13, 12, 11 usw. anfangen müssen.

1) D. L. Garcia Pimentel, Memoriales de Fray Toribio de Motolinia. Mejico, Paris und Madrid. 1903.

2) Historia de la nueva España y islas de Tierra firme. Ausg. von Ed. J. Jern. Ramirez. Mexico. Andrade y Escahanta. 1867—1880. Bd. II S. 265, cf. S. 256.

3) Gemelli Carreri, Giro del Mondo. Venedig. 1719. Bd. VI S. 43.

4) Descripcion historica y cronologica de las dos piedras ... Mexico. 1792. S. 63 bis 76.

Tage 1 *couatl* stattfand, einigermassen zu erklären. Als es ihm unmöglich erschien, diese Angabe mit jener der spanischen Autoren, dass dieses folgenschwere Ereignis am 13. August im Jahre 1521 geschah, in Einklang zu bringen, suchte er die indianische Angabe metaphorisch zu deuten. 1 *couatl* als letzter Tag jedes Jahres ist auch der letzte der fünf nemontemi und als solcher unheilvoll; das genügt vollkommen, um zu erklären, dass die alten mexikanischen Autoren als Tag der Einnahme Mexikos den letzten unheilvollen Tag des Jahres 1 *couatl* angegeben haben. Indessen kommt es mir wahrscheinlich vor, dass schon die Hauptquelle Leon y Gamas, Christobal del Castillo, das Jahr mit 1 *cipactli* anfangen liess.

Der hervorragende mexikanische Historiker Orozco y Berra[1]) war mit dem Gamaschen Kalender nicht zufrieden, und auf Grund einer Identifizierung des Zeichens 1 *couatl* mit dem 12. August lässt er die Jahre 3 *calli* mit 2 *oçomàtli*, die Jahre 4 *tochtli* mit 3 *cozcaquauhtli* usw. beginnen. Jedenfalls kann man diesem System nicht wie dem des Leon y Gama entgegen halten, dass er das Tonalamatl zu einem unterbrochenen und infolgedessen auch unvollkommenen Massstabe des Sonnenjahres gemacht habe.

Endlich glaubte Mrs. Zelia Nuttall die Lösung des Rätsels gefunden zu haben, indem sie die meiner Ansicht nach unglückliche Unterscheidung zwischen rituellem und zivilem Kalender, die durch Boturini eingeführt und von Granados y Valdes und Veytia übernommen wurde, weiter ausbildete und voraussetzte, dass ein *acatl*-Jahr mit dem Zeichen *cipactli* anfängt; aber am 53. Tage dieses Jahres mit dem Zeichen *acatl* soll inmitten des gewöhnlichen Jahres ein speziell rituelles Jahr beginnen.[2]) Diese Hypothese würde erklären, warum ein Jahr seinen Namen vom Zeichen *acatl* entlehnt, obgleich es mit *cipactli* anfangen würde; aber eine grosse Anzahl von Tatsachen verhindern uns, sie zu billigen.

Die Erläuterung eines wichtigen Stückes der Humboldtschen Sammlung in der Kgl. Bibliothek zu Berlin[3]) lieferte dem rühmlichst bekannten Forscher Eduard Seler den meines Erachtens überzeugenden Beweis, dass das Jahr mit dem Tage, dessen Namen es trägt, anfängt. Auf diesem Stücke finden wir eine Reihe von 4 Jahresfesten abgebildet, die sich auf einer Dauer von 19 Jahren wiederholen. Das Fest *Etzalqualiztli* z. B. ist dort angedeutet durch die Zeichen 12 *olin*, 13 *èècatl*, 1 *maçatl* usw., das sind die Zeichen, die unmittelbar 13 *tecpatl*, 1 *calli*, 2 *tochtli* usw. vorausgehen. Vorausgesetzt, dass die eigentlichen Feste immer am Schluss der nach ihnen genannten 20tägigen Perioden gefeiert wurden (wofür auch dieses Stück einen guten Beleg darstellt), so müssen wir wohl mit Seler schliessen, dass die Jahre mit *acatl*, *tecpatl*, *calli*, *tochtli* und nicht mit den

---

1) Historia antigua de Mexico II S. 75.

2) Note on the ancient Mexican Calendarsystem S. 8. Vorgetragen beim 10. intern. Amerikanistenkongress in Stockholm. Stockholm 1894.

3) Die mexikanischen Bilderhandschriften Alex. v. Humboldts in der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1893. — Seler, Gesammelte Abhandlungen II S. 173—183.

Anfangstagen der Tonalamatlviertel *cipactli*, *miquiztli*, *oçomàtli*, *cozcaquauhtli* anfangen. Diesen Schluss hat Seler dann auch genügend belegt durch Vergleichung der zentralamerikanischen Kalender und durch die synchronologischen Studien, von denen wir weiterhin sprechen werden. Es sei mir noch gestattet, hier einen Beweis anderer Natur dafür anzuführen, dass das Jahr mit dem Zeichen, dessen Namen es trägt, anfängt. Ich finde ihn auf den Blättern 21 u. 22 (siehe Fig. 1 u. 2) des schönen auf Initiative des Herzogs von Loubat mit einem sehr wertvollen Kommentar von E. T. Hamy herausgegebenen Codex Borbonicus.[1]) Auf diesen beiden höchst interessanten Blättern finden wir die Reihe der 52 Jahre des Zyklus abgebildet, ringsum zwei Zentralgruppen, von denen die eine *Cipactonal* und *Oxomoco* (S. 21), die andere *Quetzalcouatl* und *Tezcatlipoca* (S. 22) tanzend vorstellen. Jedes Jahreszeichen ist von einer der 9 Figuren, die wir oben als „Señores de la noche" kennen gelernt haben, begleitet. Oben an der Seite 21 von rechts nach links bzw. von oben nach unten (Fig. 1) begegnen wir der Reihe der Jahre, die mit 1 *acatl* beginnt und dem Osten entspricht:

1	*acatl*	(XIII)	mit	*Tepeyollotl*	= h[2])
2	*tecpatl*	(XVIII)	„	*Mictlantecutli*	= e
3	*calli*	(III)	„	*Piltzinteotl*	= c
4	*tochtli*	(VIII)	„	*Tlaloc*	= i
5	*acatl*	(XIII)	„	*Chalchiuhtlicue*	= f
6	*tecpatl*	(XVIII)	„	*Cinteotl*	= d
7	*calli*	(III)	„	*Xiuhtecutli*	= a
8	*tochtli*	(VIII)	„	*Tepeyollotl*	= h
9	*acatl*	(XIII)	„	*Mictlantecutli*	= e
10	*tecpatl*	(XVIII)	„	*Itztli*	= b
11	*calli*	(III)	„	*Tlaloc*	= i
12	*tochtli*	(VIII)	„	*Chalchiuhtlicue*	= f
13	*acatl*	(XIII)	„	*Cinteotl*	= d

Die Fortsetzung folgt auf der Seite 22 (Fig. 2) unten und geht von links nach rechts, bzw. von unten nach oben; die dargestellte Reihe fängt mit 1 *tecpatl* an und entspricht dem Norden:

1	*tecpatl*	(XVIII)	mit	*Xiuhtecutli*	= a
2	*calli*	(III)	„	*Tlaçolteotl*	= g
3	*tochtli*	(VIII)	„	*Mictlantecutli*	= e
4	*acatl*	(XIII)	„	*Itztli*	= b
5	*tecpatl*	(XVIII)	„	*Tlaloc*	= i

1) Codex Borbonicus. Manuscrit mexicain de la Bibliothèque du Palais Bourbon. Paris, E. Leroux 1899. Ch. III 14—15. — Vgl. Seler, Ges. Abh. I 512—513, und Fr. del Paso y Troncoso, Descripcion historica y exposicion del codice pictorico de los antiguos náuas. Florencia 1898. S. 79—97.

2) Die italienischen Buchstaben bedeuten die „Señores de la noche" in der folgenden Weise:

Xiuhtecutli = a	*Cinteotl* = d	*Tlaçolteotl* = g
Itztli = b	*Mictlantecutli* = e	*Tepeyollotl* = h
Piltzinteotl = c	*Chalchiuhtlicue* = f	*Tlaloc* = i

6 *calli*	(III)	mit	*Chalchiuhtlicue*	= f
7 *tochtli*	(VIII)	„	*Piltzinteotl*	= c
8 *acatl*	(XIII)	„	*Xiuhtecutli*	= a
9 *tecpatl*	(XVIII)	„	*Tlaçolteotl*	= g
10 *calli*	(III)	„	*Mictlantecutli*	= e
11 *tochtli*	(VIII)	„	*Itztli*	= b
12 *acatl*	(XIII)	„	*Tepeyollotl*	= h
13 *tecpatl*	(XVIII)	„	*Chalchiuhtlicue*	= f

Fig. 1.

Cipactonal und *Oxomoco*. Erstes mit 1 *acatl* und viertes mit 1 *tochtli* anfangende *Tlalpilli*. (Cod. Borb. S. 21.)

Seite 22 (Fig. 2), oben, von rechts nach links, bzw. von oben nach unten, ist die mit 1 *calli*, dem Westen entsprechende Reihe von Jahren abgebildet:

1 *calli*	(III)	mit	*Piltzinteotl*	= c
2 *tochtli*	(VIII)	„	*Xiuhtecutli*	= a
3 *acatl*	(XIII)	„	*Tlaçolteotl*	= g
4 *tecpatl*	(XVIII)	„	*Cinteotl*	= d
5 *calli*	(III)	„	*Itztli*	= b

6	*tochtli*	(VIII)	mit	*Tepeyollotl*	=	h
7	*acatl*	(XIII)	„	*Chalchiuhtlicue*	=	f
8	*tecpatl*	(XVIII)	„	*Piltzinteotl*	=	c
9	*calli*	(III)	„	*Tlaloc*	=	i
10	*tochtli*	(VIII)	„	*Tlaçolteotl*	=	g
11	*acatl*	(XIII)	„	*Cinteotl*	=	d
12	*tecpatl*	(XVIII)	„	*Itztli*	=	b
13	*calli*	(III)	„	*Tepeyollotl*	=	h

Fig. 2.

Quetzalcouatl und *Tezcatlipoca.* Zweites mit 1 *tecpatl* und drittes mit 1 *calli* anfangende *Tlalpilli.* (Cod. Borb. S. 22.)

Wir kehren auf Seite 21 (Fig. 1) zurück, wo wir unten, von links nach rechts, bzw. von unten nach oben die Reihe, die mit 1 *tochtli* beginnt und dem Süden entspricht, dargestellt finden:

1	*tochtli*	(VIII)	mit	*Mictlantecutli*	=	e
2	*acatl*	(XIII)	„	*Piltzinteòtl*	=	c
3	*tecpatl*	(XVIII)	„	*Tlaloc*	=	i
4	*calli*	(III)	„	*Tlaçolteotl*	=	g
5	*tochtli*	(VIII)	„	*Cinteotl*	=	d

6	*acatl*	(XIII)	mit	*Xiuhtecutli*	= a
7	*tecpatl*	(XVIII)	„	*Tepeyollotl*	= h
8	*calli*	(III)	„	*Mictlantecutli*	= e
9	*tochtli*	(VIII)	„	*Piltzinteotl*	= c
10	*acatl*	(XIII)	„	*Tlaloc*	= i
11	*tecpatl*	(XVIII)	„	*Chalchiuhtlicue*	= f
12	*calli*	(III)	„	*Cinteotl*	= d
13	*tochtli*	(VIII)	„	*Xiuhtecutli*	= a

Die hier hinzugefügte Tabelle zeigt ein Tonalamatl in der Form, wie es in den Handschriften der Borgiagruppe vorkommt, d. h. auf 5 horizontalen Reihen von je 52 Tagen, die wir hier zur Bequemlichkeit von links nach rechts angeordnet haben. Die römischen Ziffern bezeichnen die Tageszeichen, während, wie es oben S. 491 der Fall war, die sogen. Neun Herren der Nacht durch die neun ersten römischen Buchstaben veranschaulicht sind. Aus dieser Tabelle geht nun klar hervor, welches Kriterium den Zeichner beim Verbinden der „Señores de la noche“ mit den Jahreszeichen geleitet hat. Jedes Jahreszeichen ist nämlich mit der Figur in Beziehung gebracht, mit welcher es als Tageszeichen im gewöhnlichen Tonalamatl vorkommt. Diese Tatsache ist bedeutungsvoll und beleuchtet ein wenig die Frage der Benützung des Tonalamatls. Wenn wir die Reihe der 9 „señores de la noche“ als einen fortlaufenden Massstab der 260tägigen Periode anlegen, bekommen wir eine überschüssige Figur. Infolgedessen, wenn der Tag 1 *cipactli* beim ersten Umlauf mit *a* verbunden war, wird er beim zweiten mit *i* vorkommen. Nun aber wird, wie wir oben gesehen, das Tonalamatl selbst als fortlaufender Massstab des Sonnenjahres benutzt, und aus dem oben erwähnten Zahlenverhältnisse $260 = (9 \times 29) - 1$ folgt notwendigerweise, dass die Tage des Jahres, die dem Zeichen 13 *xochitl* (letzten Tage des Tonalamatls) folgen, im Sonnenjahre nicht in Verbindung mit dem „señor de la noche“ erscheinen können, der ihnen nach dem theoretischen Tonalamatl angehört, sondern mit dem, der unmittelbar vorangeht. Weiter müssen wir annehmen, dass die fünf nemontemi überhaupt keine begleitende Figuren haben, was die alten Autoren gewöhnlich dadurch ausdrücken, dass sie sagen, diese Tage wurden nicht gezählt. Aus alledem geht klar hervor, dass am Anfange des zweiten Jahres ein Sprung von wenigstens 6 Tagen bestehen wird zwischen den „señores de la noche“ im laufenden und im theoretischen Tonalamatl. Aus diesem Grunde würde die Benutzung des gewöhnlichen Tonalamatls zum Messen der Jahrestage sehr schwierig werden, wenn nicht der Tonalpouhqui (der die Tage zählt) dieses einfache Gesetz eingeführt hätte.

Das gestörte Verhältnis der „señores de la noche“ beim laufenden Tonalamatl zu denen des normalen Tonalamatls wird jedes Jahr dadurch hergestellt, dass der erste Tag des Jahres von dem „señor de la noche“ begleitet wird, der ihm im theoretischen Tonalamatl angehört. Die Seiten 21 u. 22 des Codex Borbonicus, die unmittelbar der Darstellung des theoretischen Tonalamatls folgen, veranschaulichen einfach unserer

Das auf fünfgliedrigen Säulen geordnete Tonalamatl
mit Andeutung der sogenannten 9 Herren der Nacht, und der Tage, nach denen die Jahre benannt wurden.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
I a	II b	**III c**	IV d	V e	VI f	VII g	**VIII h**	IX i	X a	XI b	XII c	**XIII d**
XIII h	XIV i	XV a	XVI b	XVII c	**XVIII d**	XIX e	XX f	I g	II h	**III i**	IV a	V b
V f	VI g	VII h	**VIII i**	IX a	X b	XI c	XII d	**XIII e**	XIV f	XV g	XVI h	XVII i
XVII d	**XVIII e**	XIX f	XX g	I h	II i	**III a**	IV b	V c	VI d	VII e	**VIII f**	IX g
XX b	X c	XI d	XII e	**XIII f**	XIV g	XV h	XVI i	XVII a	**XVIII b**	XIX c	XX d	I e

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
XIV e	XV f	XVI g	XVII h	**XVIII i**	XIX a	XX b	I c	II d	**III e**	IV f	V g	VI h
VI c	VII d	**VIII e**	IX f	X g	XI h	XII i	**XIII a**	XIV b	XV c	XVI d	XVII e	**XVIII f**
XVIII a	XIX b	XX c	I d	II e	**III f**	IV g	V h	VI c	VII a	**VIII b**	IX c	X d
X h	XI i	XII a	**XIII b**	XIV c	XV d	XVI e	XVII f	**XVIII g**	XIX h	XX i	I a	II b
II f	**III g**	IV h	V i	VI a	VII b	**VIII c**	IX d	X e	XI f	XII g	**XIII h**	XIV i

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
VII i	**VIII a**	IX b	X c	XI d	XII e	**XIII f**	XIV g	XV h	XVI i	XVII a	**XVIII b**	XIX c
XIX g	XX h	I i	II a	**III b**	IV c	V d	VI e	VII f	**VIII g**	IX h	X i	XI a
XI c	XII f	**XIII g**	XIV h	XV i	XVI a	XVII b	**XVIII c**	XIX d	XX e	I f	II g	**III h**
III c	IV d	V e	VI f	VII g	**VIII h**	IX i	X a	XI b	XII c	**XIII d**	XIV e	XV f
XV a	XVI b	XVII c	**XVIII d**	XIX e	XX f	X g	II h	**III i**	IV a	V b	VI c	VII d

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
XX d	I e	II f	**III g**	IV h	V i	VI a	VII b	**VIII c**	IX d	X e	XI f	XII g
XII b	**XIII c**	XIV d	XV e	XVI f	XVII g	**XVIII h**	XIX i	XX a	I b	II c	**III d**	IV e
IV i	V a	VI b	VII c	**VIII d**	IX e	X f	XI g	XII h	**XIII i**	XIV a	XV b	XVI c
XVI g	XVII h	**XVIII i**	XIX a	XX b	I c	II d	**III e**	IV f	V g	VI h	VII i	**VIII a**
VIII e	IX f	X g	XI h	XII i	**XIII a**	XIV b	XV c	XVI d	XVII e	**XVIII f**	XIX g	XIX h

Anschauung nach dieses Gesetz. Sie zeigen, wie man das Kalenderbuch benützen soll, und sind so ein Beweis dafür, dass die Tage *acatl*, *tecpatl*, *calli*, *tochtli* die Verbindung der Tageszeichen mit den sogen. neun Herren der Nacht regeln und infolgedessen die Anfangstage der Jahre sind.

II. Die achtzehn Monatsfeste.

Wie wir es oben durch Zahlenverhältnisse darstellten, wurde das mexikanische Jahr in 18 Reihen von je 20 Tagen geteilt, an deren Ende die grossen rituellen Feste stattfanden. Diese Reihen von 20 Tagen bezeichnen wir mit dem etwas ungeeigneten Namen von „Monaten". Die Aufeinanderfolge dieser Monate ist folgende:

Atlcaualo	*Tlaloc*'s Fest
Tlacaxipeualiztli	*Xipe*'s Fest
Toçoztontli	*Cinteotl*'s Fest
Uei toçoztli	" "
Toxcatl	*Tezcatlipoca*'s Fest
Etzalqualiztli	*Tlaloc*'s Fest
Tecuilhuitontli	*Uixtociuatl*'s Fest
Uei tecuilhuitl	*Xochipilli*'s Fest
Miccailhuitztintli (oder *Tlaxochimaco*)	kleines Totenfest
Uei miccailhuitl (oder *Xocouetzi*)	grosses Totenfest
Ochpaniztli	*Toci*'s Fest
Teotleco	*Tezcatlipoca*'s Fest
Tepeilhuitl	*Tlaloc*'s Fest
Quecholli	*Mixcouatl*'s Fest
Panquetzaliztli	*Uitzilopochtli*'s Fest
Atemoztli	*Tlaloc*'s Fest
Tititl	*Ilamatecutli*'s Fest
Itzcalli	*Xiuhtecutli*'s Fest[1])

So genau wir die Aufeinanderfolge der Feste kennen, umso dürftiger sind wir über den Anfangsmonat des Jahres unterrichtet. Die älteren Berichte geben entweder *Atlcaualo* oder *Tlacaxipeualiztli* als Anfangsmonat an. Zu denjenigen, die das Jahr mit *Atlcaualo* beginnen lassen, rechnen wir Sahagun, Torquemada, den Codex Ixtlilxochitl, die Interpreten der Codices Vaticanus A und Telleriano Remensis, vielleicht den Codex von 1576 der Aubinschen Sammlung, Durán, den Autor eines „Kalenderrades" (Fig. 3) der Aubinschen Sammlung[2]), Martin de Leon, Vetan-

1) Diese Angabe der Feste stammt aus den Codices Vaticanus A und Telleriano Remensis, verglichen mit dem Magliabecchiano. Cf. Seler, Eine Liste der mexikanischen Monatsfeste. Gesamm. Abhandl. I S. 145—151.

2) Von Boban in dem Atlas seines „Catalogue raisonné ..." und nachher von Dr. A. Peñafiel in seinen „Antiguedades mexicanas", Mexico, 1902, S. 112, publiziert. Man muss bei diesem interessanten Dokumente beachten, dass die Darstellung auf dem Ringe nichts zu tun hat mit der Darstellung innerhalb desselben. Auf dem Ringe finden wir die 18 Feste durch die alten bekannten Symbole vertreten; auch die Darstellung ist zum Teil noch eine recht altertümliche. Der Anfang des Jahres (rechts oben) ebenso wie

curt, Clavigero, Granados y Valdes u. a., während Motolinia, der Codice Magliabecchiano, Gomara, Valades, Ixtlilxochitl, J. de la Serna, und wahrscheinlich nach Siguenza y Gongora der Italiener Gemelli Carreri das Jahr mit *Tlacaxipeualiztli* anfangen. Diesen letzteren schliesst sich dann auch Mrs. Zelia Nuttall an.

Der Autor des obengenannten „Kalenderrades“, das D. L. Garcia Pimentel im Anhange zu den Memoriales von Motolinia publiziert hat, unterscheidet sich merkwürdigerweise von den übrigen Schriftstellern des XVI. Jahrhunderts dadurch, dass er augenscheinlich das Jahr mit *Tititl* anfangen lässt. Es scheint mir aber ganz klar, dass er einen bestimmten Zweck verfolgte; er wollte nämlich das neue Jahr der Mexikaner mit dem europäischen Neujahr übereinstimmen lassen.[1]) Es scheint nicht unmöglich, dass Cristobal del Castillo, den Leon y Gama als seine Hauptquelle angibt, aus dieser Quelle geschöpft hat. Jedenfalls gibt auch Leon y Gama *Tititl* als Anfangsmonat des Jahres an. Aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts stammen eine Anzahl von Kalenderkopien, wo das Jahr mit *Atemoztli* anfängt; und denselben Anfangsmonat finden wir in der Ausgabe der Briefe von Cortes durch den Erzbischof Lorenzana in 1770.[2]) Orozco y Berra schuf auf synchronologischer Basis ein Kalendersystem, wo *Itzcalli* als Anfangsmonat auftritt.

Aus allen diesen Verschiedenheiten darf man wohl schliessen, dass bei den Mexikanern der Übergang vom alten zum neuen Jahr sich nicht so sehr fühlen liess, als wir es uns gewöhnlich vorstellen. Das hängt damit zusammen, dass die Sonnenjahre durch fortlaufende Tonalamatls gemessen wurden, und dass erst 73 Tonalamatlumläufe oder der 52jährige Zyklus die eigentliche Einheit bildeten. In dieser Zeitperiode wurden

---

das Ende (links oben) ist durch eine männliche Figur markiert, die in der Richtung fortschreitet, in der der Kalenderring gelesen werden soll. Zwischen diesen beiden Gestalten sehen wir Tageszeichen. Leider ist die obere Hälfte zerstört. Doch sind wir wohl berechtigt anzunehmen, dass es vier Reihen zu sechs übereinander waren.

	[*tochtli*]	[*atl*]	[*itzcuintli*]	[*oçomàtli*]	[*malinalli*]	[*acatl*]	
	calli	[*cuetzpalin*]	[*couatl*]	[*miquiztli*]	[*maçatl*]	[*tochtli*]	
⇛—→	*tecpatl*	*quiauitl*	*xochitl*	*cipactli*	*èècatl*	*calli*	
	acatl	*ocelotl*	*quauhtli*	*cozcaquauhtli*	*olin*	*tecpatl*	⇛—→
	nemontemi					1. Tag des Jahres	

Wenn man also als Anfangstag des Jahres, d. h. hier den ersten Tag des Monats „*Quahuitlychua*“ das Zeichen *tecpatl* nimmt, so kommt man nach dem Durchlaufen der 18 Monate zu den nemontemi: *tecpatl*, *quiauitl*, *xochitl*, *cipactli*, *èècatl*, und beginnt das nächste Jahr mit dem Zeichen *calli*.

1) Diese Besorgnis finden wir auch beim unbekannten Autor, gegen den Sahagun im Appendix seines vierten Buches polemisiert.

2) Historia de Nueva España. Mexico, Hogal. 1770.

die verschiedenen Serien von 365 Tagen durch die wohlbekannten Tageszeichen *acatl*, *tecpatl*, *calli*, *tochtli* hervorgehoben, die dann auch ihren Namen und ihre Zahl der unmittelbar folgenden Serie gaben. So können wir diese Zeichen zum Feststellen des Jahresanfanges und speziell des Anfangsfestes benützen. Der Übergang von einem zum andern Zyklus, das *Xiuhmolpilli* (Verknüpfung der Jahre) wird jedesmal durch ausserordentliche Feierlichkeiten und durch das Bohren des neuen Feuers gekennzeichnet. Das Fest des neuen Feuers ist also der Anfang eines neuen Zyklus und folglich auch eines neuen Jahres.

Fig. 3.

Kalenderrad der Aubinschen Sammlung. (Nach Peñafiels „Antiguedades Mexicanas".)

Das sind also zwei Criteria, die wir zum Feststellen des Anfangsmonats haben: die Tageszeichen, deren Namen das Jahr trägt, und das Fest des neuen Feuers. Nun stellt sich aber aus Selers methodischen synchronologischen Studien[1]), von denen weiter die Rede ist, fest, dass im Jahre 1521 (3 *calli*) der Tag 3 *calli* auf den ersten des Monats *Toxcatl* fiel. Dieser Schluss könnte beim ersten Ansehen befremden; wenn man

1) Gesammelte Abhandlungen I S. 173—183.

aber näher zusieht, scheint er ganz natürlich, weil doch aus der genaueren Betrachtung der Kultushandlungen beim Feste *Toxcatl* hervorgeht, dass dies eigentlich das Fest ist, wo das neue Feuer gebohrt wird, und also das eigentliche Neujahrsfest darstellt.[1])

In bezug auf das letzte vor der Ankunft der Spanier im Jahre 1507 gefeierte Zyklusfest sagt merkwürdigerweise der Historiker Chimalpaïn: „*II acatl xihuitl, 1507 años. Ypan in toxiuh molpilli Huixachtecatl ynicpac huetz tlecuahuitl ye nauhtetl yn quilpillico mexica yye ixquichica cate Tenuchtitlan; . . . ypan cemilhuitonalli nahui acatl* = Jahr Zwei Rohr. 1507. In diesem Jahre wurde uns Jahr verknüpft auf dem *Huixachtecatl* wo das Feuerholz fiel; es war das vierte Mal, dass die Mexikaner es zu verknüpfen kamen, seitdem sie in *Tenuchtitlan* verblieben; . . . in der Tageszählung am Tage Vier Rohr.“[2]) Dieser Text scheint klar und deutlich zu sagen, dass im Jahre 1507 das neue Feuer an einem Tage 4 *acatl* gebohrt wurde. Soll man daraus schliessen, entweder dass das Jahr 2 *acatl* mit einem Tage 4 *acatl* anfängt, oder dass das grosse Zyklusfest nicht am Anfang des Jahres gefeiert wurde? Wir können keines von beiden behaupten; denn, wenn wir, wie es Chimalpaïn wahrscheinlich tat, das Jahr mit dem Monate *Atlcaualo* und dem Zeichen 2 *acatl* anfangen lassen, dann finden wir, dass gerade der erste Tag des Monats *Toxcatl* das Zeichen 4 *acatl* trägt. Es ist also äusserst wahrscheinlich, dass Chimalpaïn in seinen Quellen nicht gefunden hat, dass das Feuer an einem Tage 4 *acatl* gebohrt wurde, sondern viel eher, dass es am Anfange des Monats *Toxcatl* gebohrt wurde; dann aber hat er nach einem bestimmten Kalender diese Angabe berechnet und ist irrtümlich auf das Zeichen 4 *acatl* gekommen, das er dann auch in seinem Berichte angibt. Diese Methode scheint bei den Kommentatoren von älteren Bilderschriften ganz geläufig gewesen zu sein, und wir werden weiter noch einige Beispiele davon finden.

In dem wertvollen Dokumente der Sammlung Humboldt, von dem oben die Rede war, und das Seler als Grundlage seiner synchronologischen Studien genommen hat, befindet sich auch ein Hinweis auf das Anfangsfest des Jahres; denn die Reihe der vier grossen Jahresfeste, die sich auf 19 aufeinanderfolgende Jahre fortsetzt, fängt an mit dem Feste *Etzalqualiztli*; und das ist eben das erste auf *Toxcatl* folgende Fest. Hätte das mexikanische Jahr mit *Atlcaualo* oder mit *Tlacaxipeualiztli* angefangen, dann würde höchstwahrscheinlich dies letztere Fest nicht, wie es der Fall ist, an vierte Stelle getreten sein. Ein besserer Beweis aber dafür, dass das mexikanische Jahr später anfängt, als man es bis jetzt angenommen hat, finden wir in der Eroberungsgeschichte Mexicos von Sahagun. Im dritten Kapitel des zwölften Buches wird ausdrücklich gesagt, dass die zweite Ankunft der Spanier an den mexikanischen Küsten, das ist die Ankunft des Cortes, am Ende des Jahres 13 *tochtli* stattfand; und anderer-

---

1) Die achtzehn Jahresfeste der Mexikaner. Veröffentlichungen aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde. Berlin. VI. Heft 2/4. S. 130.

2) R. Siméon, Annales de Domingo Francisco de San Anton Muñon Chimalpahin Quauhtlehuanitzin. 6e et 7e Relations. Paris 1889. S. 177.

seits wissen wir, dass dieses Ereignis ungefähr Mitte April des Julianischen Kalenders geschah. Weil dieser Text so ausserordentlich wichtig ist, will ich ihn hier auf Nahuatl zitieren. Prof. Seler hat ihn seinerzeit in Madrid kopiert, benützt ihn in seinen Vorlesungen an der Universität und hatte die Liebenswürdigkeit, seine Kopie mir zur Verfügung zu stellen: „*auh niman ie mocuepa in xiuitl ie imonamicioc in matlactli omei tochtli: auh ie tlamiznequi ie tzonquizian in xiuitl omei tochtli in quiçaco in ienoceppa ittoque* = und darauf kehrt zurück das Jahr, wo schon zusammentritt das Jahr 13 Kaninchen; und schon ist es im Begriff zu Ende zu kommen, es ist die Zeit wo zu Ende kommt das Jahr 13 Kaninchen, da kommen sie, da wurden sie wieder gesehen.“

Im Zusammenhang mit der Frage nach dem Anfangsmonat muss man sich auch fragen, an welcher Stelle des Jahres die fünf überschüssigen Tage, die *nemontemi*, fielen. Hier scheinen die alten Berichte alle übereinzustimmen und diese Tage als die fünf letzten des Jahres zu betrachten; so fallen diese Tage gerade vor *Atlcaualo* bei den Autoren, die das Jahr mit diesem Monate anfangen, gerade vor *Tlacaxipeualiztli*, wenn sie diesen Monat als Anfangsmonat nehmen usw. Nun haben wir aber mit Seler festgestellt, dass *Toxcatl* eigentlich der Anfangsmonat des Jahres ist. Muss man daraus schliessen, dass die *nemontemi* unmittelbar diesem Monate vorangehen? Das scheint mir nicht notwendig; denn wären die *nemontemi* unmittelbar vor *Toxcatl* gefallen, dann hätten sie ganz sicher dazu beigetragen, den Anfangstag des Jahres stark hervorzuheben, und in diesem Falle würde es kaum zu verstehen sein, dass kein einziger der alten Autoren den Monat *Toxcatl* als Anfangsmonat angibt. Es scheint mir wahrscheinlicher, dass die Stelle der *nemontemi* mehr durch das *Tonalamatl* als durch die eigentlichen Jahresfeste bestimmt war. Ich habe in dieser Richtung hin einige Versuche von Kalendertypen gemacht, und am besten gefällt mir dieses Schema des Jahres, wo in einem Jahre 1 *acatl* die *nemontemi* gerade dem Tage 1 *cipactli* vorangehen, in einem Jahre 2 *tecpatl* gerade dem Tage 2 *miquiztli*, in einem Jahre 3 *calli* gerade dem Tage 3 *oçomàtli* und in einem Jahre 4 *tochtli* gerade dem Tage 4 *cozcaquauhtli*. So würden diese Tage regelmässig auf den 204., 205., 206., 207. und 208. des Jahres fallen und immer dem dritten Tage des Monats *Panquetzaliztli* folgen. Die synchronologische Tabelle der Jahre 1519, 1520, 1521, die diesen Artikel schliesst, ist nach dieser Methode aufgefasst.

Diese Hypothese würde sehr gut erklären, warum die Meinungen der alten Autoren über den Jahresanfang so auseinanderlaufen. Der Anfang des Jahres war nicht genügend hervorgehoben dadurch, dass einige Monate eines Jahres 1 *acatl* mit *acatl* und andere mit *tecpatl*, einige Monate eines Jahres 2 *tecpatl* mit *tecpatl* und andere schon mit *calli* anfingen. So würde man auch sehr leicht verstehen, wie andere Autoren dazu kamen, ein Jahr *acatl* mit *cipactli*, ein Jahr *tecpatl* mit *miquiztli* usw. beginnen zu lassen, weil sie doch das Vorurteil hatten, dass die *nemontemi* das Jahr schliessen.

Aber über diesen Punkt herrscht noch eine grosse Unklarheit. Ich habe keine einzige Tatsache finden können, um diese Hypothese positiv

zu bekräftigen. Die synchronologischen Forschungen leiten sehr wenig dabei, aber für die Entzifferung der Bilderschrift würde es notwendig, dass wir ziemlich bestimmt das Verhältnis der „Señores de la noche" zu den Tageszeichen in irgend einem Jahre feststellen könnten. Wäre das möglich, dann würde vielleicht leichter der Schleier gelüftet, der heute noch die im Codex Viennensis, im Codex Nuttall, im Bodleianus usw. so häufig vorkommenden kombinierten Jahres- und Tageszeichen bedeckt.

III. Synchronologie.

Ehe wir an die vom historischen Standpunkte wichtigste Frage der Übereinstimmung des mexikanischen mit dem europäischen Jahre treten, müssen wir einen anderen Punkt besprechen, das Verhältnis des mexikanischen Jahres zum wirklichen Sonnenjahr. Das mexikanische Jahr war nämlich aus 365 Tagen zusammengesetzt und folglich um einige Stunden kürzer als das wirkliche Sonnenjahr. Dass die alten Mexikaner, die ja in der Astronomie ziemlich erfahren waren und auch sehr gut rechnen konnten, diesen Fehler bemerkt haben, das nehme ich sehr gern an; aber vor allen Dingen handelt es sich darum, zu wissen, ob sie diesen Fehler zu verbessern gesucht haben. Verschiedene Autoren haben diese Frage ganz verschieden beantwortet. Motolinia sagt ausdrücklich, dass die alten Mexikaner keine Einschaltungen kannten, und dass ihr Jahr sich fortdauernd verschob in bezug auf das Sonnenjahr.[1]) Torquemada und der Autor der „Cronica de la S. Provincia del Santissimo Nombre de Jesus de Guatemala" aus dem Jahre 1683 denken ebenso.[2]) Sahagun, dem wir die wertvollsten und zuverlässigsten Berichte über die altmexikanische Kultur verdanken, sagt, dass sie alle vier Jahre einen Tag einschalteten. Seler aber interpretiert dieses als eine persönliche Hypothese des Autors.[3]) Zelia Nuttall stützt sich auf den Appendix des 4. Buches, um Selers Deutung zu verwerfen.[4]) In diesem Appendix polemisiert der gute Pater Sahagun gegen einen unbekannten Mönch, der einen Kalender geschrieben hatte, worin er voraussetzte, dass die alten Mexikaner keine Schaltjahre hatten. Sahagun spricht sich gegen diese Ansicht aus, weil ihr gewöhnlicher Kalender 365 Tage umfasste und in jedem vierten Jahre 366 Tage; der überschüssige Tag wurde zu einer periodischen Festlichkeit gebraucht.[5]) Hierbei möchte ich aber bemerken, dass dieser ganze Appendix weniger auf Indianerberichten als auf persönlichen Anschauungen des Autors beruht, und dass er zweifellos einen der schwächsten Teile dieses sonst grossartigen Werkes darstellt. Er

---

1) L. Garcia Pimentel, Memoriales de Fray Toribio de Motolinia. Mexico. 1903. S. 36.

2) Cf. Seler, Die Korrekturen der Jahreslänge ... Zeitschr. f. Ethnologie 1903. Heft I. S. 28.

3) Cf. Seler ibid. S. 27.

4) Zelia Nuttall, The periodical adjustments of the Ancient Mexican Calendar. The American Anthropologist. Bd. 6. Nr. 4. 1904. S. 487.

5) Histoire générale des choses de la Nouvelle Espagne. Trad. Jourdanet. Paris, Masson. 1880. S. 287.

zeigt nämlich, dass das Verhältnis vom *Tonalamatl* zum eigentlichen Jahre dem sehr gelehrten Franziskaner nicht ganz klar war. Für ihn sind *Tonalamatl* und *Xippoualli* zwei ganz verschiedene Sachen, von denen die eine als diabolische Erfindung weggelassen werden muss, während in Wirklichkeit das *Xippoualli* nie ohne die Elemente des *Tonalamatl*'s gezählt wurde. Wir glauben also schliesslich dabei bleiben zu können, dass ein genaueres Studium von Sahaguns Werke nicht zum Schluss führt, dass die alten Mexikaner irgend eine periodische Jahreskorrektur gekannt haben.

Im XVI. Jahrhundert gab es zwei Theorien über die Frage der Einschaltung: die einen verneinten und die andern billigten sie. Die ersten hatten insofern recht, als die alten Mexikaner vor ihren Beziehungen mit Europäern sich selbst nicht dazu veranlasst fühlten, ihr Jahr zu verbessern; und die zweiten hatten nicht ganz unrecht, weil doch seit den ersten Zeiten der Eroberung durch europäischen Einfluss die bissextile Einschaltung in bestimmten Kreisen eingeführt wurde. Einige Missionare waren der Meinung, dass die Indianer ihre nationale Zeitrechnung beibehalten mussten; damit dies aber möglich wäre, war es notwendig, in jedes vierte Jahr einen Tag einzuschalten, und dies musste dann noch gerade in einem Jahre *Tecpatl* und in dem unsern Februar entsprechenden Monate geschehen. Dass diese Methode der Einschaltung in den ersten der Conquista folgenden Jahren auch versucht wurde, das zeigt der folgende Text: „de manera que sobre esta figura se haràn dos dias con el numero que le cupiere, como se hacen dos dias la + segunda. Haciendose asi nunca mas terna confusion como hasta aqui han tenido por la falta del bisexto.“ [1]) Bei Mendieta finden wir sogar einen ausdrücklichen Beweis dafür, dass in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts derartige synchronologische Versuche gemacht wurden: „Este calendario sacò cierto religioso en rueda con mucha curiosidad y subtileza, conformandolo con la cuenta de nuestro calendario, y era cosa bien de ver: y yo lo vi y tuve en mi poder en una tabla mas hà de cuarenta años en el convento de *Tlaxcala.* Mas porque era cosa peligrosa que anduviese entre los Indios, trayendoles a la memoria las cosas de su infidelidad y idolatria antigua (porque en cada dia teniau su fiesta y idolo a quien la hacian con sus ritos y ceremonias), por tanto, con mucha razcn fuè mandado que el tal calendario se extirpase del todo, y no pareciese, como el dia de hoy no parece, ni hay memoria de el. Aunque es verdad que algunos Indios viejos y otros curiosos tienen aun al presente en la memoria los dichos meses y sus nombres, y los han pintado en algunas partes, y en particular en la porteria del convento de Coatlinchan . . .“ [2]) Diese Angabe Mendietas deutet auf ein „Kalenderrad“ hin, das dem im Anhange zu den Memoriales von Motolinia publizierten und dem durch Valades in seiner Rhetorica christiana abgebildeten Kalender ent-

1) Dieser Text ist S. 53 der Ausgabe der Memoriales von Motolinia publiziert und gehört aller Wahrscheinlichkeit nach demselben Autor, der das oben besprochene „Kalenderrad“ anfertigte.

2) Historia Ecclesiastica Indiana. Ausgegeben von Ed. J. Garcia Icazbalceta. Mexico. 1870. Buch II. Kap. 15. S. 98.

sprach. Diese beiden ebengenannten Kalender stammen, wie wir später zeigen werden, wahrscheinlich aus den Jahren 1528—1532 und 1532—1536. Dies würde gerade die Zeit sein, wo ernste Versuche von Synchronologie gemacht wurden, und wo die Einschaltung von einem Tage alle vier Jahre eingeführt wurde. Diese Einschaltung wurde wahrscheinlich nur von den europäisch geschulten Indianern angewendet, während inzwischen die anderen nach alter Sitte fortzählten; und selbst bei den hispanisierten Indianern scheint man nicht immer über die Einschaltungsmethode einig gewesen zu sein. Das alles bringt grosse Schwierigkeiten hervor für denjenigen, der den mexikanischen Kalender nach den Dokumenten des XVI. Jahrhunderts studieren will.

Im XVII. Jahrhundert entstanden neue Theorien über die Einschaltung. J. de la Serna[1]) setzte voraus, dass die Mexikaner nicht in jedes vierte Jahr einen Tag, sondern 13 Tage am Ende des 52jährigen Zyklus einschalteten, und dieser Theorie gehört auch der berühmte Siguenza y Gongora an und nach ihm Clavigero und einige andere. Das Resultat der 13tägigen Einschaltung am Ende des Zyklus ist dasselbe, als wenn man einen Tag alle vier Jahre einschaltet, das heisst, dass man nach Verlauf von 1040 Jahren 260 Tage eingeschaltet hat. Da also einige Tage zuviel eingeschaltet wurden, schlug Leon y Gama vor, am Ende des kleinen Zyklus 13 Tage und am Ende des grossen Zyklus nur 12 Tage einzuschalten. So würden nach Verlauf von 1040 Jahren 250 Tage eingeschaltet werden, das sind wieder einige Tage zu wenig. Um noch mehr Genauigkeit zu bekommen, nahmen Fabrega und Humboldt auf Grund des Codex Borgia an, dass man am Ende des Zyklus 13 Tage einschalten, am Ende einer grossen Periode von 1040 Jahren aber 7 Tage abziehen soll. Damit war nun auch Orozco y Berra einverstanden; nur schlug er vor, 8 Tage statt 7 abzuziehen.

Auch Zelia Nuttall nimmt die Einschaltung von 13 Tagen am Ende des *Xiuhmolpilli* an und zeigt sehr geistvoll, wie die alten Mexikaner ihren wunderbaren Kalender zu einem einheitlichen System historischer Zeitrechnung hätten entwickeln können. Aber der grosse Fehler aller dieser Hypothesen ist, dass sie mehr Wert auf Produkte der Einbildung als auf positive Tatsachen legen. Bis jetzt hat keine einzige festgestellte Tatsache den zutreffenden Beweis dafür geliefert, dass die Mexikaner irgend etwas gemacht haben, um ihre Zyklen voneinander zu unterscheiden; soweit wir sie bis jetzt kennen, trägt keine Bilderschrift irgend eine Spur von Einschaltungen, die einen Zyklus von einem andern getrennt haben würde.

In seinen Erläuterungen der Dokumente der Humboldtschen Sammlung ist Seler[2]) auch zu dem Schluss gekommen, dass die Mexikaner ihre Jahre durch keine Einschaltungen korrigierten; denn der durch die von Sahagun zusammengerufenen Indianerkonferenz als Jahresanfang

1) Manual de los Ministros de Indias. Anales del Museo Nacional de Mexico. VI (1900). S. 323 und folgende.

2) Gesammelte Abhandlungen. I. S. 181.

angegebene Tag fiel auf den 2. Februar, das sind 10 Tage später als zur Zeit der Conquista. Das erklärt sich dadurch, dass inzwischen 10 Tage im Julianischen Kalender eingeschaltet worden waren, die im Indianischen Kalender nicht berechnet waren. Später kam Seler durch seine vergleichenden Studien in den Bilderhandschriften auch dazu, eine Einschaltungshypothese vorauszusetzen.[1]) Nach einer Periode von 42 Jahren würden 10 Tage eingeschaltet werden. Das schien aus den unteren Hälften der Blätter 26 bis 29 des Codex Féjerváry-Mayer hervorzugehen. Diese wurden gedeutet als die Darstellung einer 59tägigen Periode, und die Bedeutung dieser Periode konnte nur die sein, dass nach 42 Jahren 10 Tagen eingeschaltet wurden; denn 59×260 sind = 42 Sonnenjahre zu 365 Tagen gerechnet + 10 Tagen. Dies wurde dann auch durch Parallelstellen aus dem Codex Féjerváry-Mayer selbst, aus dem Codex Bologna und aus dem Codex Borgia sicher belegt. Im Codex Nuttall endlich glaubte der gelehrte Forscher eine Korrektur des Sonnenjahres nach Verlauf einer 82jährigen Periode und eine Korrektur der Venusperioden nach Verlauf einer 88jährigen Periode zu erkennen.

Bei dieser Hypothese spielen, wie gesagt, die Blätter 26—29 des Codex Féjerváry-Mayer eine Hauptrolle; sie bilden den Ausgangspunkt, auf dem die ganze weitere Beweisführung beruht. Von Anfang an schien es mir nicht klar, dass hier an eine Periode von 59 Tagen zu denken war. Auf dem Blatte 26 finden wir die fünf Tageszeichen *cipactli*, *acatl*, *couatl*, *olin*, *atl* dargestellt und darauf folgend eine Reihe von 51 verschieden farbigen Kreisen. Um nun zur Zahl 59 zu kommen, muss man eins der 5 auf Blatt 26 dargestellten Tageszeichen mit den folgenden Kreisen so kombinieren, dass man bei jedem abgegrenzten Felde ein Tageszeichen hinzufügt. Und eine noch grössere Schwierigkeit entsteht dadurch, dass die fünf so gebildeten Perioden ohne irgend welchen Zusammenhang mit einander gedacht sind; denn die mit *cipactli* beginnende Periode verknüpft sich nicht mit der Periode die mit *acatl* anfängt usw. So kam ich dazu, eine einfachere Deutung der genannten Blätter zu suchen. Die Zeichen *cipactli*, *acatl*, *couatl*, *olin*, *atl* sind die Anfangszeichen der fünf Abteilungen des *Tonalamatl*'s 5 (4×13). Wenn nun diese Zeichen von 51 Kreisen gefolgt sind, dann kann das, meiner Ansicht nach, nur auf eine schematische Darstellung des *Tonalamatl*'s hinweisen. Wenn man das Zeichen *cipactli* mit der Zahl 1 verbindet und auf jedem der folgenden Kreise einen Tag weiter zählt, muss man auf das jedenfalls mit der Zahl 1 kombinierte Zeichen *acatl* zurückkehren. So finden wir auf den Blättern 26—29 des Codex Féjerváry-Mayer dasselbe *Tonalamatl* wie im Codex Borgia und Bologna, aber nur schematisch dargestellt. Wie in den Codices Borgia und Bologna einige Tageszeichen durch Fussspuren hervorgehoben sind, so können wir hier auch die ersten Zeichen der abgegrenzten Felder als hervorgehoben denken und bekommen also folgendes Schema:

---

1) Ed. Seler, Die Korrekturen der Jahreslänge und die Länge der Venusperiode in den mexikanischen Bilderschriften. Zeitschr. f. Ethnol. 1903. Heft 1. S. 27—49.

1	8	13	6	2	10	7
cipactli	*tochtli*	*acatl*	*quiavitl*	*tochtli*	*cozca-quauhtli*	*miquiztli*
acatl	*xochitl*	*couatl*	*oçomàtli*	*xochitl*	*tochtli*	*tecpatl*
couatl	*malinalli*	*olin*	*calli*	*malinalli*	*xochitl*	*itzcuintli*
olin	*cuetzpalin*	*atl*	*quauhtli*	*cuetzpalin*	*malinalli*	*acatl*
atl	*cozca-quauhtli*	*cipactli*	*maçatl*	*cozca-quauhtli*	*cuetzpalin*	*ocelotl*

Bis jetzt kann ich mich über die Symbolismen der Darstellungen, die in Beziehung zu den Tageszeichen der verschiedenen Felder stehen, noch nicht aussprechen; aber dass es sich auf diesen Blättern um einem schematischen *Tonalamatl* handelt, das unterliegt für mich keinem Zweifel.

Es sei mir auch gestattet, darauf aufmerksam zu machen, dass die 82jährige Periode, die im Codex Nuttall dargestellt zu sein scheint, nicht eine 42jährige, sondern eine 41jährige Periode voraussetzen würde. Aber dieser ganze Codex ist bis jetzt noch so enigmatisch, dass ich dieser 82jährigen Periode gegenüber auch sehr skeptisch bin. Die Annahme dieser Periode lässt doch einige Punkte unklar. Ich sehe zum Beispiel nicht gut ein, warum die Daten 1 *acatl*—1 *cipactli* und 7 *tecpatl*—1 *olin* auf dem ersten Blatte zweimal vorkommen. Von dieser grösseren 82jährigen Periode sind doch auch nur 4 Jahre dargestellt, und damit diese eine fortlaufende Serie bilden, ist man verpflichtet anzunehmen, dass 3 *acatl* und 5 *calli* in den zweiten Zyklus fallen, und dass man ihnen infolgedessen 52 Jahre hinzufügen muss. Dieses Hinzufügen von 52 Jahren würde natürlich nur dann überzeugend erscheinen, wenn es sich um eine grössere Serie von Jahren handelte. Da nur zwei Jahre dargestellt sind, liegt die Idee nahe, es dem einfachen Zufalle zuzuschreiben, dass sie durch Annahme eines zweiten Zyklus eine Reihe bilden. Mir scheint selbst die Tatsache, dass das Jahr 3 *acatl* mit zwei verschiedenen Tageszeichen und das Jahr 5 *calli* mit drei verschiedenen Tageszeichen verbunden vorkommen, darauf hinzuweisen, dass der Zeichner etwas anderes als eine 82jährige Periode darstellen wollte. Was die Korrektur der Venusperiode anbelangt, so würde diese, wie schon Zelia Nuttall bemerkt hat, nicht nach 88 Jahren, sondern nach 89 Jahren — 4 Tagen stattfinden.

Ich glaube also annehmen zu können, dass bis jetzt keine einzige Tatsache einen zutreffenden Beweis dafür liefert, dass die alten Mexikaner die Länge ihrer Jahre korrigiert haben. Weil sie denselben Massstab, das *Tonalamatl*, der Venusperiode wie dem Sonnenjahre anlegten, so würde eine Korrektur der Jahreslänge das ganze chronologische System ungeheuer kompliziert gemacht haben. Denn, wenn sie Einschaltungen machten, dann zählten sie doch die eingeschalteten Tage nicht; sonst konnten die Jahre nicht ihre selben Anfangstage beibehalten, und diese Tatsache würde zu wichtig sein, um nicht in den Bilderschriften dargestellt zu sein. Wenn sie aber ihre eingeschalteten Tage nicht mitzählten, dann entstand sofort

eine doppelte Benennung der Tage, eine für das Sonnenjahr und eine für die Venusperiode. Wenn wir annehmen, dass dem letzten Tageszeichen des letzten Jahres eines Zyklus (1 *tochtli*—1 *malinalli*) 13 ungezählte Schalttage folgen, dann muss der erste Tag des ersten Zyklusjahres, 2 *acatl*, in der Zählung der Venusperiode den Namen 2 *miquiztli* tragen und die folgenden Tage werden alle im Sonnenjahr und in der Venusperiode verschieden benannt werden, und die Korrektur der Venusperiode selbst wird nur die Kompliziertheit noch vergrössern. Nichts beweist, dass die Mexikaner sich veranlasst fühlten, durch Einschaltungen ihr wundervolles Kalendersystem zu komplizieren, und es ist viel wahrscheinlicher, dass sie sich begnügt haben, in ihren Bilderschriften die Beziehungen, die an bestimmten Zeitpunkten zwischen dem Lauf der Himmelskörper bestanden, festzustellen.

Wir haben uns so lange bei dieser Frage aufgehalten, weil sie so ausserordentlich wichtig ist nicht nur für die Synchronologie, sondern auch für das Verständnis der Zeremonien, die bei den verschiedenen Monatsfesten stattfanden. Denn wenn es wahr ist, dass die alten Mexikaner nicht einschalteten, dann verschoben sich fortdauernd ihre Feste in bezug auf die wirklichen Sonnenjahre. So würde ein Fest, das zurzeit der Conquista an den Frühlingsäquinoktien gefeiert wurde, vier Jahrhunderte vorher, wenn nicht inzwischen der Kalender geändert worden ist, am Sommersonnenstillstand gefeiert worden sein. Wenn die Einschaltungsfrage keine andere Lösung bekommt, darf man die Zeremonien der Monatsfeste nicht ohne weiteres durch die Natur der Jahreszeit, in welche sie zurzeit der Konquista fielen, erklären.

Bei der eigentlichen Synchronologie wird die Übereinstimmung der mexikanischen Jahre mit den europäischen uns nicht lange beschäftigen. Es gibt wohl zwischen den alten Berichterstattern einige Meinungsverschiedenheiten über diese Frage, aber diese sind durchaus ohne grosse Bedeutung. Die Kommentatoren des Codex Mendoza haben das als Datum der Stiftung von Mexico-Tenochtitlan angegebene Jahr *ome calli* irrtümlich identifiziert. Siguenza y Gongora[1]) identifizierte das Jahr 1520 mit 1 *acatl* während dieses in Wirklichkeit vom Mai 1519 bis Mai 1520 reichte. Dem Toltekischen Kalender von Boturini[2]) nach würde das Jahr 1520 auf mexikanisch 12 *acatl* heissen. Aber heutzutage scheint diese Frage ganz erschöpft zu sein und man nimmt gewöhnlich an, dass das Jahr 1520 bei den Mexikanern ein Jahr 1 *acatl* war.

Schwieriger ist es, die Übereinstimmung der Tage innerhalb eines mexikanischen Jahres mit denen des europäischen Jahres festzustellen. Diese Schwierigkeiten entstehen grösstenteils aus der Unsicherheit, in der wir über Anfangstag, Anfangsmonat und Einschaltung sind. Diese Unsicherheit kann noch durch lokale Variationen kompliziert werden. Dabei kam noch die im Jahre 1582 vorgenommene Gregorianische Jahres-

---

1) Vgl. Vetancurt, Teatro Mexicano. 2da Parte. B. II Kap. 7 S. 66—68.

2) Bustamante, Historia de las Conquistas de Hernando Cortes. Geschrieben von Gomara und auf Mexikanisch übersetzt von Chimalpaïn. I S. 193—211.

korrektur die gestörte Harmonie zwischen dem europäischen Kalender und dem wirklichen Sonnenjahr herstellen und die Synchronologie erschweren. Die grössten Schwierigkeiten aber kommen vielleicht noch daher, dass die Historiker, statt die in ihren Quellen gefundenen Daten anzugeben, diese nach eigener Rechnungsmethode und meistenteils irrtümlich interpretierten.

Das am besten für synchronologische Studien geeignete Datum der Eroberungsgeschichte ist zweifellos das der Einnahme Mexicos. Die spanischen Autoren sind hier vollkommen übereinstimmend, indem sie dieses Ereignis auf den 13. August des Jahres 1521 legen, während dafür die indianischen Quellen den Tag 1 *couatl* des Jahres 3 *calli* angeben. Leon y Gama hat wohl dieses Datum als Ausgangspunkt seines Systems nehmen wollen; aber da es ihm als unerklärlich erschien, hat er vorgezogen, diese Angaben metaphorisch zu verstehen: 1 *couatl* würde weniger etwas chronologisches als eine Hindeutung auf einen unheilvollen Tag sein. Denn im Gamaschen Kalendersystem fällt 1 *couatl*, der 105. Tag des *Tonalamatl*'s, immer auf den letzten der fünf *nemontemi* und ist folglich unheilvoll.[1]) Bei diesen Deutungen beruft sich Leon y Gama auf seine Hauptquelle Christobal del Castillo[2]): *ca iniquac tzonquiz in necalilizthi in moman in chimalli; izceuh in teoatl tlachinolli, inic poliuhque in Tenuchca Tlatilolca. Auh ca huel iquac in oncalac Tonatiuh yehuatl izcemilhuitonalpohualli ca yehuatl iz ce cohuatl iniquechol Atl, oncan tlatoa in Huei Tlalloc moncahuia yaomalinaltezahuitl. Auh inipan initlapohuallo in xiuhtlapohualli ca yei calli in xihuitl* = Als zu Ende kam der Krieg, da wurde niedergelegt der Schild; dann kühlte sich der Krieg ab, darauf gingen zu Grunde die Leute von *Tenochtitlan*, die Leute von *Tlatelolco*. Und es war wirklich als unterging die Sonne in ihrer Tageszählung dasjenige Zeichen eins Schlange, dessen Quecholli (hier für señor de la noche gebraucht[3]) Wasser (d. h. *Chalchiuhtlicue*) ist. Dort spricht der grosse *Tlaloc* (Priester) es bleibt zurück das böse Kriegszeichen. Und zur Zeit als seine Zählung noch herrschte, zeigte der Kalender das Jahr drei Haus."

Aus diesem Texte geht hervor, dass der Tag 1 *couatl* des Jahres 3 *calli* die einfach auch als *atl* bezeichnete Göttin *Chalchiuhtlicue* zu „accompanado" hatte. Da nun aber die *nemontemi* keine accompañados besassen, so kam Leon y Gama dazu, die Worte „*iniquechol atl*" metaphorisch zu deuten als eine Anspielung auf den Regen, der an diesem Abend fiel. Wie sich das so linguistisch erklären lässt, weiss ich nicht und kann daher auch diese Deutung nicht billigen. Um das Datum 3 *calli*—1 *couatl* = 13. August 1521 zu erklären, nimmt Orozco y Berra ein Jahr 3 *calli* an, das am Monat *Itzcalli* und am Tage 2 *oçomàtli* anfangen würde, und um 1 *couatl*

---

1) Im Gamaschen Kalender ist 1 *couatl* sowohl der 105. Tag des Jahres wie der 365. Dass er hier mit einem „señor de la noche" angegeben ist, zeigt klar, dass es sich nicht um den letzten Tag der *nemontemi* handeln kann.

2) Descripcion historica y cronologica de las dos piedras ... Mexico. 1792. S. 83, 84, nota v.

3) L. y Gama (Descripcion historica y cronologica ... S. 32) sagt: „hacian los Indios tanto aprecio de los nueve Acompañados, que les daban, por autonomasia, el titulo de *Quecholli*, nombre de un páxaro de rica y hermosa pluma ...".

mit *Chalchiuhtlicue* verbinden zu können, gibt er am Anfangstage des Jahres den accompañado Xiuhtecutli, was uns als ganz willkürlich erscheint, weil doch im theoretischen *Tonalamatl* der Tag 2 *oçomàtli Tlaloc* zum accompañado hat. Weiter setzt Orozco y Berra voraus, dass, im Gegensatz zu dem, was die Blätter 21—22 des Codex Borbonicus zeigen, die Kombinierung der „Señores de la noche“ mit den Tageszeichen für jedes Jahr dieselbe ist.

Zelia Nuttall identifiziert den 13. August 1521 mit dem Tage 1 *couatl*, 15. des Monats *Tlaxochimaco* eines Jahres 3 *calli*, das als Anfangstag 3 *oçomàtli* = 1. *Tlacaxipeualiztli* = 11. März des Julianischen Kalenders aufzufassen ist. Diese Synchronologie hat den Vorteil, mit Chimalpaïns[1] Angabe, dass 1 *couatl* in den Monat *Tlaxochimaco* (*miccailhuitzintli*) fiel, überein zu stimmen; sie entspricht aber keineswegs der Angabe von Christobal del Castillo dass der Tag 1 *couatl* als accompañado *Chalchiuhtlicue* hatte. Selers synchronologisches System beruht auf einer gründlichen Studie von Sahaguns Eroberungsgeschichte, welche er nach den Regeln einer gesunden Kritik mit den Angaben anderer Historiker vergleicht.[2] Nach diesem System, dem wir uns sehr gerne anschliessen, fällt der Tag 1 *couatl* auf den dritten des Monats *Xocouetzi* (*uei miccailhuitl*) und das betreffende Jahr fängt an am Tage 3 *calli* = 1. von *Toxcatl* = 3. Mai. Man könnte vielleicht gegen diese Synchronologie einwerfen, dass sie mit Chimalpaïns Angabe, dass Mexico im Monate *Tlaxochimaco* erobert wurde, aufräumt. Aber es scheint mir ziemlich sicher zu sein, dass Chimalpaïn selbst diese Angabe in seinen Quellen nicht gefunden hat und den Monat, den er angibt, eigener Berechnung verdankt. Diese Berechnung wird er wohl auf Grund eines dem des Codex Magliabecchi, des Vaticanus A, des Ixtlilxochitls usw. ähnlichen Kalendersystems gemacht haben, und, vorausgesetzt, dass der erste Tag vom *Tlacaxipeualiztli* z. B. auf den 20. März fiel, so konnte der 13. August nur in den Monat *Tlaxochimaco* fallen. Warum er nun den Monat beim Tageszeichen 1 *couatl* hinzufügen wollte, das erklärt sich auch einfach dadurch, dass 1 *couatl* in einem Jahre 3 *acatl* zweimal vorkommt. Wir haben schon darauf hingewiesen, dass Christobal del Castillo auch das 1 *couatl* von seinem homonymen zu unterscheiden gesucht hat, indem er sagt, es sei von *Chalchiuhtlicue* regiert. Diese Angabe, die durchaus mit unserem synchronologischen System stimmt, ist auch dadurch sehr wichtig, dass sie indirekt beweist, dass das Jahr am 1. *Toxcatl* = 3. Mai mit dem Tageszeichen 3 *acatl* anfangen musste. Denn wenn wir 4 Tage vom 3 *acatl* rückwärts zählen, dann kommen wir auf 13 *xochitl*, der schon dem vorhergehenden *Tonalamatl* angehört; hier muss also, wie wir oben nachgewiesen haben, ein Sprung bestehen zwischen der Reihe der 9 „Señores de la noche“ und der Reihe der Tageszeichen, so dass, wenn man den Jahresanfang weiter rückwärts verschieben will, das Zeichen 1 *couatl* nicht mehr unter dem Schutze der *Chalchiuhtlicue* stehen kann.

---

1) R. Siméon, Annales de Chimalpahin. Bibliothèque linguistique Américaine. XII. Paris, Maisonneuve. 1889. S. 194.

2) Seler, Gesammelte Abhandlungen. I. 177—183.

Es bleibt mir noch übrig, ein Wort über die verschiedenen synchronologischen Systeme der meist bekannten alten Autoren zu sagen. Damit diese sich besser auseinandersetzen lassen, gruppiere ich sie nach den Jahren, für welche sie als richtig betrachtet werden können.[1]) Dazu gebe ich hier eine Liste der auf die Conquista folgenden Jahre, worin ich die Übereinstimmung des 1. *Toxcatl* mit dem Julianischen Kalender angebe:

	Jahre		1. Toxcatl
	1520—1524	. . .	3. Mai
	1524—1528	. . .	2. „
a . .	1528—1532	. . .	1. „
b . .	1532—1536	. . .	30. April
	1536—1540	. . .	29. „
	1540—1544	. . .	28. „
	1544—1548	. . .	27. „
c . .	1548—1552	. . .	26. „
	1552—1556	. . .	25. „
	1556—1560	. . .	24. „
d . .	1560—1564	. . .	23. „
	1564—1568	. . .	22. „
e . .	1568—1572	. . .	21. „

Der als Anhang zu den Memoriales de Motolinia von L. G. Pimentel publizierte Kalender, von dem oben die Rede war, ist richtig für die Jahre 1528—1532. Dass er aus dem Jahre 1549 datiert ist, das ändert absolut nichts an der Sache, denn der unbekannte Autor fügt hinzu, dass in jedem Jahre *tecpatl* das Zeichen *malinalli*, das in den Februar fällt, nicht, wie in gewöhnlichen Jahren nur für einen Tag, sondern für zwei Tage, der Schalttag miteingerechnet, gilt. So kann man sehr gut annehmen, dass diese Einschaltung in den Jahren 1528—1532 eingeführt wurde, so dass seitdem das mexikanische Jahr sich nicht mehr verschoben hat in bezug auf den europäischen Kalender. Der unbekannte Autor gibt leider nicht an, mit welchem Monate er das Jahr beginnt; aber für mich unterliegt es kaum einem Zweifel, dass es *Tititl* ist. Warum hat man gerade bei diesem synchronologischen Versuche *Tititl* als Anfangsmonat genommen? Weil gerade in diesen Jahren der Anfangstag des Monats *Tititl* mit dem europäischen Neujahr übereinstimmte. Wenn *Tititl* als Anfangsmonat gilt, dann kommt *Toxcatl* an der siebenten Stelle und sein Anfangstag fällt auf den 1. Mai. Unter dieser Gruppe, die wir mit dem Buchstaben a bezeichnen, lassen sich der Kalender von Duran, der vom Codex Ixtlilxochitl, der vom Codex Magliabecchi und der vom Codex Aubin 1576 vereinigen. In den Codices Ixtlilxochitl und Magliabecchi

1) Es ist also vorausgesetzt, dass diese Verschiedenheiten aus dem Mangel an Einschaltung entstanden; dadurch aber schliesse ich keineswegs aus, dass auch andere Ursachen dieser Verschiedenheiten bestehen, und bin selbst überzeugt, dass falsche synchronologische Versuche die Angaben alter Quellen zu erklären, hierbei eine grosse Rolle gespielt haben. Diese Gruppierung setze ich dann auch nur als provisorisch voraus.

wird ausdrücklich gesagt, dass das Fest *Tlacaxipeualiztli* am 21. März gefeiert wurde; so fällt *Toxcatl* auf den 20. Mai. Aber die mexikanischen Feste wurden nicht am ersten, sondern am letzten Tage des Monats gefeiert, so dass nach Angabe dieser Codices in Wirklichkeit der erste Tag *Toxcatl*'s auf den 1. Mai fällt. Es lässt sich leicht verstehen, dass einige Autoren durch diese Angabe des eigentlichen Festes statt des Anfangs der Festperiode irregeführt wurden und sich danach einen Kalender bildeten, bei dem die Monate 19 Tage später fielen, als es in Wirklichkeit der Fall war. Im Codex Aubin 1576 finden wir wenige Angaben, die wir zu synchronologischen Schlüssen benützen können. Wenn wir ausgehen vom Datum der ersten Ankunft der Spanier in Mexico-Tenochtitlan, so können wir sein Kalendersystem mit dem der Gruppe a in Verbindung bringen. Es heisst nämlich: „*In ipan acico castillan tlaca ye cempoualli omacuilli de Noviembre ypan quecholli, oquiuh matlaquilhuitl tacizque in quecholli* = Als ankamen die Spanier, war es am 25. November im Monate *quecholli*; nach zehn Tagen werden wir an das Fest *quecholli* kommen.[1]) Die meisten Autoren erwähnen dieses Ereignis am 10 *quecholli*, und Bernal Diaz sagt, dass es am 8. November war. Auch wenn man annimmt, dass der Autor dieses Codex nach dem Gregorianischen Jahre gerechnet hat, erklärt man nicht, wie er dazu kommt, den 25. November anzugeben. Er hat in seinen Quellen das Datum 10. Tag des Monats *quecholli* als das der Ankunft der Spanier in Mexico-Tenochtitlan gefunden und hat es, wie wir das schon bei Chimalpaïn angegeben haben, nach dem europäischen Kalender umrechnen wollen. Dass er also das Datum 25. November als übereinstimmend mit 10 *quecholli* angibt, das zeigt einfach, dass er nach einem Kalendersystem rechnet, in dem der 1. Tag von *Atlcau alo*[2]) auf den 1. März fiel; und dies ist gerade ein System, das wahrscheinlich auf einem Missverständnis beruht; aus der Angabe des Codex Ixtlilxochitl, dass das Fest *Atlcaualo* am 1. März gefeiert wurde (Gruppe a), kann ein Kalender entstanden sein, der dieses Datum als Anfangsdatum des betreffenden Monats betrachtet. Dass nun aber unser Autor das Fest an das Ende des Monats stellt, geht daraus hervor, dass er sagt: „nach zehn Tagen kommt das Fest *quecholli*."

In seiner „Rhetorica christiana"[3]) publizierte Valades ein doppeltes „Kalenderrad" (Fig. 4), von denen das grössere ein *Tonalamatl* in der Form konzentrischer Kreise und ringsum das *Xippoualli*, d. h. den 52jährigen Zyklus darstellt. In der Mitte sehen wir kreuzförmig angeordnet und besonders hervorgehoben die 4 Tageszeichen, nach welchen die Jahre benannt werden; dann, von links nach rechts zu lesen, die 20 Tageszeichen, deren Darstellung schon sehr von dem altmexikanischen Typus abweicht.

1) J. M. A. Aubin, Histoire de la nation mexicaine depuis le départ d'Aztlan jusqu'à l'arrivée des Conquérants Espagnols (et au delà 1607). Paris, Leroux. 1893. S. 82.

2) Dass dieser Kalender mit *Atlcaualo* beginnt, setze ich nur als hypothetisch voraus; denn der Text der Seite 87 „*quauhtemoc* wurde König in den *nemontemi* von *quauitleua*" lässt sich ebensogut erklären, wenn man annimmt, dass die *nemontemi* vor, als wenn man annimmt, dass sie nach *quavitleua* fielen.

3) Mexico. 1579. ad pag. 100.

13 konzentrische Kreise, die in 20 Sektoren geteilt sind, setzen 260 Ziffern zu den 20 Tageszeichen in Beziehung. Die konzentrischen Kreise sind umgeben von einem Ringe, der in 4 × 13 Fächer geteilt ist. Die Fächer

Fig. 4.

Kalenderrad von D. Valades.

enthalten in mehreren Etagen die Zeichen und Ziffern der mexikanischen Jahre. Merkwürdigerweise entspricht in dieser Darstellung die mit 1 *tochtli* anfangende Jahresreihe (im rechten oberen Quadranten) dem ersten *Tonalamatl*viertel, die mit 1 *acatl* anfangende Jahresreihe (im rechten

unteren Quadranten) dem zweiten *Tonalamatl*viertel, die mit 1 *tecpatl* anfangende (im linken unteren Quadranten) dem dritten *Tonalamatl*viertel, die mit 1 *calli* anfangende (im linken oberen Quadranten) dem vierten *Tonalamatl*viertel. Das eben beschriebene Rad wird nun durch einen Pfeil mit einem kleineren in Verbindung gebracht, das in 18 Fächern die Monatsfeste, dargestellt durch weibliche Köpfe, enthält. Ein Pfeil verweist von jedem Feste auf eine synchronologische Tafel. Die Feste werden in der Weise gezählt, wie es die im inneren geschriebenen Ziffern angeben. Wie es gewöhnlich der Fall ist, werden hier zwischen dem achtzehnten und ersten Feste die fünf *nemontemi* eingefügt. Wir sehen sie in den fünf Kreisen über dem kleinen Rade.

Wie es eine genauere Betrachtung der synchronologischen Tafeln zeigt, muss statt 4 martii 1 martii gesetzt werden. Der Jahresanfang fällt auf den 1. des Monats *Tlacaxipeualiztli* und der 1. Tag von *Toxcatl* stimmt überein mit unserem 30. April, was für die Jahre 1532—1536 richtig ist. Dies „Kalenderrad" geht wahrscheinlich auf einem aus den ersten Zeiten der Conquista stammenden Kalender zurück. Die ganze sorgfältige Darstellung und vor allen Dingen die menschlichen Köpfe, die an die Stelle der alten heidnischen Festsymbole getreten sind, lassen vermuten, dass es sich um einen ernsten synchronologischen Versuch der Mönche handelt, was also genau der oben zitierten Stelle des Mendieta entspricht.

Einer dritten Gruppe, die wir mit dem Buchstaben c bezeichnen, und die auf die Jahre 1548—1552 zurückgeht, gehören die Interpreten des Vaticanus A und des Telleriano Remensis an. Hier steht *Atlcaualo* als erstes Monatsfest mit dem Datum 24. Februar. *Toxcatl* würde also auf den 15. Mai fallen. Hier nehmen wir wieder an, dass ein Missverständnis vorliegt, und dass ursprünglich der Tag des Schlussfestes und nicht der Anfangstag der Festperiode gemeint war, so dass der Anfangstag *Toxcatl*'s auf den 26. April fallen würde.

Sahagun, dessen Kalender zur unseren vierten Gruppe (d) gehört, hatte einige alte und sehr vernünftige Indianer versammelt und ihnen die Frage vorgelegt, mit welchem Tage des europäischen Jahres der Anfangstag des Monats *Atlcaualo* übereinstimmt. Nach einer langen Beratung, bei der wahrscheinlich europäisch Gebildete neben unbeeinflussten Indianern, die nach alter Sitte und ohne Einschaltungen ihre Jahre zählten, das Wort nahmen, siegten endlich diese letzteren und es wurde geantwortet, dass der erste Tag *Atlcaualo*'s auf den 2. Februar fiel. Das zeigt, dass dies zwischen den Jahren 1560 und 1564 geschah. Bei Sahagun und dann auch bei Torquemada, Martin de Leon, Vetancurt, Veytia und anderen fällt also der Anfang des Monats *Toxcatl* auf den 23. April.

Auf Christobal del Castillo, der in den ersten Jahren des XVII. Jahrhunderts in sehr hohem Alter starb, lässt sich in seinen grossen Zügen der Gamasche Kalender zurückführen. Das Jahr fängt an mit 1 *cipactli* = 9. Januar, und dies scheint wohl auf die Jahre 11 *tecpatl*—12 *calli* = 1568—1569 zurück zu gehen. Wenn man die *nemontemi* im Monate *Panquetzaliztli* einschaltet, dann fällt gerade in diesem Jahre 11 *tecpatl* der als Jahresanfang betrachtete Tag 1 *cipactli* (9. Januar) auf das Ende des Monats *Tititl*, und dies erklärt vielleicht, dass in diesem Kalender-

system der Anfangsmonat nicht einfach als *Tititl*, sondern als *Tititl-itzcalli* bezeichnet wird.[1])

Es sei uns noch gestattet, eine Bemerkung hinzuzufügen über die sehr interessante Chronologie des *Ixtlilxochitls*, die gewöhnlich als eine Partikularität der Stadt Tezcoco betrachtet wird.[2]) Wenn man näher zuschaut, dann bekommt man die Überzeugung, dass es sich viel eher um ein vom Autor selbst konstruiertes System handelt. Das Jahr fängt immer mit *Tlacaxipeualiztli* an, dessen erster Tag auf den 20. März fällt und seinen Namen dem Jahre gibt. Nach dieser einheitlichen Methode berechnete *Ixtlilxochitl* alle Daten, die er in seinen Quellen fand und machte oft Fehler in seinen Umrechnungen.[3]) Schon Leon y Gama hat darauf aufmerksam gemacht, dass er nach dem Gregorianischen Jahre rechnet. Dies vorausgesetzt, lässt sich der Kalender *Ixtlilxochitls* mit dem des von J. de la Serna[4]) zitierten Anonymen identifizieren. Dieser Unbekannte betrachtet als Anfangstag eines Jahres und als Ausgangspunkt einer neuen Periode das Zeichen 1 *acatl*, das er als das Datum der Ankunft vom Cortes in Veracruz mit dem 10. März 1519 des Julianischen Jahres identifiziert. Diesen Kalender hat sich auch *Ixtlilxochitl* angeeignet; nur hat er das Zeichen 1 *acatl* auf den 20. März des Gregorianischen Jahres verlegt. Das von Gama zitierte Dokument, dass die Ankunft des Cortes mit dem Zeichen 1 *acatl* — 1 *acatl* verbindet, wurde wahrscheinlich von einem Tezcokaner angefertigt. Es ist nun die Frage, ob man daraus schliessen muss, dass der Tezcokanische Kalender den Jahresanfang auf den 1. des Monats *Tlacaxipeualiztli* = 10. März des Julianischen und 20. März des Gregorianischen Jahres verlegte. Das möchte ich nicht annehmen; denn es ist ja eine bekannte Tatsache, dass die Mexikaner in Cortes den zurückkehrenden *Quetzalcouatl* begrüssten. *Quetzalcouatl* aber war den alten Sagen nach an einem Tage 1 *acatl* verschwunden, nachdem er versichert hatte, dass er zurückkehren würde. So ist es höchst wahrscheinlich, dass, wenn wir die Ankunft der Spanier mit dem Zeichen 1 *acatl* verbunden finden, wir weniger an den Anfangstag des Jahres 1 *acatl*, als an eine aus dem mythologischen Glauben entstandene Darstellung dieses für die Zukunft des ganzen Landes so wichtigen Ereignisses zu denken haben.

---

1) In „Die unbekannte neue Welt oder Beschreibung des Weltteils Amerika und des Südlandes, durch Dr. v. D.“ (Amsterdam, Jacob von Meurs. 1673, Buch II. Kap. 15. S. 300) steht angegeben, dass „der erste Tag des Jahres beginnt mit dem sechs und zwanzigsten unseres Neujahrsmohndes“. Diesen Kalender kann ich bei keinem der mir bis jetzt bekannten Kalendersysteme unterb ingen.

2) Cf. Orozco y Berra, Historia antigua ... de Mexico. Bd. II. S. 135, 136.

3) In „Horribles Crueldades...“ (Ausgabe C. Bustamante. Mexico. Valdes. 1829. S. 23) lesen wir, dass nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt die Spanier Tezcoco verliessen, um die der Belagerung von Mexico vorangehenden Feldzüge zu unternehmen: „al onceno dia de su tercer mes llamado huey tezoztli, que quiere dezir vigilia mayor y al deceno (zu lesen doceno) de su semana llamado matlactliomome calli (casa No. 12) que ajustado con nuestro calendario cae comunmente à 10 de mayo ...“ Nun aber geschah dieses im Jahre 1521, und die Berechnung ist irrtümlich gemacht, als ob man noch in 1 *acatl* wäre, und das Jahr 3 *calli* = 1521 würde also mit dem Tage 1 *acatl* am 21. März anfangen.

4) Manual de los ministros de Indias. Anales del Museo Nacional de Mexico. VI (1900). S. 323, 328 und 344.

Zu Seite 512.

Synchronologische Tabelle für die Jahre 1519 (4. Mai) bis 1522 (3. Mai)

Jahr 1 *acatl* (1519—1520)

	Toxcatl 1 = 4. Mai	*Etzalqualiztli* 1 = 24. Mai	*Tecuilhuitontli* 1 = 13. Juni	*Uei-tecuilhuitl* 1 = 3. Juli	*Miccailhuitzintli* 1 = 23. Juli	*Uei-miccailhuitl* 1 = 12. August	*Ochpaniztli* 1 = 1. September	*Teotleco* 1 = 21. September	*Tepeilhuitl* 1 = 11. Oktober	*Quecholli* 1 = 31. Oktober	*Panquetzaliztli* 1 = 20. November	*Atemoztli* 1 = 15. Dezember	*Tititl* 1 = 4. Januar	*Itzcalli* 1 = 24. Januar	*Atlcaualo* 1 = 13. Februar	*Tlacaxipeualiztli* 1 = 4. März	*Toçoztontli* 1 = 24. März	*Uei-toçoztli* 1 = 13. April
XIII	1 h	8 a	2 c	9 e	3 g	10 i	4 b	11 d	5 f	12 h	6 a							
XIV	2 i	9 b	3 d	10 f	4 h	11 a	5 c	12 e	6 g	13 i	7 b							
XV	3 a	10 c	4 e	11 g	5 i	12 b	6 d	13 f	7 h	1 a	8 e							
XVI	4 b	11 d	5 f	12 h	6 a	13 c	7 e	1 g	8 i	2 b	9							
XVII	5 e	12 e	6 g	13 i	7 b	1 d	8 f	2 h	9 a	3 c	10							
XVIII	6 d	13 f	7 h	1 a	8 c	2 e	9 g	3 i	10 b	4 d	11	5 c	12 e	6 g	13 i	7 b	1 d	8 f
XIX	7 e	1 g	8 i	2 b	9 d	3 f	10 h	4 a	11 c	5 e	12	6 d	13 f	7 h	1 a	8 c	2 e	9 g
XX	8 f	2 h	9 a	3 c	10 e	4 g	11 i	5 b	12 d	6 f	13	7 e	1 g	8 i	2 b	9 d	3 f	10 h
I	9 g	3 i	10 b	4 d	11 f	5 h	12 a	6 c	13 e	7 g	1 d	8 f	2 h	9 a	3 c	10 e	4 g	11 i
II	10 h	4 a	11 c	5 e	12 g	6 i	13 b	7 d	1 f	8 h	2 e	9 g	3 i	10 b	4 d	11 f	5 h	12 a
III	11 i	5 b	12 d	6 f	13 h	7 a	1 c	8 e	2 g	9 i	3 f	10 h	4 a	11 c	5 e	12 g	6 i	13 b
IV	12 a	6 c	13 e	7 g	1 i	8 b	2 d	9 f	3 h	10 a	4 g	11 i	5 b	12 d	6 f	13 h	7 a	1 c
V	13 b	7 d	1 f	8 h	2 a	9 c	3 e	10 g	4 i	11 b	5 h	12 a	6 c	13 e	7 g	1 i	8 b	2 d
VI	1 c	8 e	2 g	9 i	3 b	10 d	4 f	11 h	5 a	12 c	6 i	13 b	7 d	1 f	8 h	2 a	9 c	3 e
VII	2 d	9 f	3 h	10 a	4 c	11 e	5 g	12 i	6 b	13 d	7 a	1 c	8 e	2 g	9 i	3 b	10 d	4 f
VIII	3 e	10 g	4 i	11 b	5 d	12 f	6 h	13 a	7 c	1 e	8 b	2 d	9 f	3 h	10 a	4 c	11 e	5 g
IX	4 f	11 h	5 a	12 c	6 e	13 g	7 i	1 b	8 d	2 f	9 c	3 e	10 g	4 i	11 b	5 d	12 f	6 h
X	5 g	12 i	6 b	13 d	7 f	1 h	8 a	2 c	9 e	3 g	10 d	4 f	11 h	5 a	12 c	6 e	13 g	7 i
XI	6 h	13 a	7 c	1 e	8 g	2 i	9 b	3 d	10 f	4 h	11 e	5 g	12 i	6 b	13 d	7 f	1 h	8 a
XII	7 i	1 b	8 d	2 f	9 h	3 a	10 c	4 e	11 g	5 i	12 f	6 h	13 a	7 c	1 e	8 g	2 i	9 b
XIII											13 g	7 i	1 b	8 d	2 f	9 h	3 a	10 c
XIV											1 h	8 a	2 c	9 e	3 g	10 i	4 b	11 d
XV											2 i	9 b	3 d	10 f	4 h	11 a	5 c	12 e
XVI											3 a	10 c	4 e	11 g	5 i	12 b	6 d	13 f
XVII											4 b	11 d	5 f	12 h	6 a	13 c	7 e	1 g

Jahr 2 *tecpatl* (1520—1521)

	Toxcatl 1 = 3. Mai	*Etzalqualiztli* 1 = 23. Mai	*Tecuilhuitontli* 1 = 12. Juni	*Uei-tecuilhuitl* 1 = 2. Juli	*Miccailhuitzintli* 1 = 22. Juli	*Uei-miccailhuitl* 1 = 11. August	*Ochpaniztli* 1 = 31. August	*Teotleco* 1 = 20. September	*Tepeilhuitl* 1 = 10. Oktober	*Quecholli* 1 = 30. Oktober	*Panquetzaliztli* 1 = 19. November	*Atemoztli* 1 = 14. Dezember.	*Tititl* 1 = 3. Januar	*Itzcalli* 1 = 23. Januar	*Atlcaualo* 1 = 12. Februar	*Tlacaxipeualiztli* 1 = 4. März	*Toçoztontli* 1 = 24. März	*Uei-toçoztli* 1 = 13. April
XVIII	2 e	9 g	3 i	10 b	4 d	11 f	5 h	12 a	6 c	13 e	7 g							
XIX	3 f	10 h	4 a	11 c	5 e	12 g	6 i	13 b	7 d	1 f	8 h							
XX	4 g	11 i	5 b	12 d	6 f	13 h	7 a	1 c	8 e	2 g	9 i							
I	5 h	12 a	6 e	13 e	7 g	1 i	8 b	2 d	9 f	3 h	10							
II	6 i	13 b	7 d	1 f	8 h	2 a	9 c	3 e	10 g	4 i	11							
III	7 a	1 c	8 e	2 g	9 i	3 b	10 d	4 f	11 h	5 a	12	6 i	13 b	7 d	1 f	8 h	2 a	9 c
IV	8 b	2 d	9 f	3 h	10 a	4 e	11 e	5 g	12 i	6 b	13	7 a	1 c	8 e	2 g	9 i	3 b	10 d
V	9 c	3 e	10 g	4 i	11 b	5 d	12 f	6 h	13 a	7 c	1	8 b	2 d	9 f	3 h	10 a	4 c	11 e
VI	10 d	4 f	11 h	5 a	12 c	6 e	13 g	7 i	1 b	8 d	2 a	9 c	3 e	10 g	4 i	11 b	5 d	12 f
VII	11 e	5 g	12 i	6 b	13 d	7 f	1 h	8 a	2 c	9 e	3 b	10 d	4 f	11 h	5 a	12 c	6 e	13 g
VIII	12 f	6 h	13 a	7 c	1 e	8 g	2 i	9 b	3 d	10 f	4 c	11 e	5 g	12 i	6 b	13 d	7 f	1 h
IX	13 g	7 i	1 b	8 d	2 f	9 h	3 a	10 c	4 e	11 g	5 d	12 f	6 h	13 a	7 c	1 e	8 g	2 i
X	1 h	8 a	2 c	9 e	3 g	10 i	4 b	11 d	5 f	12 h	6 e	13 g	7 i	1 b	8 d	2 f	9 h	3 a
XI	2 i	9 b	3 d	10 f	4 h	11 a	5 c	12 e	6 g	13 i	7 f	1 h	8 a	2 c	9 e	3 g	10 i	4 b
XII	3 a	10 c	4 e	11 g	5 i	12 b	6 d	13 f	7 h	1 a	8 g	2 i	9 b	3 d	10 f	4 h	11 a	5 c
XIII	4 b	11 d	5 f	12 h	6 a	13 c	7 e	1 g	8 i	2 b	9 h	3 a	10 c	4 e	11 g	5 i	12 b	6 d
XIV	5 c	12 e	6 g	13 i	7 b	1 d	8 f	2 h	9 a	3 c	10 i	4 b	11 d	5 f	12 h	6 a	13 c	7 e
XV	6 d	13 f	7 h	1 a	8 c	2 e	9 g	3 i	10 b	4 d	11 a	5 c	12 e	6 g	13 i	7 b	1 d	8 f
XVI	7 e	1 g	8 i	2 b	9 d	3 f	10 h	4 a	11 c	5 e	12 b	6 d	13 f	7 h	1 a	8 c	2 e	9 g
XVII	8 f	2 h	9 a	3 c	10 e	4 g	11 i	5 b	12 d	6 f	13 c	7 e	1 g	8 i	2 b	9 d	3 f	10 h
XVIII											1 d	8 f	2 h	9 a	3 c	10 e	4 g	11 i
XIX											2 e	9 g	3 i	10 b	4 d	11 f	5 h	12 a
XX											3 f	10 h	4 a	11 e	5 e	12 g	6 i	13 b
I											4 g	11 i	5 b	12 d	6 f	13 h	7 a	1 e
II											5 h	12 a	6 c	13 e	7 g	1 i	8 b	2 d

Jahr 3 *calli* (1521—1522)

	Toxcatl 1 = 3. Mai	*Etzalqualiztli* 1 = 23. Mai	*Tecuilhuitontli* 1 = 12. Juni	*Uei-tecuilhuitl* 1 = 2. Juli	*Miccailhuitzintli* 1 = 22. Juli	*Uei-miccailhuitl* 1 = 11. August	*Ochpaniztli* 1 = 31. August	*Teotleco* 1 = 20. September	*Tepeilhuitl* 1 = 10. Oktober	*Quecholli* 1 = 30. Oktober	*Paquetzaliztli* 1 = 19. November	*Atemoztli* 1 = 14. Dezember	*Tititl* 1 = 3. Januar	*Itzcalli* 1 = 23. Januar	*Atlcaualo* 1 = 12. Februar	*Tlacaxipeualiztli* 1 = 4. März	*Toçoztontli* 1 = 24. März	*Uei-toçoztli* 1 = 23. April
III	3 c	10 e	4 g	11 i	5 b	12 d	6 f	13 h	7 a	1 c	8 e							
IV	4 d	11 f	5 h	12 a	6 c	13 e	7 g	1 i	8 b	2 d	9 f							
V	5 e	12 g	6 i	13 b	7 d	1 f	8 h	2 a	9 c	3 e	10 g							
VI	6 f	13 h	7 a	1 c	8 e	2 g	9 i	3 b	10 d	4 f	11							
VII	7 g	1 i	8 b	2 d	9 f	3 h	10 a	4 c	11 e	5 g	12							
VIII	8 h	2 a	9 c	3 e	10 g	4 i	11 b	5 d	12 f	6 h	13	7 g	1 i	8 b	2 d	9 f	3 h	10 a
IX	9 i	3 b	10 d	4 f	11 h	5 a	12 c	6 e	13 g	6 i	1	8 h	2 a	9 c	3 e	10 g	4 i	11 b
X	10 a	4 c	11 e	5 g	12 i	6 b	13 d	7 f	1 h	7 a	2	9 i	3 b	10 d	4 f	11 h	5 a	12 c
XI	11 b	5 d	12 f	6 h	13 a	7 c	1 e	8 g	2 i	8 b	3 h	10 a	4 c	11 e	5 g	12 i	6 b	13 d
XII	12 c	6 e	13 g	7 i	1 b	8 d	2 f	9 h	3 a	9 c	4 i	11 b	5 d	12 f	6 h	13 a	7 c	1 e
XIII	13 d	7 f	1 h	8 a	2 c	9 e	3 g	10 i	4 b	10 d	5 a	12 c	6 e	13 g	7 i	1 b	8 d	2 f
XIV	1 e	8 g	2 i	9 b	3 d	10 f	4 h	11 a	5 c	11 e	6 b	13 d	7 f	1 h	8 a	2 c	9 e	3 g
XV	2 f	9 h	3 a	10 c	4 e	11 g	5 i	12 b	6 d	12 f	7 e	1 e	8 g	2 i	9 b	3 d	10 f	4 h
XVI	3 g	10 i	4 b	11 d	5 f	12 h	6 a	13 c	7 e	13 g	8 d	2 f	9 h	3 a	10 c	4 e	11 g	5 i
XVII	4 h	11 a	5 c	12 e	6 g	13 i	7 b	1 d	8 f	1 h	9 e	3 g	10 i	4 b	11 d	5 f	12 h	6 a
XVIII	5 i	12 b	6 d	13 f	7 h	1 a	8 c	2 e	9 g	2 i	10 f	4 h	11 a	5 c	12 e	6 g	13 i	7 b
XIX	6 a	13 c	7 e	1 g	8 i	2 b	9 d	3 f	10 h	3 a	11 g	5 i	12 b	6 d	13 f	7 h	1 a	8 e
XX	7 b	1 d	8 f	2 h	9 a	3 c	10 e	4 g	11 i	4 b	12 h	6 a	13 c	7 e	1 g	8 i	2 b	9 d
I	8 c	2 e	9 g	3 i	10 b	4 d	11 f	5 h	12 a	5 c	13 i	7 b	1 d	8 f	2 h	9 a	3 c	10 e
II	9 d	3 f	10 h	4 a	11 e	5 e	12 g	6 i	13 b	6 d	1 a	8 c	2 e	9 g	3 i	10 b	4 d	11 f
III											2 b	9 d	3 f	10 h	4 a	11 c	5 e	12 g
IV											3 e	10 e	4 g	11 i	5 b	12 d	6 f	13 h
V											4 d	11 f	5 h	12 a	6 e	13 e	7 g	1 i
VI											5 e	12 g	6 i	13 b	7 d	1 f	8 h	2 a
VII											6 f	13 h	7 a	1 c	8 e	2 g	9 i	3 b

Jahr 4 *tochtli* (1522—1523)

	Toxcatl 1 = 3. Mai
VIII	4 i
IX	.
X	.
XI	.
XII	.
XIII	.
XIV	.
XV	.
XVI	.
XVII	.
XVIII	.
XIX	.
XX	.
I	.
II	.
III	.
IV	.
V	.
VI	.
VII	.

Hervorgehobene Daten:

8 *eecatl* = 10 *Quecholli* = 9. September 1519 (Eintritt der Spanier in Mexico; nach Bernal Diaz am 8. September).

7 *cozcaquauhtli* = 19 *Toxcatl* = 21. Mai 1520 (Abschlachtung der Mexikaner beim Feste *Toxcatl*).

8 *cozcaquauhtli* = 19 *Tecuilhuitontli* = 30. Juni 1520 (Nächtliche Flucht der Spanier).

1 *couatl* = 3 *Xocouetzi* = 13. August 1521 (Einnahme Mexicos).

Bedeutung der Buchstaben:

a = *Xiuhtecutli*	d = *Cinteotl*	g = *Tlaçolteotl*
b = *Itztli*	e = *Mictlántecutli*	h = *Tepeyollotl*
c = *Piltzinteotl*	f = *Chalchiuhtlicue*	i = *Tlaloc*

4. Über Schädel und Skelette der Koreaner.[1])

Von

Dr. Y. Koganei,

Professor der Anatomie an der Kaiserlichen Universität zu Tokyo.

a) Schädel.

Die Zahl der bis jetzt bekannt gewordenen, bzw. mehr oder weniger genau untersuchten Koreaner-Schädel ist verhältnismässig noch gering. Soweit mir die Literatur darüber zugänglich war, sei sie hier kurz angeführt. Zunächst hat Bogdanow[2]) 6 Schädel untersucht. Dann erwähnt Tarenetzky[3]) gelegentlich der Untersuchung von Aino-Schädeln 2 Koreaner-Schädel, wahrscheinlich weiblichen Geschlechts; einer stammt aus der Bucht Possiet, der andere aus der Bucht Nowgorod.

Das naturhistorische Museum zu Paris besitzt 3 Schädel aus der Umgebung von Seoul, welche von Hamy[4]) beschrieben wurden. In neuerer Zeit wurde über einen Schädel aus einer Grabstätte bei Tangkojä von Waldeyer[5]), über vier von v. Luschan[6]) und über zwei männliche von R. Virchow[7]) berichtet. Letztere wurden gefunden an einer etwa 5 *km* ausserhalb der Hauptstadt belegenen Stelle. Für die Schädel von v. Luschan fehlen leider die Masszahlen vollständig. So beläuft sich die Zahl von Schädeln, die auf Grund vorgenommener Messungen zur Vergleichung herangezogen werden können, auf 14.

Ich habe schon früher (1888) 4 Koreaner-Schädel[8]) gemessen und beschrieben. Seitdem konnte ich eine neue Reihe von 19 Schädeln untersuchen. Indem ich die früheren Schädel mit in meine Betrachtung einbeziehe, umfasst die ganze Serie, über die ich hier Mitteilungen machen will, 23 Stück. Darunter gehören zwei dem anthropologischen Institute der Universität und einer dem kaiserlichen Hofmuseum. Für die Zuvorkommenheit, mit der sie mir zur Untersuchung überlassen wurden, spreche ich hiermit dem Vorstande des Instituts, Prof. S. Tsuboi, und dem Ab-

---

1) Vorgelegt durch Hrn. Waldeyer in der Sitzung vom 21. Juli 1906.

2) Die anthrop. Ausstellung in Moskau 1879. Ref. im Arch. f. Anthrop. Bd. XIV S. 278.

3) Beiträge zur Kraniol. d. Ainos auf Sachalin. Mém. Acad. imp. St. Petersburg. VII. Sér. T. XXXVII. No. 13. 1890.

4) Documents sur l'Anthropologie de la Corée. Bull. du Mus. d'hist. natur. No. 4. 1896. Original mir nicht zugänglich Nach L'Anthrop. T. VII p. 510 zitiert.

5) Zeitschr. f. Ethnol. Verh. 1899 S. 748.

6) Ebenda S. 748.

7) Ebenda S. 749.

8) Mitteil. d. mediz. Fak. d. kaiserl. japan. Univ. Tokyo. Bd. I S. 209.

teilungsvorstande des Hofmuseums, Prof. Ch. Ishikawa, meinen aufrichtigen Dank aus. Alle übrigen befinden sich im anatomischen Institute der Universität zu Tokyo.

Nach den Provinzen, aus welchen die Schädel herstammen, verteilen sie sich wie folgt:

Ham-gyöng . . .	1	Kyöng-syang . . .	6
Kan-uön	4	Chyöl-la	6
Kyöng-geui . . .	4	?	2

Für 15 Schädel ist die Geschlechtsangabe vorhanden, an deren Richtigkeit ich keinen Grund finde zu zweifeln; zwei weibliche Schädel davon gehören übrigens zu kompletten Skeletten und ein männlicher zu einem inkompletten. Die 2 Schädel, für welche die Geschlechtsangabe völlig fehlt, habe ich unter Berücksichtigung der allgemeinen Geschlechtscharaktere als männlich bestimmt. Für 6 Schädel von Nichterwachsenen ist das Geschlecht nicht sicher. Wir besitzen also:

12 männliche Schädel (10 Adulti und 2 Maturi), davon sieben mit Unterkiefer;

5 weibliche (4 Adulti und 1 Senilis), davon vier mit Unterkiefer;

3 jugendliche (alle von etwa 17 Jahren), davon einer mit Unterkiefer;

3 kindliche (einer von etwa 1 Jahr, einer von etwa 7 Jahren, einer von etwa 10 Jahren), davon einer mit Unterkiefer.

Die sechs zuletzt genannten Schädel wurden selbstverständlich bei der Berechnung der Mittelwerte nicht mit berücksichtigt.

Die Messungen wurden nach dem Verfahren der Frankfurter Verständigung vorgenommen; was darin nicht angegeben, ist ohne weiteres verständlich oder am betreffenden Orte vermerkt.

Ich lasse hier gleich die Durchschnittsmasse der erwachsenen Koreaner-Schädel und die wichtigsten Indices, Profilwinkel und Kapazität der einzelnen Schädel folgen.

I. Durchschnittsmasse der erwachsenen Koreaner-Schädel.

	Männer			Weiber		
	Zahl der Schädel	Durchschnittsmass	Schwankungsbreite	Zahl der Schädel	Durchschnittsmass	Schwankungsbreite
Kapazität	12	1502,5	1330–1625	5	1310,0	1260–1370
Gerade Länge	12	177,6	164–188	5	168,0	164–173
Grösste Länge	12	178,6	165–189	5	168,6	165–173
Grösste Breite	12	145,0	136–150	5	135,0	127–139
Kleinste Stirnbreite	12	92,7	81–98	5	90,6	88–93
Höhe	12	141,9	131–153	5	137,8	136–140
Ohrhöhe	12	119,6	112–135	5	114,6	110–117
Länge der Schädelbasis . . .	12	101,2	93–108	5	95,4	93–99

	Männer			Weiber		
	Zahl der Schädel	Durchschnittsmass	Schwankungsbreite	Zahl der Schädel	Durchschnittsmass	Schwankungsbreite
Breite der Schädelbasis . . .	12	107,8	96—112	5	100,2	96—106
Länge des Foramen occipitale	12	36,3	33—40	5	32,6	32—34
Breite des Foramen occipitale	12	31,6	28—34	5	27,8	27—29
Horizontalumfang	12	514,6	496—534	5	483,4	470—491
Sagittalumfang	12	371,6	350—404	5	360,2	348—375
Sagittalumfang des Stirnbeins	12	127,4	120—132	5	121,0	116—125
Länge der Pfeilnaht	10	124,0	113—134	3	124,3	121—127
Sagittalumfang der Hinterhauptschuppe	10	119,0	111—131	3	112,7	107—123
Querumfang	12	331,2	310—356	5	314,4	300—326
Gesichtshöhe	3	127,0	122—130	2	122,5	119—126
Obergesichtshöhe	12	72,8	69—79	4	68,5	67—71
Gesichtsbreite (nach Virchow)	12	100,7	89—109	5	97,2	91—101
Jochbreite	11	138,5	132—143	5	127,6	120—134
Nasenhöhe	12	54,4	52—58	5	52,0	49—57
Nasenbreite	12	26,4	25—29	5	25,2	25—26
Länge des Nasenbeins (am medialen Rande)	10	27,2	22—31	5	24,8	23—27
Kleinste Breite beid. Nasenbeine	12	8,2	6—11	5	7,4	6—10
Höhe der Nasenöffnung . . .	10	30,8	28—34	5	30,0	26—35
Entfernung der Foramina infraorbitalia	12	55,8	51—60	5	50,8	48—53
Grösste Breite des Processus frontalis maxillae	12	16,0	12—19	5	15,0	14—16
Horizontale Breite des Augenhöhleneingangs	12	39,2	37—43	5	38,0	37—39
Vertikale Höhe des Augenhöhleneingangs	12	35,4	32—37	5	34,0	32—35
Interorbitalbreite[1]	12	24,0	22—27	5	23,0	22—24
Obere Siebbeinbreite[2] . . .	12	27,0	22—30	5	24,4	22—26
Untere Siebbeinbreite[3] . . .	12	39,3	34—45	5	37,8	35—40
Gaumenlänge	12	49,8	43—54	4	48,3	46—50
Gaumen(mittel)breite	12	40,3	35—47	4	39,5	38—41
Profillänge	12	97,8	88—107	4	93,8	90—96
Profilwinkel	12	84°	81—90	4	83°	80—87
Nasalwinkel (nach Ranke) . .	12	88°	82—94	4	87°	82—90
Alveolarwinkel (nach Ranke) .	12	71°	61—88	4	70°	65—75
Höhe des Unterkiefers (median)	7	36,0	30—46	3	31,7	29—35
Entfernung der Anguli mandib. (untere Gesichtsbreite) . .	6	106,8	102—115	4	100,3	96—107

1) In der Vereinigungsstelle der Crista lacrimalis mit der Sutura lacrimo-frontalis gemessen. — 2) und 3) In der Mitte des oberen bzw. unteren Randes der Lamina papyracea gemessen.

	Männer			Weiber		
	Zahl der Schädel	Durch-schnitts-mass	Schwan-kungsbreite	Zahl der Schädel	Durch-schnitts-mass	Schwan-kungsbreite
Astwinkel des Unterkiefers. .	7	126°	120—132	4	121°	115-128
Längenbreitenindex	12	81,9	72,3—90,9	5	80,4	77,4—84,2
Längenhöhenindex	12	80,0	72,9—86,6	5	82,0	78,6—84,2
Breitenhöhenindex	12	97,9	92,7—104,2	5	102,2	97,8—108,7
Gesichtsindex (nach Virchow)	3	126,6	120,8—130,0	2	121,9	119,0—124,8
Obergesichtsindex (n. Virchow)	12	72,5	66,0—77,5	4	69,4	67,0—70,8
Jochbreiten-Gesichtsindex (nach Kollmann)	3	89,7	85,3-92,8	2	93,5	93,0-94,0
Jochbreiten-Obergesichts-höhenindex (nach Kollmann)	11	52,8	48,3—57,5	4	54,0	52,3-56,7
Nasenindex.	12	48,6	44,8-53,9	5	48,7	43,9-53,1
Augenhöhlenindex.	12	90,5	81,4-97,4	5	89,4	86,5—92,1
Gaumenindex.	12	80,6	71,7—97,7	4	82,0	77,6-87,0

II. Die wichtigsten Indices, Profilwinkel und Kapazität der einzelnen Schädel.

(Nach wachsendem Längenbreiten-Index geordnet.)

Laufende Nummer	Katalog-Nummer	Alter	Indices										Profilwinkel	Kapazität
			Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Gesichts-	Obergesichts-	Jochbreiten-Gesichts-	Jochbreiten-Obergesichtshöhen-	Nasen-	Augenhöhlen-	Gaumen-		
Männer.														
1	1922	Adult.	72,3	72,9	100,7	—	71,4	—	—	53,9	82,1	75,5	81°	1415
2	1331	„	77,0	80,2	104,2	—	77,5	—	57,5	45,6	81,4	81,0	85°	1600
3	Anthrop. Inst.	„	78,9	80,0	101,4	—	67,0	—	51,8	52,8	90,0	90,0	84°	1430
4	1923	„	79,4	82,1	103,4	—	66,0	—	50,0	50,9	89,7	93,9	81°	1610
5	2050	Matur.	79,6	82,3	103,4	129,0	75,0	92,8	54,0	48,2	91,9	72,9	83°	1580
6	1930	„	81,4	76,2	93,6	—	69,8	—	54,0	44,8	94,9	72,2	85°	1380
7	1921	Adult.	81,5	76,3	94,0	130,0	76,0	90,9	53,1	47,2	87,5	78,9	86°	1595
8	303	„	82,4	77,1	93,6	—	74,5	—	54,9	46,4	92,1	71,7	85°	1330
9	Anthrop. Inst.	„	84,7	81,3	96,0	—	70,6	—	50,3	45,5	94,9	97,7	90°	1485
10	Hof-museum	„	85,7	79,4	92,7	120,8	68,3	85,3	48,3	52,7	92,3	78,3	81°	1625
11	301	„	88,5	85,5	96,6	—	77,5	—	52,3	49,1	92,3	78,0	84°	1435
12	2052	„	90,9	86,6	95,3	—	76,3	—	54,8	46,3	97,4	76,6	85°	1545

Laufende Nummer	Katalog-Nummer	Alter	Indices										Profilwinkel	Kapazität
			Längenbreiten-	Längenhöhen-	Breitenhöhen-	Gesichts-	Obergesichts-	Jochbreiten-Gesichts-	Jochbreiten-Obergesichtshöhen-	Nasen-	Augenhöhlen-	Gaumen-		
							Weiber.							
1	302	Adult.	77,4	84,1	108,7	—	70,8	—	56,7	46,3	89,7	77,6	87°	1260
2	2053	„	78,0	78,6	100,7	124,8	70,3	94,0	53,0	50,0	86,5	81,3	82°	1370
3	2051	„	78,5	81,4	103,7	—	69,4	—	54,0	50,0	92,1	87,0	84°	1275
4	1925	Senil.	83,7	81,9	97,8	—	—	—	—	43,9	92,1	—	—	1300
5	1924	Adult.	84,2	84,2	100,0	119,0	67,0	93,0	52,3	53,1	86,8	82,0	80°	1345
							Kinder.							
1	1928	ca. 7 J.	76,4	77,6	101,6	—	59,0	—	44,6	52,6	94,1	91,4	88°	1095
2	1929	„ 17 „	76,6	77,1	100,8	—	63,9	—	51,2	57,8	97,1	86,7	82°	1330
3	1932	„ 17 „	78,8	77,2	97,2	—	70,2	—	55,0	50,0	94,4	86,1	89°	1660
4	1927	„ 10 „	79,9	79,9	100,0	—	71,4	—	—	50,0	85,7	81,0	88°	1175
5	1926	„ 2 „	83,7	76,2	91,1	109,1	66,7	83,7	51,2	51,4	110,3	78,1	90°	—
6	1931	„ 17 „	93,2	83,9	90,0	114,9	68,1	90,0	53,3	48,9	83,8	87,0	89°	1485

Zunächst ist zu den metrischen Resultaten einige Erläuterung zu geben. Die Koreaner-Schädel sind von beträchtlicher Kapazität. Die meisten männlichen Schädel gruppieren sich um 1500 *ccm*; die weiblichen sind aber bedeutend kleiner, der Geschlechtsunterschied beträgt im Durchschnitte 192,5 *ccm*.

Auffallend ist die bedeutende Grösse eines jugendlichen Schädels (Kat.-Nr. 1932) mit 1660 *ccm*, an welchem sich nichts Pathologisches, was auf etwaigen Hydrokephalus hinweist, erkennen lässt. Der von Waldeyer untersuchte Schädel besitzt auch eine ansehnliche Kapazität (1570 *ccm*), ebenso der eine von Virchow (1550), der andere aber geringere (1390 *ccm*).

Der Horizontalumfang ist, wenn ich ohne Rücksicht auf das Geschlecht die Mittelzahl berechne, 505,4 *mm*. Die entsprechenden Masse für die einzelnen Schädel von Bogdanow sind 510, 510, 505, 491, 490, 466; für die Virchows 490, 509; sie stehen also alle in nächster Nähe meiner Mittelzahl.

Der Längenbreiten-Index fällt bei beiden Geschlechtern im Durchschnitte in das Bereich der Brachykephalie, doch zeigt er eine Neigung zu Mesokephalie. Dasselbe gilt auch für die Kinderschädel mit dem Index 81,4 im Durchschnitt.

Unter der Voraussetzung, dass das Verhältnis zwischen der Länge und der Breite des Schädels während des Wachstums keine wesentliche Änderung erleidet, wie von verschiedenen Autoren angegeben worden ist, könnte man zur Berechnung des Mittelwertes des Längenbreiten-Index

auch die nicht erwachsenen Schädel mitbenutzen. Dann erhält man als Durchschnittsindex aller Schädel 81,4. Die einzelnen Indices schwanken jedoch zwischen weiten Grenzen, wie die folgende Gruppierung zeigt:

Längenbreiten-Index	Männer	Weiber	Kinder	M. + W. + K.
Dolichokephalie (72,0–74,9). . . .	1	0	0	1
Mesokephalie (75,0—79,9)	4	3	4	11
Brachykephalie (80,0—84,9)	4	2	1	7
Hyperbrachykephalie (85,0—89,9) .	2	0	0	2
Ultrabrachykephalie (90,0—93,9) . .	1	0	1	2

Hieraus ersieht man, dass die Mesokephalie sogar durch eine grössere Anzahl von Schädeln als die Brachykephalie, dass aber die Hyperbrachykephalie und auch die Ultrabrachykephalie durch je zwei Schädel vertreten sind, während zur Dolichokephalie nur ein einziger Schädel gehört. Von den ultrabrachykephalen Schädeln hat der eine jugendliche (Kat.-Nr. 1931, Ind. 93,2) freilich eine abnorme Abflachung der linken Hinterhauptgegend, welche zur Erhöhung des Index wesentlich beiträgt, der andere von einem Erwachsenen (Kat.-Nr. 2052, Ind. 90,9) ist aber durchaus wohlgeformt.

Dass eine breite Schädelform bei den Koreanern die vorherrschende ist, sieht man auch an den von anderen Autoren bisher untersuchten Schädeln. Wenn wir aus den Masszahlen von Bogdanow den Index berechnen, so gehören drei Schädel (Ind. 80,2, 80,7, 82,1) zur Brachykephalie, zwei (85,5, 85,5) zur Hyperbrachykephalie und nur einer (72,2) zur Dolichokephalie. Die beiden Schädel von Tarenetzky sind brachykephal mit dem Index von 82,6; die drei von Hamy gleichfalls mit dem Index von 81–84,8. Der eine (Ind. 86,7) von Virchow hyperbrachykephal, der andere (Ind. 76,4) und der von Waldeyer (Ind. 76,2) mesokephal. Wenn wir sämtliche von mir und von anderen untersuchten Schädel zusammenstellen, so haben wir:

2 dolichokephale,
13 mesokephale,
15 brachykephale,
5 hyperbrachykephale,
2 ultrabrachykephale.

Zum Vergleich sei noch der Befund an lebenden Koreanern erwähnt. Nach der Messung von Elisseieff[1]) an 10 Koreanern ist der Kopfindex 82,3. Chantre und Bourdaret[2]) haben als Mittel weit zahlreicherer Messungen, nämlich an 113 Koreanern, 83,61 erhalten; jedoch die einzelnen Indices schwanken zwischen sehr weiten Grenzen von Dolichokephalen bis zur fast runden Form (bis zum Ind. 97,40). Wenn wir zwischen dem Index

1) Ref. im L'Anthrop. T. II. 1891. p. 632.

2) Les Coréens. Esquisse anthrop. Bull. Soc. d'Anthrop. de Lyon. T. XXI. 1902. Ref. im L'Anthrop. T. XIV. p. 566.

des Lebenden und dem des Schädels eine Differenz von zwei Einheiten zu Gunsten des ersteren annehmen, so kann man das Resultat der Untersuchungen von diesen beiden Autoren an den Lebenden mit dem meinigen an Schädeln als übereinstimmend betrachten.

Der Längenhöhen-Index zeigt, dass die Koreaner-Schädel exquisit hypsikephal sind. Von chamaekephaler Form ist keiner vorhanden; mit Ausnahme von einem einzigen orthokephalen gehören gehören alle Schädel zur Gruppe der Hypsikephalie.

Ein männlicher Schädel (Kat.-Nr. 2052), der keine Abnormitäten zeigt und ganz wohlgeformt ist, ist sogar hochgradig hypsikephal (Ind. 86,6).

Das sieht man in folgender Gruppierung:

Längenhöhen-Index		Männer	Weiber	M. + W.
Orthokephalie	(72,1—75,0)	1	0	1
Hypsikephalie	(75,1—80,0)	5	1	16
	(80,1—85,0)	4	4	
	(85,1—87,0)	2	0	

Wenn wir die hypsikephalen Schädel noch quinär einteilen, so fällt die Mehrzahl zwischen 80,1 und 85,0, demnächst zwischen 75,1 und 80,0. Die Kinderschädel sind etwas niedriger als die erwachsenen, sie sind jedoch alle hypsikephal.

Auch nach den Untersuchungen der früheren Autoren sind die Koreaner-Schädel sehr hoch: Bogdanow 80,8, 76,1, 75,6, 84,3, 76,3, 72,8; Tarenetzky 81,7 (für zwei Schädel); Waldeyer 87,3; Virchow 84,2, 80,9. Mit der einzigen Ausnahme eines orthokephalen sind somit alle Schädel hypsikephal, und wie bei den von mir gemessenen Schädeln befindet sich die Mehrzahl zwischen 80,1 und 85,0.

In der Hinterhauptansicht sind die weiblichen Schädel im Durchschnitte etwas höher als breit, die männlichen um ebensoviel niedriger als breit. Die Kinderschädel sind in dieser Ansicht noch niedriger. Beide Geschlechter zusammengenommen, sind die Koreaner-Schädel beinahe ebenso hoch wie breit (Ind. 99,2). Die einzelnen Breitenhöhen-Indices verteilen sich nach beiden Richtungen in fast gleicher Zahl:

Breitenhöhen-Index		Männer	Weiber	M. + W.
bis 100,0	92,1—95,0	4	0	9
	95,1—100,0	3	2	
über 100,0	100,1—105,0	5	2	8
	105,1—109,0	0	1	

Derselbe Index ist aus den Zahlen von Bogdanow berechnet 94,6 94,4, 104,6, 98,6, 93,0, 90,8; von Tarenetzky 98,9 (für zwei Schädel); von Waldeyer 114,6, von Virchow 97,2, 105,9. Die Schwankungen

sind also sehr gross, und die meisten Schädel haben einen kleineren Index als 100,0, aber im Durchschnitte stimmt der Index mit dem meinigen überein.

Um die gegenseitigen Beziehungen der drei Schädel-Indices zu veranschaulichen, habe ich noch folgende Zusammenstellung anzuführen:

	Chamaekephalie	Orthokephalie	Hypsikephalie	
Dolichokephalie	0	1	0	Breitenhöhen-Index über 100,0
Mesokephalie	0	0	7	
Brachykephalie	0	0	6	Breitenhöhen-Index bis 100,0
Hyperbrachykephalie	0	0	2	
Ultrabrachykephalie	0	0	1	

Hieraus sieht man, dass ausser einem einzigen orthodolichokephalen die sämtlichen Schädel hypsimeso-, hypsibrachy-, hypsihyperbrachy- oder hypsiultrabrachykephal sind, und dass bei dem orthodolichokephalen und bei allen hypsimesokephalen Schädeln der Längenhöhen-Index grösser als der Längenbreiten-Index, also der Breitenhöhen-Index mehr als 100,0 beträgt, während alle hypsibrachykephalen und noch breiteren Schädel einen Breitenhöhen-Index von 100,0 und darunter haben.

Im ganzen gilt dieses Formverhältnis auch für die Kinderschädel mit Ausnahme von zwei hypsimesokephalen, bei welchen der Breitenhöhen-Index unter, bzw. gerade 100,0 beträgt. Die anderweitig untersuchten Schädel verhalten sich ungefähr gleich, die dolicho- und mesokephalen sind gleichfalls mehr hoch und alle brachy- und hyperbrachykephalen weniger hoch als breit:

	Chamaekephalie	Orthokephalie	Hypsikephalie	
Dolichokephalie	0	0	1	Breitenhöhen-Index über 100,0
Mesokephalie	0	0	2	
Brachykephalie	0	1	4	Breitenhöhen-Index bis 100,0
Hyperbrachykephalie	0	0	3	

Ob nun etwa ein regionales Dominieren gewisser Schädelformen in Korea vorhanden ist, lässt sich des unzureichenden Materials wegen noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Sowohl im Norden als auch im Süden haben wir schon sehr breite und verhältnismässig schmale Schädel gefunden. Namentlich im Süden, in den Provinzen Kyöng-syang und Chiöl-la, woher die meisten meiner Schädel stammen, sind die dolichokephale und die ultrabrachykephale Form vertreten.

Auf Grund der fremden und meiner eigenen Untersuchungen ist jedoch als festgestellt zu betrachten, dass unter den Koreanern sehr verschiedene

Schädelformen von fast extremem Grade vorkommen können, dass aber im allgemeinen die Hyperbrachykephalie die vorherrschende ist. Eigentlich dolichokephale und orthokephale Formen sind selten, und eine chamaekephale, falls eine solche vorkommt, ist wohl eine höchst seltene Ausnahme.

Der Obergesichts-Index (nach Virchow) steht bei den sämtlichen Schädeln weit über 50,0. Wenn wir die einzelnen Indices noch in quinäre Gruppen einteilen, so bekommen wir das folgende Bild:

Obergesichts-Index	Männer	Weiber	M. + W.
65,1–70,0	4	2	6
70,1–75,0	4	2	6
75,1–78,0	4	0	4

Nach dem Jochbreiten-Obergesichtshöhen-Index (nach Kollmann) gehört die grösste Mehrzahl der Koreaner-Schädel zu den leptoprosopen Obergesichtern, und zwar fallen die meisten Indices zwischen 50,1 und 55,0; die darüber liegenden sind nur durch zwei Schädel vertreten. Die beiden chamaeprosopen Obergesichter halten sich schon an der oberen Grenze.

Jochbreiten-Obergesichtshöhen-Index	Männer	Weiber	M. + W.
Chamaeprosope Obergesichter (48,1–50,0) . . .	2	0	2
Leptoprosope Obergesichter (50,1–55,0) . . .	8	3	13
Leptoprosope Obergesichter (55.1–58,0) . . .	1	1	

Von anderweitigen Untersuchungen habe ich nur anzuführen 58,3, 53,1, 59,5 nach Bogdanow.

Der Nasen-Index ist durch alle drei Formen vertreten, jedoch in ungleichmässiger Weise, so dass er sich im Durchschnitt als mesorrhin erweist, wobei aber die Zahl der leptorrhinen Schädel grösser ist als die der mesorrhinen, und die der platyrrhinen am geringsten, so dass die einzelnen Indices sich folgendermassen gruppieren:

Nasen-Index	Männer	Weiber	M. + W.
Leptorrhinie (43,1–47,0)	5	2	7
Mesorrhinie (47,1 - 51,0)	4	2	6
Platyrrhinie (51,1–54,0)	3	1	4

Bei den Kinderschädeln ist die Nase verhältnismässig breiter als bei den Erwachsenen, drei sind nämlich mesorrhin und drei platyrrhin. Die Korrelation zwischen der Nasenform und der Gesichtsform ist bei den meisten Schädeln nachzuweisen in der Weise, dass schmalerem Gesichte

auch eine verhältnismässig schmale Nase entspricht, und breiterem Gesichte eine breitere Nase. Nach anderen Autoren ist der Nasen-Index 41,7, 51,7, 42,4, 39,3 (Bogdanow), 43,6 (Waldeyer), 43,6, 48,2 (Virchow), also in überwiegender Zahl leptorrhin.

Der Augenhöhlen-Index ist sehr hoch. Kein einziger Schädel ist chamaekonch, nur zwei sind mesokonch, alle übrigen hypsikonch; die Mehrzahl der Schädel befindet sich sogar zwischen 90,1 und 95,0, dann folgen solche mit dem Index zwischen 85,1 und 90,0, wie die folgende Gruppierung zeigt:

Augenhöhlen-Index		Männer	Weiber	M. + W.
Mesokonchie	(81,1 – 85,0)	2	0	2
Hypsikonchie	(85,1 – 90,0)	3	3	15
	(90,1 – 95,0)	6	2	
	(95,1 – 98,0)	1	0	

Bei den Kinderschädeln ist die Augenhöhle noch höher, bei einem (Kat.-Nr. 1926) ist sie sogar überaus hoch mit einem Index von 110,3. Die für die Nase so ausgesprochene Korrelation mit der Gesichtsform ist für die Augenhöhle nicht deutlich nachweisbar, so dass bei hohem Gesicht sehr häufig verhältnismässig niedrige Augenhöhle vorkommen kann und umgekehrt.

Derselbe Index nach Bogdanow 92,5, 100,0, 90,2, 97,3, 100,0, nach Tarenetzky 92,0 (für zwei Schädel), nach Waldeyer 82,2, nach Virchow 89,6, 94,8, also auch hoch; namentlich bei zwei Schädeln von Bogdanow ist die Augenhöhle ebenso hoch wie breit.

Der Gaumen-Index (nach Virchow) schwankt zwischen sehr weiten Grenzen und verteilt sich auch sehr unregelmässig, so dass die Mesostaphylie, zu welcher der Koreaner-Schädel im Durchschnitt, freilich mit einer Neigung zur Leptostaphylie, gehört, nur durch eine geringere Zahl von Schädeln vertreten ist, wie man aus folgender Gruppierung ersieht:

Gaumen-Index		Männer	Weiber	M. + W.
Leptostaphylie	(71,1—75,0)	3	0	9
	(75,1—80,0)	5	1	
Mesostaphylie	(80,1—85,0)	1	2	3
Brachystaphylie	(85,1 – 90,0)	1	1	4
	(90,1 – 95,0)	1	0	
	(95,1—98,0)	1	0	

Die Kinderschädel weisen einen weit breiteren Index als bei den Erwachsenen auf. Von sonstigen Daten habe ich nur 63,5 (Waldeyer), 71,1 und 63,6 (Virchow).

Der Profilwinkel zeigt sich im Durchschnitt als orthognath, jedoch mit einer Neigung zur Prognathie, namentlich bei den weiblichen Schädeln. So beträgt er bei der Mehrzahl der Schädel 83° und mehr, und die Prognathie ist durch eine weit geringere Anzahl von Schädeln vertreten, die Hyperorthognathie aber durch keinen einzigen:

Profilwinkel	Männer	Weiber	M. + W.
Prognathie (80°—82°)	3	,2	5
Orthognathie (83°—90°)	9	2	11

Tarenetzky hat den Profilwinkel an zwei Schädeln zu 90° (nach v. Ihering), Waldeyer auf 79° bestimmt.

Der verhältnismässig kleine Alveolarwinkel, sowie die grosse Differenz von 17° zwischen dem Nasal- und dem Alveolarwinkel im Durchschnitt bei beiden Geschlechtern präsentieren einen höheren Grad von Alveolarprognathismus bei den Koreaner-Schädeln. Während der Nasalwinkel, wie der Profilwinkel, wenig schwankt (Schwankungsbreite des ersteren 12°, des letzteren 10°), ist aber die individuelle Variation des Alveolarwinkels bedeutend grösser (27°). Somit schwankt auch die Differenz zwischen dem Nasal- und dem Alveolarwinkel bei einzelnen Schädeln innerhalb weiter Grenzen von 3°—28°. Eine steile Stellung des Processus alveolaris ist jedoch bei den Koreaner-Schädeln als eine seltene Erscheinung zu bezeichnen.

Nun gehen wir zu den beschreibenden Merkmalen der Koreaner-Schädel über. In der Norma verticalis sind sie oval oder fast ebenso häufig auch elliptisch. Einer von den Kinderschädeln (Kat.-Nr. 1926) ist fast rhombisch durch eine starke Entwicklung der Tubera parietalia. Infolge der schwachen Entwicklung der Arcus superciliares und Glabella ist die Stirnkontur der Koreaner-Schädel nur wenig gestört; die Hinterhauptskontur meist halbkreisförmig, seltener halbelliptisch oder parabolisch wegen der nur mässigen Hervorwölbung der Hinterhauptsschuppe, und die Schläfenkontur meist stark hervortretend.

Die in der Norma verticalis am besten ins Auge fallende Asymmetrie des Hirnschädels ist bei den Koreanern recht häufig; so dass man fast an irgend einen besonderen mechanischen Einfluss, welcher den Schädel während der Wachstumsperiode trifft, denken könnte, obwohl ich bis jetzt einen solchen nicht herausfinden konnte. Unter 23 Schädeln sind zehn asymmetrische vorhanden, davon fünf freilich nur schwachen Grades. Eine bestimmte Art in der Richtung der Asymmetrie ist nicht festzustellen, da sechsmal eine Abflachung der linken Hinterhauptsgegend, der eine meist weit schwächere Abflachung der Stirngegend der entgegengesetzten Seite entspricht, vorhanden ist, und viermal umgekehrt.

Bei den asymmetrischen Schädeln ist keine abnorme Nahtverknöcherung nachzuweisen; gerade bei den hochgradigen sind fast alle Nähte offen (zwei solche Schädel sind kindliche). Der eine Schädel von Virchow ist auch schief.

Die Hauptschädelnähte sind meistens mit mässiger Zähnelung versehen. Wie auch sonst die Regel, ist die Lambdanaht am meisten gezahnt, die Koronal- und Sagittalnaht weniger zahnreich. Die Verknöcherung aller drei Nähte zeigt nur ein Schädel (Kat.-Nr. 2050); bei einem anderen (Kat.-Nr. 1930) sind die Sutura sagittalis in der ganzen Länge und die Sutura lambdoidea in ihrem medianen Teile völlig verstrichen; ganz schwache stellenweise Verknöcherung der Nähte ist aber noch bei einigen Schädeln vorhanden. Bei allen anderen sind die Nähte offen.

Die persistente Sutura frontalis ist unter 17 erwachsenen Schädeln keinmal vorhanden; wohl aber ist eine einfache Spur von 5—10 *mm* am unteren Ende an 5 Schädeln zu sehen. Der eine Schädel von Virchow ist mit einer persistenten Naht versehen.

Ein weiblicher Schädel (Kat.-Nr. 2051) besitzt einen Rest der Fontanella metopica Schwalbes oberhalb der Glabella, der aber für eine Schweineborste nicht durchgängig ist. Ein Rest des lateralen Endes der Sutura occipitalis transversa ist an 2 Schädeln (unter 17 erwachsenen) beiderseits nachweisbar, bei einem (Kat.-Nr. 303) 12 *mm*, bei dem anderen (Kat.-Nr. 1930) 15 *mm*. Eigentliches Os Incae aber keinmal.

An dem einen Schädel Virchows wurde rechterseits ein fast 3 *cm* langer Rest dieser Naht beobachtet. Die Sutura coronalis hatte einen geknickten Verlauf an der Kreuzungsstelle mit der Linea temporalis bei 2 Schädeln (unter 23 Schädeln). Die Nahtknochen in Sutura lambdoidea sind sehr häufig, 12 Schädel unter 22 hatten solche, davon dreimal Os fonticulare posterius (alle klein, nur einer war nussgross), achtmal Schaltknochen im Asterion (alle klein); zugleich sind meist einer oder mehrere kleine bis fingerspitzengrosse Nahtknochen im Verlaufe der Lambdanaht vorhanden. Ein Nahtknochen in Sutura coronalis wurde nur einmal (rechterseits, bohnengross), ein solcher in Sutura sagittalis, sowie ein Os fonticulare anterius keinmal beobachtet. Einmal (Kat.-Nr. 301) habe ich eine seichte Vertiefung längs der hinteren Hälfte der Sutura sagittalis, und einmal (Kat.-Nr. 302) eine Abflachung des mittleren Drittels der Sutura sagittalis gesehen.

Das Foramen parietale ist meist nur klein und fünfmal rechtsseitig, siebenmal linksseitig, neunmal beiderseitig und zweimal fehlend. Die Tubera parietalia bald mässig, bald stark entwickelt.

Norma temporalis. Die Linea temporalis ist bei der Mehrzahl der erwachsenen Schädel undeutlich; die supramastoideale Partie ist meistens mehr oder weniger kantig hervortretend. Das Planum temporale ist mässig gross und stark gewölbt, seltener flach. Das Pteryon ist meist normal beschaffen, aber sehr häufig sind hier Schaltknochen vorhanden, nämlich 8 Schädel unter 22 hatten Schaltknochen von verschiedener Grösse (der grösste 4 *cm* lang, 2 *cm* breit), bald doppelseitig, bald einseitig. Der Processus frontalis sq. temp. wurde an 2 Schädeln (Kat.-Nr. 301 doppelseitig, Kat.-Nr. 1924 linksseitig), und die Stenokrotaphie an einem Schädel (Kat.-Nr. 1924 doppelseitig) beobachtet. Der Arcus zygomaticus ist mässig dick, mehr oder weniger abstehend, seltener anliegend, aber bei der Norma verticalis meist nur in geringerer Ausdehnung sichtbar infolge der

stärkeren Wölbung des Planum temporale, d. h. die an der ausgeladensten Stelle des Jochbogens senkrecht auf denselben gelegten und einen Punkt der Schläfenfläche berührenden Lineale konvergieren nach oben meist nur wenig. Der Porus acusticus ist meist breitelliptisch, die Spina suprameatum schwach entwickelt, sehr selten vollkommen fehlend. Der Processus mastoideus ist bei den männlichen Schädeln meist gross, bei den weiblichen kleiner. Das Foramen mastoideum ist meist beiderseits vorhanden, seltener einseitig fehlend, und unter 23 Schädeln nur an drei beiderseits vollkommen fehlend. Eine Spur von Sutura squamoso-mastoidea war unter 23 Schädeln neunmal mehr oder weniger deutlich nachzuweisen, und Schaltknochen in der Incisura parietalis des Schläfenbeins siebenmal, klein, höchstens erbsengross, einseitig oder doppelseitig.

In der Norma occipitalis sind die Koreaner-Schädel in der Mehrzahl fünfeckig mit mehr oder weniger abgerundeten Ecken, seltener viereckig. Im letzteren Falle fehlt die der Sagittalnaht entsprechende Ecke und die Scheitelseite zeigt eine gleichmässige bogenförmige Krümmung. Die Squama occipitalis ist mässig gewölbt, entweder gleichmässig oder die obere Hälfte stärker. Die Protuberantia occipitalis externa ist schwach oder nur mässig, die Lineae nuchae, sowie die Crista occipitalis externa sind meist mässig, nur die Lineae nuchae suprema häufig stark entwickelt. Der Torus occipitalis ist sehr häufig; unter 17 Schädeln Erwachsener wurde er achtmal gefunden, siebenmal an männlichen, wovon zwei Fälle sich als besonders stark auszeichneten, und nur einmal an weiblichen. Bei sämtlichen Kinderschädeln ist der Torus, sowie auch anderes Relief nicht entwickelt, so dass das Hinterhaupt ein ganz glattes Aussehen zeigt.

Norma basilaris. Die Schädelbasis ist mässig gewölbt, selten flach; Pars basilaris oss. occ. mittellang. Das Foramen occipitale ist meist elliptisch, seltener oval oder rhombisch; einmal war es oval mit nach vorn gerichteter Spitze und einmal kreisförmig. Häufig (viermal unter 17 Schädeln) ist es seitlich eingeschnürt durch Einspringen der Condyli occipitales. An einem Schädel (Kat.-Nr. 1925) wurden an der unteren Seite des vorderen Randes zwei hanfkorngrosse nebeneinanderliegende rauhe Höcker ohne Gelenkfläche beobachtet. Der Schädel Nr. 1 Virchows hat auch solche Höcker. Der Condylus occipitalis ist mässig hoch oder niedrig; die Gelenkfläche breit, selten schmal, und mässig gewölbt.

Die Fossa condyloidea ist bald seicht, bald mässig, bald tief. Das Foramen condyloideum ist meist beiderseits vorhanden, nur selten einerseits fehlend, beiderseitiges Fehlen keinmal.

Der Processus paracondyloideus wurde unter 17 Schädeln Erwachsener viermal beobachtet (Kat.-Nr. 302 nur r., 10 *mm* hoch, zylindrisch mit planer rundlicher Gelenkfläche; 303 nur r., schwach; 1923 beiderseits schwach; Hofmuseum nur l., 15 *mm* hoch, 13 *mm* dick mit Gelenkfläche). Der Schädel Nr. 1 Virchows hat einen flachen spongiösen Processus paracondyloideus jederseits. Der Processus pterygoideus ist mässig lang, die Lamina externa desselben häufig breit; das Foramen Civinini ist aber keinmal vorgekommen.

Norma facialis. Die Stirn ist im allgemeinen mässig hoch, ebenso ist die Stellung und die Wölbung derselben mittelmässig.

Die Tubera frontalia sind teils mässig, teils schwach, seltener stark ausgeprägt. Die Arcus superciliares und Glabella sind meist schwach oder nur mässig entwickelt. Die Sutura nasofrontalis ist bei den meisten Schädeln nur schwach, manchmal gar nicht eingezogen, so dass die Nasenbeine sich in einer Flucht auf die Glabella fortsetzen. Die Orbita erscheint durch die Vorwölbung der medialen und der unteren Wand weniger geräumig, was auf einer stärkeren Auftreibung der Siebbeinzellen, bzw. der Oberkieferhöhle beruht. Der Eingang der Orbita ist mehr abgerundet, die Querachse mehr oder weniger nach aussen abfallend; die Orbitalränder sind meist nur mässig scharf. Die Cribra orbitalia kommen bei den Koreanern sehr häufig vor, unter 23 Schädeln siebenmal (zweimal schwachen, viermal mittelstarken, einmal starken Grades), alle beiderseitig.

Es betrifft davon viermal kindliche Schädel und dreimal solche erwachsener Männer; unter den weiblichen findet sich keiner mit Cribris.

Die Nasenbeine sind lang, fast gerade oder nur schwach, seltener stark sattelförmig gekrümmt und mehr frontal gestellt, deshalb ist der Nasenrücken flach oder nur mässig gewölbt und wenig prominierend. Bei beiden Schädeln von Tarenetzky ist die Nase auch nur wenig prominierend. Bei beiden Schädeln von Virchow gleichfalls. Die 4 Schädel von v. Luschan zeichnen sich auch durch besonders lange Nasenbeine aus. Die Apertura piriformis ulmenblattförmig oder oval, selten abgerundet viereckig oder herzförmig; der untere Rand in der Mehrzahl stumpf, seltener scharf; die Spina nasalis anterior schwach oder nur mässig entwickelt.

Das Jochbein ist gewöhnlich gross und mehr oder weniger vortretend; Tuberositas malaris mässig oder schwach. Der Processus marginalis ist schwach oder fehlend, nur an zwei männlichen Schädeln war er beiderseits stark entwickelt. Eine komplete beiderseitige Sutura transversa des Jochbeins wurde unter 23 Schädeln einmal (Kat.-Nr. 2052) beobachtet; bei diesem war auch jederseits ein sehr ausgesprochener Arcus retrojugalis vorhanden. Der eine unter den 4 Schädeln v. Luschan's hat auch beiderseits quergeteilte Jochbeine. So haben wir unter einer verhältnismässig kleinen Zahl von bis jetzt bekannt gewordenen Koreanerschädeln schon zwei Beispiele für diese Anomalie. Spuren derselben (sog. hintere Ritzen) sind aber an 6 Schädeln nachzuweisen; sie sind 2—7 *mm* lang, fein gezähnelt oder glatt, alle doppelseitig, nur einmal linksseitig. An einem Schädel Tarenetzky's wurde eine hintere Ritze rechterseits nachgewiesen.

Die Fossa canina ist flach oder nur mässig tief infolge der stärkeren Ausdehnung der Oberkieferhöhle. Dies, in Verbindung mit der schwachen Entwicklung der Glabella und der Arcus superciliares, der schwachen Einziehung der Sutura nasofrontalis und der geringen Prominenz des Nasenrückens, sowie mit der mehr frontalen Stellung des Processus frontalis des Oberkiefers verleiht dem Gesichte der Koreanerschädel häufig ein eigentümlich glattes volles Aussehen. Der Processus alveolaris

ist, wie schon oben erwähnt, sehr häufig schief gestellt, mitunter sogar stark schief. Die Juga alveolaria sind im ganzen mässig, nur die der Eckzähne meist stark entwickelt. Der seitlich durch die vorspringenden Juga der Eckzähne begrenzte Teil der vorderen Fläche des Processus alveolaris erscheint dann auffallend flach oder es bildet sich hier auf jeder Seite der mehr oder weniger leistenförmig erhabenenen Sutura intermaxillaris häufig eine, mitunter starke, Vertiefung.

Der Gaumen ist bald schwach, bald stark gewölbt; der Rest der Sutura incisiva teils sichtbar, teils nicht; die Sulci palatini meist seicht; die Crista marginalis meist nur schwach, häufig fehlend, selten stark. Eine zweizackige Spina nasalis posterior, eine nach vorn konvexe Sutura palatina transversa (nur schwach) und ein Torus palatinus (ganz schwach) wurden unter 23 Schädeln je zweimal beobachtet.

Der Unterkiefer ist häufig gross, der Ramus mandibulae mässig breit, die Incisura mandibulae mässig tief, die Muskelansätze schwach, selten stark entwickelt, der untere Rand des Körpers bald ausgeschweift, bald fast gerade, das Kinn häufiger spitz als stumpf, die Protuberantia mentalis schwach oder nur mässig ausgeprägt.

Zähne. Der Zahnbestand ist im allgemeinen als sehr gut zu bezeichnen. Die Alveolen sind bei fast allen Schädeln Erwachsener vollzählig; wenn ich nämlich von einem senilen Schädel (Kat.-Nr. 1925), bei welchem der Processus alveolaris vollkommen atrophiert ist, absehe, so besitzt der Oberkiefer unter 16 Schädeln bei 7 Schädeln 16 Alv., bei 2 Schädeln 15 Alv., wovon bei dem einen damit die Alveolen schon vollzählig sind, da der rechte Weisheitszahn nicht durchgebrochen ist, und bei dem anderen die des linken II. Mol. obliteriert ist, bei 6 Schädeln 14 Alv., welche damit vollzählig sind, indem beide Weisheitszähne nicht durchgebrochen sind und bei 1 Schädel 13 Alv. Bei diesem letzteren Schädel (Hofmuseum) sind beide Weisheitszähne nicht durchgebrochen und der linke II. Praemol. fehlt. Ob dieser Zahn schon sehr frühzeitig ausgefallen ist, oder ob hier eine angeborene Anomalie in der Zahl vorliegt, lässt sich nicht sicher feststellen; die Zähne bilden eine ganz regelmässige Reihe und dazwischen ist keine Lücke zu finden.

Abgesehen von einem Unterkiefer, der zu dem eben erwähnten senilen Schädel gehört, sind unter 10 bei 2 Unterkiefern 16 Alv., bei 4 Unterkiefern 15 Alv., wovon bei einem vollzählig, d. h. der rechte Weisheitszahn nicht durchgebrochen und bei dreien je 1 Alv. des rechten lat. Incis., des linken II. Mol. und gleichfalls des linken II. Mol. obliteriert ist, bei 4 Unterkiefern 14 Alv., was damit vollzählig ist, indem beide Weisheitszähne nicht durchgebrochen sind, vorhanden. Die Weisheitszähne am Oberkiefer sind sonach bei 8 Schädeln, also gerade bei der Hälfte aller Schädel nicht zum Durchbruch gekommen, und zwar nur einmal rechts, sonst alle beiderseitig. Die Schädel sind alle als durchaus erwachsen zu bezeichnen; vor allem ist die Synchondrosis sphenooccipitalis vollkommen geschlossen und ist auch keine Spur von Zahnsäckchen im Alveolarfortsatze nachzuweisen. Und bei 5 Unterkiefern,

also auch gerade bei der Hälfte, fand beiderseits kein Durchbruch von Weisheitszähnen statt.

Die Zähne bilden gewöhnlich eine sehr regelmässige Reihe. Der Zahn- bzw. Alveolarbogen des Oberkiefers ist hufeisenförmig oder halbelliptisch, selten parabolisch, der des Unterkiefers meist parabolisch, selten halbelliptisch; an einem Schädel macht der obere und untere Zahnbogen eine eckige Biegung entsprechend dem Eckzahn. Die Abnutzung der Zähne erfolgt in einer horizontalen Ebene.

Die Beschaffenheit der Zähne ist auch sehr gut. Zahnkaries ist bei den Koreanern selten. Sie wurde am Oberkiefer nur bei 2 Schädeln beobachtet, von denen der eine nur 1, der andere 5 und zugleich am Unterkiefer 2 kariöse Zähne hat. Alle übrigen Unterkiefer sind davon frei. Freilich sind unter den 16 Schädeln mehrere solche vorhanden, an welchen viele Zähne, an einem sogar sämtliche Zähne des Ober- und Unterkiefers nachträglich ausgefallen sind. Lassen wir diesen Schädel mit gänzlich leeren Alveolen beiseite, so sind unter 15 Schädeln teils mit, teils ohne Unterkiefer, an welchen mehr oder weniger Zähne erhalten sind, zwei mit Zahnkaries behaftet. Wenn noch die Zahlenverhältnisse zwischen den überhaupt vorhandenen Zähnen und den kranken berechnet werden, so sind unter 135 Zähnen acht kariös affiziert.

Von den Kinderschädeln hat kein einziger einen kariösen Zahn. Man könnte sich daraus eine ungefähre Vorstellung über die Häufigkeit dieser Erkrankung bilden. Nach Koike[1]) ist die Zahnkaries bei den Koreanern höchst selten, denn nach der von Kitajima ihm mitgeteilten Erfahrung war unter etwa 1700 Patienten keiner mit Zahnkaries, und nach seiner eigenen während einer zweijährigen Tätigkeit als Arzt in Fusan gemachten Erfahrung waren unter 1635[2]) Individuen nur zwei damit behaftet.

Eine ausführliche vergleichende Darstellung der Koreaner-Schädel mit denen der Chinesen und Japaner muss ich mir für eine spätere Zeit vorbehalten.

b) Skeletteile.

Wie oben erwähnt, standen mir nur zwei weibliche Skelette und ein sehr inkomplettes männliches zur Verfügung, die im folgenden charakterisiert sein mögen.

Skelett I ♀ (Kat.-Nr. 1924).

Daran fehlen IV., V. und VI. Halswirbel, 3 Rippen, l. Radius und l. Ulna, r. Patella und eine Anzahl von kleinen Hand- und Fussknochen. Das Skelett ist als ein weibliches kräftig gebaut und gross, grösser als das der Japanerinnen im Durchschnitte.

Bewegliche Wirbel. Tuberculum ant. et post. des Atlas sehr schwach, Fovea artic. sup. entsprechend dem Condylus occip. schmal und

---

1) Keirin Iji. 1887. II. Tl. S. 58. Deutsche Übersetzung von R. Mori: Zwei Jahre in Korea. Internat. Arch. f. Ethnogr. Bd. IV. 1891. S. 38.

2) In der Übersetzung steht „1440“.

tief. Tuberculum ant. proc. transv. des III. Halswirbels sehr klein; Foramen transv. des VII. ist rechts in zwei Spalten geteilt. Sämtliche Brustwirbel vollkommen normal, Proc. spinosi, namentlich der mittleren, sehr lang. Die Summe der vorderen Höhen der Wirbelkörper beträgt 218, die der hinteren 224 *mm*. Lendenwirbel: Proc. spinosi vertikal hoch, der des V. sehr klein; Proc. costarii lang, die des V. auffallend stark. Die Summe der vorderen Höhen der Wirbelkörper 126, die der hinteren 120 *mm*. Der vertikale Lumbarindex Turner-Cunninghams (vordere Höhe = 100) ist also 95,2.

Sternum. Manubrium und Corpus verwachsen, bilden keinen Angulus sterni, Corpus nach vorn stark konvex gekrümmt. Länge des Manubrium 41, des Corpus (ausgeschlossen Proc. xyphoid.) 88, also ganze Länge 129 *mm*; grösste Breite des Manubrium 63, des Corpus 37 *mm*.

Scapula. Stark ausgehöhlt, unterer Teil des Margo axillaris (entsprechend der Ansatzstelle des M. teres maj.) eckig ausgezogen.

Clavicula dünn, Diaphyse rundlich; Extremitas acromial. der l. ist etwas beschädigt.

Humerus. Mittlerer Teil der Diaphyse stark kantig und etwas abgeplattet, Facies ant. med. sehr flach.

R. Radius. Margo dors. et vol. deutlich entwickelt, Crista interossea nicht besonders scharf; die dünnste Stelle ist das Collum und nicht distal von Tuberositas radii.

R. Ulna. Margo dors. et vol. scharf; Crista interossea verhältnismässig stumpf, Incisura rad. tief.

Pelvis im ganzen gross, kleines Becken sehr geräumig, Beckeneingang fast kreisförmig, Promontorium steht tief und ist nur wenig vorspringend, Beckenausgang sehr breit, Arcus pubis sehr gross. Kreuzbein breit, Beckenfläche gleichmässig konkav, die tiefste Stelle der sagittalen Krümmung liegt in der Mitte des II. Kreuzwirbels. Hüftbein gross; die dünnste Stelle der Fossa il. hat eine Dicke von 4 *mm*, nicht durchscheinend. Foramen nutric. der inneren Fläche des Darmbeins gross. Sulcus praeauricularis sehr breit und tief. Spina isch. stumpf, mehr medial gerichtet. Tuberculum obtur. ant. et post. sehr schwach.

Femur gross und wenig gekrümmt; Diaphyse von vorn nach hinten zusammengedrückt, Linea aspera schwach, vordere Fläche sehr flach, hintere laterale sogar ausgehöhlt. Die Abplattung ist im oberen Teile besonders stark, laterale und mediale Kante deutlich hervortretend (Platymerie); Trochanter minor mehr nach hinten gerückt, so dass er bei der Betrachtung gerade von vorne nur wenig sichtbar ist; Trochanter III schwachen Grades beiderseits vorhanden.

Tibia lang und gerade, seitlich stark zusammengedrückt (Platyknemie), Crista anterior et interossea scharf, Linea poplitea tritt als eine rauhe Kante hervor; Sulcus malleolaris sehr schwach ausgeprägt.

Fibula. Sämtliche Kanten stark entwickelt, mediale Fläche ausgehöhlt.

Skelett II ♀ (Kat.-Nr. 1925).

Es fehlen: ein Brustwirbel, 3 Rippen, beide Patellae und viele kleine Hand- und Fussknochen. Die sämtlichen Knochen sind etwas klein, zart und ausserordentlich leicht; die kompakte Knochensubstanz ist sehr schwach entwickelt.

Bewegliche Wirbel. Tuberculum ant. des Atlas sehr schwach, post. fehlend; Fovea articularis sup. breit und flach. Tuberculum ant. et post. proc. transv. des III. und der folgenden Halswirbel schwach entwickelt. Die Summe der vorderen Höhen mit Einschluss des Dens epistr. beträgt 93, die der hinteren 94 *mm*. Die elf vorhandenen Brustwirbel passen untereinander und auch mit dem VII. Hals- und dem I. Lendenwirbel sehr gut, so dass es sich schwer sagen lässt, welcher Wirbel der fehlende ist. Vielleicht haben wir hier eine Anomalie in der Zahl vor uns, obwohl die anderen Teile der Wirbelsäule sich ganz normal verhalten. Die Summe der 11 Wirbelkörperhöhen steht nur wenig dem entsprechenden Masse der 12 Brustwirbel des weit grösseren Skelettes I nach, nämlich vordere Höhe 208, hintere 213 *mm*. Die Differenz zwischen beiden Skeletten ist viel kleiner als die Höhe des I. und niedrigsten Brustwirbels derselben. Dass das Sternum jederseits nur 6 Incisurae cost. hat, unterstützt auch diese Vermutung. Die Proc. spinosi sind plump und nicht so schief gestellt, Spitze abgestumpft. Lendenwirbel: Proc. spinosi vertikal sehr hoch, seitlich stark abgeplattet, Proc. costarii schwach, namentlich des I. sehr klein. Die Summe der vorderen Höhen 123, die der hinteren 119 *mm*, der Lumbarindex 96,8.

Sternum ist klein, Manubrium und Corpus bilden keinen Angulus sterni, im ganzen gerade; Incisurae cost. wie erwähnt jederseits nur sechs sichtbar, wovon die sechste nur angedeutet ist; Incisura jugul. vollständig abgeflacht. Länge des Manubr. 48, des Corpus 73, ganze Länge 121 *mm*, grösste Breite des Manubr. 55, des Corpus 31 *mm*.

Scapula ist sehr dünn und flach, Lineae muscul. schwach, Incisura scap. breit und vom Margo sup. nicht abgesetzt, unterer Teil des Margo axill. r. ausgezogen, l. schwächer.

Clavicula dünn, aber beide Enden verhältnismässig dick, untere Seite der Diaphyse kantig.

Humerus. Mittlerer Teil der Diaphyse abgeplattet, aber nicht kantig; Fossa olecrani tief.

Radius klein, Crista interossea scharf, sonst abgerundet.

Ulna. Krümmung stark, Diaphyse mehr abgerundet.

Pelvis mittelgross, Beckeneingang breitelliptisch, Promontorium steht hoch, mässig prominierend. Kreuzbein verhältnismässig lang, Beckenfläche oben flach, die tiefste Stelle der Krümmung liegt am III. Kreuzwirbel;

Proc. transv. des I. Kreuzwirbels ist als ein Vorsprung lateral vom oberen Gelenkfortsatze jederseits deutlich zu erkennen. I. Steisswirbel ist mit dem Kreuzbein verwachsen. Dünnste Stelle der Fossa iliaca 4 *mm*, ist aber durchscheinend, da die Knochensubstanz sehr schwach ist. Foramen nutric. der inneren Fläche gross. Sulcus praeauricularis nur schwach ausgeprägt; Spina isch. pyramidal, mehr medial gerichtet; Tuberculum obturat. ant. et post. deutlich.

Femur stark gekrümmt; Collum kurz und dick, von vorn nach hinten zusammengedrückt. Linea aspera mässig stark, hintere laterale Fläche der Diaphyse ausgehöhlt; Tuberositas glutaea leistenförmig erhaben.

Tibia. Diaphyse mehr abgerundet, Crista interossea und namentlich anterior stumpf, Linea poplitea stark, Sulcus malleolaris sehr deutlich.

Fibula. Kanten schwach, mediale Fläche nur schwach ausgehöhlt, Furche für Musc. peronaei deutlich.

Skelett III ♂ (Kat.-Nr. 1921).

Es sind nur folgende Knochen vorhanden: beide Scapulae, Margo sup. stark konkav, Lineae muscul. stark, Angulus medial. et inf. der l. Seite beschädigt.

Beide Claviculae schwach gekrümmt, Diaphyse von oben nach unten etwas abgeplattet, Extremitas acrom. der r. Seite etwas beschädigt.

L. Radius kräftig, Crista interossea nicht scharf, Margo dors. et vol. abgerundet.

R. Ulna kräftig, Krümmung schwach, Margo dors. scharf, Crista interossea stumpf.

Sacrum schmal und lang, sagittale Krümmung schwach, drei obere Kreuzwirbel liegen in einer geraden Linie, die stärkste Krümmung liegt erst am IV., transversale Krümmung stark.

R. Os coxae, durchscheinende Stelle der Fossa iliaca klein (1 *mm* dick), Sulcus praeauricularis fehlend; Spina ischiad. pyramidal, mehr nach hinten gerichtet; Tuberculum obturat. ant. et post. sehr schwach. Für männliches Geschlecht dieses Skelettes spricht namentlich die Form des Hüftbeins und des Kreuzbeins. Ferner gehören zu diesem Skelette 12 Rippen, Epistropheus, Manubrium sterni.

Hier sei noch bemerkt, dass, wie schon anderweitig nachgewiesen, auch bei unseren beiden weiblichen Skeletten die drei langen Knochen der oberen Extremität r. länger als l. sind und die der unteren umgekehrt, während die Dicke der Knochen der beiden Extremitäten r. etwas grösser ist oder sich beiderseits gleich verhält.

Zum Schlusse lasse ich die wichtigsten Masse der Extremitätenknochen und des Beckens folgen.

Scapula.

	I.		II.		III.	
	r.	l.	r.	l.	r.	l.
Länge (gerade Entfernung zw. d. Angul. med. u. inf.)	138	136	130	129	—	140
Breite a (v. d. Mitte d. Cavit. glenoid. z. d. Punkte d. Margo vertebr. wo d. Spina diesen Rand schneidet)	88	86	83	83	—	96
Breite f (v. unteren Rande d. Cavit. glenoid. z. demselb. Punkte)	94	91	90	90	—	105
Index a	63,8	63,2	63,9	64,3	—	68,6
Index b	68,1	66,9	69,2	69,8	—	75,0
Infraspinallänge (v. Angul. inf. z. demselb. Punkte)	101	101	99	98	—	109
Länge d. Margo axill. (v. Angul. inf. z. unteren Rande d. Cavit. glenoid.)	112	112	105	104	—	130

Clavicula.

	I. r.	I. l.	II. r.	II. l.	III. r.	III. l.
Grösste Länge	134	—	130	131	—	144
Vertikaler Durchmesser d. Mitte	9	9	9	9	9	9
Sagittaler Durchmesser d. Mitte	10	10	9	9	13	12
Index (sagitt. Durchmesser = 100)	90,0	90,0	100,0	100,0	69,2	75,0
Umfang d. Mitte	31	31	31	31	38	37

Humerus.

	I. r.	I. l.	II. r.	II. l.	III. r.	III. l.
Grösste Länge	292	290	264	262	—	—
Obere Breite (senkrecht zur Achse gemessen)	42	42	41	41	—	—
Untere Breite (senkrecht z. Achse gemessen)	55	54	51	50	—	—
Grösster Durchmesser der Mitte	20	20	21	21	—	—
Kleinster Durchmesser der Mitte	15	15	14	14	—	—
Index	75,0	75,0	66,7	66,7	—	—
Umfang der Mitte	60	59	60	59	—	—

Radius.

	I.		II.		III.	
	r.	l.	r.	l.	r.	l.
Grösste Länge	217	—	197	194	—	243
Abstand der Gelenkflächen .	208	—	186	184	—	229
Grösster Durchmesser der Mitte.	14	—	13	13	—	19
Kleinster Durchmesser der Mitte	10	—	10	10	—	14
Index	71,4	—	76,9	76,9	—	73,7
Umfang der Mitte.	37	—	38	38	—	52

Ulna.

	I. r.	I. l.	II. r.	II. l.	III. r.	III. l.
Grösste Länge	233	—	220	217	254	—
Abstand der Gelenkflächen	210	—	189	186	227	—
Grösster Durchmesser der Mitte.	14	—	14	14	18	—
Kleinster Durchmesser der Mitte.	11	—	10	10	13	—
Index	78,6	—	71,4	71,4	72,2	—
Umfang der Mitte	40	—	40	40	52	—

Pelvis.[1])

	I.		II.		III.	
Beckenhöhe.	202	204	182	185	191	—
Beckenbreite	255		251		—	
Beckentiefe	176		163		—	
Conjugata externa.	188		173		—	
Höhendifferenz zwischen d. oberen Rande der Symphyse u. Proc. spin. d. V. Lendenw..	144		148		—	
Neigung d. Conjugata ext.	50°		59°		—	
Abstand der Spinae il. ant. sup.	223		217		—	
Abstand der Spinae il. ant. inf.	185		182		—	

1) Für die Art und Weise der Beckenmessung verweise ich auf: Y. Koganei und G. Osawa, Das Becken d. Aino u. d. Japaner", Mitteilungen a. d. med. Fak. d. Univ. Tokyo, IV. Bd. 1900.

Pelvis. (Fortsetzung).

	I.		II.		III.	
	r.	l.	r.	l.	r.	l.
Abstand der Spinae il. post. sup.	93		75		—	
Abstand der Acetabula	125		125		—	
Abstand der Troch. maj.	263		261		—	
Conjugata vera	120		100		100	
Breite des Beckeneinganges	128		123		—	
Schräger Durchmesser des Beckeneinganges	128	128	122	116	—	107
Höhendifferenz zwischen d. ob. Rande d. Symphyse u. Promontorium	102		96		—	
Neigung der Conjugata vera	58°		74°		—	
Höhe des kleinen Beckens	91	91	82	83	88	—
Vordere Höhe des kleinen Beckens	119	119	111	111	110	—
Länge des Beckenausganges	118		113		115	
Breite des Beckenausganges	144		122		—	
Abstand der Spinae ischiad.	117		105		—	
Conjugata diagonalis	132		114		115	
Normalconjugata Meyers	134		124		122	
Höhe der Darmbeinschaufel	100	100	87	87	94	—
Breite der Darmbeinschaufel	146	146	139	139	138	—
Kleine Breite der Darmbeinschaufel	92	92	87	87	82	—
Tiefe der Fossa iliaca	6	3	4	4	6	—
Divergenzwinkel der beiden Darmbeinschaufeln	64,5°		72°		—	
Höhe der Symphyse	35		31		40	
Breite der Symphysengegend	61		61		—	
Angulus pubis	91°		80°		—	
Breite des Kreuzbeins	104		99		95	
Länge des Kreuzbeins	96		102		114	
Bogenhöhe des Kreuzbeins	21		23		14	
Grösste Länge des Foramen obturat.	48	48	48	48	51	—
Grösste Breite des Foramen obturat.	35	35	35	35	32	—
Index des Beckeneinganges (Breite = 100)	93,8		81,3		—	
Index des Beckenausganges (Breite = 100)	81,9		92,6		—	
Sacralindex (Länge = 100)	108,3		97,1		83,3	

Femur.

	I.		II.	
	r.	l.	r.	l.
Grösste Länge	411	417	362	363
Trochanterlänge (Spitze des Troch. maj. — Cond. lat.)	393	396	350	349
Länge des Halses und Kopfes	62	62	57	57
Obere Breite	78	78	77	77
Untere Breite	69	69	66	66
Transversaler Durchmesser der Mitte	26	26	25	25
Sagittaler Durchmesser der Mitte	23	23	24	24
Index der Mitte (tr. D. = 100)	88,5	88,5	96,0	96,0
Umfang der Mitte	77	77	78	77
Transversaler Durchmesser 3 *cm* unterhalb des Troch. min.	30	30	28	28
Sagitt Durchmesser 3 *cm* unterhalb des Troch. min	20	20	22	21
Index 3 *cm* unterhalb des Troch. min. (tr. D. = 100)	66,7	66,7	78,6	75,0

Tibia.

	I. r.	I. l.	II. r.	II. l.
Grösste Länge	341	344	295	296
Abstand der Gelenkflächen (lat. condyl.)	320	324	277	279
Obere Breite	67	67	64	64
Untere Breite	48	48	48	48
Transversaler Durchmesser der Mitte	18	18	18	18
Sagittaler Durchmesser der Mitte	28	28	24	23
Index der Mitte	64,3	64,3	75,0	78,3
Transv. Durchmesser in der Höhe des Foramen nutric.	19	19	22	21
Sagitt. Durchmesser in der Höhe des Foramen nutric.	32	31	28	28
Index in der Höhe des Foramen nutric.	59,4	61,3	78,6	75,0
Umfang der Mitte	74	73	67	67

Fibula.

	I. r.	I. l.	II. r.	II. l.
Grösste Länge	332	335	289	291
Grösster Durchmesser der Mitte	14	13	12	12
Kleinster Durchmesser der Mitte	11	10	8	8
Index	78,6	76,9	66,7	66,7
Umfang der Mitte	41	39	34	34

5. Götter und Heilbringer.

Eine ethnologische Kritik.[1])

Von

Dr. **P. Ehrenreich**, Berlin.

Wenn ein namhafter Historiker ethnologisches Beweismaterial für die Menschheitsgeschichte, und zwar eine ihrer wichtigsten Seiten, die Religionsgeschichte, zu verwerten sich bemüht, so darf das auch dann als eine erfreuliche Erscheinung betrachtet werden, wenn Methode wie Gesamtergebnis der Untersuchung zur Kritik herausfordern. Eine solche ist um so nötiger einer Arbeit gegenüber, die bereits gesichert erscheinende Erkenntnisse aufs neue in Frage stellt und durch den Glanz der Darstellung den Leser von vornherein für sich einnimmt. Immerhin ist ein Werk wie Breysigs „Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer" (Berlin, Bondi 1905) ein neues Zeugnis für die zunehmende Wertschätzung der Ethnologie als Helferin der historischen Forschung, die aus ihr die allgemeinen, in der menschlichen Natur begründeten, von Rasse, Nationalität, politischen Faktoren und individuellem Eingreifen unabhängigen Bedingungen, kurz die völkerpsychologischen Voraussetzungen aller geschichtlichen Ereignisse und Zusammenhänge abzuleiten hat. Die Ethnologie leuchtet in die dämmernde Tiefe der Vorgeschichte hinein, den Urgrund alles menschlichen Geschehens. Sie führt uns Zustände vergangener Kulturepochen an lebenden Repräsentanten der Urzeit oder Altertumsstufe handgreiflich vor Augen und schafft damit eine Einsicht in das materielle und geistige Leben der Vergangenheit, wie sie aus historischen Urkunden allein niemals gewonnen werden kann.

So steht denn auch Breysigs Arbeit in engstem Zusammenhang mit seiner aus ethnologischen Erwägungen hervorgegangenen Theorie von dem Stufenbau der Geschichte,[2]) der Auffassung ihres Inhalts als einer Folge von überall sich wiederholenden Völkerzuständen, Urzeit, Altertum und Mittelalter, die von allen in gleicher Weise, nur mit verschiedenem Zeitaufwand durchlaufen werden. Jeder dieser Perioden entsprechen bestimmte Erscheinungen des sozialen und politischen Lebens, der Geisteskultur und demgemäss auch der religiösen Glaubensvorstellungen, indem der Gottesbegriff vom halbtierischen Wesen auf der Basis des Geister-

1) Mit Bezugnahme auf den Vortrag von Prof. K. Breysig in der ausserordentlichen Sitzung vom 28. Januar 1905 „über die Entstehung des Gottesgedankens" und die sich daran knüpfende Diskussion.

2) Breysig: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. Berlin. 1905.

glaubens zum menschlichen Kulturheros oder Heilbringer und von diesem zum allherrschenden, persönlichen Gott sich erhebt. Nicht alle die hier entwickelten Ideen sind neu. Die Entstehung des Gottesbegriffs und der Götterwelt ist ein häufig behandeltes Thema, das in neuerer Zeit, abgesehen von den mehr spekulativen Arbeiten von Max Müller, Tylor, Brinton, Tiele Frazer, Bender u. a., besonders von Andrew Lang in seinem Werke „The making of religion" (London 1901) in trefflichster Weise unter Zugrundelegung eines weit reichhaltigeren ethnologischen Materials behandelt worden ist.

Dass aus den Gestalten der Kulturheroen oder Heilbringer Götter hervorgehen können, dass die animistische Theorie allein zur Entwicklung des Gottesbegriffs nicht ausreicht, dass Götter keineswegs immer personifizierte Naturgewalten sind, vielmehr solche Beziehungen auch nachträglich ihnen aufgeprägt wurden, sind längst anerkannte Tatsachen, ja sie sind zum Teil sogar im weiteren Umfange angenommen, als sich ethnologisch mit Sicherheit belegen lässt. Breysigs Polemik schiesst daher häufig über das Ziel hinaus und bekämpft vielfach Anschauungen, die von Religionsforschern ethnologischer Richtung gar nicht mehr vertreten werden. Im übrigen geht er viel weiter als seine Vorgänger, indem er namentlich drei Thesen zu beweisen sucht:

1. Die Heilbringer sind die ausschliessliche Quelle und Vorstufe des Gottesgedankens. Aus dem vergötterten Heilbringer sind die polytheistischen Gottheiten durch Differenzierung hervorgegangen (S. 133, 148).

2. Die Entstehung des Gottesgedankens aus einer Verpersönlichung von Naturkräften und deren Symbolisierung ist für die primitive Stufe abzulehnen, gehört vielmehr der späteren sog. Altertumsstufe an (S. 131).

3. Die Heilbringergestalt geht auf eine irdisch-menschliche Persönlichkeit der Urzeit zurück, und zwar mit der Vorstufe eines tierischen oder halbtierischen Wesens. Die Taten des Heroen sind auf irdische Verhältnisse zu beziehen, namentlich das immer wiederkehrende Moment seines Drachenkampfes und seine Rolle bei der Urflut.

Auch hierbei haben nachträglich versinnbildlichende Deutungen die rein menschlichen Züge der Sage verwischt (S. 113).

Es handelt sich also, wie man sieht, um einige der schwierigsten Probleme der vergleichenden Mythologie und Religionsforschung, an die der Verfasser „nicht ohne Zagen" sich heranwagt. Man hat jedoch nicht die Empfindung, als ob er sich der eigentlichen Schwierigkeiten so recht bewusst sei. Dagegen spricht einmal die etwas apodiktische Form seiner Thesen, zweitens die Auswahl seines Materials. So ist das die Basis der Untersuchung bildende amerikanische unzureichend und teilweis veraltet. Ein wesentlicher Mangel ist die Nichtberücksichtigung der so ungemein wichtigen Mythologie Polynesiens und Ozeaniens — es sei nur an die Maui-Sage erinnert —, die freilich ebenso wie die amerikanische einer völligen Neubearbeitung bedarf, ehe sie von Nichtfachleuten für die allgemeine Forschung verwendbar ist.

Ausserdem aber hat er sich seine Aufgabe selbst erschwert durch das Vorurteil, mit dem er alle der Natur entlehnten Mythendeutungen rund-

weg abweist und sie nur für die spätere Periode für zulässig erklärt. Er macht daher auch nirgends einen ernsthaften Versuch, sich mit den Argumenten seiner Gegner auseinanderzusetzen. Freilich hätte er z. B. den bahnbrechenden Untersuchungen von Siecke, Roscher, Stucken und Lang gegenüber einen harten Stand gehabt.

I.

Mit Recht legt Breysig Wert auf eine möglichst genaue Definierung der Begriffe, mit denen er zu operieren gedenkt, also Seele, Geist, Heilbringer und Gott. Dass diese Bestimmungen bereits alles das enthalten, was erst zu beweisen wäre, ist eine Schwierigkeit, die dem Verfasser nicht entgeht. Er betrachtet sie daher nur als provisorische. Um sie mit voller Schärfe zu geben, „müssten die unzähligen Spielarten dieser Begriffe bei den einzelnen Völkern bekannt und verglichen sein“. Nun besitzen wir aber bezüglich der Vorstellungen von Seele und Geist bei primitiven Völkern bereits soviel Material, um zu erkennen, dass Breysigs Definitionen, weil zu eng gefasst, für diese nicht ohne weiteres anwendbar sind. Zum Verständnis der wilden Philosophie, auf die es bei Untersuchung der ersten Entwicklungsstadien doch in erster Linie ankommt, bedurfte es schon bei der Begriffsbestimmung eines Hinweises darauf, dass der Wilde nicht nur Menschen und Lebewesen überhaupt eine Seele beilegt, sondern auch nach unseren Begriffen leblosen Gegenständen, besonders solchen, die Eigenbewegung besitzen, wie kosmischen Körpern, Winden, rollenden Steinen, dem Wasser, Feuer usw. Dass Seelen durchaus nicht immer unsterblich sind und dass die Idee einer Mehrheit von Seelen im einzelnen Individuum weit verbreitet ist, sei nebenbei bemerkt.

Der Begriff Geist ist zwar wahrscheinlich nach Analogie der menschlichen Seele gebildet, bezeichnet aber keineswegs nur eine Steigerung der Seele eines Verstorbenen. Den Charakter eines Geistes kann jedes Wesen tragen, das, ohne körperlich apperzipiert zu werden, irgend welche Wirkungen ausübt. So sind Geister z. B. Windwirbel, so werden Naturlaute wie Echo, Donner u. dergl. als lautliche Manifestationen von Geistern, also als Geisterstimmen aufgefasst. Geister unbestimmten Charakters hausen in den verschiedensten Naturobjekten als Hüter oder Eigentümer und können als solche auch Schutzgeister der Menschen, selbst Götter werden. Sie unterscheiden sich dann kaum von den beseelt gedachten Objekten, höchstens dadurch, dass das Substrat nur ihr Aufenthaltsort ist, den sie beliebig verlassen können, nichts zu ihrem Wesen Gehöriges.

Der Heilbringer ist nach Breysig „eine Gestalt der Überlieferung, von der man menschen- oder tierhaftes Auftreten auf der Erde erzählt, dem man schon während seines irdischen Lebens übermenschliche Kräfte beimisst und der nach seinem Entschwinden in die Gestalt eines Geistes von sehr hohen Kräften übergeht“. Er ist also nicht, wie der Geist, eine gesteigerte Totenseele, etwa eines Ahnen, sondern ein gesteigertes Lebewesen halbtierischer oder menschlicher Art, das wie ein Mensch handelnd vorgestellt wird und erst bei weiterer Verfeinerung zum Gott „neuerlich die Eigenschaften eines Geistes annimmt“.

Indem der menschliche Kern seiner Persönlichkeit bestehen bleibt, erringt der Heilbringer den Sieg über die wesenlosen, schemenhaften Geister, denen der Mensch zunächst Verehrung entgegenbrachte (S. 177). Demgegenüber wird die Kritik geltend zu machen haben, dass die Gestalt des Heilbringers stets ein höheres Wesen schon voraussetzt, dass er im Laufe der Entwicklung, von diesem losgelöst, sich immer mehr vermenschlicht, oder, wenn er seinerseits göttlicher Verehrung teilhaftig wird, eine mehr untergeordnete Stellung einnimmt, sich jedenfalls nicht zum höchsten, allbeherrschenden Wesen steigert.

Ein wesentliches Kennzeichen des eigentlichen Heilbringers ist übrigens in Breysigs Definition übersehen, dass er nämlich seine Taten nicht egoistisch willkürlich, sondern zum Wohle der Menschheit vollbringt.

Der Gott unterscheidet sich vom Heilbringer durch Stetigkeit seines Wirkens, vom Geist durch kraftvolle Persönlichkeit. Wesentlich ist die ihm dargebrachte Verehrung und der von ihm ausgehende sittliche Einfluss auf den Menschen, auch wenn er sich nur auf gewisse Vorschriften für bestimmtes Handeln beschränkt. Seiner Gestalt nach kann er wie Geist oder Heilbringer tiermenschlich bleiben, während er auf höherer Stufe der Glaubensentwicklung gestaltlos vorgestellt wird (S. 7).

Letztere Anschauung ist nur theoretisch berechtigt. Gestaltlose Götter und höchste Wesen finden sich schon auf niederen Stufen, sofern von ihnen ausgesagt wird, man wisse über ihre Gestalt nichts.

Auf höherer Stufe gehört die Annahme der Gestaltlosigkeit weniger der Religion als der esoterischen philosophischen Spekulation an. Gestaltlos ist etwa das indische *Brahman*, während selbst die höchste Kulturreligion, das Christentum, den Anthropomorphismus nicht völlig hat beseitigen können, weil eben der Volksglaube allzu hartnäckig an sinnlichen Anschauungen haftet.

Wenn Breysig bei seiner Definition von Gott offenbar das höchste Wesen im monotheistischen Sinne im Auge hat, so übersieht er nicht, dass auch Gottheiten untergeordneter Art aus Seelen und Geistern, die aus irgend einem Grund Verehrung empfingen, hervorgegangen sind. Er sieht zwischen ihnen und dem höchsten Wesen nur einen Unterschied des Grades, sofern jenen die Kraft der Persönlichkeit fehlt. Wenn er (S. 93) sagt: „nimmer konnte aus Geistern ein Gott hervorwachsen“, so liegt darin nur scheinbar ein Widerspruch, vielmehr eine blosse Ungenauigkeit des Ausdrucks. Er meint offenbar, was ganz richtig ist, dass aus solchen aus Geisterwesen abgeleiteten Gottheiten kein monotheistischer, allmächtiger Gott entstehen könne. Dass sei nur unter Vermittelung menschlich charakterisierter Heilbringer möglich. Nehmen wir das als richtig an, so ist nicht abzusehen, warum nicht wenigstens die polytheistischen Gottheiten aus solchen Geisterwesen oder mit ihnen verbundenen Naturmächten sollten hervorgegangen sein, warum auch für sie die Vorstufe des Heilbringers gefordert wird.

Mit anderen Worten: Wenn der höchste Gott gesteigerter Heilbringer ist, so folgt daraus noch nicht, dass auch den polytheistischen Elementargottheiten die Heilbringergestalt als Vorstufe zugrunde liegt. Vielmehr

kann es sich hier um zwei ganz verschiedene Entwicklungsreihen handeln, was auch, wie gezeigt werden wird, durchaus den ethnologischen Tatsachen entspricht.

Der Gottesgedanke hat nach Breysigs Vorstellung folgende Stadien durchlaufen. Am Anfang steht ein übertierisches, etwa den australischen Alcheringawesen[1] entsprechendes Geschöpf, ein Geistwesen halbmenschlicher Art, das unter Einfluss des urzeitlichen Seelen- und Geisterglaubens zum Menschen gesteigert wurde. Hieraus entstand der Heilbringer, indem ein irdisch-menschlicher Held und Weiser, der als Erfinder des Feuers oder sonst als Vermittler von Kulturgütern, als Kämpfer oder Nothelfer der noch jungen Urmenschheit Segen brachte, mit diesem Wesen identifiziert wurde, das dadurch zugleich die Kraft der Persönlichkeit und warmes Leben gewann (S. 188, 194).

Die Altertumsstufe erhob dann diese Gestalt zum Gott. Zwischen der zweiten und dritten dieser Perioden liegt eine Zeit, in der man sich den göttlichen Heroen sinnlich in den Naturgewalten repräsentiert dachte (S. 180). Sie begann, als der Mensch den Himmelserscheinungen seine Aufmerksamkeit zuwandte, was in der Urzeit noch nicht (?) der Fall war.

Der Aufgabe, die Heilbringersage als eine uralte, weit verbreitete, vielleicht universelle Urzeitmythe nachzuweisen, den Spuren der halbtierischen Urform jener Gestalt in einer Reihe von Mythologien nachzugehen, ist der Hauptteil des Breysigschen Buches gewidmet. Als Repräsentanten der Urzeitvölker dienen ihm hauptsächlich amerikanische Stämme, während die Altertumsstufe durch Völker des semitischen und indogermanischen Kreises vertreten wird. Die Auswahl des Materials ist wesentlich dadurch bestimmt, dass gewisse typische Züge der Urmythe in den betreffenden Sagenkreisen vorkommen, wie Drachenkampf, magische Geburt, Urflut oder Sintflut, gemeinsames Wirken und späterer Zwist eines Bruderpaares.

Dass der Begriff und das Wesen der Urmythe nicht näher erörtert wird, vermisst man sehr. Es wird nämlich so die Tatsache verschleiert, dass alle Urmären und Mythen, aus denen Götter- und Kulturbringersagen ihren Stoff entnehmen, der Hauptsache nach Naturmythen, also der Ausdruck primitiv-naiver Weltanschauung sind, wovon Breysig freilich prinzipiell nichts wissen will. Daher werden auch die überall wiederkehrenden Züge des Verschlungenwerdens des Helden, sein haarloses Wiederauftauchen, seine Himmels- und Unterweltsfahrt mit den Momenten der Symplegaden, der Proben u. dergl. entweder ganz übersehen oder nur nebensächlich behandelt. Urmythen ältester Schicht, wie die Trennung der als Welteltern paar gedachten Dualität von Himmel und Erde oder die Bildung der Erde aus Teilen eines getöteten Urwesens (Purusha- oder Ymirtypus) werden ganz willkürlich in die spätere Periode rationalistischer Umdeutung verwiesen. Und doch sind alle diese Momente dem Drachenkampf und der Flutsage zum mindesten gleichwertig. Sie fehlen fast

1) Spencer and Gillen, The native tribes of Central Australia, London 1899, p. 73, 119, 387 ff.

nirgends, wo überhaupt eine Götter- und Heilbringersage entwickelt oder überliefert ist. Sowohl die Allgemeinheit ihres Vorkommens wie ihre auffallende Gleichartigkeit weisen auf uralte, an die gleichen Vorbilder sich anlehnende Anschauungen zurück. Wer diese Tatsache nicht anerkennt, muss zu gewagten Hypothesen greifen, um diese Gleichartigkeit zu erklären. In der Tat scheut, wie wir sehen werden, Breysig vor solchen nicht zurück.

II.

Prüfen wir zunächst das Material selbst. Die Urzeitvölker der neuen Welt werden der Betrachtung deswegen zugrunde gelegt, „weil gerade sie die Unwahrscheinlichkeit der Entstehung des Gottesgedankens aus verpersönlichten Naturkräften und dem Sinnbild zu zeigen geeignet sind" (S. 8). Daher werden denn auch solche amerikanischen Mythologien, wo die Beziehungen der Götter und Heilbringer zu den Naturerscheinungen evident sind, wie die der Pani, Hopi u. a., von der Betrachtung ausgeschlossen, „weil sie der Beeinflussung durch die Kulturvölker Maya und Azteken zu stark verdächtig seien". Diese Besorgnis ist ganz unbegründet bezüglich der Pani, deren ausgebildeter Sternkultus in der vorliegenden Form zwar nicht eigentlich urwüchsig, vielmehr das Ergebnis eines langen Entwicklungsprozesses ist, aber in seinem Mythenmaterial doch so viele echt urzeitliche Züge bewahrt hat, dass er mindestens dieselbe Berücksichtigung verdient wie die irokesischen oder gar tlinkitischen Überlieferungen. Freilich ist Tirawa, das höchste Wesen der Pani, kein gesteigerter Heilbringer. Um so geeigneter ist aber gerade diese echte Naturreligion als Prüfstein für die Breysigschen Anschauungen, insbesondere für die Klarlegung des Verhältnisses zwischen höchstem Wesen und Naturgottheiten.

Bei den Hopi und den übrigen Puebloindianern sind zwar mancherlei Entlehnungen aus dem aztekischen Kulturkreise festzustellen, doch heben sich diese von dem Einheimischen ziemlich scharf ab. Im übrigen eröffnen sich hier gerade neue wichtige Ausblicke, da jene Stämme des Südwestens sehr wohl ältere Formen der Religion bewahrt haben können, die bei den Azteken durch kultische Weiterbildungen und priesterliche Umformung verändert oder entartet sind. Jedenfalls tragen die mythischen Gestalten in den Sagen dieser Stämme einen urwüchsigeren Charakter als die blutigen Götter des mexikanischen Pantheons.

Als Vertreter der niedrigsten Stufe gelten dem Autor die nordwestamerikanischen Tlinkit und die Eskimo (Grönländer). Diese Auswahl ist keineswegs glücklich, da man aus den Mythologien dieser Völker mit leichter Mühe das Gegenteil von dem, was bewiesen werden soll, herauslesen kann. Beide haben nämlich ebenfalls echte Gottheiten ohne Heilbringervorstufe entwickelt.

Breysig stellt die Spuren des Sonnendienstes bei den Tlinkit als etwas ganz Unklares und Unbedeutendes hin, vergisst aber dabei, dass alle Nordwestamerikaner, deren eigenartige Kultur nur im Zusammenhang ihres ganzen Kulturkreises begriffen werden kann, den Himmel, ein Wesen

im Himmel oder die Sonne als Repräsentanten diesens Wesens verehren. Dass dieser „flüchtige Naturdienst“ doch weit entwicklungsfähiger ist, als Breysig (S. 9) annimmt, beweisen z. B. die Bella Kula mit ihrem raffiniert ausgearbeiteten himmlischen Pantheon unter der Oberhoheit der Göttin Qamaits, in dem die Kulturheroen, die vier Masmasalaniχ, Abkömmlinge des Sonnengottes, nur eine relativ untergeordnete Rolle als Götterboten und Mittler spielen. Ihre eigentliche Bedeutung gewinnen sie nur in den Clanlegenden.

Auch die Eskimo haben eine echte Göttin hervorgebracht, die weder auf Tiergeist noch auf Heilbringer zurückgeht, die bekannte Sedna (Nuliarjoq), deren Kultus freilich weniger in Grönland als auf Baffinsland und dem nordöstlichen Teil des Kontinents ausgebildet ist.

Die Tlinkitsage von Jelch, dem Raben, die die Vorstufe des halbtierischen Heilbringers illustrieren soll, kann in der benutzten Fassung keinesfalls als Typus einer Urzeitmythe betrachtet werden. Sie ist schon ein viel zu kompliziertes Gebilde, dessen zahlreiche, bis nach Asien hinüberreichende Varianten noch erst der vergleichenden Analyse harren. Viel geeigneter wäre für den Zweck dieses Buches die originellere Mythologie der Kalifornier gewesen, z. B. die der Maidu, von der reichhaltiges neueres Material von Dixon (Maidu myths, Bull. Am. Mus. of Nat. hist. New York XVII, 2, p. 33—115) vorliegt.

Die Algonkinmythe von den Taten Michabazos, des „grossen Hasen“, die auch die gesamte Sagenwelt der Prärieindianer beeinflusst hat, ist dagegen ein klassischer Typus der Heilbringersage, deren zahlreiche Varianten freilich auch manche fremden Elemente enthalten. Einige, wie die dem Ritual von Geheimbünden, namentlich der sog. Midé-Gesellschaft, zugrunde liegenden tragen esoterischen Charakter und haben demgemäss durch die priesterliche Spekulation mancherlei Umdeutungen und phantastische Zusätze erfahren. Immerhin enthält die Sage den Schlangenkampf, die grosse Flut mit dem Auffischen der Erde durch Tiere, die Kämpfe mit Gegnern des Schöpfungswerkes[1]) ohne das Moment des Verschlungenwerdens in typischer Form. Die tiermenschlich-irdische Natur des Helden soll „deutlich wie selten“ hervortreten (S. 17). Inwieweit das der Fall ist, werden wir später prüfen; hier sei nur bemerkt, dass der Name des Hasen weniger auf die tierische als auf die ursprüngliche Mondnatur des Helden hinweist.

Brintons Deutung des Michabazo als Lichtgott wird abgelehnt, aber aus Gründen, die ebensowenig stichhaltig sind als die des amerikanischen Autors. Michabazo ist Lichtgott nicht im Sinne einer Personifikation des Lichts, sondern als Lichtbringer, also ursächlich wirkendes Wesen, was nicht nur aus seinen unzweifelhaften solaren und lunaren Zügen hervorgeht, sondern auch aus den engen Beziehungen zum Feuer und Feuerstein, die dazu führten, dass z. B. die Menomini ihn geradezu „das Feuer“ nennen.

---

1) Der Bruderzwist mit dem Westwind oder dem Feuersteinmann Chokanikpok ist wohl der irokesischen Tradition entlehnt.

Die irokesische oder vielmehr nach der benutzten Fassung huronische Mythe von dem Brüderpaar Joskeha und Tawiskaron betrachtet Breysig als die höchste Ausbildung der Heilbringersage bei den Urvölkern Amerikas, da diese Gestalten als rein menschliche Persönlichkeiten erscheinen „unter Abstreifen aller tierischen kleinlichen und komischen Züge“, die Hauptperson Joskeha sogar die Aufhöhung zum wahrhaftigen Gott erfahren habe.

Hierbei tritt das Moment des Bruderkampfes statt des Drachenkampfes in den Vordergrund, also die Auffassung der Brüder als Vertreter entgegengesetzter Prinzipien. Eine Beziehung zu Himmels- und Naturerscheinungen wird natürlich auch für diese Sage geleugnet, und zwar mit Recht, sofern aus der benützten Version sich eine solche nur gewaltsam abstrahieren lässt. Dass sie dennoch besteht, ergibt sich aber aus der jetzt bekannt gewordenen vollständigeren Fassung der Sage.

Für Breysig bildet diese irokesische Mythe einen Höhepunkt amerikanischer Glaubensvorstellungen, da hier auf dem Boden einer gewöhnlichen Heilbringersage eine „völlig göttliche Gestalt ohne Zuhilfenahme der Gleichsetzung mit einer Naturkraft, sondern durch rein geistige Steigerung hervorgewachsen ist“, nämlich Häwenneyu, der „Grosse Geist“, dem die lebenswarme Persönlichkeit des menschhaften Heilbringers Joskeha zugrunde liegt (S. 42). Hierzu sei bemerkt, dass der Tirawa der Pani diesem Häwenneyu mindestens ebenbürtig und weit weniger europäisch christlicher Beeinflussung verdächtig ist. Der wirkliche höchste Gott der Irokesen ist Taronhiawagon, der „Halter des Himmels“, auf dessen Bedeutung ich später zurückkomme.

Von den südamerikanischen Heroensagen wird die der Bakairi von Keri und Kame herangezogen, deren Name „Sonne“ und „Mond“ in umgekehrter Bedeutung des ursprünglich arowakischen Wortes ebenfalls als spätere Aufprägungen auf ursprünglich menschliche Gestalten aufgefasst werden, eine zwar theoretisch mögliche, aber unbeweisbare und damit unnötige Annahme, die nur durch Voreingenommenheit gegen jede Deutung aus Naturerscheinungen entsprang.

Wenn überhaupt nachträgliche Umdeutung statthatte, so geschah sie nicht in dem Sinne, dass sagenhafte Helden den Namen Sonne und Mond erhielten, sondern dass die Helden von alten Sonnen- und Mondmythen, d. h. die personifizierten Gestalten von Sonne und Mond selber zu Kulturheroen wurden.

Von den Kulturvölkern des alten Amerika werden Mexikaner und Maya nur nebensächlich behandelt, weil der Verdacht vorliegt, dass hier die Mythe sich schon zu weit von der urzeitlichen Gestalt entfernt hatte. So entgeht dem Verfasser denn auch die äusserst wichtige Sage des Popol Vuh von dem Bruderpaar Hunhun-ahpu und Vucub Hun-ahpu, und deren Abkömmlingen Hun-ahpu und Xbalanque mit ihren Erlebnissen in der Unterwelt und dem Kampf mit den unterirdischen Göttern, die weit über Amerika hinausreichende Zusammenhänge zeigt

Aus dem mexikanischen Sagenkreis wird das Götterpaar Quetzalcouatl und Tezcatlipoca hervorgehoben und auch für ein menschliches Vorbild

angenommen. Bei Quetzalcouatl, der grossen „Federschlange“, ist das insofern berechtigt, als dieser tatsächlich neben seiner Funktion als Gott auch als weiser Priesterkönig eine Rolle spielt. Er wird geradezu als der einzige Gott, der auch Mensch war, bezeichnet, woraus natürlich aber sein wirkliches irdisches Dasein in der Vorzeit so wenig gefolgert werden kann wie das des Osiris oder Abraham. Gerade bei ihm ist die sekundäre Vermenschlichung evident. Ob die Federschlange dem Drachen der Urmythe homolog und nicht bloss analog ist, das ist nicht so leicht zu entscheiden, wie Breysig meint. Wir wissen nur, dass sie in der mexikanischen Mythe unzweifelhaft das östliche Meer repräsentiert, wenn wir die Deutung von Preuss als „Wasser der Morgenröte“ für zu gesucht halten. Ihre direkten Verwandten sind die Balölökongs der Moki, die Schlange der unterirdischen Wasser oder des Meers der Unterwelt, die wiederum mit ähnlichen, aber minder individuell vorgestellten Schlangen anderer amerikanischer Mythenkreise in Verbindung stehen. Darin liegt allerdings eine verdächtige Wesensgleichheit mit der babylonischen Tiamat, die nach Breysig aber gerade keine Personifikation des Urwassers, vielmehr eine wirkliche Schlange der Urzeit gewesen sein soll. Bei Tezcatlipoca kann von einer menschlichen Natur beim besten Willen keine Rede sein. Sein Name „der nie alternde Jugendliche“, seine Eigenschaft als spezifischer Nachtgott und Zauberer, seine Verstümmelung u. a. deuten unzweifelhaft auf einen ursprünglichen Mondgott hin.[1])

Dass die Gestalt des peruanischen Heilbringers Virakocha eine nachträgliche Umprägung zum Sonnengott erfahren hat, ist nicht unmöglich, beweist aber gleichfalls nicht sein früheres Menschentum. Viel näher liegt es, an einen primären Himmels- oder Lichtgott im Sinne eines Lichterzeugers zu denken, der dann sekundär mit der Sonne zusammengeworfen wurde.

Deutliche Kennzeichen der Naturmythe zeigt die Yunkasage von Pachakamak und Wichama und der damit verbundene, um die merkwürdige Gestalt des Koniraya sich gruppierende Sagenkreis, dessen Bedeutung ich an anderer Stelle[2]) erörtert habe. Das gleiche gilt für die Chibchaheroen Bochica und Chia, Nempterequeteba und Sogamozo. Die Nichtberücksichtigung aller dieser in ihrer Bedeutung überaus durchsichtigen Mythen muss in einer Arbeit, die gerade von den amerikanischen Kulturbringermythen als Basis ausgeht, als ein entschiedener Mangel bezeichnet werden.

Der interessanteste Abschnitt des Buches ist der, wo Breysig versucht, auch die Gestalt des jüdischen Jahwe als einen auf ein menschliches Vorbild zurückgehenden, später zum Gott gesteigerten Heilbringer zurückzuführen, in dessen Sage er eine ältere Form der babylonischen Mardukmythe erblickt. Diese Urfassung sei noch im Buche Hiob zu er-

---

1) Der neuerdings durch Seler geführte Beweis, dass ursprünglich Tezcatlipoca der zunehmende, Quetzalcouatl der abnehmende Mond war, ist eine glänzende Rechtfertigung der von Siecke vertretenen Deutungsprinzipien.

2) Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker. Berlin 1905, p. 94.

kennen, wo Jahwe noch ganz als irdischer Held erscheine, ein Siegfried, der sich seines Sieges über den Drachen rühmt (S. 141), während bei Marduks Kampf mit Tiamat jener zu Sonne und Licht, diese zu Urmeer oder Finsternis geworden sei, und zwar bedingt durch die hier frühzeitig einsetzende Entwicklung der Himmelsbeobachtung. Nicht um einen verpersönlichten Naturvorgang handele es sich, sondern um einen wirklichen Kampf mit einem der furchtbaren Ungeheuer der Vorzeit. Massgebend sei der Wortlaut der Überlieferung: „Warum soll nicht Drache Drache sein?“ (S. 70). Nun, so wörtlich kann das doch wohl kaum gemeint sein, wenn wir dabei nicht an die Saurier der Juraformation, also Äonen vor der Entstehung der Säugetierwelt oder gar des Menschen denken wollen. Wir haben doch nur die Wahl, entweder den Drachen als bildlich aufzufassen oder aber den ganzen Kampf an den Himmel zu verlegen, wo wir Drachenkämpfe noch heute sehen und wo sie die Mythologie aller Zeiten gesehen hat, z. B. in den Finsternissen der grossen Himmelskörper. Wir kommen dann um eine astrale Deutung der Mythe nicht herum.

Dass der biblische Schöpfungsbericht und die Jahwesage interessante Analogien mit amerikanischen Mythen aufweisen, wird übrigens treffend dargelegt. Beachtenswert ist namentlich die Parallele zwischen dem Pluralbegriff *Elohim* und der Sammelvorstellung der unsichtbaren Helfer bei den Irokesen, durch die der allumfassende Gottesbegriff angebahnt wird ebenso wie die Spur eines hinter der Gestalt Jahwes hervortretenden Tiermenschenwesens (S. 97) und endlich die Bemerkungen über das Verhältnis des Messias zum Heilbringer (S. 100).

Alles das sind wichtige Beziehungen, die weitere Klarlegung erheischen. Jedenfalls sind diese Abschnitte die gelungensten des Buches, dürften aber im einzelnen noch manchen Widerspruch seitens der Fachleute auf semitologischem Gebiet erfahren.

Während Jahwe eine Figur der Urzeit ist, erscheint die babylonische Marduksage dem Verfasser als jünger und der Altertumsstufe entsprechend zur Naturmythe umgeformt, eine äusserst unwahrscheinliche Annahme, die überhaupt nur aus der prinzipiellen Ablehnung aller Naturdeutungen erklärlich ist. Das wesentliche, der Drachenkampf am Himmel, gehört nun einmal zur urzeitlichen Naturmythe. Warum man gerade hierbei am Wortlaut der Tradition rütteln soll, ist vollkommen unerfindlich. Ob die Gestalt der Tiamat freilich schon ursprünglich das Urmeer bedeutete, ist eine andere Frage. An dem urzeitlichen Kern auch der Mardukmythe zu zweifeln, liegt kein stichhaltiger Grund vor. Warum Breysig die Sage von der Bildung von Himmel und Erde aus den Hälften der zerteilten Tiamat für eine spätere, sinnbildhafte, verstandesmässige Anschauung hält, ist ebenfalls unverständlich, da diese Vorstellung auch bei den Naturvölkern etwas ganz gewöhnliches ist.

Das Hereinziehen des mehr als zweifelhaften Massaimaterials (nach Merker) hätte der Verfasser sich sparen können. Es bedarf einer gründlichen Nachprüfung um so mehr, als die neueste, die Volkssagen im

Originaltext bringende Monographie über dieses Volk von Hollis[1]) nichts von biblischen Anklängen weiss, abgesehen von dem völlig illusorischen Semitentum der Massai überhaupt.[2])

Was die ägyptische Mythologie anlangt, so sind die Schwierigkeiten, die gerade sie der Erkenntnis des Wesens ihrer Göttergestalten entgegensetzt, allbekannt, doch gelingt es wenigstens einige Züge der urzeitlichen Mythe aus der Fülle der sie im Laufe dreitausendjähriger Entwicklung verhüllenden Überwucherungen herauszuschälen.

Urzeitliche Anschauungen bekunden sich hier im Tierkult. Tiergeister wurden zu Göttern gesteigert, und zwar, wie Breysig annimmt, unter Vermittlung des Tiergeistmenschen als Heilbringer. Aber gerade diese Gestalt sei verwischt, weil das Sinnbildzeitalter sie nachträglich der Sonne gleichsetzte oder die Sage, wie die Osirismythe beweist, in künstliche Geschichte umwandelte (S. 131). Ganz so undeutlich sind indes die Spuren nicht. Die Osirissage ist in ihrer Verbindung mit der von Horus und Set, dem feindlichen Brüderpaar, eine echte Heilbringersage, der auch das Moment der *Conceptio immaculata* nicht fehlt. Die Deutung der Einzelzüge hat natürlich ihre Schwierigkeiten, weil die Sage als reine Kult- und Mysterienmythe in allegorischem Gewande überliefert ist. Die Vermenschlichung der Osirisgestalt zum irdischen König liegt durchaus in der Linie der natürlichen Entwicklung, was aber Breysig nach seinem Standpunkt nicht zugeben kann.

Die Stellung des Sonnengottes Re als Kulturbringer ist zweifelhaft. Sein Kampf gegen Schlangen und Ungeheuer genügt dazu nicht. Näher liegt die Annahme, dass hinter ihm sich ein alter Himmelsgott verbirgt. Dass die Mythe oder das Ritual ihn von der irdischen Sonne vielfach trennt, ist belanglos.

Der Abschnitt über die indische Götterwelt befriedigt am wenigsten, weil hier die Theorie Breysigs von vornherein nicht standhält. Für die Mehrzahl der vedischen Gottheiten ist die Ableitung aus Naturphänomenen evident und lässt sich nicht ohne weiteres hinwegdisputieren. Dass Varuṇa, Tvashṭar, Soma, Yama Mond-, Sūrya, Mitra, Savitar Sonnenwesen sind und Ushas die Morgenröte als Einzelerscheinung repräsentiert, ist vom ethnologischen Standpunkte aus unzweifelhaft, auch wenn unter den Indologen darüber noch Meinungsverschiedenheiten bestehen sollten.

Freilich fehlt es auch nicht an Göttergestalten, die einer unmittelbaren Ableitung von Naturgewalten widerstreben. Teils sind sie nachträglich zu diesen als Beherrscher, Beweger oder Erreger hinzukonstruiert und dann vielfach mit ihnen verschmolzen, wie Savitar, Bṛhaspati und andere Träger göttlicher Tätigkeiten, teils sind es aus Kultushandlungen entspringende Vergötterungen menschlichen Tuns, also sekundäre Bil-

---

1) Hollis, The Masai, their language and folk lore. Oxford 1905.

2) Die von Breysig bemängelte Kritik Meinhofs (Zeitschr. für Ethn., Bd 36, 1904, S. 735) erscheint mir im Gegenteil durchaus zutreffend, nur wird darin die Frage einer etwaigen Beeinflussung der Massaitradition durch die abessinischen Juden (Agau oder Falascha) übersehen.

dungen, auf die aber die Wesenseigenschaften und Beinamen der primären Gottheiten fortwährend übertragen werden. Auch Götter menschlichen Charakters kommen vor, von denen aber einige wie Yama und Yamī doch schliesslich auf Naturpersonifikationen (Mond) zurückgehen. Andere wie Manu, sind wohl blosse Erzeugnisse priesterlicher Spekulation, zum Teil vielleicht ursprüngliche Helden, die aber den höheren Göttern gegenüber eine untergeordnete Rolle spielen.

Gewiss ist Dyaus, der Himmelsgott, zunächst keine Personifikation des Himmels, ebensowenig aber, wie Breysig will, ein aufgehöhter irdischer König. Er ist vielmehr ein im Himmel lokalisiertes Wesen unbestimmten Charakters, gehört also zu der im folgenden näher zu betrachtenden Kategorie höchster Wesen. Seine Sonderstellung wird schon im Veda betont. Erst später fliesst er als männliches Komplement zur Erde Pṛthivī gedacht mit dem Himmel selbst zusammen und kanṇ so als dessen Personifikation gelten.

Unverkennbare Heilbringerzüge trägt Indra, der indes wie Hommel[1]) vermutet, vielleicht direkt mit dem babylonischen Marduk zusammenhängt. Er ist sicherlich keine Personifikation des Gewitters, sondern, wie Oldenberg richtig erkannt hat, eine zur Erklärung des Blitzphänomens erfundene Gestalt, die dann naturgemäss die Züge anderer, mit Licht und Feuer assoziierter Wesen, wie Sonne und Mond, in sich vereinigte. Sein besonders enger Zusammenhang mit dem Monde (als Soma und Tvashṭar) beruht wohl auf der weitverbreiteten Auffassung des Mondes als Wettermacher.

Die Deutung der übrigens ebenfalls babylonischer Beeinflussung verdächtigen Açvins ist noch recht unsicher. Die Meinungsverschiedenheiten der Indologen über dieses Dioskurenpaar sind begreiflich. Ihr eigentliches Wesen ist eben aus indischer Anschauung allein nicht zu erklären, sondern nur aus einem der ganzen Menschheit gemeinsamen Urbesitz mythischer Elementargedanken. Als allgemeingültige Gebilde sind sie nur aus ihren ethnologischen, über die ganze Welt verbreiteten Parallelen verständlich. Doch ist eine umfassende Vergleichung noch niemals systematisch durchgeführt worden. Eine solche würde, wie sich schon jetzt erkennen lässt, z. B. ergeben, dass die von einigen angenommene Deutung als zu- und abnehmender Mond, die sich im Vollmond vereinigen — daher der dreisitzige Wagen — vollkommen mit der von anderen (Oldenberg) behaupteten Gleichsetzung mit Morgen- und Abendstern in Einklang zu bringen ist. Auch das Wesen Agnis als Feuergott und seine auffallend engen Beziehungen zum Monde (Soma) und zu Indra würden namentlich durch die zahlreichen nordamerikanischen Feuersteinmythen eine Klärung erfahren. Im übrigen bieten die Feuer- und Feuerraubmythen (Prometheustypus) äusserst verwickelte Probleme, worauf ich hier nicht näher eingehen kann.

---

1) Hommel, Grundriss d. Geogr. u. Gesch. d. alten Orients. München 1904, p. 220.

Wie die ägyptische, so ist auch die griechische Vielgötterei durch örtliche und politische Verhältnisse, Differenzierung, Austausch und Verschmelzung von Lokalgottheiten in hohem Masse bedingt. Es ist dies eine ebenso anerkannte Tatsache wie die Spuren der Tiergötterei und Geisterverehrung als unterste Schicht griechischer Glaubensvorstellungen, doch darf daraus nicht mit Breysig auf einen Henotheismus innerhalb jedes der ursprünglichen Lokalbezirke geschlossen werden.

Spuren der Heilbringersage liefert bekanntlich der Mythus des Herakles, des Apollo, Theseus und Kadmos mit ihren Drachenkämpfen, sowie die Gestalten des Dionysos und Zagreus mit ihren merkwürdigen amerikanischen Parallelen. Was hierüber gesagt wird, ist vollkommen zutreffend, nur bleibt dem Verfasser die wahre Bedeutung dieser Mythen, über die ein bemerkenswertes Einvernehmen unter den Mythologen besteht, verborgen. Darüber, dass Apollo und Herakles Sonnenwesen, Dionysos eine klare Personifikation des Mondes ist, sind Meinungsverschiedenheiten kaum mehr möglich. Wie mir scheint, hat Siecke in seinen mythologischen Briefen hierüber das letzte Wort gesprochen.

In der germanischen Mythologie ist Tiuz nach Breysig ein Urgott menschlichen Charakters, von dem Wodan als Windgott eine abgeleitete jüngere Bildung ist. Was diese Gestalten eigentlich bedeuten, werden wir später sehen. Den Urkern der Heilbringersage erkennt Breysig richtig in der Ymir-Mythe und in den Taten der Odinsbrüder (Hebung der Erde, Ordnung des Sonnenlaufes, Schaffung des Menschen aus Holz), ebenso in den Taten Thors, des germanischen Indra (Kampf mit der Midgardschlange) usw. Die Deutung dieser nordischen Mythen ist gewiss nicht leicht. An missglückten Versuchen auch seitens berufener Autoren fehlt es nicht. Wer hier aber wirkliche Menschen mit wirklichen Ungeheuern kämpfen lässt, ist verpflichtet, sich zuvor mit den naturmythischen Anschauungen auseinander zu setzen, wie sie u. a. Siecke a. a. O. und Stucken in seinen „Astralmythen“ vertreten.

III.

Aus der auffallenden Ähnlichkeit der Heilbringermythen über die ganze Erde hin und des Entwicklungsganges jener Gestalt vom halbtierischen Wesen über den Menschen hin zum Gott schliesst Breysig mit Recht, dass es sich hierbei um einen allgemeinen Vorgang handele, der eine innere Einheit alles Glaubensmaterials beweise (S. 171).

Er bemerkt ferner: „Diese Gleichartigkeit ist so erstaunlich, dass man sich einer leichten Enttäuschung über die Armut der Vorstellungskraft früherer Zeiten nicht erwehren könne“ (S. 189). Die persönlichen Züge des Heilbringers selbst, sein Kampf mit einem Tierdämon oder dem eigenen Bruder und endlich seine Rolle bei der Urflut seien die hauptsächlichsten, stets wiederkehrenden Züge. Die Tatsache auffallender Gleichläufigkeit ist unzweifelhaft, die Frage ist nur, wie sie zu erklären sei.

Breysig beantwortet sie in entschieden euhemeristischem Sinne. Der Heilbringergestalt liegt ein wirklicher urzeitlicher Held zugrunde, der

sich um sein Volk verdient machte durch Abwehr von Feinden oder Vertilgung schädlicher Ungeheuer der Vorzeit, der bei der grossen Flut, die als historisches Ereignis aufgefasst wird, eine besondere Rolle als Retter des Volks spielte. Auf ihn übertrug man auch bereits vorhandene Sagen wie die von der Erfindung des Feuers, des Erwerbs der Kulturpflanzen usw.

Alle Heilbringersagen gehen daher wahrscheinlich auf eine urelementare Mythe zurück, die sich ausbildete, als die Menschheit noch ungeschieden, also noch vor der heutigen Rassendifferenzierung, in ihren Ursitzen zusammensass. „Sie hat die Urmenschheit der Nachwelt als Erbe überliefert.“ Auf den Wanderungen über den ganzen Erdball hin sind die mannigfachen Fassungen der Sage zustande gekommen (S. 194). Darin „dass trotz der jahrtausendelangen Bahn der Kern der Gestalt derselbe blieb, wobei die Sage selbst immer als etwas jüngst vergangenes erscheint“, liegt, wie Breysig zugibt, die Hauptschwierigkeit seiner Theorie (S. 199).

Er schliesst nun weiter, dass alle Götter der Heilbringergestalt entstammen. Eingottesgedanke sei die Urstufe (S. 148). Alle Vielgötterei sei erst das Erzeugnis des gegenseitigen Austausches der Gottesvorstellungen mehrerer Glaubensgebiete. Vielgötterei lag ursprünglich gar nicht in der Richtung urzeitlicher Entwicklung, denn diese gipfele gerade in dem Siege eines persönlichen Heilbringers über die schemenhaften, vergötterten Geisterwesen (S. 198). Damit ein Tiergeist zum persönlichen Gott werde, bedürfe es des Mittelgliedes eines menschlichen Heilbringers (S. 133). Das Ziel sei daher, in der Sage aller Götter die Spuren dieses Urbestandteils ihrer Gestalt nachzuweisen (S. 157).

Die Versinnbildlichung der Götter und Heilbringer zu Naturerscheinungen und Kräften gehört einer späteren Zeit an. Breysig nennt sie „eine über jene Gestalten ausgebreitete Hülle, die ihre Farben der äusseren Natur und den Himmelserscheinungen entnahm.“ Auch habe es den Anschein, als seien Sonnen-, Mond- und Himmelsgötter nicht wirkliche Verpersönlichungen, sondern auf höherer Stufe aus Verbindung und Verschmelzung der Himmelskörper mit schon bestehenden Göttern und Heilbringern irdisch menschlicher Herkunft entstanden (S. 180). Da die irdische Natur jener Gestalten für ihn von vornherein feststeht, so ist auch von einer näheren Begründung seiner mit dem Wortlaut der Mythen sowohl wie mit den Anschauungen der meisten neueren Mythologen in schroffem Widerspruch stehenden Ansichten über Personifikation und Versinnbildlichung nicht die Rede.

Trotzdem darf man zugeben, dass Breysigs Theorie, sorgfältig durchdacht und streng logisch durchgeführt wie sie ist, auf den ersten Blick viel bestechendes hat. Eins ergibt sich ungezwungen aus dem anderen. Selbst die zunächst abenteuerlich anmutende Zurückführung der Heilbringersage auf tatsächliche Vorgänge und Persönlichkeiten aus der Periode der ungeteilten Urmenschheit liegt durchaus in der Richtung seines Gedankenganges und wäre diskutierbar, wenn es zur einfachen Erklärung aller Erscheinungen solcher Hypothesen überhaupt bedürfte.

Glücklicherweise kann die Kritik diesen Punkt auf sich beruhen lassen. Weder der *Homo alalus*, denn ein solcher kann jener undifferenzierte Urmensch doch nur sein, noch die Vermutung, die halbtierische Vorstufe des Heilbringers sei eine Erinnerung an die Zeit, wo der Mensch der Tierheit sich entrang (S. 201), sind wissenschaftlicher Behandlung zugänglich. Die Kritik hat sich überhaupt weniger gegen den logischen Aufbau der Beweisführung als gegen die Grundlagen des Ganzen und die Beweiskraft des Materials zu richten.

Von vornherein ist folgenden Thesen Breysigs zuzustimmen:

1. Die urzeitlichen Mythen enthalten keine Versinnbildlichungen oder Allegorien, sondern Schilderung wirklicher Vorgänge (S. 18), eine Erkenntnis, die schon von Otfried Müller ausgesprochen, von anderen Forschern, wie Siecke, Tylor, Gilbert und Wundt weiter vertreten, längst zu den gesicherten Ergebnissen mythologischer Wissenschaft zu rechnen ist. So scharfer Ausfälle, wie sie Breysig gegen die versinnbildlichende Mythendeutung richtet, hätte es also gar nicht mehr bedurft.

2. Der Kulturheros oder Heilbringer ist meist mit menschlichen Charakterzügen ausgestattet.

3. Eine nachträgliche Identifizierung dieser Gestalt mit Naturerscheinungen wie Sonne und Mond kommt vor.

4. Der Gottesgedanke ist nicht aus dem Geisterglauben allein ableitbar.

Hierzu sind indessen folgende Einschränkungen zu machen:

1. Wenn die urzeitlichen Mythen wirkliche Vorgänge schildern, so folgt daraus nicht, dass diese Vorgänge sich auf der Erde abspielten, die handelnden Personen also menschliche Wesen sind. Gute Gründe bestimmen uns vielmehr, den Schauplatz zunächst am Himmel zu suchen. Die primitive Mythe ist, wie uns die Überlieferung der heutigen Wilden, die Breysig ja selbst als lebende Vertreter der Urzeit hinstellt, beweist, ihrem Hauptinhalte nach Naturmythe, also Ausdruck konkreter Anschauungen auffallender Naturvorgänge, zumal solcher, die wie Sonne und Mond und gewisse Gestirne in ihren gegenseitigen Beziehungen überall und zu allen Zeiten in gleicher Weise auf Sinne und Einbildungskraft eingewirkt haben und deshalb auch allenthalben ähnliche Mythenbildungen hervorbrachten. Damit wird die allgemeine Gleichartigkeit der aus den Erscheinungen der Himmelskörper abgeleiteten Mythen aller Zeiten und Völker ohne weiteres verständlich. Nur auffallende Spezialanalogien können bei solchen Mythen Übertragungen und Importe beweisen. Weit ungleichartiger, bei manchen Völkern sogar ganz unentwickelt sind die aus atmosphärischen Vorgängen abgeleiteten Vorstellungen.

3. Die einseitig animistische Theorie, nach der alle Götter gesteigerte Seelen oder Ahnengeister sind, ist längst als unhaltbar erkannt. Nur Gottheiten untergeordneter Art lassen sich daraus erklären. Ebensowenig aber vermag, wie Breysig glaubhaft machen will, die Gestalt eines wirklichen menschlichen Helden, die unter Einfluss des Seelen- und Ahnenkults zum Heilbringer und weiterhin zum Gott aufgehöht wurde,

jenen schemenhaften Wesen die Kraft lebensvoller Persönlichkeit zu verleihen. Die Haltlosigkeit dieser Hypothese, die zwar theoretisch berechtigt, aber mit dem Inhalt des Mythenmaterials sowie mit der tatsächlichen mythologischen Entwicklung unvereinbar ist, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Was in Breysigs Arbeit unbedingte Ablehnung verdient, lässt sich in die drei Thesen zusammenfassen:

1. Die Gottesgestalt ist aus der Heilbringergestalt als einer notwendigen Vorstufe hervorgewachsen.

2. Der Heilbringer war eine wirkliche irdisch-menschliche Persönlichkeit. Seine Taten beziehen sich auf irdische Verhältnisse, was aus dem Sageninhalt zu schliessen ist.

3. Die Herleitung von Göttern und Heilbringern aus Verpersönlichung von Naturkräften ist ein Ergebnis der Versinnbildlichungstendenz späterer Zeit, etwa der Altertumsstufe. Für die Urzeit dagegen ist eine Personifikation psychologisch nicht zu begründen. Erst am Ausgang dieser Periode sind göttliche Wesen in Naturgewalten umgedeutet worden (S. 182).

Aus diesen Sätzen ergibt sich für Breysig als Quelle des Gottesgedankens die Persönlichkeit eines irdischen Wesens.

Wäre der Ursprung des Göttergedankens bei den Naturgewalten, so müssten gerade die unreifsten Entwicklungsstufen für ihn zeugen, während sich bei diesen doch keine noch so keimhafte Vergottung von Naturgewalten erkennen lasse (S. 183, 184). Erst auf höherer Stufe tauchen die Namen von Naturerscheinungen, Sonne, Mond usw. auf.

Dass sich die Sache in Wirklichkeit gerade umgekehrt verhält, ist leicht zu zeigen.

IV.

Breysig stützt seine Beweisführung einerseits auf eine Analyse des Sageninhalts, andererseits auf gewisse a priori als allgemein giltig angenommene Voraussetzungen, nämlich die psychologische Unmöglichkeit einer personifizierenden Naturanschauung in der Urzeit und die Unmöglichkeit, menschliche Züge mythischer Helden anders als aus irdisch-menschlichen Vorbildern, gewissermassen als Kristallisationspunkte für die Sage zu erklären.

Der Schwerpunkt des Beweises liegt für ihn natürlich im Inhalt der mythischen Überlieferung. Aus der einzelnen Heilbringermythe ergibt sich ihm der menschliche Kern der Gestalt, aus dem Gesamtbild der Mythologie des betreffenden Volks die Aufhöhung des Heros zum Gott sowie dessen später folgender Zerfall in eine Mehrheit polytheistischer Gottheiten.

Nun zeigt aber eine unbefangene Prüfung unseres Materials, dass in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, namentlich aber in den von Breysig speziell abgehandelten, die Mythe selbst schon immer ein höheres Wesen erwähnt, von dem der Heros erst abgeleitet ist, und dass ferner dieser weit seltener zum Gott aufgehöht als vielmehr zum Menschen abgeschwächt wird.

Was ist aber dann von der augenscheinlich menschlichen Rolle zu halten, die der Held der Mythe spielt. Sollte nicht trotz alledem auf ein irdisches Vorbild für ihn zu schliessen sein?

Die Antwort ist nicht zweifelhaft, wenn wir die Heilbringermythe nur als das betrachten was sie ist, nämlich als Naturmythe, freilich nicht mehr die ganz ursprüngliche, die sich auf den naiven Ausdruck sinnlicher Naturanschauung beschränkt, sondern eine von mehr märchenhaftem Charakter, die bereits explanatorische Elemente enthält, die Handlung folgerichtig weiter spinnt und durch Kombinationen mit anderen erweitert, wobei die Träger der Handlung schon echte, d. h. von ihrem Substrat losgelöste Personifikationen gewisser Naturerscheinungen sind.

Lässt sich nun zeigen, dass die Heilbringertypen diesen naturmythischen Konzeptionen entsprechen, dass auch ihre scheinbar menschlichen Züge aus den Naturbeziehungen erklärbar sind, so fällt damit von selbst die Nötigung zu einer euhemeristischen Deutung im Breysigschen Sinne fort.

Dieser Aufgabe haben wir uns also zunächst zu widmen.

Wir müssen aber dabei davon absehen, den Charakter der primitiven Mythe als Ausdruck naiv kindlicher Naturanschauung noch besonders beweisen zu wollen.

Diese Tatsache ist die Grundlage aller Mythenforschung. Eine vergleichende Mythologie ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. Jeder Versuch, andere Grundideen unterzulegen, ist bisher gescheitert und aussichtslos.

Damit ist natürlich nicht gesagt, dass die Naturanschauung allein den Stoff zur Urmythe lieferte, sondern nur, dass das überlieferte Material, namentlich das, was uns von den heutigen Naturvölkern zukommt, so gut wie ausschliesslich das naturmythologische Gepräge trägt und nur solches für die spätere Religions- und Glaubensentwicklung als verwendet zu erweisen ist. Was sonst dazu kommt, sind nebensächliche Elemente, die nur für die Lokalfärbung die Charakterisierung kulturgeschichtlicher Verhältnisse und die Ausbildung des Ritual von Bedeutung sind. Die Tatsache, dass viele Mythen sich erst unter dem Einfluss der Kulthandlungen zur Erklärung unverständlich gewordener Ritualbräuche gebildet oder zu ihrer vorliegenden Form umgestaltet haben, kommt hier zunächst nicht in Betracht. Solche Bildungen, die die klassischen Mythologen der Neuzeit gern als Zeugnis gegen die naturalistische Deutung in den Vordergrund stellen, bringen den ethnologisch geschulten Forscher nicht leicht in Verlegenheit. Sie lassen sich mittels der vergleichenden Methode meist ohne weiteres aus dem „Urmaterial“ aussondern. Die primitive Mythe bewegt sich nämlich immer nur in einem ganz beschränkten Anschauungskreise. Sie behandelt überall dieselben oder nahe verwandten Stoffe, und bringt sie in dieselben naheliegenden Zusammenhänge, so dass selbst in Einzelheiten auffallend Übereinstimmungen über die ganze Welt hin sich zeigen. Die Armut der Vorstellungskraft der Urzeit, die Breysig eine leise Enttäuschung bereitet (S. 189), hat eben ihren guten Grund. Es müssen doch wohl überall dieselben wunderbaren, allgemein sichtbaren, die Einbildungskraft gleich-

mässig beschäftigenden Naturphänomene gewesen sein, die die ersten Mythenmärchen auslösten, also Sonne, Mond und Sterne sowie gewisse Erscheinungen des Luftraums. Das sind gerade die ersten Rätsel des Seins, die der jungen Menschheit, wie Breysig selbst sagt, auftauchen und die sie in kindhaft tastender Art zu lösen sucht (S. 183). Er bezeichnet selbst das Suchen nach der Entstehungsursache als den Grundzug der eigentlichen Urzeitmythe (S. 182) und als gleichwertige Beispiele für diese urzeitliche Wissenschaft, dass sie die Sonne als Federbüschel von einem Geier herumtragen (Bakairi) oder als Leuchtkörper aus der Kiste eines Häuplings hervorholen lässt (Tlinkit). Warum sie dann nicht ebenso gut Schild, Wagenrad oder Gesichtsmaske eines übermenschlichen Wesens oder ein mit Pfeilen schiessender goldhaariger Übermensch selbst etwa nach Analogie des geradezu menschengesichtigen Mondes sein soll, ist nicht einzusehen. Tatsächlich kommen bei den meisten Naturvölkern alle diese Typen nebeneinander vor, denn sie sind alle a priori gleichberechtigt und es ist völlig müssig, hierbei ältere und jüngere unterscheiden zu wollen.

Wenn wir nun auch in erster Linie kosmische und atmosphärische Erscheinungen als Stoffe der Urmythe annehmen müssen, so bleibt doch die Frage offen, welche dieser Phänomene im einzelnen das Meiste dazu beigetragen haben. Der jahrzehntelange Streit darüber hat dem Fortschritt der wissenschaftlichen Mythologie ernste Hindernisse bereitet, die sich nur durch Vergleichung auf breitester ethnologischer Grundlage hinwegräumen lassen.

Die Mythendeutung ist bekanntlich dadurch in Misskredit gekommen, dass man unter dem Einfluss der vedischen Mythologie alles auf atmosphärische Erscheinungen, Wolken, Morgenröte, Gewitter bezog. Die Ethnologie hat gelehrt, dass diese Phänomene erst in zweiter Linie in Betracht kommen, dass sie namentlich bei den niederen Naturvölkern in der Mythe kaum verwendet werden und wo dies geschieht, die Ideen darüber ganz auseinander gehen.

Wolkengebilde oder Morgen- und Abendröte sind eben keine Erscheinungen, die überall den gleichen Eindruck machen und übereinstimmende Deutungen erheischen. Ganz anders liegt die Sache mit körperlich scharf bestimmten, selbständig bewegten, gleichzeitig aber einen regelmässigem Wechsel der Erscheinung sich darbietenden kosmischen Objekten wie Sonne, Mond und Sternbildern, die überall und zu allen Zeiten die menschliche Phantasie beschäftigt und zu naiven Erklärungsversuchen angeregt haben, lange bevor von einer systematischen Himmelsbeobachtung die Rede war. Es ist daher von vornherein ganz verkehrt, die unleugbaren astralen Elemente der älteren Mythenbildungen für später hineingelegte Deutungen astronomischer Priesterweisheit der Altertumsstufe zu halten.

Die Hauptstoffe der Urmythe, vielleicht sogar ihre einzigen, sind die Bewegungen von Sonne und Mond, ihr Aufgang und Untergang, ihre scheinbare Flucht oder ihr gesuchtes Zusammentreffen, die gefürchteten Phänomene der Finsternisse, das Wachstum und scheinbare Hinsterben

und Wiedererneuerung des Mondes, die Wirkung beider Gestirne auf die Erde und deren organisches Leben usw.

Jeder dieser Vorgänge lässt sich unmittelbar in einer mythischen Erzählung ausdrücken. Selbst in der verblassten Form des Volks- oder Kindermärchens der höheren Kulturwelt sind diese Naturelemente noch vollkommen deutlich. Auf der ganzen Welt wiederholen sich dieselben Züge mit ermüdender Gleichförmigkeit, ein Beweis, dass wir es hier in der Tat mit der ältesten Schicht menschlicher Urvorstellungen zu tun haben.

Freilich bricht sich diese Erkenntnis nur langsam Bahn. Sie war bedingt durch die allmählich fortschreitende Ausdehnung unseres volkskundlichen und ethnologischen Gesichtskreises und gerade dieser ist bei den Fachleuten, die in ihren Aufstellungen von der griechischen, vedischen und allenfalls nordischen Mythologie als Basis ausgehen, bisher ein allzu beschränkter gewesen. Nur so erklärt sich die vielfach hervortretende Abneigung gegen alle Deutung mythischer Gestalten aus Naturwesen im allgemeinen sowie Sonne und Mond im besonderen. Man nimmt lieber die gewagtesten anderweitigen Erklärungen, Symbolisierungen und Allegorien an, als dass man völlig durchsichtige Beziehungen zur Natur anerkennt. Sonnenhelden und Mondheroinen sind zweifellos etwas in Verruf geraten, sind aber bisher noch nicht zu ersetzen. Mit vollem Recht sagt daher Hillebrand (Ved. Myth. 3, p. XVII): „Es wird sich empfehlen, mit einer Satyre gegen Sonnen- und Mondkult noch zu warten und vor allem die an dessen Stelle aufgestellten Hypothesen eindringlicher zu begründen.“ [1])

Unleugbar haben aber auch die Ethnologen vielfach durch allzu einseitige Bevorzugung der Sonne als Deutungsprinzip Verwirrung gestiftet. Sicherlich spielt nämlich der Mond eine viel wichtigere Rolle bei der Mythenbildung, weil er eine weitaus grössere Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, eine wahre „Fülle der Gesichte“ darbietet. Doch fliessen bekanntlich Sonnen- und Mondwesen aus naheliegenden Gründen vielfach ineinander über. Ein klassisches Beispiel für das einseitige Hineinzwängen aller Mytheninhalte in das Schema der Sonnenmythe ist das altberühmte und geschätzte Werk Schirrens über „die Wandersagen der Neuseeländer“, wo fast auf jeder Seite die klarsten Mondbeziehungen zugunsten des Sonnenheroen übersehen oder verkannt sind. Auch die neueste Schrift über diesen Gegenstand von Frobenius „das Zeitalter des Sonnengottes“ (Berlin 1903) ist mit diesem Fehler behaftet (vgl. Hüsings Kritik in der Orientalischen Literaturzeitung 1905). In Stuckens „Astralmythen“ sind

1) Eine weitverbreitete, aber ganz schiefe Auffassung der Sache vertritt ein Kritiker im Lit. Centralbl. 1904, p. 1371, wenn er sagt, dass jeder Versuch, in den Mythen die einfachsten Grundelemente herauszufinden, gelingen müsse, denn mit einigem Scharfsinn könne man fast jeden Mythus auf jede Grundform zurückführen. Dem einen sei das Feuer, dem anderen der Mond der Grundfaktor. Von den auffallend häufigen mythologischen Assoziationen zwischen Mond und Feuer ist diesem Kritiker also nichts bekannt. Im übrigen kommt es doch wohl auf die Stichhaltigkeit der Beweisgründe für den einzelnen Fall an.

wieder Sternbilder wie Orion und Plejaden, die mit Mond und Sonne mythisch viel Gemeinsames haben, nicht immer mit Recht den Hauptgestirnen untergeschoben worden. Im allgemeinen hat sich aber doch schon der Blick geschärft. Das immer massenhafter aus allen Teilen der Erde, namentlich aus Nordamerika zuströmende Material gestattet jetzt schon mit einiger Sicherheit den stofflichen Inhalt weit verbreiteter Mythen zu bestimmen und deren typisch wiederkehrende Gestalten nach gewissen charakteristischen Merkmalen auf das zu Grunde liegende Natursubstrat zurückzuführen.

Am klarsten sind die Ableitungen aus Sonne und Mond, da deren Merkmale immer wieder in denselben Kombinationen zur Verwendung kommen.

Bei der Sonne kommt weniger ihre Licht- und Wärmewirkung in Betracht, die sogar oft unabhängig von ihr gedacht sind, als vielmehr ihre Gestalt und Bewegungsart in ihrer Beziehung zum Horizont sowohl wie zur Ekliptik. Anthropomorph erscheint sie als Held und Krieger, bei manchen Völkern aber auch weiblich als Jungfrau oder Königin. In ihren Strahlen sendet sie Pfeile aus oder lässt Stricke, Rotang, Spinnefäden, Luftwurzeln und Netze herab. Ihr Haar ist golden. Sie ist langhaarig, langbärtig mit langen Brauen oder Wimpern. Sie taucht aus der Unterwelt auf, wobei in der Regel ihre Haarlosigkeit besonders betont wird. Sie steigt, fährt, fliegt zum Himmel auf oder sitzt auf einem rasch emporwachsenden Baume. Abends verbrennt sie oder taucht in die Unterwelt zurück oder wird von Ungeheuern verschlungen (Erd-Rachen), ein Motiv, das häufig durch das der Symplegadenfelsen ersetzt wird. Ihr scheinbarer Aufenthalt in der Unterwelt oder deren Durchwanderung nach Osten zurück hat zu sehr verwickelten explanatorischen Mythentypen: Argonauten oder Besuch im Himmel geführt.

Wahrscheinlich gehört aber auch, wie Preuss[1]) gezeigt hat, ein Teil der Flutsagen in diesen Ideenkreis, der das schwierigste Problem urzeitlicher Weltanschauung zum Gegenstand hat. Denn was ist wunderbarer als die Wiederkehr der im Westen verschwundenen Sonne im Osten? Diese Sagen bilden auch allenthalben einen Hauptteil der primitiven Mythologie und sind mit den Gestalten der Kulturheroen und Heilbringer aufs innigste verbunden. Theromorph erscheint die Sonne gern als Vogel (Adler, Specht), als Ross oder, wie in Amerika häufig nach Analogie des Pfeilschützen, als Stachelschwein.

Als an sich unbeseeltes Objekt oder Attribut eines höheren Wesens (Sonnengottes) wird sie als Ball, Fackel, Schild, Wagen und Maske aufgefasst. Noch weit mannigfaltiger sind die Charakterzüge des Mondes. Im Gegensatz zur Sonne ist er meist weiblich gedacht und zwar entweder als junges nymphenartiges Weib (wie die indischen Apsarasen) oder als Alte von dämonischen Eigenschaften (Hexe). Als Mann ist er dementsprechend auch Zauberer oder Ahnherr des Menschengeschlechts als erster Mensch, dessen scheinbares Dahinsterben und Wiederauferstehen im

1) Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde z. Berlin, 1905, p. 443 ff.

späteren symbolisierenden Zeitalter das Schicksal der Menschheit versinnbildlichte, eine Vorstellung, die aber doch weit in die Urzeit zurückreichen muss, da fast alle primitiven Mythen die Frage, wie der Tod in die Welt kam in Form einer Mondmythe kleiden.

Dem sterbenden Mann entspricht als Gegenstück das schnell heranwachsende und infolge seiner Gefrässigkeit an Leibesumfang rasch zunehmende Kind. Sehr verbreitet ist namentlich in Amerika die Vorstellung des Mondes als eines mit Schwären, Hautschuppen oder Ungeziefer bedeckten Wesens wegen seiner Flecken, die aber auch als ein im Monde sitzendes oder an ihm haftendes Tier (Hase, Frosch, Bär, Hund u. a.), auch wohl als menschliches Wesen (seine Schwester) aufgefasst werden.

Der Mann oder das Weib im Monde in gebückter Stellung mit einer Traglast auf dem Rücken, gehört zu den universellen Vorstellungen, die ebenso zu seiner Anthropomorphisierung beigetragen haben wie das unmittelbar ins Auge fallende Mondgesicht selbst. Auch die Ideen des Schlangenhaars, des Schlangenkopfputzes, der dicken Haarflechten des Mondwesens entspringen wahrscheinlich der Fleckenfigur, könnten sich aber auch, wie Siecke annimmt, auf den dünnen Randbogen des Neumondes beziehen, doch ist, wie ich gestehe, eine völlig befriedigende Erklärung dieser weltweit verbreiteten Anschauung noch nicht gegeben. Die Phasengestalten mit ihrem scheinbaren Substanzverlust fordern zu allen möglichen Deutungen heraus. So z. B. als Mann, der Nase, Augen und Gesichtsteile verliert, als Schlangen- und Drachenkopf oder eine Reihe ständig wechselnder oder nachwachsender Köpfe (Hydratypus). Der Halbmond wird zur Waffe, Hammer, Axt, Steinmesser, worauf die Beziehung zum Donnerkeil und Feuerstein beruht. Die halben Scheiben haben offenbar die Märchen vom halben Mann oder den in Amerika häufigen Doppelwesen von Janustypus hervorgebracht. Unter Mitberücksichtigung der Vollmondscheibe gelangt man so zu den dreiköpfigen Wesen (Cerberus- und Geryoneustypus) und der Dreigestalt der Gorgonen und Graen. Die Mondsichel ist natürlich Sichelschwert (Harpe) wie bei den Gestalten der Demeter, des Kronos, Perseus und Herakles als Hydratöter. Weiterhin als Bogen nicht nur der Jagdgottheit, sondern auch als Bogen, den Jahwe als Bundeszeichen sehen lässt.[1]) Mythologisch hochbedeutsam ist die Kahnform des Mondes. Er wird so zum Schiff des Himmelsozeans, das die Sonne nach Osten zurückbringt oder den Menschen vor der grossen Flut rettet, eine von Böcklen vertretene und scharfsinnig begründete Auffassung, die mit einem Schlage eine Menge alt- und neuweltlicher Parallelen der Flutsage erklärt.

Die mehr horizontale Lage des Bogens in niederen Breiten erzeugt die Vorstellung einer Schale, die Wasser, Blut, Götterspeise, Ambrosia oder Göttertrank (Nektar, Soma) enthält. Die Mondmasse selbst wird Götterspeise, die, wenn verbraucht, durch Sternmaterial wieder ergänzt wird. Andererseits werden aus täglich verbrauchten Monden Sterne gemacht.

1) E. Böcklen, Archiv f. vgl. Religionswiss. Bd. VI, Heft 1 u. 2, 1903.

Der ganze Wandlungsprozess ist aber nicht nur eine Verstümmelung oder Zerstückelung, sondern auch ein Hautwechsel freiwilliger und gewaltsamer Art, der im „Sinnbildzeitalter“ auf die Erneuerung des irdischen vegetativen Lebens bezogen wurde.

Der zerstückelte Mond stirbt von Feindeshand. Sein siegreicher Gegner ist zunächst die Sonne, dann aber feindliche Tiere und Dämonen, die in den Eklipsen nicht nur ihm, sondern auch der Sonne verderblich sind. Beide Gestirne werden dadurch krank oder wirklich verschlungen, um dann unverletzt wieder aus dem Bauche des Untiers hervorzukriechen. Damit ist das Motiv des Drachenkampfes und des Verschlungenwerdens gegeben, das wieder mancherlei Assoziationen mit dem der Unterweltsfahrt bedingt.

Noch häufiger als die Sonne ist der Mond selbst ein bösartiges, gespenstisches Wesen, das als solches leicht den geheimnisvollen Mächten der Unterwelt angereiht wird. Sein Gestaltenwandel verleiht ihm den Charakter eines mächtigen Zauberers sowohl wie kunstreichen Bildners, daher überall Webe- und Schmiedekunst von ihm ausgehen, je nach dem er männlich oder weiblich gedacht ist. Als höllisches Wesen erscheint er in den Gestalten des mit Schmutz und Ungeziefer bedeckten Fährmanns Charon, der schlangenhaarigen Medusa und der Erinnyen, die sämtlich in Amerika ihre Parallelen haben. Auch als Skelett oder einzelner Totenkopf, der seine Opfer verschlingt, oder auch einschlürft, kommt er in der neuen Welt vor. Seine engen Beziehungen zur Unterwelt, deren Gottheiten, wie z. B. Yama, Hekate, die Spinnenfrau Amerikas, Miru der Polynesier, die Sedna des Eskimo, fast sämtlich mehr oder minder deutliche Mondhypostasen sind, scheinen auf einem gesetzmässig sich abspielenden Assoziationsprozess zu beruhen, da wir sie in allen systematisch ausgebildeten Mythologien finden. Schon die Naturvölker zeigen Spuren davon, denn vielfach ist bei ihnen der Mond die Sonne der Unterwelt oder der Aufenthalt der Toten überhaupt, wie später auch wohl die Hölle[1]) selbst. Andere Vorstellungskomplexe hängen weniger mit der Gestalt, als mit den Einflüssen des Mondes zusammen, Ideen, die alle Zeitalter überdauert und sich zum Teil auch im Volksglauben der Kulturwelt bis in die Gegenwart lebendig erhalten haben.

Der Mond beherrscht das gesamte vegetative Leben der Erdoberfläche, er ist Spender der Kultur- und Arzneipflanzen, deren narkotische und berauschende Wirkungen direkt von ihm ausgehen. Überall kommt den Vegetationsgottheiten und Dämonen ein Mondcharakter zu. Das gilt für Dionysos und Demeter so gut wie für die aztekischen Pulque-Götter. Ebenso reguliert der Mond die Geschlechtsfunktionen in der animalischen Welt. Geburt, Menstruation, normale wie perverse Triebe gehen von ihm aus. Er spendet ferner Feuchtigkeit, Nebel, Regen, Nachttau und regelt, als Wasserschlange gedacht, die Gezeiten des Meeres. Er ist bis auf den heutigen Tag Herr des Wetters und der Winde und berührt sich dem-

1) Tylor, Anfänge der Kultur I, p. 70.

gemäss und zwar inniger als die Sonne, auch mit den Feuer-, Blitz- und Gewittermächten.

Diese Beziehungen des Mondes zur Erde einerseits und den Himmelserscheinungen andererseits erklären die in den meisten entwickelten Mythologien bemerkbare Wesensähnlichkeit oder Vermischung der aus Erde, Feuer, Mond abgeleiteten Gestalten, die Beziehungen des himmlischen Feuers zur Sonne und des irdischen zum Monde unter Vermittlung des Feuersteins, der wiederum mit dem Donnerkeil oder Blitzstein verschmilzt, die Rolle des Mondes in zahlreichen Mythen von der Feuergewinnung u. dgl. Alle diese ungemein bedeutsamen Berührungspunkte bedürfen aber noch sorgfältiger Spezialuntersuchungen, die bisher kaum versucht wurden.

Somit bietet der Mond eine erstaunliche Fülle von konkreten, aus unmittelbarer Anschauung abgeleiteten Zügen, die überall in den gleichen Kombinationen und Assoziationsgruppen auftreten. Kein Wunder also, wenn auf Schritt und Tritt die „Mondgeister" den Mythologen verfolgen. Man braucht sie wahrlich nicht, wie Oldenberg meint, zu rufen. Sie drängen sich vielmehr unaufhaltsam jedem auf, der nicht absichtlich die Augen verschliesst. In der Tat ist der Mond der wahre Führer durch das Labyrinth der mythologischen Vorstellungen. Wer da glaubt, seiner entraten zu können, wird sicherlich mit seinen Deutungen in irgend einer Sackgasse stecken bleiben. Die Reihe der Mond- und Sonnenableitungen ist übrigens noch bei weitem nicht erschöpft.

Neue Kombinationen ergeben sich aus dem Verhältnis beider Himmelskörper zueinander, so z. B. ihrer Auffassung als Ehe- oder Geschwisterpaar, Persönlichkeiten, die entweder liebend sich zu vereinigen oder im Streit einander zu fliehen streben, also die Typen Orpheus und Eurydike, Eros und Psyche, Pururavas und Urvaçī mit ihren amerikanischen Parallelen. Für unser Thema besonders bedeutsam sind die Mythen von den feindlichen Brüderpaaren, vom Kampf des Sonnenhelden mit Mondungeheuern oder von Sonne und Mond mit anderen feindlichen Mächten, wie sie allen erkennbar sich noch heute am Himmel abspielen. Solche Mythen haben dann später die mannigfaltigsten Umdeutungen erfahren, die uns im folgenden noch beschäftigen werden.

Sonne und Mond erscheinen auch als Weltelternpaar, wie die ihnen verwandten Gegensätze Himmel und Erde. Welche Vorstellung die ursprünglichere ist und ob beide auseinander abzuleiten sind, ist noch unentschieden. Die Mythe von der gewaltsamen Trennung des ursprünglich eng vereinigten Paares, die aus ihren polynesischen Varianten am besten bekannt, doch auch in Amerika nicht fehlt, gehört sicherlich zu den uralten Vorstellungen, wenn sie auch nicht überall belegt ist, was Breysig gegenüber hier noch einmal ausdrücklich hervorgehoben sei.

Ein sehr wichtiges, namentlich in Amerika viel verwendetes Moment ist die Pluralität von Sonne und Mond, die in ihrer rohesten, bei den niedrigsten Naturvölkern noch hier und da nachweisbaren Form eine tägliche Erneuerung dieser Gestirne annimmt. Gewöhnlich werden aber die verschiedenen aufeinander folgenden Sonnen und Monde in ein genea-

logisches Verhältnis zueinander gebracht. Sind Sonne und Mond Mann und Frau, so sind alle folgenden, also ihre Kinder, wiederum Sonnen und Monde, auch wohl Sonnen und noch häufiger Monde allein, manchmal auch Morgen- und Abendstern oder andere Planeten. Alle diese Abkömmlinge entwickeln dann wieder besondere mythologische Relationen und durch besondere Namen unterschiedene Gestalten.

Endlich kommt auch die Vorstellung von einem aus verschiedenen Schichten oder Sphären bestehenden Weltgebäude, deren jede ihre besonderen Gestirne enthält, in Betracht. Alles das erklärt das Nebeneinander verschiedener Götterqualitäten mit Rang- und Stufenunterschieden in der höheren Mythologie sowie den Zerfall ursprünglich einheitlicher Naturwesen in mehrere, von denen jede nur eine besondere Erscheinungsform oder Phase der Grundgestalt bezeichnet.

Damit erledigt sich zugleich ein mehrfach von Breysig (S. 40, 42, 72) geäussertes Bedenken, dass eine Gottheit, die neben sich noch eine besondere Sonne duldet, nicht von der Sonne abgeleitet sein könne. Dies ist im Gegenteil etwas sehr Gewöhnliches. Die Heroen- und Göttermythe ist zunächst ja nur die Weiterbildung der ursprünglichen Naturmythe und bewegt sich in dem gleichen Vorstellungskreise, nämlich dem der Märchendichtung. Sie verwendet deren Gebilde ohne Bewusstsein ihrer ursprünglichen Bedeutung. Nun kann aber die Urmythe dieselbe Erscheinung in verschiedener Weise auffassen. Indem jede dieser Apperzeptionen der Ausgangspunkt besonderer Vorstellungsreihen wird, ergibt sich eine auf die gleiche Grundform zurückgehende Vielheit mythologischer Typen, die die spätere gefestigte und konsequent durchgeführte Göttersage je nach Bedarf verwertet. Sie bringt die lose nebeneinander stehenden Gebilde der Urmythe in logischen Zusammenhang durch Unterordnung unter eine beherrschende Vorstellung.

Fasst die Urmythe z. B. das wechselseitige Spiel zwischen Sonne und Mond als einen Kampf auf, so kann im Verlaufe der Entwicklung an Stelle des Mondes jede Gestalt treten, die überhaupt aus der Mondvorstellung abgeleitet oder ihr assoziiert ist. So können verschiedene ursprünglich selbständig entstandene Wesen, wie Zauberer, Dämonen, Ogern, Schlangen und Drachen, aus gemeinsamer Wurzel entstanden, nach- oder nebeneinander in die mythische Handlung eingreifen. In der Heraklessage sind z. B. fast alle als Gegner des Heroen auftretenden Fabelwesen Mondpersonifikationen, die in der Mythologie niederer Völker, wie denen Amerikas, ihre direkten Homologien haben. Wer das nicht anerkennt, beweist damit nur seine Unkenntnis des ethnologischen Materials.

Wie an Stelle des Mondes die ihm eng verwandten Erd- und Unterweltsmächte treten können, so wird die Sonne ersetzt durch ihren Abkömmling, den Sonnenhelden, oder das ihm entsprechende Brüderpaar Sonne und Mond der zweiten Generation oder Morgen- und Abendstern oder endlich den Mond selbst in seinen Phasen der Zu- und Abnahme. Das Sonnenwesen oder der Sonnengott der höchsten Sphäre wird dann Schöpfer der irdischen Sonne und der ihr koordinierten Himmelskörper, kurz, jede erdenkliche Kombination ist möglich, sobald nur die frühere

Naturbedeutung der Gestalten unter Verlust ihres ursprünglichen Namens dem Bewusstsein entschwunden ist. In der Regel bleibt sie aber kenntlich durch Beinamen, Attribute und scheinbar nebensächliche Züge. So weisen z. B. bei der lernäischen Hydra die nachwachsenden Köpfe, von denen einer unsterblich bleibt, bei der kernytischen Hindin die Goldhörner, beim Cerberus und Geryon die Dreiheit der Köpfe auf die Mondnatur dieser Wesen hin.

Die Vermehrfachung mythologischer Gestalten beruht nicht nur auf Teilung, sondern auch auf direkter Wiederholung desselben Wesens. So wird eine Verdoppelung dadurch bewirkt, dass eine männliche Gestalt ein weibliches Komplement erhält und umgekehrt. Wesen der Oberwelt und des Himmels erhalten oft entsprechende Gegenstücke in der Unterwelt. In Amerika tritt die Neigung hervor, alle göttlichen Potenzen nach den Himmelsgegenden zu vervielfältigen, bisweilen sogar unbeschränkt zu vermehren. So heisst es von der „Spinnenfrau“, der Mondgöttin der Prärieindianer, ausdrücklich, dass es deren viele gebe.

Diese Verhältnisse genügen völlig, um die von Breysig hervorgehobenen scheinbaren Inkonsequenzen gewisser Mythenbildungen zu erklären, abgesehen davon, dass absolute Folgerichtigkeit dem Wesen eines Phantasiegebildes, wie es die Mythe nun einmal ist, widersprechen würde.

Neben Sonne und Mond liefern die übrigen Naturphänomene nur ein relativ spärliches Material. Das gilt besonders für die früher fast ausschliesslich berücksichtigten Erscheinungen des Luftraums: Regen, Gewitter, Donner und Blitz, Morgenröte usw., die fast stets nur in engster Verbindung mit den Hauptgestirnen mythisch verwertet werden, in manchen Gebieten, wie bei den südamerikanischen Naturvölkern, überhaupt ausfallen.

Wichtiger, aber zum grossen Teil wohl erst später entwickelt, sind die Sternmythen, von denen die an auffällige Sternbilder, wie Orion, Plejaden, grosser Bär, Kreuz, Milchstrasse anknüpfenden wohl die ältesten sind, während Einzelsterne schon eine methodische Himmelsbetrachtung voraussetzen. Viele Sternmythen, besonders die den Orion und die Plejaden behandelnden, sind offenbar sekundäre Umformungen von Sonnen- und Mondmythen, wie das reichhaltige von Stucken in seinen „Astralmythen“ beigebrachte Material beweist. Zu den unzweifelhaft primären Astralmythen gehört die Sage vom Weltbaum mit den Goldfrüchten (Milchstrasse), vom ausgerissenen Arm[1]), von den Schicksalen des Orion als Jäger mit ihren amerikanischen Parallelen, von der Vernichtung eines feindlichen Heeres durch den Sonnengott (z. B. die vierhundert Uitznauas bei den Azteken) und endlich manche der sogenannten Ogermythen, in denen der Mond die Rolle als „Hilfsalte“ oder Hexe spielt (s. Frobenius a. a. O. S. 398).

Eine besondere Gruppe von Naturmythen, die wenigstens teilweise noch urzeitlichen Carakter trägt, bilden die explanatorischen, zur Erklärung gewisser auffälliger Erscheinungen absichtlich erfundenen. Sie sind nicht

1) L. Frobenius, Das Zeitalter des Sonnengottes. Berlin 1904, p. 393.

einfacher Ausdruck der Anschauung, sondern rationalistische Deutungen von den Menschen nahe berührenden oder in seiner unmittelbaren Umwelt sich abspielenden Vorgängen. Wundt ist geneigt, die Existenz solcher Mythen überhaupt zu leugnen. Er wendet sich gegen die rationalistische Theorie der Mythenentstehung, nach der der Mythus eine naive Behandlung theoretischer oder praktischer Probleme, eine Art primitiver Wissenschaft sei, die für jede auffallende Erscheinung die Frage nach dem Warum? aufwerfe. Eine Erkenntnis um ihrer selbst willen liegt nach Wundt (Mythus I, p. 560) indes dem Naturmenschen ganz fern. Wo sich theoretisches Interesse beim primitiven Denken zeige, sei dieses doch durchaus praktischer Art, Erfolg bei Unternehmungen, Abwehr von Feinden u. dergl. So allgemein ausgedrückt ist Wundts Ansicht nach dem, was wir heute über das geistige Leben der Wilden wissen, unhaltbar. Richtig ist, dass die rationalistische Theorie nicht den Mythus überhaupt, sondern nur eine bestimmte Kategorie desselben erklärt. Das wirkliche Vorkommen rationalistisch erfundener Mythen unterliegt keinem Zweifel, nur tritt die spekulative Neigung nicht überall in gleichem Masse hervor. Sie ist z. B. bei den Australiern nur schwach, bei den afrikanischen Negern stärker, bei den Amerikanern dagegen im höchsten Masse entwickelt. Es sind zunächst gewisse biologische Erscheinungen, die jedes tiefer beanlagte Volk zu phantastischen Erklärungsversuchen anregten. Das Interesse daran ist auch kein rein theoretisches. Dass diese Fragen auch ihre praktische Seite haben, beweisen die sich vielfach daranknüpfenden magischen Riten und Sitten, Männerkindbett, Speiseverbote, Heiratsordnungen, Orakel u. dergl. Probleme dieser Art sind z. B., wie der Tod in die Welt kam, die Entstehung der Geschlechtsunterschiede und des Sexualverkehrs sowie der ersten Menstruation, alle drei meist in die Form von Mondmythen gekleidet, die Entstehung der Sprachzersplitterung, die Herkunft des Feuers und der Kulturgüter überhaupt. Diese Fragen werden fast überall aufgeworfen und bilden den wesentlichsten Teil der Kosmogonien.

Andere, über die ganze Welt hin vorkommende Fabelmärchen beschäftigen sich mit der Frage, wie die einzelnen Tierklassen ihre heutigen charakteristischen Merkmale erhielten, wobei besonders des Verhältnis des Menschen zum Affen eingehend erörtert zu werden pflegt. In Amerika hat man dem periodischen Auftreten und Verschwinden gewisser Tiergattungen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Gewöhnlich sind derartige Erzählungen anderen Mythen episodisch eingestreut. Seltener beschäftigt sich die erklärende Mythe mit kosmischen, meteorologischen und geologischen Erscheinungen. Doch sind gerade diese Fragen um so wichtiger, als auf ihrer Beantwortung die spezifische Ausgestaltung des Weltbildes und damit der Charakter der Schöpfungs- und die Heilbringersage beruht. Am häufigsten behandelt wird die Ursache der Sonnenwärme, die Bewegung der Sonne zwischen den Solstitialpunkten (ihr Stillstand als Lähmung oder Beinverlust gedacht), das Wiedererscheinen der im Westen verschwundenen Sonne im Osten; auch die Entstehung der Mondphasen und endlich der Morgenröte und des Nordlichts gehören hierher.

Von den Erscheinungen der Erdoberfläche interessiert die Verteilung von Land und Wasser, der Salzgehalt des Meerwassers, die Gezeiten und die furchtbaren und impressiven Phänomene des Erdbebens und des Vulkanismus.

Das Vorkommen fossiler Gebeine in der Erde, von marinen Muscheln im Binnenlande und auf Höhen sind für die Ausbildung von Flutsagen von grösster Bedeutung gewesen. Sicherlich ist ein Teil dieser Mythen nur die rationalistische Erklärung derartiger Funde, wie sich z. B. aus zahlreichen amerikanischen Beispielen beweisen lässt. Es gibt also schon unzweifelhaft auch bei Naturvölkern bewusst rationalistische Mythen. Sie fehlen fast niemals, wo überhaupt reicheres Material vorliegt. In Amerika lassen sich selbst auf dem mythologisch noch so wenig durchforschten Südkontinent alle hier angeführten Typen nachweisen. Auch bei den urzeitlichen Australiern fehlen sie nicht. Es geht also nicht an, sie einfach als spätere Bildungen beiseite zu schieben.

Was hier über mythische Stoffe und Motive gesagt ist, dürfte manchen als „olle Kamellen“ erscheinen; denn oft genug sind diese Dinge Gegenstand monographischer Arbeiten gewesen. Wenn ich sie dennoch wieder in Erinnerung bringe, so geschieht das, weil sie keineswegs Gemeingut sind. Das beweist schon die Breysigsche Arbeit. Aber auch sonst glaubt mancher Forscher sich über die Naturdeutungen hinwegsetzen zu können, weil „ihm die ganze Richtung nicht passt“, oder er begnügt sich, im einseitig meteorologischen Vorstellungskreise festgebannt, nach wie vor mit der obsoleten Wolkenfrau, den Wolkenkühen, dem Blitzdrachen, der Morgenröte, dem Wolf der Finsternis und der „Vermählung der Himmlischen“ im Gewitter (n. Schwartz).

Breysig selbst hat das richtige Gefühl, dass mit solchen mehr oder weniger willkürlichen Deutungen, die vielleicht für ein ganz beschränktes Gebiet hier und da das richtige treffen, in keiner Weise aber die Fülle des mythologischen Völkergedankens erschöpfen, nichts anzufangen sei, verschliesst sich aber durch seine euhemeristischen Vorurteile selbst das Verständnis der von ihm benutzten Sageninhalte.

Freilich lässt sich auch, wenn man die Naturdeutung im Prinzip als berechtigt anerkennt, im einzelnen Fall durchaus nicht immer leicht bestimmen, welche Erscheinungen und Vorgänge einer Mythe zugrunde liegen. Denn je weiter die Entwicklung vom naturmythologischen Märchen zur eigentlichen Mythe fortschreitet, um so mehr werden die ursprünglichen Züge durch Neubildungen, Umdeutung oder Bedeutungswandel der Namen sowie Hinzutreten fremder Elemente verwischt. Willkürliche Veränderungen sind zudem niemals ganz auszuschliessen, sobald erst einmal die individuelle Phantasie des Erzählers oder Dichters hineinspielt. Gerade solchen Überarbeitungen verdanken wir ja vielfach erst die Erhaltung der Tradition.

Abgesehen von diesen Wandlungen und äusseren Zutaten zum Stoff sind gewisse Veränderungen und Vieldeutigkeiten im Wesen der Mythe selbst begründet.

Wir haben gesehen, dass häufig Vervielfältigungen mythologischer Gebilde dadurch entstehen, dass eine Gestalt in mehrere wesensverwandte zerlegt wird, einheitliche Vorgänge nach ihren Phasen sich in Sonderbildungen auflösen. Nun kommt aber auch das umgekehrte vor. Ursprünglich getrennte Vorstellungsinhalte können beim Vorhandensein analoger Züge durch die Ideenassoziation einander bis zur völligen Verschmelzung angeglichen werden.

Aus solchen Assimilationen entstehen Bildungen unbestimmten Charakters, deren Ursprungssphäre sich nur im allgemeinen umgrenzen lässt. Sie gestatten daher die verschiedensten Deutungen wie so viele mythologische Gestalten des Veda und der griechischen Sagenwelt sowie die Heilbringertypen beider Hemisphären. Aus dem einzelnen Mythenkreise heraus ist dann die Entscheidung nicht zu treffen. Sie ergibt sich erst aus der ethnologischen Vergleichung, namentlich dann, wenn die Mythe aus der kosmischen Erscheinungswelt ableitbar, also ein Produkt des menschlichen Elementargedankens ist. Es zeigt sich dann meist eine gewisse Gesetzmässigkeit im Wandel der Vorstellungen.

Auf die enge mythologische Verbindung von Mond und Erde habe ich bereits hingewiesen. Die Assoziation beruht hier auf den Analogieerscheinungen des Wachstums, der Erneuerung und des Absterbens (mit bezug auf den Vegetationswandel und die Lebensvorgänge überhaupt), auf den beiderseitigen Beziehungen zum Totenland, zur Urflut und dem Wasser im allgemeinen, endlich auch zu gewissen Tieren, die durch irgend welche Eigenschaften mit beiden begrifflich zusammenhängen, wie Schlangen, Drachen, Frösche u. dergl.

So finden sich in allen Mythologien Gestalten, die Züge von Mond- und Erdwesen in sich vereinigen. Ein interessantes, erst neuerdings erkanntes Beispiel, wenn wir von den antiken Figuren der Demeter und Persephone absehen, sind die mexikanischen Vegetationsgottheiten, Pulquegötter, Xipetotec sowie die Erdgöttin Couatlicue, die in ihren Symbolen und Abzeichen sich deutlich als ursprüngliche Mondgottheiten erweisen. Ähnliche Ausgleichungen bestehen zwischen Sonne und Mond unter sich sowohl wie mit Sternen und Sternbildern, worüber u. a. Siecke sich mit Bezugnahme auf Beispiele der griechischen und nordischen Mythologie ausführlich auslässt.

Besonders deutlich zeigt sich der Bedeutungswandel in der babylonischen Sternmythologie. Hier treten frühzeitig beide Hauptgestirne in engste Wechselbeziehung teils zu den Planeten, teils zu gewissen auffälligen Konstellationen, die sie auf ihrer Jahresbahn zu passieren haben. So wird Marduk als ursprünglicher Sonnengott dem Sternbild des Stieres sowohl als dem Planeten Jupiter assimiliert, Istar, wohl erst Mondgöttin, dem Venusgestirn gleichgesetzt.[1])

Die Vorstellung der Urmeerschlange Tiamat, aus deren zerstücktem Körper ein Himmelsabschnitt (Milchstrasse) gebildet wird, setzt sich zu-

1) Die von Gilbert im „Globus“ Bd. 86 Nr. 14 vertretenen Anschauungen dürften das richtige treffen und sind jedenfalls ethnologisch einwandsfrei.

sammen aus Elementen, die vom Monde als Drachen, vom Meere als erdumgebende Schlange und der unmittelbaren Apperzeption der Milchstrasse als Himmelsschlange hergenommen sind. Den ethnologischen Parallelen nach zu urteilen ist für den Kampf Marduks mit der Tiamat wahrscheinlich der gewöhnliche Sonnen- und Mondkampf die beherrschende Grundvorstellung, während die Angleichung der Tiamat mit der Wasserflut oder dem winterlichen Dunkel auf späterer sinnbildhafter Deutung beruht. Die Entscheidung darüber muss den Fachleuten überlassen bleiben, die wenigstens in der Anerkennung des naturmythologischen Charakters der ganzen Sage übereinstimmen.

Solchen Umformungen, Angleichungen und Konvergenzen begegnen wir in der Mythologie aller Völker auf Schritt und Tritt. Als südamerikanisches Beispiel sei eine Mythe der Yurakarē (Bolivien) erwähnt, in der ein vieräugiger Jaguar auf der Flucht vor dem Helden einen Baum ersteigt und seinen Vater oder Schützer, den Mond, um Hilfe anruft.[1])

Hier bildet das Geflecktsein das verbindende Element zwischen den Vorstellungen des Jaguars und des Mondes. Die Jaguare als Kinder des Mondes sind Sterne und Sternbilder. Nur einer von ihnen wird ausdrücklich als vieräugig bezeichnet. Es ist offenbar das Sternbild des Kreuzes, das man noch heute auf dem Baum der Milchstrasse, und zwar gerade am Verästelungspunkte, sitzen sieht. Die in Amerika weit verbreitete Sage von dem Frosch im Monde, der als dessen ihm anhaftende Frau aufgefasst wird, hat bei den Arapaho, wo sie als Kultmythe dem Sonnentanzritual einverleibt ist, eine Umdeutung in dem Sinne erfahren, dass der Frosch die Frau der Sonne ist, die erst später aus Ärger über ihren Schwager Mond diesem auf die Brust springt. Umgekehrt spielt der Mond hier die sonst der Sonne zukommende Rolle, indem er in Gestalt eines Sonnentieres, des Stachelschweines, ein irdisches Weib als Gattin heimführt. Diese Umformung ist hier rituell begründet. Die Mythe dient zur Erklärung einer Zeremonie, in der die Umarmung einer Frau durch den Mond mimisch dargestellt wird, also eines Analogiezaubers zur Erzielung von Fruchtbarkeit und Gedeihen. Der Mond als der Hauptfaktor dabei musste also an Stelle des ihm sonst gebührenden Froschweibes eine menschliche Gattin erhalten.

Dazu kommt nun noch ein weiteres Moment, das für die spätere Verarbeitung der Mythenstoffe in der eigentlichen Heilbringer-, Götter- und Schöpfungssage von der allergrössten Bedeutung ist, auf dem die Verknüpfung der Einzelelemente zu einer einheitlichen, konsequent durchgeführten Handlung beruht, durch das psychische Motive an die Stelle zufälligen Nacheinanders eingeführt und die handelnden Personen mit ethischen Charakterzügen ausgestattet werden.

Ist die Welt ein System von Beziehungen, so muss auch die Naturmythe als Ausdruck der Weltanschauung nicht nur die gesondert nebeneinander bestehenden Erscheinungen und Objekte zum Gegenstand haben,

---

1) Ehrenreich, Mythen und Legenden der südam. Urvölker. Berlin 1905, p. 38.

sondern auch deren Wechselwirkungen aufeinander und damit die zwischen den Qualitäten der Erscheinungsformen bestehenden Gegensätze.[1])

Schon die roheste Naturbetrachtung führt zur Apperzeption auffallender, die ganze Natur durchsetzender und sie beherrschender Dualitäten, die zwar ihrem Wesen nach unerkannt, doch in ihren Wirkungen ebenso unmittelbar sinnlich empfunden werden, wie die konkrete Körperwelt selbst.

Alle Fragen der mythischen, religiösen und wissenschaftlichen Weltanschauung knüpfen in letzter Linie an die aus jenen Gegensätzen sich ergebenden Probleme an und werden je nach der Stufe der Geisteskultur beantwortet. So entsteht das jeweilige Weltbild, das der Mensch in der Kosmogonie und Theogonie zu erklären und zu begründen versucht.

Das ganze Naturleben wird als ein Zusammenwirken oder Widerstreit zweier Prinzipien aufgefasst, die durch Reihen sich ausschliessender Gegensätze, wie Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Wärme und Kälte, Sommer und Winter, Leben und Tod, Jugend und Alter, männliches und weibliches Geschlecht usw. bestimmt sind. Diesen physikalischen und biologischen Qualitäten schliessen sich im Verlaufe der Entwicklung sekundäre, ethische und ästhetische an, die auf primitiver Stufe zunächst durch die Wertungskategorien des individuell oder sozial nützlichen und schädlichen, feindlichen und freundlichen, überhaupt des günstigen und ungünstigen vertreten werden.

Alle diese Dualitäten werden auf Grund von Erfahrungen wie phantastischer Spekulation mit solchen der kosmischen oder irdischen Umwelt in Beziehung gebracht, wie Sonne und Mond, Himmel und Erde, Oberwelt und Unterwelt, Feuer und Wasser, Sommer und Winter usw. und erzeugen so neue Assoziationsreihen, die den einzelnen Mythologien ihren spezifischen Charakter verleihen und die Richtung der späteren versinnbildlichenden Mythenumdeutung bestimmen.

Mit der Vorstellung Sonne verflicht sich die von Licht, Leben, Wärme, mit der des Mondes Nacht, Feuchtigkeit, Tod. Wie Sonne und Mond miteinander im Kampf liegen, so auch Licht und Dunkel, Tag und Nacht. Andererseits werden Sonne und Mond als Lichtwesen den Mächten der Erde und Unterwelt gegenübergestellt. Beide Hauptgestirne bekämpfen in den Eklipsen die Dämonen der Finsternis, sofern sie aber auch den Sternen das Licht rauben, d. h. sie durch Tötung zum Verschwinden bringen, werden auch diese den Unterweltswesen angeglichen und gewinnen so den Charakter feindlicher Dämonen (wie z. B. in Mexiko). Licht und Finsternis werden aber auch in demselben Verhältnis zu einander stehend gedacht wie Wärme und Kälte, Sommer und Winter. Jeder Kampf am Himmel wird so gleichzeitig ein Kampf irdischer Potenzen. Der Sieg über ihre Gegner wird mit dem des Frühlings über den Winter

---

1) Die sekundär aus Kulthandlungen abgeleiteten Mythen bleiben hier unberücksichtigt, auch muss auf eine Kritik der neuerdings stark hervortretenden Bestrebungen, alle Mythen als aus dem Ritual explanatorisch entstanden anzusehen, verzichtet werden. Es sei nur bemerkt, dass es sich bei den Kultmythen weniger um Neubildung als um tendenziöse Umformung gegebener Stoffe handelt. Bei näherer Prüfung ist auch in solchen Fällen die naturmythologische Grundanschauung oft unverkennbar.

identifiziert, und in der täglichen Bahn der Gestirne findet der ganze Jahreskreislauf der Naturerscheinungen seinen Ausdruck. Alle diese Vorstellungen und Assoziationen bestimmen die Entwicklung der Symbolik des Rituals und der Kultusformen der Religion und bilden die Grundlage abergläubischer Systeme, wie Zeichendeutung, Tagwählerei, Orakel, Omina und des ganzen Gebäudes der Astrologie auf der Altertumsstufe. Auch inmitten der Kulturwelt trägt Volksglaube und Brauch noch die deutlichen Spuren davon.

Die Einführung moralischer Wertungsbegriffe gehört natürlich einer fortgeschrittenen Stufe an. Dass Licht und Tag den heilsamen nützlichen und damit subjektiv guten, Nacht und Finsternis den unheilbringenden Mächten als Wirkungssphäre zukommt, ist eine den Wilden geläufige Anschauung. Aber sie ist ein Ergebnis des Geisterglaubens überhaupt und steht in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit guten oder bösen Qualitäten der Naturerscheinungen selbst. Sonne und Mond sind in der primitiven Mythe ebenso oft böse wie gut. Die Qualität der Sonne hängt nicht ab von ihrer Eigenschaft als Licht- und Himmelswesen, sondern ausschliesslich von der Art ihres Wirkens im Einzelfalle. Noch in der griechischen Mythe erscheint Apollo, der wohltätige Sonnengott, auch als mit Giftpfeilen schiessender, pestbringender Dämon gerade wie bei Naturvölkern die Sonne auch als kannibalischer Jäger aufgefasst wird; dem verderblichen Zauberer Mond oder der Mondhexe steht die milde Gestalt der Mondjungfrau, der Himmels- oder Sonnengattin oder der Erdmutter gegenüber.

Aber schon bei den Nordamerikanern finden wir die Idee eines inneren Zusammenhanges physischer und moralischer Qualitäten mit Naturerscheinungen und -kräften überaus reich entwickelt. Alle Phänomene der Welt, die vier Elemente, die Himmelskörper, die Kardinalpunkte, menschliche Organisation, Tierklassen usw. werden unter dem Gesichtspunkt des günstigen und ungünstigen, des freundlichen und feindlichen einander gegenübergestellt, durch bestimmte Farben symbolisch gekennzeichnet und einem den ganzen Kosmos umfassenden System eingegliedert.

Je mehr nun mit der Festigung der sozialen Verbände und der weiteren Ausbildung von Kultusformen die religiöse Weltanschauung die naturmythische verdrängt, desto entschiedener wandeln sich die nützlichen und schädlichen Mächte in gute und böse in moralischem Sinne um, bis endlich das ganze Weltgetriebe zu einem Streit des Bösen und Guten, des Lichts und der Finsternis als Grundkräften wird, eine Anschauung, die ihre schärfste Ausprägung in der iranischen Religion gewann und von dieser aus auch das Christentum auf das tiefste beeinflusste.

Die Heilbringersage lässt, namentlich in ihren amerikanischen Formen, die Vorstellung eines Antagonismus zweier wesensverschiedener Prinzipien schon deutlich erkennen. Der Kulturheros erscheint, sofern er zum Besten des Menschen tätig ist, als gutes Wesen. Zu ihm gesellt sich eine andere Gestalt von ähnlicher Macht, meist als sein Bruder gedacht, der zuerst mitwirkend, später das Schöpfungswerk zu stören sucht, bis

endlich ein Kampf beider Konkurrenten erfolgt, in dem der letztere unterliegt, ohne aber völlig unschädlich zu werden. Das schlechte oder unvollkommene der Schöpfung ist sein Werk, die gegenwärtige äussere Beschaffenheit der Erdoberfläche das Ergebnis der Wechselfälle des Kampfes.

Auf diese Entwicklung scheinen alle Heilbringersagen zuzusteuern. Auch wenn der Mitbewerber nicht ausgesprochen böser Natur ist, vielmehr nur als schwächlicher, niedriger oder komischer Charakter erscheint, oder auch wohl noch als halbtierisches Wesen gedacht ist, so liegt in ihm doch unzweifelhaft die Gestalt des Teufels der höheren Religionssysteme vorgezeichnet, dessen Antagonismus gegenüber dem guten Prinzip den eigentlichen Inhalt der Kulturreligion darstellt.

Wo wir, wie in Amerika, fast den ganzen Entwicklungsgang dieser Vorstellung verfolgen können, lassen sich beide Prinzipien in letzter Linie immer auf die in Naturqualitäten sich äussernden Gegensätze zurückführen.

Es handelt sich also bei der scheinbaren Vieldeutigkeit mythischer Helden und Vorgänge um völlig gesetzmässige, völkerpsychologisch begründete Bedeutungswandlungen, deren Ausgangspunkt freilich nur aus vergleichender Analyse auf ethnologischer Grundlage bestimmbar ist. Diese lehrt z. B., dass Deutung desselben Wesens als Mond oder Morgenstern, Gewittermacher oder Blitzschleuderer oder Erde sich keineswegs einander ausschliessen, sie zeigt, warum die Mythen von der Feuergewinnung so oft nicht, wie man meinen könnte, an die Sonne, sondern an den Mond anknüpfen, warum Mondhypostasen gelegentlich in solche der Sonne umwandeln und überhaupt solare und lunare Züge der gleichen Gestalt aufgeprägt werden.

V.

Kaum eins der hier angeführten Momente fehlt den vollständig überlieferten Heilbringersagen, wie wir sie aus Amerika und Polynesien besitzen, und es lohnt sich daher, einige der von Breysig benutzten Mythen auf ihre Naturbeziehungen zu prüfen. Wir werden dann sehen, was es mit dem angeblich irdisch-tierischen oder menschlichen Charakter von Gestalten wie Jelch, Michabazo, Joskeha usw. auf sich hat, in welchem Sinne überhaupt von deren menschlicher Natur gesprochen werden darf.

Dabei ist aber zu beachten, dass Breysig selbst die Berechtigung der Naturdeutung nur für die „Urzeit“ leugnet, sie dagegen für die spätere versinnbildlichende Periode ausdrücklich anerkennt. Das erschwert natürlich die Verständigung sehr, denn wenn wir auch einwandsfrei beweisen könnten, dass hinter Michabazo ein Sonnen-, Mond- oder überhaupt ein Lichtwesen sich verbirgt, so bliebe immer der Ausweg offen, hierin nur eine spätere Umdeutung zu sehen, zumal die meisten unserer Sagen erst in neuerer Zeit aufgezeichnet sind, die älteren aber wie die Babyloniens, Indiens und Griechenlands aus einer von astronomischen Vorstellungen beherrschten Periode stammen.

Die Haltlosigkeit dieses Einwandes ist aber leicht zu erkennen. An bewussten Umdeutungen hat es die spätere Kultmythe niemals, auch in Amerika nicht, fehlen lassen, aber diese hat gerade die ursprünglichen solaren und lunaren Züge verwischt und allegorische Versinnbildlichungen des Naturlebens oder dualistischer Weltprinzipien an ihre Stelle gesetzt. Gerade die unreifsten Entwicklungen zeigen den Charakter der naturmythologischen Anschauung am deutlichsten. Wenn Breysig das Gegenteil behauptet (S. 140, 144, 184), so verkennt er eben den klaren Sachverhalt. Eine Annahme, die alle Erfahrungen gegen sich hat und nur durch äusserst gezwungene Auslegung zu stützen ist, bedarf keiner besonderen Widerlegung.

Ob ein so kompliziertes Gebilde wie die nordwestamerikanische Rabensage als eine Mythe von urzeitlichem Charakter aufzufassen sei, unterliegt begründetem Zweifel. Sie macht vielmehr den Eindruck einer verhältnismässig jungen Kompilation, in der altertümliche Elemente mit sekundären, zum Teil weither entlehnten in lose Verbindung gebracht sind. Doch muss die Frage nach Alter, Entstehung und Grundbedeutung solange als unentschieden gelten, ehe nicht ihre zahlreichen Varianten bei allen Küstenstämmen des nördlichen Pacific von Kamtschatka bis Oregon systematisch verglichen sind. Beschränken wir uns auf die bei den Tlinkit, Tschimschian, Newettee (Tlatlasiqoala)[1]) umlaufenden Fassungen, die die spezifisch amerikanischen Züge vollständig enthalten — die von Breysig allein benutzte lückenhafte Version der Tlinkit genügt allein nicht —, so ist aus diesen schon der naturmythische Charakter des Ganzen deutlich ersichtlich.

Über die Vorfahren des Raben erfahren wir folgendes (Tschimschian bei Boas a. a. O., S. 278, Newettee S. 170):

Das Weib eines Häuptlings wird von diesem der Untreue bezichtigt und getötet. Sie gebiert noch als Leiche ein Kind, das in der Sargkiste verbleibt, indem es sich von den Eingeweiden der Mutter nährt (Mondmotiv). Im Frühling befreit, gesellt es sich in leuchtender Gestalt anderen Kindern zu. Dies Moment sowie die weiter erwähnte auffallende Gefrässigkeit des Knaben deutet wiederum auf den Mond. Er steigt mit dem Mink, einem Sonnenwesen, zum Himmel auf, um die Tochter der Sonne zu heiraten (Typus: Besuch im Himmel). Das neugeborene Kind beider stürzt vom Himmel ins Meer, wird von einem Häuptling gerettet und adoptiert. Es hat schneeweisse Haut und ist ebenfalls überaus gefrässig (Mondmotiv). Es wird später zum Raben, dessen Gefieder sich erst bei Gelegenheit des Feuerraubes schwarz färbt. Nach der Sage der Heiltsuq und Awikenoq schafft er sich seinerseits ein Kind mit weisser Haut und langen, schönen Haaren (Mond), und zwar aus dem in einer Muschel gesammelten Vaginalsekret eines Mädchens, ein Mondmotiv, das auch in der Michabazosage wiederkehrt. Es steigt zum Himmel und wird, als es am vierten Tage haarlos (d. h. als aufsteigender Vollmond) wiederkehrt, vom Vater nicht erkannt. Hiermit

1) Boas, Indianische Sagen. Berlin 1887—95.

wird auch die Sage von der Entstehung des Todes verknüpft, die ja fast allenthalben an die Mondphänomene anknüpft.

Ebenso ist die Erzählung vom Raub der Sonne und des Lichts eine klare Naturbeschreibung. Sie zeigt, wie die Sonnentochter, die Morgenröte die abnehmende Mondsichel, d. h. den in Fichtennadeln oder Holzsplitter verwandelten Raben, verschluckt, und wie das Kind, der heranwachsende neue Mond, das Sonnenlicht nach Westen zu tragen scheint.

Berücksichtigen wir noch die Momente des Verschlungenwerdens durch den Walfisch (S. 316), der Gesichtsverbrennung (S. 309), den Nasenverlust (S. 314), so ist auch in diesen Einzelzügen der Rabensagen die Mondbeziehung einwandsfrei gegeben.

In der Tlinkitsage ist der Held schon fast ganz von seinem Natursubstrat abgelöst, nur in dem Märchen vom Nasenverlust (S. 314) und vom Bekleben des Gesichts mit Flechten ist dasselbe noch erkennbar. Im übrigen ist der Rabe hier einfach ein Wesen, das Mond, Sonne oder überhaupt das Licht in seiner Gewalt hat, demgemäss also auch den Mond unter dem Flügel trägt, ihn in zwei Stücke zerschneidet und Sterne daraus macht. Letzterer Zug würde auch auf den Sonnenheroen passen, ebenso wie das Verschlungenwerden und Herzabschneiden. Notwendig ist aber diese Deutung keineswegs, da sonst die Mondcharaktere vorwiegen. Eine andere Frage ist, ob die einleitende Erzählung bei den Tschimschian und Newettee ursprünglich zu der Rabensage gehört und nicht vielmehr, wie Boas annimmt (S. 333), ein fremdes, von Vancouver her importiertes Element ist. Für unser Thema ist das nebensächlich. Denn abgesehen davon, dass wir bei den meisten Mythen mit solchen Zutaten rechnen müssen, auch wo sie nicht unmittelbar zu beweisen sind, so enthält gerade jene Vorgeschichte des Raben Elemente, die zur ältesten Schicht amerikanischer Tradition gehören, zu dem überaus weit verbreiteten Mythentypus nämlich, den wir unter dem Namen des „Besuchs im Himmel" zusammenfassen. Andererseits ist der asiatische Ursprung der Rabensage durch die Forschungen der Jesup-Expedition jetzt so gut wie erwiesen[1]), Erst durch jene Zutaten erhält die Mythe ihr eigentlich amerikanisches Gepräge. Die damit verbundene schärfere Hervorhebung der naturmythischen Züge ist ein Beweis dafür, wie fest die amerikanische Heilbringeridee an der Naturanschauung haftet.

Nicht minder deutlich tritt in Michabazos Gestalt die Mondnatur hervor. Die wenigen solaren Züge dürfen als spätere Zutaten gelten.

Nach der Überlieferung der Menomini (An. Rep. XIV p. 11ff.), die mir die vollständigste und von fremden Elementen freieste zu sein scheint,

---

1) Jochelson stellt in seiner Mythology of the Koryaks Am. anthrop. VI. NS. p. 413ff. eine Anzahl typischer Züge dieses asiatischen Raben Quiquinnaku mit Hinweis auf die amerikanischen Parallelen zusammen. Von diesen haben 1, 2, 7, 8 deutliche Beziehung auf den Mond. Bei den Tschuktschen tritt die Naturbedeutung bis auf das Motiv des Verschlungenwerdens zurück; desto schärfer ist der Dualismus ausgeprägt. Der Rabe ist das koboldhafte Gegenstück des Schöpfers, ein Zug, der den nordwestamerikanischen Rabensagen fehlt, desto häufiger aber in den sog. Coyotemythen der südlicheren Stämme auftritt.

ist er vom höchsten Wesen, dem „Grossen Manitu“, auf die Erde gesandt, also jedenfalls als dessen Abkömmling gedacht.

Seine Mutter, die Erde (oder Mond), gebiert nach magischer Empfängnis einen Feuerstein, dieser schafft einen Hasen, indem er, ähnlich wie oben erwähnt der Rabe, Blut in einer Schale auffängt. Nach einer anderen Version ist der Feuerstein einfach Bruder des Hasen unter dem Namen Chokanikpok.

Diese ganze Geburtsgeschichte ist eine geradezu typische Mondhistorie. Der Grosse Hase ist eben der bekannte Mondhase. Mit dem Tier hat er nichts zu schaffen, daher denn auch die sofort erfolgende Verwandlung des Hasen in den Menschen Michabazo ausdrücklich betont wird. Seiner Mondnatur entsprechend, erregt er dann bei seiner Grossmutter die Menstruation, die von da ab auch allen ihren Geschlechtsgenossinnen zukommt.

Seine Kämpfe mit Bären und fabelhaften Schlangen der Unterwelt, den Anamaqiu, lassen wie solche Vorgänge überhaupt, verschiedene Deutungen zu. Gewöhnlich handelt es sich dabei um atmosphärische oder astrale Vorgänge.

Manche Momente dieser Kämpfe deuten auf eine sekundäre Übertragung von Sonnenzügen auf den Helden, wie z. B. die Spaltung eines Bärenmanitu in zwei Hälften, ebenso die Erzählung, wie er sich in Gestalt eines buntfarbigen Stachelschweins den Nachstellungen zweier Mädchen entzieht (a. a. O., p. 165).

Dagegen passt seine Zerstückelung und Wiederbelebung, das Verschlungenwerden durch den Fisch, das Ablegen seiner Haut, das Fleckigwerden beim Feuerraub, das Entstehen von Pflanzen aus seinen Eingeweiden wieder auf den Mond (a. a. O., p. 164). Ebenso erinnert auch sein Treiben auf dem Floss bei der Urflut an die Rolle des ersten Menschen der bei so vielen Völkern in letzter Linie auf die Mondvorstellung zurückgeht (Mondschiff!)

Dass die Menomini selbst sich der Mondnatur des grossen Hasen nicht mehr bewusst sind, ist nur ganz natürlich. Die eingestreuten solaren Züge beweisen schon, dass er für sie bereits ein reines Lichtwesen geworden ist, und zwar interessanterweise im Sinne eines Feuergottes. Er wird geradezu als „das Feuer“ bezeichnet. Man befürchtet von ihm bei seiner künftigen Wiederkehr die Erregung eines Weltbrandes (a. a. O., p. 209).

Die rein menschlichen Charakterzüge der irokesischen Heroen Joskeha und Tawiskaron bestimmten Breysig, gerade dieser Mythe den höchsten Platz unter allen amerikanischen Heilbringersagen anzuweisen. Er vermag im Gegensatz zu Brinton darin keine Anhaltspunkte für eine Deutung aus Naturanschauungen zu finden. Joskeha lasse sich ebensowenig als ein Sonnen- oder überhaupt Lichtwesen fassen wie die Urmutter Ataëntsik eine Versinnbildlichung des Mondes, der Erde oder des Meeres sei. Alle auftretenden Personen seien vielmehr nur aus irdisch menschlichen Vorbildern ableitbar.

Wir brauchen uns auf das Für und Wider im Streit der Meinungen nicht einzulassen, denn Brintons Darstellung der Mythe, die auch Breysig seiner Betrachtung zugrunde legt, schöpft aus veralteten Quellen, den Jesuitenberichten des XVII. Jahrhunderts sowie den späteren Arbeiten von Cusick und Schoolcraft, die alle nur eine Hälfte der Sage berücksichtigen. Alles was vor dem Himmelssturz der Ataëntsik liegt, ist den früheren Autoren unbekannt geblieben. Wollen wir die Mythe selbst reden lassen, so kann dies nur auf Grund der vollständigen Überlieferung geschehen, die in neuester Zeit Hewitt, selbst irokesischen Stammes, im Annual report XXI, p. 133ff., im Urtext gegeben hat, und zwar zunächst in den Versionen der Onondaga, Seneka und Mohawk, die wir mit **O**, **S** und **M** bezeichnen wollen.

Zunächst ist festzustellen, dass durch **O** und **M**, die die Vorgeschichte enthalten, die schon früher vermutete Deutung der Ataëntsik als Mond vollkommen gesichert ist, d. h. diese Gestalt wird mit all den Zügen ausgestattet, die in Amerika und auch sonstwo den Mondwesen zukommen. Ataëntsik entstammt dem Himmelslande, einem Volke der Himmlischen. Ihr Vater ist der erste Tote, der aber in Wirklichkeit im geheimen fortlebt (Mond). Seine Frau konzipiert magisch, indem sie sein Haar kämmt (Mondmotiv). Sein Leib, an verborgenem Orte beigesetzt, wird von der auffallend schnell heranwachsenden Tochter besucht und befragt. Von diesen Besuchen bringt sie Schmuckstücke, glänzende Arm- und Halsringe zurück (eine interessante Parallele zu der indischen Vorstellung von dem Mondschmuck der Gemahlin des Çiva).[1] Sie begibt sich ferner mit einem Korbe auf dem Rücken (lasttragende Gestalt im Monde) auf den Rat des Vaters zu dem ihr zum Gemahl bestimmten Himmelshäuptling (Taronhiawagon), vor dessen Hause der lichtstrahlende Sonnenbaum steht.

Unterwegs wird sie angesprochen vom Nordlicht, dem Sturm und dem Feuerdrachen. Der Gott nimmt sie als Weib an, nachdem sie sich einer Probe unterzogen hat. Sie muss in seinem Hause eine Speise kochen, wobei sie befleckt wird (Mondflecken), und sich dann von Hunden ablecken lassen, bis Blut fliesst, ein äusserst charakteristisches Mondmotiv. Endlich wird sie mit Kulturpflanzen zu ihrem Volke zurückgeschickt. Sie lässt Mais vom Himmel fallen. Inzwischen ist sie vom Atem des Gottes geschwängert worden, wird aber später von dem eifersüchtigen Gemahl vom Himmel herabgestürzt, und zwar durch das Wurzelloch des gefällten Sonnenbaums.

Damit ist der Anschluss an das bisher bekannte erreicht, und zwar setzt auch die Senekaversion hier ein. Das herabgestürzte Mondweib wird von der im Urmeer treibenden Schildkröte, aus oder an der die Erde entsteht, also natürlich die Erde selbst, aufgenommen und bringt eine Tochter zur Welt, die wie alle Mondkinder ebenfalls überaus schnell heranwächst. Auch sie erfährt eine zwar nicht magische, aber doch geheimnisvolle Konzeption, indem ein Unbekannter im Dunkeln sich ihr

1) Vgl. auch Siecke, Briefe, p. 203.

naht. Wer das ist, ist nicht ganz klar. Nach **O** ist es der Schildkrötenmann, also etwa eine Erdgottheit, nach **M** dagegen naturgemässer ein mit Pfeilen bewaffneter, in ein Fransengewand gehüllter Mann, der damit als ein Sonnenwesen gekennzeichnet ist.

Ihre Kinder sind die bekannten Zwillinge, von denen der ältere aber nicht Joskeha, sondern Odendonnia (**O**); Oteroñtonniä (**M**), d. h. „Ahornspross“, engl. *Sapling*, der jüngere Tawiskaron (**M**) „Feuerstein“ oder „Eismann“ (O'hoä in **O**, Othägwenda in **W**, d. h. engl. *Flint* „Feuerstein“, in **S.** „Hononhidäe“, „der Warzige“) genannt wird. Dieser verursacht den Tod der Mutter, indem er wie Indra nicht auf dem gewöhnlichen Wege ihren Leib verlässt, sondern sich durch die Seite den Ausweg sucht.

Beide beginnen nun ihre Tätigkeit als Erdgestalter und Menschenschöpfer, wobei Tawiskaron das Werk des Bruders zu stören sucht, bis er endlich von diesem in dem Zweikampf mit dem Hirschgeweih niedergeschlagen wird, eine Episode, die mit allen Nebenumständen auffallend an den Kampf Indras mit dem Dämon Nemuci erinnert. Aus dem Körper des Erschlagenen werden nach **M** Gebirge gebildet, während in **O** die christliche Idee des bis zum jüngsten Tage in einen feurigen Abgrund gebannten Teufels eingeführt wird.

Die Bedeutung beider Gestalten sowie ihres Kampfes ist nicht so unmittelbar klar wie die der Vorgeschichte. Als Abkömmlinge von Mond und Sonne müsste sie a priori entweder Sonne und Mond oder der zu- und abnehmende Mond sein, also entsprechend den Gestalten des Tezcatlipoca und Quetzalcouatl. Bei Joskeha sind nun einige Mondcharaktere unverkennbar. So besitzt er die Gabe, sich immer wieder aufs neue nach vorhergehendem Dahinschwinden zu verjüngen, ferner erregt er wie Michabazo bei seiner Grossmutter und demgemäss auch bei allen Weibern die Menstruation. Wie alle Mondbildner schafft er Menschen aus Ton und verleiht ihnen sexuelle Triebe. Es geschieht dies in eigentümlicher Weise. Er setzt nämlich dem Manne eine weibliche, dem Weibe eine männliche Rippe ein und bewirkt so bei den früher ganz teilnahmslosen Wesen das Erwachen der Libido. Hewitt sieht, wie ich glaube mit Unrecht, hierin eine biblische Entlehnung, da die Genesis das Rippenmotiv in ganz anderem Sinne verwendet. Näher liegt es, diese Analogie aus der gleichen Naturanschauung zu erklären und mit Siecke (Beitr., p. 35) die Rippe der Mondsichel gleichzusetzen. Die Genesis verwendet zur Schaffung des Mondweibes Ewa nur die abnehmende Sichel, die irokesische Mythe dagegen berücksichtigt beide. Sie schildert gleich anschaulich wie die Sonne als der erste Mann die abnehmende Sichel in sich aufnimmt, die zunehmende scheinbar in den Vollmond, d. h. das Weib, übergehen lässt. Doch mag die Richtigkeit dieser Deutung ebenso dahingestellt bleiben wie die des Hirschgeweihs, der Waffe Joskehas, als Mondhörner. Naheliegend und theoretisch einwandsfrei ist sie auf alle Fälle, so dass ich mich wenigstens nicht leicht entschliessen kann, diese umständlich erzählte Episode einfach als eine müssige Erfindung anzusehen.

Wie verhält es sich aber mit dem Namen des „Ahornzweiges"? Nun dieser hat hier ganz dieselbe Bedeutung wie etwa der Weinstock für die Dionysosgestalt. Der Ahorn war und ist noch für jene Stämme eine überaus wichtige Nutzpflanze, da er den süsssen, auch zu Rauschtränken verarbeiteten Zuckersaft liefert, dessen Bildung und Abfluss natürlich wie alle vegetativen Erscheinungen des Pflanzenlebens unter dem direkten Einfluss des Mondes steht. Der Ahorn ist hier das genau homologe Gegenstück zum indischen Soma, der bekanntlich mit der Mondvorstellung aufs engste assoziiert ist.

Während nun an der Mondnatur Joskehas kaum zu zweifeln ist, bietet die Deutung Tawiskarons grössere Schwierigkeiten, da es bei dieser zu tiefgreifenden Wandlungen der Grundidee gekommen ist.

Tawiskaron heisst nicht nur, sondern ist der Feuerstein, wie Michabazos Bruder Chokanikpok. Er durchschneidet mit seiner scharfen Kante (oder Kopfputz) die Seite der Mutter, er zerspringt beim Feuer, das Joskeha neben ihm anzündet, in Stücke, aus denen schliesslich Felsen gebildet werden. Sicherlich liegt hier eine nachträgliche Umdeutung vor, beruhend auf Assoziationen, die erst durch weitere Forschungen zu entwirren sind, ehe wir ein bestimmtes Urteil abgeben können. In den amerikanischen Mythen sind mit Feuersteinen bedeckte oder mit Feuersteinhaaren versehene Wesen ungemein häufig. Diese haben meist den Charakter von Lichtwesen, indem die Strahlen als Feuersteine oder Flintpfeilspitzen gedacht sind[1]). Nicht nur der Sonnenadler hat derartige Federn, sondern auch Mond und Sterne sind mit Feuersteinen bewehrt, wie z. B. der Dämon Ächiyälatopa der Zuñi, der dem Sirius entspricht. In Mexiko steht der Gott des zunehmenden Mondes Tezcatlipoca im engsten Zusammenhang mit dem Steinmessergott Itztli. In der alten Welt zeigen sich ähnliche Anschauungen in der babylonischen Mythologie, indem Nergal, der ursprüngliche Gott des abnehmenden Mondes, sich im Feuerstein niederlässt, um das Feuer zu holen[2]). Auch Indras Gestalt wäre unter diesem Gesichtspunkt zu prüfen, da sein Durchbruch durch die mütterliche Seite ebenso wie seine Blitzwaffe als Donnerkeil zum Feuersteinwesen passt.

Nun wird aber die verschwommene Mondbeziehung des Tawiskaron von einer anderen gekreuzt, die ebenfalls aus seinem Namen abzuleiten ist. *Tawiskaron* ist nicht nur „Feuerstein", sondern auch das „Eis", der Heros also der „Eismann", der Winterbringer, entsprechend den germanischen Frostriesen und verwandten Gestalten bei allen Stämmen des arktischen und subarktischen Nordamerika. Ihm steht der blühende Spross Joskeha als Vertreter der Wärme und Sommer bringenden Mächte gegenüber, und so wird denn der Kampf beider ein Kampf zwischen Winter und Sommer. Dass die Mythe tatsächlich so gemeint ist — eine Versinnbildlichung kann man es kaum nennen —, geht aus dem Inhalt klar hervor. So lässt z. B. Tawiskaron einen See gefrieren, um dadurch

1) Brinton, American hero myths. Philad. 1882, p. 49.

2) Hommel, Grundr., S. 166, Anm. 2.

den auf einer Insel hausenden Ungeheuern zu ermöglichen, die Menschen heimzusuchen. Er hält ferner gewisse Tiere an verborgenen Orten zurück, bis es dem Joskeha gelingt, sie zu befreien, eine in ganz Nordamerika geläufige Anschauung, durch die man das zeitweilige Verschwinden, also namentlich den Winterschlaf der Tiere erklärt. Dass dieser Kampf der Jahreszeiten eine sekundäre Umdeutung ist, ergibt sich aus der Seneka-version, in der das Moment des Antagonismus überhaupt fehlt. Tawiskaron wird von einem Ungeheuer getötet und wiederbelebt, von seinem Bruder aber nicht wieder aufgenommen, sondern in die andere Welt, also das Totenreich verwiesen, während Joskeha mit seiner Grossmutter zum Himmel steigt. Hier sind nicht nur die Momente des Verschlungen- und Belebtwerdens, sondern auch der Name Hononhidäe „der Warzige", den Tawiskaron führt, deutliche Mondmotive. Das Auftreten dreier Mondwesen nebeneinander hat nach dem, was oben über die „Dreischlächtigkeit" des Mondes gesagt wurde, nichts auffallendes, ebensowenig der Umstand, dass die irdischen Gestirne Mond und Sonne aus dem Körper der getöteten Mutter des Brüderpaares geschaffen werden. Doch lässt Joskeha in diesem Zusammenhang auch die Deutung als Morgenstern zu, die der Kulturheros auch bei anderen indianischen Stämmen häufig hat.

Auf die bekannten altweltlichen Heilbringer hier einzugehen, ist überflüssig. Nur Voreingenommenheit kann leugnen, dass Herakles, Theseus und Perseus so gut wie der polynesische Maui die Merkmale echter Sonnenheroen an sich tragen, während Dionysos, Zagreus, Pelops ebenso sicher Mondheroen sind. Dagegen vereinigen sich in den Bruderpaaren der Dioskuren, der Açvins, der lettischen und slavischen Göttersöhne Züge, die teils auf den Mond und Sonne, teils auf ab- und zunehmenden Mond, teils auf Morgen- und Abendstern passen, Beziehungen, die weil eng assoziiert, nicht leicht auseinander zu halten sind.

Die Gestalten von Indra, Thor, Prometheus sind dagegen äusserst komplizierte Bildungen und wohl überhaupt keine unmittelbaren Personifikationen. Sonne, Mond, Feuer, Blitz, Wind haben hier Vorstellungselemente geliefert, die in ihren wechselnden Kombinationen für jede Mythe einer besonderen Prüfung bedürfen. Die umfangreiche Literatur hat wenig zur Erklärung dieser Götterwesen beigetragen wegen der allzu einseitigen Betrachtungsweise der meisten Autoren. Die ganze Arbeit muss auf ethnologischer Grundlage von neuem beginnen. Am wenigsten kommt man mit einer euhemeristischen Deutung aus.

VI.

Aus der Analyse des Sageninhalts ergibt sich zunächst, dass ein menschlicher Kern der Heilbringergestalt im Sinne eines die Unterlage der ganzen Sagenkonstruktion bildenden irdischen Heroen nicht beweisbar ist. Alle Handlungen und Charakterzüge des mythischen Helden lassen sich als naturmythologische Konzeptionen erkennen, sofern die Überlieferung überhaupt noch primitive Anschauungen wiedergibt.

Das schliesst natürlich die Möglichkeit nicht aus, dass eine irdische Persönlichkeit durch Seelenkult oder Ahnendienst zum halbgöttlichen

Leiter und Schützer des Volks aufgehöht, nachträglich mit naturmythologischen Attributen bekleidet wurde. Ja, es besteht geradezu eine durch den Einfluss der Dichtung genährte Tendenz dazu. Noch auf höherer Kulturstufe sehen wir geschichtliche Helden, wie Alexander und Karl den Grossen, Religionsstifter wie Buddha und Jesus zu Sagengestalten werden, denen deutliche Einzelzüge solarer Mythologie anhaften. Hat es doch an Versuchen nicht gefehlt, die ganze Buddhalegende als einen Sonnenmythus zu erweisen.[1])

Indessen kann der Beweis für eine nachträgliche Verschmelzung einer historischen Person mit einer Naturpersonifikation niemals aus dem Inhalt einer Mythe allein geführt werden, die sonst alle Merkmale der Naturmythe an sich trägt. Es müssen vielmehr ausdrückliche historische Zeugnisse dazu kommen, die für die primitive Stufe natürlich immer fehlen.

Diese sekundäre Gleichsetzung historischer mit naturmythologischen Persönlichkeiten ist eben nur die Nachwirkung des mythologischen Denkens überhaupt, gleichsam die letzte Entwicklungsphase mythologischer Weltanschauung.

Dass, wie Breysig annimmt, längst geglaubte und jahrhundertelang anders benennte Heroen nur mit dem Namen von Sonne oder Mond belegt wurden, also ohne gleichzeitige Übernahme des naturmythischen Sageninhalts (S. 51), ist zwar theoretisch denkbar, völkerpsychologisch aber so unwahrscheinlich, dass es wenigstens einiger sicher konstatierter Fälle dieser Art bedürfte, ehe solche Hypothese zulässig ist.

Die Regel bildet nämlich der umgekehrte Vorgang. Die ursprünglichen Namen der Gestirne sind durch andere Beinamen, Tiernamen oder umschreibende Appellativa ersetzt, so dass nur der Inhalt der Sage über die wahre Natur dieser Wesen Auskunft gibt. Es kommt dann auch auf die Namen wenig an. Dass Keri und Kame Sonnen- und Mondhelden sind, schliessen wir nicht daraus, dass sie so heissen, sondern dass sie sich in der mythischen Handlung wie Sonnen- und Mondhelden verhalten, deren Züge sie in seltener Vollständigkeit vereinigen.

Das gilt nun auch für so viele mythische oder scheinbar historische Helden, besonders spezifische Stammesheroen der griechischen, vedischen, semitischen, biblischen Überlieferung, wie uns die Arbeiten von Siecke, Stucken, Tylor, Lang u. a. gelehrt haben und wenn auf diesem schwierigen Gebiet auch noch bei weitem nicht alle Deutungen anerkannt sind, so bleiben doch noch genug unanfechtbare übrig, die uns zwingen, jeden Einzelfall auf etwa zu Grunde liegende naturmythologische Vorstellungen zu prüfen. Das Ergebniss wird freilich immer vom Zustand, also der grösseren oder geringeren Vollständigkeit der Überlieferung abhängen. Die in der Literatur oft wiederkehrende Behauptung, es lasse sich bei einiger Geschicklichkeit aus jeder historischen Person von Bedeutung ein Sonnenheld, aus jedem weltgeschichtlichen Ereignis ein

1) Doch ist daran zu erinnern, dass zwischen einem mythisch verklärten historischen Helden und einem halbgöttlichen Kulturheroen immer noch ein himmelweiter Unterschied besteht.

Sonnenmythus konstruieren, ist nichts als ein Gemeinplatz. Allerdings kann man das, es fragt sich nur wie es gelingt, die Taten einer solchen Persönlichkeit ungezwungen, ohne Zuhilfenahme von Allegorie oder Versinnbildlichung, auf reale Naturvorgänge zurückzuführen. Es genügt dazu eben nicht ein einzelnes Moment, sondern nur der Nachweis eines ganzen Komplexes mythischer Züge im richtigen, für Sonnenmythen charakteristischen Zusammenhang. Also Verschlungenwerden und Wiederauftauchen, Unterwelts- oder Himmelsreise mit dem Symplegaden- und Probenmotiv, Schlingenfang und Beinverwundung, Haarverlust und magische Empfängnis u. a. müsste ein solcher unternehmungslustiger Mythologe bei seinem Helden wiederzufinden im stande sein. Das dürfte aber gründliche Schwierigkeiten machen.

Bei einem mythologischen Helden führt dagegen schon der ganze Zusammenhang der Legende und die zahlreichen ethnischen Homologien von vornherein auf die richtige Deutung, auch wenn nicht alle mythischen Momente vollständig überliefert sind.

Wir dürfen die ganze Frage nach der ursprünglich menschlichen Natur des Heilbringers auf sich beruhen lassen. Ebenso unbeweisbar wie unwahrscheinlich ist diese Annahme im besten Falle eine überflüssige Hypothese, die nichts erklärt und nur neue Schwierigkeiten schafft. Alle für Mythologie, Kultus und Glaubensvorstellungen wichtigen Tatsachen sind auch ohne sie verständlich.

Aus dem Sageninhalt ist zu ihrem Gunsten nichts zu entnehmen Wollen wir mit diesem operieren — und darauf kommt es doch bei unserer Untersuchung in erster Linie an, so bleibt nichts übrig, als den Heilbringer als eine rein mythische Gestalt anzusehen, dem menschliche Züge nur in soweit anhaften als er eben eine rein subjektive Projektion menschlichen Wesens und menschlicher Willensantriebe in die Aussenwelt darstellt.

VII.

Mit der Erkenntnis, dass die Sage vom Heilbringer im wesentlichen Naturmythe ist, ist natürlich Wesen und Ursprung dieser Gestalt noch nicht erklärt, am wenigsten ihr Verhältnis zur Gottheit.

Aus der Mythe erfahren wir nur, dass der Heilbringer immer schon einen Gott oder sonst ein höheres Wesen, von dem er abstammt oder ausgesendet wird, voraussetzt.

Schon hieraus ergibt sich die Unabhängigkeit des Gottesgedankens von der Heilbringeridee. Diese kann schwerlich als Vorstufe jenes gelten. Wir müssen also versuchen, die Götterentstehung auf andere Weise zu erklären oder wenigstens uns klar zu machen. Hierbei ergibt sich nun eine Reihe schwieriger Fragen. Wie entstanden polytheistische Gottheiten und wie verhalten sich diese zum allbeherrschenden Eingott als höchstem Wesen? Ist die Eingottesgestalt, die nach gewöhnlicher Annahme den Endpunkt der Entwicklung bilden soll aus einer Verschmelzung ursprünglich getrennter Naturgottheiten hervorgegangen oder sind diese, wie Breysig will, erst Differenzierungen eines höchsten Wesens und wenn

das der Fall ist, könnte nicht dieses wenigsten auf ein irdisch menschliches Vorbild zurückgehen, auch wenn der Inhalt der Heilbringermythe dagegen spricht? Eine Einigung über diese viel umstrittenen Probleme ist trotz der grossen Literatur darüber noch nicht erzielt worden, so dass wir es Breysig nicht verübeln dürfen, wenn er, ohne sich viel um die Gründe anderer zu kümmern, auf sein eigenes Urteil verlässt. Leider sind ihm aber dadurch die bahnbrechenden Untersuchungen von Andrew Lang entgangen, der namentlich in seinem Werke „The making of religion“ London 1901 einen guten Teil jener Schwierigkeiten beseitigt hat.

Der Fehler der meisten bisherigen Forscher lag, wie Breysig richtig erkannt hat, darin, dass man unter dem Einflusse der vedischen Mythologie alle Gottheiten auf Personifikationen von Naturerscheinungen und Kräften glaubte zurückführen zu müssen, und zwar ohne Rücksicht auf die Frage, um welche Art von Erscheinungen es sich dabei handele. Breysig schüttet nun aber das Kind mit dem Bade aus, wenn er schlechtweg jede Personifikation für die urzeitliche Stufe verwirft, weil sie angeblich psychologisch nicht zu begründen sei. Damit stellt er sich aber in Widerspruch mit seinen eigenen Angaben, Bemerkungen über die vermutete Entwicklung des Heilbringers oder einer Gottheit aus Tiergeistwesen, wie sie der sogenannte Alcheringaglaube gewisser australischer Stämme annimmt (n. Spencer und Gillen). Er gibt nämlich selbst zu, dass dieses System, das Pflanze und Tier, Tier und Menschen in ein geisterhaftes Wesen verschmilzt, das die Reihe dieser Geisterwesen aber auch bis zum Stein zurückführt, alle diese Wesen unter der Nebenvorstellung eines ihnen innewohnenden höheren Lebens als Persönlichkeiten auffasst (S. 186).

Wenn das also mit Steinen und Pflanzen geschieht, so muss man sich fragen, warum nicht auch andere Naturkörper, wie Sonne, Mond und Sterne ebenfalls als Persönlichkeiten mit eigenem Leben und Willen sollten aufgefasst worden sein. Jedenfalls schwächt Breysig durch solche Deduktionen die Beweiskraft seiner Einwände gegen die Personifikation auf urzeitlicher Stufe bedeutend ab.

Was wissen wir denn überhaupt von der Ideenwelt der Urzeit? Wir erschliessen sie doch im wesentlichen aus Beobachtungen am primitiven Menschen der Jetztzeit, wie sie uns in den niedrigsten Naturvölkern, insbesondere in der „uralten und doch kinderjungen Menschheit Australiens“ gegeben sind. Auch die Psychologie des Kindesalters kann allerdings mit Vorsicht dabei berücksichtigt werden. Der absolute Urmensch, der *Homo alalus*, ohne Kenntnis des Feuers und der Werkzeuge muss überhaupt ausscheiden. Aber nicht jedem ist es gegeben, sich unmittelbar in die primitiven Gedankengänge hineinzufinden, ohne dabei „Sehfehler“ zu begehen. Man möchte zweifeln, ob Breysig selbst dies vermag, wenn er die Frage aufwirft: Wie soll der urzeitliche Mensch dazu gekommen sein, die Sonne zu verpersönlichen? Niemand habe das bisher klar gelegt. Nun, „Kindervölker“ werden sich die Sache doch wohl so vorgestellt haben wie die Kinder noch heute, die im Monde ein menschliches Antlitz sehen und nach dieser Analogie auch der Sonne ein solches zuschreiben.

Ohne Anerkennung der Tatsache, das überall und zu allen Zeiten der Volksglaube die auffälligen Himmelskörper mit eigener Bewegung, also scheinbarem Leben ausgestattet als menschliche Persönlichkeiten aufgefasst hat, darf man an Mythendeutung überhaupt nicht herangehen.

Auf S. 18 lesen wir: „Soll die Gestalt des grossen Hasen ursprünglich ein Lichtgott sein, so werden folgende einzelne Gedankenreihen vorausgesetzt. Aus der Sonne, dem Mond, den Sternen muss die Vorstellung des Leuchtens abgezogen werden. Diese ganz begriffliche Vorstellung muss sodann in eine ganz farbige, in die Vorstellung eines Menschen umgewandelt werden. — — — — für den Urzeitmenschen würde dergleichen die Vorwegnahme einer vielhundertjährigen geistigen Fortentwicklung bedeuten."

Keinesfalls hat der Urzeitmensch so verfahren um einen Lichtgott zu konstruieren. Er war eben kein stubenhockender Kulturmensch, sondern ging zeitig ins Freie,[1]) sah daher schon lange vor dem Erscheinen der Sonne Licht sich verbreiten und konnte so auf die Vorstellung eines geisterhaften, Licht bringenden Wesens kommen, dass er freilich vielfach nachträglich mit der Sonne indentifizierte. Also nicht das Licht wurde personifiziert, sondern eine Persönlichkeit zu ihm als dessen Erzeuger hinzugedacht. Das in Nordamerika häufige Dämmerungsweib (*Dawn woman*) ist eine solche Gestalt. In Betracht kommt dabei auch die in Indien, Ozeanien und Amerika sich findende Auffassung von Licht und Finsternis als materiellen Stoffen.

Breysigs Hauptargument ist die psychologische Unerklärbarkeit der Personifikation in der Urzeit. Darüber wollen wir mit ihm nicht rechten, müssen es ihm vielmehr überlassen, sich mit den Argumenten von Wundt auseinander zu setzen, der in seinem kürzlich erschienenen Werk über den Mythus (Völkerpsychologie II. Teil, Bd. 1) diese Frage eingehend erörtert. Hier sei nur bemerkt, dass selbst, wenn eine psychologische Begründung nicht möglich oder unzureichend wäre, weil ein so unbestimmbares Element wie die schrankenlose menschliche Phantasie dabei im Spiele ist, die Tatsache, dass alle primitiven Mythen solche Personifikationen enthalten, ja dass das Wesen der Mythe geradezu in der Naturpersonifikation beruht, unerschüttert fort besteht.

Es bliebe dann eben nichts anderes übrig, als unsere psychologischen Gesetze einer Revision zu unterziehen. Auf alle Fälle werden wir uns an den Gedanken gewöhnen müssen, dass es sich bei der personifizierenden Apperzeption um eine elementare Äusserung des menschlichen Geistes handelt. Unsere Aufgabe ist, die psychologischen Gesetze aus dem historisch gegebenen Mythenmaterial abzuleiten, nicht aber dieses nach aprioristischen Konstruktionen umzudeuten oder diesen anzupassen.

Auch die Personifikation ist ursprünglich reale Anschauung, auch wenn sie nur der Einbildungskraft entspringt. Die Frage, wie weit sie in die Vorzeit zurückreiche, ist ebenso müssig wie die nach dem Alter der menschlichen Sprache. Denn Hand in Hand mit dieser hat sie sich ent-

1) Was auch Siecke jedem Mythologen dringend empfiehlt. Briefe, p. 34.

wickelt, weil der Mensch die Erscheinungen der Umwelt nur durch solche Ausdrücke lautlich bestimmen kann, die seinen eigenen Tätigkeiten und Lebensäusserungen entnommen sind. Sobald den Naturwesen menschliches Handeln zugeschrieben wird, ist damit die erste Mythenbildung unmittelbar gegeben.

Im übrigen kommt es weniger darauf an, ob personifiziert wird, sondern was, und wie dies geschieht.

Nach der landläufigen Definition heisst personifizieren, eine Erscheinung der Natur als lebendes Wesen auffassen. Diese Begriffsbestimmung ist zu eng. Sie passt nur auf eine gewisse Klasse von Vermenschlichungen. Erscheinungen werden personifiziert nicht nur, indem man sie als belebte selbständig handelnde Wesen auffasst, sondern auch indem man sie durch lebende Wesen von aussen her beherrscht oder bedingt vorstellt. Der Charakter der Personifikation muss also ein verschiedener sein, ja nachdem es sich dabei um Objekte oder um Vorgänge, um die Erscheinungen selbst oder die darin wirksamen Kräfte handelt. Dass dem Naturmenschen alle Objekte der Umwelt, mögen sie wirklich belebt sein oder nicht, wenn sie nur Eigenbewegung haben oder in ihrer Form an Lebewesen erinnern, beseelt sind, ist eine allgemein anerkannte Tatsache. Auf ihr beruht die Vorstellung von Geisterwesen, die wie in Tieren und Pflanzen, so auch in leblosen Dingen und Lokalitäten hausen und die soweit sie überhaupt näher bestimmt werden, anthropomorph oder theromorph gedacht sind.

Die blosse Beseelung bedingt an sich noch keine Personalität, die immer die Vorstellung eines bewusst handelnden Einzelwesens von spezifischen Charaktereigenschaften enthalten muss. Sie ist aber die Vorstufe dazu, sofern sie den ersten Anlass gibt, menschliche Empfindungen und Willensantriebe in die Natur hineinzusehen. Es schliesst sich daran die Vorstellung der menschlichen oder halbmenschlich-tierischen Natur oder wenigstens Manifestationsform solcher Geisterwesen, was man gemeinhin auch wohl schon als Personifikation bezeichnet. Ihre volle Ausbildung findet aber diese erst, wenn das betreffende Wesen auch ausserhalb seiner begrifflichen Sphäre handelnd gedacht wird, also nicht mehr am Substrat haftet. Beseeltheit, Anthropomorphie oder Theromorphie und Personalität sind nur Phasen des Personifikationsprozesses, die ohne scharfe Grenzen ineinander übergehen.

Je nach der Bedeutung, die ein Objekt oder eine Erscheinung der Natur für den Menschen hat, und je nach seiner natürlichen Beschaffenheit wird sich der Grad der Personifikation bestimmen, der ihm im Bereich mythologischer Weltanschauung zukommt.

Bei Steinen, Pflanzen, Werkzeugen u. dgl. reicht die einfache Beseelung aus, Tiere dagegen werden mehr oder weniger menschlich handelnd gedacht. Doch wird bei diesen ein höherer Grad der Verpersönlichung erreicht durch Annahme von Gattungsgeistern, deren Emanationen die Einzelwesen der Gattung sind. Das setzt also bereits ein höheres Abstraktionsvermögen voraus, zu dem nicht alle Völker sich erhoben haben. Am schärfsten ausgeprägt sind diese Gattungswesen in

Indien und Nordamerika. Bei diesen, den Menschen unmittelbar berührenden Objekten der Kleinwelt liegt die Sache ziemlich einfach. Schwieriger zu beurteilen ist die Personifikation solcher Erscheinungen der Umwelt, die das makrakosmische Weltbild bestimmen.

Während die Mythologie der Altertumsstufe diese Art der Personifizierung vollständig ausgebildet und zum Mittelpunkt des ganzen Systems gemacht hat, unterliegt ihr Vorkommen auf primitiver Stufe begründetem Zweifel. Ein abschliessendes Urteil darüber ist aus Mangel an methodischen Untersuchungen bei den Naturvölkern noch nicht möglich.

Einiges Tatsächliche sei im folgenden zusammengestellt.

Wir müssen zunächst unterscheiden, ob es sich um körperlich abzugrenzende und damit schon gewissermassen individualisierte Erscheinungen handelt oder um solche von unbestimmter, unplastischer Beschaffenheit. Dass diese letzteren einer unmittelbaren Vermenschlichung wie Verpersönlichung widerstreben, liegt auf der Hand. Es ist also von vornherein psychologisch unwahrscheinlich, dass die Urzeitstufe Begriffe wie Himmel, Erde, Wasser, Luft, Feuer persönlich aufgefasst habe. Ein Bedürfnis dafür lag ja auch gar nicht vor. Es tritt vielmehr erst bei Entwicklung des wirklichen Götterglaubens und der Götterkulte auf, die ja an die magische Beeinflussung der Erscheinungen des Firmaments, des Luftraums, der Erdoberfläche und Tiefe (Unterwelt) anknüpfen. Erst wenn das Feuer als Herd- oder Opferfeuer den Kultus und Ritual beherrscht, wird es wie in Indien und Mexiko zur göttlichen Persönlichkeit, ebenso wie die Erde, wenn sie in den Agrikulturriten als allnährende und gebärende Mutter erscheint, wobei zugleich die oben erwähnten Mondassoziationen hinzutreten.

Was den Himmel anlangt, so ist dessen unmittelbare Personifikation selbst auf höherer Stufe keineswegs sichergestellt, wenn auch gerade das immer wieder behauptet wird. Breysigs Zweifel in dieser Beziehung sind völlig begründet, mag auch seine euhemeristische Erklärung irrig und überflüssig sein. Jedenfalls beruht die sogenannte Himmelspersonifikation auf einem ganz anderen Ideengange. Himmelsgötter werden zu Himmelpersonifikationen erst sekundär auf weitem Umwege.

Die urzeitliche Stufe kann der personifizierten Weltelemente entraten. Sie verwendet statt dessen als Träger mythischer Handlungen fabelhafte Menschen- und Tiergestalten, die den einzelnen Erscheinungsgruppen begrifflich entsprechen. Die Wesen des Luftraums sind Vögel und Drachen, die des Wassers Fische und Wasserschlangen, die der Erde andere Schlangen und Ungeheuer. Individualcharakter haben sie aber nur ausnahmsweise.

Nur einzelne Phänomene, die wenigstens in gewissen Grade soweit abgegrenzt und körperlich bestimmt sind, dass die Idee eines selbständig handelnden Wesens sich daran ankristallisieren kann, werden schon frühzeitig persönlich oder tiermenschlich aufgefasst.

Obwohl das Wasser, wie es scheint, niemals, auch auf hoher Stufe nicht, personifiziert wird, weil hier das physische Substrat allzu sinnlich im Vordergrund steht, so findet sich doch frühzeitig und zwar universell

die Auffassung des Meeres als einer die Welt umgebenden riesigen Wasserschlange, die zugleich mit der Vorstellung des Sonne und Mond am Horizont verschlingenden und durch seine Bewegungen die Gezeiten verursachenden Ungeheuers assoziiert ist.

Der Wind, der sowohl körperlich empfunden wird als auch selbst unmittelbar wahrnehmbare Wirkungen ausübt, kann als menschliches Wesen erscheinen, weil er gelegentlich in Staubwirbeln, Tornados, Wind- und Wasserhosen auch dem Auge einen objektiven Anhaltspunkt für die Personifikation darbietet. Die Häufigkeit solcher übermenschlichen Windwesen in nordamerikanischen Mythen erklärt sich damit von selbst.

Auch die Personifikation der Morgenröte mag schon der urzeitlichen Periode angehören, sei es, dass die fächerförmig sich ausbreitenden ersten Strahlen die Vorstellung der „rosenfingrigen“ Göttin auslösten, sei es, dass, wie in Amerika, die von hellgrau bis rot wechselnde Wolkenfärbung als Wechsel des Kleides eines göttlichen Wesens apperzipiert wurde. Die arische Mythologie hat die Gestalt der Eos oder der Sonnentochter am vollkommensten ausgebildet, während sie sonst, von Nordamerika abgesehen, nur ganz sporadisch vorkommt. Die Abendröte wird in der Regel nicht personifiziert, da hier anderweitige Ideenassoziationen (namentlich mit Blut, Feuer, Verbrennung u. dgl.) sich vordrängen.

Obwohl in den Mythendeutungen früherer Zeit Wolkendämonen, Wolkenfrauen oder Wolkenkühe eine hervorragende Rolle spielen, so sind doch die Fälle, in denen es nachweislich zu einer Verpersönlichung oder auch nur Vermenschlichung bzw. Theromorphisierung der Wolkengebilde gekommen ist, zu zählen. Die in der arischen Märchenwelt geläufige Auffassung der Cirrhuswolken als Schafherde des Sonnenhirten oder auch wohl als die Rinder des Helios, der Cumuluswolken als Riesen und Drachen mögen immerhin auf urzeitliche Ideen zurückgehen. Auch in Amerika findet sich Ähnliches. Bei den Pueblostämmen sind die Totengeister Regenwolken. Die Navaho wissen von Wesen, die aus Wolken Sonnenstrahlen, Regenbogen- und Fata morgana-Substanz gebildet sind. Doch gewinnen diese Vermenschlichungen nirgendwo einen individuell persönlichen Charakter.

Neben der Personifikation körperlich apperzepierter Naturerscheinungen steht nun die ganz anders geartete, von Breysig stets damit zusammengeworfene der Naturgewalten. Bei diesen ist nicht die objektiv sichtbare Erscheinung personifiziert, sondern die hinter ihr stehendeu, sie bedingenden, in ihr sich offenbarenden Kräfte werden als Betätigung übermenschlicher Wesen aufgefasst, deren Dasein nicht unmittelbar, sondern nur aus ihren Wirkungen ersichtlich ist. Wesen solcher Art erregen den Wind, erzeugen das Licht, kämpfen im Gewitter, betätigen sich im Regen, im Feuer, in vulkanischen und seismischen Erscheinungen usw.

Ein Licht-, Gewitter- oder Donnergott ist keine Personifikation dieser Erscheinungen, sondern eine als ursächlicher Faktor hinzugedachte Persönlichkeit. Zum Donnerkeil, der Blitzwaffe, gehört ein Wesen, das ihn

schleudert und dieses schafft sich, wie Oldenberg[1]) richtig, trotz der von Breysig erhobenen Einwände (S. 144) bemerkt die mythenbildende Phantasie in der Gestalt eines Helden, der damit wie Indra oder Thor Gewittergott wird. In seiner Eigenschaft als himmlischer Held tritt er nicht nur zu anderen Himmelserscheinungen in Beziehung, sondern erhält auch, je volkstümlicher er wird, alle möglichen anderen Zuge irdischer Helden zuerteilt.

Auch Sonne und Mond können als passiv bewegte Körper betrachtet werden. Sie werden zu Rädern, Bällen, Wagen, Rossen, Schiffen oder Attributen wie Fackeln, Schilden, Schmuckstücken der sie bewegenden und regierenden Wesen.

Dasselbe gilt für Einzelsterne und Sternbilder. Das klassische Land solcher indirekten Personifikationen ist Amerika, wo fast alle göttlichen Wesen eigentlich nur Leiter, Führer, Träger, Erzeuger der Naturphänomene sind, während die direkten mehr der Märchenerzählung angehören.

Zwischen beiden Kategorien bestehen natürlich die engsten Wechselbeziehungen. Dass Lichtgötter oder Lichtbringer mit Sonne, Mond oder Morgenstern verschmelzen können, ist nur natürlich. Da der Mond zugleich Wettermacher ist, so nehmen auch die Gewitterwesen leicht lunare Züge an, woraus sich z. B. die zahlreichen Mondbeziehungen von Indra und Thor erklären, während der hellenische Donnerer Zeus als ursprünglicher Himmelsgott deutliche Sonnenelemente bewahrte.

Auch die Winde stehen in mythologischer Verwandtschaftsbeziehung zu Mond und Sternen. Indem diese die vor ihnen herziehenden Wolken zu durchfliegen scheinen, gelten sie ebenfalls vom Winde bewegt oder als die treibenden Kräfte selbst, ein wichtiges, erst neuerdings beachtetes Moment, durch das z. B. das Verhältnis der vedischen Maruts zu den Sternen erklärt wird. In Amerika hat der Mondheros Michabazo den West- und Nordwind zu Brüdern.

Dass nicht nur Erscheinungen der physischen Umwelt in dieser Weise personifiziert werden, sondern alles, was überhaupt auf das Gemüt des Menschen und seine Lebensfunktionen einwirkt, ist bekannt. So hat Roscher in seiner wichtigen Abhandlung über den Pan (Archiv für vgl. Religionswiss. I, S. 43 ff.) darauf hingewiesen, dass diese Gestalt wahrscheinlich nur zur Erklärung gewisser plötzlich auftretender psychischer Erregungszustände bei Herdentieren erfunden wurde. Pan ist also nicht etwa eine Personifikation des Herdenschrecks, sondern ein, diesen verursachendes persönliches Wesen.

Auch die Dämonen des Alptraums, die Incubi und Succubi, gehören hierher.

Inwieweit Gottheiten, die als Schützer und Erhalter menschlicher Lebensformen und Tätigkeiten, also des Kriegs, des Handels, der Gewerbe, der Landbauer, der Hirten, Herden, Wege usw. eine Naturpersonifikation zu Grunde liegt, muss von Fall zu Fall entschieden werden. Da es noch

---

1) Oldenberg, Veda p. 42.

gänzlich an systematisch vergleichenden Untersuchungen hierüber mangelt, lässt sich über die meisten dieser Wesen nichts Sicheres aussagen. Bei einigen ist allerdings das Natursubstrat, aller Einwände[1]) zum Trotz, deutlich erkennbar, andere gehen als späteste Bildungen wahrscheinlich auf wirkliche menschliche Vorbilder, etwa nach Analogie der christlichen Heiligen, zurück. Personifikationen abstrakter menschlicher Eigenschaften wie in der antiken und namentlich römischen Mythologie, von Kulthandlungen und Ritualgeräten, wie sie das indisch-brahmanische Religionswesen kennzeichnen, sind ganz sekundäre Bildungen oder Produkte der priesterlichen Spekulation, die unter besonderen Bedingungen zu stande gekommen, hier ausser Betracht bleiben müssen.

VIII.

Die mythologische Personifikation führt also zur Vorstellung übermenschlicher Wesen, in denen sich das eigene Selbst des Menschen aufgehöht und vervollkommnet reflektiert.

Die primitive Mythe drückt dies häufig ganz konkret aus, wenn sie z. B. einen Menschen sich direkt in irgend ein Natur- oder kosmisches Objekt verwandeln lässt. Nicht nur bei den Australiern (s. Spencer und Gillen a. a. O. S. 561, 564), sondern auch bis in die Kulturmythologie hinein hören wir von Persönlichkeiten, die sich als Sonne, Mond oder Sterne in den Himmel erheben. Eine solche handgreifliche Aufhöhung ist ganz etwas anderes als eine nachträgliche Identifizierung von Menschen mit Naturwesen im späteren „Sinnbildalter“, vorausgesetzt, dass eine solche im Breysigschen Sinne überhaupt vorkommt. Sie ist keine subjektive Umdeutung, sondern objektiv wahrgenommene Wirklichkeit, der naive Ausdruck für die personifizierende Apperzeption selbst, wie sie der urzeitlichen Mythe zukommt.

Ein fundamentaler Irrtum Breysigs liegt darin, dass er die einfache anthropo- oder theromorphe Auffassung eines seinem Wesen nach dafür geeigneten Naturphänomens und Objekts, also namentlich kosmischer Körper, wie Sonne und Mond, einer allegorisierenden oder symbolisierenden Deutung gleichsetzt. Ob ich Michabazo als Mond oder Sonne auffasse oder als Feuer und Licht, die Göttin Demeter als Mond oder „Fruchtbarkeit“ und „Wolkenfrau“, Kronos als Mond oder „Zeitbegriff“ macht einen ganz gewaltigen Unterschied. Im ersten Falle sehe ich vom Standpunkt des Naturmenschen eine objektiv vorhandene Persönlichkeit, im anderen deute ich als Kulturmensch allegorisch aus.

Ebenso verhält es sich mit den mythischen Vorgängen. Wenn ich im Wechselspiel von Sonne und Mond am Himmel einen Kampf zweier Gegner, den Verkehr eines Liebespaars oder eine gegenseitige Flucht, in den Eklipsen den Kampf des Gestirnes mit einem Ungeheuer oder seine Erkrankung erblicke, so hafte ich damit an der sinnlichen Erscheinung; rede ich dagegen von einem Kampf von Mächten des Lichtes und der

---

1) Das gilt z. B. auch für die von E. Meyer, Gesch. d. Altert. Bd. II p. 97, angeführten Fälle.

Finsternis, von Sommer und Winter, bösem und gutem Prinzip, so bewege ich mich im Bereich poetischer Fiktion oder kultischer Symbolik.

Die Periode bewusster sinnbildlicher Umdeutung ist wahrscheinlich noch weit später anzusetzen als Breysig will. Sie scheint mir eng an die Ausbildung komplizierter esoterischer Kultsysteme gebunden zu sein, daher wir auch in Amerika die ersten Ansätze dazu schon bei den Präriestämmen und denen des Pueblogebiets finden, die übrigens vieles gegenseitig entlehnt haben. Doch kommen die symbolischen Züge weniger in den Mythen selbst als in den die Kultuszeremonien begleitenden rituellen Erklärungen zum Ausdruck.

Die Steigerung personifizierter Naturerscheinnngen zu Göttern ist keine einfache aufhöhende Weiterbildung ihrer Persönlichkeit, etwa unter dem Einflusse innerer Gefühlsvorgänge, wie Furcht, Liebe, Verehrung, Dankbarkeit, sondern beruht auf von aussen hinzutretenden Momenten, nämlich den aus dem Zauberglauben hervorgegangenen Kultushandlungen. Durch magische Praktiken sucht der Mensch auf die Naturerscheinungen und -Kräfte einzuwirken, um sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, die eigene Zauberkraft zu stärken, die der Natur und ihre den in ihren Erscheinungen sich manifestierenden Wesen sich anzueignen.[1])

Während der primitive Jäger sich damit begnügen kann, die Tierwelt durch Zaubermittel zu beeinflussen, muss mit der Entwicklung des Ackerbaues sich das Hauptaugenmerk des Menschen auf die kosmischen und atmosphärischen Mächte richten, und damit werden nun die Persönlichkeiten der Naturmythe zu Objekten religiöser Glaubensvorstellungen.

Mögen sie auch zunächst nur schemenhafte, unplastische, des warmen, individuellen Lebens entbehrende Dämonen sein, deren Machtäusserung von Art und Ausführung jener magischen Künste abhängt oder durch sie gelenkt wird, so müssen sie sich doch mehr und mehr zu übermenschlichen Helfern und Gebietern entwickeln, je öfter die Erfahrung dem Menschen beweist, dass alle Magie, alle noch so peinlich durchgeführte Kultformalitat in gewissen entscheidenden Fällen die Wirkung versagt.

Damit wird dem Menschen seine Abhängigkeit von höheren Gewalten zum Bewusstsein gebracht, die er günstig stimmen oder abwehren muss. Dazu genügt nun nicht mehr das rohe Zauberritual. Opfer, Gebete, Reinigungsweihen u. dergl. treten an dessen Stelle, ohne jedoch ihren ursprünglich magischen Charakter zunächst zu verlieren. So vollzieht sich dann die Aufhöhung jener Dämonen zu Göttern, die im weiteren Verlauf auch mit moralischen Qualitäten ausgestattet werden. Volles persönliches Leben erlangen diese Naturgötter erst, wenn sie aus ihrer begrifflichen Sphäre heraustreten, d. h. sich von ihrem Natursubstrat ablösen, ein Vorgang, der durch die verschiedensten Momente gefördert wird, wie Namensumformung, Kultsymbolik, dichterische Bearbeitung der Mythenstoffe, esoterische Riten usw.

Dass der Seelen- und Ahnenkultus, der dieser ganzen Entwicklung parallel läuft, von tiefgreifendem Einfluss auf die Ausbildung der Götter-

1) Preuss, Ursprung der Religion und Kunst. Globus Bd. 86. 1904.

kulte und der Gottesvorstellung gewesen ist, darf bei der gemeinsamen animistischen Grundlage beider Glaubensformen nicht bezweifelt werden. Niemals aber sind, wie auch Breysig anerkennt, höhere Gottheiten aus vergötterten Seelen entstanden.

Wir haben hier also eine Entwicklungsreihe, die vom einfachen beseelten Naturobjekt oder -Erscheinung zu persönlichen, d. h. nach menschlicher Analogie persönlich und anthropomorph aufgefassten Wesen zur Naturgottheit führt, die sich auf höchster Stufe von ihrem Substrat abzulösen beginnt, die Beziehungen zu diesem aber in der dazu gehörigen Mythe, in Abzeichen, Symbolen, im Namen oder Epitheton noch immer erkennen lässt.

Je persönlicher, plastisch greifbarer und lebensvoller diese Götter werden, desto leichter vermenschlichen sie sich unter Einfluss der Dichtung, der Volkslegende und aller die Glaubensvorstellung und Weltanschauung des Volkes ändernden kulturgeschichtlichen Prozesse. Sie werden so zu Heroen, sagenhaften Königen, Propheten usw., die dann wiederum in rückläufiger Entwicklung eine neue vergötternde Aufhöhung erfahren können.

Fast lückenlos lässt sich dieser Verlauf in der griechischen Mythologie verfolgen; Spuren davon zeigt auch die indische und aztekische, so dass seine Gesetzmässigkeit und Allgemeingültigkeit immerhin wahrscheinlich ist.

Breysig nimmt nun aber eine umgekehrte Entwicklung an. Ein menschlicher Held der Vorzeit ist Ausgangspunkt. Er wird unter Einfluss des Seelen- und Ahnenkults zum Heilbringer gesteigert, auf den das Volk nun alles überträgt, was es an Grosstaten der Vorzeit zu schätzen weiss. Der Heilbringer wird endlich zum Eingott, aus dem sich dann durch Einflüsse verschiedenster Art die polytheistischen Götter abspalten. Das spätere symbolische Zeitalter, in dem zugleich die astronomische Himmelsbeobachtung beginnt, deutet in diese Sonnen- und Mondbeziehungen erst hinein.

Hier steht also scheinbar „These gegen These“. Aber die hier vertretene schöpft ihre Gründe und Belege aus dem Mytheninhalt und führt zu allgemein gültigen Ergebnissen. Sie vermag alle wesentlichen mythologisch religiösen Momente von einem Gesichtspunkte, dem der Naturmythe, aus zu erklären, während jene auf Schritt und Tritt mit dem Mytheninhalt in Widerspruch gerät, ihn umdeuten oder für umgedeutet halten muss. Ausserdem ist sie gezwungen zur Erklärung der allgemeinen Gleichartigkeit der primitiven Mythen auf Zeiten und Verhältnisse zurückzugehen, die sich jeder wissenschaftlichen Forschung entziehen.

Darin liegt von vornherein eine grosse innere Unwahrscheinlichkeit der Breysigschen Theorie.

Vor allem aber verkennt sie völlig das Verhältnis des Eingottes zu den polytheistischen Göttern und dem Heilbringer. Dieser Frage wollen wir nunmehr näher treten.

Im Wesen der Naturgottheiten liegt ihre ursprüngliche Pluralität schon begründet.

Die Tatsache, dass aus einer solchen Gottheit durch Spaltung mehrere hervorgehen können — fehlt es doch, wie das Beispiel Indiens beweist, nicht an Göttersystemen mit einer fast unbeschränkten Vervielfältigungsmöglichkeit —. berechtigt doch keineswegs zu dem Schlusse, dass in irgend einem mythologischen System die Gesamtheit der Göttergestalten, soweit es Naturgötter sind, durch Spaltung eines ursprünglichen Eingottes entstanden sei. Dies ist vielmehr nur eine später hineingetragene rationalistische Erklärung der Göttervielheit, als diese dem metaphysischen Bedürfnisse der Philosophie nicht mehr genügte. Ebensowenig geschieht nun aber das umgekehrte. Aus den Naturgöttern, mag ihre Personifikation auch noch so weit gediehen sein, geht kein höchstes Wesen im monotheistischen Sinne hervor, wenigstens nicht im ungestörten Entwicklungsverlauf. Zwar kann eine dieser Gestalten den Vorrang gewinnen, aber ein solcher Götterkönig bleibt doch immer ein *primus inter pares*, neben dem die übrigen Götter mit selbständigem Wirkungsbereich fortbestehen, sei es im Volksglauben, sei es in den esoterischen Kulten der Geheimbünde und religiösen Genossenschaften, der Stämme, Sippen und Familien, die ihrerseits wiederum anderen Göttern als ihren Spezialschützern den Vorrang anweisen. Erst die theologisch-philosophische Spekulation späterer Zeit und höherer Geisteskultur sucht alle göttliche Potenzen in ein höchstes Allwesen zusammenzufassen, wie das in Indien durch die Brahmanen, in Griechenland durch die jonische Naturphilosophie geschehen ist.

Hiernach bestände also kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Naturgöttern und höchstem Eingott, auch nicht durch Vermittlung des Heilbringers, da ja auch dessen Aufhöhung zu dieser allbeherrschenden Stellung trotz aller entgegengesetzten Behauptungen nicht bewiesen werden kann.

In dem angedeuteten Entwicklungsgange ist überhaupt für den Heilbringer scheinbar kein Platz. Wir erfahren aus der Mythe nur, dass er in den meisten Fällen auf eine Naturpersonifikation zurückgeht oder mit Charaktermerkmalen von Sonnen-, Mond- und Gewitterhelden bekleidet wird. Wie kommt es aber zur Ausbildung einer solchen Gestalt neben den Naturgottheiten, wie Sonne und Mond, wenn sie weder Vorstufe noch Derivat der letzteren ist, und worauf beruht überhaupt ihre so häufige Doppelung, für die auch Breysig keinen triftigen Grund beizubringen vermag?

Eine befriedigende Antwort hierauf ist uns jetzt durch die bahnbrechenden Untersuchungen von Andrew Lang über das höchste Wesen bei den Naturvölkern ermöglicht.

Die Heilbringer haben ursprünglich mit den polytheistischen Naturgottheiten überhaupt nichts zu tun, können aber sekundär mit ihnen verschmelzen. Sie bringen diese weder hervor, noch sind sie von ihnen abzuleiten, sondern gehen auf eine besondere Götterkategorie zurück, auf

die im vorstehenden bereits mehrfach hingewiesen wurde, den Himmelsgott mit seinen Komplementen und Ableitungen.

Breysig ahnt schon den wahren Sachverhalt, wenn er S. 180 die Vermutung ausspricht, Sonnen- und Himmelsgötter der höheren Stufe seien nicht eigenwüchsig entstanden als wirkliche Verpersönlichungen der Natur, sondern durch Verbindung und Verschmelzung mit schon bestehenden Göttern und Heilbringern menschlicher Abkunft. Sehen wir von dieser „Menschlichkeit“ ab, so hat seine Auffassung in der Tat einen berechtigten Kern. Eine Verschmelzung schon bestehender Götter mit Naturpersonifikationen kommt nicht nur vor, sondern ist sogar etwas ganz gewöhnliches, nur sind eben diese Götter ganz anderen Ursprungs als die einfachen Naturgottheiten. Schon lange bekannt und verkannt, sind sie durch Lang erst in ihrer wahren Bedeutung erfasst worden.

Der höchste Gott im Sinne eines allbeherrschenden, dauernd wirksamen, von den Menschen verehrten Wesens ist eine besondere, von den polytheistischen Göttern unabhängige Bildung. Seine Vorstufe ist nicht der Heilbringer, sondern ein unbestimmt gedachtes höchstes Wesen im Himmel, das zwar als letzte Ursache der Schöpfung der Welt gilt, eine direkte Einwirkung auf den Menschen aber nicht oder nicht mehr ausübt und daher auch des Kults unteilhaftig ist.

Solche Wesen finden sich bei den meisten primitiven Völkern, und zwar vermehrt sich ihre Zahl proportional dem sich stetig steigernden Reichtum des ethnologischen Materials. Es handelt sich einfach um den in den Missionsberichten im wiederkehrenden „Guten Gott“, um den das Volk sich nicht oder nicht mehr kümmert, weil er zu fern ist oder eben wegen seiner Gutartigkeit nicht gefürchtet wird.

Man hat diese Gestalt lange missverstanden, weil man gewöhnt war, im höchsten Wesen immer einen gesteigerten Geist zu sehen, was sie zunächst keineswegs ist. Ein abstrakter Geist ist ja überhaupt erst ein Ergebnis philosophischer Spekulation, der sich selbst in den Kulturreligionen, wie im Christentum, nur mit Mühe durchsetzt, dem Volksglauben wohl immer fremd geblieben ist.

In Wirklichkeit ist dieses höchste Wesen ganz unbestimmt. Man weiss entweder überhaupt nichts darüber zu sagen oder versteht darunter, wie die Nordamerikaner unter ihrem grossen Manitu, nur den Inbegriff aller in der Natur wirksamen Zauberkräfte oder aber, was häufiger und „urzeitlicher“ ist, man fasst ihn als Übermenschen von magischer Kraft auf, als überirdischen Prototyp der irdischen Schamanen und Zauberer. Er spielt also in Beziehung auf den Menschen dieselbe Rolle wie jene tierischen Gattungsgeister in bezug auf die Tierwelt. Seine Handlungen und Schöpfertaten sind Zauberhandlungen höherer Art. Sofern er meist gleichzeitig erster Mensch ist, wird er Ahnherr des Volks und kann sich damit unmittelbar zum Kulturheroen vermenschlichen. Häufiger aber lässt er den letzteren aus sich hervorgehen. Überall wo ein Kulturheros als besonderes Wesen auftritt, steht eine solche höhere Persönlichkeit hinter ihm.

Die von Lang gegebenen Beispiele solcher Himmelsherrscher, a. a. O., p. 193ff., lassen sich beträchtlich vermehren.

In Australien gehören dazu Gestalten wie Baiame und Tundun, denen sich im Zentralgebiet bei den Arunta das Götterpaar der Ungambikula (Spencer und Gillen a. a. O., p. 388) anschliesst.[1])

In Afrika sind Cagn der Buschmänner, Tsui goab der Hottentotten, Unkulunkulu oder dessen Erzeuger Utilexo der Kaffern, Nzambi der Kongostämme die bekanntesten Typen. In Polynesien herrscht Tangaloa im Himmel, bei den Igorroten der Philippinen Lumairiz.

In Amerika sind zu nennen: Kareya der Kalifornier, Tirawa der Pani, Taronhiawagon, der Himmelshalter bei den Irokesen, Kage der Nutka, die Qamaits der Bella Kula, Awonawilona der Zuñi, denen sich bei den Präriestämmen ganz unbestimmt gehaltene und benannte Wesen anschliessen, wie der „grosse Unbekannte", der „Herr des Lebens", der „Halter des Lebenspfades", der „Alte, der nie stirbt", der „rote Mann", der „grosse Geheimnisvolle" oder auch allgemein der „grosse Geist".

Aus Südamerika seien erwähnt: Monan der Tupi, Kamushini der Bakairi, Ayma Sunye der Yurakarē, Virakocha der Peruaner.

Ob dieses übermenschliche, über und ausserhalb der Welt stehende, als naiver Ausdruck oberster Kausalität erfundene Wesen aus unseren psychologischen Anschauungen heraus verständlich ist oder nicht, darauf kommt es hier nicht an. Wir haben uns mit der Tatsache seines Vorkommens bei den verschiedensten Völkern, auch solchen niedrigster Stufe, wie Australiern und Buschmännern, abzufinden und dürfen sie nicht aus aprioristischen Erwägungen wegdeuteln. So unerklärlich ist die Sache bei näherer Prüfung überdies nicht.

Auf einer Kulturstufe, wo alle menschlichen und himmlischen Verhältnisse durch Zauberei bestimmt und reguliert werden, wo der Magier nicht nur Krankheiten heilt und hervorruft, sondern auch zu den Gestirnen sich erhebt, um Meteore und Eklipsen zu erzeugen, wo er Wasserfluten und sonstige Kataklysmen herbeiführt, darf es nicht wundernehmen, wenn auch die Weltschöpfung zu einer schamanistischen Leistung wird, deren Urheber man da sucht, wo man zu allen Zeiten fabelhafte, übernatürlich befähigte Wesen gesucht hat, nämlich im Himmel, d. h. im Himmelslande, dem Ursitze der Ahnen, die ihre noch heute sichtbaren Spuren am Firmament zurückliessen und wohin alle Seelen zurückkehren. Auch die Unterwelt ist ja im Grunde nichts als ein „dem anderen Pole zugekehrtes" Himmelsland. Den Kausalitätsdrang dem Wilden abzusprechen, der selbst für die allertrivialsten seine Umgebung betreffenden Fragen sich eine Antwort zurechtlegt, geht heute wirklich nicht mehr an. Wer sich den Kopf darüber zerbricht, woher die schwarze Farbe des Raben stammt oder warum der Mensch gewisse Organe an ihrer heutigen Stelle zu sitzen hat und nicht anderswo, warum irgend ein Felsen menschliche Form hat usw., der kann sehr wohl auch fragen, wer die Erde, die

1) Andere Beispiele bringt Foy in seinem Literaturbericht über die Religion der Australier. Archiv f. Rel.-W., Bd. 8, 1905, p. 526ff.

Gestirne und die Menschen machte. Die Antwort liegt ja nahe genug. Wer anders, als ein mächtiger Medizinmann oder ein ähnliche, sonst nicht näher bekannte Persönlichkeit. Nicht Unfähigkeit oder Abneigung, die Frage nach einem Urheber der Schöpfung zu stellen, unterscheidet den Wilden vom nachdenkenden Kulturmenschen, sondern seine Genügsamkeit bezüglich ihrer Beantwortung. Das höchste Wesen haust im Himmel manchmal als Herrscher eines im Himmelslande ansässigen übermenschlichen Geschlechts gedacht. So ist z. B. bei den Nordwestamerikanern die oberste Gottheit einfach ein Himmelshäuptling. Das Himmelsland ist auch hier eine Welt für sich mit besonderer Sonne und besonderem Monde.

Auf solche häuptlingsartigen Wesen sind wahrscheinlich alle die alten Himmelsgottheiten der Kulturmythologien, wie Dyaus, Uranos, Zeus, Tiu, Jahwe, Tonacatecutli von Ometecutli der Mexikaner, Itzamna der Maya, Shangti der Chinesen zurückzuführen.

Sehr frühzeitig tritt nun das Bestreben auf, den Himmelsherrn, namentlich sobald er Gegenstand eines Kultus wird, bestimmter zu lokalisieren. Dies geschieht naturgemäss mittels der beiden wichtigsten, in plastischer Greifbarkeit hervortretenden und damit am meisten eindrucksvollen Himmelskörper Sonne und Mond. Sie werden seine Wohnstätte, sein Fortbewegungsmittel, sein Abzeichen, seine Augen usw. Bei den Irokesen steht vor dem Hause des Himmelshalters der das Sonnenlicht ausstrahlende Baum. Bei den Hopi hängt in seinem Hause das goldene Sonnenschild. Bei den Ariern fährt er im goldenen, einrädrigen Wagen. Bei den Ägyptern ist sein rechtes Auge die Sonnenscheibe, sein linkes der Mond. Das alles sind bekannte Dinge.

Mit einer derartigen Lokalisierung ist nun die Verschmelzung des Himmelswesens mit den Naturpersonifikationen, zunächst Sonne und Mond, unmittelbar gegeben, nicht als nachträgliche Umdeutung, sondern als naturgemässe, in der ganzen Entwicklung begründete, aus realer Anschauung hervorgehende Identifizierung. Nur in diesem Sinne besteht also Breysigs Annahme von einer Verschmelzung schon bestehender Götter mit Sonne und Mond zurecht. Der Himmelsgott nimmt Sonnencharakter an, kann aber ebensogut als Wolkensammler zum Wetter und Gewitter beherrschenden Wesen werden. Hat er ein weibliches Komplement, so wird dieses auf den Mond oder die Erde bezogen. Zum nordischen Dyaus gesellt sich Pṛthivī, die rote Erde. Dem griechischen Blitzeschleuderer tritt als Gemahlin die Mondgöttin zur Seite. In Mexiko herrscht das Urgötterpaar Tonacatecutli und Ilamatecutli, die als Geburtsgöttin ein klares Mondwesen ist, im höchsten Himmel. Bei den Hidatsa ist neben dem Herrn des Lebens im Himmel die Alte Frau die Bewahrerin der heiligen Kessel eine Art Mondgöttin.

Andererseits kann der Himmelsgott selbst Mond werden in seiner Eigenschaft als Zauberer, wie der afrikanische Nzambi, der im Vollmondgesicht die Erde überschaut, wie die höchsten Wesen der süd- und west-

semitischen Mondreligionen[1]), wie endlich Ahuramazda, den Oldenberg für einen ursprünglichen Mondgott hält.

Die eigentlichen, direkt aus Naturpersonifikationen abgeleiteten Sonnen- und Mondgottheiten erscheinen dann als von ihm erzeugt, als seine Boten und Diener. Apollo und Artemis sind solche Kinder des Himmelsgottes, ebenso wie Helena und die Dioskuren, während Helios und Selene die ursprünglichen Personifikationen der kosmischen Körper blieben.

Ähnliche Beispiele lassen sich auch aus Amerika beibringen, so vor allem aus der Mythologie der Pani und ihrer Verwandten.

Indem aus Sonne und Mond und deren Hypostasen immer wieder aufs neue wesensgleiche Ableitungen hervorgehen, gelangt der Himmelsgott als Götterkönig und Vater an die Spitze des Pantheons. Er ist also keine Personifikation des Himmels, noch weniger eine „Weltseele", sondern ein ausserweltlicher Demiurg, der zu den eigentlichen Naturgöttern in bewusstem Gegensatz steht. Den vedischen Indern ist dieser Unterschied noch völlig gegenwärtig, wenn sie ihren Dyaus als einen *a-deva* den übrigen Devas gegenüberstellen.

Mit der Bezeichnung Gott für die Himmelsherrscher haben wir aber der Entwicklung schon vorgegriffen. Nach primitiver Weltanschauung ist das höchste Wesen dem Menschen gegenüber noch völlig indifferent und deswegen auch keiner Verehrung teilhaftig. Wo eine solche vorkommt, hält sie sich stets in den engsten Grenzen. Bisweilen spielt, wie z. B. auf Viti, der oberste Gott eine mehr komische Rolle. Auch die Vorstellung, dass er längst gestorben sei, ist nicht ungewöhnlich. Wenn auf Kreta das Grab des Zeus gezeigt wurde, so braucht sich das keineswegs auf eine in einer Höhle hausende chthonische Gottheit zu beziehen, sondern ist, wie das aus den wilden Analogien hervorgeht, durchaus wörtlich zu nehmen.

Nicht der Heilbringer, sondern ein indifferentes, nicht verehrtes, höchstes Wesen im Himmel ist die Vorstufe zum höchsten Gott.

Sobald der Gedanke einer dauernden Wirksamkeit jener obersten Kausalität festere Gestalt gewinnt, indem der Himmelshäuptling mit dem Stammesahnen identifiziert zum spezifischen Schützer des Volkes wird oder mit einer der Naturgottheiten verschmilzt, rückt es mehr und mehr in den Mittelpunkt des Kultus und kann damit endlich zum höchsten Gott gesteigert werden. Als solcher entbehrt er, wenn auch anthropomorph gedacht, meist einer bestimmteren plastischen Fassung. Sinnliche Darstellung findet er nicht im Idol, sondern im Symbol. Meist wird dann Sonne oder Mond oder auch wohl der physische Himmel selbst zu seinem Symbol. Überall, wo also von Sonne, Mond und Himmel als obersten Göttern die Rede ist, darf auf eine solche symbolisierende Übertragung der Naturerscheinung auf das dahinterstehende höchste Himmelswesen geschlossen werden. Aus unmittelbarer Naturpersonifikation hervorgegangene Sonnengötter, wie Helios, Sūrya usw., pflegen dann ihm gegenüber nur eine untergeordnete Stellung einzunehmen.

---

1) Hommel, Grundr., p. 87, 184.

Die Erfahrung lehrt nun, dass diese Aufhöhung sich nur selten wirklich durchsetzt. Der Grund ist einfach der, dass die neben jenem höchsten Himmelswesen sich heranbildenden Naturgottheiten, deren Einfluss der Mensch jederzeit unmittelbar verspürt, auch im Kultus immer mehr bevorzugt werden, bis sie endlich diesen ganz ausschliesslich in Anspruch nehmen. Damit erhält die Religion endgiltig ein polytheistisches Gepräge. Die Entwicklung zum Eingott wird unterbrochen, indem das höchste Wesen sich mehr und mehr zu einer schemenhaften Gestalt verflüchtigt, von der höchstens noch das Märchen oder die kosmogonische Mythe erzählt. Das war das Geschick des Dyaus bei den Indern, des Uranos bei den Griechen, dessen Nachfolger Zeus weit mehr Sonnen- und Wettergott als Himmelsgott ist. Bei den Chinesen trat Shangti seine Stelle an Tien, den physischen Himmel, ab. Bei den Germanen wurde Tiuz durch Wotan ersetzt, das Urgötterpaar der Azteken trat gänzlich gegen die Sonnen-, Mond-, Feuer-, Regen- und Vegetationsgottheiten zurück[1].

Nur ausnahmsweise also rückt das höchste Wesen zum wirklichen, alle seine Konkurrenten überragenden Eingott auf, noch seltener unterdrückt er sie völlig. Der dem absoluten Monotheismus widerstrebende Volksgeist weiss immer wieder Nebengötter in irgend einer Form einzuführen.

Der kulturgeschichtlich wichtigste und folgenreichste Fall des Gegenteils ist die Erhebung Jahwes zum höchsten Allgott, der, auch vom Christentum und dem Islam anerkannt, seine Herrschaft über die Hälfte des ganzen Menschengeschlechts auszubreiten vermochte

Das Beispiel Jahwes ist zugleich ein interessanter Beleg für die Tatsache, dass bei Durchsetzung des höchsten Wesens zum Gott die gewaltsame Initiative gottbegeister Männer oder herrschsüchtiger Theokraten eine hervorragende Rolle spielt. A. Lang (a. a. O., p. 268ff.) hat diese Erscheinung ausführlich behandelt. Jahwes Kultus ist durch Moses und später die Propheten in fast gewaltsamer Weise durchgeführt worden im Zusammenhang mit politischen Schicksalen des Volkes.

Fehl schlug dagegen in Ägypten der Versuch Amenophis IV., das Götterpantheon zu beseitigen, um den mit dem Sonnengott identifizierten alten Himmelsgott Re in seine Rechte wieder einzusetzen. Ebenso wurde in Peru der Virakocha-Kultus aus politischen Gründen von dem herrschenden Inkageschlecht zur Staatsreligion erhoben unter der äusseren Form eines systemattisch durchgeführten Sonnendienstes, der alle sonstigen Landeskulte in sich aufsog. Ebenso trat bei den Maya der alte Schöpfer und Himmelsgott Itzamna als Sonnen- und Feuergott an die Spitze des Pantheons.

Das interessanteste Beispiel einer echten höchsten Gottheit auf amerikanischem Boden ist der Tirawa der Pani, der oberste Schöpfer der Himmels- und Sterngottheiten, auf dessen Geheiss diese erst die Kultur-

---

1) Tonacatecutli war, wie ausdrücklich berichtet wird, der einzige aztekische Gott, der keine Opfer erhielt (nach Seler).

heroen, Erde und Menschen schaffen und der demgemäss auch alle Kultushandlungen auf sich vereinigt. Vielleicht gehört auch Napi der Blackfeet in diesen Zusammenhang, da von ihm eine nachträgliche Verschmelzung mit der Sonne berichtet wird, nicht aber Häwenneyu der Irokesen, der christlicher Beeinflussung sein Dasein verdankt. Die Irokesengötter sind rein naturalistisch, nämlich Donner-, Wind- und Sternwesen. Der Himmelshalter Taronhiawagon ihr eigentliches höchstes Wesen hat nur mythologische, keine religiös-kultische Bedeutung.

Breysig hat richtig erkannt, dass Gestalten wie Jahwe, Dyaus, Re, Uranos, Tiuz einer schematischen Einordnung in die Reihe der Naturpersonifikationen widerstreben, weiss aber keinen anderen Rat, als sie unter die Heilbringer aufzunehmen und sie als solche zu nachträglich vergötterten menschlichen Helden zu machen.

Aber ebensowenig wie das Menschentum der Heilbringer, lässt sich das der Himmelsgötter vertreten. Mögen sie auch manchmal als Menschen gedacht sein, so berechtigt doch keine einzige Tatsache oder mythische Angabe, etwas anderes in ihnen zu sehen als Prototypen der menschlichen Gattung oder subjektive Projektionen menschlicher Kräfte und Intelligenzen in die überirdische Sphäre hinaus.

IX.

Nur aus der Idee des höchsten Wesens im Himmel, mag dieses ganz unbestimmt oder mit Naturpersonifikationen verschmolzen sein, ist die Gestalt des Heilbringers verständlich

Das höchste Wesen ist zunächst indifferent. Es steht nach wilder Anschauung den irdischen Verhältnissen zu fern, als dass es einen direkten Einfluss ausüben konnte oder wollte, oder die Zeit seines Wirkens liegt in ferner Vergangenheit. Er verzichtete absichtlich auf jedes weitere Eingreifen.

Es bedarf also einer Mittelsperson, die das Detail der Schöpfung übernimmt, das irdische regelt und dem Menschen das ihm zukommende verleiht.

Fast überall hat, soweit unsere Beobachtung reicht, die mythenbildende Phantasie sich dieses Auskunftsmittels bedient, um das Himmlische mit dem Irdischen zu verbinden. Die Idee des Mittlers zwischen Gott und Menschheit zu einem spezifischen Charakterzug der späteren Erlösungsreligionen stempeln zu wollen, widerspricht aller ethnologischen Erfahrung. Ihre Wurzeln reichen vielmehr sicherlich bis in die urzeitliche Stufe hinein, was durch ihre auffallende Gleichläufigkeit bei allen Völkern bewiesen wird sowie auch durch das niemals erlöschende Bestreben im ganzen Verlauf der Kultur- und Glaubensgeschichte hervorragende historische Persönlichkeiten mit dem sagenhaften Beiwerk der Heilbringermythe zu umkleiden.

Wer sind nun aber diese Mittler?

Als solche bieten sich in erster Linie die Personifikationen derjenigen Naturerscheinungen dar, denen der Mensch tatsächlich alles gute verdankt oder zu verdanken geglaubt hat, also Sonne und Mond. Diesen uralten

Elementargedanken verstehen wir recht erst heute, wo wir erkannt haben, dass unsere gesamte materielle Kultur auf die aufgespeicherte Sonnenenergie zurückgeht, dass an Mond- und Sternbeobachtung die exakte Wissenschaft sich heranbildete. Zeitrechnung, Mess- und Rechenkunst verdanken wir der Weltuhr des Mondes, und dass die Domestikation des Rindes als ersten wichtigsten Haustiers in engstem Zusammenhang mit dem Mondkultus steht, ist durch die Arbeiten E. Hahns mindestens sehr wahrscheinlich gemacht worden.

Ob die Heilbringer unmittelbare Personifikationen jener Gestirne sind oder ihnen erst nachträglich die mythischen Sonnen- und Mondhelden und deren Verwandten assimiliert wurden, ist eine ziemlich müssige Frage. Beide Fälle sind logisch möglich, in praxi aber kaum auseinander zu halten, um so weniger, als das höchste Wesen, von dem die Heilbringer ausgehen, selbst erst sekundär den Sonnen- und Mondpersonifikationen angeglichen wird, andererseits aber auch Sonne und Mond als Naturgötter, als Erzeuger der Heroen gelten können.

Allgemein lässt sich nur behaupten, dass nach dem vorliegenden Mythenmaterial in der Mehrzahl der Fälle Sonne und Mond die objektiven Kristallisationspunkte für die Herausbildung der Heilbringergestalten abgegeben haben. Insbesondere ist deren so häufige Doppelung und Vervierfachung nur aus den natürlichen Dualitäten Sonne und Mond, zu- und abnehmender Mond, Morgen- und Abendstern u. dgl. zu erklären, mit der euhemeristischen Theorie Breysigs dagegen unvereinbar.

Entsprechend dem, was oben über den Dualismus in der Natur- und Weltanschauung gesagt wurde, bleiben die Wesenszüge der Helden aber nicht am Tages- und Nachtgestirn und deren Ableitungen haften, sondern gehen durch Assoziation auch auf andere gegensätzliche Potenzen über, wie Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Sommer und Winter, gutes und böses Prinzip, erhaltende und zerstörende Macht usw.

Immer handelt es sich in der ausgebildeten Heilbringermythe um himmlische, d. h. vom Himmel gekommene oder doch, wo von irdischer Geburt die Rede ist, auf übernatürliche Art erzeugte Wesen.

Doch ist nicht jeder mythische Sonnen- oder Mondheld auch ein Heilbringer im Sinne der Kosmogonie.

Erst seine Teilnahme am Schöpfungswerk, sein spezifisches Wirken im Interesse des Menschen macht ihn dazu. Indem die der religiösen Überlieferung gleichläufige, volkstümliche Legende die Heilbringergestalt zu vermenschlichen strebt, verblasst der himmlische Held zum irdischen Wohltäter, zum Begründer der ersten staatlichen Organisation, zum Lehrer oder Propheten, wobei dann höchstens noch seine geheimnisvolle Geburtsgeschichte auf das Überirdische hindeutet. Es wäre höchst voreilig, derartige Fälle zum Beweise eines ursprünglich wirklichen Menschentums des Helden benutzen zu wollen, obwohl logisch ein solches denkbar ist. Vor allem darf man sich dabei nicht durch die Unvollständigkeit der Überlieferung täuschen lassen, die die naturmythologischen Züge oft absichtlich verwischt oder übersieht.

Wenn wir nun auch bei fast allen echten Heilbringern, seien sie Einzel- oder Doppelwesen, solare, lunare oder astrale Züge ohne weiteres erwarten dürfen, so ist es doch häufig sehr schwierig, die Grundbedeutung der Gestalt im gegebenen Falle genauer zu bestimmen. Denn gerade diese Sagenkreise, die der Kultlegende, der dichterischen Bearbeitung im Epos und endlich der volkstümlichen Märchendichtung den Hauptstoff lieferten, haben naturgemäss während der verschiedensten Perioden der Kultur- und Glaubensentwicklung tiefgreifende Umbildungen durchgemacht. Es bedarf daher umfassender Vergleichungen, um die Spuren alter Naturbeziehungen aufzufinden. Nur der allgemeine Charakter des Helden als himmlischen Wesens erhält sich zäher, weil die Idee der übernatürlichen Abkunft niemals ganz verblasst.

Berücksichtigen wir aus der grossen Zahl der Heilbringersagen nur die vollständigeren Formen, so lassen sich daraus vier Haupttypen dieser Gestalt ableiten:

1. Der Heilbringer ist vom höchsten Wesen einerseits, vom ersten Menschen, also dem Stammvater des ganzen Volks andrerseits nicht klar geschieden oder ausdrücklich mit diesen zusammenfallend. Es ist also einfach ein übernatürlicher, manchmal tiermenschlich gedachter Magier. Beziehungen zu Naturpersonifikationen, namentlich zum Monde sind häufig, können aber auch fehlen oder doch ganz unsicher und verschwommen sein. Dieser Kategorie gehören Wesen an wie Qat der Melanesier, Cagn der Buschmänner, Kareya der Kalifornier, Irin Magé der Tupi u. a., sämtlich also einer primitiveren Stufe der Geisteskultur entsprechend.

2. Ein unvermittelt auftretender, göttergleicher Held unbekannten Ursprungs erscheint geheimnisvoll im Osten, verleiht dem Menschen allerlei Kulturgüter, lehrt den Ackerbau, gibt Gesetze, um endlich im Westen oder im Osten ebenso geheimnisvoll zu verschwinden unter dem Versprechen der Wiederkehr. Dahin gehören vor allen die Heroen der altamerikanischen Kulturländer, Quetzalcouatl der Azteken, Itzamna und Cuculcan der Maya, Bochica der Chibcha, Virakocha der Peruaner und eine Reihe verwandter Gestalten der südamerikanischen Wildstämme, wie Sume der Guarani, Abaangui und Zaguaguayu der Guarayo, Tiri der Yurakarē, Amalivaka der Tamanaken. Betont wird in der Regel die Bärtigkeit und das lange weisse Gewand des geheimnisvollen Wesens.

3. Das höchste Wesen im Himmel oder auch einfach die Sonne (Sonnengott) sendet einen Boten oder Abkömmling übermenschlicher Art auf die Erde, der, wenn als Sonnensohn gedacht, ebenfalls durch leuchtenden Körper oder weissglänzendes Gewand als Lichtwesen Sonne oder Morgenstern charakterisiert ist. Dieser Art ist der sogenannte „Erdgeweihte“ bei den Maidu Kaliforniens, Pachakamak, der Sonnensohn des peruanischen Küstenlandes, ferner die Kriegs- oder Zwillingsgötter der Pueblostämme, Hopi Zuni und der Navahos (Söhne der Sonne und der Spinnenfrau wie ihre zahlreichen Verwandten bei den Präriestämmen) und die genealogisch mit dem höchsten Wesen Monan zusammenhängenden Maires der Osttupis.[1])

1) Mythen und Legenden, p. 40.

Aus der altweltlichen Kulturmythologie gehört Marduk als Sohn Eas vor allem aber Oannes, der eigentlich babylonische Heilbringer und auch wohl Prometheus dieser Gruppe an.

4. Das höchste Wesen des Himmels oder der Sonnengott verkörpert sich direkt zum Menschen oder Tiermenschen auf dem Wege der Inkarnation, des *Avatāra* im indischen Sinne. Ein Weib konzipiert von der Gottheit auf magische Weise durch Sonnenstrahlen, Lufthauch, Regen, Verschlucken von Steinen, Früchten, Knochen u. dgl. oder durch Eindringen von Bällen, Federstäben in ihren Körper. Das in kurzer Zeit geborene, überaus schnell heranwachsende Kind ist äusserlich meist nicht mehr als überirdisch charakterisiert, besitzt aber magische Kräfte oder Zauberwaffen (Blitzpfeile, Tarnkappe, Wolkenschild), mit denen es Feinde und Ungeheuer vernichtet. Seine oftmals betonte Tiergestalt ist nur Maske oder wird allmählich in definitive Menschenform verwandelt.

In diese Gruppe gehört der Rabe der Nordwestamerikaner Michabazo, der grosse Hase, der aber gleich nach der Geburt zum Menschen wird, Maui der Polynesier, der indische Kṛshṇa, Dionysos-Zagreus mit ihren zahllosen Ableitungen.

Bei diesem Typus ist nun die Doppelung in ein Bruder-, Halbbruder- oder Zwillings-, seltener Geschwisterpaar das gewöhnliche. Die Beziehungen zu den Gestirnpaaren Sonne und Mond, Morgen- und Abendstern usw. pflegen hierbei besonders deutlich zu sein, indem sie meist ausdrücklich in der Mythe Erwähnung finden. Häufig aber verschwimmen sie auch in den Allgemeinbegriff der Licht- und Feuerbringer oder sie werden, da ja der Blitz ihre Waffe ist, auch zu Gewittermächten mit den sich daranknüpfenden Assoziationen. Jedenfalls sind die Taten und Erlebnisse der Brüder, wenn die Mythe sie überhaupt näher behandelt, ganz die der Sonnen- und Mondheroen: Kämpfe mit Ungeheuern, verbunden mit den Motiven des Vorschlungen- oder Zerrissenwerdens, des haarlosen Wiederauftauchens oder Wiederbelebtwerdens der Himmels- und Unterweltsfahrt mit den damit verbundenen Prüfungen und der Symplegadendurchfahrt und endlich dem seltener entwickelten Bruderkampf. Diese Abenteuer bilden demgemäss auch den Hauptinhalt dieser Form der Heroenmythe in beiden Hemisphären, namentlich Asien, Polynesien, Amerika und Europa. Die Mutter der Heroen, die in der Regel bei der Geburt stirbt, durchbrochen oder zerrissen wird, ist gewöhnlich deutliche Mond- oder Erdpersonifikation wie Ataëntsik der Irokesen, die Spinnenfrau anderer Nordamerikaner, Leda, Isis usw.

Scharf abgrenzen lassen sich diese vier Haupttypen, die nur die vollständigeren für die Religionsgeschichte bedeutsamsten Mythen umfassen, natürlich nicht. Namentlich gehen I und II, ferner III und IV leicht ineinander über. Ebensowenig sind alle bei den Naturvölkern vorkommenden Formen bei der vielfach lückenhaften Überlieferung nach diesen Gesichtspunkten klassifizierbar. Fast überall aber lassen sich wenigstens einige der hier angeführten Elemente erkennen.

Alle Mythen behandeln die Heilbringer also himmlische Wesen, deren Zusammenhang mit Naturerscheinungen und Kräften in sehr verschiedener Weise zum Ausdruck gebracht wird.

Bei einigen ist die direkte Ableitung von Sonne und Mond offenbar, d. h. sie verschmelzen völlig mit deren anthropomorphen Personifikationen, so dass z. B. in der Brudersage oft ohne weiteres erkannt werden kann, wer von beiden Sonne und wer Mond ist.

Bei den Chibcha wird Bochica zur Sonne, sein Weib zum Monde. Pachakamak ist als Sohn der Sonne Bruder des Mondes Wichama, Abaangui der Guarayo ist deutlicher Mond,[1]) sein Genosse, allgemeiner gefasst, Lichtwesen, der pfeilbewehrte Tiri der Yurakarē ist Sonne, Aborē der Warrau Mond, der in seinem Kahn über den Ozean zieht.[2]) Bei den Tupi ist Maire Monan und Maire Ata wohl Sonne, während Maire Poxi Mondcharakter trägt. In Polynesien steht dem Sonnenheros Maui sein Bruder Irawaru mit deutlichen Mondmerkmalen gegenüber. Unzweifelhafte Sonnenwesen der altweltlichen Mythologie sind Kadmos, Herakles, Simson, während Dionysos, Zagreus, Pelops ebenso sicher Mondwesen sind. Auch Kekrops, der erdgeborene Vater der Taugöttin ist wohl ursprünglich Mondheros, worauf auch sein Name hindeutet (vgl. Siecke, a. a. O. S. 163). Bei den arischen Göttersöhnen, den Dioskuren Açvins, mischen sich, wie bei den amerikanischen Parallelbildungen die Charaktere des Morgen- und Abendsterns mit denen des zu- und abnehmenden Mondes. Ein wesentlicher begrifflicher Unterschied ist damit, wie früher bemerkt, nicht gegeben, der Streit darüber also ziemlich müssig.

In anderen Fällen liegt die Sache nicht so einfach. Einmal kann dieselbe Gestalt solare, lunare und astrale Züge gemischt zeigen, zweitens sind die Beziehungen zu den Himmelskörpern durch andere Vorstellungsgruppen überwuchert und lassen sich dann nur aus gewissen immer wieder in den gleichen Kombinationen verwendeten naturmythologischen Motiven, wie dem Verschlungenwerden, Proben bestehen, Symplegaden passieren erschliessen.

Diese Unbestimmtheit der Charaktere beruht haupsächlich darauf, dass, wie bereits bemerkt, die Kulturheroen ihrer Natur nach Lichtwesen, d. h. Licht- und Feuerbringer sind und damit nicht nur zu den Licht und Wärme spendenden kosmischen Objekten, sondern auch zu den Erd- und Gewittermächten in begrifflichem Zusammenhang stehen.

Es darf daher auch nicht wundernehmen, wenn über die Grundbedeutung so vieler Gestalten des Veda wie Indra, Yama, Tvashṭar, die Açvins u. a. die grössten Meinungsverschiedenheiten bestehen. Denn hier ist das eigentliche Sagenmaterial ganz lückenhaft. Wir bleiben ganz auf die Anspielungen in den Kultushymnen angewiesen, die sich natürlich durchaus im allegorisch-symbolischen Ideengang bewegen.

Das amerikanische Material gibt uns einen Massstab für die Schwierigkeiten der Deutung unter solchen Umständen. Was wüssten wir z. B.

---

1) Mythen und Leg., p. 43.
2) Mythen und Leg., p. 35.

über die Grundbedeutung Michabazos, wenn wir nur auf das Ritual der Midé-Geheimgesellschaft bei den Ojibway angewiesen wären ohne den dabei rezitierten Sageninhalt und die dazu gehörigen volkstümlichen Erzählungen zu kennen?

Eine besondere Reihe von Bedeutungsverschiebungen ist dadurch gegeben, dass bei primitiven Völkern die Helden häufig als Tiere, Halbtiere oder wenigstens in Tiermaske auftreten. So finden wir in Amerika, wo diese Auffassung ihre hauptsächlichste Ausbildung erfahren hat, den Helden als Coyote, als Raben, Hasen oder Wolf auftretend. In Afrika bei den Hottentotten sogar als Insekt, als Mantisgrille. Die Beziehungen zu den Himmelskörpern sind dabei anscheinend vollkommen dunkel. Wenn auch Tiere wie Hase, Kröte, Spinne auf den Mond hindeuten, so scheinen doch andere völlig willkürlich gewählte, höchstens etwa mit totemistischen Ideen zusammenhängend.

Es liegt nahe, in solchen Fällen mit Breysig die australischen Alcheringawesen als Parallele heranzuziehen, indessen kann auch eine ganz andere Vorstellung zu Grunde liegen. Die ganze Frage ist überaus verwickelt und bedarf noch umfassender Spezialuntersuchungen bei Naturvölkern.[1]) Wahrscheinlich dürfte sich aber dabei herausstellen, dass die Tiergestalt für das Verständnis der Heilbringersage und des Gottesgedankens belanglos ist, da bekanntlich für die primitive Weltanschauung eine Grenze zwischen Tier und Menschen überhaupt nicht besteht.[2]) Unbeschränkte Verwandlungsfähigkeit gehört eben zum Wesen jedes übermenschlichen mythischen Helden auch da, wo nicht der fortwährend sich wandelnde Mond das Vorbild abgegeben hat. Zu diesen im mythologischen Wesen der Heilbringergestalt beruhenden Umbildungsmomenten kommen nun noch andere sekundärer Art, die von aussen her die spezifische Fassung der Sage bestimmt, ihr das örtliche und nationale Gepräge verliehen haben. Sobald der Heilbringer zum nationalen Heros, zum Stammesahnen oder Schutzgeist wird, eine Tendenz, die von vornherein angelegt, mit der Ausbildung der Kultmythe auch immer zum Ziele führt, schöpft seine Sage nicht mehr allein aus dem Material der naturmythologischen Märchendichtung, sondern es werden auch die verschiedenartigsten anderen Legenden an seine Persönlichkeit geknüpft, sofern sie nur geeignet sind, ihm als nationalen Helden einen besonderen Nimbus zu verleihen, bis er endlich zum Mittelpunkt eines aus allen möglichen Elementen zusammengesetzten Sagencyklus wird, dem die dichterische Bearbeitung im Epos wiederum eine Menge neuer, aus der individuellen Phantasie geschöpfter Einzelheiten und Züge hinzufügt. Was wir in der alten Welt in den Sagenkreisen des Herakles, Dionysos usw. abgeschlossen vor uns sehen, lässt sich in Amerika z. B. in der Raben- und Michabazomythe im ganzen Verlauf der allmählichen Ausbildung verfolgen. Michabazos Gestalt wird

---

1) Vgl. die überaus wichtigen Ermittlungen Sternbergs über die Tiergottheiten der Giljaken im Archiv für vgl. Religionswiss. Bd. 8, 1905, p. 244, 456, durch die auch auf die entsprechenden amerikanischen Verhältnisse ein ganz neues Licht fällt.

2) von den Steinen, Unter d. Naturvölkern Zentr.-Bras., p. 351.

in alle möglichen Sagen, Märchen und Fabeln verflochten, die ursprünglich sicherlich mit ihm nichts zu tun hatten. In trefflichster Weise zeigt das die Tradition der Menomini ebenso wie die zahllosen Bruder- und Coyotegeschichten der Präriestämme.

Hieraus erklären sich auch die so häufigen niedrigen und komischen Züge, mit denen der Volkshumor, der, wohl zu bemerken, auch den Indianern keineswegs abgeht, den Helden ausstatt. Ist es doch auch dem trunksüchtigen Indra und manchem seiner hellenischen Kollegen nicht anders ergangen. Es prägt sich darin keineswegs etwa eine primitivere Religionsanschauung aus, vielmehr handelt es sich um eine Begleiterscheinung der ganzen Entwicklung, die in allen Perioden sich gleichmässig geltend macht und im direkten Verhältnis zur Vermenschlichung der göttlichen Gestalt im Volksglauben steht. Selbst das Christentum ist, wie die Mysterienspiele des Mittelalters, die biblischen Dramen der Meistersinger (Hans Sachs) und so manche Heiligenlegenden beweisen, nicht ganz frei davon, hat aber verstanden, die niederen Wesenszüge auf den Teufel zu übertragen.[1])

Dazu kommt endlich der umgestaltende Einfluss weitreichender Mythenwanderungen und gegenseitiger Akkulturation benachbarter Völker, durch die übernommenes Material heimischen Vorstellungen oft ganz willkürlich nach einfacher Analogie folgend, angeglichen wird. Jede oberflächliche Ähnlichkeit der Kultgebräuche liess Griechen und Römer ihre eigenen Götter und Heroen bei Orientalen und nordischen Barbaren wiederfinden und so auch fremde Gottheiten und deren Mythen mit den eigenen verschmelzen. Die Umformung ursprünglicher Mondgottheiten zu solchen der Erde und des Vegetationswechsels, die allegorische Deutung einfacher Sonnen- und Mond- und Astralmythen auf die Erneuerung des Naturlebens, wie sie in der Demeter-, der Dionysos- und Adonissage zum Ausdruck kommt, ist wahrscheinlich in erster Linie auf die orientalische Beeinflussung zurückzuführen. Ebenso sind für manche vedische Gestalten, wie Indra und die Açvins babylonische Beziehungen unverkennbar.[3]) In Zentralamerika sind die Züge der wesensverwandten Heroen Quetzalcouatl und Cuculcan der Azteken und Maya auch auf die der kleineren Stämme, wie Zapoteken und Tzentales übergegangen, haben aber auch fern im Norden bei den Pueblostämmen der Zuñi und Hopi Spuren hinterlassen. In Peru endlich sind ursprünglich ganz getrennte Wesen, wie Kon, der knochenlose Weltgestalter und Windgott, Pachakamak, der Sonnensohn der Yunka und Virakocha, der Himmelsherr des Collavolks zum allbeherrschenden Sonnengott des Inkareichs amalgamiert worden. Mit diesem wurden dann wieder die eigentlichen Stammesheroen der Inka, die sogen. Ayarbrüder (Manco-Kapak und seine Genossen) fast gewaltsam in mythische Verbindung gebracht.

---

1) In diesem Sinne mögen auch die Selbstpreisungen Jahwes dem Hiob gegenüber aufzufassen sein, die Breysig als einen direkten Beleg für das ursprüngliche Menschentum, den Siegfriedcharakter des jüdischen Gottes ansieht.

2) Hommel, Grundriss, p. 219.

Dass mit solchen Verschiebungen und Verschmelzungen auch schon bei Völkern niederer Kultur zu rechnen ist, beweist die über alle nordpazifischen Küstenländer in buntester Formenmannigfaltigkeit verbreitete Rabensage und die Infiltrierung von Elementen der Michabazomythe in die Sagenwelt fast aller Stämme östlich der Felsengebirge. Auch die irokesische Kosmogonie wurde dadurch beeinflusst, doch sind, wie ich im Gegensatz zu Breysig hervorheben will, deren ältere Fassungen noch ganz davon frei.

Dass der Heilbringer als eine von einem höheren Wesen abgeleitete Gestalt nicht die Vorstufe zur Gottheit gewesen sein kann, liegt auf der Hand. Das schliesst natürlich nicht aus, dass er sich so gut wie jedes andere einer Naturkonzeption entsprungene mythische Wesen einerseits zu einer Gottheit werden kann, wenn er dauernd wirksam und durch magische Handlungen (Kulte) beeinflussbar gedacht wird. So sehen wir in Amerika den Michabazo in den esoterischen Kulten der Midē-Gesellschaft bei den Odjibway und Menomini bereits göttlich verehrt. An der Nordwestküste haben die Bella Kula′ den sogen. Masmasalaniχ, der dem Menschen die Ideen für seine Erfindungen gibt, als Gottheit in ihr Pantheon aufgenommen. Die in Idolen dargestellten Kriegsgötter der Hopi und Zuñi werden mit Opfern und Altarzeremonien verehrt. In den Kulturländern Zentral- und Südamerikas sind die Heroen Quetzalcouatl, Cuculcan, Pachakamak usw. bereits völlig entwickelte Gottheiten, selbst höheren Ranges, denen sich in der alten Welt Gestalten wie Marduk, Osiris, Indra, die Açvins und Dioskuren zur Seite stellen, während Kadmos, Herakles, Prometheus, Theseus wenigstens zu Halbgöttern wurden.

In der Regel verläuft die Entwicklung aber in absteigender Linie.

Der Kulturheros wird zum Menschen, zum irdischen Heros, Priesterkönig, Ahnherrn vornehmer Geschlechter oder verblasst zu einer blossen Märchengestalt, womit meist eine Umänderung oder gänzlicher Verlust des Namens verbunden ist. Damit schwindet auch seine Bedeutung für die religiöse Glaubensentwicklung.

In zahllosen Fällen verbirgt sich hinter Helden der Mythe, der Volkslegende, des Märchens und selbst der halb sagenhaften ersten Stammesgeschichte ein Heilbringer mit oft noch unverkennbaren naturmythologischen Attributen. Viele der Brüder- oder Freundespaare der antiken Mythe gehören hierher, Amphion und Zethos, Theseus und Peirithoos, Romulus und Remus, ferner Deukalion, Kadmos, Simson, Siegfried, Wieland, in Amerika Quetzalcouatl als Priester, Manko Kapak als erster König. Die bei den Präriestämmen so überaus verbreiteten Märchen von einem armen Knaben diskreter Geburt oder verlassenen Geschwistern, die, durch die Gunst übernatürlicher Wesen magische Kraft und Waffen erwerbend, Hexen, Riesen und Ungeheuer töten und zu Wohltätern ihres Volkes werden, sind, wie sich aus der Vergleichung ergibt, sicherlich als verblasste Heroenmythen aufzufassen und vielfach absichtlich zu pädagogischen Zwecken umgearbeitet und ausgeschmückt, um der jüngeren Generation Vorbilder der Tatkraft und des Gottvertrauens zu liefern.

Dass diese Abschwächung oder Verflüchtigung des Helden häufiger ist als seine Aufhöhung zum Gott, die überhaupt nur bei schon ausgebildetem Götterglauben vorzukommen scheint, wird verständlich, wenn wir uns an die ebenso häufige regressive Umbildung des höchten Himmelsherrn erinnern. Überall bestehen neben dem Heilbringer schon andere Potenzen höherer Art, Naturgottheiten oder erst sekundär mit Naturpersonifikationen verbundene himmlische Wesen, die ihn erzeugt, gesandt oder mit magischen Kräften ausgestattet haben. Diese sind oder werden die eigentlichen Götter des Pantheons. Der Kulturheros dagegen vertritt seiner Natur nach die menschliche Seite des göttlichen Prinzips. Seine, dem menschlichen Wohle gewidmete Tätigkeit wirkt der Vergötterung entgegen. Er selbst muss dazu zum Menschen werden.

Die menschliche Inkarnation auf dem Wege der, der ausgebildeten Mythe fast niemals fehlenden, magischen Empfängnis ist nur der Ausdruck seiner menschlichen Wesensverwandtschaft. Nur unter besonderen Bedingungen kann ihm eine nachträgliche Aufhöhung zum Gott und zwar meist eine Gottheit untergeordneter Art zu Teil werden.

Nirgends aber lässt sich, am wenigsten aus dem von Breysig benutzten Tatsachenmaterial, mit Sicherheit ein Fall erweisen, wo der höchste, allbeherrschende Eingott aus dem Heilbringer hervorgegangen ist.

Dieser hat nicht den Heilbringer zur Vorstufe, sondern das unverehrte weil indifferente oder indifferent gewordene höchste Wesen im Himmel.

Erst aus diesem entwickelt sich als besondere Bildung der Heilbringer. Er ist hervorgegangen aus dem Bestreben, die in unerreichbarer Ferne waltende oberste Kausalität in direkte Beziehung zum Menschen zu bringen. Das höchste Wesen erklärt nur die Existenz der Welt als Ganzes, der Heilbringer dagegen die für den Menschen bedeutsamsten Einzelerscheinungen der unmittelbaren Umwelt. Seine Sage ist der Niederschlag naiv rationalistischer Deutungsversuche, die, wie die Befunde bei den Naturvölkern uns lehren, schon auf niederer Stufe nicht fehlen, freilich aber keineswegs auch urzeitlich zu sein brauchen. Eingestellt hat sich aber das Erklärungsbedürfnis überall und frühzeitig. Die Frage nach dem Ursprung des Lichts, des Feuers, der Kulturgüter, der Formen der Tierwelt, der Erdoberfläche und gewisser menschlicher Lebensfunktionen, wie des Menschen selbst, sind zu allen Zeiten gestellt und der jeweiligen Stufe der Geisteskultur entsprechend beantwortet worden. Bis man aber zur Antwort kam: Gott hat es so gemacht, war ein weiter Weg. Diesen Gott kennt der Wilde noch nicht. Für ihn gibt es nur einen übermenschlichen Zauberer im Himmel, der, soweit er sich überhaupt um die irdischen Dinge kümmert, entweder selbst die Rolle des Kulturbringers spielt, dann aber vielfach launisch-willkürlich ohne ausgesprochen altruistische Beweggründe oder aber besondere Wesen als *Factores agentes* aussendet. Diese gewinnen körperliche und örtliche Bestimmtheit in denjenigen Naturphänomenen, die dem Menschen ersichtlich augenscheinlich alle seine Güter verleihen und vor seinen Augen die Vorgänge der Mythe sich immer wieder aufs neue abspielen lassen.

Demgemäss hat auch der Kulturheros seine eigentliche Bedeutung da, wo noch ein höchstes, der religiösen Verehrung fast oder ganz entbehrendes Himmelswesen im Hintergrund steht und zugleich die Naturgötter noch keine wirklich lebensvolle, plastisch gefestigte Persönlichkeit erhalten haben, wie bei den Natur- und Halbkulturvölkern Amerikas, Afrikas und Ozeaniens. Je weiter aber die Vergöttlichung der Naturmächte fortschreitet, um so mehr vermenschlicht oder verflüchtigt sich auch der Heilbringer, wie die Beispiele der griechischen, indischen und zentralamerikanischen Mythologie beweisen.

Der allbeherrschende höchste Eingott im monotheistischen Sinne duldet natürlich neben sich erst recht keinen Kulturheroen, denn sobald Gott selbst unmittelbar in die menschlichen Verhältnisse eingreift, ist für diesen kein Platz. Allerdings findet der Volksglaube, der mit erstaunlicher Zähigkeit an der Idee des menschlich empfindenden und handelnden göttlichen Helden festhält, gewöhnlich Mittel und Wege, diesen in irgend einer Form auch in die Kulturreligion immer wieder einzuführen, sei es durch Vergötterung eines menschlichen Religionsstifters, sei es durch dessen Ausstattung mit naturmythologischen Zügen oder endlich, wie dies in Indien mit Rama, Karṇa, Kṛshṇa geschehen ist, durch Aufhöhung mythischer Helden anderer Art oder jüngerer Bildung, selbst auch von historischen Persönlichkeiten, die als Inkarnationen höherer Gottheiten wie der Sonne gedacht sind. Von den Heilbringercharakteren bleibt dann selten mehr übrig wie die fabelhafte, durch göttliches Eingreifen bestimmte Geburtsgeschichte.

X.

Fast allen ausgebildeten Heilbringersagen sind bekanntlich gewisse gleichartige Züge gemeinsam, deren universelles Auftreten Breysig veranlasst hat, darin einen aus frühester Urzeit stammenden, den heutigen Rassen von der ungeteilten Urmenschheit als Erbe hinterlassenen Grundstock von Vorstellungen zu sehen, die an bestimmte wirkliche Ereignisse der Vorzeit und das Eingreifen einer heldischen Persönlichkeit dabei anknüpfen. Obwohl im vorstehenden der naturmythologische Charakter dieser Elemente im allgemeinen dargelegt wurde, so muss doch ihre spezifische Bedeutung für die Heilbringersage noch genauert erörtert werden, weil Breysig die Hauptargumente für seine euhemeristische Auffassung gerade diesen gleichläufigen Zügen entnimmt.

Wenn die Gleichartigkeit vieler mythischer Vorstellungen sich ungezwungen aus der Gleichheit der zu Grunde liegenden, zu allen Zeiten die menschliche Phantasie beschäftigenden Naturanschauungen erklären lässt, insbesondere also alle die, welche sich auf die Bewegung und die gegenseitigen Beziehungen der grossen Himmelskörper anknüpfen, so werden wir auch die Parallelen der Heilbringersagen unter dem gleichen Gesichtspunkt betrachten müssen.

Was zunächst die Idee der magischen Empfängnis durch Sonnenstrahlen, Regen, Anhauch oder Verschlucken von Gegenständen anlangt, so bietet ihre naturalistische Erklärung insofern Schwierigkeiten, als sie

bereits einen ziemlichen Grad von Abstraktionsvermögen voraussetzt, während doch ihr universelles Vorkommen sie als zur ältesten Vorstellungsschicht gehörig erweist.

Die hierbei das Vorbild abgebenden Phänomene sind keineswegs unmittelbar durch anthropomorphisirende Apperzeption in menschliche Handlungen umzusetzen. Es bedarf dazu einer versinnbildlichenden Verstandesoperation, deren psychologische Erklärung für die primitive Stufe wenigstens nicht einwandsfrei möglich ist.

Keinesfalls genügt die von Breysig (S. 12) vertretene Annahme bezüglich des Raben Jelch der Tlinkit, dass man, aus totemistischen Gründen, den Heroen vaterlos an den Anfang der Ahnenreihe stellen zu müssen glaubte, da bei Annahme eines Vaters dieser an der Stelle jenes als Ahnherr hätte verehrt werden müssen.

Diese rationalistische Deutung „irrt nach zwei Seiten hin". Einmal würde jener Zweck im vorliegenden Falle nicht erreicht werden, da ja bei den Tlinkit nicht der Vater, sondern die Mutter Trägerin der Sippe ist, der weibliche Ahn also die Zugehörigkeit zu ihr bestimmt und die Reihe beginnt, zweitens aber wird, wie die vollständigere Fassung lehrt, der himmlische Ahne des Raben ja ausdrücklich genannt.

Dass in der Rabensage wie in vielen anderen Fällen die Naturbeziehung des Empfängnismotivs verwischt ist, darf nicht überraschen. Desto deutlicher weisen wieder andere Mythen auf die Befruchtung der Erde oder allgemein die Entstehung organischen und vegetativen Lebens durch vom Himmel her auf die Erde einwirkende Kräfte als Grundbedeutung hin, womit freilich nicht gesagt sein soll, dass sich darin urzeitliche Anschauungen reflektieren. Wir müssen uns mit der Erkenntnis begnügen, dass diese Idee tatsächlich bei Wilden schon vollkommen entwickelt vorkommt. Nur ist zu beachten, dass Erdpersonifikationen mythologisch immer aufs engste mit Mondpersonifikationen zusammenhängen oder vielmehr geradezu aus diesen hervorgegangen sind. Es fehlt daher besonders in der Brudermythe z. B. nicht an Varianten, wo der eine Bruder von einem irdischen Weibe geboren wird, während der andere nachträglich aus der bei Seite geschafften Nachgeburt entsteht, ein Motiv, das, wie uns zahlreiche nord- und südamerikanische Beispiele lehren, vom Monde abgeleitet ist.

In diesem Sinne sind aus dem Breysigschen Material vollkommen klar zu deuten die Mythen von Michabazo, von den irokesischen Brüdern, die Sage von der Geburt Huitzilopochtli bei den Mexikanern, die von Keri und Kame der Bakairi nebst ihren inhaltlich verwandten bei den Osttupis (Tamenduare und Arikute), den Yurakarē (Tiri und Karu), endlich die Geburtsgeschichte des Dionysos, der Osirissöhne Horus und Set und vor allem die überaus interessante von Romulus und Remus in der von Plutarch an erster Stelle überlieferten Fassung.[1])

---

1) Die Notwendigkeit, auch das antike Mythenmaterial nach ethnologischen Gesichtspunkten vergleichend durchzuprüfen, wird durch diese wichtige Version der Romulussage, die seitens der klassischen Philologen und Mythologen fast unbeachtet geblieben ist, auf

In allen diesen Fällen unterliegt die ursprüngliche Mondnatur der Mutter keinem Zweifel, doch hat in der mexikanischen und ägyptischen Mythe die Umwandlung in die Erdpersonifikation bereits stattgefunden. Sie erscheint völlig durchgeführt überall da, wo von einer Empfängnis durch Sonnenstrahlen, Regen, Blitz und verschluckten Gegenständen die Rede ist. Federn oder Federbälle repräsentieren die Sonnenwärme, zugleich aber enthält die Feder an sich ein Lebenselement. Sie ist, wie uns amerikanische Glaubensvorstellungen zeigen, mit dem Windhauch als dem von der Gottheit ausgehenden Lebensodem begrifflich verbunden. Das Verschlucken von Knöchelchen hängt mit der weitverbreiteten Vorstellung der im Knochen persistierenden vegetativen Seele, aus der neue Organismen hervorgehen, zusammen. Verwandt damit ist das in Indien und Südamerika vorkommende Verschlucken von Fischen oder einfach Früchten, die manchmal mit Sperma einer himmlischen Persönlichkeit imprägniert gedacht sind[1]). Damit wird nun zwar die Empfängnis ein direktes Analogon zur Erdbefruchtung, aber ihr geheimnisvoll magischer Charakter ist noch nicht erklärt. Warum bedarf es überhaupt besonderer Zaubermittel, warum bleibt der Vater zunächst unbekannt, so dass er von dem Abkömmling erst besonders aufgesucht oder ermittelt werden muss mit dem bekannten Motiv der „Vaterwahl"?[2])

Das ist nun nicht ganz leicht zu entscheiden. Ich möchte vermuten, dass das Moment des Geheimnisvollen durch andere an den Mond und seine Einwirkungen auf das Sexualleben des Weibes anknüpfende Vorstellungen also auf assoziativen Wege dazu gekommen ist.

Wir begegnen nämlich bei Naturvölkern vielfach der Idee, dass der Mond auf geheimnisvolle Art irdische Weiber heimsucht, und zwar ohne dass diese sich dessen bewusst werden. So soll z. B. die erste Menstruation auf einer Defloration durch den Mond beruhen. Auffallend hellfarbige Individuen (Albinos) oder sonst durch irgend welche ungewöhnlichen Eigenschaften ausgezeichnete Kinder werden in Amerika und Asien durch geheimen Verkehr mit dem Monde empfangen gedacht. In dem Sonnen-

---

das Eindringlichste dargelegt. In der landläufigen Fassung der Sage deuten nur göttliche Abkunft, Aussetzung und Tiersäugung den Heilbringercharakter der Brüder an, der dadurch aber keineswegs einwandfrei wird. Der Hauch der Zivilisation hat offenbar die alte Mythe schon zu sehr berührt. Echt und urwüchsig, man möchte mit Breysig sagen „von der Urzeit Hauch umwittert" ist dagegen die von Plutarch nach einem verlorenen Werke des alten Historikers Pomathion wiedergegebene Erzählung im 2. Kapitel seiner Romulusbiographie. Hier erscheint als Vater der aus dem Herdfeuer im Hause des Königs von Alba emporsteigende Phallus (Sonnenmotiv), die Konzeption findet unter Umständen statt, die auffallend an Einzelheiten der nordwestamerikanischen Rabensage erinnern (Boas, Sagen, p. 243). Die Mutter ist in diesem Falle nicht die Königstochter selbst, sondern eine vertretende Dienerin, was offenbar eine sekundäre Umformung ist. Jedenfalls ist die Strafe, die der König der Tochter auferlegt, nämlich im Kerker ein Gewand zu weben, das immer wieder zerrissen wird, ein echtes Mondmotiv in den Mythen beider Hemisphären. Unzweifelhaft liegt hier einer der seltenen Fälle vor, wo wir eine antike Sage, die fast schon in den Bereich der Geschichte übergreift, bis ihren Wurzeln im „wilden Anschauungskreise" verfolgen können.

1) Mythen und Legenden, p. 94.

2) Mythen und Legenden, p. 62, 95.

anzzeremoniell der Arapaho und Cheyennes Nordamerikas wird die Befruchtung durch den Mond sogar mimisch dargestellt.

Übertrug man eine solche Vorstellung auf die Sonne, was ja nahe genug liegt, so musste man, um den Charakter des Geheimnisvollen zu wahren, auf jene auch bei Tage wirksamen magischen Mittel zurückgreifen. Das ist natürlich nur Hypothese, die aber immerhin weitere Prüfung verdient. Mit dem von manchen Autoren angenommenen einfachen Verschlucken des Sonnenballes durch die Erde kommt man in diesem Falle allein kaum aus.

Das wichtigste, weil am allgemeinsten verbreitete Element der Heilbringersage, das sicherlich der ältesten Schicht der Mythenbildung angehört, ist der Schlangen- und Drachenkampf. Der Heros vernichtet Ungeheuer, Unholde oder Dämonen, die das Schöpfungswerk stören oder dem Menschengeschlecht gefährlich werden. Breysig bewertet gerade dieses Motiv für seine Theorie am höchsten, weil es den irdisch menschlichen Kern des Heilbringers am deutlichsten hervortreten lässt. Alle die mannigfaltigen Schlangen- und Drachenkämpfe der Mythen aller Völker sollen sich auf das gleiche urzeitliche Ereignis beziehen oder doch an einen realen Vorgang, wie etwa die Erlegung eines der Riesentiere der Vorwelt, anknüpfen.

In Betracht kämen dabei natürlich nur die grossen diluvialen Säugetiere, keinesfalls aber, wie schon bemerkt, die wirklichen Drachen der Saurierperiode, an die Breysig seltsamerweise hierbei zu denken scheint (S. 70).

Dass zu einer Zeit, wo der Mensch noch mit der einen übermächtigen Tierwelt um die Herrschaft rang, der Erfolg eines glücklichen Jägers Gegenstand einer Legende wurde, die man schliesslich mit in die Heilbringersage verwebte, ist gewiss.

Herausschälen lassen sich diese irdischen Elemente aus den überlieferten Sageninhalten nicht mehr. Sie sind für die Mythenerklärung praktisch unverwendbar und versagen namentlich der auffallenden mythologischen Gleichläufigkeit der Kampfessagen aller Völker gegenüber.

Nur die naturmythologische Betrachtungsweise, die sich freilich nicht auf die von manchen noch immer vertretene einseitige Gewittertheorie beschränken darf, hilft uns über die meisten Schwierigkeiten hinweg. Jedenfalls bleibt sie durch Breysigs Ausführungen unerschüttert.

Sicherlich handelt es sich um einen urelementaren Sagenstoff, der aber weder an einem Punkte formuliert zu sein braucht, noch auf ein einzelnes Ereignis zu beziehen ist.

Bezeichnet der Drachenkampf ein wirkliches Ereignis, wie Breysig will, so folgt daraus doch nicht dessen irdische Natur. Nur aus allgemein sichtbaren, die mythenbildende Phantasie überall in gleicher oder ähnlicher Weise anregenden Vorgängen sind die gleichläufigen Züge dieser Mythen ungezwungen erklärbar, nämlich in erster Linie den Erscheinungen am Himmel. Nur in diesem Sinne kann dem Drachenkampf ein wirklicher Anlass zugesprochen werden.

Andererseits kann auch von einer Einheitlichkeit des Vorgangs keine Rede sein. Vielmehr sind es verschiedene Phänomene, die die Einbildungskraft zu allen Zeiten als Kämpfe apperzipiert oder als Ergebnis und Anzeichen solcher Kämpfe aufgefast hat.

Zunächst sind hier diejenigen Vorgänge zu erwähnen, die den Gegenstand der sogenannten „Walfischdrachenmythe“ bilden[1]): das Verschlungenwerden von Sonne und Mond durch Erde und Meer, das bekanntlich in der mexikanischen Piktographie eine so drastische Darstellung in dem zahnbewehrten Erdrachen findet. Der verschlungene Held kommt haar-, d. h. strahlenlos wieder zum Vorschein, nachdem er das Tier durch Herzabschneiden getötet. In der Brudermythe wird gewöhnlich einer der beiden vom anderen herausgeschnitten. Die Zahl der Beispiele ist Legion. Breysig erwähnt dieses Moment nur bei der Michabazo-Mythe, doch findet es sich auch in den Sagen der Tlinkit, Irokesen (Tawiskaron) und Bakairi. In der griechischen Mythologie sind Herakles und Jason die bekanntesten Beispiele in der orientalischen Jonas.

Dieser Typus gehört eigentlich nicht zu den grossen Kampfesmythen, wie sie im Beginn der Kosmogonie die demiurgische Tätigkeit des Helden einleiten. Es findet dabei nicht einmal immer ein Kampf statt, vielmehr handelt es sich meist um beiläufig erwähnte Abenteuer, bei denen der Held sich eher passiv verhält. Häufig sind sie episodisch mit seiner Himmels- oder Unterweltsfahrt verbunden eingefügt. An Stelle des Meerungeheuers oder Erdrachens treten dann auch wohl die Symplegadenfelsen mit ihren namentlich in Amerika unzähligen Varianten, deren interessanteste die auch in Asien vorkommende zahnbewehrte *Vagina* der Himmels- oder Sonnentochter ist.

Beide Motive werden auch natürlich selbständig nebeneinander verwendet.

Die zweite Gruppe umfasst die wirklichen Kämpfe zwischen Sonne und Mond. Der Sonnenheros fängt den Mond oder tötet ihn in der Konjunktion, daher dann in der Regel auch das Wiederbelebtwerden des Gegners betont wird. Herakles bekämpft die Hydra, indem er diesem Mondwesen die stets nachwachsenden Köpfe abschneidet bis auf einen, der unsterblich ist. Als Herrn des Wassers kann dem Monde auch eine Seeschlange untergeschoben werden, ebenso wie andere mit dem Wasser assoziierte Wesen. So findet sich in Australien wie in Nordamerika auch ein riesiger Frosch, der das Wasser verschluckt hat (auch von Breysig S. 36 erwähnt) und vom Helden gezwungen wird, es wieder von sich zu geben. Auch die Gestalt des vedischen Vṛtra, durch dessen Zerstückelung die Wasser frei werden, deutet auf ähnliche Vorstellungen hin. Das gleiche gilt von der babylonischen Tiamat.

Andere Typen bekämpfter Monddämonen sind die kannibalischen Riesen, wie die einäugigen, vom Helden geblendeten Kyklopen der antiken Mythe und die amerikanischen, schlangenhaarigen, doppelgesichtigen Giganten mit einer Öffnung am hohlen Hinterkopf, in die der Held den todbringenden Glutstein hineinwirft.

---

1) Frobenius, Zeitalter d. Sonn. I, p. 59ff.

Dass auch die Schlangen der Erdtiefe, die in der Michabazosage sowie in der Schöpfungslegende der Hopi und Zuñi Wasserfluten erregen, um den Helden oder die Menschheit zu vernichten, mit der alten Weltmeerschlange begrifflich zusammenhängen, ist sehr wahrscheinlich. Da die Erde im Urmeer schwimmend gedacht wird, also auch unter ihr sich Wasser befindet, so sind auch alle von unten hervorquellenden Wasserläufe Wesensverwandte jener Urschlange. In vulkanischen Gebieten, zumal mit Geisirbildungen, wo aus tiefen, schlammgefüllten Trichtern Dämpfe aufsteigen und brüllende Geräusche sich hören lassen, mögen solche Ideen zuerst ausgebildet worden sein. Für Nordamerika wenigstens, wo solche fabelhaften Schlangen die Phantasie der Märchen- und Mythenerzähler mehr beschäftigt haben als anderswo, mag die sagenumwobene, mit mysteriöser Scheu betrachtete Geisirregion am Yellowstone und in Kalifornien der Ausgangspunkt dieser Mythenelemente sein. Beachtenswert ist dabei, dass das wertvollste Material für Steinwerkzeuge der Obsidian gerade in diesen Gegenden ansteht und von hier auf besonderen Expeditionen und in alle Teile des Landes ausgeführt wurde.

Eine dritte Gruppe schildert den Kampf von Sonne oder Mond mit Ungeheuern oder Dämonen, die sie in den Eklipsen verschlingen wollen. Sie bedürfen als allbekannte, allgemein verbreitete Vorstellungen keiner weiteren Erläuterung.

Die vierte, schon schwieriger aufzufassende bildet der Kampf beider Gestirne mit den Sternen, die von ihnen überstrahlt, verdunkelt, d. h. scheinbar verschlungen, getötet oder geopfert werden. Auch dieser Typus fand seine Hauptausbildung in Amerika. Der Kampf des aztekischen Kriegs- und Sonnengottes Huitzilopochtli mit den vierhundert Uitznauas, die Kämpfe Michabazos mit den bärenartigen Anamaqiu, die freilich in der Mythe vielfach chthonischen Charakter tragen, gehören hierher.

Die fünfte Gruppe endlich umfasst eine besondere, mehr irdische Kategorie. Es sind explanatorische Mythen erdacht, um das Vorkommen riesiger fossiler Gebeine im Erdboden zu erklären. Die Indianer bezeichnen diese selbst als die Knochen der von den Heroen erlegten Ungeheuer. Diese selbst entstammen der Erde als Sprösslinge der Erd- oder Unterweltgöttin. Manchmal werden sie auch, wie bei den Pani, Navaho, Zuñi und Hopi, als das Produkt geschlechtlicher Ausschweifungen während der ersten Wanderzeit des Volkes gedacht.

In der Drachenkampfsage sind also die verschiedenartigsten Stoffe verarbeitet. Ihre Gleichläufigkeit in den meisten Mythologien erklärt sich nicht nur aus den zugrunde liegenden natürlichen Anschauungselementen, sondern auch aus ihrer immer gemeinsam erfolgenden mythischen Verwendung. Die Erinnerung an wirkliche Kämpfe mit irdischen Geschöpfen mag immerhin oftmals die Lokalfärbung der Sage bestimmt und Einzelheiten hinzugefügt haben. Der himmlische Kampf wurde so dem irdischen assimiliert. Keinesfalls ist dieser das primäre. Nur der himmlische Held und der himmlische Schauplatz seiner Taten erklären uns ungezwungen alle Züge der Sagen mit ihren universellen Ähnlichkeiten. Sind die himmlischen Kämpfe und deren Wirkungen noch heute aller

Augen sichtbar, so verstehen wir auch, warum die Heilbringersage bei allen Völkern trotz des jahrtausendlangen Entwicklungsverlaufs „immer als etwas erst jüngst vergangenes empfunden wird.“ (Breysig, S. 199.)

Was für die Drachenkampfsage gilt, gilt im wesentlichen auch für eine andere bedeutsame urelementare Mythe, die von der grossen Flut. Auch sie betrachtet Breysig als ein wirkliches Ereignis der frühesten Menschheitsgeschichte, als ein furchtbares Ergebnis, das sich als Fall äusserster Herzensnot und Seelenangst den jungen Völkern einprägte (S. 195). Mit dieser Katastrophe wird auch die Gestalt des Heilbringers in Verbindung gebracht. Er ist als ein von der Gottheit bevorzugtes Wesen Retter der Überlebenden und Neubegründer der menschlichen Gesellschaft.

Die Flut tritt manchmal in Beziehung zum Drachenkampf, sofern sie bisweilen durch Schlangen und Drachen erregt wird oder die aus dem Leichnam des erlegten Drachen erfolgende Neuschöpfung der Erde das Ende der Flut bezeichnet.

Alles das ist geistvoll gedacht und der Theorie entsprechend durchgeführt. In Wirklichkeit liegt die Sache aber keineswegs so einfach. Noch weniger als die Kampfmythen lassen sich die Flutsagen über einen Leisten schlagen.

Die „grosse Flut“ gehört zu den am meisten umstrittenen Fragen der Mythen und Religionsgeschichten. Eine allgemeingültige, alle Züge ihrer unzähligen Varianten erklärende Deutung gibt es nicht und ist auch kaum zu erwarten. Nur über folgende Punkte ist ein Einvernehmen wenigstens bei den ethnologisch vergleichenden Autoren erzielt worden.

1. Die Flutsage ist nicht universell, fehlt z. B. im grössten Teile Afrikas und ist bisweilen, wo sie vorkommt, der biblischen Tradition entlehnt. In anderen Fällen tritt an ihre Stelle ein Sinbrand.

2. Ihre verschiedenen Fassungen lassen sich nicht auf das gleiche Ereignis beziehen.

3. Die Sintflut im eigentlichen Sinne ist zu unterscheiden von der Urflut. Erstere ist, wie auch Breysig richtig bemerkt, ein Schicksal, das die schon fertig erschaffene Erde überkommt, häufig im Sinne eines Strafgerichts oder den Abschluss einer Weltperiode bezeichnend. Letztere ist ein kosmogonisches Moment, ein Weltzustand. Mit dem Herausfischen der Erde aus diesem Urmeer beginnt die Weltschöpfung im engeren Sinne.

Bei beiden Typen kann der Heros tätig sein. Bei der Sintflut ist seine Rolle eine mehr passive. Die Mythe erzählt die Geschichte seiner wunderbaren Rettung, und erst später tritt er als Neugestalter der irdischen Verhältnisse auf. Bei der Urflut ist er der eigentliche Erdbildner, indem er die erste Landmasse aus der Flut emporsteigen lässt.

Beide Typen können sekundär miteinander verschmelzen oder in kausalen Zusammenhang gebracht werden. Das ist z. B. in der Michabazosage geschehen, wo die Schlangen, mit denen der Held kämpft, erst die Flut erregen, aus der dann die Erde herausgefischt wird. Das Urmeer steht hier also nicht am Anfang der Historie, was aber wie die

Vergleichung der übrigen nordamerikanischen Variante lehrt, keinesfalls die ursprüngliche Fassung ist.

Im übrigen kommt wenig darauf an, da solche Verschiebungen in den Mythen sehr häufig sind. Ausserdem aber besteht ein wirklich begrifflicher Zusammenhang zwischen Urflut und Sintflut durch eine bereits oben erwähnte Vorstellung. Da nämlich die Erde nicht einfach eine Insel im Urmeere ist, sondern in diesem schwimmt, so sind die „Brunnen der Tiefe“, aus denen bei der Sintflut das unterweltliche Wasser an die Oberfläche dringt, nichts anderes als Teile oder Ableitungen dieses Urmeeres selbst. Auf dieser Vorstellung beruht auch, wie Preuss[1]) gezeigt hat, die Sage von der Unterweltswasserfahrt von Sonne und Mond, die das Wiedererscheinen jener Gestirne im Osten erklärt und zur Verwechselung mit wirklichen Flutsagen Veranlassung gegeben hat. Die Gestirne bzw. den sie vertretenen Helden denkt man sich dabei in ein verpichtes Rohr oder einen Kasten eingeschlossen. Derartige Mythen finden sich in allen Weltteilen, wie z. B. die von Frobenius[2]) zusammengestellten unter der Rubrik des „Nachtmeergefängnisses“ gemachten Zusammenstellungen zeigen.

Die Grundbedeutung des Urmeeres ist hier also eine entschieden kosmologische, verwandt der babylonischen Vorstellung von den durch eine Feste getrennten himmlischen und irdischen Ozeanen.

Ist die Urflut der Himmelsozean, so ist der darin treibende Held oder der über den Wassern schwebende, das Weltei legende Vogel einer der grossen Himmelskörper Sonne oder Mond.

Natürlich wirken geographische Verhältnisse auf die Ausbildung von Urflutsagen mit und bestimmen ihre Lokalfärbung.

Dass sie bei Fischervölkern und Seefahrern in der ozeanischen Inselwelt Polynesiens sowohl wie in den Binnengebieten Nordamerikas so stark hervortreten, ist kein Zufall. Selbst fern vom Meere kann massenhaftes Auftreten mariner Fossilien, Muscheln und Fischreste auf Bergen die Phantasie nach dieser Richtung anregen.

Für die eigentlichen Sintflutsagen ist dies sogar ein Hauptmoment. Ein über die fertige Erde hereinbrechendes Kataklysma genügt völlig, um derartige auffällige Erscheinungen zu erklären. Auch der Indianer hat, wie ausdrücklich bezeugt ist, darüber nicht anders gedacht wie Jahrhunderte lang bis in die jüngste Zeit der europäische Mensch. Fische sind ihm die Nachkommen der bei dieser Gelegenheit von der Flut verschlungenen Menschen, Affen die Nachkommen derer, die sich auf Bäume retteten usw. Einzelereignisse haben natürlich dabei mitgewirkt. Überschwemmungen von ungewöhnlicher Höhe, Erdbebenfluten und Seendurchbrüche in vulkanischen Gegenden, wie dies namentlich die südamerikanischen Typen zeigen[3]).

1) Preuss, Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde. Berlin 1905, p. 433ff.
2) Frobenius, Zeitalt. d. Sng. I, p. 264ff.
3) Andree, R, Die Flutsagen, p. 113ff.

In Gebieten häufiger Kamp- und Waldbrände tritt auch wohl ein Weltbrand an die Stelle der Flut oder unabhängig neben diesen als Schluss einer besonderen Weltperiode. Auch finden sich beide in ursächlichem Zusammenhang. So wird bei den Osttupis Brasiliens der Sinbrand durch den Flutregen gelöscht, wobei aus der ausgelaugten Asche der verbrannten Bäume das Meersalz entsteht, also analog der noch jetzt bei den Indianern befolgten Methode der Salzgewinnung.

Die Auffassung der Flut als eines göttlichen Strafgerichts ist häufig aber keineswegs konstant oder das veranlassende Moment ist ein ganz triviales.

Bemerkenswert ist nun, dass in der überwiegenden Mehrzahl solcher irdischen Flutsagen die Gestalt des Heroen ganz zurücktritt, was keineswegs nur ein Mangel der Überlieferung zu sein braucht. Die Vermutung liegt nahe, dass da, wo er als Retter oder Neugestalter die führende Rolle inne hat, der Mythe gleichfalls eine kosmologische Grundbedeutung zukommt. Das gilt vor allem für die wichtigste aller Flutsagen die biblisch-babylonische, deren Einfluss sich über die ganze Erde ausdehnt. Diese trägt, wenn wir die Beweisführung Böcklens im wesentlichen als richtig anerkennen, durchaus den Charakter einer Astral- oder Mondmythe, für die der im Himmelsozean schwimmende Mondkahn die Unterlage abgab. Noch hat die Auffassung eines grossen Teils der Flutsagen als Mondmythen sich keiner unbestrittenen Anerkennung zu erfreuen, da, wie gesagt, die Richtung der Gegenwart den Naturdeutungen abhold ist. Indessen mehren sich die Belege von Tag zu Tag. Je öfter wir in Sagen und Märchendichtungen der Naturvölker dem Schiffe bauenden, Ozean, Himmel und Unterwelt befahrenden Helden begegnen, dessen Gestaltenwechsel oder Neuverjüngung häufig ausdrücklich erwähnt wird, desto deutlicher wird auch die ursprüngliche Mondnatur des gottbegnadeten im selbstgefertigten Fahrzeug der Flut entgehenden Patriarchen, so dass doch wohl die Wesensähnlichkeit des auf seinem Floss im Urmeer treibenden Michabazo mit dem Erzvater Noah im Kasten mehr als eine blosse Hypothese sein dürfte.

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung. Sie hat gelehrt, dass nur aus naturmythologischen Anschauungen heraus der Heilbringer als mythisches Wesen verständlich ist. Er ist nicht Vorstufe zur Gottheit, sondern Umformung oder Ableitung von dieser als höchstem Wesen im Sinne einer Vermenschlichung. Er kann zwar sekundär wieder zur Gottheit werden, gewöhnlich aber führt die Tendenz der Vermenschlichung weiter bis zu seiner Angleichung an wirkliche irdische Helden.

Wenn nun auch dieses Ergebnis im schroffsten Widerspruch zu dem Ideengange Breysigs steht, so treffen beide Anschauungen doch schliesslich wieder zusammen in der Erkenntnis, „dass die Gottesgestalt aus der des starken, heldischen, weisen Menschen hervorgeht.“ Nur ist dieser Mensch nicht, wie Breysig annimmt, ein irdisches Individuum der fernen Vorzeit, sondern ein Wesen der menschlichen Gattung, eine Idealgestalt,

„in der die Forderung des menschlichen Gattungsgeistes zum höchsten sinnlichen Ausdruck gebracht ist“, „der Mensch knieet vor den Idealen, die er selbst geschaffen hat“ [1]).

Nicht also aus aufgehöhten, objektiv vorhandenen menschlichen Wesen sind Heilbringer und Götter entstanden, sondern dadurch, dass der Mensch subjektiv sein eigenes Wesen in die Natur hinaustrug, es in sie hineinsah oder hineindichtete und nun aus den Naturerscheinungen und -kräften die objektiven Unterlagen für die Idealgestalten seiner Phantasie entnahm, solange diese eines solchen Stützpunktes bedurften. „Der Gott des Menschen,“ sagt Feuerbach, „ist sein eigenes Wesen, „er ist das ausgesprochene Selbst des Menschen.“

So wird denn auch das höchste Wesen je nach der Stufe der Geisteskultur ein verschiedenes sein. Für den Wilden, den Urzeitmenschen ist es der mächtige, listenreiche Schamane, für den Menschen der Altertumsstufe der Himmels- und Götterkönig, als Schützer göttlichen und menschlichen Rechts, für die Anhänger der Offenbarungsreligionen der liebende Vater oder gestrenge Richter.

Tiefer greifende Unterschiede liegen indes darin nicht, da solche Vorstellungen doch immer an menschlichen Zügen haften. Diese Vermenschlichung beruht aber nicht einfach auf einer Erinnerung an ein leibhaftiges, der Verehrung würdiges Individuum, sondern ist das natürliche Ergebnis des der menschlichen Natur innewohnenden Triebes zur Verpersönlichung der eigenen Phantasiegebilde.

Jede Religionsform, die von Gott etwas aussagen muss, um volkstümlich zu bleiben, wird schon durch den sprachlichen Ausdruck gezwungen, menschlichen Vorstellungskreisen entnommene Eigenschaften auf die Gottheit zu übertragen. Daher bleibt ein persönlicher Gott auch immer ein von aussen her auf die Welt einwirkendes Wesen. Freilich liegt in dem der grösste Sieg des Persönlichkeitsgedankens, wie Breysig am Schlusse seiner Arbeit hervorhebt, aber dieser Sieg bedeutet an sich noch kein Durchdringen zu höherer Anschauung. „Was wäre ein Gott, der nur von aussen stiesse?“ Erst wenn im Fluge des metaphysischen Gedankens die philosophische Spekulation zur Erkenntnis des Alleinen, des Absoluten, der das All durchdringenden Weltseele sich erhebt, fallen die Schlacken der menschlichen Züge ab, gleichzeitig aber erlischt die Fähigkeit des sprachlichen Ausdrucks. Daher schweigt denn auch der indische Weise, wenn er vom Wesen des Brahman etwas aussagen soll.

---

1) L. Stein, Der Sinn des Daseins, S. 17.

6. Archäolithische und paläolithische Reisestudien in Frankreich und Portugal.[1])

Von
Max Verworn.

In den Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen habe ich vor kurzem ausführlich über Ausgrabungen berichtet[2]), die ich im April 1905 mit Unterstützung der Gesellschaft in der Umgegend von Aurillac, Dép. Cantal, angestellt habe, um mir ein eigenes Urteil über die Frage nach den viel besprochenen Spuren des tertiären Menschenahnen zu bilden, denen ich bis dahin immer etwas skeptisch gegenüberstand. Ich habe in der genannten Abhandlung berichtet, wie mir das Ergebnis meiner Ausgrabungen jeden Zweifel darüber genommen hat, dass im obersten Miocän nach französischer Rechnung, bzw. im untersten Pliocän nach deutscher Rechnungsweise, eine primitive Bevölkerung in den flachen Flusstälern der Auvergne gelebt hat, die bereits die Eigenschaften des Feuersteins als Werkzeugmaterial kannte, die ferner die Erfindung der künstlichen Spaltung des Feuersteins benutzte und die auch durch Randbearbeitung der abgeschlagenen Feuersteinstücke für verschiedenartige Zwecke spezielle Werkzeugtypen besonders zum Schaben und Kratzen herzustellen verstand. Da es sich bei einer solchen Kulturstufe nicht mehr um die erste Morgenröte der Kultur handeln kann, sondern um eine Stufe, die mit der Erfindung der künstlichen Bearbeitung des Feuersteins bereits einen höchst folgenschweren Kulturfortschritt repräsentiert und daher schon eine längere Entwicklung voraussetzt, so habe ich diese Kulturstufe im Gegensatz zu der vorhergehenden „eolithischen Kultur“, die den Stein noch nicht zu bearbeiten wusste, als „archäolithische Kultur“ bezeichnet und als die unmittelbare Vorläuferin der „paläolithischen Kultur“ hingestellt.

Für alle Fragen, die sich an die Entwicklung der ersten menschlichen Kulturanfänge anknüpfen, muss es natürlich von der grössten Bedeutung sein, eine Kulturstufe, deren geologisches Alter so genau und einwandsfrei bestimmt werden kann, wie es hier der Fall ist, so eingehend wie irgend möglich zu charakterisieren.

Infolgedessen entschloss ich mich, mit meinem Freunde und Kollegen Prof. Kallius aus Göttingen im September 1905 noch weitere Ausgrabungen

---

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 28. April 1906.

2) Max Verworn, „Die archäolithische Kultur in den Hipparionschichten von Aurillac (Cantal)“. In Abhandlungen d. Kgl. Ges. d. Wissensch. zu Göttingen. Mathem.-physikal. Klasse. N. F. Bd. IV, Nr. 4. Berlin 1905 (Weidmannsche Buchhandlung).

in Aurillac zu unternehmen, für die uns ebenfalls wieder die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften die Mittel zur Verfügung stellte. Gleichzeitig schloss sich uns als dritter Teilnehmer an der Unternehmung Hr. Geheimrat Prof. Bonnet aus Greifswald an.

Unsere Studienreise verfolgte aber noch weitere Zwecke.

Nachdem ich ganz gegen mein früheres Vorurteil in Aurillac die Existenz von primitiven Feuersteinwerkzeugen im obersten Miocän hatte anerkennen müssen, gewann die Frage, ob etwa die viel besprochenen in den sechziger Jahren vom Abbé Bourgeois im oberen Oligocän von Thenay entdeckten Feuersteine ebenfalls die Spuren absichtlicher Beeinflussung trügen, für mich gleichfalls ein anderes Aussehen. Hier hatten bekanntlich zuletzt Capitan und Mahoudeau[1]) gegraben mit dem Ergebnis, dass nichts zu finden sei, was auf eine absichtliche Bearbeitung des Feuersteins im oberen Oligocän schliessen liesse, aber die Ausgrabungen dieser beiden Forscher fielen in die Zeit, ehe Capitan, wie er sagt, seinen „Weg nach Damascus" gemacht und den Zweifel an der Existenz vorpaläolithischer Feuersteinkulturen überwunden hatte. So schien es mir nicht überflüssig, noch einmal die Verhältnisse in Thenay zu prüfen und aus eigener Anschauung ein unabhängiges Urteil in der Frage zu gewinnen.

Schliesslich benutzten wir die Gelegenheit, um auch den altberühmten paläolithischen Kulturstellen des Vézère-Tals mit ihrer so ungemein interessanten Höhlenkunst, die ich im April 1905 ebenfalls kennen gelernt hatte, wiederum einen Besuch abzustatten.

Wenn unsere verschiedenartigen Reisezwecke in jeder Beziehung zu unserer vollen Befriedigung erreicht wurden, so ist das nicht nur dem überaus liebenswürdigen Entgegenkommen unserer französischen Freunde und Kollegen Dr. François Houssay und Mr. Gabriel Bled in Thenay, sowie Mr. Charles Puech und Pierre Marty in Aurillac zu danken, sondern auch dem unverwüstlichen Humor und der harmonischen Stimmung, die unsere kleine Reisegesellschaft von Anfang bis zu Ende begleiteten.

Ich möchte nun im folgenden über die Ergebnisse unserer Studienreise berichten. Zugleich werde ich mir gestatten, einige kurze Mitteilungen über den durch die Untersuchungen von Carlos Ribeiro bekannten Fundort von Ota bei Lissabon anzufügen, den ich in diesem Jahre unter der liebenswürdigen Begleitung von Prof. Leite de Vasconcellos, des Direktors des ethnologischen Museums zu Lissabon, zu besuchen Gelegenheit fand.

Thenay.

Bei unserem Aufenthalt in Paris sahen wir im Museum von St. Germain en Laye bereits einige der Feuersteine aus Thenay, die aus der oligocänen Fundstelle des Abbé Bourgeois herrühren. Ich muss aber gestehen, dass die geringe Zahl der dort ausgelegten Stücke wenig geeignet war, mich von den Spuren einer absichtlichen Beeinflussung zu überzeugen.

1) Capitan et Mahoudeau, „La question de l'homme tertiaire à Thenay". In Revue de l'École d'anthropologie de Paris 1901.

Es war unbedingt nötig, die Dinge an Ort und Stelle in grösserer Zahl zu untersuchen. So fuhren wir von Paris über Orléans nach Blois und von hier mit der Sekundärbahn nach der Station Pont-Levoy. Hier erwartete uns Dr. François Houssay, der Arzt von Pont-Levoy, dem ich unsere Ankunft vorher angemeldet hatte und der uns an den folgenden Tagen mit seiner ausserordentlichen Kenntnis der geologischen Verhältnisse jener Gegend die wertvollste Unterstützung lieh. Das kleine Dorf Thenay liegt nicht weit von Pont-Levoy und es ist daher zweckmässiger, in Pont-Levoy zu wohnen, wo man ein ländliches Hotel findet, in dem man wie in Frankreich überall auf dem Lande die beste Verpflegung hat.

Am Tage nach unserer Ankunft fuhr uns Mr. Gabriel Bled, der Besitzer der klassischen Mergelgrube in Thenay und Freund Dr. Houssays mit dem leichten zweirädrigen Gespann des letzteren zu den grossen „Polissoirs“, die sich an mehreren Stellen in der Umgegend von Pont-Levoy finden. Diese neolithischen Schleifsteine sind von einer enormen Grösse. Die grössten, von Dr. Houssay erst unlängst in der Nähe von Montou entdeckten, haben einen Durchmesser von etwa 2—3 Metern. Sie bestehen aus einem sehr harten quarzitischen Konglomerat und zeigen an ihrer Oberfläche mehrere lange flache Rinnen sowie auch flache rundliche Vertiefungen, die zweifellos durch Ausschleifen mit Steinen ihre glattpolierte Oberfläche erhalten haben. Jedenfalls haben diese Riesenpolissoirs in neolithischer Zeit als Schleifsteine zur Herstellung von Steinbeilen gedient. Der Nachmittag wurde zu einer sehr instruktiven Orientierungsfahrt über die geologischen Verhältnisse der Gegend unter der sachkundigen Führung von Dr. Houssay benutzt.

Die Gegend von Pont-Levoy und Thenay (Dép. Loir et Cher) ist flach, aber Buschwälder und malerisch in der weiten Ebene gelegene Gehöfte und Dörfchen geben der Landschaft einen gewissen Reiz, der auf unserer Fahrt noch erhöht wurde durch den hellen Sonnenschein, den der klare Himmel über sie ausbreitete. Die wesentliche Formation der Gegend bildet das Oligocän und Miocän, das direkt auf den senonischen Schichten der Kreide ruht. Während des oberen Oligocän (Fig. 1) bestand in dieser Gegend bekanntlich das grosse Süsswasserbecken des Lac de Beauce, dessen Wasser die oberen Schichten der Kreide auswusch und das ausgewaschene Material mit der oligocänen Fauna und Flora vermischt als mächtige Ton-, Mergel- und Kalkschichten des unteren Aquitanien auf seinem Grunde ablagerte. Aus der Kreide stammen die Feuersteine, die sich in den oligocänen Mergel- und Tonschichten finden. Über dem Aquitanien liegen die miocänen Sande des Orléanais mit ihrer reichen Fauna von Landsäugetieren und des Helvétien mit ihren zahllosen marinen Conchylien. Das Pliocän fehlt. Viele Steinbrüche, Kies-, Sand-, Ton- und Mergelgruben in der Gegend liefern vortreffliche geologische Profile für das Studium der genannten Schichten und es war eine äusserst anregende Fahrt, durch die uns Dr. Houssay einen systematischen Überblick über die Geologie der Gegend verschaffte.

Es sind die untersten tonigen und mergeligen Schichten (8—11 Fig. 1) des Lac de Beauce, die gleich über der Kreide liegen, in denen der Abbé

Bourgeois während der 60er Jahre seine angeblich von Menschenhand beeinflussten Feuersteine fand. Diese Schichten sind besonders gut in der Mergelgrube des Hrn. Gabriel Bled in Thenay aufgeschlossen.

Bekanntlich hat seit der aufsehenerregenden Mitteilung des Abbé Bourgeois[1]) im Jahre 1867 ein ungemein lebhafter Streit in Frank-

Fig. 1.

Profil der Umgegend von Thenay. (Nach d'Ault du Mesnil.)
1. Ackererde. — 2 Muschelsande (Faluns) mit zertrümmerten Muscheln. — 3. Kiese mit schwarzen craquelierten Feuersteinstücken. — 4. Muschelsande mit Mergelbänken. — 5. Sande des Orléanais. — 6. Süsswasserkalke. — 7. Graue Mergelschichten mit Kalkknollen. — 8. Braune und gelbe sandige Tone mit Feuersteinen. — 9. Grünliche Tone. mit zahlreichen Feuersteinen. — 10. Grüner plastischer Ton mit sehr spärlichen Feuersteinen. — 11. Graue Mergelschichten mit Kalkknollen.
8–11 sind die Fundschichten der fraglichen Feuersteine.

reich hin und hergewogt über die Frage nach der Manufaktnatur der Feuersteine aus diesen oligocänen Schichten, ein Streit, von dem man in Deutschland kaum besondere Notiz nahm, bis die Frage nach den Spuren des tertiären Menschen in den letzten Jahren

1) Bourgeois, „Etude sur des silex travaillés trouvés dans les dépôts tertiaires de la commune de Thenay, près Pontlevoy (Loir et Cher)". In Compte rendu du Congrès international d'anthrop. et d'archéol. préhist. de Paris 1867.

namentlich durch Klaatsch auch bei uns angeregt wurde. Der Abbé Bourgeois hat bis an sein Lebensende für seine Überzeugung gekämpft und es ist ihm in der Tat gelungen, eine Reihe von hervorragenden Prähistorikern, unter denen ich nur A. de Mortillet nenne, zur Anerkennnng der Manufaktnatur seiner Feuersteine zu gewinnen. Bourgeois hat zweifellos in ehrlichster Weise gearbeitet[1]) und seine grossen Sammlungen angelegt, deren paläontologischer Teil noch heute in der Schule von Pont-Levoy aufbewahrt wird, wo man dem viel befehdeten Mann mit Recht ein würdiges Grabdenkmal gestiftet hat. Aber gewissenhafte Untersuchungen haben ihn nicht gehindert, die Dinge in einer dem naiven Kinderglauben seines Standes entsprechenden Weise zu deuten. Es muss ja als eine seltsame Fügung des Zufalls erscheinen, dass gerade ein katholischer Geistlicher als Erster die Existenz des tertiären Menschenahnen mit leidenschaftlicher Zähigkeit zu verfechten bemüht war. Allein die Tatsache verliert ein wenig von ihrem paradoxen Charakter, wenn man die Art und Weise berücksichtigt, wie er sich die Dinge in seinem strenggläubigen Sinn zurechtgelegt hat. In der Tat hielt er sich vollkommen an die biblische Überlieferung. Indem er die Sündflut in der altherkömmlichen Weise mit dem „Diluvium" identifizierte, musste er zu dem Schluss kommen, dass bereits vor dem Diluvium Menschen gelebt haben und zwar Menschen, die Gott viel ähnlicher, also viel vollkommener waren, als die postdiluvialen Menschen, denn Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde und erst als die Menschen immer schlechter wurden, so dass ihr Dichten und Trachten böse war von Jugend auf, beschloss der Herr ihre Vernichtung durch die grosse Flut. Die Feuersteine von Thenay waren für den Abbé die Spuren des prädiluvialen Menschen. Dreissig Jahre vorher war es die katholische Geistlichkeit gewesen, welche die Entdeckung der Spuren des Diluvialmenschen durch Boucher de Perthes auf das heftigste bekämpfte und heute, dreissig Jahre später, wo es lächerlich wäre, diesen Kampf weiter fortzusetzen, sind es wiederum katholische Geistliche, die an der Erforschung der interessantesten Spuren des diluvialen Menschen bedeutsamen Anteil nehmen. Welch' seltsame Wandelung! Und doch nicht ohne Analogie. Das Verhältnis der katholischen Geistlichkeit zur Deszendenztheorie liefert ein naheliegendes Gegenstück.

Ich möchte nicht das ganze Für und Wider im Kampfe um die Feuersteine von Thenay hier referieren. Die Bände der Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme aus den 80er Jahren enthalten eine Menge Material dazu. Ich will nur erwähnen, dass zuletzt Capitan und Mahoudeau (siehe oben) an verschiedenen Stellen in der Umgegend von Thenay, unter anderem auch an der alten klassischen Fundstelle des

---

1) Das möchte ich besonders betonen gegenüber ungerechten Angriffen, die seine wissenschaftliche Aufrichtigkeit in Zweifel gezogen haben. Im übrigen verweise ich bezüglich einer näheren Orientierung über seine Lebensarbeit auf die von Dr. Houssay herausgegebene Sammlung seiner Publikationen: „L'oeuvre de l'Abbé Bourgeois. Homme tertiaire de Thenay." Paris (A. Maloine Ed.) 1904.

Abbé Bourgeois in der Mergelgrube des Hrn. Gabriel Bled umfangreiche Ausgrabungen gemacht haben, bei denen sie 2500 Feuersteine aus der oligocänen Fundschicht sammelten. Unter diesen 2500 Feuersteinen fanden sich nur etwa 30, bei denen man an eine entfernte Möglichkeit von Bearbeitungsspuren hätte denken können, aber kein einziger, der sichere Spuren absichtlicher Einwirkung zeigte. Dr. Houssay, der selbst viel in der Gegend von Thenay gesammelt hat, wollte unser Urteil vor unseren Ausgrabungen in keiner Weise beeinflussen und enthielt uns seine eigene Überzeugung bis nach Abschluss unserer Arbeiten vor.

Zwei Erscheinungen an den Feuersteinen der oligocänen Fundschicht sind es, welche die Vertreter der Manufaktnatur immer als Argumente für die letztere verwertet haben. Das ist einerseits die Randbeeinflussung an einzelnen Stücken, die bisweilen als eine Reihe unregelmässiger und einseitig gebildeter Absplitterungen einer Kante erscheint, und andererseits vor allem die ganz eigentümlichen „Craqueluren“, d. h. Sprünge, die in so ungezählter Menge die Feuersteinstücke durchsetzen, wie es bei gebrannten Feuersteinen der Fall ist. Das Vorkommen von prismatischen Spänen, wie sie der Abbé Bourgeois abgebildet hat, ist durch keine spätere Ausgrabung bestätigt worden. Es hat sich nie auch nur etwas annähernd ähnliches gefunden, so dass man bei der vollen Übereinstimmung dieser Späne mit paläolithischen und neolithischen Feuersteinspänen, wie sie tatsächlich an der Fundstelle in den oberflächlichen Schichten des Bodens zu finden sind, wohl nicht fehlgeht mit der Annahme, dass diese Stücke des Abbé Bourgeois versehentlich als Vorkommnisse aus der oligocänen Schicht angesprochen worden sind.

Dr. Houssay hatte schon alles für eine Ausgrabung in der Mergelgrube des Herrn Gabriel Bled vorbereitet, als wir mit seinem Gespann früh morgens an Ort und Stelle eintrafen. In dieser Mergelgrube liegt zu oberst eine graue Mergelschicht mit Kalkknollen, darunter folgt ein gelbbrauner, sandiger Ton mit Feuersteinen und darunter ein grünlichgrauer, plastischer Ton, der namentlich in seinen oberen Partien zahlreiche Feuersteine enthält. Alle diese Schichten gehören dem unteren Aquitanien des Lac de Beauce an und sind die Fundstelle der bekannten Feuersteine.

Das Ausgrabungsergebnis eines einzigen Tages führte uns bereits zu der Überzeugung, dass hier durchaus keine Momente vorhanden sind, die auf eine absichtliche Beeinflussung der Feuersteine auch nur einen annähernd wahrscheinlichen Schluss gestatten. Das Aussehen der Feuersteine ist ein total anderes als etwa am Puy de Boudieu bei Aurillac.

Es findet sich kein einziger Abschlag mit Schlagbulbus oder anderen Schlagerscheinungen. Unter etwa 700 Feuersteinen, die wir im ganzen ausgegraben haben, fanden sich nur zwei kleine Stücke, die eine Randbeeinflussung zeigten, bei der man einen Augenblick an eine absichtliche Bearbeitung hätte denken können (Fig. 2a u. b). Indessen sind die Absplitterungen durchaus nicht scharf und erinnern sehr an die Kantenabsplitterungen der sog. norddeutschen „Pseudoeolithen“. Jedenfalls

sind sie nichts weniger als beweisend für eine absichtliche Einwirkung.

Ganz auffallend dagegen ist in der Tat die Erscheinung der Craqueluren (Fig. 3 u. 4). Die meist nur einige Zentimeter grossen Feuersteinstücke der Fundschicht sind mit wenigen Ausnahmen sämtlich von zahllosen kleinen und grossen Sprüngen durchsetzt und bieten in dieser Beziehung dasselbe Bild wie gebrannte Feuersteine, die man etwa einer neolithischen Herdgrube entnimmt. Der einzige Unterschied liegt in der Farbe. Die gebrannten Feuersteine haben in der Regel ein mehr oder weniger mattes,

Fig. 2.

a b

Feuerstein von Thenay von zwei Seiten a und b mit scheinbarer Randbearbeitung. N. G.

Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.

Fig. 3 u. 4 Feuersteine von Thenay. N. G. Fig. 5 Gebrannter Feuerstein.

weissgraues Aussehen und ihre Sprünge erscheinen dunkel. Die craquelierten Feuersteine von Thenay sind fast ausnahmslos glänzend hell- oder dunkelrot, seltener gelb, nur äusserst selten grau. Liegen die Feuersteine von Thenay indessen lange an der Oberfläche des Bodens, so nehmen sie ebenfalls meistens ein grauweisses Aussehen an und sind dann in der Tat für niemanden mehr von gebrannten Feuersteinen zu unterscheiden. Ich habe nach der Rückkehr von der Reise eine grössere Anzahl homogener Feuersteine der verschiedensten Herkunft verschieden lange geglüht und dann zum Teil in Wasser abgeschreckt (Fig. 5) und habe dabei eine so vollständige Übereinstimmung mit Stücken aus Thenay, die Dr. Houssay längere Zeit an der Bodenoberfläche hatte liegen lassen, gefunden, dass beide schlechterdings nicht mehr zu unterscheiden waren. Dennoch existieren in Thenay einige Momente, welche die Annahme eines absichtlichen Röstens der Feuersteine in der Oligocänzeit ausschliessen dürften.

Die schöne rotglänzende Farbe der meisten Stücke macht schon eine Entstehung der Craqueluren durch Röstung sehr unwahrscheinlich, wenn es vielleicht auch nicht ganz ausgeschlossen wäre, dass die gerösteten Feuersteine später wieder im Laufe der Zeit eine rötliche Farbe angenommen haben könnten. Das Fehlen jeder Spur von Kohle in der Fundschicht sowohl wie in den darüberliegenden Schichten müsste ebenfalls sehr befremden, wenn die Feuersteine in so grossen Massen geröstet worden wären. Was aber meiner Meinung nach jede Annahme einer absichtlichen Röstung der Feuersteine abweist, das ist die Tatsache, dass fast sämtliche Feuersteine der Tonschicht, und zwar nicht bloss an dieser einen Stelle, sondern auch an anderen Orten craqueliert sind. Bei der enormen Masse von Feuersteinen, welche die Fundschicht erfüllen, müsste man annehmen, dass unsere oligocänen Vorfahren die Zeit ihres Daseins im wesentlichen mit Feuermachen und Feuersteinglühen ausgefüllt hätten, und das ist absurd. Dazu kommt schliesslich noch ein Moment, das früher schon gelegentlich gegen die Annahme einer absichtlichen Beeinflussung der Feuersteine durch Glühen angeführt worden ist, das ist die vollständige Nutzlosigkeit eines solchen Unternehmens. Die Feuersteine von Thenay sind durch die zahllosen Sprünge vollkommen untauglich geworden für den Gebrauch als Werkzeuge, und wie man sich leicht überzeugen kann, ist in der Tat ein geglühter Feuerstein durchaus verdorben für den Gebrauch als Haustein sowohl wie als Schaber. Man würde also schlechterdings nicht verstehen, weshalb man in der Oligocänzeit jeden Feuerstein, der einem in die Hand kam, ganz automatisch und planlos geröstet haben sollte, um so weniger noch, als die Anhänger der Manufakttheorie ja die Kenntnis der Randbearbeitung des Feuersteins durch Schlagen bei der oligocänen Bevölkerung von Thenay bereits anzunehmen pflegen. Der Versuch von Quatrefages[1]), die Sache plausibel zu machen durch den Hinweis auf die Angabe eines englischen Reisenden, nach der die Mincopies auf den Andamanen die Steine durch Glühen zum Zerspringen bringen, um geeignete Bruchstücke für Werkzeuge zu erhalten, ist nichts weiter als eine von den zahlreichen verfehlten Spekulationen, die dieser vielgenannte Forscher mit unglücklicher Zähigkeit zu vertreten pflegte. Im übrigen dürften auch die Mincopies mit einem solchen Grad des Glühens, wie ihn die Craqueluren der Feuersteine von Thenay voraussetzen würden, bei so kleinen Feuersteinen wie diejenigen von Thenay ihren Zweck wohl gründlich verfehlen.

Nach alledem muss ich die Annahme, dass die Feuersteine von Thenay ihre Sprünge durch absichtliches Rösten erhalten hätten, als vollständig unbegründet ablehnen, und es bleibt nichts anderes übrig, als eine Entstehung der Sprünge durch absichtslos wirkende chemische und physikalische Faktoren anzunehmen.

---

1) Quatrefages, „L'homme tertiaire de Thenay et les îles Andaman". In Matériaux pour l'histoire prim. et nat. de l'homme. 1885.

Unter den zahlreichen Möglichkeiten, an die man in dieser Beziehung denken muss, wird es natürlich schwierig sein, die wirklich zutreffende zu ermitteln, und ich glaube auch, dass man ohne eingehende Experimente hier nicht zu einer abschliessenden Analyse kommen wird. Jedenfalls aber müssen bei dieser Analyse immer einige Momente berücksichtigt werden, auf die ich hier schon kurz hinweisen möchte. Der Feuerstein, auch wenn er ganz homogen ist und keine Sprünge zeigt, vermag je nach seiner Art mehr oder weniger beträchtliche Mengen von Wasser aufzunehmen. Um mir einen Begriff davon zu machen, habe ich ein Stück homogenen Lüneburger Feuersteins durch wochenlanges Trocknen auf dem Ofen und dann im Trockenschrank vollständig wasserfrei gemacht, bis er sein Gewicht nicht mehr veränderte. Dann habe ich ihn wieder ins Wasser gelegt und nach längerem Liegen im Wasser sorgfältig äusserlich abgetrocknet. Der feuchte Feuerstein hatte über 10 pCt. seines eigenen ursprünglichen Gewichts an Wasser aufgenommen. Mit dem Wasser aber nimmt der Feuerstein auch gelöste Stoffe auf. Der Feuerstein von Thenay stammt aus der Kreide, wird also gewisse Mengen von kohlensaurem Kalk und anderen Salzen enthalten haben, als er in den oligocänen Tonschlamm des Beauce-Beckens eingeschlossen wurde. Das ist wichtig, denn diese imbibierten Stoffe können sowohl zu chemischen Reaktionen als auch zu rein physikalischen Prozessen (Kristallisation, Gasentwicklung usw.) im Innern des Feuersteins Anlass gegeben haben, wenn sich die äusseren Bedingungen des umgebenden Mediums veränderten, wenn z. B. eine Einwirkung anderer chemischer Stoffe von aussen oder wenn eine Austrocknung resp. Wiederanfeuchtung erfolgte. Damit sind bereits mehrere verschiedene Möglichkeiten für eine Energieentwicklung im Innern der Feuersteine gegeben, die eine Zerklüftung durch zahlreiche feinste Sprünge herbeiführen kann. Es sind in dieser Hinsicht mancherlei Fragen einer experimentellen Prüfung zugänglich, zu der ich inzwischen leider noch nicht die Zeit gefunden habe. Indessen mögen auch noch andere Faktoren bei der Zerklüftung der Feuersteine von Thenay eine Rolle gespielt haben. Der Möglichkeiten sind eben sehr viele vorhanden. Wie dem aber auch sei, auf jeden Fall gestattet die Erscheinung der Craqueluren eine rein physikalische oder chemische Erklärung und die Annahme einer Intervention von denkenden Wesen ist überflüssig und haltlos.

So führten unsere Studien in Thenay zu einem vollkommen negativen Ergebnis. Wir konnten nur das Resultat der Untersuchungen von Capitan und Mahoudeau bestätigen. Für die Annahme, dass im Oligocän bereits eine eolithische oder gar archäolithische Kultur bestanden habe, bieten die Feuersteine von Thenay keinerlei Anhaltspunkte.

Ich muss sagen, dass uns alle das Ergebnis unserer Arbeiten in Thenay trotz seines negativen Ausfalls hinsichtlich der Frage nach den oligocänen Vorfahren des Menschen mit einer gewissen Befriedigung erfüllte, und zwar deshalb, weil es uns zu vollkommen klarer Überzeugung führte, die wir ohne eigene Studien an Ort und Stelle nie erlangt haben

würden. Hätten wir nicht aus eigener Anschauung die Verhältnisse kennen gelernt, so hätte uns dauernd der leise Gedanke, dass die Feuersteine von Thenay doch vielleicht die Spuren einer absichtlichen Einwirkung tragen könnten, in Ungewissheit erhalten. Unsere Befriedigung wurde aber noch erhöht durch den Umstand, dass uns nach Abschluss unserer Ausgrabungen Dr. Houssay in seinem Hause die gleiche Überzeugung zum Ausdruck brachte als Ergebnis seiner eigenen sorgfältigen und jahrelang fortgesetzten Studien. Dr. Houssay entwickelte uns an der Hand seines reichen und ganz systematisch durchgearbeiteten Materials die Begründung seines Standpunktes, der mit dem unserigen in jeder Beziehung identisch ist. Wir lernten Dr. Houssay unter wachsendem Erstaunen als einen ungemein vielseitigen Forscher kennen, der trotz seiner grossen Landpraxis in streng wissenschaftlicher Weise geologischen, prähistorischen und speziellen medizinischen Studien obliegt. Eine reiche Materialsammlung für die Erscheinungen der pathologischen Hypertrichosis und eine erstaunliche Sammlung von Zeichnungen für einen vortrefflich angelegten Atlas der prähistorischen Kulturen erfüllten uns mit Bewunderung für die umfassende wissenschaftliche Tätigkeit eines Mannes, der nicht leicht unter den Kollegen in einem gleichen Wirkungskreise ein Pendant finden dürfte. Nach einem kleinen Diner, das unsere Reisegesellschaft nebst Mr. Gabriel Bled im Hause Dr. Houssays vereinigte und das unter lebhaften und angeregten Gesprächen ein hübsches Beispiel für die Möglichkeit einer „entente cordiale" zwischen Frankreich und Deutschland lieferte, schieden wir von unseren Gastfreunden in Pont-Levoy.

Aurillac.

Die obermiocänen oder wenn man will unterpliocänen Hipparionschichten der Umgebung von Aurillac (Dép. Cantal) sind fluviatile Sand- und Geröllbildungen. Sie sind in einer gewissen Höhe über der heutigen Talsohle an den verschiedensten Punkten der Talhänge zu finden. Infolge ihres Charakters als Flussablagerungen sind diese Hipparionschichten an sich schon rein lokale Entwicklungen und infolge der weiterschreitenden Erosion, die seit der Zeit ihrer Entstehung an den Flusstälern gearbeitet hat, sind von diesen von vornherein schon wenig umfangreichen Schichten nur noch kleine, isolierte Reste an den Talrändern übrig geblieben. Solche kleinen Reste findet man aber in sehr grosser Zahl an den Hängen der Flusstäler bei Aurillac. Sie sind die Fundorte der archäolithischen Feuersteinmanufakte. Indessen zeigen diese Stellen in bezug auf ihren Feuersteininhalt grosse Verschiedenheiten. Ich habe bei meinem ersten Aufenthalt unter der freundlichen Führung der Herren Pierre Marty und Charles Puech eine Anzahl dieser Stellen besucht und habe gesehen, dass selbst auf kleine Entfernungen von einigen hundert Schritten hin der Charakter der Feuersteineinschlüsse wie auch des Schichtenmaterials sehr wechselt. An einer Stelle herrschen grobe Gerölle, bisweilen zu einem Konglomerat verkittet, vor, an einer anderen Stelle Sande, an einer dritten Stelle lehmige und tonige Massen, an einer vierten Stelle hat sich

der vulkanische Tuffschlamm mit ihnen vermischt. In vielen Fällen erscheinen die eingeschlossenen Feuersteine fast ausnahmslos mehr oder weniger stark gerollt, in einzelnen Fällen dagegen ist die grosse Masse der Feuersteine ohne jede Spur von Rollung und scharfkantig wie frisch geschlagen. Eine solche Stelle hatte ich im März am Puy de Boudieu untersucht. Es war daher meine Absicht, vor allem diese ganz ungemein günstige Stelle weiter auszubeuten.

Da wir immer mit zwei tüchtigen Arbeitern gruben, so schritt unsere Arbeit schnell vorwärts. Leider verloren wir mehrere Tage durch sehr schlechtes Wetter vollständig und mussten auch sonst bisweilen in strömendem Regen und entsetzlicher Kälte den ganzen Tag an der Ausgrabungsstelle arbeiten. Wenn wir aber alsdann nach einem solchen Tagewerk im Hôtel St. Pierre zu Aurillac mit trockenen Kleidern bei einem Glase Grog und behaglichem Geplauder um das flackernde Kaminfeuer sassen und das Ergebnis des Tages zusammen kritisch erörterten, schwand der Gedanke an alle Nässe, Kälte, Strapazen, und so gewannen auch solche trüben Tage ihren intimen Reiz.

Meine Grabungen im April 1905 hatten mich etwa ein Meter tief durch den grauen, in seinen unteren Partien von Feuersteinen, Geröllen und Kiesmassen durchsetzten vulkanischen Tuff und dann noch 0,5 *m* tiefer in mehr lehmig sandige Schichten hineingeführt, in denen eine Anzahl grosser, dicker Feuersteinplatten lag. Bei unseren neuen Grabungen gingen wir unter Erweiterung der alten Grube noch mehr in die Tiefe. Das Material wechselte dabei ziemlich schnell, indem es bald mehr lehmig, bald mehr sandig, bald mehr tonig wurde. Hin und wieder stiessen wir dabei von neuem auf grosse, meist horizontal liegende Feuersteinplatten. Die Zahl der kleinen Feuersteine, die wir ausgruben, wechselte ebenfalls sehr. Manche Stellen enthielten nur spärliche, andere wieder zahllose Feuersteine. Dabei zeigten sich auch grosse Unterschiede in der Farbe der Feuersteine je nach dem Material, in das sie eingebettet waren. Während die vom Tuffschlamm eingehüllten Feuersteine der oberen Schichten eine schöne schwarze Patina besitzen, haben die Feuersteine im Sande meist einen mehr braunen, die im Lehm und Ton einen hellgrauen bis weissen Farbenton, wie ihn z. B. auch die Nachbildung des ersten, von Tardy bereits im Jahre 1869 beschriebenen Abschlags[1]) im Museum von St. Germain en Laye zeigt.

Was die Zahl der bearbeiteten Feuersteine betrifft, so habe ich für meine ersten Ausgrabungen das ungefähre Prozentverhältnis zur Gesamtzahl der Feuersteine bereits angegeben. Bei unseren neuen Ausgrabungen wurde ebenfalls wieder gewissenhaft dieses Verhältnis beachtet. Indessen möchte ich, um jedes subjektive Moment in der Beurteilung des Manufaktcharakters beim einzelnen Stück auszuschliessen (Fig. 6 bis 9), diesmal speziell das Verhältnis der Abschläge zu der Gesamtzahl aller Feuersteine, die wir ausgegraben haben, mitteilen. Dieses Verhältnis wechselte an verschiedenen Stellen ebenfalls beträchtlich. Im ganzen haben wir bei

1) Vgl. Bulletin de la société d'anthropologie de Paris. Tome IV (2 Série). 1869.

unserer Septembergrabung an meiner alten Ausgrabungsstelle 2288 Feuersteine ausgegraben. Davon waren 317 Stücke Abschläge mit den typischen Schlagerscheinungen. Das gibt ein Verhältnis von etwa 14 pCt. Berücksichtige ich aber das Verhältnis in verschiedenen Niveaus und Nestern, so ergibt sich für einzelne Nester ein Prozentsatz von 21 pCt. Abschlägen. Dabei sind die Abschläge, an denen der Treffpunkt und Schlagbulbus abgeschlagen war, nicht mitgerechnet. Ferner umfasst diese Zahl nicht die Stücke mit negativen Schlagmarken. Es findet sich also eine ganz bedeutende Menge von Abschlägen an meiner alten Ausgrabungsstelle.

Ich möchte hier zum Vergleich das Prozentverhältnis der Abschläge für einige andere Stellen angeben, an denen wir im September gegraben haben. Etwa 200—250 *m* entfernt von meiner Hauptausgrabungsstelle ist ebenfalls die Hipparionschicht durch einen Rest vertreten. Hier wird sie gebildet durch ein sehr festes, sandiges Geröllkonglomerat, in dem wir auch einen Hipparionzahn und ein Bruchstück eines solchen fanden. Während an meiner nur wenig entfernten Hauptstelle nur ein sehr geringer Teil der Feuersteine Spuren der Rollung im Wasser zeigt, die ganze Hauptmasse aber vollkommen scharfkantig ist, sind an dieser zweiten Stelle des Puy de Boudieu die Feuersteine mit geringen Ausnahmen mehr oder weniger stark gerollt. Sie unterscheiden sich hier auch durch ihre sehr charakteristische blutrote Farbe von denen der ersten Stelle. Hier habe ich nur 4 pCt. Abschläge unter den genannten Feuersteinen gefunden. Eine Grabung am Puy Courny, die Mr. Grandvaux für mich vorgenommen hatte, hat nur 6 pCt. Abschläge geliefert. Auch hier stecken die meist schwarzen oder braunen Feuersteine in einem teilweise ziemlich festen Geröllkonglomerat und sind zum grössten Teil selbst deutlich gerollt.

Wende ich mich wieder meiner Hauptstelle am Puy de Boudieu zu, so möchte ich noch einige Einzelheiten hervorheben. Unter den Abschlägen habe ich zweimal Stücke gefunden, die aus zwei noch im Zusammenhang befindlichen Abschlägen bestanden, deren Bulbus und deren Treffpunkte in derselben Richtung lagen. In einem Fall zeigte das in die negative Sprungfläche des ersteren Stückes hineinpassende zweite Stück auf der Rückseite noch ein drittes, in derselben Richtung verlaufendes Negativ eines Abschlages. Diese Stücke sind völlig identisch mit den noch im Zusammenhang befindlichen Lamellen, die Schweinfurth aus den paläolithischen Fundstellen bei Theben in grösserer Zahl mitgebracht hat. Sie sind am Puy de Boudieu zweifellos so entstanden, dass der eine Schlag nur einen Sprung erzeugte, der aber nicht zur Ablösung des Abschlages führte, während der folgende in gleicher Richtung, aber an einem anderen Punkte den Feuerstein treffende Schlag die Ablösung eines Abschlages erzielte. Der in diesem Abschlag vom ersteren Schlage herrührende Sprung hat sich in der Erde allmählich erweitert, so dass nunmehr beim Herausnehmen auch die Ablösung des ersteren Schlagproduktes erfolgen konnte.

Ferner möchte ich erwähnen, dass ich wieder mehrere sehr schwere und grosse Abschläge fand, die deutlich zeigen, dass die Abschläge nicht,

Fig. 6.

a

b

Fig. 7.

a

b

Fig. 8.

a b

Fig. 9.

a b

Fig. 6—9 Abschläge von verschiedener Form und Grösse vom Puy de Boudieu. N. G. Fig. 9 befindet sich im Besitz des Hrn. Geheimrat Prof. Bonnet.

wie Rutot annahm, zufällig beim Abrutschen des Hausteins vom Knochen oder der Kernfrucht auf die Kante eines als Ambos dienenden Feuersteins entstanden sein können. Der eine Abschlag ist 13 *cm* lang, 7,5 *cm* hoch, 5 *cm* dick und wiegt 380 *g*. So schwere und grosse Abschläge können nicht zufällig durch Abgleiten des Schlages auf den Ambos ent-

Fig. 10. Fig. 11.

a a

b b

c c

Fig. 10 u. 11 zwei Abschläge von grosser Übereinstimmung der Form und Grösse, die auf der Rückseite die Negative von mehreren vorhergehenden Abschlägen zeigen und die als Schaber benutzt worden sind, wie die Gebrauchsspuren am unteren Rande bei c erkennen lassen. N. G.

Fig. 11 befindet sich im Besitze des Hrn. Geheimrat Prof. Bonnet.

stehen, ihre Abspaltung erfordert eine grosse Kraft. Sie beweisen daher im Hinblick auf die Menge der Abschläge, dass die damalige Bevölkerung des Cantal bereits die absichtliche Spaltung des Feuersteins kannte und in grossem Umfange ausübte.

Der grösste Teil der Abschläge ist nicht weiter bearbeitet, sehr viele sind zerbrochen. Eine ganze Anzahl zeigt auf der Rückseite die Negative von ein oder mehreren in gleicher Richtung abgespaltenen Abschlägen (Fig. 6—11). Dabei ist besonders bemerkenswert, dass öfter die gleichen Formen sich

in frappanter Weise wiederholen, wie das schon Rames konstatieren konnte. Das sind Erscheinungen, die jeden Zufall ausschliessen, namentlich wenn es sich dabei um Abschläge mit einer ganzen Anzahl gleichgerichteter Schlagnegative auf der Rückseite handelt wie in Fig. 10 und Fig. 11. Ein kleinerer Teil der Abschläge ist weiter bearbeitet zu Schabern, indem eine Kante oder auch ein grösserer Teil des Umfanges durch eine fortlaufende Reihe von kleinen, gleichgerichteten Schlägen abgesplittert erscheint. Bezüglich der mannigfaltigen Formen der Werkzeuge verweise ich auf den ausführlichen Bericht über meine erste Ausgrabung. Hier möchte ich nur ein paar Typen von Schabern reproduzieren (Fig. 12—15). Die meisten Werkzeuge sind aus Abschlägen hergestellt, eine geringere Zahl aus natürlichen Feuersteinstücken. Bei der Randbearbeitung scheint in erster Linie die Entfernung der höckerigen und bröckeligen Kruste beabsichtigt gewesen zu sein, wenigstens findet man bei sehr vielen Stücken die Kruste durch feine Schläge nur längs des Schaberandes entfernt. Wir haben auch diesmal wieder eine grössere Anzahl von Werkzeugen gesammelt, wenn auch in den tieferen Schichten verhältnismässig nicht soviel wie bei meiner ersten Grabung in den oberen Partien meiner Hauptstelle. Neue Typen von Werkzeugen haben sich nicht gefunden.

Der Frage, ob in der archäolithischen Kultur des Cantal bereits Werkzeuge zum Schneiden oder Sägen benutzt wurden, habe ich besondere Aufmerksamkeit zugewendet, ohne indessen zu einem Ergebnis gekommen zu sein. Bei der relativen Höhe der Kultur wäre es ja nicht unwahrscheinlich, dass die Notwendigkeit, Zweige und Äste zu zerkleinern, bereits zur Benutzung von schneidenden Feuersteinsplittern für diesen Zweck Anlass gegeben hätte. Allein wie ich mich durch Experimente überzeugt habe, sind die Gebrauchsspuren, die selbst anhaltendes Schneiden und Sägen von Holz an scharfen Feuersteinkanten erzeugt, so unbedeutend und wenig bezeichnend, dass es mir vorläufig völlig unmöglich erscheint, die winzigen Aussplitterungen, die sich bisweilen in unregelmässigen Abständen nach beiden Seiten der scharfen Kante eines Feuersteinabschlages finden, auf seinen Gebrauch als Schneide- oder Sägewerkzeug zu beziehen. Dagegen habe ich in mehreren Fällen mit Sicherheit feststellen können, dass auch unbearbeitete Abschläge als Schaber benutzt worden sind, denn sie zeigen bisweilen die sehr charakteristischen, feinen, regelmässigen, in fortlaufenden Reihen angeordneten, einseitig gerichteten Gebrauchsmarken an einer Kante, wie sie beim einfachen Gebrauch einer scharfen Kante zum Schaben entstehen (Fig. 10c).

Ferner möchte ich erwähnen, dass Prof. Kallius in den tieferen Teilen unserer Hauptausgrabungsstelle mit Abschlägen und einem Schaber zusammen den Eckzahn eines Caniden fand, ein Objekt, das bisher noch nicht aus den Hipparionschichten des Cantal bekannt war und das ich daher beistehend abbilde (Fig. 16).

Schliesslich sei noch erwähnt, dass die Funde von kleinen, lignitartigen, noch brennbaren und mit deutlicher Holzstruktur versehenen Braunkohlenpartikeln sich in den tieferen, mehr sandigen und lehmigen

Fig. 12.

a

b

c

Fig. 13.

a

b

Fig. 14.

a

b

Fig. 15.

a

b

Fig. 12–15 verschiedene aus Abschlägen hergestellte Schaberformen vom Puy de Boudieu. N. G. 12 Gradschaber; die untere Kante (Fig. c) ist durch eine Reihe nebeneinandergesetzter Schläge ihrer Kruste beraubt und geschärft. 13 u. 14 Hohlschaber; die eine Seite ist hohl ausgeschlagen und zeigt einseitige Gebrauchsspuren. 15 Spitzschaber; 15 im Besitz des Hrn. Geheimrat Prof. Bonnet.

Schichten nicht wiederholt haben. Einige fast schwarzbraune, auf den ersten Blick wie Braunkohle erscheinende und bisweilen in etwas grösseren Nestern vorkommende plastische Massen erwiesen sich nicht als organisches Material.

Fig. 16.

Canidenzahn aus den Hipparionschichten des Puy de Boudieu. N. G.

Auf Grund der genannten Beobachtungen an meiner Hauptausgrabungsstelle mache ich mir etwa folgendes Bild von den Verhältnissen, wie sie dort zur Zeit der archäolithischen Kultur bestanden.

Das sanft abfallende Cère-Ufer, an dem das Wasser die oligocänen Kalkschichten ausgewaschen und mit seinen herbeigeschleppten Sand-, und Geröllmassen vermischt hatte, bildete einen flachen, von grünen Kräutern bestandenen Streifen, vielleicht eine Bucht, die nur selten einmal von der heftigeren Strömung des Flusses überflutet und mit Sand-, Geröll- und Lehmmassen bedeckt wurde. Hier hatten die Wasser des Flusses bei dem Auswaschen der Oligocänschichten die in diesen enthaltenen Feuersteinbänke entblösst. Feuersteinplatten und Feuersteinstücke in allen Grössen lagen umher. Hier fanden die tertiären Bewohner des Cantal das Material für ihre Werkzeuge. Hier schlugen sie von den Feuersteinen scharfkantige Abschläge ab, wie sie sie zu ihren primitiven Werkzeugen brauchten. Die Abfälle der Feuersteinspaltung, die zerbrochenen und missglückten Werkzeuge, aber auch die brauchbaren Schaber und Kratzer, die ihren augenblicklichen Zweck erfüllt hatten, blieben liegen und sanken allmählich in den weichen Uferboden ein oder wurden bei höherem Wasserstande von Sand und Lehm bedeckt, vermischt mit einzelnen abgerollten Feuersteinen, die der Fluss von weiterher mitgeschleppt und angespült hatte. Ich denke mir nicht, dass hier eine regelrechte Feuersteinwerkstätte war, sondern vielmehr, dass die tertiären Horden die Stelle, wie überhaupt das Ufer, an dem die Feuersteine in grösserer Menge herausgespült und frei lagen, aufsuchten, um sich ihre Werkzeuge zurechtzuschlagen. Da die Stelle, wie die grosse Masse der noch völlig scharfkantigen Abschläge und die verhältnismässig geringe Menge gerollter Stücke zeigt, gewöhnlich nicht vom Wasser erreicht wurde, so musste sie wegen dieser geschützten Lage ganz besonders zu dauerndem oder häufigem Besuch auffordern. Die zweite, wenige hundert Meter oberhalb im Tale gelegene Ausgrabungsstelle lag offenbar nicht ausserhalb der gewöhnlichen Wassergrenze des Flusses. Vermutlich lag sie bereits im Flussbette selbst, da wo der Fluss vom Ufer fortgespülte und abgerollte Feuersteine, Abschläge und Werkzeuge deponierte. So etwa sah es hier aus, als die grossen Krater des Cantal ihre Schlammströme und Aschenregen in das Cère-Tal ergossen und mit den Wassern des Flusses vermischten. Ohne weiter fortgeschleppt zu werden, wurden die im Sand und Lehm versunkenen oder noch an der Oberfläche liegenden Abschläge und Werkzeuge von den schlammigen Massen umhüllt, die sich im Laufe der Zeit höher und höher über ihnen auftürmten.

Die Bewohner hatten das Flussufer vermutlich verlassen. Ich halte es bis zum Auffinden somatischer Reste derselben für wertlos, mir irgend eine Vorstellung von ihrer Körpergestalt zu machen.

Das etwa ist das Bild, dass sich mir auf Grund meiner Ausgrabungen ergibt. Auf alle Fälle handelt es sich an meiner Hauptausgrabungsstelle um eine Uferbildung, die keiner heftigeren Wirkung des Wassers ausgesetzt war und deren Inhalt ohne weiteren Transport an Ort und Stelle vom vulkanischen Schlamm bedeckt und konserviert worden ist.

Im Juli 1905 hatte ein Schüler Boules namens Obermaier eine kurze Mitteilung[1]) gemacht über Feuersteine aus der Kreideschlämmerei von Mantes, die unter dem Einfluss des Abrollungsprozesses in den Schlämmbassins genau dieselben Formen angenommen haben sollten wie die belgischen Eolithen des Brüsseler Museums. Kurz darauf, während wir uns in Frankreich aufhielten, erschien eine Mitteilung von Boule[2]) selbst, in der er glaubte den Beweis dafür geliefert zu haben, „que les pierres identiques aux pierres dites taillées ou utilisées, qu'on rencontre dans les alluvions quaternaires ou préquaternaires, peuvent être façonnées naturellement, par le simple jeu de forces physiques". Etwas später erschien eine ausführliche Abhandlung von Obermaier,[3]) in der er ebenfalls zu dem Resultat kommt, „dass es praktisch unmöglich ist, Stücke von Mantes von solchen aus Eolithenstationen mit Hilfe irgend eines inneren Kriteriums zu sondern." Experimente hat aber Obermaier ebensowenig gemacht wie Boule, um die Charaktere der absichtlichen Bearbeitung und der Gebrauchsspuren mit den Erscheinungen an den Mantes-Feuersteinen vergleichen zu können, und eine eingehendere Analyse der Symptome in beiden Reihen sucht man hier ebenso vergebens wie bei Boule.

Bei der Emphase, mit der diese Publikationen die neuen Entdeckungen in Mantes verkündeten, musste man glauben, dass es sich wirklich um sehr auffällige Ähnlichkeiten zwischen den primitiven Werkzeugen und den Pseudoeolithen von Mantes handelt. Wir wollten daher die Gelegenheit unseres Aufenthalts in Frankreich benutzen, um von Paris aus den Kreidemühlen von Mantes einen Besuch abzustatten. Leider wurde uns von der Direktion der Kreidewerke die Erlaubnis zum Besuch verweigert mit dem einfachen Bemerken, dass seit dem Besuch von Boule, Obermaier, Laville und Carteilhac die Erlaubnis überhaupt nicht mehr gewährt würde. Das hat indessen, wie aus einer erneuten Publikation Obermaiers[4]) hervorgeht, nicht gehindert, dass Obermaier

---

1) Obermaier, „Zur Eolithenfrage". In Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Juli 1905.

2) Marcellin Boule, „L'origine des Eolithes". In L'Anthropologie. Tome XVI. (Mars—Avril 1905).

3) Obermaier, „Zur Eolithenfrage". In Arch. f. Anthropologie. Neue Folge. Band IV, 1905.

4) Obermaier, „Neue Beobachtungen über die Pseudoeolithen von Mantes." (Vorläufige Notiz.) In Korrespondenzblatt d. Deutschen Ges. für Anthr., Ethnol. u. Urgesch. Januar 1906.

doch wieder die Erlaubnis erhielt, sogar „die Maschinen, welche die Turbinenflügel in Bewegung setzen und erhalten, alle zwei Stunden zum Stillstand zu bringen“. Gewiss ein recht seltsames und ungewöhnliches Verhalten der Fabrikleitung! So mussten wir zunächst auf einen Vergleich der Feuersteine von Mantes mit den Cantal-Feuersteinen verzichten. Als wir in Aurillac waren, trafen wir indessen in unserem Hotel mit dem Major Paniagua, dem Verfasser des Werkes „Les temps héroiques. Étude préhistorique d'après les origines Indo-Européennes“ zusammen, der die Pseudoeolithen von Mantes kurz vorher gesehen hatte und uns bereits erzählte, dass sie auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit wirklichen primitiven Feuersteinwerkzeugen besässen.

Glücklicherweise hatte ich nach meiner Rückkehr von der Reise Gelegenheit, die Feuersteine von Mantes, die Herr Obermaier gesammelt und zur Anthropologen-Versammlung nach Salzburg geschickt hatte, genauer zu untersuchen, denn Herr Prof. Ranke war so liebenswürdig, mir dieselben für einige Zeit zu übersenden. Ich hatte also hier authentisches Material vor mir, das gewiss gut ausgesucht war, denn da man, wie Boule sagt, in wenigen Minuten eine stattliche Sammlung in Mantes anlegen kann, so darf ich wohl annehmen, dass Obermaier nicht gerade die am wenigsten charakteristischen Stücke nach Salzburg geschickt haben wird. Ausserdem aber gelangte ich durch die Freundlichkeit meines Reisebegleiters, des Herrn Prof. Bonnet, in den Besitz einer grossen Sammlung von gleichen Erzeugnissen der Kreideschlämmerei von Sassnitz auf der Insel Rügen, so dass ich zum Vergleich mit den Stücken aus Aurillac in der Tat ein stattliches Material zur Verfügung hatte.

Ich habe über das Ergebnis dieser vergleichenden Prüfung bereits an anderer Stelle berichtet[1]) und möchte hier nur noch einmal kurz darauf zurückkommen.

Für die Beurteilung der Feuersteine aus Mantes müssen verschiedene Momente berücksichtigt werden, die bei der Genese ihrer Form mitwirken und die weder von Obermaier noch von Boule genügend differenziert worden sind. Zunächst werden einzelne Feuersteinknollen beim Abbrechen der Kreide von den Arbeitern mit eisernen Picken oder Hacken zerschlagen. Ein Teil ihrer Bruchstücke, die natürlich die typischen Schlagerscheinungen zeigen, gelangt mit in die Schlämmbottiche. Ferner werden im Bottich beim Schlämmen, wie die Abbildung von Obermaier zeigt, die Kreidestücke mit den darin steckenden Feuersteinen von den eisernen Zinken der Turbinenflügel geschlagen. Da anfangs die Feuersteine noch ziemlich fest in den Kreidestücken stecken und da die Kreidestücke, ehe sie im Wasser zu Kreideschlamm zerfallen sind, selbst im schlammigen Boden des Bottichs ziemlich fest liegen, so werden die Schläge der Turbinenflügelzinken wiederum viele von den Feuersteinen

1) Max Verworn, „Bericht über eine Ausgrabungsreise in Frankreich“. Sitzungsberichte des Anthropologischen Vereins zu Göttingen. In Korrespondenzblatt d. Deutsch. Ges. für Anthrop. usw. März—April 1906. — Derselbe: „Zur Frage der ältesten Steinwerkzeuge“. In „Umschau“ 1906.

zerschlagen und so ebenfalls wieder kleinere und grössere Abschläge erzeugen, die, da die Schlagrichtung für festsitzende Feuersteine immer dieselbe ist, sogar bisweilen in der gleichen Richtung abgesprengt werden müssen. Schliesslich werden die Feuersteine, wenn die Kreidestücke zerfallen sind, am Boden liegend, einem gegenseitigen Reibungsprozess ausgesetzt werden, ohne dass nunmehr noch die Schläge der Zinken auf sie einzuwirken vermögen, da die letzteren nicht bis auf den Boden reichen. Diese gegenseitige Reibung und Abrollung selbst wird aber, da die ganze Masse der Feuersteine in der gleichen Richtung rollt und da ihre gegenseitigen Stösse durch Wasser und Kreideschlamm gemildert werden, nicht mehr zu wesentlichen Absplitterungen, sondern hauptsächlich zum Abschleifen und Abreiben der scharfen Kanten führen können. Die Eigenschaften der aus dem Schlämmprozess hervorgegangenen Feuersteine sind also die Resultante mehrerer ganz verschiedener Einwirkungen, und es kätte die erste Aufgabe von Boule und Obermaier sein müssen, die Wirkung des einzelnen Faktors zu differenzieren. Davon ist aber leider nicht die Rede. Indessen geht aus den neueren Untersuchungen von Obermaier wenigstens eine Tatsache ziemlich klar hervor, die man bereits aus der Berücksichtigung der obengenannten Momente erschliessen muss. Obermaier hat gefunden, dass nach 8—10 Stunden der Einwirkung noch scharfkantig zerschlagene Bruchstücke in grösserer Menge im Bottich liegen, während nach einer Einwirkungsdauer von mehr als einem Tage die Mehrzahl der Feuersteine „in verschiedenem Grade abgeschliffen und abgerollt“ erscheint. Das war zu erwarten, denn anfangs wirken die Schläge der Zinken zertrümmernd auf die Feuersteine, später, wenn die Feuersteine am Boden liegen und nicht mehr von den Zinken getroffen werden, hört dieser Zertrümmerungsprozess auf und es besteht nur die Wirkung der Rollung, die in einem Abschleifen der Kanten, nicht in einer einseitigen Retuschierung derselben zum Ausdruck kommt. Nun frage ich, wo hat die Natur eine solche Maschine aufgestellt, die in einer so bestimmten Kombination ganz verschiedener Einwirkungsarten das Feuersteinmaterial verarbeitet wie die Eolithenfabrik von Mantes? Ich meine die Berücksichtigung dieser wenigen Momente, die ich hier angeführt habe, allein schon muss jedem kritischen Forscher zeigen, dass die Beobachtungen an den Feuersteinen in Mantes in keiner Weise für die Erklärung der Genese wirklicher Eolithen und Archäolithen verwertbar sind.

Bei dem Vergleich der Pseudoeolithen von Mantes mit den Archäolithen von meiner Hauptausgrabungsstelle am Puy de Boudieu ergibt sich aber schon für die oberflächlichste Betrachtung, wie zahlreiche Beobachter bestätigt haben, ein ganz fundamentaler Unterschied! Die Feuersteine aus den Kreidemühlen, die dem Rollungsprozess ausgesetzt waren, zeigen stets mehr oder weniger abgeschliffene, stumpfe Kanten, die Archäolithen von der genannten Stelle sind mit geringen Ausnahmen vollkommen scharfkantig ohne jede Spur von Rollung. Auch die kleinsten Schlagmarken und Randretuschen sind scharf. Da Rollung die Kanten ab-

schleift und abrundet, können die Cantalarchäolithen also nicht durch Rollung entstanden sein.

Wie mir aus Obermaiers letzter Mitteilung hervorzugehen scheint, fängt dieser Autor nunmehr auch an, zu erkennen, dass der Rollungsprozess in Mantes abschleift, aber nicht abspaltet.

Hätten Boule und Obermaier sich die Mühe einer sorgfältigen Vergleichung der Pseudoeolithen von Mantes mit den scharfkantigen Cantal-Archäolithen nicht verdriessen lassen, so hätten ihnen gerade die Beobachtungen in Mantes den besten Beweis dafür liefern müssen, dass die Cantalarchäolithen nicht durch Rollung entstanden sein können. In der Tat kenne ich keinen besseren Beweis dafür als eine eingehende Analyse der Pseudoeolithen aus den Kreideschlämmereien. Die Vorstellung, dass scharfkantige Werkzeugformen wie die Cantalarchäolithen durch Rollung entstehen könnten, ist durch die Beobachtungen in den Kreideschlämmereien selbst für den hartnäckigsten Kopf glatt und endgültig erledigt.

Ich wundere mich, dass Boule und Obermaier bezüglich der Archäolithen von Aurillac nicht auf einen anderen, wirklich ernsthaften Einwand gekommen sind, den ich mir in dem Bedürfnis, alle Möglichkeiten einer anorganischen Entstehung der Archäolithen vom Puy de Boudieu zu prüfen, bereits selbst an Ort und Stelle gemacht habe und den mir auch Herr Prof. Deecke später brieflich in ähnlicher Form als eine Berücksichtigung fordernde Möglichkeit mitgeteilt hat. Ich meine die Annahme, dass die scharfkantigen Feuersteinlamellen des Puy de Boudieu durch den Druck der darauf liegenden Schichten in ihrer Lagerstätte abgesprengt sein könnten. Es wäre ja denkbar, dass der Schichtendruck, wenn das einhüllende Material nicht ganz fest gewesen ist, grosse Feuersteine so aufeinander gepresst hätte, dass an den Rändern grössere oder kleinere Stücke abgesprengt worden wären. Diese hätten dann unter Umständen sehr wohl einen Bulbus zeigen können, wenn etwa der drückende Stein mit einer Ecke, d. h. mehr oder weniger punktförmig auf den gedrückten eingewirkt hätte. Allmählich zunehmender Druck kann ja unter gleichen Bedingungen dieselben typischen Erscheinungen hervorrufen wie plötzlicher Schlag. Ich habe mich davon durch Experimente mit Feuersteinen im Schraubstock überzeugt. Es handelt sich ja auch beim Schlagen immer nur um Druckwirkungen.

In der Tat ist das der einzige Einwand, den ich wirklich als schwerwiegend anerkennen möchte. Dazu kommt, dass Laville[1]) vor kurzem eine Notiz darüber veröffentlicht hat, dass im unteren Eocän von Duan bei Brou (Dép. Eure-et-Loir) und von La Hérissonnière bei Frazé (Dép. Eure-et-Loir) „Pseudoeolithen“ vorkommen, die durch Pressung entstanden sein sollen. Einige der Abbildungen, die Laville in seiner leider zu kurzen Mitteilung gibt, haben tatsächlich Ähnlichkeit mit absichtlich abgeschlagenen Lamellen. Indessen geht die Notiz von Laville gerade

1) Laville, „Les Pseudoéolithes du Sénonien et de l'éocène inferieur“. In La Feuille des Jeunes Naturalistes. 1. Januar 1906.

über die wichtigsten Fragen mit Stillschweigen hinweg. Sie sagt weder etwas über das Zahlenverhältnis der Abschläge mit Bulbus, noch gibt sie an, worauf sich die Behauptung, dass die Splitter durch Pressung entstanden sind, stützt. Die Zeitbestimmmung, die Laville anführt, erregt ferner ebenfalls den grössten Verdacht. Er spricht von „Pseudoeolithen des Senonien und des unteren Eocän". Mit den ersteren meint er die Feuersteine aus der Kreidemühle von Mantes. Das erweckt doch ganz falsche Vorstellungen, denn die Pseudoeolithen von Mantes stammen als solche ja nicht aus dem Senonien, sondern sind ganz modern. Was ferner die Pseudoeolithen des unteren Eocän betrifft, so sagt er, dass sie vom selben geologischen Alter seien wie die von Thenay. In Thenay aber fehlt das gesamte Eocän vollständig, und die Schichten, in denen die bekannten Feuersteine vorkommen, gehören, wie ihre Fauna und Flora zeigt, dem Aquitanien, d h. dem obersten Oligocän an. Diese Ungenauigkeiten machen gerade keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck, und es wäre zum mindesten voreilig, auf die kurze Notiz Lavilles in einem populären, für Liebhaber der Naturwissenschaften bestimmten Blatte irgend einen Schluss aufzubauen. Im übrigen scheint es mir persönlich auf Grund der Angaben und Abbildungen Lavilles nicht überflüssig zu untersuchen, ob nicht etwa bei Duan und La Hérissonnière eine neue Fundstelle für tertiäre, allerdings wohl schwerlich für eocäne Feuersteinmanufakte vorliegt. Vielleicht bestätigt eine genauere Untersuchung der dortigen Verhältnisse diesen Verdacht.

Auf der anderen Seite kann ich für die Verhältnisse bei Aurillac einige Momente anführen, von denen ich glaube, dass sie die Möglichkeit einer Absprengung der Feuersteine durch Schichtenpressung ausschliessen.

Zunächst erscheint schon die grosse Menge der Abschläge befremdlich unter der Annahme, dass sie durch Aufeinanderpressen von Feuersteinen entstanden sein soll. Es ist wohl denkbar, dass hier und dort einmal die Bedingungen zur Entstehung solcher Lamellen mit Druckbulbus usw. gegeben sein könnten, aber es ist kaum verständlich, wie Abschläge in solchen Mengen entstehen sollen an Stellen, wo die Steine doch durchaus nicht dicht aufeinandergepackt, sondern durch grosse Massen von Tuff, Lehm, Sand usw. weit voneinander getrennt liegen.

Sodann aber bliebe die Entstehung von einzelnen der Schaberformen mit ihrem spezifischen Symptomenkomplex durch zufällige Pressung schlechterdings völlig unverständlich. Ich halte die Bildung eines Schabers, der aus einem Abschlag mit allen typischen Schlagerscheinungen besteht, der auf der Rückseite die Negative von 4 oder 5 anderen gleichgerichteten Abschlägen zeigt, der an sämtlichen Kanten vollkommen scharf erscheint und der nur an einer Kante, und zwar an der zum Schaben geeignetsten Seite eine fortlaufende Reihe einseitig gerichteter Gebrauchsmarken oder auch eine Randbearbeitung durch zahllose nebeneinander in gleicher Richtung aufgesetzte Schlagmarken trägt, durch welche die Kruste entfernt und der Rand zum Schaben brauchbar gemacht ist, ich sage, ich halte die Bildung eines solchen Stückes durch Schichtenpressung für ebenso

ausgeschlossen wie die Entstehung eines polierten Steinbeils durch Gletscherschliff.

Ferner muss es höchst auffällig erscheinen, dass wir in Schichten, von denen wir mit Sicherheit wissen, dass sie heftiger Pressung ausgesetzt waren, wie z. B. im Diluvialgeröll oder im Diluvialmergel, die, wie die Gletscherschliffe zeigen, unter Gletscherdruck standen, oder dass wir in der Kreide selbst oder im Aquitanien die zahlreichen vorhandenen Feuersteine nicht in der gleichen Weise zu Abschlägen zerspalten finden, wie im Miocän bei Aurillac. Warum ist z. B. in Thenay, wo die mechanischen Verhältnisse ganz ähnlich liegen, nichts von Abschlägen mit Bulbus zu sehen, warum ist ferner am Puy de Boudieu in den nur wenige Meter unter der Fundschicht unter ganz gleichen Druckbedingungen zutage tretenden Feuersteinbänken des kalkigen und mergligen Oligocän kein einziges Sprengstück mit den typischen Schlagerscheinungen bzw. Druckerscheinungen zu finden?

Weiter. Wenn in Aurillac die Spaltung der Feuersteine durch Pressung zustande gekommen wäre, so bliebe es vollkommen unverständlich, weshalb die Quarzgerölle, die in den Geröllschichten in grösserer Zahl vorkommen, nicht ebenfalls gespalten, sondern stets abgerollt erscheinen.

Schliesslich aber dürfte ein Moment völlig einwandfrei die Annahme einer Entstehung der Abschläge durch Zerpressen in der Schicht ausschliessen, das ist das Vorkommen abgerollter Abschläge mit dem ganzen charakteristischen Symptomenkomplex, den ich eben nannte. Solche gerollte Stücke fehlen auch, wie ich bereits sagte, am Puy de Boudieu in meiner Hauptausgrabungstelle nicht, sie kommen aber in viel grösserer Zahl an der zweiten Stelle des Puy de Boudieu, bei Veirac, bei Belbex und am Puy Courny vor. Die Abrollung dieser Stücke beweist klipp und klar, dass ihre Formgebung, d. h. ihre Abspaltung und typische Randbearbeitung usw. erfolgt sein muss, ehe die Stücke in die Schicht eingebettet worden sind, also ehe die Pressung des Schichtendruckes auf sie einwirken konnte.

Nach alledem scheint mir der Einwand, dass die charakteristischen Werkzeugtypen der Hipparionschichten von Aurillac durch Pressung in der Schicht rein zufällig entstanden sein könnten, vollkommen hinfällig.

Ich sehe keine begründete Möglichkeit, diese Dinge für etwas anders zu halten, als für die Erzeugnisse einer primitiven Kultur, deren Hauptcharakter in der Kenntnis der künstlichen Spaltung und Randbearbeitung des Feuersteins besteht, die aber eine bestimmte Formgebung des Werkzeuges nur insofern kennt, als sie demselben durch Bearbeitung seiner Gebrauchsseite eine für den speziellen Zweck geeignete Gestalt als Grad-, Rund-, Hohl- oder Spitzschaber zu geben versteht. Eine bestimmte, konventionelle Gesamtform der Werkzeuge ist noch ebenso unbekannt wie eine Flächenbearbeitung des Feuersteins.

Die Existenz einer solchen archäolithischen Kultur bildet aber ferner eine unbedingte Voraussetzung der uns seit Boucher de Perthes bekannten diluvialen paläolithischen Kultur, denn jeder, der die

psychologische Genese des Werkzeuges ernstlich zu analysieren bestrebt ist, muss sich sehr bald überzeugen, dass das erste konventionell geformte Gerät der ältesten paläolithischen Kulturstufen, das mandelförmige Werkzeug, bereits eine sehr lange Entwicklung und eine Fülle von Einzelbeobachtungen bei der Bearbeitung des Feuersteins voraussetzt. So ist auf Grund altbekannter Tatsachen die Existenz einer archäolithischen Kulturstufe schlechterdings eine unumgängliche logische Forderung.

Eine neue Kulturstufe verdrängt niemals die Formen der voraufgehenden Stufe radikal, mag sie noch so plötzlich und abrupt von aussen her eindringen. Es bleiben immer noch Formen der früheren Kulturstufe in der neuen Kultur im Gebrauch. So finden wir denn auch massenhaft archäolithische Werkzeugformen noch in den paläolithischen Kulturen. Unser Ausflug nach den klassischen Fundstätten des Vézère-Tales hat uns dafür die glänzendsten Belege geliefert.

Ota bei Lissabon.

Ehe ich dazu übergehe, unsern Besuch des Vézère-Tales zu schildern, sei es mir gestattet, an dieser Stelle kurz über eine Exkursion zu berichten, die ich im April 1906 bei Gelegenheit des internationalen medizinischen Kongresses von Lissabon nach der seit 1871 durch die Mitteilungen von Carlos Ribeiro bekannten und früher viel besprochenen Fundstelle von Otta, richtiger Ota, im Tejotale unternommen habe.

Bekanntlich machte Ribeiro im Jahre 1871 in der Akademie von Lissabon die Mitteilung, dass er in den tertiären Süsswasserablagerungen der Gegend von Ota geschlagene Feuersteine gefunden hätte. Einige Proben derselben legte er auf dem Brüsseler Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques vor. Sie sind in den Verhandlungen des Kongresses abgebildet. Auf dem internationalen Kongress von Lissabon im Jahre 1880 prüfte eine Kommission, bestehend aus Capellini, Cartailhac, Cazalis de Fondouce, Cotteau, Gabriel de Mortillet, Evans, Ribeiro, Vilanova, Virchow und Choffat auf einer Exkursion nach Ota die Frage, kam aber zu sehr divergenten Ergebnissen (vgl. darüber den Compte rendu von 1884). Der Direktor des Geologischen Museums in Lissabon, Prof. Delgado, berichtete im Jahre 1889 auf dem internationalen Kongress von Paris über eigene Ausgrabungen in der Gegend von Ota (vgl. den Compte rendu von 1889).

Ich habe Gelegenheit gehabt, im Geologischen Museum der Akademie von Lissabon sowohl die Funde von Ribeiro, als auch die von Delgado zu sehen und von Delgado selbst noch persönliche Informationen über seine Ausgrabungen zu erhalten.

Unter den von Ribeiro gesammelten Feuersteinen (einigen Hundert an Zahl) finden sich zahlreiche Stücke, die zweifellos absichtlich geschlagen sind. Es sind Abschläge, die den Schlagbulbus sowie die anderen Schlagerscheinungen zeigen und auf der Rückseite ein oder mehrere Negative von vorhergehenden Abschlägen tragen. Ihre Kanten sind scharf. Daneben sind viele Feuersteinstücke vorhanden, die völlig unbearbeitet

sind und an den Kanten sämtlich mehr oder weniger gerollt erscheinen. Ein dritter Typus ist zweifellos paläolithisch, denn er repräsentiert typische kleine Coups de poing und Discs. Das Schlimme ist, dass keinerlei Notizen im Museum oder an den Stücken selbst darüber existieren, welche Stücke in der tertiären Schicht und welche an der Oberfläche gefunden sind. Infolgedessen ist diese Sammlung für die Beurteilung der Frage nach dem Vorkommen absichtlich gespaltener Feuersteine in der tertiären Schicht heute fast wertlos, besonders, da wie ich mich an Ort und Stelle überzeugt habe, auch durchaus kein durchgreifendes Kennzeichen (Farbe, Patina, Sinterkrusten usw.) existiert, das die von der Oberfläche stammenden Feuersteine in jedem einzelnen Falle sicher von den aus der Schicht stammenden zu unterscheiden gestattete.

Die von Delgado gesammelten Feuersteine dagegen sind genau und gewissenhaft nach der Herkunft unterschieden. Delgado hat eine Reihe von Feuersteinen selbst aus der tertiären Schicht genommen. Unter diesen findet sich kein einziges Exemplar, das auch nur eine Andeutung der Bearbeitung erkennen liesse. Die Stücke sind alle mehr oder weniger gerollt. Dagegen findet sich unter den von Delgado an der Oberfläche gesammelten Exemplaren eine ganze Anzahl von Stücken, welche die typischen Schlagerscheinungen zeigen und vollkommen scharfe Kanten besitzen. Einige dieser Stücke machen durchaus den Eindruck von paläolithischen oder neolithischen Abschlägen. Nach den sehr sorgfältigen Ausgrabungen von Delgado gelangt man zu der Vermutung, dass die wirklich bearbeiteten Stücke nicht tertiärer Herkunft, sondern paläolithisch oder neolithisch sind. Dass sowohl paläolithische wie neolithische Funde in der Gegend reichlich gemacht werden, verleiht dieser Vermutung einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Indessen steht dieser Vermutung gegenüber ein auf der Exkursion des Lissaboner Kongresses 1880 von Bellucci gemachter Fund. Bellucci entnahm dem tertiären Konglomerat einen geschlagenen Feuerstein, der an der Oberfläche einer erodierten Partie eingebacken war und nur mit seiner von Flechten bedeckten Sprungfläche hervorragte. Mortillet hat die Situation im „Préhistorique“ durch eine Skizze Belluccis veranschaulicht. Ich muss sagen, dass die Fundumstände wohl auf den ersten Blick ein tertiäres Alter des Stückes zu beweisen scheinen, indessen mein Besuch der Lokalität hat mich eines anderen belehrt.

Ich schicke voraus, dass ich mit Herrn Prof. Leite de Vasconcellos, dem hochverdienten Direktor des Ethnologischen Museums von Belem bei Lissabon, eine Exkursion in die Fundgegend von Ota machte, ehe ich Herrn Delgado und den Funden im geologischen Museum einen Besuch abgestattet hatte. Ich war also noch unbeeinflusst durch das, was ich im geologischen Museum sah. Nach den Schilderungen und Abbildungen von Mortillet war ich geneigt anzunehmen, dass es sich in Ota um analoge Verhältnisse handele wie in Aurillac. Meine Exkursion hat mich in dieser Beziehung enttäuscht.

Man fährt von Lissabon aus mit der Bahn in etwa $1^1/_2$ Stunden nach Caragado und von hier mit einem Wagen über Alemquer nach dem kleinen

Dörfchen Ota. Die Fahrt ist schön. Zu beiden Seiten der mit mächtigen Agaven umsäumten weissen Chaussee dehnt sich ein fruchtbares, reich kultiviertes, Hügelland. Ota liegt malerisch in der Nähe einer wilden, felsigen Schlucht, die an den oberen Teil eines arabischen Wâdi erinnert. Hier sind wir schon in der Fundgegend und auf tertiärem Boden.

Um den aus jurassischem Kalkstein bestehenden Monte redondo, der als eine kahle isolierte Kuppe (Fig. 17a u. b) aus der Gegend weithin sichtbar

Fig. 17a.

Monte redondo bei Ota. Im Vordergrunde die von Agaven umsäumte Chaussee nach Ota.

Fig. 17b.

T J T

Profil durch die Gegend am Monte redondo, entsprechend dem obigen Bilde. J Jurassische Kalkschichten des Monte redondo. T Tertiäre Geröll- und Sandschichten, Fundstelle der fraglichen Feuersteine.

aufragt, liegt ein ödes, flach hügeliges Terrain, das aus Sand- und Geröllmassen besteht und von einem niedrigen Gestrüpp und Krautwuchs bedeckt ist. Die einsame Öde prägt der Gegend eine eigenartige Stimmung auf. Diese gelblichen oder rötlichen, weithin sich ausbreitenden Geröllschichten sind vielfach von kleinen Wasserrinnsalen ihrer spärlichen Pflanzendecke beraubt und frei gelegt. Sie erscheinen an solchen Stellen häufig zu einem festen Konglomerat verkittet. Überall sieht man die Wirkung des

Wassers, das die Geröllmassen von den Hügeln herabschwemmt und in den Tälern wieder ablagert. Seit der paläolithischen Kulturperiode ist eine lange Zeit vergangen, in der dieser Prozess der Erosion genug Gelegenheit gehabt hat, die Geröllschichten wieder und wieder und in grossem Umfange umzulagern und eventuell auch wieder zu festen Konglomeratmassen zusammenzukitten, wie wir das ja so vielfach, selbst auch aus jüngerer Zeit noch feststellen können. Diese Tatsache macht eine sichere Beurteilung des Zeitpunktes, seit welchem die Schichten an einer gegebenen Stelle in ihrer augenblicklichen Form bestehen, völlig unmöglich. Es ist kein Zweifel, dass die Geröllmassen tertiären Ursprungs sind. Die von zahlreichen Geologen genau geprüfte Fauna und Flora weist ihnen durchaus dasselbe Alter zu wie den Hipparionschichten von Aurillac. Es bestand hier gegen das Ende der Miocän- oder den Anfang

a Fig. 18. b

Feuersteinabschlag von Ota. N. G.

der Pliocänzeit offenbar eine seeartige Erweiterung des Tejo, in der die Geröllmassen zur Ablagerung kamen. Aber wenn nach der Austrocknung dieses Beckens während der Diluvialzeit hier paläolithische Menschen ihre Werkzeuge an der Oberfläche hinterliessen, so müssen diese sicherlich bei der Umwälzung der Schichten durch die Erosion zum Teil mit dem alten Material gemischt hier und da in die Geröllmassen eingebettet worden sein und dasselbe gilt auch für die Reste späterer Kulturen, wie der neolithischen, denn der Prozess der Umlagerung des Schichtenmaterials vollzieht sich noch heute. Aus diesem Grunde kann ich eine zeitliche Bestimmung des einzelnen bearbeiteten Feuersteinstückes, selbst wenn es einer festverkitteten Konglomeratschicht entnommen wird, niemals als einwandsfrei anerkennen. Hier liegt die Sache ganz anders als in Aurillac, wo die tertiäre Schicht durch das genau bekannte Alter der darüber liegenden Schichten vollkommen in ihrer Zeitstellung fixiert ist.

Was die Feuersteine betrifft, die ich beim Monte redondo gesammelt habe, so muss ich das Verhältnis, wie es Delgado gefunden hat, durch meine allerdings nur kurze Untersuchung vollständig bestätigen. Die wenigen Feuersteine, die ich aus einer härteren Schicht selbst entnommen habe, zeigten nicht die geringste Spur einer Bearbeitung, wenn sie nicht durch die Hacke der Arbeiter eine frische Läsion erlitten hatten. Sie waren ausnahmslos an den Kanten stumpf. An den Stellen, wo ich die feste Schicht selbst prüfen konnte, habe ich übrigens niemals die Feuersteine in grösserer Zahl gesehen. Allein das mag an verschiedenen Stellen verschieden sein. Dagegen habe ich an der Oberfläche des Bodens, wo das Wasser die Schicht freigelegt hatte, eine Anzahl von Feuersteinen gefunden mit dem losen Geröll vermischt, unter denen mehrere zweifellos bearbeitet sind (Fig. 18a, b). Diese letzteren gleichen völlig den im geologischen Museum befindlichen bearbeiteten Stücken Ribeiros. Sie zeigen die typischen Schlagerscheinungen, bisweilen mehrere Negative von Abschlägen, besitzen scharfe Kanten und machen zum Teil durchaus den Eindruck von paläolithischen Abschlägen.

Hiernach möchte ich das Ergebnis meiner Exkursion nach Ota und meiner Studien im geologischen Museum von Lissabon dahin zusammenfassen, dass über das Alter der Bearbeitungsspuren an den Feuersteinen von Ota etwas Sicheres nicht zu sagen ist. Höchst wahrscheinlich gehören sie der paläolithischen Periode an. Für ihr tertiäres Alter aber gibt es keinen einzigen festen Anhaltspunkt.

Les Eyzies.

Ich berichte erst hier über unseren Aufenthalt in Les Eyzies (Dép. Dordogne), obwohl er zeitlich zwischen unseren Besuch von Thenay und Aurillac fällt. Indessen fügt sich inhaltlich die Visite im Vézère-Tal hier zum Schluss am richtigsten an.

Schon im April hatte ich auf der Rückkehr von meiner ersten Ausgrabungsreise nach Aurillac in Les Eyzies Station gemacht und den Abris von Laugerie haute und Laugerie basse sowie den Höhlen von Font de Gaume und Combarelles mit dem Entdecker der Fresken in der Höhle von Font de Gaume Mr. Peyrony zusammen einen Besuch abgestattet. Leider war damals das Wetter während der ganzen Zeit meines Aufenthalts grässlich. Das war besonders empfindlich, da in dem kleinen paläolithischen „Hotel de la gare“ unter dem Felsen von Cro Magnon wenig Komfort zu finden war. Zudem fiel mein Aufenthalt damals gerade in die Fastenzeit und Madame Barthoumeyrou, die früher einmal eine hübsche Frau gewesen sein muss, legte ihr fein geschnittenes Gesicht in Falten, die mir keinen Zweifel liessen, dass sie es dem Heile meiner ketzerischen Seele für zuträglicher hielt, wenn ich ebenfalls „maigre“ lebte. Ich weigerte mich indessen im Hinblick auf den Korân, der die Armen und die Reisenden vom Fasten entbindet und erhielt am Gründonnerstag Fleisch, am Charfreitag eine gute Gänseleberpastete, aber nur mit Widerstreben. Ich sah es dem Gesicht der alten Dame an, dass sie zweifelte, ob mir die Sache

auch gut bekommen würde. Die drei Katzen des Hauses waren ganz anderer Ansicht. Sie hielten nicht viel vom Fasten und stellten sich regelmässig zu meiner Fleischmahlzeit ein. Sie betrachteten es auch nicht als Sünde, unversehens auf den Esstisch zu springen und meuchlings mit einem grossen Stück Fleisch zu verschwinden. Das war alles ganz idyllisch und das Heimchen, das am russigen Herde zirpte, hätte sogar in der niedrigen kleinen Stube ein gewisses Gefühl der Behaglichkeit verbreitet, wenn es nicht so entsetzlich kalt, nass und trübe gewesen wäre. Jetzt im September dagegen hatten wir den schönsten Sonnenschein und das freundliche Tal der Vézère mit seinen malerischen Bergabhängen und Abris entfaltete die ganze Fülle seiner anmutigen Reize. Gleich am Abend unserer Ankunft fügte es ferner ein glücklicher Zufall, dass wir in unserem kleinen Hotel, dass sich inzwischen etwas vergrössert hatte, die Bekanntschaft des Abbé Breuil machten, der hier seit einigen Wochen mit der Aufnahme der Höhlenbilder von Combarelles beschäftigt war.

Abbé Breuil ist wohl augenblicklich der genaueste Kenner der diluvialen Höhlenkunst und so lieferte uns der reiche Inhalt seiner Skizzenmappen, die er in Altamira, Marsoulas, Font de Gaume, Combarelles und anderen Höhlen unter grossen Mühen und körperlichen Anstrengungen angelegt hatte, eine Quelle unerschöpflicher Anregung, wenn wir des Abends nach dem Souper behaglich im kleinen, jetzt warmen und wohnlichen Zimmer bei einem Glase Wein um den runden Tisch der Madame Barthóumeyrou versammelt blieben.

Auch Mr. Peyrony, den Lehrer von Les Eyzies und eifrigen Mitarbeiter Capitans und Breuils bei ihren Höhlenstudien trafen wir wieder in Les Eyzies und, was mir ebenfalls sehr wichtig war, einen Mann aus Les Eyzies, namens Peyrille, der die Ausgrabungen an den klassischen Fundorten des Vézère- und Beune-Tales als Geschäft betreibt. Peyrille ist ein lustiger Geselle, immer guter Laune und stets mit einem bon mot bei der Hand. In seinem „Chateau tremblant“, wie er humorvoll sein wackeliges aus einigen klapprigen Brettern zusammengezimmertes Haus bezeichnet, wo seine „bonne femme“ entschieden die Herrschaft zu haben scheint, hat er seine ausgegrabenen Schätze aufgespeichert und wir fanden dort manches schöne und typische Stück von le Moustier, Laugerie haute, Laugerie basse und Les Eyzies. Vor kurzem hatte er vor dem Abri von le Moustier eine mächtige Felsplatte, die einst von der Decke herabgefallen war, mit vieler Mühe entfernen lassen, so dass nun die Schicht der Moustierkultur in grösserer Ausdehnung und in völlig unberührtem Zustande frei lag.

Wir liessen uns daher die günstige Gelegenheit, durch eine kleine Grabung einen Einblick in die alt diluviale Kultur der Moustierstufe zu gewinnen, nicht entgehen und machten einen ganz reizenden Ausflug nach dem altberühmten Fundort. Mit seinem kleinen Wagen fuhr uns Mr. Barthoumeyrou durch das Vézère- und Beune-Tal. Professor Baudouin aus Paris, der die Vorbereitungen für einen Besuch der französischen anthropologischen Gesellschaft in Le Moustier treffen wollte, schloss sich uns an und Peyrille folgte mit seinem kleinen Hündchen

vor sich im Rockbusen auf dem Zweirad. Der Weg ist herrlich. Nachdem man die Höhe überwunden hat und wieder in das Tal der Vézère eingebogen ist, steigen dicht zur Rechten die steilen Felsen der Talwand auf mit ihren Abris, in die noch heute die Bewohner des Vézère-Tales ihre Hütten hineingebaut haben wie einst die diluvialen Troglodyten. Zur Linken zieht sich in schönen Windungen der Fluss dahin mit seinen grünen Ufern. An der gegenüberliegenden Flusseite sieht man den bekannten Fundort von La Madeleine, welcher der gleichnamigen und in der Gegend weitverbreiteten Kulturstufe den Namen gegeben hat. Die altdiluviale Station von Le Moustier (Fig. 19) befindet sich unter und vor einem nicht weit über dem Fusse einer malerischen Bergterrasse gelegenen breiten,

Fig. 19.

Abri von Le Moustier. Der Pfeil bezeichnet den Abri, unter dem sich die Reste der Moustier-Kultur finden. Oben auf der Höhe der Felsterrasse findet sich eine Höhle.

flachen Abri. Hier stecken die geschlagenen Feuersteine in grossen Massen in dem gelbbraunen bis graubraunen Boden, der nur an einzelnen Stellen zu einer lockeren Breccie verkittet ist. Hier entrollte sich uns während unseres Grabens und Sammelns immer deutlicher das Bild der alten Moustierkultur.

Es war ein grosser Fehler, wenn man sich früher dachte, dass die Moustierkultur nur zwei oder drei Werkzeugformen, den Moustierschaber und die Moustierspitze resp. den „Coup de poing moustérien“ besass. Eine kurze Sammelarbeit überzeugte uns bereits von der grossen Mannigfaltigkeit der Werkzeugformen, die weit entfernt sind, einem so einfachen Schematismus zu unterliegen. Nur ein, wie es scheint ganz einheitlicher Zug zieht sich durch den ganzen Formenreichtum der Feuersteinwerkzeuge hindurch: die Werzeuge sind anscheinend ausnahmslos lamelligener Natur,

d. h. aus Abschlägen hergestellt. Nucleogene Werkzeugformen, d. h. solche, die aus Kernstücken hergestellt sind, habe ich nicht beobachtet. Wenn sie überhaupt vorkommen, dürften sie ausserordentlich selten sein, obwohl sich Nucleï selbst vereinzelt an Ort und Stelle finden. Vielfach hat man die Abschläge ganz unbearbeitet als Schaber benutzt, wie die charakteristischen feinen Gebrauchsspuren an einem oder mehreren Rändern der im übrigen haarscharfen Abschläge zeigen. Neben den typischen, durch Bearbeitung eines Randes hergestellten Moustierschabern und den an beiden Längsseiten bearbeiteten Moustierspitzen finden sich gelegentlich auch flache Coups de poing, teils auf beiden, teils auf einer Fläche allein muschelig behauen, während im letzteren Falle die andere Fläche die natürliche glatte Sprungfläche mit ihrem Bulbus bildet. Auch kleinere, auf beiden Flächen behauene „Discs" kommen vor. Was aber besonderes Interesse bietet, das sind die atypischen Formen, die bei weitem die grösste Masse aller Werkzeuge bilden. Diese atypischen Werkzeuge, die wegen ihrer weniger regelmässigen Form von den Sammlern bisher meistens übersehen oder verachtet worden sind, haben einen ganz rein archäolithischen Charakter. Unter ihnen finden sich genau dieselben Formen wie am Puy de Boudieu, unregelmässig gestaltete Abschläge, an denen ein oder mehrere Ränder grob behauen sind. Hier kann man Gradschaber, Rundschaber, Spitzenschaber, Hohlschaber sammeln (Fig. 20, 21, 22, 23, 24 u. 25), die, wenn nicht Material und Patina sie verrieten, ganz gut vom Puy de Boudieu stammen könnten. Die Übereinstimmung geht oft bis in die feinsten Einzelheiten hinein. An einem ganz unregelmässigen Abschlag oder einem Bruchstück eines solchen, ist eine spezielle für den Gebrauch bestimmte Partie behauen, an einem Krustenabschlag ist an einer Stelle die Rinde durch eine Anzahl Schläge entfernt usw. Man kann eigentlich sagen, dass der Gesamtcharakter der Moustierkultur noch archäolithisch ist, und dass die Kultur sich nur dadurch als paläolithisch erweist, dass bereits Werkzeuge von konventioneller Form erscheinen, ohne dass diese aber den Kulturcharakter beherrschten. In der Randbearbeitung ist ein kleiner Fortschritt zu bemerken gegenüber der archäolithischen Kultur, indem dieselbe im allgemeinen etwas feiner und gleichmässiger geworden ist, indessen finden sich einerseits auch am Puy de Boudieu einzelne Stücke mit gleich feiner Randbearbeitung und andererseits gibt es in Le Moustier genug Stücke, bei denen die Randbearbeitung noch ganz den etwas gröberen Charakter trägt wie bei der Mehrzahl der archäolithischen Schaber. Diese atypischen Werkzeuge von rein archäolithischem Charakter sind besonders deshalb von so grossem Interesse, weil hier in Le Moustier niemand einen Zweifel hegen kann an ihrer Manufaktnatur, denn ausnahmslos ist jeder Feuerstein, den man hier aufhebt, einst durch des Menschen Hand gegangen und im Boden konserviert ohne die geringste Veränderung durch Rollung oder Schichtenpressung erfahren zu haben.

Nach Abschluss unserer Grabung unter dem Abri von Le Moustier klommen wir unter Peyrilles Führung in schwierigem Aufstieg quer über die Felsterrassen aufwärts zu der Höhle von Le Moustier, die eine hohe kuppelförmige, von Farnkräutern überwucherte Grotte nahe dem

Fig. 20.

a Fig. 21. b

a Fig. 23. b

Fig. 22.

a Fig. 24. b

Fig. 25.

Fig. 20—25 Beispiele von Schabern archäolithischen Charakters aus dem Abri von Le Moustier. N. G.

Gipfel des Berges vorstellt und mit einem schmalen Gang eine kurze Strecke ins Innere des Felsens führt. Von hier aus ist ein ganz herrlicher Fernblick auf die Vézère und die umgebenden Höhen. Vom warmen Nachmittagssonnenschein übergossen lag ein idyllisches Bild des Friedens vor uns, das uns einen unvergesslichen Eindruck hinterlassen hat. Der Abstieg ins Dorf war leichter. Nach einem Trunk dunklen Weins in der schattigen Laube des kleinen Wirtshauses trug uns unser Gespann im Schein der Abendsonne zurück durch das liebliche Tal. Die Fahrt gehört zu den schönsten der ganzen Reise.

Ich möchte an dieser Stelle die Gelegenheit benutzen, um ein paar Worte anzufügen über die Kulturstellung eines Fundortes in Deutschland, der seit den siebziger Jahren viel besprochen worden ist, ich meine Taubach-Ehringsdorf bei Weimar. Über das geologische Alter der

a Fig. 26. b

a Fig. 27. b

Fig. 26 Moustierschaber aus Taubach bei Weimar (im Besitz des Verf.). N. G.
Fig. 27 Moustierspitze aus Ehringsdorf bei Weimar (im Besitz des Gymnasiasten Schott in Jena. N. G.

Fundschichten von Taubach-Ehringsdorf besteht wohl jetzt nirgends mehr Zweifel. Es entspricht einer wärmeren Interglazialzeit, deren Fauna durch Elephas antiquus, Rhinoceros Merckii, Pferd, Reh, Hirsch, Biber, Bär, Wildschwein, Höhlenlöwe, Höhlenhyäne genügend charakterisiert ist. Das Mammut und Rentier fehlt vollständig. Anders steht es mit der Beurteilung der Kulturstufe. Hier sind die verschiedensten Ansichten geäussert worden. Man hat sie gewöhnlich früher dem Chelléen Mortillets zugezählt. Neuerdings hat Rutot und Klaatsch sie für das Rutotsche Mesvinien resp. Mafflien erklärt, während Hoernes und Kramberger sie dem Moustérien resp. dem Hoernesschen Chelléo-Moustérien zurechnen. Ich selbst hatte auf Grund eines sehr ausgedehnten Materials von Feuersteinen ebenfalls den Eindruck gewonnen, das Taubach-Ehringsdorf der archäolithischen Kultur des untersten Diluviums, also etwa dem Mesvinien oder Mafflien Rutots angehört. In der Tat haben die bisher

bekannten Werkzeuge noch völlig archäolithischen Charakter. Eine bestimmte Formgebung war bisher nicht nachzuweisen. Allerdings zeigte ein Schaber von typischer Moustierform, den ich aus Taubach besitze, eine so sorgfältige Randbearbeitung, wie ich sie aus den archäolithischen Kulturen kaum kannte (Fig. 26 u. 27). Dieses von Kramberger bereits erwähnte Stück machte mich schon etwas zweifelhaft. Nun ist aber in letzter Zeit aus Ehringsdorf eine typische und fein bearbeitete Moustierspitze zum Vorschein gekommen[1]), die klar und deutlich zeigt, dass die Kulturstufe von Taubach-Ehringsdorf nicht mehr der archäolithischen, sondern der alt-paläolithischen Periode angehört. Die Form der Moustierspitze an sich würde für mich nicht massgebend sein für diese Zuteilung, aber diese Moustierspitze zeigt eine so feine Randbearbeitung an beiden Seiten und was die Hauptsache ist, bereits eine so geschickte Flächenbearbeitung des Spitzenteils, dass dadurch allein schon die Zuweisung zur archäolithischen Kulturstufe ausgeschlossen ist. Ich muss mich demnach der Ansicht von Hoernes und Kramberger anschliessen. Damit ändert sich einiges in unserem Bilde von dem Kulturzustande der späten archäolithischen Periode. Die ersten Funde von somatischen Menschenresten, die Kenntnis des Feuers, die Benutzung von Knochenwerkzeugen, wie sie für Taubach-Ehringsdorf gesichert sind, können demnach vorläufig noch nicht bis in die archäolithische Periode zurückdatiert werden. Sie sind durch Taubach-Ehringsdorf erst mit Sicherheit bezeugt für das alte Paläolithicum. Ob die von Mortillet aufgestellten Kulturstufen des Chelléen, Acheuléen und Moustérien zeitlich aufeinanderfolgende Entwicklungsstufen oder nur lokale, im wesentlichen gleichzeitige Kulturentwicklungen vorstellen, möchte ich hier nicht entscheiden. Jedenfalls scheint mir eine engere Zusammengehörigkeit dieser drei Kulturen zu einer einheitlichen Kulturperiode ausser Zweifel zu stehen. Das schliesst aber nicht aus, dass die Typen des Chelléen, Acheuléen und Moustérien auch eine zeitliche Entwicklung innerhalb dieser einheitlichen Kultur des alten Paläolithicums vorstellen. Schliesslich möchte ich noch erwähnen, dass ich für diese alte paläolithische Kulturstufe in Analogie zu Taubach-Ehringsdorf auch für Le Moustier die Kenntnis des Feuers an einigen gebrannten Feuersteinen und die Benutzung von Knochengeräten an einem zum Schaben oder Glätten geeigneten, länglichen Knochenwerkzeug habe nachweisen können.

Einen kurzen Besuch statteten wir ferner von Les Eyzies aus dem nahegelegenen Abri von Laugerie haute, wo die Solutréstufe des jüngeren Diluviums zuerst nachgewiesen wurde, und dem Abri von Laugerie basse ab, wo die Madeleinekultur entwickelt ist. An beiden Stationen stecken die geschlagenen Feuersteine in so enormen Mengen mit Knochenstücken vermengt in der die Abris ausfüllenden Breccie, dass man in einem Tage bequem eine Wagenladung davon sammeln könnte. Wir machen uns in Deutschland keinen Begriff von dem Reichtum dieser

1) Dieses Stück, das bei weitem das vollkommenste Manufakt ist, welches bisher in Ehringsdorf und Taubach gefunden wurde, befindet sich im Besitz des Gymnasiasten Rolf Schott in Jena.

französischen Fundorte, wo noch eine Fülle von Studienmaterial im Boden ruht. Es ist aber bedauerlich, dass die französische Regierung nichts tut, um das Graben und Sammeln an den klassischen Fundorten des Vézère-Tales, die heute von zahllosen unberufenen Händen planlos durchwühlt werden, zu Studienzwecken für Fachleute zu reservieren.

In Laugerie haute ist das Kulturbild bereits ein ganz anderes als in Le Moustier. Hier herrschen die Werkzeuge vor, die aus langen, graden, prismatischen Feuersteinspänen hergestellt sind, im Gegensatz zu den aus breiten, meist schrägen Abschlägen gemachten Werkzeugen von Le Moustier. Hier treten die Werkzeuge und Waffen von bestimmter konventioneller Formgebung bereits in den Vordergrund: Die Spanschaber, die Points à cran, die lorbeerblattförmigen Pfeil- und Lanzenspitzen, die zugespitzten Burins und zahlreiche Kombinationen von Werkzeugen. Es gibt hier noch eine Menge von weniger auffälligen und seltneren Werkzeugformen zu charakterisieren. Daneben fehlen die Werkzeuge von archäolithischem Typus noch immer nicht ganz. Man kann hier noch ebenso charakteristische Archäolithen sammeln wie in Le Moustier oder in Aurillac. Die Verwendung des Knochens zu Geräten, Werkzeugen, Waffen und Schmuckstücken dagegen ist hier bekanntlich bereits eine sehr ausgedehnte. Ich erwähne nur die schönen Knochenschnitzereien, die durch die Ausgrabungen Lartets und Christys bekannt geworden sind.

In Laugerie basse finden sich die im allgemeinen etwas dünneren und schmaleren Werkzeuge der Madeleinestufe, die aber ebenfalls aus langen prismatischen Spänen hergestellt sind. Die charakteristischen Typen der Solutréstufe sind allerdings zum Teil verschwunden oder spärlich geworden, doch konnte Prof. Kallius ein grosses Stück einer breiten Lorbeerblattklinge eigenhändig aus der Breccie herauslösen. Ich habe in Laugerie basse eine grössere Zahl von Behausteinen gesammelt, die an der einen Seite die natürliche runde Oberfläche des Knollens tragen, während die zum Schlagen benutzte Seite die charakteristische Zerarbeitung und Abspitterung zeigt. Ein eigentümliches kleines Werkzeug, das der Solutréstufe und der Madeleinestufe gemeinsam ist, bilden die kleinen, zierlichen oder auch gelegentlich grösseren Nucleï, die hufartig gestaltet, an die „Eselshufe“ Ägyptens erinnernd, als dicke Schaber oder Kratzer (Nucleus-grattoir) benutzt worden sind, wie die Gebrauchsspuren am Rande beweisen. Auch in Laugerie basse sind immer noch, wenn auch nur vereinzelte rohere und atypische Werkzeuge von archäolithischem Charakter zu finden. Ein selteneres Steingerät, das ich noch nachträglich von Laugerie basse erhielt, stellt ein schönes und recht charakteristisches Exemplar der sogenannten „Mortiers“ vor (Fig. 28a u. 28b), die durch flache Aushöhlung der einen Fläche eines rundlichen Bachgerölls aus Granit äusserst mühsam hergestellt sind und deren Gebrauch noch etwas zweifelhaft ist. Ihre Deutung als Paletten zum Farbenreiben dürfte wohl die meiste Wahrscheinlichkeit haben. Zum Reiben sind sie offenbar benutzt worden, wie die Beschaffenheit der Vertiefung zeigt. Für das Zerreiben grösserer Massen, wie es die Zubereitung von Körnern zu Mehl usw. voraussetzt, sind sie wegen des meist sehr kleinen Umfangs

der flachen Vertiefung ungeeignet. Dagegen würden sie als Paletten zum Verreiben von Eisen- und Manganoxyden, wie sie nachweislich zum Malen benutzt wurden, sehr wohl geeignet sein. Ich glaube auch an meinem Exemplar, das sich durch die besondere Grösse der Vertiefung auszeichnet,

Fig. 28a.

b.

Sogenannter „Mortier“ aus Laugerie basse. N. G.

noch eine leise Braunrotfärbung der Oberseite bemerken zu können. Übrigens machen Lartet und Christy[1]) von einem ihrer Exemplare eine gleiche Angabe. Jedenfalls sind mir aus den amerikanischen Museen von altindianischen Ansiedlungen ganz ähnliche Steine bekannt, die noch deutliche Farbspuren an der Oberfläche tragen.

1) Lartet and Christy: „Reliquiae Aquitanicae“ Description of the plates pag. 61. London 1875.

Einen besonderen Anziehungspunkt bildete für uns wegen ihrer reizenden Lage und ihres weiten Blickes über das Tal die hoch über der Talsohle gelegene kleine Höhle von Les Eyzies (Fig. 29). Die Höhle war in der Madeleinezeit besiedelt. Ihr Inhalt ist aber bereits vor langer Zeit zum grössten Teile herausgewühlt worden und bedeckt die vor der Höhle gelegenen Terrassenhänge. Die Reste des Inhalts sind dann von Lartet

Fig. 29.

Eingang der Höhle von Les Eyzies.

Fig. 30.

Knochengravierung aus der Grotte von Les Eyzies, gefunden von Hrn. Prof. Kallius. N. G.

und Christy ausgegraben worden. Man merkt, dass die ersten Durchwühler der Höhle sehr aus dem Vollen schöpften, denn die von ihnen herausgeworfenen Massen des Höhleninhalts bergen noch heute, wie wir fanden, recht interessante Schätze. Noch vor wenigen Jahren fand dort der Abbé Breuil eine kleine Knochengravierung[1]) und wir hatten das Glück, bei unserem zweimaligen Besuch deren zwei zu finden.

1) H. Breuil: „Un os gravé de la grotte des Eyzies“. In Revue de l'école d'Anthropol. de Paris 1901.

Die eine von Prof. Kallius gefundene Gravierung (Fig. 30) stellt klar und deutlich einen Vogel vor, der offenbar zur Gruppe der Passeriden oder Columbiden gehört. Er ist durchaus naturwahr gezeichnet. Man sieht, wie die einzelnen Linien des Umrisses aufgesetzt und bisweilen verbessert sind, so, wie man etwa eine Bleistiftskizze anfertigt. Die Darstellungen von Vögeln sind in der diluvialen Kunst ganz ausserordentlich selten und so bietet das Stück deshalb ein besonderes Interesse. Das zweite, von mir gefundene Stück (Fig. 31a u. b) zeigt en miniature zwei eigentümliche Wesen, die man zunächst schwer zu diagnostizieren vermag. Indessen, man orientiert sich einigermassen, sobald man bemerkt hat, dass das dicke Ende den Kopf, das schmalere das Hinterteil vorstellt. Es ist wohl kaum zweifelhaft, dass der Verfertiger der winzigen Gravierung zwei Bisons gemeint hat. Der Vergleich mit manchen Bisonbildern von den Höhlen-

Fig. 31a.

b.

Fig. 31a Knochenstück aus der Höhle von Les Eyzies mit einer Miniaturgravierung von zwei Bisons (nat. Gr.). Darüber zum Vergleich eine auf die gleiche Grösse verkleinerte Wandzeichnung eines Bisons aus der Höhle von Grèze (siehe Fig. 32).
Fig. 31b Die gravierten Figuren in doppelter Grösse.

wänden, vor allem mit den von Capitan, Breuil und Ampoulange[1]) publizierten Bisons aus der Höhle von Grèze (Fig. 32) lässt jeden Zweifel schwinden. Hier lässt die Naturwahrheit der Darstellung viel zu wünschen übrig. Das liegt vermutlich an den winzigen Dimensionen der Darstellung, denn das Stück stellt die kleinste Tierzeichnung vor, die mir aus diluvialer Zeit bekannt geworden ist. Die Linienführung, die sich zweimal in genau der gleichen Weise wiederholt, ist durchaus sicher und zielbewusst. In anderen Fällen freilich, wo die Knochenzeichnungen neben mangelnder Naturwahrheit auch weniger sicher in der Linienführung erscheinen, wird man wohl daran denken müssen, dass auch bei den diluvialen Leuten die Fähigkeit der Wiedergabe von Tiergestalten individuell sehr verschieden entwickelt war. Manches

1) Capitan, Breuil et Ampoulange: „Une Nouvelle Grotte préhistorique à parois gravées.“ In Revue de l'école d'Anthropol. de Paris 1904.

macht den Eindruck von Kinderarbeiten. Es finden sich nicht selten Knochenstückchen mit planlosen Kritzeleien (Fig. 33) und es ist ja, wenn man sich in die Situation hineinversetzt, sehr begreiflich, dass die Kinder, die dem Knochenschnitzen der Alten zusahen, spielend nach-

Fig. 32.

Wandzeichnung eines Bisons aus der Höhle von Grèze. Nach Breuil.

Fig. 33.

Bekritzeltes Knochenstück aus Laugerie basse. N. G.

Fig. 34. Fig. 35.

a b a b

Fig. 34 u. 35 Kleine einseitig bearbeitete Feuersteinspähne aus der Höhle von Les Eyzies. N. G.

zuahmen suchten, was sie so oft bei den Eltern beobachteten. Das Aufsuchen solcher Knochengravierungen vor der Höhle von Les Eyzies ist sehr mühsam und erfordert die grösste Aufmerksamkeit, da man sehr leicht diese feinen Einritzungen übersieht. Man muss geduldig jedes

Knochenstück reinigen, um sich zu überzeugen, ob nicht irgend etwas darauf eingeritzt ist. Neben zahllosen Spänen, Schabern, Bohrern, Griffeln, Nucleïs, Nucleus-Schabern usw. vom Magdalénientypus finden sich vor der Höhle von Les Eyzies als Spezialität in sehr grossen Mengen winzig kleine Feuersteinspäne von 1,5—2 oder 3 *cm* Länge und nur 2—3 *mm* Breite, die längs der einen Seite durch Randbearbeitung stumpf gemacht sind (Fig. 34a, b u. 35a, b). Ich habe neben zahllosen Bruchstücken auch einige vollkommen intakte Exemplare gefunden, darunter das kleinste prähistorische Werkzeug, das ich je gesehen habe (Fig. 34). Wozu diese feinen Instrumente dienten, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Vielleicht fanden sie bei der Knochenbearbeitung und Knochengravierung ihre Verwendung. Ferner erhielt ich vom Abbé Breuil und von Peyrille einige Stücke Roteisenstein, die zum Teil noch deutlich die Spuren des Abschabens mittels eines Feuersteinwerkzeuges erkennen lassen, wie ein Stück zugespitzter Kreide. Diese Farbe mag zum Teil zum Bemalen des Körpers oder der Kleidungs- und Schmuckstücke gedient haben, mit Sicherheit aber finden wir sie verwendet in reichem Masse für die Wandmalereien in der Höhle von Font de Gaume.

Den Höhepunkt des Interesses bei jedem Besuche im Vézère-Tal bildet schliesslich das Studium der diluvialen Wandmalereien und Zeichnungen in den Höhlen von Font de Gaume und Combarelles.

Wer zum ersten Male die Höhlen, die im übrigen mehr Gänge und Spalten als wirkliche Höhlen sind, ohne Führung besucht, wird nicht so leicht etwas von den Höhlenbildern bemerken, selbst wenn er vorher weiss, dass solche sich an den Wänden befinden. Das ist die Ursache, weshalb die Bilder in den seit alter Zeit bekannten Höhlen erst so spät entdeckt wurden. Aber auch wenn man die Bilder gefunden hat, ist es in vielen Fällen nicht möglich, das zusammenhängende Bild eines Tieres ganz zu übersehen. Man muss mit dem Licht, am besten durch Hinundherbewegen einer flackernden Kerze die Konturen des Bildes nach und nach ableuchten, um ein Gesamtbild zu erhalten. Es ist mir daher auffallend erschienen, mit welcher Naturtreue vielfach die Gesamtform des Tieres unter so ungünstigen Verhältnissen vom Künstler wiedergegeben worden ist und ich habe mir dies nur durch die Annahme erklären können, dass das Flackern eines Feuers in der völlig dunklen Höhle die Bedingungen für einen Überblick bei der Ausführung geliefert hat. Eine eingehende Schilderung der beiden Höhlen hat bereits Klaatsch[1]) an dieser Stelle gegeben und ich möchte hier nicht noch einmal darauf eingehen. Nur ein paar einzelne Punkte seien berührt.

Wer heute noch an dem diluvialen Alter der Höhlenbilder zweifeln sollte, der würde wohl seine Skepsis aufgeben, wenn er sähe, wie in der Höhle von Combarelles, wo der Boden durch eine dicke von Sintermassen verkittete Geröllschicht beträchtlich erhöht

---

1) H. Klaatsch: „Anthropologische und paläolithische Ergebnisse einer Studienreise durch Deutschland, Belgien und Frankreich". In dieser Zeitschrift, Bd. 35, 1903.

ist, die unteren Teile vieler Tierbilder erst nach Abräumung der Geröllschicht zum Vorschein kommen und gegenüber den über der Geröllschicht befindlichen und teilweise von Sinter überdeckten Teilen meistens viel schärfer und deutlicher erhalten sind. Es ist übrigens bemerkenswert, dass in dieser Geröllschicht keine Werkzeuge gefunden werden. Dagegen finden sich in der Bodenschicht, welche die etwas höher gelegene kleine Nebengrotte am Eingang der Höhle von Combarelles enthält, grosse Mengen von paläolithischen Feuerstein- und Knochenwerkzeugen, aber auch Spuren einer Keramik, die sicherlich nicht der paläolithischen, sondern einer viel späteren Periode angehört. Eine menschliche Patella, die ich in der Bodenschicht fand, dürfte ebenfalls aus dieser späteren Zeit stammen.

Was den Charakter der diluvialen Höhlenbilder betrifft, so ist ihr künstlerischer Wert wie bei den Knochenschnitzereien sehr verschieden. Es sind durchaus nicht *alle* Bilder, wie man vielfach nach den Beschreibungen glauben könnte, durch den Charakter grösster Naturwahrheit ausgezeichnet. Es gibt neben vielen künstlerischen, ja meisterhaften Darstellungen auch Bilder, die in den Formen und Proportionen durchaus unrichtig sind, es gibt einzelne direkt stümperhafte Bilder, wie z. B. die meisten der ziemlich seltenen Menschendarstellungen und es gibt viele völlig unverständliche Kritzeleien. Die Zeichnungen sind übrigens wie die Knochengravierungen nach Art einer Bleistift- oder Federskizze hingeworfen, nicht mit einer einzigen fortlaufenden Linienführung, sondern es ist Linie an Linie angefügt, durch neue aufgesetzte Linien korrigiert, bis die gewollte Form herauskam, die dann durch wiederholtes Kratzen vertieft wurde. Aber wie auch der Grad der Naturtreue des fertigen Bildes verschieden sein mag, *eine Tatsache ist höchst bemerkenswert: Es findet sich keine Andeutung einer konventionell stilisierenden Kunst unter den gesamten Tierbildern. Das ist ein fundamentaler Gegensatz gegenüber der prähistorischen Kunst aller folgenden Kulturstufen.*

Für den Kunstpsychologen erwächst damit die Aufgabe, die Momente zu ermitteln, welche diesen Gegensatz bedingen. Die Geschichte der primitiven Kunst gibt uns einen tiefen Einblick in die Anfänge des menschlichen Geisteslebens und ich muss gestehen, dass aus diesem Grunde die Beschäftigung mit den Problemen der primitiven Kunst immer einen ganz besonderen Reiz für mich gehabt hat. Wir lernen aus der Beschäftigung mit diesen Dingen eine Fülle von Erscheinungen verstehen, die der schulmässigen Kunstgeschichtsforschung immer fremd geblieben sind, weil diese ihre Ursprünge nicht kannte. In dem Gegensatz zwischen der naturalistischen Kunst der paläolithischen und der konventionell stilisierenden Kunst der späteren Kulturstufen liegt eine Erscheinung vom grössten psychologischen Interesse und von ganz allgemeiner Bedeutung.

Zunächst möchte ich einen mehr äusserlichen Punkt berühren. Wir sind immer im höchsten Grade erstaunt gewesen, dass der paläolithische Mensch bereits so vollendete und naturalistische Kunstwerke schaffen konnte, wie sie unter den Knochenschnitzereien und Wandmalereien

der Höhlenstationen in grosser Zahl gefunden werden. Der Grund für dieses Erstaunen und der Fehler, den wir machten, lag darin, dass wir uns die paläolithische Stufe als den Anfang aller menschlichen Kultur dachten. Wir haben bei uns in Deutschland die Kulturstufe des paläolithischen Menschen besonders auf Grund der spärlichen Reste, die wir von unserem Lande aus dieser Zeit kennen, gewöhnlich viel zu niedrig eingeschätzt. Man wird von diesem Vorurteil durch das Studium des Paläolithikums in Frankreich sehr bald befreit. Immer und immer wieder drängt sich einem hier die Tatsache auf, dass die paläolithische Kultur bereits eine hochentwickelte Stufe repräsentiert, vor allem in ihren letzten Abschnitten, dem Solutréen und dem Magdalénien. Aber auch die Kultur des älteren Paläolithikums (Chelléen, Acheuléen, Moustérien) ist bereits so differenziert, dass sie schon eine lange Entwicklung voraussetzt. In der Tat haben wir ja die Anfänge, die noch nicht einmal die ersten Anfänge bedeuten, bis ins Tertiär zurückverfolgen können. Unter diesen Umständen muss sich heute von selbst die Verwunderung verlieren, die wir über die Kunst des diluvialen Menschen empfanden. Es bleibt dann nur noch die auffallende Tatsache, dass die naturalistische Kunst des Paläolithikums mit dem Ausgang dieser Kulturstufe gänzlich verschwindet und mit der höheren Kulturentwicklung einer sehr rohen durch und durch stilisierenden und ornamentalen Kunst weicht, die zu den naturwidrigsten und bizarrsten Formen greift und durch alle prähistorischen Kulturen wie durch die Kulturen der meisten heute lebenden Naturvölker hindurch allein herrschend bleibt. Wie kommt diese seltsame Erscheinung zustande?

Zur Beantwortung dieser Frage dürfen wir nicht den individualistischen Weg der Kunstforschung einschlagen, den die Kunstgeschichtsforschung des Mittelalters und der Neuzeit mit Vorliebe gewandelt ist. Nicht die persönliche Leistung des einzelnen hervorragenden Künstlers kommt hier für uns in Betracht, sondern der Gesamtcharakter der Kunst eines Volkes oder einer Zeit, wie er in der Durchschnittskunst des täglichen Lebens seinen Ausdruck findet. Ein vergleichender Blick über diesen allgemeinen Kunstcharakter der heute lebenden Naturvölker liefert uns einen Fingerzeig in unserer Frage. Wir finden nämlich, dass die stilisierende Kunst, die zur konventionellen und ornamentalen Behandlung der Formen greift, in allerengstem Zusammenhang steht mit dem religiösen Leben eines Volkes.

Überall da, wo religiöse Vorstellungen, Kultformen, Zeremonien das tägliche Leben des Volkes beherrschen, sehen wir eine steife, stylisierende, ornamentale Kunst in ganz konventionellen Formen entwickelt. Die Negerstämme Westafrikas, die Indianer des Pueblogebietes und der Nordwestküste Amerikas, die Völker der Südsee, die alten Mexikaner, die Ägypter und nicht zuletzt auch die abendländischen Völker des Mittelalters liefern sehr charakteristische Beispiele dafür. Bei allen ist oder war das ganze Denken und Handeln zentriert um die religiösen Ideen, die alle Verhältnisse des Lebens beherrschen. Man wird sich allerdings das Abhängigkeitsverhältnis der Kunstübung vom religiösen Leben nicht immer

so zu denken haben, dass die Religion die Formgebung der künstlerischen Schöpfung direkt vorschreibt, obwohl dieser Fall sicherlich oft realisiert und für die mittelalterliche Kunst auch direkt verbürgt ist. Das Konzil von Nicaea 787 beschloss bekanntlich: „Non est imaginum structura pictorum inventio, sed ecclesiae catholicae probata legislatio et traditio." In sehr vielen anderen Fällen dagegen wird es sich vielmehr bei der Entwicklung einer konventionell stilisierenden Kunstübung um die unbeabsichtigte Wirkung handwerksmässiger und traditioneller Massenreproduktion der gleichen Idee handeln, die bei dem konservativen Zug, der alles religiöse Leben durchdringt, immer zur Herausbildung und treuen Erhaltung konventioneller Schemata führen muss.

Demgegenüber finden wir überall da, wo die religiösen Vorstellungen wenig entwickelt sind, wo sie auf das tägliche Leben nur geringen oder keinen Einfluss üben, oder wo sich die hochdifferenzierten und mannigfaltigen Interessen und Ziele des Lebens wie bei den Kulturvölkern mehr und mehr vom Einfluss religiöser Ideen emanzipiert haben, eine mehr oder weniger naturalistische Kunstübung vor. Die Buschleute Südafrikas, die Eskimos, die Griechen und Römer, die heutigen Kulturnationen liefern schlagende Beispiele dafür. Bei den alten und neuen Kulturvölkern sind zwar religiöse Vorstellungen auch vorhanden, und bei den Buschmännern und Eskimos fehlen sie auch nicht ganz. Ein Volk, das gar keine Spur von religiösen Vorstellungen besässe, dürfte heute kaum noch zu finden sein. Aber in allen diesen Fällen spielen die religiösen Ideen keine besondere Rolle und sind weit entfernt, dem Kulturleben ihren Stempel aufzudrücken.

Ich möchte demnach den allgemeinen Satz aufstellen: je mehr bei einem Volke die religiösen Ideen das gesamte Kulturleben durchdringen und beherrschen, um so mehr hat seine Kunst einen konventionell stilisierenden Charakter, je weniger das der Fall ist, um so mehr erscheint die Kunst naturalistisch. Ich möchte das als das Grundgesetz der Kunstentwicklung bezeichnen und dementsprechend zwei extreme Kunsttypen unterscheiden, die physioplastische Kunst, welche die Dinge bildet, wie die Natur sie dem Auge zeigt, und die ideoplastische, die nicht die natürlichen Dinge, sondern selbstgebildete Vorstellungen, Ideen von denselben darstellt.

Unter diesem Gesichtspunkt ist die prähistorische Kunst zu beurteilen. Und in der Tat stehen alle Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in voller Harmonie damit. Die religiösen Ideen sind immer diejenigen, die bei Naturvölkern in erster Linie als massgebendes Moment für die Entwicklung des ideoplastischen Kunsttypus in Betracht kommen.

Die ganze Kultur der paläolithischen Periode zeigt uns, dass religiöse Ideen noch gar keinen merklichen Einfluss auf das Kulturleben äussern. Wir haben guten Grund anzunehmen, dass erst gegen das Ende der paläolithischen Periode die ersten Andeutungen religiöser Vorstellungen auftreten. Die Sitte der Leichenbestattung, die vielleicht die Konzeption der Seelenidee andeutet, beginnt möglicherweise, wie es nach den Funden in den Grotten von Mentone der Fall zu sein scheint, noch im Ausgang

der paläolithischen Kulturperiode. In Altamira und einigen Höhlen Frankreichs haben sich an den Wänden schwer zu deutende geometrische Bilder gefunden, die möglicherweise als symbolische Zeichen zu deuten sind und vielleicht noch der paläolithischen Periode angehören. Ob die durchbohrten Zähne des späten Paläolithikums als Amulette aufzufassen sind, ist höchst zweifelhaft. Diese spärlichen und sehr unsicheren Erscheinungen aus dem Ausgang der paläolithischen Zeit könnten vielleicht, aber auch nur vielleicht, als die ersten Andeutungen vom Auftreten religiöser Ideen aufgefasst werden. Jedenfalls erscheint soviel als sicher, dass, wenn bereits religiöse Ideen vorhanden waren, diese keinen bemerkenswerten Einfluss auf das Kulturleben geäussert haben können. Dem entspricht der rein physioplastische Charakter der paläolithischen Kunst, der z. B. sein volles Analogon findet in der Kunst der heutigen Buschleute.

Ein ganz anderes Bild zeigt uns demgegenüber die neolithische Kultur. Hier finden wir allgemein verbreitet die Sitte der Leichenbeisetzung mit allen den Kultformen, die uns noch heute von den Natur- und Kulturvölkern so vertraut sind, wie Beigaben von Geräten, Waffen, Speise und Trank usw. für das Leben der Seele nach dem Tode. Hier finden wir massenhaft Ahnen- und Götterbilder aus Ton und Stein, die uns ein deutlicher Ausdruck des vollentwickelten und bereits weit differenzierten Seelenglaubens sind. Hier finden wir apotropäische Amulette in der Gestalt von Zähnen, Knochenstücken, Steinen, Figuren. Hier finden wir die Sitte der Trepanation und der Verwendung des ausgebohrten Knochenstückes als Amulett, hier finden wir Opferstätten, Heiligtümer und manches andere, das uns zeigt, wie tief bereits die religiösen Vorstellungen des Seelenglaubens und des Götterkults das ganze Kulturleben durchdrungen haben. Die neolithischen Kulturvölker, die heute noch in der Südsee leben, liefern einen klaren Beleg für dieses Verhältnis. Wie bei den alten Ägyptern und wie bei den westafrikanischen Negerstämmen ist hier alles Denken und Handeln durchsetzt von den religiösen Vorstellungen. So haben wir denn auch in der neolithischen Kultur überall eine durchaus und rein ideoplastische Kunst.

Zum Schluss möchte ich noch einen anderen Punkt berühren. Man hat in neuester Zeit der Kinderkunst besondere Aufmerksamkeit geschenkt. In der Tat liefert die Kinderkunst wie die primitive Kunst der prähistorischen und der heutigen Naturvölker ein Material, das vom grössten psychologischen Interesse ist. Aber ich möchte davor warnen, die Kinderkunst speziell mit der paläolithischen Kunst ohne weiteres zu identifizieren, wozu man bereits gelegentlich Neigung verspürt hat. Es liegt ja für den Laien der Gedanke sehr nahe, dass die ersten Kunstäusserungen des Kindes zu der Kunst der älteren Kulturstufen der Menschheit oder zur paläolithischen Kunst in demselben Verhältnis stehen, wie die Ontogenese eines Organismus zu seiner Phylogenese! Das ist aber durchaus falsch. Die psychologische Analyse zeigt uns in beiden Fällen sehr wesentlich verschiedene Bedingungen für die Kunstübung.

Ein Vergleich der Kunstäusserungen des Kindes aus den ersten Lebensjahren mit den Erzeugnissen der paläolithischen Kunst lehrt das auf den ersten Blick.

Bei den frühesten Kinderbildern fehlt völlig der Naturalismus der Zeichnung. Die Proportionen sind gänzlich verfehlt, die anatomischen Formen falsch, die Linienführungen unsicher und unbeholfen. Das liegt daran, dass der sensorischen, vor allem aber auch der motorischen Innervation beim Kinde in den ersten Lebensjahren noch gänzlich die Sicherheit fehlt, die erst durch Ausschleifung der Bahnen des Zentralnervensystems im Laufe längerer Übung erreicht wird. Die paläolithischen Zeichnungen und Gravierungen dagegen sind ganz zweifellos im weit überwiegenden Teil Leistungen von erwachsenen Menschen mit höchst geschickter und sicherer Innervation und Handführung.

Man könnte daher vielleicht daran denken, die Kunst des Kindes in einem etwas höheren Lebensalter, wo die Innervation durch Übung bereits sicherer geworden ist, mit der paläolithischen Kunst zu analogisieren. Allein hier kommt ein anderes Moment hinzu, das in der Regel den Vergleich wieder trübt. Mit zunehmendem Alter wird das Kind durch seine Erziehung immer mehr mit allerlei Ideen von den Dingen erfüllt, die es sieht, und es gewöhnt sich immer mehr, nicht die Empfindungsbilder zu zeichnen, die das peripherische Sinnesorgan produziert, sondern die Vorstellungen, die man ihm davon beigebracht hat. Das kann natürlich bei einem Kinde mehr, beim andern weniger, gelegentlich wohl auch in sehr geringem Grade der Fall sein, aber es ist jedenfalls ein Moment, das die Analogie mit der paläolithischen Kunst sehr empfindlich stören kann. Wenn ein Kind auf dieser Stufe die Sonne zeichnen soll, so zeichnet es meist einen Kreis mit Strahlen in einer Weise, wie man niemals die Sonne sieht, oder es zeichnet gar den Mond mit einem Gesicht. So hat es das Kind in einem Bilderbuche gesehen, und die Vorstellung davon ist es, die es zeichnet. Ein japanisches Kind dagegen kommt nie auf die Idee, ein Gesicht in den Mond zu zeichnen, weil es davon nie etwas gehört oder gesehen hat. Diese Stufe entspricht also auch nicht der naturalistischen oder physioplastischen Kunst der paläolithischen Periode, sondern viel eher der konventionellen ideoplastischen Kunst der neolithischen und späterer Kulturstufen. Hier ist in der Tat eine gewisse Analogie vorhanden, denn auch der Mensch auf der neolithischen Kulturstufe oder der Neger und Indianer usw. zeichnet nicht wie der paläolithische Mensch das Tier wie es ihm das Auge zeigt, sondern die traditionelle Vorstellung von dem Tier, die seiner religiösen Bedeutung entspricht, mit andern Worten sein Symbol.

So regt die Höhlenkunst der diluvialen Bewohner des Vézère-Tales zu Studien an, denen sich kein Kunstgeschichtsforscher und Psychologe verschliessen sollte. Ich muss mich indessen auf diese kurzen Andeutungen beschränken und behalte mir vor, bei einer anderen Gelegenheit eingehender auf die hier berührten Fragen zurückzukommen.

Nur ungern sagten wir dem reizvollen Tal der Vézère Lebewohl und schieden von dieser unvergleichlichen Stelle der Erde in der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen.

---

7. Zur Morphologie der Palma und Planta der Vorderinder und Ceyloner.[1])

Von

Otto Schlaginhaufen.

Gerade gegenwärtig hört man des öfteren darauf hinweisen, dass die anthropologische Untersuchung sich zu sehr auf den menschlichen Schädel konzentriere und die Forderung stellen, dass nicht nur das übrige Skelett, sondern auch die Weichteile mit in ihren Kreis gezogen werden sollen. Wenn nun auch dieses Prädominieren der Kraniologie aus wissenschaftlichen und namentlich auch aus Gründen, die in äusseren Umständen liegen, bis zu einem gewissen Grad berechtigt ist, so muss doch zugegeben werden, dass die Bearbeitung anderer Untersuchungsgebiete in keinem Verhältnis zu der leichten Zugänglichkeit derselben steht. Das betrifft vor allem das Studium der Körperoberfläche, zu dem die folgenden Seiten einen bescheidenen Beitrag bilden mögen. Das engbegrenzte Gebiet der palmaren und plantaren Hautflächen hat erst in allerjüngster Zeit das Interesse der Forscher erweckt. Bis vor kurzem standen Autoren wie Hagen und Fülleborn, die sich die Mühe nahmen, Hand- und Fussabdrücke aufzunehmen und der Spezialforschung zugänglich zu machen, vereinzelt da, und noch seltener sind diejenigen, welche das feinere Relief von Palma und Planta rassenanthropologisch bearbeiten. Ich habe der Geschichte der Hautleistenforschung an anderer Stelle ['05a, 580 bis 608] eine ausführliche Darstellung gewidmet. Hier beschränke ich mich darauf, zu erwähnen, dass Wilder ['04a] als erster das Hautleistensystem ganzer Palmae und Plantae von fremden Menschenrassen systematisch untersuchte. Er dehnte seine an Anglo-Amerikanern begonnenen Beobachtungen auf Neger der Vereinigten Staaten, Maya von Yukatan und einige Individuen aus China aus, und ich selbst hatte Gelegenheit, die Fussabdrücke von westafrikanischen Negern, Leuten aus Holländisch-Nord-Neu-Guinea und vereinzelten Vertretern anderer Menschenrassen zu studieren ['05a, 89 bis 114].

Wenn ich von vier Plantae absehe, die ich selbst früher auf bestimmte Verhältnisse hin untersuchte, so findet in der vorliegenden Publikation das Hautleistensystem von Leuten aus Vorderindien und Ceylon zum erstenmal eingehende Behandlung.

---

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 28. April 1906.

Das Material lieferte mir eine Truppe der Firma Hagenbeck in Hamburg, die im Sommer 1905 in Zürich weilte und von der ich vergangenen Winter in Berlin einige Individuen einer Nachprüfung unterziehen konnte. Der Firma Hagenbeck, die meine Untersuchungen bereitwilligst gestattete und unterstützte, sage ich meinen verbindlichsten Dank. Für gütige Vermittlungen bin ich den Herren Prof. Dr. Rudolf Martin und Dr. Hans J. Wehrli in Zürich sowie Hrn. Direktor Prof. Dr. v. Luschan und der Direktion des Circus Busch in Berlin sehr zu Dank verpflichtet. Besonders freut es mich, Hrn. Dr. Hans J. Wehrli in Zürich meinen Dank aussprechen zu können, der bei der Aufnahme der Abdrücke in zuvorkommendster Weise assistierte.

Den folgenden Untersuchungen liegen die Hand-, Finger- und Fussabdrücke von 27 Individuen zu Grunde, welche in untenstehender Liste aufgeführt sind.

Tabelle I.

Verzeichnis der 27 untersuchten Vorderinder und Ceyloner.

Kat.-Nr.	Herkunftsbezeichnung	Kat.-Nr.	Herkunftsbezeichnung
341	Ceyloner, Colombo	355	Tamiḷ-Frau
342	Tamiḷ-Mann, Madras	356	Tamiḷ-Frau
343	Mann aus Gudscharât	357	Tamiḷ-Frau
344	Tamiḷ-Mann	358	Mohamedaner, Madras
345	Ceyloner, Kandy	359	Tamiḷ-Mann
346	Tamiḷ-Mann	360	Telugu, Madras
347	Telugu	361	Tamiḷ-Mann
348	Mann aus Gudscharât	362	Mohamedaner, Madras
349	Mann aus Gudscharât	363	Mohamedaner, Madras
350	Ceyloner	364	Mann aus Gudscharât
351	Tamiḷ-Mann	365	Paṇdschâb, Lâhôr
352	Pandschâb, Dillî	366	Tamiḷ-Mädchen
353	Mann aus Gudscharât	367	Mann aus Gudscharât
354	Mohamedaner, Madras		

Obige Liste basiert auf den Aussagen der Individuen selbst. Die Bezeichnungen und ihre Schreibweise mache ich nach den mir gütigst von Hrn. Dr. O. Richter am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin gegebenen Angaben. An dieser Stelle erwähne ich auch, dass ich der Kürze halber durch die ganze Arbeit hindurch die Gesamtheit der aufgeführten Individuen mit dem Namen „Vorderinder“ oder kurzweg „Inder“ bezeichne, dabei aber stets die heterogene Zusammensetzung der Gruppe im Auge behalten wissen möchte.

Die Individuenzahl der vorliegenden Serie ist, absolut genommen, klein; sie ist aber gross genug um den bisher von Wilder und von mir bearbeiteten Serien fremder Menschenrassen vergleichend gegenübergestellt zu werden; ja sie übersteigt diese noch um mehrere Individuen. Zu klein

wäre die Serie jedoch, um sie noch in kleinere Untergruppen, z. B. Tamil-Leute, Ceyloner usw. zu trennen und diese letzteren getrennt zu bearbeiten. Ich habe deshalb den ganzen Satz von Individuen stets als Ganzes behandelt und die Spezialisierung einer künftigen Arbeit überlassen, der eine grösse Individuenzahl zu Grunde gelegt werden kann. Das reine Tatsachenmaterial ist in einer Form publiziert, die jedem Untersucher gestattet, dasselbe auch nach andern Gesichtspunkten zu gruppieren.

Die Arbeit zerfällt in drei Abschnitte, wovon der erste die Hand- und Finger-, der zweite die Fuss- und Zehenabdrücke behandelt, während im dritten die Resultate eine kurze zusammenfassende Darstellung erfahren.

I. Die Palma.

Für die Untersuchung der Zustände auf der Palma kommen beide Hände von 26 Individuen, also 52 Palmarabdrücke in Betracht. Es handelt sich um die Katalognummern 341—344, 346—367.

Nach der Methode von Wilder ['03; '04a] stellte ich zunächst das Verhalten der proximalen Radien der vier metacarpophalangealen Triradien fest. Da Wilder ['02b, 49—50; '03, 397—406; '04a, 245 bis 247] seine Methode mehrmals selbst ausführlich beschrieben hat, glaube ich auf seine Arbeiten verweisen und in medias res gehen zu dürfen. Ich gebe die Formeln der vier Radien in der Ordnung, dass die Liste mit den kleinsten Zahlen beginnt und allmählich bis zu den grössten aufsteigt.

Tabelle II.

Nr.	Formula	Nr.	Formula	Nr.	Formula	Nr.	Formula
364 L.	7. 5. 5. 1[3]	355 R.	9. 7. 5. 4	350 R.	11. 7. 7. 5	356 R.	11. 9. 7. 5
358 L.	7. 5. 5. 3	342 L.	9. 7. 5. 5	363 L.	11. 7. 7. 5	356 L.	11. 9. 7. 5
355 L.	7. 5. 5. 3	348 L.	9. 7. 5. 5	362 L.	11. 9. 7. 3	357 R.	11. 9. 7. 5
346 L.	7. 5. 5. 3	362 R.	9. 7. 5. 5	347 L.	11. 9. 7. 4	357 L.	11. 9. 7. 5
343 L.	7. 5. 5. 3	364 R.	9. 7. 5. 5	360 R.	11. 9. 7. 4	358 R.	11. 9. 7. 5
346 R.	7. 5. 5. 5	367 L.	9. 9. 5. 1[3]	342 R.	11. 9. 7. 5	359 R.	11. 9. 7. 5
349 R.	7. 5. 5. 5	360 L.	9. 9. 5. 3	343 R.	11. 9. 7. 5	359 L.	11. 9. 7. 5
349 L.	7. 5. 5. 5	367 R.	9. 9. 5. 3	344 R.	11. 9. 7. 5	361 R.	11. 9. 7. 5
354 L.	7. 7. 5. 5	352 R.	9. 9. 5. 4	344 L.	11. 9. 7. 5	363 R.	11. 9. 7. 5
353 L.	7. 9. 5. 5	348 R.	9. 9. 5. 5	347 R.	11. 9. 7. 5	365 L.	11. 9. 7. 5
354 R.	7. 9. 5. 5	361 L.	9. 9. 5. 5	350 L.	11. 9. 7. 5	366 R.	11. 9. 7. 5
353 R.	7. 9. 7. 5	341 R.	11. 7. 7. 5	351 R.	11. 9. 7. 5	366 L.	11. 9. 7. 5
352 L.	9. 7. 5. 4	341 L.	11. 7. 7. 5	351 L.	11. 9. 7. 5	365 R.	13. 9. 7. 7

Die Serie weist somit 17 Arten von Formeln auf, d. h. 32,6 pCt. der 52 Formeln sind Formeln verschiedener Art. Von diesen 17 kommen 5 Arten oder 29,4 pCt. nur links, 3 Arten oder 17,6 pCt. nur rechts, 9 Arten oder 53,0 pCt. sowohl rechts als links vor. Drücken wir die

Zahlen, die Wilder an Weissen, Negern der U. S. A. und Maya gewann, auch prozentualisch aus, so gelangen wir zu folgender Tabelle:

Tabelle III.

Verhältnis der vorkommenden Formelarten zur Anzahl der Abdrücke.

Maya	Neger, U. S. A.	Weisse	Inder
20 Formelarten auf 42 Palmae = 47,6 pCt.	24 Formelarten auf 48 Palmae = 50 pCt.	62 Formelarten auf 200 Palmae = 31 pCt.	17 Formelarten auf 52 Palmae = 32,6 pCt.

Verhältnis der links, rechts und beiderseits vorkommenden Formelarten zur Anzahl aller vorkommenden Formelarten.

	Maya	Neger, U. S. A.	Weisse	Inder
Nur links	10 = 50 pCt.	13 = 54,1 pCt.	23 = 37,1 pCt.	5 = 29,4 pCt.
„ rechts . . .	6 = 30 „	6 = 25,0 „	14 = 22,5 „	3 = 17,6 „
Beiderseits. . . .	4 = 20 „	5 = 20,8 „	25 = 40,3 „	9 = 53,0 „

Aus dem ersten Teil der Tabelle folgt, dass den Indiern eine relativ geringe Zahl von Formelarten zukommt, und dass sie in dieser Hinsicht in die Nähe der Weissen zu stellen sind und sich von den Maya und den Negern der U. S. A. wesentlich unterscheiden. Dem zweiten Teil der Tabelle entnehmen wir, dass bei allen vier Gruppen die nur links vorkommenden Formelarten die nur rechts vorkommenden überwiegen. Hand in Hand damit gehen die Zahlen der beiderseits vorkommenden Formelarten. Da, wo die linksseitigen Fälle die rechtsseitigen um vieles übertreffen (Maya 20 pCt. Differenz), bleibt die Anzahl der Fälle beiderseits vorkommender Formelarten sogar unter derjenigen der linksseitigen Fälle; da aber, wo die obengenannte Differenz kleiner ist (Inder 11,8 pCt.) übersteigt sie die Summe der rechtsseitigen und linksseitigen.

Für die Inder ist somit zu konstatieren, dass das Überwiegen der Anzahl verschiedenartiger Zustände links gegenüber rechts im Vergleich zu andern untersuchten Rassen nicht bedeutend ist und dass ferner die Anzahl der ausschliesslich einseitig vorkommenden Formelarten im Vergleich zu andern Rassen ebenfalls klein ist.

Tabelle IV.

	R.	L.	B.		R.	L.	B.		R.	L.	B.
7.5.5.1[3]	—	1	1	9.7.5.5	2	2	4	11.9.7.4	1	1	2
7.5.5.3	—	4	4	9.9.5.1[3]	—	1	1	11.9.7.5	12	8	20
7.5.5.5	2	1	3	9.9.5.3	1	1	2	13.9.7.7	1	—	1
7.7.5.5	—	1	1	9.9.5.4	1	—	1				
7.9.5.5	1	1	2	9.9.5.5	1	1	2				
7.9.7.5	1	—	1	11.7.7.5	2	2	4				
9.7.5.4	1	1	2	11.9.7.3	—	1	1				

Aus obiger Tabelle ist zu ersehen, wie sich die einzelnen Formelarten zahlenmässig verteilen. Betrachten wir die Kolumne, in der die Summe beider Seiten verzeichnet ist, so finden wir weitaus die grösste Zahl der Fälle auf 11. 9. 7. 5 fallen, nämlich 20. Den Untersuchungen Wilders zufolge ist auch bei Maya, Negern (U. S. A.) und Weissen die genannte Formel durch die relativ grösste Zahl der Fälle vertreten; dass die Inder diese Eigenschaft noch weit schärfer ausgeprägt aufweisen, möge folgende Zusammenstellung zeigen:

Tabelle V.

Vertretung des Typus 11. 9. 7. 5 bei verschiedenen Rassen.

Rasse	Rechts	Links	Beiderseits	Beiderseits pCt.
42 Maya	5	0	5	11,9
200 Weisse	22	4	26	13,0
48 Neger	6	1	7	14,5
52 Inder	12	8	20	38,4

Fig. 1a.

Fig. 1b.

Fig. 1a. Abdruck der rechten Palma eines Tamil-Mädchens (Nr. 366) mit der Formel 11. 9. 7. 5. ²/₃ nat. Gr.

Fig. 1b. Diagramm zu Fig. 1a mit der Bezeichnung der Linien und Felder der Metacarpophalangealgend.

Was die Verteilung auf die beiden Seiten betrifft, so ist auf den ersten Blick zu erkennen, dass die Formeln der ersten Hälfte von Tabelle IV, d. h. diejenigen, die mit kleinen Zahlen beginnen, sich zum

grössern Teil auf der linken, diejenigen, die mit grossen Zahlen beginnen, zum grössern Teil auf der rechten Seite vorfinden. So ist auch die Formel 11. 9. 7. 5 durch mehr rechte als linke Palmae vertreten. Indessen ist aus folgender Liste zu ersehen, dass der Gegensatz beider Seiten bei den Indiern relativ kleiner ist als bei den übrigen daraufhin untersuchten Rassen. Die Zahlen geben in Prozentform an, welchen Anteil jede Seite in bezug auf das Vorkommen der Formel 11. 9. 7. 5 hat.

Rasse	Rechts	Links
Maya . . .	100 pCt.	0 pCt.
Neger . . .	85,7 „	14,3 „
Weisse . . .	84,6 „	15,4 „
Inder . . .	60,0 „	40,0 „

Da nach den Untersuchungen von Whipple ['04, 336—337] sich in der Entwicklung des Hautleistensystems der Hand die Tendenz zu einer Transversalstellung der Cristae cutaneae zeigt, d. h. derjenigen Richtung, die für die Funktion der Hautleisten am günstigsten ist — wobei es sich gleich bleibt, ob diesen Gebilden die physiologische Aufgabe zufällt, die ihnen Whipple ['04, 321—329] zuschreibt, oder diejenige, die ich auf Grund meiner Versuche ['05, 669—671] annehmen möchte —, so bringt Wilder ['04a, 257 und 279] die Erscheinung des Vorwiegens der Formeln mit hohen Zahlen auf der rechten Seite mit der Rechtshändigkeit in Zusammenhang. Meine Inder nehmen folgende Stellung ein: Unter den untersuchten Rassen weisen sie am meisten Fälle auf, in denen die Transversalstellung vorkommt; die Verteilung dieser Fälle auf beide Seiten ist jedoch einer gleichmässigen Verteilung näher als bei jeder der andern Gruppen. Auf diese Kombination zahlreicher Fälle von Transversalstellung mit relativ gleichmässiger Verteilung derselben auf beide Seiten, wie sie die Indier zeigen, sowie diejenige spärlicher Fälle von Transversalstellung mit sehr ungleichmässiger Verteilung derselben auf beide Seiten, wie sie die Maya zeigen, möchte ich besonders aufmerksam machen, da diese Tatsache vielleicht für die allgemeine Beurteilung des Problems der Rechtshändigkeit von Bedeutung sein kann. Bevor ich indessen weitere Untersuchungen angestellt habe, enthalte ich mich weiter gehender Schlüsse.

Um noch mit einigen Worten auf die einzelnen Formelarten einzugehen, sei hier erwähnt, dass von den 17 verschiedenen Formelarten meiner Inderserie allen vier Gruppen, d. h. Maya, Negern, Weissen und Indern fünf Arten gemeinsam sind, während drei Arten nur den Indiern allein zukommen. Mit den Weissen allein haben die Inder drei, mit den Negern allein drei, mit den Maya allein keine Formelarten gemein. Ferner weisen je eine gemeinsame Formel auf 1. Inder, Maya und Neger, 2. Inder, Maya und Weisse, 3. Inder, Neger und Weisse. Diese Angaben gewinnen an Interesse, wenn wir nachsehen, welche Formelarten hier in den einzelnen Punkten in Betracht kommen.

Tabelle VI.

I+M+N+W[1])	I + N	I + W	I + M + N	I + M + W	I + N + W	I allein
7.5.5.3	7.7.3.5	11.7.7.5	7.5.5.1	9.9.5.3	7.9.5.5	9.9.5.1^3
7.5.5.5	7.9.7.5	11.9.7.3				9.9.5.4
9.7.5.5	9.9.5.4	11.9.7.4				13.9.7.7
9.9.5.5						
11.9.7.5						

Allen vier Gruppen sind sowohl aus dem Anfangs-, als aus dem Mittel- und dem Endabschnitt der Formelliste (Tabelle II, S. 658) Formeln gemeinsam. Während aus den beiden ersten Abschnitten je zwei Formeln gemeinsam sind, ist es aus dem letzten nur eine einzige. Dieses Resultat war zu erwarten, denn da die Maya und Neger die Tendenz zu einer Hautleistenstellung, wie sie durch die Formeln mit hohen Anfangszahlen dargestellt ist, in geringerem Grade besitzen als die Weissen, so müssen unter den Formelarten, welche allen vier Gruppen gemeinsam sind, diejenigen mit hoher Anfangszahl zurücktreten. Natürlich ist es infolgedessen, dass Inder und Neger Formeln mit niedriger Anfangszahl, Inder und Weisse solche mit hoher Anfangszahl gemeinsam haben. Die Maya stehen mit Rücksicht auf diese Zusammenstellung den Indern am fernsten, da diese beiden Gruppen keine nur ihnen zukommende Formeln aufweisen. Die drei Formeln, die an den Indern allein zur Beobachtung kamen, sind zugleich drei bisher noch nicht publizierte Formeln. 9. 9. 5. 4. stellt eine Zwischenstufe zwischen schon bekannten Formeln dar. Natürlicherweise sind Formeln mit geraden Zahlen stets seltener als solche mit ungeraden, da die Wahrscheinlichkeit, dass ein Radius sich direkt in den eines andern Triradius fortsetzt, weit geringer ist als diejenige, dass er intertriradial verläuft. Deshalb ist es erklärlich, dass diese Formel, die zu der ohnehin durch wenige Fälle vertretenen Gruppe 9. 9. 5. × gehört, selten registriert wird. 9. 9. 5. 1^3 weicht nur wenig von seinen schon von Wilder ['04a] beobachteten Nachbarformeln ab. Mehr als diese beiden Formeln interessiert die dritte, 13. 9. 7. 7, indem sie den einzigen

Fig. 2.

Abdruck der rechten Palma eines Mannes von Lâhôr (Nr. 365) mit der Formel 13. 9. 7. 7. $^2/_3$ nat. Gr.

1) I = Inder. M = Maya. N = Neger. W = Weisse.

Fall darstellt, wo der vom Metacarpophalangeal-Triradius des kleinen Fingers ausgehende Radius proximal von der entsprechenden Linie verläuft. Damit ist nun auch der Linie A der Weg nach dem Felde 5 versperrt und keine der vier Stellen dieser Formel kann mit einer niedrigeren Ziffer als 7 besetzt sein. Wir hätten also in diesem Inderabdruck den am weitesten gehenden unter den bis heute untersuchten Fällen von Transversalstellung im Sinne von Whipple ['04] und Wilder ['04].

Nachdem wir nun die Formeln als Ganzes betrachtet haben, gehen wir an die Zergliederung in ihre einzelnen Komponenten, d. h. wir verfolgen jeden der vier Radien durch alle 52 Fälle mit Rücksicht auf seine Endigungsstelle.

Tabelle VII.

	Linie D				Linie C			
Endigung	Links	Rechts	Beiders.	Beiders. pCt.	Links	Rechts	Beiders.	Beiders. pCt.
1	—	—	—	—	—	—	—	—
2	—	—	—	—	—	—	—	—
3	—	—	—	—	—	—	—	—
4	—	—	—	—	—	—	—	—
5	—	—	—	—	6	2	8	15,3
6	—	—	—	—	—	—	—	—
7	8	4	12	23,0	6	5	11	21,1
8	—	—	—	—	—	—	—	—
9	6	6	12	23,0	14	19	33	63,4
10	—	—	—	—	—	—	—	—
11	11	16	27	51,9	—	—	—	—
12	—	—	—	—	—	—	—	—
13	—	1	1	1,9	—	—	—	—
	Linie B				Linie A			
1	—	—	—	—	2	—	2	3,8
2	—	—	—	—	—	—	—	—
3	—	—	—	—	6	1	7	13,4
4	—	—	—	—	2	3	5	9,6
5	14	9	23	44,2	16	21	37	71,1
6	—	—	—	—	—	—	—	—
7	12	17	29	55,8	—	1	1	1,9
8	—	—	—	—	—	—	—	—
9	—	—	—	—	—	—	—	—
10	—	—	—	—	—	—	—	—
11	—	—	—	—	—	—	—	—
12	—	—	—	—	—	—	—	—
13	—	—	—	—	—	—	—	—

Noch besser als obige Tabelle veranschaulicht die Kurvendarstellung das Verhalten der vier Linien zueinander. Auf der Abszissenaxe, auf der die Endigungsstellen aufgetragen sind, bemerken wir eine Verschiebung in dem Sinne, dass der Linie D die höchsten, der Linie A die niedrigsten Endigungsziffern zukommen. Die Kurve der Linie D umfasst die Zahlen 13—7, diejenige der Linie C die Zahlen 9—5, diejenige der

Fig. 3.

Graphische Darstellung der prozentualen Häufigkeit der verschiedenen Endigungstypen der vier Metacarpophalangeal-Linien A, B, C, D bei den Vorderindern.

Linie B die Zahlen 7—5 und diejenige von A 7—1. Ausser dieser Verschiebung in der Richtung der kleinen Zahlen konstatieren wir für die vier Linien verschiedene Schwankungsbreite. Sowohl für D als für A erstreckt sie sich über 7, für C über 5 und für B über 3 Endigungszahlen; dementsprechend sind für D 4, für C 3, für B 2 und für A 4 Kurvengipfel zu verzeichnen. Die Endigungszahl 7 kommt jeder der vier Linien zu, 5 nur 3 Linien, nämlich C, B und A, 9 nur 2 Linien D und C; 11 und 13 gehören nur der Linie D, 1 und 3 nur der Linie A an. Diese

letzte Beobachtung ist durch die Zahl der übereinanderliegenden Gipfel deutlich veranschaulicht. Betrachten wir die Kurvenhöhe, so finden wir in jeder der vier Kurven den höchsten Gipfel stets in der rechten, d. h. der den höheren Zahlen entsprechenden Hälfte der Kurve. Am reinsten ist die Tendenz nach einer einzigen Endigungszahl in der Linie A ausgebildet, wo sich allein 74,1 pCt. auf die Zahl 5 konzentrieren, während die Zahlen 3, 1 und 7 nur kleine Nebengipfel bilden. Etwas weniger scharf ausgeprägt ist die genannte Tendenz in Linie C, wo die drei Gipfel in der Reihenfolge der ihnen entsprechenden drei Zahlen 5, 7, 9 ansteigen. Mit der Zahl 63,6 übersteigt der dritte Gipfel um ein bedeutendes die

Tabelle VIII.

	Linie D				Linie C			
Endigung	Maya pCt.	Weisse pCt.	Neger pCt.	Inder pCt.	Maya pCt.	Weisse pCt.	Neger pCt.	Inder pCt.
1	—	—	—	—	—	—	—	—
2	—	—	—	—	—	—	—	—
3	—	—	—	—	—	—	—	—
4	—	—	—	—	—	—	—	—
5	—	—	—	—	24	8,5	27	15,3
6	—	—	2	—	7	11,5	8,3	—
7	24	11	41,5	23,0	14	33	25	21,1
8	7	12	8,3	—	19	15	8,3	—
9	36	25,5	25	23,0	36	26,5	29	63,4
10	19	13,5	4	—	—	5	2	–
11	14	38	19	51,0	—	0,5	—	—
12	—	—	—	—	—	—	—	—
13	—	—	—	1,9	—	—	—	—
	Linie B				Linie A			
1	—	—	—	—	16	1	4	3,8
2	—	—	—	—	9	9,5	4	—
3	—	0,5	—	—	21	20,5	21	13,4
4	—	—	—	—	—	10	2	9,6
5	66	47	73	44,2	50	58	66,6	74,1
6	19	13,5	4	—	—	—	—	—
7	14	33,5	21	55,8	—	—	—	1,9
8	—	5	2	—	—	—	—	—
9	—	0,5	—	—	—	—	—	—
10	—	—	—	—	—	—	—	—
11	—	—	—	—	2	1	—	—
12	—	—	—	—	—	—	—	—
13	—	—	—	—	—	—	—	—

zwei anderen; diese letzten stehen sich gegenseitig näher als die Gipfel 1 und 3 der Linie A. Auf Linie C müssen wir D folgen lassen, indem dort der Hauptgipfel nur noch den Wert von 51 pCt. erreicht, während die beiden Nebengipfel ein jeder 23 pCt. ausmachen. Am wenigsten bestimmt ist die Tendenz nach einer einzigen Endigungszahl in Linie B ausgesprochen, wo die beiden einzigen Gipfel um 11,6 pCt., d. h. um eine Zahl differieren, die relativ zu den Verhältnissen der drei anderen Linien als klein bezeichnet werden muss. Gruppieren wir die Linien nach dem Grade, in dem sie nach einer einzigen Endigungszahl hinneigen, und zwar so, dass die Linien mit einem Hauptgipfel von höherer Zahl zuerst, diejenigen mit niedrigerer Zahl zuletzt kommen, so ergibt sich für die vier Linien meiner Inderserie die Reihenfolge A, C, D, B, die sich unter Beifügung der vier entsprechenden Endigungszahlen der Hauptgipfel zur Formel $A_5 C_9 D_{11} B_7$ vervollständigen lässt. Charakteristisch ist für die Kurven der vorliegenden Inderserie, dass die geraden Endigungszahlen mit Ausnahme von 4, das in 9,6 pCt. beobachtet wurde, nicht vorkommen. Dass das Zurückbleiben der geraden hinter den ungeraden Zahlen im allgemeinen zu erwarten ist, habe ich schon oben (S. 662) hervorgehoben; ich möchte hier nur an einen analogen Fall erinnern, den ich ['05,48 und 55] bei der variationsstatistischen Lagebestimmung von R_{98} in den Genera Macacus und Cercopithecus beobachtete. Ob das fast vollkommene Fehlen gerader Endigungspunkte für die Inder charakteristisch ist und vielleicht mit den anderen weitgehenden Veränderungen in Zusammenhang zu bringen ist, müssen künftige Untersuchungen noch lehren.

Schreiten wir nun zu einer vergleichenden Betrachtung und gehen wir alle die auf die Kurven bezüglichen Punkte an den anderen Gruppen durch. Wenn ich die Zahlen Wilders ['04a] in Kurven darstelle und 1. die vier Kurven einer jeden Gruppe so aufeinander lege, wie ich das mit den Indern getan, und 2. alle Kurven A, alle Kurven B usw. für sich gruppiere, so gelange ich zu folgenden Resultaten:

Tabelle IX.
Endigungsziffern der Linien A—D.

Rasse	Endigungsziffer				Anzahl der Endigungsziffern			
	D	C	B	A	D	C	B	A
Maya	7—11	5— 9	5—7	1—5; 11	5	5	3	5 (11)
Neger	6—11	5—10	5—8	1—5	6	6	4	5
Weisse	7—11	5—11	3—9	1—5; 11	5	7	7	5 (11)
Inder	7—13	5— 9	5—7	1—7	7	5	3	7

In der niedersten Endigungsziffer jeder Linie variieren die vorliegenden Serien kaum; für D ist die Ziffer 7 (bzw. 6), für C 5, für B 5 (bzw. 4) und für A 1. Etwas stärker ist die Variation in bezug auf die höchste Ziffer. Diese ist bei D und A konstanter als bei C und B. Es

ist erwähnenswert, dass mit Rücksicht auf alle vier Linien, abgesehen von den sporadisch auftretenden Fällen (A = 11 Maya und D = 13, A = 7 Inder), Maya und Inder, die wir sonst in manchen Punkten differieren sehen, parallel gehen. Unter der Anzahl der Endigungsziffern ist die

Fig. 4.

Graphische Darstellung der Häufigkeit der verschiedenen Endigungstypen der Linie D bei den Vorderindern (ausgezogene Linie), den Negern d. U. S. A. (gestrichelte L.), den Anglo-Amerikanern (pnnktierte L.) und den Maya von Yukatan (abwechs. gestr.-punkt. L.).

Fig. 5.

Graphische Darstellung der Häufigkeit der verschiedenen Endigungstypen der Linie C bei 4 Rassengruppen. Siehe Erklärung bei Fig. 4.

Breite der Kurve verstanden; z. B. finden wir bei den Weissen für B als höchste und niederste Ziffer 3—9, so ist die Anzahl 7. Dabei wird nicht Rücksicht darauf genommen, ob alle Ziffern zwischen den beiden Grenzziffern wirklich vorhanden sind. Wenn wir vor den wenigen aberranten Fällen A = 11 absehen, so kommen den Indern die grössten Kurvenbreiten

für D und A zu; in bezug auf C und B erhebt sie sich jedoch nicht über die Maya. Sie stellen sich damit in Gegensatz zu den Europäern, die

Fig. 6.

Graphische Darstellung der Häufigkeit der verschiedenen Endigungstypen der Linie B bei 4 Rassengruppen. Siehe Erklärung bei Fig. 4.

Fig. 7.

Graphische Darstellung der Häufigkeit der verschiedenen Endigungstypen der Linie A.

umgekehrt D und A durch eine kleinere (5), C und B durch eine grössere Zahl (7) vertreten haben.

Tabelle X.

Verteilung der Linien A—D auf die Endigungsziffern 1—13.

Rasse	1	3	5	7	9	11	13
Maya. . . .	A	A	A, B, C	B, C, D	C, D	A, D	
Neger . . .	A	A	A, B, C	B, C, D	C, D	D	
Weisse . . .	A	A, B	A, B, C	B, C, D	B, C, D	C, D	
Inder . . .	A	A	A, B, C	A, B, C, D	C, D	D	D

Aus unseren Kurvenbildern ergibt sich ferner obige Tafel; d. h. wir sehen im Punkt 1 stets nur A endigen, im Punkt 3 ebenfalls, nur bei den Weissen kommt auch B hinzu usw. Für unsere Inderserie ist eigentümlich, dass sie einen Punkt, nämlich 7, zu verzeichnen hat, der für jede der vier Linien als Endigungspunkt betrachtet werden konnte, eine Tatsache, die sich auf die grosse Breite der Kurve A bezieht. Wir sehen infolgedessen bei den Indern im Punkt 7 die schon erwähnten vier Kurvengipfel übereinander liegen. Der andere, für die Inder merkwürdige Faktor ist das Auftreten des Punktes 13 für die Linie D.

Gehen wir nun noch zur Betrachtung der Kurvenhöhe über und fassen wir einen Teil der Resultate in der oben für die Inder aufgestellten Formel zusammen:

Neger . . . . $A_5 C_9 D_7 B_5$
Maya . . . . $A_5 C_9 D_9 B_5$
Weisse . . . . $A_5 D_{11} C_7 B_5$
Inder . . . . $A_5 C_9 D_{11} B_7$

Mit den drei anderen Gruppen haben somit die Inder gemein, dass die A-Kurve am deutlichsten einer einzigen relativ hohen Endigungsziffer, nämlich 5, zustrebt. Aus Zahlentabelle (S. 665) und Kurvenzeichnung selbst ist zu entnehmen, dass die Maya diesbezüglich am wenigsten weit, die Indier am weitesten fortgeschritten sind. Die Inder stimmen ferner mit den Negern und Maya darin überein, dass nach A die Linie C die einseitige Spezialisierungstendenz am stärksten entfaltet. Bei Negern und Indern ist sie eine aus den drei Gipfeln 5, 7, 9 bestehende Kurve, deren Hauptgipfel 9 ist; bei den Maya imponieren nur noch 5 und 9 als Gipfel, letzerer als der grössere. Von den beiden Gipfeln 7 und 9 der Europäerkurve aber kommt 7 an erster Stelle. Mit Rücksicht auf C besteht also die grösste Differenz zwischen Indern und Europäern. Den schönsten Überblick über das Fortschreiten der Spezialisierungstendenz von Rasse zu Rasse gibt eine Betrachtung der Kurvenzeichnung für D (Fig. 4). Da sehen wir beim Neger noch die dreigipflige Kurve in der Richtung 7, 9, 11 abfallen, bei den Maya ist bereits 9 der höchste Gipfel und bei Indern und Europäern sehen wir gewissermassen das Verhältnis der Neger umgekehrt. Auch hierin gehen die Inder am weitesten. Ähnliche Zustände bietet die zweigipflige Kurve B; da sind auch die Neger noch am stärksten

nach der niedrigeren Zahl 5 hin spezialisiert, die Inder dagegen die einzigen, bei denen der Gipfel des Punktes 7 überwiegt.

Ich schliesse damit die Betrachtung der Linien A-D und gehe zu derjenigen des Carpalen Triradius über. Für die Beobachtungen dieses Merkmals hat Wilder ['04a, 262] eine ausführliche Nomenklatur geschaffen, gemäss welcher die folgende Liste aufgestellt wurde.

Tabelle XI.

Verteilung der Typen des Carpalen Triradius.

	R.	L.		R.	L.		R.	L.
341	C	C	351	C	C	360	C	C
342	C	C	352	C	C	361	C	C
343	C	C	353	C	C	362	C	C
344	C	Pbtr	354	Pbtr	Pbtr	363	Ch	C
346	C	C	355	C	C	364	C	C
347	C	C	356	C	C	365	C	C
348	P	P	357	C	C	366	C	C
349	C	Ch	358	C	C	367	C	C
350	C	C	359	C	C			

Auf den ersten Blick ist aus obiger Tabelle ersichtlich, dass der typische carpale Triradius vorherrscht; rechts findet er sich 24, links 23 mal, wogegen P rechts nur durch 2, links nur durch 3 Fälle vertreten ist.

Fig. 8.

Proximaler Abschnitt des Abdruckes der rechten Palma eines Mohamedaners aus Madras (Nr. 354). $^2/_3$ nat. Gr.

Fig. 9.

Proximaler Abschnitt des Abdruckes der rechten Palma eines Tamil-Mannes (Nr. 359). Carpaler Triradius, dessen distaler Radius radialwärts zur Bildung einer Schleife umbiegt. $^2/_3$ nat. Gr.

Unter den 47 Fällen, in denen der Triradius zu beobachten ist, findet sich zweimal Ch. Man kann allerdings in den Fällen dieser Variation oft im Zweifel darüber sein, ob man es nicht mit Pbtr zu tun hat und das um so mehr, als nach den Untersuchungen Whipples ['04] Pbtr das Rudiment eines am Carpus gelegenen Triradius ist. In den meisten Palmae, wo dem Triradius seiner Lage nach die Bezeichnung Ch zukommen würde, konvergieren die proximal davon gelegenen Linien mit

seinem proximalen Radius in schrägradialer Richtung ganz nach Art von P^{btr}. Infolgedessen ist man ebenso berechtigt, diese proximale Konvergenzstelle als Rest des carpalen Triradius, d. h. als P^{btr}, aufzufassen, wie den etwas mehr distal gelegenen Triradius als C^{h} zu bezeichnen. Den Terminus P^{btr} gab ich in den Fällen, wo, wie bei einer von Giuffrida-Ruggeri ['96, Pt. 6. Fig. 1] abgebildeten Figur und bei meiner Nr. 354R (Fig. 8), der Triradius weit distalwärts gerückt erscheint und die proximale Leistenkonvergenz deutlicher zu Tage tritt. In diesem letzteren Fall wäre der deutliche Triradius im Sinne Whipples ['04, 352—354] als „degeneration triradius", die Stelle P^{btr} als Rudiment eines „lower triradius" zu registrieren. Unter der Inderserie war bei Nr. 359R auch die bereits von Whipple ['04, 354, Fig. 52D] im Diagramm abgebildete Form aufzufinden, bei der der distale Radius nicht nach dem 1. Interstitialrand zieht, sondern radialwärts zur Bildung einer Schleife umbiegt (siehe Fig. 9).

Prozentuales Auftreten von C und P.

	Weisse	Neger	Maya	Inder
C	68,5	85,4	87,5	90,3
P	31,5	14,6	12,5	9,7

Ein Vergleich mit den andern drei untersuchten Serien lehrt uns, dass die Inder sich durch einen grossen Prozentsatz von C auszeichnen

Tabelle XII.

Kat.-Nr.	Rechts	Links
342	Sinus ulnaris; t_d	—
343	Sinus rad.-dist.; t_o	Sinus rad.-dist.; t_o
344	—	Sinus radialis; t_d
347	Sinus rad.-dist.; t_o	—
348	Sinus ulnaris; t_d	Sinus ulnaris; t_d
351	—	Sinus rad.-dist.; t_o
352	Sinus rad.-dist.; —	Sinus rad.-dist.; t_o
353	Sinus rad.-dist.; t_o	Sinus rad.-dist.; t_o
354	Sinus rad.-dist.; t_d, t_o	Sinus ulnaris; t_d
355	Sinus radialis; t_o	—
357	—	Sinus rad.-dist.; t_o
359	Sinus ulnaris; t_d	—
360	Sinus rad.-dist.; t_o	—
363	—	Sinus rad.-dist.; t_o
365	Vortex dupl.; t_i, t_o	Spir.-ell.: t_i, t_o
367	Doppelfigur; t_i, t_d, t_o	—

Maya	4,5 pCt.
Neger	14,6 „
Weisse	41,0 „
Inder	42,5 „

und darin sich von den Weissen ganz wesentlich unterscheiden, wogegen sie sich eng an die Maya und Neger der U. S. A. anschliessen.

Der Behandlung des Carpal-Triradius möge sich diejenige der Figura tactilis des Kleinfingerballens anschliessen. Obenstehender Tabelle ist zu entnehmen, dass rechts 12, links 10, im ganzen also 22 mal Figurae tactiles beobachtet wurden. Mit dieser Zahl, die 42,3 pCt. aller Fälle ausmacht, kommen die Inder wiederum höher zu stehen als die drei andern Gruppen, immerhin schliessen sie sich eng an die Europäer an, während Maya und Neger bedeutend kleinere Prozentzahlen aufweisen.

(Siehe Tabelle XII auf S. 671.)

In diese Untersuchung der Figurae tactiles schloss ich auch eine solche der angrenzenden Triradii ein, wobei ich die Nomenklatur von Whipple ['04, 354, Fig. 52] zu Grund lege. Ich benutze sie, ohne sie

Fig. 10.

Abdruck der linken Palma eines Mannes von Lâhôr (Nr. 365) mit der Formel 11. 9. 7. 5 und einer hoch entwickelten Figura tactilis auf dem Kleinfingerballen. Nat. Gr.

erst einer Kritik zu unterziehen, da ich selbst noch nicht über Untersuchungen einer grösseren Anzahl Palmarabdrücke verfüge. Nach Whipple kommen für den Kleinfingerballen vier Triradien in Betracht: 1. der proximale t_l, 2. der nahe dem ulnaren Rand gelegene t_o, 3. der der Mitte des Handtellers genäherte t_i und 4. der „Degenerations-triradius“ t_d, der seine Lage zwischen t_i und t_l hat. Der zuerst genannte Triradius ist in den vorliegenden Fällen identisch mit C resp. P, weshalb ich ihn im

folgenden vernachlässige. t_o fand ich rechts 8, links 7, beiderseits also 15 mal, t_d war rechts 5, links 3, im ganzen 8 mal zu beobachten, t_i liess sich rechts 2, links 1 mal konstatieren. Schon daraus geht hervor, dass es sich hauptsächlich um Figurae handelt, die nach dem Ulnarrand geschlossen, nach der Palmarmitte offen sind, während Figurae, die sich umgekehrt verhalten, spärlich zu erwarten sind. In der Tat zeigt uns ein Blick auf obige Tabelle, dass der radial und radio-distal gerichtete[1]) Sinus in der Mehrzahl der Fälle, nämlich rechts und links je 1 + 6 = 7 mal, beiderseits somit 14 mal verzeichnet sind. Auf den ulnarwärts gerichteten Sinus fallen rechts 3, links 2, zusammen 5 Nummern. Formen höherer Entwicklung bot Nr. 365, wo rechts (Fig. 2) der Vortex duplicatus, links (Fig. 10) eine zwischen Spirula und Ellipsis zu stellende Figur zur Beobachtung gelangte, eine jede von den beiden Triradien t_i und t_o begleitet. Mit drei Tiradien, nämlich t_i, t_d, t_o, zusammen war an Nr. 367 R eine Figur zu beobachten, die sich, wie Fig. 11 zeigt, aus zwei Figuren zusammensetzt, zwischen die sich Whipples Degenerationstriradius schiebt. Sonst trat dieser Triradius stets als Begleitung des ulnarwärts gerichteten und ferner je einmal als diejenige des radio-distal und des radial gerichteten Sinus auf.

Fig. 11.

Proximaler Abschnitt des Abdruckes der rechten Palma eines Mannes aus Gudscharât (Nr. 367) mit einer Doppelfigur auf dem Kleinfingerballen. $^2/_3$ nat. Gr.

Tabelle XIII.

	Daumenballen		I. Interstit.	
	R.	L.	R.	L.
342	×	—	×	—
344	—	×	—	—
352	×	—	—	—
354	—	×	—	×
355	×	—	—	—
357	×	×	×	×
360	—	×	—	×
	4	4	2	3

1) Für die Richtungsbezeichnung eines Sinus siehe meine frühere Arbeit ['05, 618].

„Thenar pattern.“

Maya	50,0 pCt.
Neger	18,7 „
Inder	15,3 „
Weisse	7,0 „

Von Whipple ['04], Wilder ['04a] und mir selbst ['05a] wurde schon hervorgehoben, dass wir an der Basis des Daumens zwei reduzierte Ballen vor uns haben, die in niedern phylogenetischen Stadien, z. B. Galago

Fig. 12.

Abdruck der linken Palma eines Tamil-Mannes (Nr. 344) mit Figura tactilis auf dem Daumenballen. 4/5 nat. Gr.

['05a, Fig. 60, S. 644] getrennt als Ballen des 1. Interstitiums und Ballen des Radialrandes der Palma zu sehen sind. Deshalb sind die beiden Figurenarten, welche den beiden Ballen entsprechen, auch getrennt zu registrieren. In unserer Serie sehen wir die Figur des Daumenballens dreimal allein und fünfmal in Gemeinschaft mit der 1. Interdigitalfigur auftreten. Fassen wir das Vorkommen der Figurae tactiles im Sinne von Wilders „Thenar pattern“ ['04a, 264], so haben wir acht Fälle zu verzeichnen, die 15,3 pCt. ausmachen. Obige Tabelle zeigt uns die Inder

ihren Platz zwischen der Serie der Neger der U. S. A. und derjenigen der Weissen einnehmen. Da diese „Thenar patterns“ in der vorliegenden Serie sich in kleiner Zahl vorfinden, will ich hier auf eine nähere Besprechung der Form derselben nicht eingehen. In den meisten Fällen handelt es sich um gewöhnliche Schleifen; auf der linken Palma von Nr. 344 (Fig. 12) ist die Daumenballenfigur durch eine von zwei Triradii begrenzte Spirula, also eine Figur höherer Entwicklung, vertreten. An einigen Individuen war auch der von Giuffrida-Ruggeri ['96, Pt. VI] (Fig. 5) dargestellte und von Wilder ['04, 264] erwähnte rudimentäre Zustand zu beobachten, wo einige, schief oder quer zur allgemeinen Direktion verlaufende, kurze Leisten eingeschaltet sind.

In der Metacarpophalangealgegend des zweiten bis fünften Strahles sind nach Whipple ['04] und Wilder ['04a] 1. wirkliche „patterns“ mit angrenzenden Triradien, 2. gewöhnliche Schleifen ohne Triradien und 3. Zustände vollkommener Reduktion zu unterscheiden. In der Serie meiner Inder verteilen sich die drei Stadien folgendermassen:

Tabelle XIV.

Interdigit. Area	Rechts			Links			Beiderseits			Tolal
	1.	2.	3.	1.	2.	3.	1,	2.	3.	
Triradius	7	1	5	1	0	5	8	1	10	19
Schleife	0	18	7	0	14	11	0	32	18	50
Ohne Figur . . .	19	7	14	25	12	9	44	19	23	86

Aus der Betrachtung der letzten Rubrik ergibt sich, dass das Stadium des vollkommenen Fehlens von Figuren am häufigsten, dasjenige der echten Figurae tactiles am seltensten vorhanden ist. Von den drei interdigitalen Feldern weist das erste, d. h. das zwischen dem zweiten und dritten Strahl gelegene, die Schleife nie, das figurenlose Stadium jedoch am häufigsten auf. In der zweiten Area überwiegt die Schleife, während die von Triradien begleiteten Figuren rechts nur durch einen, links durch keinen Fall vertreten sind. Im dritten Feld sind alle drei Stadien gut vertreten; rechts prädominiert das figurenlose, links das Schleifen-Stadium. Drückt man die Zahlen, die in obiger Tabelle für beide Seiten zusammen verzeichnet sind, in Prozentform aus, so lassen sie sich mit den Zahlen der Wilderschen Serien vergleichen.

Tabelle XV.

	Neger	Maya	Weisse	Inder
1. Area Triradius	6,2	4,5	2	15,3
2. „ „	0	0	1	1,9
2. „ Schleife	33,3	34,0	37	61,5
3. „ Triradius	35,4	29,5	15	19,2
3. „ Schleife	54,1	29,5	44	34,6

Zunächst lässt sich als durchgehende Regel nur das äusserst seltene Auftreten echter Figuren in der zweiten Area konstatieren. Im übrigen verhalten sich die vier Gruppen zu einem grossen Teil verschieden. So lassen sich Triradien in der ersten Area bei den Indern weit häufiger beobachten als bei den übrigen drei Serien, vor allem häufiger als bei den Weissen. Ähnlich ist die Stellung der Inder in bezug auf die Schleife der zweiten Area, wobei ihnen allerdings die Weissen relativ am nächsten kommen. Mit Rücksicht auf die dritte Area verhalten sich die Inder weniger extrem; die Differenz zwischen der Anzahl der Triradien und der Schleifeu in derselben ist kleiner als bei Weissen und Negern, aber weit entfernt von dem Zustand der Maya, auf den schon Wilder ['04a, 284] aufmerksam machte.

Ausser dieser Betrachtung jeder einzelnen Area nahm ich auch diejenige der Kombination aller drei Felder einer jeden Palma vor. Es liessen sich acht Kombinationsformeln auffinden, die ich rechts in sieben, links in fünf Fällen beobachtete. Die Formeln, die ich in folgender Tabelle zusammenstellte, sind dreistellig, wobei die erste Stelle der ersten, die zweite der zweiten, die dritte der dritten Area entspricht und entweder einen Triradius (T), eine Schleife (S), oder ein figurenloses Stadium (—) enthält.

Tabelle XVI.

Die Kombinationsformeln der drei interdigitalen Areae.

	Rechts	Links	Beiderseits
— — S	6	11	17
— S —	11	10	21
T — S	1	0	1
T S —	3	0	3
— S T	2	3	5
T S T	2	1	3
— — T	0	1	1
T T T	1	0	1

Diejenigen Formeln, die T enthalten, sind zusammen durch weniger Fälle vertreten, als jede einzelne der beiden andern, triradienlosen Formeln. Am häufigsten und beiderseits beinahe gleich oft sah ich das Leistenbild, in dem die mittlere Area durch eine Schleife, die beiden andern durch den Zustand vollkommener Reduktion ausgezeichnet sind. Auch die in der Rubrik zuerst aufgeführte Formel war häufig zu sehen, indessen links beinahe doppelt so oft als rechts. Unter den T-Fällen wiegen die mit S kombinierten vor. Besonderer Erwähnung ist der Fall wert, wo alle drei Felder Triradien besitzen (Fig. 13). Derjenige der mittleren Area, die ja nach unserer Tabelle XIV den Triradius stets selten trägt, ist am unvollkommensten, derjenige der dritten Area aber, welcher der Triradius am häufigsten zukommt, ist noch von einem zweiten Triradius begleitet.

Dieses dritte Feld besitzt somit alle 3 Triradien, die nach Whipple ['04] einer Figur zukommen. Dieser Autor gibt 2 Abbildungen [p. 341 Fig. 41, A I u. II], in denen ebenfalls alle 3 Triradien der 3 Areae dargestellt sind. Indessen ist mir der in dem obigen Abdruck (Fig. 13) vorliegende Zustand aus der Literatur nicht bekannt, wo die Figur distal vom Basaltriradius des 5. Fingers und der Linie A, d. h. somit in Wilders ['03, 400 Fig. 3] Bezirk 5 liegt. Vorausgesetzt, dass unsere Figura tactilis der

Fig. 13.

Abdruck der rechten Metacarpophalangealregion eines Tamil-Mannes (Nr. 361). Nat. Gr.

4. Metacarpophalangeal-Figur homolog ist, wäre somit anzunehmen, dass der Linie A und ihrem Triradius nicht stets dieselbe morphologische Bedeutung zukommt. Whipple ['04, 350] hat dies bereits für Wilders „carpal triradius“ ausgesprochen.

Solche Kombinationsformeln können natürlich noch erweitert werden, indem man auch die übrigen Merkmale in sie einbezieht. Ich warte mit einer derartigen systematischen Untersuchung, bis mein Material etwas stärker angewachsen ist. Hier möchte ich beispielsweise nur erwähnen, dass in dieser Serie der Inder-Palmae hochentwickelte Figurae tactiles auf dem Kleinfingerballen sich mit reduzierten Zuständen in der Metacarpophalangeal-Region kombinieren[1]) (Fig. 10) und umgekehrt sich auf denselben Palmae, wo der Kleinfingerballen frei von Figurae tactiles ist, öfters in der Metacarpophalangeal-Gegend primitive gutentwickelte Stadien zeigen.

Zu sämtlichen Palmae, die zur Untersuchung kamen, hatte ich auch die 5 Fingerbeerenabdrücke gemacht, so dass ich über diesen Abschnitt des palmaren Hautleistenbildes noch einige Beobachtungen anführen kann. Die Figurae tensae oder Simiadentypen (P), über deren Wesen ich mich an anderer Stelle ausgesprochen ['05a, 632—634], treten in der vorliegenden Serie in kleiner Zahl auf. Unter 260 Fingerabdrücken habe ich 7 Fälle notiert, worunter auch solche, die bereits stark nach den Figurae curvatae hin tendieren. Alle 7 Fälle betreffen geschlossene Figuren und zwar einer die Ellipsis tensa, drei die Spirula tensa und drei den vortex duplicatus tensus. Diesen 2,7 pCt. Figurae tensae stehen 97,3 pCt. Figurae

1) Dieses Verhältnis fällt auch an einem von Whipple ['04, 337 Fig. 39] publizierten Abdruck auf, bei dem sich allerdings keine Rassenbezeichnung findet.

curvatae gegenüber. In Tabelle XVII finden sie sich unter Anwendung der Bezeichnungen Galtons ['95, 65—72] individuell registriert. Ihr sind zunächst für die Bogen (a), die radial- und ulnarwärts sich öffnenden Schleifen (r, u) und die Wirbel (w) folgende Häufigkeitsziffern zu entnehmen:

	Absolute Zahlen	Prozent-Zahlen
a	4	1,6
r	7	2,7
u	154	59,2
w	95	36,1

Tabelle XVII.

Verteilung der Figurae tactiles auf die einzelnen Finger der 26 Individuen.

	Rechts					Links				
	1	2	3	4	5	1	2	3	4	5
341	u	u	u	w	u	u	u	u	u	u
342	u	u	u	u	u	u	u	u	u	u
343	u	a	u	u	u	u	u	u	u	u
344	w	r	u	w	u	w	r	u	u	u
346	w	r	u	u	w	w	w	u	u	u
347	w	u	u	w	u	wp	r	u	u	u
348	w	u	u	u	u	w	u	u	u	w
349	w	r	w	w	u	w	u	w	w	u
350	w	a	u	w	u	u	a	u	u	u
351	u	u	u	u	u	u	u	u	w	u
352	w	w	w	w	u	w	w	w	w	u
353	u	w	u	w	u	u	u	u	u	u
354	u	w	w	w	u	wp	wp	u	w	u
355	u	w	u	u	w	u	r	u	u	u
356	u	u	u	u	u	u	u	u	u	u
357	w	u	u	u	u	?	u	u	u	u
358	w	w	wp	w	u	w	u	w	wp	u?
359	w	w	u	w	w	w	w	w	w	u
360	w	w	w	w	w	w	w	w	w	w
361	u	w	w	w	w	w	w	w	w	w
362	u	a	u	u	u	u	u	u	u	u
363	u	wp	wp	w	w	u	w	w	w	w
364	u	r	u	u	u	u	u	u	u	u
365	u	u	u	w	u	u	u	u	w	w
366	u	u	u	u	u	u?	u	u	w	u
367	w	u	w	w	u	w	w	u	w	u

Der Schleife (l) kommt mit 161 Fällen oder 61,9 pCt. die grösste Zahl zu und zwar hat der Typus u wiederum den weitaus ansehnlichsten Anteil. Der Typus w tritt hinter l ziemlich stark zurück; a findet sich in verschwindend kleinem Prozentsatz. Wir dürfen somit zunächst allgemein schliessen, dass sich die Vorderinder in bezug auf die Fingerbeerenverhältnisse von den Zuständen der Affen sehr entfernt haben; denn die Simiadentypen sind selten; die primitiv-menschlichen Typen, d. h. die ge-

Fig. 14. Fig. 15.

Fig. 14. Daumenabdruck der linken Hand eines Telugu (Nr. 347). Nat. Gr.
Fig. 15. Daumenabdruck der linken Hand eines Mohammedaners aus Madras (Nr. 354.) Nat. Gr.

schlossenen Figurae curvatae, sind ziemlich häufig vorhanden, werden aber noch von den Formen übertroffen, die bereits reduzierte Stadien bedeuten, und unter dem Typus l (= u + r) zusammengefasst werden. Indessen ist der Reduktionsprozess in unserer Serie noch nicht über eine bestimmte Grenze vorgeschritten; die extremen Stadien der Reduktion, die unter die Bezeichnung a fallen, sind sehr selten. Der obige Schluss lässt sich unter der Voraussetzung ziehen, dass die absteigende Entwicklung der menschlichen Fingerbeerenfiguren etwa in der von Whipple ['04, Fig. 40 p. 339] bildlich dargestellten Weise vor sich gegangen ist. Jedoch ist es denkbar, dass die menschlichen Sinus obliqui curvati und verwandte Formen direkt aus entsprechenden Figurae tensae hervorgegangen sind, ohne den Weg ihrer Entwicklung durch die geschlossenen Figurae curvatae genommen zu haben.

Nachdem wir die Häufigkeit der einzelnen Typen festgestellt, mögen uns die folgenden Tabellen über die Verteilung auf die einzelnen Finger orientieren.

Tabelle XVIII.

Verteilung der Figurentypen auf die 5 Finger.

	I	II	III	IV	V
u	27	24	37	25	41
r	—	7	—	—	—
w	24	17	15	27	11
a	—	4	—	—	—

Die grösste Zahl vereinigt Typus u im 5. Finger auf sich. Am nächsten kommt ihr die Zahl 37 desselben Typus am 3. Finger. Um noch etwa 12 Fälle niedriger steht Typus u am 1., 2. und 4. Finger, die sich mit den Ziffern 27, 24 und 25 nahezu die Wage halten. Typus w weist im Gegensatz zu u am 5. Finger die kleinste Zahl auf. Der 1. und 4. Finger dominieren mit fast gleich grossen Zahlen und der 2. und 3. Finger, die sich ebenfalls näher stehen, halten zwischen den andern die Mitte. r und a wurden nur am 2. Finger beobachtet.

Lösen wir obige Tabelle in zwei Tabellen auf, von denen die eine die Zahlen der linken, die andere diejenigen der rechten Hand umfasst, so gelangen wir zu folgendem Ergebnis:

Tabelle XIX.

Verteilung der Figurentypen auf die rechte und linke Hand.

	Rechts					Links				
	I	II	III	IV	V	I	II	III	IV	V
u	14	10	18	11	20	13	14	19	14	21
r	—	4	—	—	—	—	3	—	—	—
w	12	9	8	15	6	12	8	7	12	5
a	—	3	—	—	—	—	1	—	—	—

Das allgemeine Bild ändert sich seinem Wesen nach nicht. Deutlich aber sehen wir links den Typus u in höherem Grade vorherrschen als rechts und Typus w dagegen zurücktreten.

Eine Untersuchung nach der Kombination der Typen an den 5 Fingern jeder Hand ergab eine Liste von 23 Kombinationen, von denen die häufigsten aufgeführt werden sollen:

u u u u u = 11
u u u w u = 4
w w w w u = 4
w u w w u = 3
w u u u u = 3
w w w w w = 3

Charakteristisch ist das häufige Auftreten der nur aus dem Typus u bestehenden Kombination und ebenso ist beachtenswert, dass daneben die ausschliesslich aus Typus w zusammengesetzte Kombination noch relativ häufig zu finden ist. Von den 17 übrigen Kombinationen sind 7 je zweimal, 10 je einmal zu verzeichnen.

Prüfen wir schliesslich noch die Kombination der an allen 10 Fingern vorkommenden Typen, so finden wir an den 26 Individuen 25 verschiedene Kombinationen. Nur eine, nämlich diejenige, die sich ausschliesslich aus den Typen u zusammensetzt, war zweimal vertreten.

Im Anschluss an diese Statistik möge noch eine solche über den Verlauf der jede Figur begrenzenden Linien folgen, wie sie Galton ['91a]

vorgeschlagen und selbst durchgeführt hat. Er hat das Wesen seiner Klassifikation selbst ausführlich beschrieben, so dass ich unter Verweisung auf die Arbeiten Galtons ['91a; '92a Pt. 16] und solcher Autoren (Féré ['91]; Forgeot ['91]; Varigny ['91]; Sch. ['05a, 592]), bei denen sich dieselbe erklärt findet, mich auf die Anführung der 9 Typen beschränken kann.

I. WSV—WBV	IV. SV—BV	VII. SW—BW
II. SW—BV	V. WSV—BV	VIII. WSV—BW
III. SV—BW	VI. SV—WBV	IX. SW—WBV

Diesen 9 Formen wäre als zehnte noch der „Primary", d. h. der in der vorhergehenden Übersicht mit a bezeichnete triradienlose Typus anzufügen. Da ich leider nicht von sämtlichen Individuen tadellose Rollabdrücke aller Finger besitze, gebe ich hier nur die 17 vollkommenen Serien wieder:

Tabelle XX.

	Rechts					Links				
	1	2	3	4	5	1	2	3	4	5
341	VII	VII	VII	VIII	VII	VII	VII	VII	VII	VII
342	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII
343	VII	P	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII
344	VIII	IV	VII	VII	VII	III	IV	IV	VII	VII
346	IV	IV	VII	VII	VII	IV	VI	VII	VII	VII
347	IV	VII	VII	VII	VII	IV	IV	VII	VII	VII
348	VIII	VII	VII	VII	VII	III	VII	VII	VII	VIII
349	III	IV	III	IX	VII	III	VII	III	III	III
350	IV	P	VII	VII	VII	VII	P	VII	VII	VII
351	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII
353	VII	II	VII	IV	VII	VII	VII	VII	VII	VII
355	VII	III	VII	VII	VII	VII	IV	VII	VII	VII
360	IV	III	I	IV	II	III	III	IV	IV	VII
361	VII	III	III	VII	VII	III	IV	VII	VII	VII
362	VII	P	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII
364	VII	P	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII
366	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII	VII

Diese Liste möge einen Beitrag zur Untersuchung einer künftigen grösseren Serie bilden; denn zur weiteren Verarbeitung als selbständige Liste ist sie wohl zu klein. Hier sei nur auf die Häufigkeit des Typus VII aufmerksam gemacht, dessen „outlines" eine ulnarwärts offene Schleife darstellen. Allerdings muss erst hervorgehoben werden, dass unter den unvollkommenen Abdrücken hier eine Reihe derjenigen noch aufgezählt ist, die dem Typus u zugehören; denn wenn der alleinige dafür in Be-

tracht kommende Triradius deutlich ist und es sich nicht um einen trügerischen Fall handelt, wie Galton ['95, Pt. 9] einen darstellt, so ist Typus VII ebenso wie Typus IV mit Sicherheit zu bestimmen. Bei Typus w aber müssen beide Triradien vollkommen zum Abdruck gelangt sein, sonst ist der Grenzlinientypus nicht festzustellen. Durch diese Auslese mag also dem Typus VII eine relativ grosse Zahl von Fällen zugeführt worden sein. Wir sehen aber auch auf Fingern, an denen wir Typus w betrachteten, in obiger Liste Typus VII, und dieser Faktor ist es namentlich, der letzteren Typus vermehrt. Wir können daher schliessen, dass unter den mit w bezeichneten Fällen eine ganze Anzahl bereits dem Schleifentypus zustreben, indem der eigentliche „whorl" in die „outlines" einer „loop" zu liegen kommt. Vielleicht haben wir auch darin wiederum ein Reduktionsmerkmal zu erblicken. Entsprechend verhält es sich mit Typus IV, der ja in der vorliegenden Vorder-Inderserie nicht nur wie Typus r am Zeigefinger, sondern auch am 1., 3. und 4. Finger vorkommt.

Tabelle XXI.

	I	II	III	IV	V	I	II	III	IV	V
341	—	—	—	ell.	—	—	—	—	—	—
342	—	—	—	—	—	—	v	—	y	—
343	—	a	—	—	—	—	—	—	—	—
344	vt. dp.	k	—	vt. dp.	—	vt. dp.	k	k ?	v	—
346	spir.	k	—	—	vt. dp. v	spir.	spir.	—	—	—
347	spir.	—	—	vt. dp.	—	ell.	—	—	—	—
348	spir.	—	—	—	—	vt. dp.	—	—	—	vt. dp.
349	circ.	—	spir.	spir.	y	spir.	—	spir.	spir.	—
350	vt. dp.	—	—	spir.	—	—	—	—	—	—
351	• —	—	—	—	—	—	—	—	ell.	—
352	spir.	spir.	spir.	spir.	—	spir.	spir.	spir.	spir.	y
353	—	spir.	—	spir.	—	—	—	—	—	—
354	—	vt. dp.	vt. dp.	spir.	—	spir.	vt. dp.	—	vt. dp.	—
355	—	spir. k	—	—	spir.	—	a	—	y	—
356	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
357	vt. dp.	—	—	—	—	?	—	—	—	—
358	spir.	vt. dp.	spir.	spir.	—	vt. dp. k	—	vt. dp.	vt. dp.	—
359	spir.	spir.	—	spir.	vt. dp.	vt. dp.	circ.	vt. dp. y	vt. dp.	—
360	spir	spir.	spir.	spir.	spir.	circ.	spir.	spir.	spir.	spir.
361	—	vt. dp.	vt. dp.	spir.	spir.	spir.	vt. dp. k	spir.	ell.	ell.
362	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
363	—	vt. dp	spir.	spir.	spir.	—	spir.	spir.	spir.	spir.
364	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
365	—	—	—	spir.	—	—	—	—	spir.	vt. dp.
366	—	—	—	—	—	?	—	—	ell.	—
367	spir.	—	vt. dp.	spir.	—	spir.	spir.	—	spir.	—

Nachdem wir nun die Fingerbeeren-Figuren in bezug auf die Galtonsche primäre Klassifikation sowie auf die Grenzlinienverhältnisse angesehen, wenden wir uns noch der Betrachtung des Kernes einer jeden Figur zu, d. h. wir untersuchen einen Teil der Verhältnisse, die Galton der sekundären Klassifikation zugrunde legt. In Anbetracht dessen aber, dass es sich im vorliegenden Falle nicht um kriminell anthropologische Untersuchungen handelt und nicht alle meiner Abdrücke in ihren feinen Verhältnissen tadellos gelungen sind, so beschränke ich die Untersuchung der Schleifen auf die Typen a, v, y, k (Galton ['95,88—107]), diejenige der geschlossenen Figuren auf die Formen circulus, ellipsis, spirula, vortex duplicatus. Aus Tabelle XXI geht zunächst hervor, dass die genannten Varietäten der Schleife wenig häufig auftreten. Charakteristisch ist, dass die Varietät a, d. h. die nach dem Bogen hin tendierende Form der Schleife sich in den beiden Fällen am Zeigefinger vorfindet. Auch k wurde hauptsächlich an demselben beobachtet, was nach Galtons ['95, 117—123] Statistik übrigens auch für die Europäer Geltung zu haben scheint. Über die Spezialisierung des Typus w soll auch die folgende kurze Zusammenstellung unterrichten:

Tabelle XXII.

Verteilung der geschlossenen Figuren auf die 10 Finger.

	Rechts					Links					Total
	I	II	III	IV	V	I	II	III	IV	V	
ell. u. circ.	1	—	—	1	—	2	1	—	3	1	9
spirula . .	8	5	5	12	4	6	5	5	6	2	58
vort. dup. .	3	4	3	2	2	4	2	2	3	2	25

Mit den höchstentwickelten Formen ist der 4. Finger am häufigsten bedacht. Ihm fällt auch die grösste Zahl der Spirulae zu. Dieser Typus dominiert auf sämtlichen Fingern; nur am kleinen Finger der linken Hand wird er vom vortex duplicatus erreicht. Am rechten Mittelfinger von Nr. 358 war jene Spirula-Art zu beobachten, die Galton ['92, 77] „deep spiral" nannte und die ich unter die Figurae tensae ['05a, 632] rechnete.

Die Planta.

Indem ich zur Behandlung der Planta der Vorderinder-Serie übergehe, gebe ich in den beiden folgenden Schemata (Fig. 16 u. 17) eine Darstellung der zwischen dem plantaren Hautleistenbild des Menschen und demjenigen der Affen bestehenden Beziehungen, die ich früher ['05a] durch eingehende Untersuchungen in der Ordnung der Primaten feststellte (Fig. 16). Bei den Papionen sind auf der Planta 4, auf ballenförmigen Erhebungen sitzende Figurae tactiles zu beobachten (a_1, c, d, b_1), die in die Metatarsophalangealregion fallen. Das Feld für c ist von demjenigen von d durch

den proximal laufenden Radius von t_2, d von b_1 durch den entsprechenden Radius von t_3 getrennt. Die beiden Triradii t_2 und t_3 finden sich konstant am distalen Rand der Planta im engeren Sinne zwischen c und d einer-, zwischen d und b_1 andererseits. Der tibialen Seite von c liegt t_{19}, der fibularen von b_1 t_{17} an. Ferner ist an der proximalen Seite einer jeden der 4 Metatarsophalangealfiguren ein Triradius zu konstatieren, und zwar gehört t_{13} zu a_1, t_{15} zu c, t_{11} zu d und t_{16} zu b_1. Wenn ich noch den am 3. Interstitialrand befindlichen Triradius t_{18} anführe, habe ich die wichtigsten, in der Metatarsophalangealregion der menschlichen Planta (Fig. 17) wieder auftretenden Triradii genannt. Mit Ausnahme von t_{18}

Fig. 16.

Fig. 17.

zeigen sie einen Radius α, der sich proximalwärts wendet, und zwei Radien β und γ, die nach der distalen Seite divergierend verlaufen. Bei den Makaken und von da an bei allen höheren Affen tritt als charakteristischer Triradius t_9 auf, der beim Menschen eine, schon bei den Anthropoiden angebahnte distale Verlagerung erfährt. Nach den bisherigen Kenntnissen vom plantaren Hautleistensystem des Menschen glaube ich diese Verlagerung in engen Zusammenhang mit der Genesis des queren Hautleistenverlaufs bringen zu dürfen, deren mutmasslichen Modus ich an anderen Stellen ['05a, 120—121; '05b, 126] in schematischen Zeichnungen zur Darstellung brachte. Ich widmete deshalb einen Teil der folgenden Untersuchung wiederum dem Verhalten von t_9, dem mittleren und hinteren Plantarabschnitt und seinem Fibularrand.

Der folgenden Bearbeitung wurden beide Plantae von 27 Individuen, somit 54 Plantae unterzogen, die den Katalognummern 341—367 entsprechen.

Die Statistik über das Vorkommen des Triradius t_9 ergab zunächst ein entschiedenes Überwiegen der Fälle, in denen t_9 fehlt, und zwar ist dasselbe links bedeutend grösser als rechts. Die Zustände, die ich als veränderte oder sekundäre ansehe, sind also links durch viel mehr Fälle vertreten als rechts.

Tabelle XXIII.

Vorkommen des Triradius t_9.

	Absolute Zahlen		Prozentzahlen	
	Vorhanden	Fehlend	Vorhanden	Fehlend
Rechts	12	15	44,4	55,6
Links	7	20	25,9	74,1
Beiderseits	19	35	35,1	64,9

Vergleichen wir diese Resultate mit den früher bei Europäern, Togo und Yoruba sowie Eingeborenen von Holländisch-Nord-Neu-Guinea erhaltenen, so finden wir zunächst bei Betrachtung der letzten Rubrik von Tabelle XXIV, dass das Vorwiegen der Fälle ohne t_9 bei den Vorderindern viel ausgeprägter zutage tritt als bei den Europäern und den Togo- und Yoruba-Leuten. Dieselbe Erscheinung ist auch noch vorhanden, wenn wir die linken Plantae für sich betrachten; rechts aber stimmen die Vorderinder mit den genannten West-Afrikanern überein, während die Eingeborenen von Holländisch Nord-Neu-Guinea nahezu das Stadium erreichen, das den Vorder-Indern links zukommt. Bei den Europäern überwiegen die Fälle mit t_9 um 2,8 pCt.

Tabelle XXIV.

Prozentuales Vorkommen des Triradius t_9.

	Rechts		Links		Beiderseits	
	v.	f.	v.	f.	v.	f.
Europäer	51,4	48,6	44,8	55,2	48,5	51,5
Togo und Yoruba	44,0	56,0	46,1	53,9	45,1	54,9
Holl. Neu-Guinea	30,4	69,6	—	—	—	—
Vorder-Inder	44,4	55,6	25,9	74,1	35,1	64,9

Dass links die Fälle ohne t_9 in höherem Grade vorwiegen als rechts, gilt für die Europäer in geringerem Masse als für die Vorderinder; für die Togo und Yoruba trifft das Gegenteil zu.

Nachdem die Zahl der Fälle mit t_9 festgelegt ist, gehen wir nun zur Betrachtung des Verlaufs der Radien $R_{9\alpha}$ und $R_{9\gamma}$ in denselben über. Ich wählte wiederum die früher ['05a, 94 u. 95] unterschiedenen Lagetypen, für $R_{9\alpha}$ f—k, für $R_{9\gamma}$ a—d.

Tabelle XXV.

Verlauf der Radien $R_{9\alpha}$ und $R_{9\gamma}$ in den 19 Fällen mit t_9.

	Radius $R_{9\alpha}$					Radius $R_{9\gamma}$		
	zwischen $R_{2\alpha}$ und $R_{3\alpha}$	$R_{3\alpha}$	zwischen $R_{3\alpha}$ und $R_{17\alpha}$	$R_{17\alpha}$	proxim. v. $R_{17\alpha}$	zwischen $R_{13\alpha}$ und $R_{19\alpha}$	$R_{19\alpha}$	zwischen $R_{19\alpha}$ und $R_{2\alpha}$
	f	g	h	i	k	b	c	d
Rechts	5	—	4	—	3	5	4	3
Links	1	1	3	—	2	2	1	4
Beiderseits . . .	6	1	7	—	5	7	5	7

Eine Formel, die in der Weise aufgestellt wird, dass für die betreffende Individuengruppe die Zeichen der Verlaufstypen nach der Anzahl der Fälle geordnet werden, erhält für die Vorderinder folgende Gestalt:

Tabelle XXVI.

Die Lagetypen von $R_{9\alpha}$ und $R_{9\gamma}$ nach der Häufigkeit ihres Vorkommens geordnet.

		Rechts	Links	Beiderseits
$R_{9\alpha}$	Vorderinder	f h k	h k (f g)	h f k g
	Europäer	h k f i g	h k g i f	h k f g i
	Togo und Yoruba . .	k h i	k h f	k h (f i)
	Holl. Neu-Guinea . .	(f h) k	—	—
$R_{9\gamma}$	Vorderinder	b c d	d b c	(b d) c
	Europäer	b c d a	d b c	b d c a
	Togo und Yoruba . .	b c d	b (c d)	b c d
	Holl. Neu-Guinea . .	b c d	—	—

Aus meinen früheren Untersuchungen geht hervor, dass die Lagetypen k und a resp. b den ursprünglichen Zuständen am nächsten kommen, und dass infolgedessen diejenigen Gruppen, die am meisten Fälle auf dieselben vereinigen und somit ihre Formeln mit k resp. b beginnen, mit i, h resp. c fortsetzen und mit f resp. d endigen, primitive Stadien aufweisen. Für den Radius $R_{9\alpha}$ der Vorderinder sehen wir nun diesen Fall nicht eintreten; k findet sich nirgends an erster Stelle, wohl aber f und h. Die Vorderinder haben sich weiter vom primitiven Typus entfernt als die Europäer und die Togo- und

Fig. 18.

Distaler Abschnitt des linken Plantar-Diagrammes eines Telugu (Nr. 347) mit Triradius t_9, dessen Radien $R_{9\alpha}$ und $R_{9\beta}$ verhältnismässig primitive Lage haben. $1/2$ n. G.

Yorubaleute und werden in ihrem veränderten Zustand nur von den Eingeborenen von Holländisch Neu-Guinea nahezu erreicht. $R_{9\gamma}$ zeigt derartige sekundäre Zustände links in mehr Fällen als rechts, welche Eigenschaft die Vorderinder mit den Europäern gemeinsam haben.

Aus obiger Tabelle lassen sich nun durch Kombination der primitiven Lagetypen beider Radien die primitiven Zustände von t_9 in folgender Weise demonstrieren.

Tabelle XXVII.

Kombinationen primitiver Lagetypen von $R_{9\alpha}$ und $R_{9\gamma}$.

	kb	kc	kd	ib	hb	prim. t_9
Rechts	—	3	—	—	3	6 = 22,2 pCt.
Links	—	—	2	—	1	3 = 11,1 „
Beiderseits	—	3	2	—	4	9 = 16,6 „

Es ist aber auch hier zu konstatieren, dass die Kombinationen primitiver Lagetypen rechts in grösserer Zahl vorhanden sind als links. Davon, wie sich die Gesamtzahl der Fälle mit primitivem t_9 gegenüber der bei andern Rassen gewonnenen verhält, gibt Tabelle XXVIII eine Vorstellung.

Tabelle XXVIII.

Häufigkeit des primitiven Triradius t_9 bei verschiedenen Rassen.

Holländ. Nord-Neu-Guinea (Sch.) . . .	4,0	pCt.
Zentraleuropäer (Sch.)	15,0	„
Vorderinder (Sch.)	16,6	„
Anglo-Amerikaner (Wilder)	19,0	„
Togo und Yoruba (Sch.)	27,0	„
Maya von Yukatan (Wilder)	81,0	„

Wir sehen die Vorderinder nicht eine gegen die andern Rassen scharf getrennte Stellung einnehmen, sondern mitten in die Variationsbreite einer andern Rasse, nämlich in diejenige der Weissen, fallen. Sie liegen somit mit den Zentraleuropäern und den Anglo-Amerikanern dem sekundären, durch wenige Fälle mit primitivem t_9 repräsentierten Zustand weit näher als dem ursprünglichen.

Bei der Untersuchung des mittleren und hinteren Abschnittes der Planta hielt ich mich ganz an das früher beschriebene und durchgeführte Verfahren, weshalb ich auf die diesbezüglichen Kapitel meiner früheren Arbeit ['05a, 98—107] verweise. Die Untersuchungen erstrecken sich auf die vier folgenden Merkmale:

1. die Leistenrichtung in der Fersengegend,
2. die Leistenrichtung in der Mitte der Planta,
3. die distale, oft mit einer Figura tactilis versehene Partie des Fibularwulstes,
4. die Leistenrichtung am äusseren Fussrande.

Bei der Untersuchung der Fersenregion unterschied ich wiederum sechs Leistenverlaufstypen ['05a, 99], die sich in der vorliegenden Vorderinderserie folgendermassen verteilen:

Tabelle XXIX.
Verteilung der sechs Leistenbildertypen der Fersenregion.

	1	2	3	4	5	6
Rechts	—	2	12	10	2	1
Links	—	3	8	12	4	—
Beiderseits	—	5	20	22	6	1

Tabelle XXX.
Prozentuale Verteilung der sechs Fersentypen bei verschiedenen Menschenrassen.

	Rechts						Links					
	1	2	3	4	5	6	1	2	3	4	5	6
Zentraleuropäer	5,6	17,0	36,0	31,7	9,0	0,7	2,9	8,2	41,5	42,3	5,1	—
Togo und Yoruba . . .	12,2	24,3	48,3	8,1	8,1	—	11,8	19,5	57,9	11,8	—	—
Holl. N.-Neu-Guinea . .	4,4	17,5	78,1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Vorderinder	—	7,4	44,5	37,0	7,4	3,7	—	11,8	29,6	44,5	14,8	—

Die grösste Zahl der Fälle sehen wir auf Typus 3 und 4 verteilt, und zwar hat rechts ersterer, links letzterer das Übergewicht. In diesen beiden Eigenschaften reihen sich die Vorderindier den Zentraleuropäern an. Um genauer festzustellen, wie sich diese beiden Gruppen zueinander verhalten, vergleichen wir in jeder derselben die primitiven Typen (1 und 2) mit den sekundären (4 und 5). In beiden Gruppen überwiegt die Zahl der letzteren. Bei den Vorderindern ist die Differenz jedoch eine grössere; während sie z. B. für beide Seiten zusammen bei den Europäern 27,1 pCt. beträgt, steigt sie bei jenen auf 42,5 pCt. Als Beispiel weit primitiverer Zustände habe ich in den Tabellen XXX und XXXI noch die Gruppe der Togo und Yoruba beigefügt, die gerade entgegengesetzte Zahlenverhältnisse zeigen. Dort vereinigen sich die grössten Zahlen auf die Typen 2 und 3, und die primitiven Typen (1 und 2) überwiegen gegenüber den sekundären (4 und 5). Wenn wir davon absehen, dass die Europäer und Vorderinder in Typus 1 und 2 sich nahezu gleichkommen, so lassen sich die drei Gruppen in der Reihe Togo-Yoruba, Europäer, Vorderinder ordnen, wobei dieselbe für die primitiven Typen eine absteigende, für die sekundären eine aufsteigende Zahlenreihe darstellt.

Tabelle XXXI.

	Rechts			Links			Beiderseits		
	1 u. 2	3	4 u. 5	1 u. 2	3	4 u. 5	1 u. 2	3	4 u. 5
Europäer	22,6	36,0	40,7	11,1	41,5	47,4	16,9	38,6	44,0
Vorderinder	7,4	44,5	44,4	11,8	29,6	59,3	9,3	37,0	51,8
Togo und Yoruba	36,5	48,3	16,2	31,3	57,9	11,8	33,3	52,9	13,7

Noch ist der Tatsache zu gedenken, dass Typus 6 durch einen Fall vertreten ist. Damit ist diese Bildung, die bisher von Féré ['00b], Wilder ['04a], Whipple [04] und mir selbst ['05a] nur an Europäern beobachtet wurde, zum erstenmal bei einer fremden Menschenrasse konstatiert. Im allgemeinen stimmt die an der rechten Planta des Individuums Nr. 362 gefundene Figura tactilis nach Form und Lage mit den von Féré, Whipple und mir abgebildeten Fällen überein; d. h. sie ist ein nach der Fibularseite geschlossener Sinus. Auch dieser Fall bringt ebensowenig wie die früher beobachteten Fälle die Frage nach der Bedeutung der Fersenfigur ihrer Lösung wesentlich näher.

Whipple ['04, 361] spricht sich im Hinblick auf die bei Lagothrix gemachten Befunde für eine späte Entstehung der Figura tactilis der Ferse aus. Ich selbst ['05a, Fig. 103 u. 110] fand bei Hapale jacchus Kuhl und Chrysothrix sciurea Wagner auf der Ferse Partien, die noch kein System vollkommener Hautleisten aufweisen. Innerhalb der Unterordnung der Katarrhina konnte ich keine Spezies mit leistenloser Ferse bemerken. Whipple hat nach ihren Diagrammen ['04, 307, Fig. 26c, 334, Fig. 37b u. c] bei einem Exemplar von Inuus sp. auf der Ferse einen fibulo-distalwärts, bei einem Individuum von Cebus sp. einen entgegengesetzt gerichteten Sinus und bei einem Cebus fatuellus eine mit ihrer Längsachse in dieselbe Richtung fallende Ellipsis beobachtet. Eine Figura tactilis in Form eines — allerdings nicht hochentwickelten ['05, 52] — Sinus tritt in der von mir untersuchten Primatenserie zuerst bei Macacus auf und zwar unter 47 Fällen viermal, d. h. in 8,5 pCt.; bei Hylobates fand sie sich unter 78 Fällen 40 mal, d. h. in 51,3 pCt. Diese Hautleistenzeichnung stellt sowohl bei Macacus als bei Hylobates einen quergestellten, fibularwärts sich öffnenden Sinus dar ['05, 49, Fig. 129; 61, Fig. 139]. In den von Féré, Whipple und mir beschriebenen Fällen menschlicher Fersenfiguren sowie in dem hier (Fig. 19) vorliegenden Beispiel handelt es sich um einen Sinus, der sich tibialwärts öffnet und unter den an Affen gemachten Befunden am ehesten mit derjenigen verglichen werden kann, die ich an den beiden Plantae eines Gorilla (Fig. 21) machte. Dieser zeigt rechts einen transversal gerichteten Sinus, dessen crura tibialwärts sehen. Seinem vertex liegt ein Triradius an; zwei seiner Radien umfassen den Sinus, der dritte verläuft in distalwärts ausgebuchteter Linie nach dem Fibularrand und bildet so den vertex eines zweiten,

fibuloproximal gerichteten Sinus, welcher wahrscheinlich zu den Erscheinungen zu zählen ist, die Whipple ['04, 330] als „false patterns“ zusammenfasste und ich selbst ['05a] als „physiologische Figuren“ beschrieb. Die linke Planta desselben Gorilla wies ebenfalls den erstgenannten transversal liegenden Sinus auf, jedoch ohne den Triradius und den diesen begleitenden physiologischen Sinus. Prinzipiell gleiche Verhältnisse wie an der rechten Planta dieses Gorilla treten auf dem Sohlenabdruck eines europäischen Knaben zutage, den ich seinerzeit ['05a, 100, Fig. 178] publizierte und nun im Diagramm wiedergebe (Fig. 20). Die

Fig. 19. Fig. 20. Fig. 21.

Fig. 19. Rechtes Fersendiagramm eines Mohamedaners von Madras. — Fig. 20. Rechtes Fersendiagramm eines Europäers. — Fig. 21. Fersendiagramm eines Gorilla.

Richtung der Achse ist aber nicht quer, sondern tibio-distal. In dem vorliegenden Fall eines Inders entbehrt der Sinus des Triradius; er zeigt jedoch noch die Spuren eines solchen am Vertex. Wenn damit Anhaltspunkte dafür gegeben sind, dass sich diese Fersenfigur möglicherweise auf ein entsprechendes Gebilde bei Gorilla, vielleicht auch auf ein solches von Hylobates oder der niederen Simier bezieht, so ist andererseits die Vermutung, dass der Fersensinus der menschlichen Planta eine neue Bildung sein könnte, nicht von der Hand zu weisen, da der Fersensinus bisher gerade bei solchen Menschengruppen gefunden wurde, die sich durch stark veränderte Zustände auszeichnen, während er bisher bei den primitiveren Maya und Afrikanern nicht zur Beobachtung gelangte.

Auf diese Untersuchung der Fersenregion folgte diejenige des mittleren Abschnittes der Planta. Die folgende Zusammenstellung gibt ein Bild davon, wie sich die sechs früher aufgestellten Typen ['05a, 101] verteilen.

Tabelle XXXII.
Verlaufsrichtung der Leisten auf der Mitte der Planta.

	1	2	3	4	5	6
Rechts	—	2	22	3	—	—
Links	—	—	21	5	1	—
Beiderseits	—	2	43	8	1	—

Zunächst sehen wir, dass Typus 3, d. h. der quere Leistenverlauf durch die meisten Fälle repräsentiert wird; die beiden ihm am nächsten stehenden Formen, d. h. der primitivere Typus 2 und der sekundäre Typus 4 sind in Prozentsätzen vorhanden, welche die Gruppe der Vorderinder stärker von den primitiven Verhältnissen entfernt erscheinen lässt als die Europäer. Die folgende Liste zeigt die Vorderinder als Vertreter der kleinsten Zahl des Typus 2 und der grössten Zahl des Typus 4.

Tabelle XXXIII.
Prozentuale Verteilung der Typen 2 und 4 auf der Mitte der Planta.

	2 pCt.	4 pCt.
Togo und Yoruba.	9,8	3,9
Europäer	3,9	9,7
Vorderinder	3,7	14,8

Bei der Aufnahme der Fussabdrücke dieser Vorderinder-Serie unterliess ich bei keinem Individuum die von mir früher geforderte Spezial-

b Fig. 22. a

Rechter Plantarabdruck (a) einer Tamil-Frau (Nr. 355) nebst einem Spezialabdruck des lateralen Fussrandes. $^1/_2$ nat. Gr.

aufnahme des lateralen Fussrandes ['05a, 88] und vermochte deshalb an sämtlichen 54 Plantae sowohl die Untersuchung der Figura tactilis auf dem Fibularwulst als die Beobachtungen längs des Fibularrandes durchzuführen (Fig. 22).

Die Untersuchung nach der Anzahl der Typen der Figura tactilis des Fibularwulstes ergab zunächst folgende Liste:

Tabelle XXXIV.

Verteilung der Typen der Figura tactilis auf dem Fibularwulst.

	1	2	3	4	5	6	7	8
Rechts	—	—	1	1	20	5	—	—
Links.	1	—	—	3	21	2	—	—
Beiderseits . .	1	—	1	4	41	7	—	—

Weitaus die grösste Zahl der Fälle vereinigt Typus 5, d. h. die eigentliche Schleife auf sich. Sie kommt auf jeder Seite beinahe gleich oft vor und umfasst im ganzen 41 unter 54 Fällen oder 75,9 pCt. Die übrigen Typen treten dagegen spärlich auf. Eine besonders extreme Stellung nimmt die Gruppe der Vorderinder in bezug auf Typus 1 ein. Diesen von Typus 5 am weitesten entfernten Typus fand ich bei den Togo und Yoruba in 22,5 pCt. und bei den Europäern in 19,6 pCt., wogegen er sich bei den Vorderindern nur in einem Fall, d. h. in 1,8 pCt. ermitteln liess. Aus diesen Mitteilungen schon lässt sich nun schliessen, dass der Sinus des Fibularwulstes, der in obiger Tabelle als Typus 5 figuriert, hier weit häufiger auftritt, als in den andern Gruppen. Die folgenden Prozentzahlen, denen ich diejenigen beifügte, die ich nach den Tabellen Wilders ['04a, 271 u. 285] berechnete, bestätigen diesen Schluss.

Tabelle XXXV.

Die Häufigkeit des Sinus auf dem Fibularwulst bei verschiedenen Menschenrassen.

	Rechts pCt.	Links pCt.	Beiderseits pCt.
Maya n. Wilder ['04a, 271]	8	8	8
Weisse ♀ n. Wilder ['04a, 272]	15,4	11,5	13,5
Europäer n. Sch.	38	34	36
Togo und Yoruba n. Sch.	50	37	43,5
Neger d. U. S. A. n. Wilder ['04a, 285] . . .	43	57	50
Vorderinder n. Sch.	74	77,7	75,9

Wenn diese Tabelle in bezug auf das Verhältnis der Vorderinder zur Gesamtheit der übrigen untersuchten Gruppen keinen Zweifel lässt, so gibt sie uns in bezug auf die Stellung zu jeder einzelnen Gruppe Resultate, die mit denjenigen, welche die Untersuchungen über andere Merkmale der Planta zeitigten, nicht parallel gehen. Von den Maya sind die Vorderindier auch hier durch eine grosse Kluft getrennt, während ihnen die afrikanischen Gruppen relativ am nächsten stehen. Durch letztere von den Vorderindern getrennt, nehmen die Europäer diesen

gegenüber eine ungewöhnliche Stellung ein, was besonders zutage tritt, wenn Wilders Beobachtungen an Anglo-Amerikanern zum Vergleich herangezogen werden. In diese Verhältnisse wird erst Klarheit kommen, wenn wir die Bedeutung der Schleife auf dem Fibularwulst kennen. Whipple ['04, 351] hebt hervor, dass es sich im „hypothener pattern" möglicherweise um den Rest nur einer Portion der Figur auf dem fibularen Polster der niedern Primaten handle. Die Tatsache, dass sich an dieser Stelle bei vielen Affenspezies Doppelfiguren finden, was auch durch meine eigenen Diagramme belegt ist, spricht allerdings für diese Ansicht. Whipple ['04, 361] sagt ferner, dass der in Begleitung mit dem Fersensinus auftretende Triradius ein Rest eines Abschnittes der Fibularwulst-Figur sei, dessen Grenzlinie mit derjenigen des Fersensinus sich vereinigt habe. Diese Behauptung lässt sich vielleicht mit Beobachtungen in Zusammenhang bringen, die ich anlässlich meiner statistischen Untersuchungen über die 4 Figuren f_1—f_4 des Fibularwulstes von Macacus, Hylobates und Anthropopithecus troglodytes machte ['05a, 49—52, 64, 76]. Die Figur f_4 zieht sich in manchen Fällen bis in die Gegend der Ferse und ist zuweilen vom Sinus der letzteren durch eine Linie getrennt, die den Radius eines Triradius t_{20} darstellt ['05a, 63 Fig. 141]. Wie wir aber den Fersensinus nicht ohne weiteres demjenigen der Affen gleichstellen können, so ist auch t_{20}, der tibial liegt, vorläufig nicht mit dem fibular gelegenen menschlichen Fersentriradius und ebenso f_4 nicht mit den entsprechenden Leistenzügen der Planta des Menschen zur Deckung zu bringen.

Bei allen diesen Möglichkeiten scheint mir indessen die Frage nach der Bedeutung der menschlichen Fibularschleife nicht von dem Problem der Entstehung des Querverlaufs der Leisten auf der Planta und damit der Wanderung des Triradius t_9 getrennt werden zu können. Erst wenn diese letzteren Vorgänge einigermassen klar gelegt sein werden, wird man auch an das Problem der Deutung der Figura tactilis des Fibularwulstes herangehen können. Bevor ich die Figura tactilis verlasse, möge noch eine kurze Zusammenstellung über ihre Lage folgen:

Tabelle XXXVI.

Die Lage der Figura tactilis und ihrer Vorstadien.

	$^1/_8$	$^1/_7$	$^1/_6$	$^1/_5$	$^1/_4$
Rechts . .	1	—	11	9	1
Links . . .	2	5	10	5	2
Beiderseits .	3	5	21	14	3

Bezüglich der Bedeutung obiger Bruchzahlen verweise ich auf meine früheren Angaben ['05a, 105]. Im wesentlichen finden wir Übereinstimmung mit den an Europäern gemachten Beobachtungen. Die grösste Zahl der Fälle vereinigt auch hier die Bruchzahl $^1/_6$ auf sich.

Von besonderer Bedeutung für die Erforschung der Entstehung der Querlinierung der menschlichen Planta ist eine genaue Registrierung der am Fibularrand auftretenden Zustände. Darauf habe ich an anderer Stelle hingewiesen ['05a, 105 u. 106]. Was ich in bezug auf diese Verhältnisse bei den Vorderindern beobachten konnte, findet sich in folgender Tabelle zusammengestellt:

Tabelle XXXVII.
Die Verlaufsformen am äusseren Plantarrand.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9
Rechts.	4	2	6	4	2	8	—	1	—
Links	1	1	1	3	2	19	—	—	—
Beiderseits . . .	5	3	7	7	4	27	—	1	—

Tabelle XXXVIII.
Vergleichende Übersicht über das prozentuale Vorkommen der 9 Typen des Verlaufs am äusseren Plantarrand.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9
Togo und Yoruba	20,6	11,8	26,5	—	11,8	23,5	—	5,8	—
Zentral-Europäer	34,6	7,2	17,8	2,5	13,5	19,4	0,4	4,2	0,4
Vorderinder	9,3	5,6	12,9	12,9	7,4	50,0	—	1,9	—

Diejenige Form, worauf zunächst das Augenmerk gerichtet wird, der Typus 5, kommt bei den Vorderindern in einem kleinen Prozentsatz vor. Auch die Typen 2, 3 und 4 sind durch wenige Fälle vertreten. Somit haben sich, wenn wir vom Typus 4 absehen, die Vorderindier von dem Stadium, in dem der Zusammenhang zwischen den vorderen und den hinteren Querleisten der Planta lateral noch erhalten oder wenigstens angedeutet ist, weiter entfernt als die Europäer und die untersuchten westafrikanischen Gruppen. Dieses Resultat steht im Einklang mit den übrigen auf die Genesis des Querverlaufs bezüglichen Ergebnissen. Charakteristisch ist für die vorliegende Gruppe, dass sie die Grosszahl ihrer Fälle auf Typus 6 konzentriert, während bei den Europäern die grösste Zahl dem Typus 1 zufällt.

Standen die bisher beachteten Merkmale alle in irgend einem Connex mit dem Triradius t_9, so drehen sich die folgenden Beobachtungen vornehmlich um t_{13}. Indem ich wiederum auf früher Gesagtes ['05a, 110] bezug nehme, gehe ich daran, t_3 auf folgende drei Eigenschaften zu untersuchen:

1. auf seine Lage bzw. das Längenverhältnis von $R_{13\beta}$ und $R_{13\gamma}$;
2. auf den Verlauf von $R_{13\alpha}$;
3. auf die Häufigkeit und Situation eines triradius accessorius.

Über den ersten Punkt orientiert nachfolgende Tabelle.

Tabelle XXXIX.

Statistik über die tibiale, fibulare und mittlere Stellung von t_{18}.

	Tibiale St.	Fibulare St.	Mittlere St.
Rechts	18	7	2
Links	15	9	3
Beiderseits.	33	16	5

Was ich früher schon für Vertreter verschiedener Menschenrassen konstatieren konnte, zeigt sich auch hier, nämlich das Vorwiegen der tibialen Stellung gegenüber der fibularen. Das gilt sowohl für die rechte als für die linke Seite und somit auch für die Summe der Fälle beider Seiten. Rechts ist die Tendenz nach der tibialen Stellung grösser als links. Prüfen wir die drei übrigen von mir untersuchten Gruppen, so sehen wir das Überwiegen der tibialen Fälle nur noch bei den Europäern, rechts in auffallend übereinstimmender, links in wenig abweichender Weise. Im Gegensatz zu diesen beiden Gruppen herrscht bei den Togo-Yoruba und den Nord-Neuguinea-Leuten die fibulare Stellung vor und zwar auf der — hier allein kontrollierbaren — rechten Seite wiederum sehr übereinstimmend. Im weiteren unterscheiden sich diese beiden Gruppen von den Vorderindiern und Europäern dadurch noch wesentlich, dass bei ihnen der Mittelstellung der ansehnliche Prozentsatz von etwa 20 pCt. zukommt, während bei letzteren für die Mittelstellung nur etwa 7,5 pCt. übrig bleibt. Als allgemeines Gesetz geht durch die drei in Frage kommenden Gruppen nur die rechts stärker ausgebildete Tendenz nach der Tibialstellung.

Tabelle XL.

Prozentuale Verteilung der drei Stellungen von t_{18}.

	Rechts			Links		
	t	f	m	t	f	m
Europäer	66,2	26,0	7,8	64,4	28,8	6,6
Togo und Yoruba	28,0	52,0	20,0	16,0	68,0	16,0
Nord-Neu-Guinea	26,0	52,0	22,0	—	—	—
Vorderinder	66,6	25,9	7,5	55,6	33,3	11,1

Nachdem die Lage des Triradius t_{18} behandelt ist, gehe ich zur Besprechung des Verlaufs seines Radius R_{13a} über. Dabei gehe ich in gleicher Weise vor wie früher ['05a, 111], d. h. ich trenne zunächst tibialen und fibularen Verlauf und unterscheide innerhalb der letzten Art nach der Lage des Radius zu den Triradien der Metatarsophalangeal-Region wiederum verschiedene Modi. Dazu kommen noch die Fälle, in denen der Radius sich nach Art einer Spirale aufrollt.

Tabelle XLI.

Verlauf von $R_{13\alpha}$.

	Tibialw. laufend	zwischen t_{13} u. t_{19}	zwischen t_{19} u. t_2	zwischen t_2 u. t_3	spiralgerollt rechts	spiralgerollt links
Rechts . . .	7	19	—	—	1	—
Links. . . .	3	14	2	1	—	7
Beiderseits .	10	33	2	1	1	7

Rechts sowohl als links sind die fibularen Verlaufsarten mit weit mehr Fällen vertreten als die tibialen. Diese Tatsache konnte ich früher schon für die Europäer und die Nord-Neuguinea-Gruppe feststellen, nicht aber für die Westafrikaner, die das Gegenteil — wenn auch nicht so extrem — beobachten liessen. Unter den fibularen Verlaufsarten vereinigt diejenige zwischen t_{13} und t_{19} in allen Gruppen die grösste Anzahl der Fälle auf sich. Die folgende Tabelle zeigt, wie sie sich zur tibialen Verlaufsart verhält. Die Togo und Yoruba setzen sich auch hier in Gegensatz zu den Vorderindern, denen sich zunächst die Europäer und im weiteren auch die Nord-Neuguinea-Leute anschliessen.

Tabelle XLII.

Die beiden häufigsten Verlaufsarten von $R_{13\alpha}$ prozentual zusammengestellt.

	Rechts		Links	
	Tib. laufend	zwischen t_{13} u. t_{19}	Tib. laufend	zwischen t_{13} u. t_{19}
Europäer	16,9	62,6	14,0	58,5
Togo und Yoruba	56,0	24,0	40,0	16,0
Nord-Neu-Guinea	26,0	34,7	—	—
Vorderinder	25,9	70,3	11,1	51,8

Um die Untersuchungen über die Zustände des Grosszehenballens zu vervollständigen, lasse ich hier noch 2 Tabellen folgen, die über die Häufigkeit und Lage des Triradius accessorius unterrichten.

Tabelle XLIII.

Häufigkeit und Lage des Triradius accessorius.

	Nicht vorhanden	Tibiale Lage	Fibulare Lage	Vorhanden
Rechts . . .	17	7	3	10
Links . . .	15	8	4	12
Beiderseits .	32	15	7	22

Tabelle XLIV.
Prozentuale Zusammenstellung über die Häufigkeit des Triradius accessorius.

	Rechts		Links	
	nicht vorhanden	vorhanden	nicht vorhanden	vorhanden
Europäer	69,0	31,0	65,4	34,6
Togo und Yoruba	56,0	44,0	44,0	56,0
Holl. Nord-Neu-Guinea .	73,9	26,1	—	—
Vorderinder	62,9	37,1	55,5	44,5

Zunächst weisen die Vorderinder mehr Fälle ohne als mit Triradius accessorius auf und unter jenen überwiegen wiederum diejenigen mit tibialer Lage. Auch bei den Europäern und Nord-Neuguinea-Leuten tritt die erste der beiden genannten Erscheinungen zutage. Ferner ist bei Vorderindern und Europäern auf der linken Seite die Anzahl der Fälle mit Triradius accessorius auf Kosten derjenigen ohne denselben im Vergleich mit der rechten vergrössert. Bei den Togo und Yoruba geht die Tendenz so weit, dass links absolut mehr Fälle mit als ohne Triradius accessorius vorhanden sind. Die Differenz zwischen der Anzahl beider Typen ist bei der westafrikanischen Gruppe am kleinsten; Europäer und Vorderinder nehmen Mittelstellungen ein, und die grösste Differenz zeigen die Eingeborenen von Holländisch Nord-Neuguinea.

Fig. 23.

Wirbelform auf dem rechten Grosszehenballen eines Mannes aus Gudscharât (Nr. 353). $^2/_3$ nat. Gr.

Haben wir schon durch diese Statistik über den Triradius accessorius und damit über das gleichzeitige Auftreten zweier Radien auf dem Grosszehenballen eine Vorstellung von der Häufigkeit jener geschlossenen, mehr oder weniger zirkulären Formen erhalten, die zuerst Galton ['95, 68] als „whorls“ bezeichnete, so wird uns eine Untersuchung im Sinne Wilders [04a, 248–251] noch des weiteren über den Charakter des „Hallucal pattern“ der Vorderinder unterrichten.

Tabelle XLV.
Übersicht über die Häufigkeit der verschiedenen Figuren auf dem Grosszehenballen.

	Absolute Zahlen			Prozent-Zahlen		
	Rechts	Links	Beiderseits	Rechts	Links	Beiderseits
W	10	12	22	37,3	44,4	40,7
A	15	12	27	55,5	44,4	50
AC.	0	1	1	0	3,7	1,8
B	2	2	4	7,5	7,5	7,5

Die Hälfte aller Fälle sind durch den Typus A, d. h. durch den Sinus repräsentiert, der sich ins erste Zeheninterstititium öffnet. Rechts sehen wir die Wirbelform W um 18,2 pCt. hinter demselben zurückbleiben, links aber genau mit ihm übereiustimmen. Von anderen Typen finden wir bei den Vorder-Indern nur AC und B; beide sind mit wenigen Fällen verzeichnet.

Tabelle XLVI.

Die prozentuale Verteilung der Grosszehenballen-Figuren bei verschiedenen Menschenrassen.

	Neger U. S. A.	Maya	Anglo-Amer.	Vorder-Inder
W	47,8	11,5	38	40,7
A	13,1	80,7	49	50
B	21,7	3,8	10	7,5
C	—	—	1	—
AC.	4,3	—	1	1,8
BC.	13,1	—	1	—
AB	—	3,8	—	—

Das oben geschilderte Verhältnis zwischen Typus W und Typus A kommt auch — allerdings in verschiedenem Grade — den Maya und Anglo-Amerikanern zu. Am stärksten überwiegt A bei den Maya, bedeutend schwächer bei den Anglo-Amerikanern und am geringsten bei den Vorder-Indern. Im Gegensatz zu diesen drei Gruppen übersteigt bei den Negern der U. S. A. Typus W durch die Zahl seiner Fälle den Typus A. Da es meiner Ansicht nach heute noch nicht ausgemacht ist, welche morphologische Bedeutung dem Grosszehenballen und somit auch den darauf vorkommenden Figurae tactiles zuzuschreiben ist, lassen sich obige Prozentzahlen vorläufig nicht weiter interpretieren. Die Gruppe der Neger scheidet sich auch noch durch die relativ hohe Prozentzahl des Typus B, d. h. des medianwärts sich öffnenden Sinus von den drei übrigen Gruppen, und ebenso weist sie Typus BC in einer sonst nicht beobachteten prozentualen Höhe auf.

Auf die Untersuchung des Grosszehenballens folgte schliesslich noch diejenige der Metatarsophalangealregion der 2. bis 5. Zehe. Schon bei einer blossen Durchmusterung der Abdrücke fiel die häufige Wiederholung reduzierter Zustände auf, d. h. der Charakter der geschlossenen Figuren war relativ selten zu sehen, und in besonders vielen Fällen öffneten sich die Felder entweder in ihrer ganzen Breite oder nur zum Teil in proximaler Richtung. Die folgenden statistischen Tabellen belegen diese, schon bei oberflächlicher Betrachtung konstatierten Tatsachen zahlenmässig. Ich legte diesen Untersuchungen den Modus von Wilder ['04a] zugrunde, wonach die Verhältnisse jeder Planta in einer knappen Formel ausgedrückt sind, deren Aufstellung in der mehrfach zitierten Arbeit des Autors behandelt ist. Hier möge nur angeführt werden, dass

Tabelle XLVII.

Formeln der Metatarsophalangealregion von 27 Vorder-Indern.

	Rechte Planta				Linke Planta			
341	Wcsp	0	0	0	Wc	0	0	0
342	A	+ 2	Cl + 1, 0	0	B	0	0	0
343	Wsp	L + 2	ClL + 1, 0	0	Wc	L 0,	0	0
344	B	0	0 Clt 0, 5	5 Cl	AC	Clt + 13	0 + 3 Cl	+ 2, 0
345	A	5	5 + 3 Cl	+ 2	Wsp	0, 5	5 + 3 Cl	+ 2
346	A	+ 3 + 2	Cl + 1	+ 1, 0	A	+ 2	Cl + 1	0
347	Wamygd	L + 3	+ 3 Cl	+ 2 + 1 + 13, 0	Wsp	On + 3	+ 3 Cl	+ 2 + 1, 0
348	A	L 0	0	0	A	0 L	0 + 3 Clt	+ 2, 0
349	A	0	0, 5	5 Cl	A	+ 15 0	0	0
350	A	0	0	0	A	0	0	0
351	A	L 0	0	0	A	On L	0	0
352	Wvt	5 + 3 + 2	Cl + 1	1	Wcsp	0	0 Cl 0	0
353	Well	L + 3 + 2	Cl + 1	+ 1 + 13, 0	Wsp	L + 3	+ 3 L Cl	+ 2 + 1, 0
354	Wsp	Cl + 13	+ 13, 0 Clt	0 Clt 0	Wsp	+ 2 L Cl	+ 1 + 13 0 Cl	0
355	Wcvt	0	L 0	0	A	0	L 0	0
356	A	0 + 2	Clt + 1	0	A	0	0 + 3 Cl	+ 2
357	Well	L + 3 + 2	ClL + 1	+ 1 + 13, 0	Wsp	+ 3 ClL + 2	Cl + 1	+ 1, 0
358	A	L 5 + 3	+ 3 Cl	+ 2 + 1	A	0 L 5	5 + 3 Cl	+ 2
359	B	0	+ 3 L Cl	+ 2, 0	B	0	0 L	0
360	A	0	Clt On	0	A	0	Cl	0
361	A	0 + 2	Cl + 1, 0	0	Wc	0	L + 3 Cl	+ 2, 0
362	A	0 + 3	+ 3 Cl	+ 1, 0	A	0	0	0
363	A	0	0	0	A	0	0	0
364	A	0	0	0	A	0	0	0
365	Wcsp	0	0	0 Clt 0	Wc	0	0	0
366	A	0	0	0	Wc	+ 15 0	0	0
367	Wsp	On L + 2	Cl + 1 On	On Clt 0	Wc	L 0 + 2	Clt + 1	0 Clt 0

Wilders Area 1 dem Feld entspricht, das sich zwischen $R_{19\alpha}$ und $R_{2\alpha}$ ausdehnt, Area 2 demjenigen zwischen $R_{2\alpha}$ und $R_{3\alpha}$ und Area 3 demjenigen zwischen $R_{3\alpha}$ und $R_{17\alpha}$. Sind diese Felder durch den bogenförmigen Verlauf ihrer Linien proximalwärts geschlossen, so wird das durch das Zeichen Cl ausgedrückt; ist das nicht der Fall und steht dem proximalen Verlauf der Leisten nichts im Wege, so haben wir es mit einer offenen Area O zu tun. Der Buchstabe L wird zur Bezeichnung der distalwärts bogenförmig geschlossenen Felder verwendet; das +-Zeichen deutet die Verschmelzung der betreffenden Area mit einer anderen an. Das proximalwärts von $R_{17\alpha}$ gelegene Gebiet trägt die Zahl 5, das zwischen $R_{19\alpha}$ und $R_{12\alpha}$ befindliche die Zahl 13. Den Areae, die Verbindungen mit diesen Regionen aufweisen, werden diese Zahlen ebenfalls beigegeben. Schliesslich möge diesen kurzen Bemerkungen noch angefügt werden, dass einer Area die Kombination zweier oder mehrerer der obigen Fälle zukommen kann, wie wir das gerade bei den Vorder-Indern recht häufig bemerken.

Fig. 24.

Distaler Abschnitt des rechten Plantar-Diagrammes eines Mohamedaners aus Madras (Nr. 354) mit primitiven Zuständen der Metatarsophalangeal-Region $^1/_2$ nat. Gr.

Diese Tabelle lässt nun die Zustände jeder Area mit Einschluss des Grosszehenballens individuell erkennen, wozu allerdings bemerkt werden muss, dass die Formen der Figurae tactiles im alten Purkinjeschen Sinn nur in einer beschränkten Zahl der Fälle aus den Formeln herausgelesen werden können. In den folgenden Tabellen ist dargestellt, wie viele Fälle bzw. welche Prozentsätze auf jeden der fünf Haupttypen fallen. Dabei ist nicht Rücksicht darauf genommen, ob der betreffende Typus, z. B. O, die Area allein beherrscht oder ob er in Kombination mit anderen Typen, z. B. + 3 Cl, auftritt. Daraus erklärt es sich, dass sich die Prozentzahlen in Tabelle XLIX nicht zu 100 pCt. ergänzen, sondern zusammen mehr ausmachen.

Tabelle XLVIII.

	Rechts			Links			Beiderseits			Total
	1	2	3	1	2	3	1	2	3	
O	17	17	22	22	18	24	39	35	46	120
Cl	1	17	5	3	14	1	4	31	6	41
+	13	16	8	9	11	9	22	27	17	66
L	8	4	—	8	4	—	16	8	—	24
5	3	3	2	2	2	—	5	5	2	12

Tabelle XLIX.

	Anglo-Amerikaner			Maya			Neger d. U. S. A.			Vorder-Inder		
	1	2	3	1	2	3	1	2	3	1	2	3
O	59,7	45,1	83,6	15,4	11,5	42,2	58,7	41,3	58,7	72,2	64,8	85,1
Cl	26,0	55,7	13,5	15,4	80,7	38,4	13,1	56,5	23,8	7,4	57,4	11,1
+	18,3	8,6	11,5	50,0	11,5	42,2	28,3	8,6	28,3	40,7	50,0	31,4
L	20,2	9,6	1,9	23,0	7,7	—	21,7	6,5	—	29,6	14,8	—
5	1,9	1,9	—	30,8	7,7	—	6,5	2,2	4,3	9,2	9,2	3,7

Auch die statistische Betrachtung führt uns zu dem Resultat, dass der Typus O weit stärker vorherrscht als irgend einer der anderen. Von diesen steht ihm der mit dem +-Zeichen bezeichnete mit 66 Fällen am nächsten, während die drei übrigen Typen, die als primitive Zustände aufzufassen sind, mehr in den Hintergrund treten. Können wir aus obiger Tabelle schon einiges über den Vergleich mit anderen Rassen entnehmen, so gibt uns die folgende kurze Zusammenfassung ein noch übersichtlicheres Bild.

Tabelle L.

	O	Cl	+	L	5
Anglo-Amerikaner	62,8	31,7	12,8	10,9	1,3
Maya	23,0	44,8	34,6	10.2	12,8
Neger d. U. S. A.	52,9	31,1	21,7	9,4	4,3
Vorder-Inder	74,0	25,1	40,7	14,8	7,4

Der Typus O zeigt bei den Vorderindern die stärkste Vertretung, bei den Maya die schwächste. Ersteren stehen die Anglo-Amerikaner, letzteren die Neger der U. S. A. näher. Die Anglo-Amerikaner und die Neger der U. S. A. sind durch die kleinste Differenz voneinander getrennt. Im Einklang mit diesen Resultaten ergab sich für den Typus Cl die maximale Individuenzahl bei den Maya, die minimale bei den Vorderindern, während die übrigen Gruppen, zwischen diesen stehend, sich nahezu gleich kommen. Diese Ergebnisse waren durchaus zu erwarten; denn aus Untersuchungen in der Reihe der Primaten geht hervor, dass der Typus Cl einen primitiven Zustand bedeutet, der an eine hohe Entwicklung der Ballen der Metatarsophalengealregion gebunden ist, während O ein sekundäres, mit der Reduktion der Ballen einhergehendes Stadium darstellt. Schon vom Genus Papio zum Genus Macacus war ein bedeutender Schritt in der Richtung der proximalwärts offenen Figuren zu beobachten (Sch. '05a, 50). Auf dem mittleren Metatarsophalangeal-Ballen fand sich der proximalwärts offene Sinus — den wir hier als Repräsentanten des Typus O bei niederen Affen anführen könnnen — bei

Papio in 0 pCt., bei Macacus in 14,9 pCt. und bei Cercopithecus in 16 pCt. Stellen wir diese Zahlen den für die Area 2 der vier menschlichen Gruppen gewonnenen gegenüber, so finden wir zunächst keine Gruppe, worin Typus O nicht vertreten wäre. Die kleinste Prozentzahl aber — durch die Maya belegt — fällt in die Variationsbreite der drei genannten Affen-Genera, während die prozentualen Ziffern der Neger der U. S. A., der Anglo-Amerikaner und Vorderinder sich weit über dieselbe erheben. In denselben Gruppen, die sich in bezug auf andere plantare Merkmale, z. B. den Triradius t_9, als primitiv erwiesen, finden wir somit den primitiven Typus Cl in grösserer Menge als den sekundären Typus O, und umgekehrt tritt Typus Cl in denjenigen Gruppen, die wir aus anderen Gründen als sekundär verändert betrachten, wie bei den Vorderindern gegenüber Typus O sehr zurück. Weniger leicht fällt die Deutung der drei anderen Typen. Zwar sind die für die Typen + und L gewonnenen Zahlen, soweit sie die Vorderinder allein betreffen, an sich durchaus verständlich und stehen zu den bisherigen Ergebnissen nicht im Gegensatz. Ein Vergleich mit den drei übrigen Gruppen zeitigt jedoch nicht dieselbe Reihe als Resultat, die wir nun schon mehrfach konstatieren konnten. Für den ersten der beiden genannten Typen fehlt uns eine befriedigende Erklärung, für den zweiten ist sie zum mindesten komplizierter als für O und Cl. Je näher die einzelnen Ballen und damit die auf ihnen befindlichen Figurae tactiles der ursprünglichen Form stehen, um so deutlicher ist noch die Selbständigkeit eines jeden derselben ausgeprägt. Mit der fortschreitenden Nivellierung des Ballenreliefs und der damit verbundenen Auflösung der circumscripten geschlossenen Figurae tactiles geben diese ihre Selbständigkeit allmählich auf und verschmelzen miteinander. So lassen sich z. B. die Hautleisten der linken Planta von Individuum 353 sowohl aus Area 1 als aus Area 2 in die Area 3 verfolgen, und ähnliche Beispiele von Verschmelzung der Areae weisen die Vorderinder eine ganze Anzahl auf. Laut unserer Tabelle kommen sie in 40,7 pCt. vor. Dieser relativ hohe Prozentsatz befremdet nun nach

Fig. 25.

t_{13} t_{19} t_2' t_3 t_{17}

Abdruck der linken Planta einer Tamil-Frau (Nr. 355) mit sekundär veränderten Zuständen der Metatarsophalangeal-Region. $^1/_2$ nat. Gr.

den obigen Überlegungen keineswegs; aber um so weniger verständlich ist zunächst, dass die Maya, die sich gerade mit Rücksicht auf die Metatarsophalangealregion als primitiv herausstellten, den Vorderindern mit 34,6 pCt. weit näher stehen als die Anglo-Amerikaner und die Neger der U. S. A. Nun muss die Frage allerdings offen gelassen werden, ob es Fälle gibt, in denen die Entwicklung des Typus O aus Typus Cl vor sich geht, ohne die Selbständigkeit der einzelnen Area zu beeinträchtigen. Wäre das der Fall, so dürfte vielleicht ein Teil der in Tabelle L zum Ausdruck kommenden „Unregelmässigkeiten" in der Verteilung der Prozentzahlen auf Rechnung dieser 2. Modifikationsart zu setzen sein. Eine andere Erklärung ist vielleicht darin zu suchen, dass der Prozess der Verschmelzung oft schon sehr früh einsetzt, d. h. wenn die Figurae tactiles noch durch wohlentwickelte Stadien charakterisiert sind, oft sich aber erst geltend macht, wenn die Auflösung der primitiven Figurae tactiles schon weit fortgeschritten ist. Schon bei den mit den vollendetsten Ballenformen versehenen Vertretern des Genus Papio konnte ich ['05a, Fig. 120—125] die Anfänge der Verschmelzung des öfteren konstatieren, und es ist möglich, dass bei den Maya eine analoge Erscheinung vorliegt, während bei den Anglo-Amerikanern die Verschmelzung vielleicht relativ spät eintritt. Bevor die Reduktionsvorgänge in der Metatarsophalangealregion genauer bekannt sind, muss eine entscheidende Deutung der für Typus + gewonnenen Zahlen ausbleiben. Heute lässt sich nur sagen, dass aus der prozentualen Vertretung von Typus + nicht direkt auf das Stadium der Areae der Metatarsophalangealregion geschlossen werden darf. Einfacher ist die Erklärung der für Typus L erhaltenen Zahlenreihe, da er sowohl die primitiven, z. B. die mit Cl kombinierten, als auch die sekundären, z. B. die mit O kombinierten Fälle enthält und somit gleiches prozentuales Vorkommen verschiedene Bedeutung haben kann. Das mag nun folgende Tabelle noch zeigen, in der Typus L nach den sechs hier vorkommenden Kombinationstypen geordnet ist.

Tabelle LI.

	Zahl der Plantae	Typus L kombiniert mit						
		O	Cl	+ 1	+ 2	+ 3	5	5 Typen
Maya	26	—	3,8	—	1,3	5,1	—	10,7
Neger der U. S. A.	46	4,3	2,2	—	—	2,2	0,7	5,1
Anglo-Amerikaner	26	4,7	4,7	0,3	0,6	0,3	0,3	7,5
Hinterinder	54	6,8	1,8	—	0,6	4,9	0,6	7,9

Somit sehen wir zunächst die Hinterinder mit der grössten Zahl OL und der kleinsten ClL vertreten. Stellt man ferner die „5 Typen", d. h. ClL, + 1 L, + 2 L, + 3 L, 5 L zusammen dem Typus OL gegenüber, so findet man in allen Gruppen letzteren hinter dem ersteren zurücktreten.

Das ist bei den Maya am schärfsten, bei den Hinterindern am schwächsten ausgesprochen.

Soviel über den Typus L. Bezüglich des Typus 5 beschränke ich mich diesmal auf die in den Tabellen L und LI aufgeführten Zahlen. Wenn die Zahl der Abdrücke von Hinterindern einmal stärker angewachsen ist, wird es vielleicht möglich sein, auch diese Ziffern befriedigend zu deuten.

Geringe Ausbeute bieten die Zehen, da sie, wie das gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, auf den Fussabdrücken nur in sehr unvollkommener Weise erscheinen. Die diagrammatische Aufnahmemethode, die ich an anderer Stelle ['05a, 89, 113] empfahl, konnte aus äusseren Gründen nicht zur Anwendung kommen. Meine Beobachtungen beschränken sich daher auf folgende Einzelheiten: An der Grosszehe, die auf den Abdrücken verhältnismässig am besten ausfällt, tritt der fibularwärts geöffnete Sinus obliquus weitaus am häufigsten auf. An beiden Plantae von Nr. 355 war er bis zum Typus a reduziert. In einigen wenigen Fällen konnte ich höhere Formen feststellen, so an der linken Grosszehe von Nr. 349 eine Ellipsis, an derjenigen von Nr. 364 eine Spirale. Die Abdrücke des Ceyloners Nr. 345 liessen rechts an der zweiten Zehe eine Spirale, an der vierten einen Vortex duplicatus, links an der zweiten Zehe einen Vortex duplicatus, an der dritten eine Spirale erkennen. Ferner scheint mir an der zweiten Zehe des rechten Fusses jene Form vorzuliegen, die ich schon früher an der zweiten und dritten Zehe von Europäern beobachtete und mit einer bei Schimpansen auftretenden Figur in Beziehung brachte ['05a, 114].

Zusammenfassung der Resultate.

Sollen wir über die Bedeutung der prozentualen Vertretung bestimmter Merkmale innerhalb einer anthropologischen Gruppe uns klar werden, so ist nicht nur ein Vergleich mit anderen Gruppen geboten, sondern namentlich die stete Bezugnahme auf die Zustände der Primaten unerlässlich; denn nur wenn diese letzte Forderung erfüllt wird, werden wir ein Urteil darüber bekommen können, ob wir ein bestimmtes Merkmal in primitiver Form oder auf sekundärer, veränderter Stufe vor uns haben, während die Erfüllung der ersten Forderung uns ein Bild darüber gibt, wie die verschiedenen Rassen in bezug auf dieses Merkmal zueinander stehen. Ich habe in dieser Arbeit beiden Aufgaben gerecht zu werden versucht, und es erübrigt mir nunmehr noch, die diesbezüglichen Resultate im Zusammenhang kurz darzustellen.

Für die Beurteilung der Zustände der Palma fallen die Merkmale der Metacarpophalangealgegend ganz besonders ins Gewicht. Wir sahen diejenige Stellung der Hautleisten, die für ihre Funktion am günstigsten ist, d. h. die Transversalstellung, sehr häufig auftreten und die Tendenz ihrer Bereicherung durch neue Fälle und ihrer weiteren Vervollkommnung sich sehr stark geltend machen. Das ausgesprochene Bestreben der Linien A, B, C, D, sich mit möglichst vielen Fällen auf eine einzige hohe Endigungsziffer zu konzentrieren und das Vorkommen der extremen Formel 13 · 9 · 7 · 5 sind besonders anschauliche Belege für obige Behauptungen.

Aus diesen Zuständen resultiert eine gewisse Gleichförmigkeit in der vorliegenden Gruppe der Vorderinder, die sich in der kleinen Zahl der Formelarten äussert. In bezug auf die Leistenrichtung der Metacarpophalangealregion kommen also den Vorderindern sekundäre, weitgehend veränderte Zustände zu. Ganz im Einklang damit steht das häufige Fehlen der Figurae tactiles in dieser Gegend und — allerdings weniger scharf ausgesprochen — in derjenigen des Daumenballens. Dagegen zeigt der Kleinfingerballen die Figuren in grossem Prozentsatz, eine Tatsache, die sich oft mit Reduktionszuständen der übrigen Palma zu kombinieren scheint. Das seltene Vorkommen von Simiadentypen und die zahlreiche Vertretung des Typus 1 sprechen auch für reduzierte Verhältnisse an den Fingerbeeren, die jedoch — das lässt sich auf Grund der spärlichen Beobachtung von Typus a sagen — nicht extrem fortgeschritten sind und vielleicht nicht einmal das Stadium der Europäer erreicht haben.

Unter den Merkmalen der Planta ist das Augenmerk besonders auf diejenigen zu richten, die mit der Genesis der queren Leistenrichtung im hinteren und mittleren Abschnitt zusammenhängen. Die Spuren dieses Vorganges sind aber gerade bei den Vorderindern wenig zahlreich. So überwiegen entschieden die Fälle, in denen der Triradius t_9 fehlt, und in denjenigen, wo er vorhanden ist, findet sich die primitive Stellung der Radien $R_{9\alpha}$ und $R_{9\beta}$ spärlich. Selten kam auch die Schleife in der Mitte des äusseren Fussrandes, jener letzte Zeuge eines ehemaligen Zusammenhanges der vorderen und der hinteren Querleisten der Planta zur Beobachtung. Unter den Merkmalen des vordersten plantaren Abschnitts muss der Grosszehenballen wohl noch von einer allgemeinen Betrachtung ausgeschlossen bleiben, da wir über seine morphologische Bedeutung an sich nicht genügend orientiert sind. Um so eher ist es uns gestattet, auf die in ihren phylogenetischen Veränderungen besser bekannte Metatarsophalangealgegend der vier anderen Zehen einzugehen. Auch hier treten die primitiven Zustände sehr in den Hintergrund; von Typus O wurden viele, von Typus Cl verhältnismässig wenige Fälle notiert. Mit dieser Reduktionserscheinung geht diejenige der Verschmelzung der drei Areae einher.

Sowohl die Untersuchung der Palma als diejenige der Planta ergab bei Vergleichung mit anderen Rassengruppen eine Reihe, deren primitivste Stufe die Maya, deren oberste die Vorderinder einnehmen. Diese lassen somit im allgemeinen die am stärksten veränderten Verhältnisse erkennen und ihnen schliessen sich die Europäer[1]) an. Weit primitiver verhalten sich die Afrikaner, die oft den Zuständen der Maya sehr nahe kommen.

Die Stellung der Vorderinder muss heute eine extreme genannt werden. Prinzipielle Unterschiede gegenüber anderen Rassen liessen sich nicht feststellen; die Differenzen sind vorläufig nur graduelle, indessen ist zu hoffen, dass, wenn die Hautleistenforschung durch ein grösseres

1) Auch die Leute aus Holländisch Nord-Neu-Guinea gehören — soweit ich sie bisher untersuchen konnte — in die engste Nähe der Vorderinder; ja sie zeigen zum Teil noch stärker reduzierte Zustände als diese.

Untersuchungsmaterial in den Stand gesetzt sein wird, auch die Kombination der Merkmale zu untersuchen, die einzelnen Rassen schärfere Umschreibung erlangen werden.

Literaturverzeichnis.

Féré, Ch., '00a. Notes sur les mains et les empreintes de quelques singes. Journ. de l'anat. et de la phys. Année 36. 255—267.

— '00c. Les lignes papillaires de la plante du pied. Journ. de l'anat. et de la phys. Année 36. 602—618.

Galton, F., '91a. The patterns in thumb and finger marks. Phil. Trans. Roy. Soc. Vol. 182. 1—23.

— '92a. Finger prints. London.

— '95. Finger prints directories. London.

Giuffrida-Ruggeri, V., '97. Sulla dignità morfologica dei segnidetti „degenerativi". Atti della Soc. Rom. di Antropologia. Vol. IV. 184—187 und Taf. VI—VII.

Schlaginhaufen, Otto, '05a. Das Hautleistensystem der Primatenplanta unter Mitberücksichtigung der Palma. Morphologisches Jahrbuch Bd. XXXIII, 577—671 und Bd. XXXIV, 1—125.

— '05b. Beiträge zur Kenntnis des Reliefs der Planta der Primaten und der Menschenrassen. Corresp.-Blatt d. Deutsch. Anthrop. Ges. Nr. 10.

Whipple, Inez L., '04. The ventral surface of the mammalian chiridium with special reference to the conditions found in man. Zeitschr. f. Morph. und Anthrop. Bd. VII, 261—368.

Wilder, Harris H., '02a. Palms and Soles. Americ. journ. of anat. Vol. I. 423—441.

— '02b. Scientific palmistry. Pop. science monthly. November, 41—54.

— '03. Palm and sole impressions and their use for purpose of personal identification. Popular science monthly. September, 385—410.

— '04a. Racial differences in palm and sole configuration. Americ. Anthropologist. Vol. VI.

Die übrige auf das Hautleistensystem bezügliche Literatur findet sich in meiner Arbeit ['05a, 608—612] zusammengestellt. Seither sind folgende neuere Publikationen erschienen:

Féré, Ch., '05. Les empreintes digitales dans plusieurs groupes de psychopathes. Journ. de l'anat. et de la phys. Année 41. 394—410.

Kolossoff, G. und Paukul, E., '06. Versuch einer mathematischen Theorie der Hautleistenfiguren der Primaten-Palma und -Planta. Morphologisches Jahrbuch Bd. XXXV, 697.

Roscher, G., '05. Handbuch der Daktyloskopie. Leipzig.

— '06. Der Altmeister der Daktyloskopie. Ein Gedenkblatt für J. E. Purkinje. Arch. f. Kriminalanthropologie. Bd. 22, 326—335.

Schwalbe, G., '05. Über Ballen, Linien und Leisten der Hand. Strassburger medizinische Zeitung, 2. Heft.

Yvert, A., '05. Identificación por las impresiones digito-palmares (La Dactiloscopia). Tésis pres. en la Univ. Lyon. La Plata.

Berlin, K. Museum für Völkerkunde, den 4. April 1906.

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 19. Mai 1906.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Wir haben Hrn. Geheimen Sanitätsrat Dr. Beuster, eines unserer ältesten Mitglieder, und Hrn. Professor Dr. Obst, Direktor des Ethnographischen Museums in Leipzig, durch den Tod verloren. Hr. Obst verstand es zu einer Zeit, als man in Deutschland noch wenig Verständnis für ethnographische Sammlungen hatte, das Interesse dafür in seiner Vaterstadt Leipzig anzuregen und grosse Mittel flüssig zu machen, um dort ein ethnographisches Museum zu begründen, dessen Direktor er bis zu seinem Tode blieb. — Wir werden beider Männer stets in Ehren gedenken!

(2) Als neue Mitglieder werden gemeldet:
Hr. Dr. Uhlig in Zittau und
Fräulein Dr. Wolf in Charlottenburg.

(3) Der Vorstand und Ausschuss haben gemeinsam Seine Excellenz den Wirklichen Geheimen Rat Hrn. G. v. Neumayer zum Ehrenmitgliede erwählt. Die Versammlung gibt dieser Wahl (§ 18 der Satzungen) mit Beifall ihre Zustimmung.

(4) Von Hrn. Dr. Stahl, unserem neugewählten korrespondierenden Mitgliede, erhalten wir folgendes Dankschreiben:

Bayamon, Puerto Rico, den 1. April 1906.

Hochgeehrter Herr!

Ihr offizielles Schreiben vom 18. Februar, in welchem Ihre hochwerte Gesellschaft mir die grosse Ehre erteilt, mich zum korrespondierenden Mitgliede zu ernennen, ist mir zugekommen, wodurch ein längst ersehnter Wunsch in Erfüllung gegangen ist.

Bitte Sie gefälligst, der Gesellschaft meinen verbindlichen Dank auszusprechen und auch mein Versprechen, meine alten Lebenstage möglichst Ihrem Interesse zu widmen.

In den hier bekannten Veröffentlichungen walten ganz eigentümliche Vorstellungen über die Landung von Columbus in Puerto Rico, Ursprung

der Indianer von Puerto Rico und St. Domingo, Religion, Grad ihrer Kultur, welche ich in meinen Arbeiten widerlegt habe. Eine Kopie davon soll erfolgen in spanischer Sprache.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. A. Stahl.

An den Vorsitzenden
der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie
und Urgeschichte, Berlin.

(5) Durch Se. Majestät den König sind wiederum die Mitglieder der Sachverständigen-Kommissionen bei den Königlichen Museen in Berlin für die Zeit vom 1. April 1906 bis zum 31. März 1909 ernannt worden. Die folgenden Mitglieder unserer Gesellschaft haben die Ehre, zu denselben zu gehören: Baessler, Ehrenreich, Hellmann, Kossinna, Lessing, Lissauer, Ludwig, Eduard Meyer, James Simon, Soekeland, F. Strauch, Traeger, Weeren und Weinitz; ausserdem die Direktoren am Mus. f. Völkerkunde: Grünwedel, v. Luschan, Seler, v. d. Steinen und Voss.

(6) Von dem Custos Hrn. R. v. Weinzierl ist uns ein Bericht über die Eröffnung des Teplitzer Museums in seinen neuen Räumen zugegangen. Wir ersehen daraus die gedeihliche Entwicklung dieses Museums unter der vortrefflichen Leitung des Hrn. v. Weinzierl und wünschen demselben auch fernerhin die besten Erfolge.

(7) Von der Niederlausitzer Gesellschaft ist eine Einladung zum Besuche ihrer 22. Hauptversammlung in Lübbenau am 6. Juni ergangen.

In Frankreich ist von A. de Mortillet ein prähistorischer Kongress unter dem Namen „Congrès préhistorique de France“ einberufen worden, welcher das erste Mal im Jahre 1905 in Périgueux getagt hat und in diesem Jahre in Vannes vom 21.—26. August tagen wird. Das Comité hat die Mitglieder unserer Gesellschaft zum Besuche des Kongresses eingeladen.

Die deutsche Naturforscher-Versammlung wird vom 16.—22. September d. J. in Stuttgart tagen. In derselben ist wieder eine Sektion für Anthropologie und Prähistorie vorgesehen, für welche die Vorträge bei Hrn. Prof. Fraas anzumelden sind.

(8) Hr. Klaatsch schreibt aus Weltevreden, Batavia, an Hrn. Schoetensack: „Komme hier schwer zu längerem Schreiben, daher einstweilen Gruss und Nachricht, dass es mir weiter gut geht. Habe nun Java von Ost nach West durchreist, vieles Schöne gesehen, auch manches erbeutet (Leichenteile, Gehirn, Embryonen). Doch bin ich prähistorisch enttäuscht. Das öde Australien ist doch interessanter — aber jetzt ist der Aufenthalt im Norden Australiens nicht ratsam. Daher will ich bis Mai warten und gedenke hier im Archipel eine Fahrt zu machen.“

(9) Der Vorsitzende begrüsst in warmen Worten den Vortragenden des Abends, Hrn. Prof. Baelz, der nun seinen Wohnsitz wieder in Deutschland genommen hat, ferner als Gäste die Herren Graf Arco Valley, v. Weikhmann, O. Franke und F. Houber.

(10) Hr. Nachod macht eine Mitteilung

über einen japanischen Studenten der Universität Leiden im Jahre 1669.

Zu den anziehendsten Punkten in der Geschichte des frühen Verkehrs Japans mit dem Auslande gehören die Nachrichten über diejenigen Japaner, die damals persönlich das ferne Abendland besucht haben. Es sei z. B. erinnert an die 1585 und 1615 nach Spanien und Rom gekommenen Gesandtschaften — Ereignisse, die in zahlreichen zeitgenössischen Büchern und Flugschriften wohl etwas über Gebühr verherrlicht wurden. Ein gewaltsames Ende ward diesem Verkehr bereitet, als die kurzsichtige Abschliessungspolitik der Tokugawa-Regierung zu dem bedenklichen Erlasse von 1635 führte. Darin wird das Verlassen der Heimat mit Todesstrafe belegt und auch den vom Auslande nach längerer Abwesenheit heimkehrenden Japanern das gleiche Schicksal angedroht. Unter diesen Umständen verdienen daher Nachrichten über Japaner im Auslande nach dieser Zeit natürlich besondere Beachtung.

Die Kunde von einem solchen seltenen Falle findet sich in einer kürzlichen Veröffentlichung, in der man derartige Angaben kaum suchen würde, und zwar in der Festrede der Universität Kiel zu Kaisers Geburtstag 1905, gehalten von Prof. Paul Harzer. Sie trägt den Titel: „Die exakten Wissenschaften im alten Japan".[1]) Nur eine von den mancherlei kulturhistorisch und auch für weitere Kreise sehr beachtenswerten Einzelheiten dieses Vortrages sei mir gestattet anzuführen, nämlich die Kunde von einem durch seinen holländischen Lehrer als „vortrefflich, gut unterrichtet und sehr anschlägig" bezeichneten japanischen Studenten, „der um 1650 in Leiden Mathematik studiert hat".[2]) Die Quelle für diese überraschende Nachricht ist eine 1659—1661 von Franz van Schooten, Professor der Mathematik in Leiden, veröffentlichte lateinische Ausgabe der „Geometrie" des Descartes[3]), wo auch der allerdings nicht gerade japanisch klingende, latinisierte Name des Jünglings „Petrus Hartsingius" mit dem Beiwort „Japonensis" angeführt ist.[4])

---

1) Die exakten Wissenschaften im alten Japan. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Deutschen Kaiser, Königs von Preussen Wilhelm II, gehalten an der Christian-Albrechts-Universität am 27. Januar 1905 von Professor Paul Harzer. — Kiel 1905, 39 S.

2) Ebenda, S. 16, 17.

3) Geometria, à Renato Des Cartes Anno 1637 Gallicè edita; postea autem Unà cum Notis Florimondi De Beavne, In Curia Blesensi Consiliarii Regii, Gallicè conscriptis in Latinam linguam versa, & Commentariis illustrata, Operâ atque studio Francisci à Schooten, in Acad. Lugd. Batava Matheseos Professoris. Amstelaedami, Apud Ludovicum & Danielem Elzevirios, Bd. I, 1659, Bd. II, 1661.

4) Ebenda, Bd. II, S. 413—414: „... placuit ... theorema ... verificare, ... prout ad hoc me instigavit praestantissimus ac undequaque doctissimus juvenis D. Petrus Hartsingius, Japonensis, quondam in addiscendis Mathematis discipulus meus solertissimus."

Einen kürzlichen Aufenthalt in Holland habe ich nun benutzt, um die tatsächliche Richtigkeit dieser Angabe zu prüfen und möglichst etwas Näheres darüber zu erfahren. Erfreulicherweise sind die Matrikeln der Universität Leiden nicht nur vorhanden, sondern im Druck veröffentlicht in einem Werke zu Ehren des 300jährigen Bestehens der ehrwürdigen Wissensstätte.[1]) Auf die einst weit über die Grenzen des Landes, ja Europas, hinausreichende Bedeutung der alten Leidener Hochschule weist auch ein Vermerk im Vorworte der Festschrift[2]) hin, der unter den akademischen Bürgern nicht nur Angehörige der verschiedenen europäischen Nationen, sondern ausdrücklich auch Afrikaner und Inder, kurz aus allen Erdteilen, hervorhebt. Anführungen von Japanern scheinen dem Verfasser nicht aufgefallen zu sein; sonst würden sie wohl auch hier genannt sein. Dennoch findet sich, und zwar unterm 6. Mai 1669, in der Tat der Eintrag: „Petrus Hartsingius Japonensis. 31, M[edicinae Studiosus] Hon[oris] c[ausa inscriptus]“ (S. 554). Die Zahl 31 gibt wohl die Lebensjahre an. Nun ist allerdings der Prof. Franz van Schooten schon vor 1669 gestorben, und zwar 1661.[3]) Die betreffende Stelle der „Geometria“ gehört aber zu einer der dem Werke Descartes' beigefügten Abhandlungen von Franz van Schooten, und zwar ist diese erst nach seinem Tode herausgegeben von seinem Bruder und Nachfolger im Lehrstuhle der Mathematik, dem 1679 gestorbenen Peter van Schooten[4]), wie der Untertitel besagt, in dem als Herausgeber Peter van Schooten, der Bruder von Franz bezeichnet wird.[5]) Die von Harzer mitgeteilte Sache selbst unterliegt also keinem Zweifel; auch beruht es wohl nicht auf blossem Zufall, dass der junge Japaner gerade den Vornamen seines ihn so rühmenden Lehrers „Peter“ führt; vielleicht war dieser sein Taufpate.

Der Gedanke liegt nahe, dass die Archive von Leiden weitere Einzelheiten, vielleicht gar eine Dissertation oder ein bei anderer Gelegenheit einzureichendes „Curriculum Vitae“ des Japaners enthalten könnten, die Aufklärung über die mit dem seltenen Fall verknüpften näheren Umstände zu bieten vermöchten. Mein verehrter Freund, Herr Dr. Schmeltz, der Direktor des Ethnographischen Museums zu Leiden, erklärte sich auf meine Bitte mit Vergnügen bereit, die Kenner dieser Archive um Nachforschungen hierüber zu ersuchen. Wie er mir meldet, waren aber leider

1) Album Studiosorum Academiae Lugduno Batavae MDLXXV—MDCCCLXXV accedunt nomina curatorum et professorum per eadem secula. Haag, 1875.

2) Ebenda, S. V.: „Academia Lugduni-Batava numerat cives Academicos plus quam 70 000, inter quos exteros Anglos et Scotos, Gallos et Italos, Suecos et Danos, Russos et Polonos, Helvetos et Hungaros, Germanos ex nulla non parte Imperii, Afros et Indos, denique studiosos ex omni parte orbis terrarum.“

3) Album Studiosorum Academiae Lugduno Batavae, S. XLII: Franc. van Schooten, ... mathes. et archit. milit. extraord. natus 1615; obitus Jan. 1661.“

4) Ebenda: „Petr. van Schooten, mathes. et archit. milit. n. 22. Febr. 1634; o. 30. Nov. 1679.“

5) 4. Teil, Bd. II, S. 341—420: „Francisci à Schooten, Leidensis, dum viveret in Academia Lugduno-Batava Matheseos Professoris, Tractatus de Concinnandis Demonstrationibus Geometricis ex Calculo Algebraïco. In lucem editus à Petro à Schooten, Francisci Fratre. Amstelaedami, Apud Ludovicum & Danielem Elzevirios MDCLXI.“

die Bemühungen dieser Herren, denen ich auch hier meinen verbindlichsten Dank aussprechen möchte, nicht erfolgreich. Nach Mitteilung des Stadtarchivars fehlt unglücklicherweise im Archiv der Universität gerade der Teil von 1667—1680. Auch der Bibliothekar der Universität fand im Archive des Universitätssenates nichts weiter als die Meldung bei Gelegenheit der Inskription des Hartsingius, dass er „1669 in Leiden wohnte bei Pieter van Nieucasteel op de Langebrugge".

Ist das Ergebnis meiner Nachforschungen also auch nur ein äusserst dürftiges, so glaubte ich es dennoch, wenn auch nur als ein allerdings sehr bescheidenes Scherflein zu den Untersuchungen über die älteren Beziehungen Japans zum Auslande, in diesem der Völkerkunde gewidmeten gelehrten Kreise vorlegen zu dürfen.

Nachträglich bemerkte ich, dass der Name Hartsingh mehrfach vorkommt unter den damaligen Beamten der Niederländischen Ostindischen Kompagnie in Indien (vgl. Indexe zu „Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia"). Zu hoher Würde gelangte dort Karel Hartsingh; grade um die Zeit der Geburt jenes Studenten weilte er als Mitglied der holländischen Faktorei in Japan, woraus wohl auf nähere Beziehungen zwischen ihnen zu schliessen ist.

(11) Hr. F. W. K. Müller bespricht die bisher eingegangenen Hefte des

Journal of the Anthropological Society of Tōkyō

(japanischer Titel: Tōkyō jinruigakkwai zasshi).

Einer Anregung des Vortragenden Folge leistend, hatte der Vorstand der Berliner anthropologischen Gesellschaft beschlossen, mit der gleichnamigen Gesellschaft in Tōkyō in Schriftenaustausch zu treten. Daraufhin übersandte die Tōkyōer Gesellschaft vier Hefte ihrer Zeitschrift, welche reiche und wertvolle Beiträge zur Prähistorie und Ethnographie Ostasiens bieten. Leider bleibt der wichtige Inhalt dieses Journals den europäischen Gelehrten verborgen, weil bis auf ein englisches Titelverzeichnis alles in japanischer Sprache abgefasst ist. Es wäre sehr zu wünschen, dass die Redaktion diese Zeitschrift in einer zweiten, für Europa bestimmten Ausgabe erscheinen liesse, ähnlich wie dies auf vielfaches Verlangen mit der japanischen Kunstzeitschrift Kokkwa geschah.

Inhalt der bisher eingegangenen Hefte nach dem auf der Rückseite der Hefte abgedruckten Verzeichnis:

Vol. XXI, Nr. 235. Oktober 1905.

Twenty-first Annual Report of the Anthropological Society of Tokyo. By S. Tsuboi 1
On the Knowledge about Fire among the Aboriginal tribes of Formosa. By Y. Inō 6
On some Ancient Relics in the Provinces of Shinano, Hida and Kai (concluded). By B. Yoshida. 12
On the Pieces of Charcoal attached to „Shime" Rope. By Y. Deguchi 21
Animal Worship in Africa (concluded). Translated[1]) by S. Imai 25
Stone-Implements mentioned in Old Japanese Books. By M. Sugano 29
Miscellanies 31

1) Dem japanischen Titel zufolge Übersetzung einer Abhandlung von J. Weissenborn.

Vol. XXI, Nr. 236. November 1905.

On some sorts of Hair-dressings represented on the Clay Human Figures made by the Stone Age People of Japan. By B. Yoshida 41
Twenty-first Annual Report of the Anthropological Society of Tokyo (concluded). By S. Tsuboi 51
On some Japanese words which are regarded as unclean to be used on certain Occasions. By Y. Deguchi 52
On Hilt-heads made of Deer Horns found from some Ancient Tombs. By N. Ono 62
On the Right and Left Question. By A. Kaneko 64
Studies of Man from Educational Points of View. By S. Otorii 68
On the Human Stature and its Heredity 73
Miscellanies 75

Vol. XXI, Nr. 237. Dezember 1905.

Anthropological Observations made during the Travel in Manchuria. By R. Torii 83
On Animal Worship found in Japanese Mythology. By S. Kobayashi 91
Number of Shell Mounds hitherto reported in Japan. By S. Tsuboi 110
An Ancient Burial Cave found in Ōtsu, Hitachi. By A. Matsumura 113
A New Opinion about „Tsuchigumo“ 115
Miscellanies 116

Vol. XXI, Nr. 238. Januar 1906.

Pine Trees or Branches set up before the Entrances on the Beginning of a year. Bx Y. Deguchi 121
Anthropological Observations made during the Travel in Manchuria (continued). By B. Torii 131
On Some Sorts of Hair-Dressings represented on the Clay Human Figures made by the Stone Age People of Japan (continued). By B. Yoshida 146
Darwins „Descent of Man“, Translated. By S. Tanaka 158
Miscellanies 163

Vol. XXI, Nr. 239. Februar 1906.

On the Utilization of Natural Objects by Man. By S. Tsuboi 167
Pit Dwellers in Formosa. By Y. Ino 170
Notes on the Shell Mound of Kannō. By R. Imanishi 173
On Some Sorts of Hair-Dressings represented on the Clay Human Figures made by the Stone Age People of Japan (continued), By B. Yoshida 177
Darwins „Descent of Man“ (continued). Translated by S. Tanaka 191
Works on Ainu Studies. By K. Jimbo 199
National Taste of the Chinese. By M. Saguchi 201
Miscellanies 205

Auszüge aus dem Oktoberheft (Vol. XXI, Nr. 235).

Hr. Tsuboi gibt einen kurzen Jahresbericht über die Anthropologische Gesellschaft in Tōkyō. Demnach betrug die Mitgliederzahl im Vorjahr 368, dazu der Zuwachs nach Abzug der Ausgetretenen und Verstorbenen gegenwärtig 391. Es folgt ein Nekrolog und die Mitteilung, dass der Vorsitzende Hr. R. Torii im Auftrage der Universität zu anthropologischen Untersuchungen eine Dienstreise nach China unternommen habe. Die anthropologische Gesellschaft in Tōkyō steht jetzt mit 24 gelehrten Gesellschaften bzw. Instituten u. dgl. in Verkehr bzw. Schriftenaustausch; als Nr. 7 wird auch die Berliner Gesellschaft f. A. E. u. U. aufgeführt.

Der folgende Aufsatz des Hrn. Ino in Taihoku, Formosa, gibt eine Reihe interessanter Notizen in betreff der Feuererzeugung durch die Eingeborenen Formosas. Der Ataiyal-Stamm erzeugt das Feuer jetzt durch Schlagen von Fenerstein und Eisen, soll es aber früher durch Reiben von Hölzern hervorgerufen haben. Bei dem Vonum-Stamm wird sogar noch jetzt einmal jährlich auf zeremonielle Weise das Feuer durch den Häuptling bei verschlossener Tür im Finstern mit dem Feuerbohrer erzeugt. Ferner wird die Patu (= Feuerernenerung) genannte Sitte eines anderen Stammes beschrieben. Bei Nichtbeobachtung derselben werden Seuchen und Fenersbrünste befürchtet. Der Name des Feuerbohrers ist manto. Der Tso'o-Stamm benutzt noch jetzt zum Anzünden des Feuers beim Ahnenfest und vor dem Ausbruch des Krieges einen neu verfertigten Feuerbohrer. Dieses nur einmal gebranchte und possa genannte Werkzeug wird für sehr heilig angesehen und im Junggesellenhause (kkuvā) aufbewahrt Die beiden Stämme der Tsarisen und Paiwan sollen in alter Zeit das Feuer durch Reiben von Hölzern erzielt haben und auch jetzt noch auf der Jagd tief im Gebirge in Ermangelnng von Feuerzeugen das Fener mit Bohrern erzengen. — Weiter wird die Angabe des Werkes T'ai-wan-fu-chih kritisiert, wonach die Eingeborenen von Lang-kiau = Paiwan das Feuer angeblich durch Aufeinandersägen von Holz und Bambus erzielten. — Bei dem kleinen Stamm der Taroma hat sich die Überlieferung erhalten, dass vor Alters die Paraga (Fremde, bes. Europäer)[1] zu Schiffe gekommen, ans Land gestiegen und Fener ausgespien hätten, d. h. Tabak geraucht hätten. — Nach Besprechung einer Angabe Valentijus wendet sich der Verfasser den Feuerursprungslegenden zu. Die Take-Vanoroon haben eine Schöpfungslegende, in der es heisst: Unsere Vorfahren, die vor alters unter dem Meere hierher nach Formosa gekommen waren, zuerst Samongan genannt, wohnten in der Ebene, später drangen sie in die Berge vor. Da sie damals die Feuerbereitung noch nicht verstanden, trugen sie einem Frosche auf, das Feuer zu holen. Dieser führte den Befehl auch aus, aber unterwegs wurde das Feuer, das er in seinem Maule hielt, beim Untertauchen in das Meer ausgelöscht. Darauf wurde dem Eisvogel (vassen-ovao) derselbe Auftrag zu teil, der das Feuer im Schnabel haltend fliegend, ohne es auszulöschen, herbeibrachte. Darum ist noch heute der Schnabel des Eisvogels wie Feuer so rot. — Ähnlich ist die folgende Tradition des Amis-Stammes: Als unser Ahn vom Himmel herniederstieg, besass er das Feuer nicht. Darauf berief er die Tiere zusammen und befahl ihnen, ein Mittel zur Beschaffung des Feuers zu ersinnen. Der Wasserbüffel (koron) sprach: „Das Feuer befindet sich jenseits des Meeres auf Sanayasai, ich will hinüberschwimmen und es holen". Er gelangte zu der Insel hinüber und band sich etwas Feuer an den Hörnern fest. Auf der Rückkehr jedoch wurde das Feuer plötzlich von den Wellen ausgelöscht. Darauf machte sich das Schwein (vavni) auf, musste aber infolge des Ungestüms der Wogen unverrichteter Sache umkehren. Darauf kam die Reihe an den Hirsch (kavul), der das Feuer

1) [paraga doch wohl = Franke = Europäer.]

glücklich bis ans Ufer brachte, als er aber schon einen Schritt hinauf getan hatte, wurde es gleichfalls von den Wellen ausgelöscht. Zuletzt erbot sich der Zwerghirsch (mantsul), das Feuer unversehrt herüberzuholen. Er wurde zwar von den übrigen Tieren verspottet in Anbetracht seiner Kleinheit, ungebeugt aber machte er sich ans Werk und es gelang ihm wirklich, zum Erstaunen der anderen Tiere, das Feuer herüberzuholen. Beschämt über ihren früheren Hohn, drückten sie ihm nun ihre Anerkennung aus, indem sie alle seinen Leib streichelten: daher ist noch heute sein Fell so glänzend und glatt. —

Auf dem Herde im Innern des Junggesellenhauses (arawan) bei dem Kivit-Stamme wird noch jetzt von altersher ununterbrochen Tag und Nacht ein Feuer unterhalten. — Dem allen scheine eine Erinnerung an die ersten Zeiten der Einwanderung zu grunde zu liegen, wo es mit vieler Mühe gelungen war, das Feuer herüberzubringen und zu bewahren.

Die einheimischen Benennungen des Feuers hat der Verfasser dann in einer Tabelle zusammengestellt:

Nr.	Stammesname	„Feuer“ in den Dialekten der Eingeborenen
A	Ataiyal	ponnyak
B	Vonum	sapos
C	Tso'o	pujyu
D	Tsarisen	sapoi
E	Paiwan	sapoi
F	Pyuma	apoi
G	Amis	ramal

Man ersieht daraus, dass die vier B D E F eine Gruppe verwandter Wörter bilden, A eine Klasse für sich, desgleichen auch C bzw. G. Hierzu werden dann die malaiisch-polynesischen Verwandten verglichen, zu Klasse A : 9, zu B D E F : 43, zu C : 6 und zu G : 3 mehr oder weniger ähnliche Vokabeln.

Zur Gruppe B D E F (sapos, sapoi, apoi) sind die verwandten malaiischen Formen apoi, apui, api usw. leicht zu finden, was der Verfasser aber zu A, C und G beibringt, ist nicht methodisch durchgeführt und darum nicht überzeugend. Zu A (ponnyak) werden verglichen: „nayan (St. Miguel), (St. Matheo), yaf (Teor), yauf (Kei), yap (Mysol), yāf (Ahtiago), nap (Erromango Tanna), eaf (Ulea), iaf (Satawal)“. — Zu C (pujyu) wird herangezogen: pepe, pepi (Macassar), puton (Ratahan), putung (Bantic), pūtung (Gunung tello), pūro, putun (Sangiur), pūton (Salibolo). Dazu wird noch der Name des Feuer(schlage)zeuges bei den Ataiyal sc. putong verglichen. Mit G (namal) wird zusammengestellt: avval (Maruwi), brama (Javanisch), amarin (Menatoto).

Die dem Oktoberheft (1905) beigegebene Tafel enthält die Abbildung einer in der Provinz Musashi[1]) gefundenen Haniwa-Figur. Eine eingehende Beschreibung dieser merkwürdigen Tonfigur befindet sich l. c. p. 34ff. Gesamthöhe: 1 Fuss, 6 Zoll (jap. Mass, shaku und sun). Höhe der auf dem Kopf befindlichen Vase: 2 Zoll, Länge des Gesichts: 3,7 Zoll usw. usw. Der Schopf am Hinterkopf ist beschädigt. Ebenso ist beim Ausgraben die rechte Wange durch die Hacke zerstört worden. Von wesentlichen Teilen fehlen endlich auch die Arme. Aus der Form des Haarschopfes und der Bekleidung ergibt sich, dass diese Tonfigur ein Mädchen darstellt. Die Vase ist ein interessanter Beweis dafür, dass man auch in alten Zeiten schon, wie hier und da noch jetzt in Japan geschieht, Gefässe auf dem Kopfe trug. Bemerkenswert ist auch das auf der rechten Kopfseite eingekratzte handähnliche Ornament, das vom Verfasser als ein in das Haar gesteckter Kamm erklärt wird. Vgl. die Erzählung von der Reinigung Izanagis im Kojiki. Die um den Hals laufende Verzierung soll eine Kette von Ruri-Perlen (Lapislazuli?) darstellen. Es sind zwar nur noch wenige erhalten, aus den Spuren ergibt sich aber, dass es 23 gewesen sind.

(12) Hr. Baelz hält einen Vortrag über

Urgeschichte und Prähistorie Ostasiens, speziell Japans und Koreas.

Derselbe wird später erscheinen.

---

1) Genauer Musashi, Kodama-gōri Nifu-mura Sekiguchi.

Ausserordentliche Sitzung am 2. Juni 1906.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Hr. v. Luschan stellt

sechs Pygmäen vom Ituri

mit folgenden Worten vor:

Die sechs Leute, die ich dank dem gütigen Entgegenkommen des Passage-Panoptikums heute hier vorstellen kann, müssen in der Tat als ganz besonders seltene und sehenswerte Gäste bezeichnet werden. Noch nie früher sind zentralafrikanische Pygmäen in solcher Anzahl nach Europa gelangt, und es werden vielleicht Jahrzehnte vergehen, ehe sich uns wieder einmal hier in Berlin Gelegenheit bieten wird, solche studieren zu können.

Nach den uns gemachten Angaben — und es liegt kein Grund vor, an deren Richtigkeit zu zweifeln — stammen die Leute aus den schwer zugänglichen Waldlandschaften am Ituri, nordwestlich von dem gewaltigen Bergzug des Ruwenzori. Das ist dieselbe Gegend, aus der die beiden Frauen stammten, die Stuhlmann uns im Jahre 1893 gezeigt hat und auch dieselbe Gegend, die in den letzten Jahren durch die Entdeckung eines neuen grossen, bisher unbekannten Säugetieres, des Okapi, in weiten Kreisen berühmt geworden ist.

Es ist ein merkwürdiger Zufall, dass die Entdeckung des Okapi durch Sir Harry Johnston direkt mit seinen Forschungen über die Pygmäen zusammenhängt. Schon ein früherer Reisender, der einen Gürtel von Okapifell bei solchen Pygmäen gesehen hatte, wunderte sich, wie die Leute zu „Giraffenhaut“ gekommen wären in einer Gegend, wo es doch Giraffen kaum geben konnte. Sir Harry Johnston war glücklicher und liess sich von einigen Pygmäen wirklich auf Spuren bringen, die ihn bald zur Entdeckung des Okapi und damit zu einem der merkwürdigsten und überraschendsten Funde der Gegenwart geführt haben.

Dass aber ein so grosses und auffallendes Säugetier wie das Okapi so lange unbekannt bleiben konnte, ist sicher ein Beweis für die schwere Zugänglichkeit des Ituri-Gebietes und macht es auch erklärlich, dass wir bisher von den dort lebenden Pygmäen so wenig wissen.

Homer und Hesiod, Herodot und Plinius und viele andere alten Schriftsteller erzählen uns zwar von afrikanischen Pygmäen, aber sie kannten sie zum Teil nicht besser, als wir etwa Neck und Nixen, Elfen und Kobolde kennen, und noch vor wenigen Jahrzehnten konnte man mit allem Schein von Recht sagen, dass jene Angaben der Alten reine Fabeln seien und im besten Falle nur auf das gelegentliche Vorkommen von

einzelnen, krankhaft verkümmerten Individuen zurückgeführt werden könnten.

Noch heute gibt es wie im Altertum unter schwarzen und weissen Rassen solche Kümmerzwerge, kleine, verkümmerte, oft fast rein kindlich aussehende, oft wiederum traurig verkrüppelte Wesen, deren Körperhöhe oft genug nicht einmal einen Meter erreicht. Gut geformte derartige kleine Menschen sind als Liliputaner das Entzücken unserer Jugend gewesen und gehörten zu Zeiten, wie die Hofnarren, zum regelrechten Inventar eines fürstlichen Hofhalts, nicht nur in Europa, sondern auch an afrikanischen Fürstenhöfen. So wird uns schon für das 17. Jahrhundert aus Benin überliefert, und wir sehen auch in Südafrika, dass Negerhäuptlinge und reiche Buren sich Zwerge und Buschmänner in ähnlicher Weise hielten, wie bei uns etwa ein sprechender Papagei gehalten wird.

Die wirklichen Kümmerzwerge aber sind immer, auch wenn sie etwa von geldgierigen Unternehmern (Barnum usw.) zu ganzen Gruppen vereinigt und sogar zu Scheinehen veranlasst werden, immer nur isolierte Erscheinungen innerhalb einer Bevölkerung von normalem Wuchse. Sie stammen regelmässig von grossen Eltern ab und würden grosse Kinder zeugen, wenn sie überhaupt fortpflanzungsfähig wären.

Ganz anders ist es mit den rassenmässigen Zwergen, bei denen die geringe Körperhöhe eine typische Eigenschaft ganzer Volksstämme darstellt und sich regelrecht durch lange Reihen von Generationen, durch ungezählte Jahrtausende von den Eltern auf die Kinder vererbt. Es ist eines der vielen grossen Verdienste unseres Landsmannes Schweinfurth, des immer noch jugendfrischen Nestors unter den Afrikaforschern, uns zuerst genaue wissenschaftliche Nachrichten über solche wirklichen Rassezwerge gegeben zu haben, die er 1870 in der Residenz des Monbuttukönigs Munsa entdeckt hatte. Auch da waren sie am königlichen Hofe als Merkwürdigkeit gehalten, aber Schweinfurth konnte feststellen, dass diese kleinen Leute von einem der Brüder des Königs als Kriegsbeute heimgebracht waren und von einem richtigen Zwergvolke stammten, den Akka, wie sie sich selbst nennen, oder Tikki-Tikki, wie sie von den Njam-Njam und andern grossen Nachbarn genannt werden.

Mit dieser Entdeckung fiel neues Licht auch auf die Angaben der Alten über die afrikanischen Zwerge, und wir wissen jetzt, dass wenigstens ein Teil jener Angaben nicht rein mythologischer Art ist, sondern einen völlig realen Hintergrund hat und auf freilich mehr oder weniger ungenauer Überlieferung greifbarer und richtig beobachteter Tatsachen beruht. Ich selbst habe deshalb schon 1883 in einem Briefe an Robert Hartmann, den dieser 1884 veröffentlicht[1]), vorgeschlagen, statt der zweideutigen Worte „Zwerge, Zwergvölker" usw. die alte Herodotsche

1) „Wissen der Gegenwart", Bd. XXIV. Die Nilländer, S. 192. Tatsächlich hat sich die Bezeichnung der Zwergvölker als „Pygmäen" jetzt allgemein eingebürgert, und es scheint mir kein Anlass vorzuliegen, das Wort etwa in Zukunft aufzugeben, weil es ursprünglich „sagenhaft" kleine Menschen bedeutet hatte. Seit Herodot hat es eine vollkommen feststehende und keiner Unsicherheit unterworfene Bedeutung.

Bezeichnung „Pygmäen“ auch in die anthropologische Literatur einzuführen.

Von solchen Pygmäen haben wir nun in den letzten Jahren an vielen Stellen des tropischen Afrika gehört. Zu den Akka im Monbuttu-Land kamen bald Serpa Pinto's Mukassequere und die Bakke-Bakke von Bastian und Falkenstein. Daneben aber kamen erst jetzt auch ältere, bisher übersehene oder gering geschätzte Angaben früherer Reisenden zur Geltung, so ganz besonders die schon aus dem Jahre 1840 stammenden Berichte des Missionars Krapf über die freilich seither nicht weiter bekannt gewordenen Doko, südlich von Abessinien, und die 1867 veröffentlichten Angaben von Du-Chaillu über die zwerghaften Obongo in Gabun.

Die Doko sind inzwischen vielleicht wirklich ausgestorben; jedenfalls sind alle unsere Hoffnungen, dass spätere Reisende sie sehen und näher beschreiben würden, bisher vergeblich gewesen; selbst ein so erfahrener und gut vorbereiteter Reisender wie Oskar Neumann ist nicht imstande gewesen, dieser Doko greifbar habhaft zu werden. Auch Du-Chaillu's Bericht über die Obongo war nur ein recht unvollkommener. Zwar hat er 1867 als erster auf die starke Körperbehaarung seiner Zwerge hingewiesen, die sie scharf von den grossen Negern scheidet und tatsächlich eine allgemeine Eigenschaft der Pygmäenstämme im ganzen tropischen Afrika zu sein scheint. Wird uns doch mehrfach berichtet, dass Eingeborene auf die Körperbehaarung achten, wenn sie sonst nicht wissen, ob ein kleines menschliches Wesen, das ihnen irgendwo im Walde begegnet, ein Negerkind oder ein Pygmäe ist: — Finden sie die Haut behaart, so wissen sie, dass sie es mit einem Pygmäen zu tun haben. Das bedeutet aber in der Regel die Möglichkeit, aus dem Hinterhalt mit vergifteten Pfeilen beschossen zu werden. Die exakte Diagnose, Pygmäen- oder Negerkind ist daher für den Eingeborenen selbst von unmittelbar praktischer Bedeutung.

Am meisten gefördert werden unsere Kenntnisse über die afrikanischen Zwergvölker durch die allmähliche Erschliessung des Kongobeckens, wo Wolff und François, Pogge, Wissmann, Stanley u. a. Pygmäen entdeckten. Wissenschaftlich besonders genaue Angaben sind auch Emin Pascha, Stuhlmann, Sir Harry Johnston und Frank Shrubsall zu verdanken. Stuhlmann war es aber vorbehalten, 1893 die ersten wirklichen Pygmäen lebend nach Europa zu bringen; das waren die beiden Frauen, die in seinem grossen Werk: „Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika“ erwähnt, nach in Berlin gemachten photographischen Aufnahmen veröffentlicht, aber leider nicht näher beschrieben wurden. Was vorher an „afrikanischen Zwergen“ nach Europa gebracht worden war, hatte sich bald als unecht erwiesen. So besonders die beiden berühmten Akka-Zwerge Miani's in Verona und Romolo Gessis Akka-Mädchen in Triest, die sich alle drei zu regelrechten, grossen Negern auswuchsen und wahrscheinlich nicht einmal Pygmäenblut hatten, obwohl sie jahrelang als richtige Zwerge gezeigt und bewundert worden waren. Auch am Wiener Hofe befand sich als Spielgenosse der Erzherzogin Valerie eine Zeitlang

ein sogen. Akka, der sich aber bei näherer Betrachtung auch als unecht und als ein rachitischer Kümmerzwerg erwies. Dasselbe gilt von einem Individuum, das uns 1889 hier in Berlin mit sehr viel Unverfrorenheit in Gesellschaft einer Gruppe von Dinka-Negern als „Monbuttu-Zwerg“ gezeigt wurde. Das war ein zwar arg rachitisch verkrüppelter, aber sonst doch ganz gewöhnlicher ägyptischer Fellache gewesen, der viele Jahre hindurch in der Schubra-Allee in Kairo zu betteln pflegte und wohl keinem europäischen Besucher Kairos unbekannt geblieben war. Hier wurde der Mann gezwungen, sich als „Wilder“ zu benehmen und jede Kenntnis seiner arabischen Muttersprache ängstlich zu dissimulieren.

Bei den sechs Leuten, die gegenwärtig in Berlin gezeigt werden und von denen ich hier, dank der besonders gütigen Erlaubnis der Firma Dannenberg & Co., Berlin W., zwei gute und sich in wesentlichen Dingen ergänzende Abbildungen geben kann, ist jede derartige Täuschung vollkommen ausgeschlossen. Von ihrem Körperbau abgesehen, geht es schon aus ihren typischen, sehr kleinen Bogen und Pfeilen sowie aus ihrer Sprache hervor, dass sie wirklich aus der Gegend stammen, die uns als ihre Heimat angegeben wird.

Es sind vier Männer und zwei Frauen. Von den letzteren gleicht die ältere Omariapi fast zum Verwechseln einer der beiden Stuhlmann'schen, derjenigen, die auf Tafel 17 seines grossen Werkes unter dem Namen Shikanajo[1]) abgebildet ist. Aber auch untereinander stimmen die Leute sehr gut überein mit Ausnahme des jungen Mannes Mafuta-mengi, der zunächst schon bei ganz oberflächlicher Betrachtung durch seine etwas höhere Statur und seine dunklere Hautfarbe aus der Reihe zu fallen scheint. Die Messung bestätigt diesen Eindruck in allen Einzelheiten und zeigt zugleich, dass alles, was diesen Mafuta-mengi von seinen angeblichen Landsleuten trennt, ihn mit gewöhnlichen grossen Afrikanern zu verbinden scheint. Ich möchte daraus den Schluss ziehen, dass er zum mindesten nicht als rassenreiner Pygmäe zu betrachten ist. Er kann gerne Halbblut sein und es liegt mir natürlich völlig fern, zu behaupten, dass er etwa nachträglich mala fide unter die Pygmäen-Gesellschaft gemischt worden sei. Ich habe sogar den Eindruck, als ob er selbst und die fünf anderen sich eines zwischen ihnen bestehenden Rassenunterschiedes gar nicht bewusst wären.

Im übrigen unterscheidet er sich von diesen auch psychisch. Ungezogen, unbotmässig und widerspenstig sind ja allerdings auch die anderen fünf, und die Art und Weise, wie die Leute sich heute hier bei der Demonstration benehmen, ist sicher im höchsten Grade widerwärtig. So ist es mehr als albern, wenn sie sich hier im Saale weigern, auch nur ihre Oberkleider abzulegen, während sie im Panoptikum den ganzen Tag halbnackt herumlungern — aber für all das müssen wohl mehr ihre

1) In dieser Form ist der Name auch sonst vielfach in die Literatur übergegangen. Er ist jedenfalls nicht der ursprüngliche Name der Frau, sondern einer, den sie erst unterwegs von den Sswahîli-Leuten der Stuhlmannschen Karawane bekommen haben kann. Er ist ausserdem auch noch verhört und lautet in Wirklichkeit Chekanao und heisst: Lache mit ihnen, also ungefähr soviel wie: Amüsiere dich mit ihnen!

Pfleger verantwortlich gemacht werden als sie selbst, und auch der Umstand, dass sie nunmehr schon fast ein Jahr in Europa öffentlich für Geld gezeigt werden, hat begreiflicherweise nicht dazu beigetragen, ihr moralisches Niveau zu heben. Aber trotz all ihr Albernheit und ihrem mürrischen Wesen sind die fünf richtigen Pygmäen noch verhältnismässig liebenswürdig im Vergleiche zu Mafuta-mengi, der sicher der widerwärtigste Bengel ist, der mir in meiner nunmehr schon etwa dreissigjährigen anthropometrischen Tätigkeit vorgekommen ist. Besonders hat er hier alles gelernt, was es nur an frechen Gesten gibt und stellt auch sonst die Geduld des Beobachters auf eine mehr als harte Probe.

Von links nach rechts: Bokani, Frau Omariapi, Mangungu, Frau Kuaki, Matuko, Mafuta-mengi.

Die Frage, die sich uns diesen Leuten gegenüber zunächst aufdrängt, ist die nach ihrem Alter. Wie bei allen Pygmäen sehen wir auch bei den jetzt hier anwesenden, dass sie im wesentlichen kindliche Proportionen

haben und daher auch wie Kinder wirken. Tatsächlich habe ich schon 1883 gefunden, dass die kleine Statur der Buschmänner und Akka nicht so sehr auf einer Verzögerung des Wachstums, d. h. auf einer kleineren jährlichen Wachstumsquote beruht, als vielmehr auf einem frühzeitigen Wachstumsstillstande. So ist es von vornherein nicht auffallend, wenn erwachsene Pygmäen bei oberflächlicher Betrachtung wie Kinder aussehen

Von links nach rechts: Vorne: Maugungu, Frau Kuaki; mittlere Reihe: Mafuta-mengi, Matuko, Bokani; hinten: Frau Omariapi.

und diejenigen von Ihnen, die 1893 die beiden Stuhlmann'schen Ituri-Frauen gesehen haben, werden sich erinnern, wie schwer es war, sich die beiden als erwachsene Menschen vorzustellen. Man musste ihre entwickelten Brüste und ihre Weisheitszähne sehen, um über ihr Alter ins reine zu kommen.

Ebenso bedarf es auch bei einigen der jetzt anwesenden Leute einer genaueren Untersuchung, ehe man sich über ihr Alter äussern kann.

Ohne weiteres ist das nur bei dem Manne Bokani und der Frau Omariapi möglich. Jener hat einen recht ansehnlichen Bart, einzelne graue Haare und eine grosse Zahl schlechter Zähne, diese völlig schlappe Brüste; beide können ohne viele Überlegung als „matur“ bezeichnet werden. Ebenso kann man schon bei flüchtiger Untersuchung (die mir allerdings erst nachträglich gestattet wurde, als die Unternehmer ein Attest von mir verlangten) erkennen, dass Mangungu, der Kleinste in der ganzen Gesellschaft, noch nicht ausgewachsen sein kann. Er hat noch keine Weisheitszähne und auch seine zweiten Molaren sind nur wenig facettiert. Die Angabe seiner Begleiter, er sei achtzehnjährig, werden wir selbstverständlich nicht hoch einschätzen; im übrigen hättte es wenig Wert, das Alter nach Jahren zu schätzen; wir werden uns darauf beschränken, ihn für nicht ausgewachsen, für „juvenil“ im Sinne von E. Schmidt zu erklären.

Da uns Mafuta-mengi's Alter, weil er nicht rassenrein ist, nur weniger interessiert (er dürfte als „kaum eben adult“ gelten können), haben wir uns nur mehr mit dem Alter des Matuko und der Frau Kuaki zu beschäftigen. Matuko hat, soweit ich bei der mehr erzwungenen und nur widerwillig gewährten Untersuchung sehen konnte, anscheinend alle vier Weisheitszähne und macht jedenfalls einen völlig reifen, ja eigentlich sogar einen marastischen Eindruck; das steht aber wohl nur mit seinem schlechten Gesundheitszustand in Zusammenhang. Jedenfalls möchte ich ihn unbedenklich für „adult“ halten. Die Frau Kuaki, die übrigens als seine Frau figuriert, hat ihre Weisheitszähne schon etwas facettiert, und ihre Brüste sehen aus, als ob sie schon gestillt hätte: sie ist unbedingt als adult zu bezeichnen.

So haben wir es hier zum mindesten mit vier völlig einwandfreien und ausgewachsenen Pygmäen vom Ituri zu tun, deren Masse wir unbedenklich studieren und vergleichen können — freilich könnten Skeptiker auch da noch den Einwand erheben, das seien hier keine typischen, sondern ausgesucht kleine Individuen. Ein solcher Einwand ist natürlich leichter gemacht als widerlegt, und wenn man weiss, wie wenig gewissenhaft meist bei der Auswahl von Leuten vorgegangen wird, die man für Geld sehen lassen will, wird man auch in diesem Falle ein gewisses Bedenken nicht unterdrücken können. Immerhin teile ich persönlich es nicht. Ich möchte vielmehr glauben, dass es an sich so schwer ist, Ituri-Pygmäen überhaupt zu bekommen, dass man da nimmt, was man nur kriegt, und dass wir deshalb keinen Verdacht zu haben brauchen, als hätte man hier einige besonders kleine, also nicht wirklich typische Leute ausgesucht.

Die folgende Tabelle gibt einige Masse; ich muss ihr aber voraussenden, dass ich die Leute nur unter besonders ungünstigen Umständen messen konnte.

Wie Sie ja selbst sehen, sind die Leute alle durchaus unlenksam und über jedes Mass ungebärdig. Ihre beiden europäischen Begleiter haben nicht den geringsten Einfluss auf sie und wohl auch keinerlei Interesse an irgend einer Art von wissenschaftlicher Untersuchung.

Nummer		Männer				Frauen	
		Bokani	Matuko	Mafuta-mengi	Mangungu	Omariapi	Kuaki
1	Körpergrösse	136,5	133,5	142,5	125,0	128,1	132,5
2	Höhe des oberen Brustbeinrandes über dem Boden	110,3	106,0	114,0	99,5	102,6	106,6
4	Höhe des oberen Schambeinrandes ü. d. B. .	70,9	69,6	78,1	64,6	66,6	69,0
13	Spannweite der Arme (von vorn)	138,0	142,0	156,5	129,1	132,0	136,5
17	Ganze Armlänge (Acromion bis Mittelfingerspitze)	58,3	59,2	65,0	—	55,0	58,5
44	Grösste Länge des Kopfes	186,0	179,0	190,0	—	181,0	176,0
45	Grösste Breite des Kopfes	148,0	139,0	146,0	—	138,0	136,0
46	Kleinste Stirnbreite	112,0	103,0	118,0	—	106,0	95,0
48	Grösste Jochbogenbreite	146,0	127,0	144,0	—	128,0	126,0
49	Unterkieferwinkelbreite	104,0	93,0	107,0	—	87,0	95,0
50	Breite zwischen den inneren Augenwinkeln .	29,0	30,0	39,0	—	32,0	29,0
51	Breite zwischen den äusseren Augenwinkeln .	99,0	86,0	99,0	—	81,0	87,0
52	Breite der Nase (grösste seitliche Ausladung)	48,0	46,0	54,0	—	42,0	37.0
53	Breite der Mundspalte	52,0	45,0	60,0	—	51,0	52,0
60	Physiognomische Gesichtshöhe (Kinn bis Stirnhaarrand)	177,0	168,0	151,0	—	158,0	163,0
61	Morphologische Gesichtshöhe (Kinn bis Nasenwurzel)	99,0	104,0	104,0	—	93,0	98,0
62	Physiognomische Obergesichtshöhe (Nasenwurzel bis Mundspalte	59,0	65,0	66,0	—	63,0	59,0
64	Höhe der Nase	42,0	42,0	41,0	—	34,0	36,0
	Indices.						
75	Längenbreitenindex des Kopfes $\frac{45 \times 100}{44}$ . .	796,0	776,0	768,0	—	762,0	773,0
78	Physiognomischer Gesichtsindex $\frac{60 \times 100}{48}$ . .	121,2	132,0	104,9	—	123,4	129,4
79	Morphologischer Gesichtsindex $\frac{61 \times 100}{48}$ . .	67,8	81,9	72,2	—	72,7	77,8
81	Nasenindex $\frac{52 \times 100}{64}$	114,3	109,5	131,9	—	123,5	102,8
84	Physiognom. Ober-Gesichtsindex $\frac{62 \times 100}{48}$ . .	—	502,0	458,0	—	492,0	468,0

Tatsächlich musste ich einen Teil der Leute in einem ganz dunklen Winkel messen, weil sie nicht dazu bestimmt werden konnten, ans Licht zu treten und zwei andere wiederum wollten durchaus nur im Freien, im glühenden Sonnenbrand gemessen werden. Bei solchem Mangel an gutem Willen machte sich die Schwierigkeit der sprachlichen Verständigung doppelt bemerkbar, und so war es auch kaum möglich, die Leute auch

nur vorübergehend in die zum genauen Messen nötige richtige Körperhaltung zu bringen. Ich habe im ganzen über 10 000 Menschen gemessen, aber sicher niemals unter so schwierigen äusseren Umständen. Ich kann daher für die Richtigkeit der einzelnen Zahlen keinerlei Gewähr übernehmen. Wenn ich sie hier gleichwohl mitteile, so geschieht das nur, weil bisher genauere und vollständige Messungen dieser an sich doch so überaus interessanten Leute nicht veröffentlicht sind. Freilich ist zu hoffen, dass die Leute in London, wo sie sich ja sehr lange aufgehalten haben, sorgfältig und bis in alle Einzelheiten genau untersucht wurden, und dass wir bald mit einer ausführlichen Veröffentlichung dieser Arbeiten erfreut werden. Dann werden meine Zahlen natürlich gegenstandslos geworden sein.

Als Kuriosum darf ich vielleicht hier auch anführen, dass die europäischen Begleiter der Pygmäen mir im Anfang das Versprechen abgenommen hatten, meine Masse überhaupt nicht zu veröffentlichen. Erst später wurde mir die Veröffentlichung wieder zugestanden, aber mit der Beschränkung, dass dies nur in einer Zeitschrift, nicht in einem Buche erfolgen sollte.

Mit um so grösserer Freude und Dankbarkeit verweise ich hier auf einen in jeder Beziehung lehrreichen und interessanten Bericht über diese Pygmäen, den der um die Anthropologie schon so vielfach verdiente Anatom Prof. G. Elliot Smith (Kairo) in „The Lancet“ vom 12. August 1905 veröffentlicht hat.

Elliot Smith war in der glücklichen Lage gewesen, die Leute in Kairo lange Zeit und in Ruhe beobachten zu können, ehe sie nach Europa gebracht wurden, und als sie noch unverdorben und lenksam waren; besonders seine radiographischen Aufnahmen werden daher von bleibendem Werte sein. Sein vorläufiger Bericht enthält auch einige Zahlenangaben, unter denen ich die für die Körpergrösse gegebenen hier besonders hervorheben will. Sie sind mir auch für die Beurteilung der Zuverlässigkeit meiner eigenen Messungen von Wert, da ich sie natürlich für absolut unanfechtbar halte. In dieser Beziehung scheint es mir sehr lehrreich, dass Elliot Smith als Körperhöhe des Mannes Bokani 136,7 angibt, während ich 136,5 gemessen hatte. In ähnlicher Weise stimmt seine Messung für die Frau Omariapi mit 128,6 mit meiner Angabe 128,1 befriedigend überein. Derartige geringe Unterschiede würden selbst möglich sein, auch wenn ich nicht unter so ganz besonders schwierigen Umständen zu arbeiten gezwungen gewesen wäre. Selbst der Unterschied zwischen meiner Angabe für die Höhe der zweiten Frau Kuaki, für die ich 132,5 bestimmt hatte, während sie nach Elliot Smith 133,4 beträgt, ist noch verhältnismässig unbedenklich, hingegen darf ich hier wohl darauf hinweisen, dass Mafutamengi in Kairo 137,8 hoch war und hier mit 142,5 verzeichnet steht. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesen Unterschied darauf zurückführe, dass er seither — die Messung in Kairo liegt mehr als ein volles Jahr zurück — um 47 *mm* gewachsen ist. Das würde an sich auch schon verständlich machen, wie man früher weniger leicht darauf aufmerksam werden konnte, dass es hier sich um ein Individuum gemischter Ab-

stammung handelt. Er war eben tatsächlich im vorigen Jahre nur um wenige Millimeter grösser, als der Mann Bokani.

In ähnlicher Weise scheint auch der Mann Matuko im letzten Jahre um 24 *mm* gewachsen zu sein, wenn ich meine hiesige Messung als ungefähr richtig annehmen darf.

Die von Elliot Smith gegebenen Zahlen für den Längenbreitenindex sind durchgehend um ein oder zwei Einheiten höher als die meinigen. Ich vermute, dass das im wesentlichen auf einer abweichenden Bestimmung der grössten Kopflänge beruhen dürfte. Messen doch noch immer viele englische Kollegen die grösste Kopflänge mit Ausschluss der Brauenwülste.

Im übrigen sprechen meine Masse für sich selbst. Die ausserordentlich grosse Nasenbreite von Mafuta-mengi, die zu einem Nasenindex von fast 132 führt, kann ja vielleicht auf einem Beobachtungsfehler[1]) beruhen, aber sie entspricht schliesslich doch wenigstens ungefähr dem Bilde, das wir von dem Manne jetzt vor uns haben und würde auch dafür sprechen, dass der Mann nicht als ungemischter Pygmäe zu betrachten sein wird. In dieser Beziehung scheint mir auch wichtig, dass seine Körperbehaarung viel weniger auffallend entwickelt ist, als bei den anderen Leuten dieser Serie, besonders bei dem kleinen Mangungu; aber auch bei den anderen vier Pygmäen kann man ohne weiteres feststellen, dass sie am ganzen Körper viel mehr behaart sind, als jemals wirkliche Neger zu sein pflegen. So haben besonders auch die beiden Frauen z. B. an den Unterschenkeln mindestens ebensoviel Haare als stark behaarte Männer bei uns, und ausserdem noch ist bei sämtlichen Pygmäen bei richtiger Beleuchtung, besonders bei schief auffallendem Sonnenlicht ein richtiger, aus ausserordentlich dünnen, hellen Härchen bestehender Lanugo auf dem ganzen Körper zu beobachten.

Die Hautfarbe der Leute hier schwankt zwischen weiten Grenzen; am hellsten ist die Frau Kuaki, die übrigens auch eine auffallend schmale Nase und vielleicht etwas hamitisches Blut hat; sehr dunkel ist der kleine Mangungu und noch dunkler Mafuta-mengi, der „Fresssack“, von dem wir ja schon wissen, dass er anscheinend Negerblut hat. So schwanken die Farben, die wir an dieser Gesellschaft beobachten können, etwa zwischen den Nummern 20 und 32 meiner Tafel.

Die hier beigegebenen Abbildungen lassen auch die sehr charakteristische Haartracht der Ituri-Pygmäen gut erkennen. Besonders der ältere Mann, Bokani, scheint auf die gute Instandhaltung seines Kopfschmuckes viel Gewicht zu legen. Er ist heut frisch rasiert und auch vor einigen Tagen sah ich die ältere Frau, Omariapi, damit beschäftigt, seinen Kopf mit ihrem Speichel und einer Pfeilspitze zu behandeln. Bokani hat also, wie Sie sehen, nur einen wenige Millimeter breiten Haarstreifen, der wie ein Bandmass fast um seinen grössten Kopfumfang geführt ist und ausserdem einen etwa zwei Querfinger breiten Längstreifen, der wie eine Helmcrista von vorn nach hinten über den Kopf läuft; sonst ist die ganze Schwarte

1) Elliot Smith hat die Nasenbreite des Mafuta-mengi mit 49,5 ermittelt, ich mit 54,0.

glatt rasiert. Ähnlich, aber mit zwei sagittalen Streifen ist Mafuta-mengi geschmückt, während bei dem kleinen Mangungu die Breite des horizontalen Streifens viel grösser als die des sagittalen ist. Die beiden Frauen haben allerhand grosse Muster ausrasiert und sollen sich regelmässig jeden zweiten oder dritten Tag gegenseitig rasieren. Ähnlich dürften die Leute ihren Kopf auch behandeln, wenn sie in Freiheit leben; nur während ihres Aufenthalts in Kairo scheinen sie, vielleicht aus Mangel an den nötigen Geräten sich den Kopf nicht rasiert zu haben; aber Elliot Smith berichtet ausdrücklich, dass Matuko auf der linken Kopfhälfte viel längeres Haar habe, als auf der rechten, und demgemäss auf dieser rasiert gewesen sein müsse. In dieser Beziehung möchte ich ebenso, wie dies auch Elliot Smith tut, auf die ausgezeichnete Photographie einer grossen Wambutti-Gesellschaft verweisen, die David im Semlikiwalde bei Beni, westlich von Ruwenzori aufgenommen hat; es handelt sich zweifellos um ganz denselben Stamm, ja einzelne der jetzt hier anwesenden Leute gleichen auch individuell einigen dort photographierten fast zum Verwechseln. Diese Photographie zeigt aber gleichfalls allerhand ganz phantastisch in Mustern geschorene Köpfe.

Was uns an den Leuten hier und ebenso auf ihren Bildern sonst vor allem auffällt, ist ihre Leidenschaft für Bogen und Pfeile. Alle drei Männer und auch der Junge Mangungu trennen sich niemals von ihren Waffen. Ich sah sie einmal im Panoptikum ihre Mahlzeit einnehmen, und selbst da hatten alle vier ihre Waffen schussbereit neben sich liegen, und jeder einen der Pfeile unmittelbar so zur Hand, dass man unwillkürlich an Revolver mit gespanntem Hahn denken musste.

Diese Bogen und Pfeile sind durchaus typisch und stimmen bis in die letzten Einzelheiten mit denen überein, die wir von Stuhlmann u. a. aus derselben Gegend erhalten haben; die Bogen sind alle gleich kurz, sehr stark gekrümmt, meist mit Fellstreifen verziert und natürlich — wie auch sonst Pygmäenbogen überall — mit einer breiten flachen Rotangsehne versehen. Das sind auch die einzigen Bogen, die sie schätzen, und einen ihnen gezeigten und als Belohnung für ruhiges Stillhalten beim Messen versprochenen grossen Wanyamwesi-Bogen haben sie mit Verachtung und sehr unfreundlichen Gesten zurückgewiesen.

Auch ihre Pfeile sind alle ganz einwandsfrei; nur einige haben breite Messingspitzen, die so aussehen, als wären sie erst unterwegs geklopft. Ebenso ist die Flugsicherung, die ursprünglich aus einem dreieckigen Blattstück bestanden hatte, bei den weitaus meisten Pfeilen schon beschädigt oder zerstört und jetzt durch ein gleichgeformtes Stück Papier ersetzt.

Darüber, ob die Leute ihre Pfeile zu vergiften pflegen, konnte ich nichts erfahren. An den Pfeilen, die sie mit sich führen, ist jedenfalls nur Schmutz zu finden, kein Gift. Auch bekam ich zufällig einmal gerade zu sehen, wie Frau Kuaki dem Matuko einen mächtigen Furunkel an der Nase mit einem Pfeile spaltete; sie würde das wohl kaum getan haben, wenn der Pfeil auch nur früher einmal vergiftet gewesen wäre. Die kleine Szene fand auf dem Balkon des Panoptikums statt; der nekrotische

Pfropfen wurde mit den Fingern ausgequetscht und samt dem Eiter ohne viel Besinnen auf die Hauswand geschmiert.

Gern hätte ich festgestellt, ob die Leute ihre Pfeilspitzen, Messer usw. selbst schmieden. James J. Harrison, der unsere Pygmäen nach England gebracht hat, sagt in dem Heft[1]), das in London an die Besucher verkauft wurde, wörtlich: „For the making of weapons they collect the ironstone, and digging a hole in the ground for the fire, smelt it down by the aid of a primitive set of bellows made of roughly-tanned skin, tied to a hollow bamboo cane, which is inserted under the fire. They make spears, knives and arrows, the latter of many types and well made, considering the fact, that they use nothing but different shaped stones for tools in their making.“ Da er aber anscheinend nicht als Augenzeuge, sondern nur vom Hörensagen berichtet, werden wir auf diese Angabe nicht zu viel Gewicht legen dürfen, ebenso wie z. B. auch die weitere Angabe Harrisons, dass die Lebensdauer der Pygmäen sehr kurz sei — the man seldom seeing 40 or the woman 35 years — sicher noch der Nachprüfung bedarf.

Der schön geflochtene Köcher, den Matuko auf Fig. 2 vor sich hält, scheint nicht den Wambutti selbst, sondern einem grösseren Nachbarstamme anzugehören. Ganz echt hingegen sind die einfachen und schmucklosen Messer der beiden Frauen (vgl. das eine in der Hand der jüngeren Frau der Fig. 2), ebenso die drei Messingringe in der Oberlippe von Frau Kuaki. Beide Frauen tragen übrigens manchmal kleine, etwa 10 *cm* lange und bleifederdicke Stäbchen zu zweit oder dritt in einem Ohrläppchen. Ein solches Stäbchen habe ich für die hiesige Sammlung gegen einen gleichgrossen Bleistift eintauschen können.

Der übrige Schmuck, mit dem die beiden Frauen hier überladen sind, ist ausnahmslos fremder Plunder, den sie sich unterwegs umgehangen haben.

Die Namen der sechs Leute gebe ich hier so, wie ich sie gehört zu haben glaube; wer es besser weiss, mag anfangen, mich zu steinigen. Mafuta-mengi ist natürlich reines Sswahîli und heisst „viel Fett“, also etwa „Dicksack“. Natürlich ist das also ein nachträglicher Spitzname. Mangungu ist, wie Prof. Meinhof von unserem Sswahîli-Freunde Mtoro hier erfahren hat, soviel wie „der Tapfere“; aber nicht kisswahîli, sondern in irgend einer uns nicht näher bekannten Inlandsprache. Mit den vier anderen Namen wissen wir überhaupt gar nichts anzufangen. Elliot Smith schreibt Bohani, Amooriape, Mongungu, Kuarhe, Matuha und Mafutiminga, entfernt sich also nur ganz unwesentlich von den Formen, wie ich sie gehört zu haben glaube.

Sprachproben habe ich nicht zu sammeln versucht; was in Berlin auf diesem Gebiete von den kleinen Leuten zu lernen war, werden Sie gleich von berufener Seite hören. Ich konnte selbst nicht einmal über die Zahlworte ins reine kommen. Am ersten Tage hatte ich notiert:

1) Life among the Pygmies of the Ituri Forest, with 17 Illustr. London, Hutchinson & Co., Paternoster Row 1905. One shilling.

1 — Edini,
2 — Ebwe oder Ekbe,
3 — Tschîna oder Etschîna,
4 — Etschito,
5 — Tano,

über fünf hinaus gäbe es keine Zahlworte. Am nächsten Tage aber erhielt ich:

1. Edini,	6. Motoba,
2. Egbe,	7. Sobilado,
3. Etina,	8. Lalo (i. e. lado),
4. Etito,	9. Sobikomi,
5. Boko = Tano,	10. Komi.

Dass Boko und Tano (= Hand) dem Bantu angehört, ist klar, und das Zurückzählen, $7 = 8 - 1$ und $9 = 10 - 1$ ist auch vielfach aus Afrika bekannt. Im übrigen finden sich dieselben oder ganz ähnliche Worte bei Stuhlmann und bei Sir Harry Johnston.[1])

Dass wir also gute und typische Vertreter ihres Stammes vor uns haben, kann nicht angezweifelt werden. Wenn sie auch zunächst sicher nicht zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen aus ihrer fernen Heimat nach Europa gebracht wurden, so sind sie doch bereits in London Gegenstand ernster Forschung gewesen und werden hoffentlich auch hier nicht nur der Neugierde des schaulustigen Publikums dienen, sondern auch wissenschaftlich nach Gebühr eingeschätzt und ausgewertet werden. In dieser Beziehung setze ich die allergrössten Hoffnungen auf die linguistische Untersuchung. Hier ist eine fast einzige und vielleicht in Jahrzehnten nicht wiederkehrende Gelegenheit geboten, eine bisher so gut wie völlig unbekannte Sprache in aller Ruhe und Bequemlichkeit zu studieren.

Soweit ich einstweilen ermitteln konnte, sprechen die jetzt in Berlin befindlichen Leute unter sich ein uns ganz fremdes Idiom, während sie Bantu radebrechen, wenn sie versuchen, sich mit uns Weissen, besonders auch mit dem einen ihrer Begleiter zu verständigen. Ich hoffe sehr, dass hier jemand die sprachliche Untersuchung dieser Leute ernstlich in Angriff nehmen wird und dass die Geduld der Leute und ihrer Begleiter ausreicht, um da ein greifbares und dauernd wertvolles Ergebnis zu sichern. Besonders setze ich meine Hoffnung auf den hier anwesenden Prof. Meinhof und auf Hrn. D. Westermann, welch' letzterer uns in diesen Wochen mit einem Wörterbuch der Ewe-Sprache beschenkt hat.

Es ist das ein Werk von so grossartiger und direkt epochaler Bedeutung, dass ich diesen Anlass wohl benützen darf, um auch von hier aus die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf das neue Werk zu lenken.

Es ist ja leider eine Tatsache, der sich kein Einsichtiger verschliessen kann, dass bei uns das Studium der primitiven Sprachen in fast unverantwortlicher Weise vernachlässigt wird. Vor unseren sehenden Augen gehen Sprachen zugrunde, ehe sie aufgenommen sind, und was für viele ethno-

---

1) The Uganda Protectorate, London 1902.

graphische Einrichtungen bereits anfängt, anerkannt zu werden, das gilt sicher auch für die Sprachen vieler Naturvölker: Was wir nicht in den nächsten Jahrzehnten sichern und für die Nachwelt retten können, das geht dem völligen Untergang entgegen und kann, einmal verschwunden, niemals wieder beschafft werden.

Wie beschämend ist es für uns, dass in ganz Deutschland nicht ein Mann lebt, der sich berufsmässig mit melanesischen Sprachen beschäftigen kann, und dass wir uns an Pater Schmidt nach St. Gabriel wenden müssen, wenn wir irgend etwas erfahren wollen, was mit den Sprachen unserer Schutzbefohlenen in Kaiser Wilhelms-Land zusammenhängt, und wie wenig wird bei uns auch auf dem Gebiete der innerafrikanischen Sprachen geleistet! Wir müssten mindestens ein halbes Dutzend Gelehrte wie Meinhof und Westermann nach Berlin ziehen und ihnen hier reiche Arbeits- und Unterrichtsgelegenheit geben, um nur ungefähr den dringenden Aufgaben gerecht zu werden, die uns aus unserem Kolonialbesitz erwachsen.

Inzwischen knüpfen sich grosse und wichtige Probleme an die genaue Erforschung der Pygmäen-Sprachen. Dass alle die weit über das ganze tropische Afrika zerstreuten Pygmäenstämme untereinander verwandt sind, scheint mir schon jetzt gesichert — zunächst durch rein ethnographische Parallelen, deren Erkenntnis man sich nicht leicht verschliessen kann. Gänzlich unsicher sind aber unsere bisherigen Vorstellungen von dem rassenmässigen Zusammenhange dieser Pygmäen mit den Buschmännern südlich vom Zambesi.

Diese Frage gehört zu den wichtigsten und zugleich schwierigsten, die der modernen Anthropologie überhaupt gestellt sind; man pflegt sie in der Regel zu bejahen, aber Schweinfurth und andere erfahrene Afrikaner tun das nur mit einer gewissen Reserve, während in der populären Literatur die Sicherheit, mit der diese und ähnliche Fragen gelöst werden, naturgemäss mit der Unwissenheit der Autoren zunimmt.

Ich selbst bitte, auf diese Verhältnisse im nächsten Jahre zurückkommen zu dürfen, wenn ich über meine Messungen an Buschmännern, Griqua und anderen Südafrikanern berichten werde. Einstweilen darf ich aber vielleicht schon heute darauf hinweisen, wie man sich jetzt bemüht, auch die ausserhalb des afrikanischen Kontinentes gefundenen kleinen Leute in einen genetischen Zusammenhang mit unseren Pygmäen zu bringen. Tatsächlich kennen wir ja jetzt schon eine ganze Reihe von wirklichen Pygmäen oder wenigstens von Stämmen geringerer Körpergrösse ausserhalb Afrikas. Diese unterscheiden sich nicht selten von ihren grösseren, schlichthaarigen Nachbarn auch durch negerhaft krauses Haar und werden deshalb ab und zu als Negritos („Negerchen") bezeichnet. Solche kennen wir z. B. von den Philippinen und unter den Inlandsstämmen der malaiischen Halbinsel. Aber auch die Minkopies auf den Andamanen, die Wäddah auf Ceylon und manche andere weniger berühmte Stämme haben durch ihre kleine Statur schon lange die Aufmerksamkeit der Forscher erregt. In den letzten Jahren hat sich Kollmann, dieser ausgezeichnete und durch ein langes, arbeitsreiches Leben

ehrwürdige Gelehrte, sogar bemüht, richtige Pygmäen auch in Europa und in Amerika nachzuweisen und überhaupt den Stammbaum der ganzen Menschheit von einer Urhorde von Pygmäen abzuleiten.

Hat auch Kollmann da vorläufig nur wenig Nachfolger gefunden, so erwächst uns doch schon aus der blossen Aufstellung einer solchen Hypothese die Pflicht, uns um so eingehender mit wirklichen und einwandfreien Pygmäen zu beschäftigen, wo immer wir sie zum Gegenstande unseres Studiums machen können.

Dass es in jeder auch sonst einheitlichen und homogenen Gesellschaft grosse und kleine Leute gibt, entspricht den einfachsten Regeln jeder Statistik. An den Enden jeder genügend grossen Reihe von gemessenen Körperhöhen muss es notwendig kleine und grosse Zahlen geben: „Zwerge“ und „Riesen“. Daraus allein aber werden wir niemals folgern dürfen, dass sich wirkliche Zwerge oder Riesen unter unseren Stammeltern befunden haben müssen. Erst mit in sich geschlossenen Reihen von Leuten aus wirklich kleinen Völkerstämmen beginnt für uns die Möglichkeit, von richtigen Pygmäen zu sprechen.

Die jetzt hier anwesenden Leute vom Ituri scheinen dieser Forderung in vollem Masse zu entsprechen. Ihre genaue Untersuchung wird hoffentlich gute Früchte tragen und vor allem zu weiteren Forschungen in der Pygmäenfrage anregen.

(2) Hr. Meinhof:

Zunächst spreche ich meinen ergebensten Dank aus für die unserer afrikanischen Linguistik soeben gezollte warme Anerkennung und für die Erlaubnis, vor Ihnen zu sprechen.

Bei der Untersuchung der Pygmäensprachen haben sich zwei Resultate mit Sicherheit ergeben:

1. Die Sprache enthält Velarlabialen (Laute, bei deren Bildung am Velum eine Verengung und gleichzeitig an den Lippen ein Verschluss entsteht).

2. Sie hat eine reichliche Verwendung des musikalischen Tons. Beide Eigentümlichkeiten teilt sie sicher mit den Sprachen von Nieder-Guinea, z. B. dem Ewe.

Das Auftreten der Velarlabialen in zentralafrikanischen Sprachen ist schon seit einiger Zeit beobachtet worden. Man hielt diese Eigentümlichkeit aber nicht für wichtig genug, um darauf schon die Annahme zu begründen, dass vielleicht ein Zusammenhang mit westafrikanischen Sprachen vorliegt. Man hat vielmehr bisher für dieses Gebiet eine Reihe selbständiger Sprachgruppen angenommen. Der Grund, warum man die Zusammenhänge dieser Sprachen nicht sah, liegt wahrscheinlich darin, weil man Vokabeln und Bildungselemente verglich. Durch die schon erwähnten ausgezeichneten Arbeiten von Westermann ist aber sicher nachgewiesen, dass z. B. das Ewe im wesentlichen eine isolierende Sprache ist. Die einzelnen Vokabeln setzen sich zusammen aus mehreren Wurzeln. So besteht z. B. tomelã „Fisch“ aus to „Fluss“, me „Inneres“, lã „Fleisch“. Ein Tier (Fleisch), das im Innern des Flusses lebt, ist ein

Fisch. Selbstverständlich kann in einer anderen Sprache, obwohl sie nahe verwandt ist, das Wort Fisch auf andere Weise ausgedrückt werden. Was man hier also zu vergleichen hat, sind nicht Vokabeln, sondern Wurzeln. Ähnlich steht es mit den Bildungselementen. Da das Ewe sicher und die verwandten Sprachen wahrscheinlich isolierend sind, liegt auf der Hand, dass eigentliche Bildungselemente nicht vorhanden sein können. Was dafür angesehen wird, sind Wurzeln, die meist noch völlig selbständig sind und nur zum geringsten Teil begonnen haben, ihre Selbständigkeit aufzugeben. Es liegt auf der Hand, dass verschiedene Wurzeln in einander sonst nahestehenden Sprachen ähnliche oder dieselbe Funktion haben können. Aus dem allen geht hervor, wie misslich es ist, Sprachen zu vergleichen, so lange man ihren morphologischen Bau nicht genau kennt. Es ist ebensowenig erfolgreich, als wenn z. B. ein Botaniker die Pflanzen nach der Farbe ihrer Blüten ordnen wollte. Die Form der Pygmäenworte, die ich erhalten habe, macht es wahrscheinlich, dass auch diese Sprache im wesentlichen isolierend ist. Es würde das eine weitere Ähnlichkeit zwischen ihr und den westafrikanischen Sprachen bedeuten. Was mich in dieser Meinung bestärkt, ist das umfangreiche Auftreten des musikalischen Tones. Ich sehe diese Erscheinung, die ja aus dem Chinesischen genügend bekannt ist, nicht an als eine Differenzierung ursprünglich identischer Wurzeln, sondern ich bin der Überzeugung, dass hier ebenso wie in der Kindersprache die Tonhöhe ein integrierender Bestandteil in der Wurzel ist, ebenso notwendig wie Konsonanten und Vokale. Die erhaltenen Vokabeln mit anderen Sprachen zu vergleichen, kann solange nicht zu sicheren Resultaten führen, als wir die Lautgesetze der Sudansprachen — so möchte ich diese Gruppe nennen — noch nicht genügend kennen. Dass eine Anzahl Fremdworte in die Pygmäensprachen, sogar in die Zahlwörter eingedrungen ist, ist von vornherein wahrscheinlich. So wird es nicht Wunder nehmen, wenn die Zahlworte zum Teil, z. B. fünf und zehn, Bantu sind. Das Zahlwort für sechs mutoba wird von Johnston in einigen Sprachen von Uganda notiert und findet sich noch im Duala in Kamerun wieder. Den alten Kanon, dass die Zahlwörter gewissermassen am meisten gegen fremde Einflüsse gefeit sind, haben wir ja längst aufgeben müssen; sie werden beim Handel gebraucht und sind gerade deshalb fremdem Einfluss besonders unterworfen.

Schnalzlaute kommen sicher nicht in der Sprache vor, ihre Identifizierung macht ja eigentlich auch wenig Schwierigkeiten. Ich mache aber auf folgendes aufmerksam. Soviel ich sehe, ist der morphologische Bau der Buschmannsprachen dem der Sudansprachen ähnlich. Man sollte annehmen, dass dann auch Ähnlichkeiten im Lautbestande vorlägen. Ich habe nun seinerzeit nachgewiesen, dass im Tsivenda, einer Bantusprache in Nordtransvaal eine Art labiivelarer Laute vorkommen, von denen das „m" geradezu in einen labialen Schnalz übergeht. Diese Laute sind mit den obengenannten Velarlabialen zwar nicht einfach identisch, aber doch scheint mir die Möglichkeit vorzuliegen, dass auch die Velarlabialen sich zu Schnalzen entwickelt haben oder mit ihnen verwandt sind.

Sitzung vom 16. Juni 1906.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer**.

(1) Hr. Landgerichtsrat Lion, ein Mitglied, das regelmässig unsere Sitzungen besuchte, ist gestorben. Wir werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

(2) Als neue Mitglieder werden gemeldet

Hr. Professor Verworn in Göttingen und

„ Leutnant Filchner in Berlin.

(3) Von der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft ist ein Dankschreiben eingegangen für die Gratulation zu der 200jährigen Geburtstagsfeier Franklins.

Se. Excellenz v. Neumayer übersendet uns ferner das folgende Dankschreiben für seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft:

Neustadt a. Haardt, den 28. Mai 1906.
(Hohenzollernstrasse 7)

Euer Hochwohlgeboren

gütige und geehrte Zuschrift vom 23. d. M., wonach die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in ihrer Sitzung vom 19. d. M. beschlossen hat, mich zum Ehrenmitglied der Gesellschaft zu ernennen, hat mich in hohem Grade erfreut, zumal in derselben die Anerkennung meines Bestrebens zur Förderung der Interessen auch anderer Wissenszweige als die meiner Fachwissenschaft ausgesprochen wird. Mit tief empfundenem Danke nehme ich die mir erwiesene hohe Ehre seitens der Gesellschaft, die einen Bastian und Virchow zu ihren Begründern zählt, und der seit langen Jahren anzugehören ich die Freude und Genugthuung habe, an und werde mich auch fernerhin bestreben, die hohen Ziele der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte nach dem Masse meiner Kräfte zu fördern.

Mit der Versicherung aufrichtigsten Dankgefühles und der vorzüglichsten Hochachtung verbleibe ich

Euer Hochwohlgeboren

ergebener

Dr. v. Neumayer, Wirklicher Geheimer Rat.

An den Vorstand der Berliner Gesellschaft
für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Zur Feier seines 80. Geburtstages am 21. Juni hat sich in Neustadt a. H. ein Comité gebildet, welches bereits am 16. u. 17. Juni Festveranstaltungen treffen wird und unsere Gesellschaft ebenfalls dazu eingeladen hat. Wir werden nicht verfehlen, dem verehrten Jubilar unsere Glückwünsche zu übersenden zu der schönen Feier und zu der Vollendung der 3. Auflage der vortrefflichen „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen", welche das beste Zeugnis von der bewundernswerten Frische des Herausgebers ablegt und deren Schlussheft uns heute gerade vorliegt. Dasselbe enthält als Anhang noch die letzte Arbeit Bastians „Leitende Grundzüge in der Ethnologie", welche er ursprünglich für diese Anleitung bestimmt hatte.

(4) Am 10. Juni fand die Feier der Vollendung der Neubauten des Pathologischen Instituts statt, welche zugleich eine Gedächtnisfeier für Rudolf Virchow war. An derselben nahm auf Einladung des Direktors Hrn. Prof. Orth auch der Vorsitzende teil.

(5) Hrn. Dr. Oskar Neumann ist der Professortitel erteilt, Hrn. Prof. F. W. K. Müller von der Akademie der Wissenschaft der Bopp-Preis zuerkannt worden.

(6) Von Hrn. Prof. Dr. Schweinfurth ist uns noch aus Tunis vom 25. Mai die folgende Mitteilung zugegangen:

Tunis, 25. Mai 1906.

Ich habe hier eine hartnäckige Katarrhperiode durchzumachen gehabt, und bin erst heute im Stande, nach Norden abzufahren. Von hier aus sind mehrere Kisten mit wertvollen Sammlungen, namentlich meine Gafsafunde (eolithische, paläolithische und jungpaläolithische Silex in reicher Auswahl) enthaltend, nach Berlin geschickt und ich fahre nun mit diesem Brief bis Marseille, wo zunächst eine grossartige Kolonial-ausstellung mein Interesse fesselt. Ich habe dann vor, einen Abstecher nach Toulouse zu machen, um die dortigen Sammlungen zu besichtigen, und will schliesslich Paris und Brüssel zu gleichem Zweck berühren.

In Paris, bei Dr. Capitan harrt meiner eine grosse Sensation, das Neueste aus Afrika auf palethnologischem Gebiet, und dies ist der Hauptzweck meines heutigen Schreibens, damit Sie bei Zeiten von dem wichtigen Knochenfunde des Quartärmenschen von Nordafrika benachrichtigt seien, den, während ich in Gafsa war, der dort als „inspecteur des forêts" angestellte Mr. Boudy in der Nachbarschaft gemacht hatte, nämlich in der Nähe von Metlaui, dem Zentrum der Phosphatgewinnung, 38 *km* östlich von Gafsa. Es war mir leider nicht vergönnt, die Bekanntschaft von Mr. Boudy zu machen, aber ein anderer in Gafsa wohnhafter Beamter, der Steuereinnehmer Mr. Tapie, der wie der Vorgenannte den steinzeitlichen Fragen das lebhafteste Interesse entgegen-

bringt[1]), hatte die Freundlichkeit, mir über den Fund von Metlaui nähere Auskunft zu geben. Seinen schriftlichen Mitteilungen entnehme ich das Nachfolgende:

Aus Mr. Tapies Brief vom 22. Mai 1906:

„Die Umstände, unter denen Mr. Boudy zu seiner schönen Entdeckung gelangte, waren folgende: Er befand sich in einem der Horizontalschächte, die zur Ausbeutung der Phosphatlager am Abfall der Berge im Norden von Metlaui angelegt worden sind, und da fiel ihm auf, dass an den Wänden der Gallerie (unweit ihres Eintritts in den Berg) Schichten von Asche zu Tage traten, in denen Knochentrümmer sichtbar waren. Sofort schickte er sich an, in diesen Aschenlagern zu graben und gelangte bald zu den Trümmern eines menschlichen Skeletts, die leider in einem sehr schlechten Zustand der Erhaltung dargeboten waren. Der grösste Teil der Knochen zerkrümelte an der Luft. Dessenungeachtet vermochte man die Schienbeine, einen Fuss, fast das ganze Becken, einen kleinen Teil der Schädeldecke und einige Zähne zu retten. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, dass man es hier mit den Überresten eines Individuums zu tun hat, das durch einen Schichteneinsturz getötet wurde. Eine solche Hypothese scheint durch die Lage, in der sich die Skeletteile befanden, bestätigt, denn die Schenkelknochen fanden sich über den Körper zurückgeschlagen. Dafür sprechen auch die grossen Kieselknollen, die hinsichtlich ihrer Gestalt oder Anordnung nichts zu erkennen gaben, was mit einer Begräbnisstätte zu tun hätte. Nahe bei den Knochen fanden sich Silexstücke, die in die Übergangsperiode vom Paläolithikum zum Neolithikum zu gehören scheinen, desgleichen fanden sich daselbst eine Menge von Schneckenschalen (Helix). Hr. Boudy hat auch Bruchstücke von Straussen-eiern gefunden. Nach dem Urteil des Direktors der Phosphatgruben von Metlaui, Paul Bursaux, eines erfahrenen Geologen, der die Stelle besichtigt hat, wäre es wenig wahrscheinlich, dass der Körper, dessen Skelettreste sich dort vorfanden, nachträglich in nachsteinzeitlicher Epoche in die Schicht hineingeraten sei. Die Knochen sind an Dr. Capitan nach Paris geschickt worden, der sich gegenwärtig mit ihrer Untersuchung beschäftigt. Die Schicht, in der die Knochen gefunden wurden, ist von der Oberfläche des Bodens nur 4 *m* entfernt."

Von besonderer Wichtigkeit erscheint die Angabe, dass sich in Begleitung der menschlichen Knochenreste auch die Schalen von Straussen-eiern vorgefunden hätten. Daraus würde sich ergeben, dass die Epoche, in welcher der wahrscheinlich jungpaläolithische Mensch gelebt hat, eine Trockenzeit war. Man könnte also zunächst an die grosse Trockenperiode denken, die nach Pomels Einteilung des nordafrikanischen Quartärs die zweite Abteilung desselben darstellte, hauptsächlich gekennzeichnet durch die während derselben gebildete Travertinkruste („carpace"), die sich an

1) In Gafsa hat sich um mich besonders auch der Chefarzt der dortigen Garnison Dr. Eybert verdient gemacht. Ihm verdanke ich photographische Aufnahmen des Medahügels, in dessen verhärteten Geröll- (pouddingue) und Tonlagern ich so viele charakteristische Kieselmanufakte der Arbeitsweisen von Reutel und Mesvin ausfindig machte.

so vielen Stellen Tunesiens nachweisen lässt. Das würde aber ein zu hohes Alter ergeben und es wäre eher die dritte Quartärzeit dabei im Auge zu halten, die durch die Senkung der Küstenzone gekennzeichnete.

Es handelt sich demnach um alte Höhlen, die am Abfall des Berges zwischen den härteren Kalksteinlagen des untersten Eocän ausgewittert waren und in der spätpaläolithischen Epoche (E. éburnéenne, vielleicht auch E. tarandienne) dem Menschen als Wohnstätte dienten. Ich habe solche Aschenschichten, die sich namentlich durch die Menge der in ihnen eingeschlossenen Schneckengehäuse (Helix) kenntlich machten, 15 *km* in Nordwest von Gafsa am Fusse des die Südseite des grossen Ued el Ssafiūn begrenzenden Bergabfalls, nahe am Eingange zur Schlucht von Ain-Gattar aufgefunden, wo sie die Ablagerungen eingebrochener ehemaliger Höhlen darzustellen schienen und ich bin davon überzeugt, dass daselbst beim Nachgraben auch Knochenreste der verspeisten Tiere zu Tage gefördert werden könnten, denn die in der Umgebung verstreuten Kieselmanufakte (sog. „doubles-grattoirs“, Moustierspitzen und vor allem die charakteristischen schmalen Splitter mit bearbeitetem Schmalrücken und der ohne Dengelung in Gebrauch genommenen Bruchschneide, bzw. Schneide, wie sie der Bruch bei der Kieselteilung lieferte, Splitter, für die ich den Namen „Diëderspitze“ („pointe-dièdre“, bisher: „couteau-lame à dos retaillé“) vorschlage, geben die grösste Analogie mit den Manufakten der von mir bei Termini in Sizilien ausgebeuteten Höhlen zu erkennen und die Ablagerungen daselbst sind durch ausserordentlichen Reichtum an gespaltenen Knochen (namentlich von Hirsch und Damhirsch) gekennzeichnet, sowie durch grosse Anhäufungen gleichartiger Schneckenschalen wie bei Gafsa.

Eine bemerkenswerte Höhle, die einzige in jener Gegend noch erhaltene, die am Nordabfall des Djebel Gattar, etwa 4 *km* in Ost von der erwähnten Aschenschicht mit Helixschalen gelegen ist, erwies sich als ein grosser Werkplatz der nämlichen Epoche. Tonscherben, andere als typisch römische, konnten an allen diesen Plätzen bei Gafsa, wo jungpaläolithische Manufakte umherlagen, nicht ausfindig gemacht werden und das gleiche Nichtvorhandensein ist auch für die analogen Fundstätten der sizilianischen Höhlen charakteristisch. Ich habe bei Gafsa keine neolithischen Kieselmanufakte nachweisen können, nehme daher vorläufig an, dass das Skelett von Metlaui derselben Epoche angehört wie die vorhin erwähnten „Diëderspitzen“. An den Synchronismus des sizilianischen Paläolithikums mit dem von Südtunesien zweifle ich nicht. Was von diesem in Sizilien bisher durch Höhlenfunde bekannt geworden ist, bietet überall nur eine und dieselbe Epoche dar (das ältere Paläolithikum ist meines Wissens in Sizilien noch nicht nachgewiesen worden, dort auch noch kein Exemplar eines „coup de poing“ aufgefunden) eine Zeit, die sich durch die Abwesenheit von Tongefässen, von Obsidianmanufakten, von polierten Steinbeilen, wohl auch durchweg durch das Fehlen von Pfeilspitzen mit Widerhaken, besonders aber durch die Fauna, wie solche in den von Menschenhand gespaltenen Tierknochen uns hier entgegentritt, deutlich von der neolithischen Epoche unterscheidet. Diese Epoche ist offenbar das jüngere

Paläolithikum, und innerhalb desselben eher seiner älteren als der jüngeren Abteilung zuzurechnen; hauptsächlich wegen des Mangels von Töpferei und wegen der in hohem Grade entwickelten Technik der Kieselschlag- bzw. -druckkunst. In den sizilianischen Höhlen fanden sich zahlreiche zu Pfriemen, zu Haarnadeln u. dgl. verarbeitete Knochen, allerdings ist bis jetzt noch keine mit einem Öhr versehene Nadel ausfindig gemacht worden. Aber solche Kieselwerkzeuge, die nur zur Herstellung von Nadelöhren gedient haben können, sind häufig aufgefunden worden, wie denn überhaupt die meisten Werkzeuge dieser Fundstätten vorwiegend den Zwecken der Knochenbearbeitung gedient zu haben scheinen. In betreff der Arbeitsweise der sizilianischen Kieselmanufakte dieser Kategorie sprechen die meisten Merkmale für das Eburnéen, aber auch das Tarandien hat Typen aufzuweisen, die hier eine grosse Rolle gespielt zu haben scheinen, so namentlich die mit eigentümlich vorspringenden feinsten Pfriemspitzen versehenen Stücke (Nadelöhrbohrer). Sogar das Tardenoisien, das ja neuerdings auch der Renntierzeit angegliedert wird, hat in den winzigen geometrischen Figuren gewisser Jaspissplitter, die sich in Menge bei Termini vorfinden, hier typische Formen vertreten.

Über die Höhlen von Termini bereite ich eine eigene Veröffentlichung vor. Ich habe die Zeit meiner hiesigen Unpässlichkeit dazu benutzt, von den typischen Stücken sorgfältige vergrösserte Zeichnungen zu entwerfen. Über meine Gafsafunde hoffe ich der Gesellschaft demnächst ausführlichen Bericht abstatten zu können. Ich befürchte für meine Eolithe einen grossen Konflikt mit der geologischen Altersbestimmung der Schichten, in denen sie eingebettet sind. Sicherlich wird das fortschreitende Formenstudium dieser Manufakte auch in Tunesien erwünschte Handhaben zur genaueren Einteilung der Quartärzeit darbieten.

(7) Mit der Kolonial-Ausstellung zu Marseille wird auch ein Kongress der „Alliance française“ et des Sociétés de Géographie vom 10.—15. September verbunden sein, zu welchem die Mitglieder unserer Gesellschaft eingeladen werden. Der Beitrag von 10 Francs ist an den Schatzmeister Hrn. Cl. A. Fraissinet zu senden.

(8) Von dem Vorsitzenden der Rudolf Virchow-Stiftung ist der folgende Bericht des Hrn. Leo Frobenius aus Luluaburg vom 2. Dezember 1905 zur Veröffentlichung übergeben worden.

Bericht über die völkerkundlichen Forschungen vom 30. Mai bis 2. Dezember 1905.

Über die Reisen, die wir im Laufe des oben genannten Zeitabschnittes unternahmen, erfahren Sie näheres aus meinem gleichzeitig abgehenden Bericht an den Vorstand der Karl Ritter-Stiftung.[1] Haben wir uns im Anfang dieses Jahres mit der Aufklärung der völkerkundlichen Verhältnisse im westlichen Kassai- oder Quangobecken beschäftigt, so war diese

1) Derselbe ward schon vor einem halben Jahre in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde veröffentlicht.

Zeit den Stämmen des mittleren und oberen Kassai gewidmet, der nun die Erforschung der östlichen Völkergeschichte folgen soll. Erlauben es unsere Verhältnisse, so kommt dann noch der Norden an die Reihe. Das lässt sich noch nicht übersehen, denn, wenn eine ethnologische Expedition wie die unsere, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, ein recht umfangreiches Gebiet aufzuklären, ihre Sache recht machen will, gilt es am Ziele einer Reise oft noch, diese oder jene Anschlussroute zu unternehmen oder umzukehren und noch einmal einer Sache nachgehen, die übersehen oder vordem als minder wichtig erachtet wurde. Also kann man, so es sich um fast unbekannte Länder handelt, weder in Europa seine Bahnen vordem angeben, noch hier im Lande sagen, dies oder jenes wolle man noch machen oder könne man ausrichten.

Es ist für mich nicht ganz leicht, Ihnen heute einen leidlich alles Wichtige sagenden Bericht aufzusetzen, weil von den grossen Mengen einzelner Beobachtungen nur ein nichtssagender Bruchteil geboten werden könnte und die grossen Grundzüge der Erkenntnisse doch vielleicht nach der einen oder anderen Seite noch ergänzt werden und dann hier nur Halbes gegeben würde. Immerhin will ich Ihnen im letzteren Sinne einige Angaben machen, die später noch manche spezialisierende Erweiterung erfahren können.

Im oben angegebenen Zeitabschnitt sind wir mit folgenden Völkern zusammengekommen: Bansadi, Badinga, Banguli, Bankutu oder Bassongo Mino, Baschilele, Bena Kamba, Baschi Nkoto, Buschong, Kajong, Pianga Bienge, Batschoa, Bapende, Kioque, Baluba, Bassonje, sehr vielen Bena Luluastämmen und Baketevölkern an drei verschiedenen Stellen, — ein buntes Durcheinander nichtssagender Namen, das in folgender Weise zu entwirren ist: 1. Gruppe der Baschensi und Halbbaschensi: Bansadi, Badinga, Banguli, Bankutu. 2. Gruppe der Babunda: Baschilele, Bena Kamba, Baschi Nkoto, Buschong, Kajong, Pianga, Bienge (Bakuba) und Bakete. 3. Gruppe der Baluba: Baluba, Bassonje, Bena Lulua. 4. Gruppe Batschoa, von den Baluba Kajekke genannt, sind Pygmäen. 5. Gruppe Bapende, zu den Bambunda am Kantscha und Quango gehörend, und 6. Kioque, die neue Völkerwelle, die das Lundareich und die nördlich anschliessenden Stämme gänzlich zersetzt haben und die nur deswegen in Grossartigkeit nicht auffallen, weil sie bis dato kein einheitliches Reich gebildet haben. Ich gebe Ihnen der leichteren Übersicht halber eine schematische Übersicht der Völkergruppen und einige ergänzende Notizen: A und B. Baschensi und Babunda sind echte alte Negervölker mit Kafferntracht, Kartenhausstil, altem Bogen und Pfeil, Palmfarnweberei, Tabaksrauchgerät, Dorfschulzentum, mit Bindematten usw., ohne Löffel, Hanfraucherei, Volksdichtung usw. Auf das, was sie in Baschensi und Babunda trennt und worüber eigene Angaben der Leute vorliegen, kann ich erst später eingehen. Natürlich sind die Südbabunda stark dem Einfluss der von Süden herandrängenden Kioque und Baluba ausgesetzt gewesen, obgleich die junge Völkerbewegung der Kioque noch keine sehr starke Umwandlung im Kulturbesitz gezeitigt hat. Die Südbabunda sind von den

Baluba aber teilweise in der Verbreitung gänzlich zerrissen, teilweise vermischt, teilweise vernichtet worden. Ganz besonders interessante Probleme geben uns die Bakete auf.

A. Baschensistämme im grossen Wald

E. Batetela

Ba- bunda-Stämme

Kwilublock

B. a) Quango Quanza b) Bapende Babunda c) Bakuba Bakete

1. Muloa oder Baloa

2. Bena Lulua

3. Bassonje oder Bassonge

D. Kioque C. Baluba

Ich konnte bislang Bakete nachweisen: 1. nördlich der Buschonghauptstadt Muschenge, 2. südlich der Hauptstadt Ibanschi, 3. am Lombello, 4. südöstlich der Wissmannfälle, 5. an den Poggefällen (die Bena Mai sind Bakete unter Balubaherrschaft), 6. am Lulua südlich von Luluaburg, 7. nördlich Lussambo's am Sanküssu. Das heisst, sie sind über das gesamte östliche Kassaibecken parcellarisch verteilt und wohnen heute zwischen Bakuba, Bapende, Bena Lulua, Kanioka, Baluba, Bassonje Batetela. Das ist natürlich das beste Material, um einmal Beeinflussung des Kulturgutes durch geographische Position und kulturell-starke Nachbarschaft zu studieren, — oder lassen wir zunächst das „Studieren" und sagen wir einfach „das Material für das Studium heimzubringen". Und da gerade die Bakete mit einer unglaublichen Zähigkeit an ihrer alten Eigenart festhalten, da es wahrscheinlich ohne weiteres gelingt, die hier vor sich gegangenen Völkerverschiebungen mit den Berichten der alten Portugiesen in Einklang zu bringen, so scheint das Problem dieser Stämme, wenn die Lösung gelingt, eines der wichtigsten der afrikanischen Völkerkunde zu sein.

Denn diese alten Babunda wurden durch die Baluba in Bewegung gebracht, verschoben und sicher nach mancher Richtung ausgestreut. Mit den Baluba aber beginnt etwas ganz neues, etwas, was ursprünglich nicht nach Afrika gehört. Die Eigenarten der Balubakultur sind wahrscheinlich die gleichen, wie die der südlichen Zuluverwandten, etwa der Betschuana. Aber sie sind hier klarer, unberührter, noch nicht zerstört durch europäische Invasion mit Pflug und Bibel. Die grösste Tatsache ist diese: Wie die Babunda, zumal die östlichen Bakubastämme Bildner und Weber

in einem entzückenden Kunstgewerbe sind, durch Stileigenarten trotz einer gewissen Armut vielen modernen Stilbildungen an Gerechtigkeit, Selbstverständlichkeit und Geschicklichkeit an Materialverwaltung überlegen sind, — so sind die Baluba die Dichter und Märchenerzähler sondergleichen. Sie erreichen nicht oder sehr selten polynesische Grösse, sind aber lieblicher als die melanesischen Geschichten und anscheinend variantenreicher als amerikanische Schöpfungen. Unter den etwa 300, die bisher gesammelt wurden, scheinen nur 30 pCt. Varianten gleicher Themata. Natürlich habe ich sie aber noch nicht alle im Kopf. (Das Material dürfte 1000 grosse Schreibseiten umfassen.) Aber allem Bekannten sind die Sachen durch einen unbändigen Humor überlegen, und zwar Humor in unserem deutschen tiefen Sinne, Humor, der durch das Weinen hindurch lacht, Humor, der sarkastisch urteilt. Allerdings scheut der Witz auch vor keiner Unanständigkeit (in unserem Sinne!) zurück. Aber gerade hier leistet der Muluba entschieden weit mehr, als manche gar platte Stammtischgesellschaft, — trotzdem ich den Wunsch nicht äussern will, dass etwa der Balubawitz bei uns Sitte werde.

An bekannten Sachen fand ich bis jetzt die mythologischen Stoffe stark märchenhaft umgebildet. (Polyphem- und Riesensage sehr schön, Jonas- und Drachensage ausgezeichnet, Schwanenjungfrauenmythe degeneriert, Kampf von Himmel und Erde klar aber selten, Feuerdiebstahl in zunächst nicht ganz deutlicher Form, Sintflutsage kümmerlich usw.) An märchenartigen Bildungen habe ich wundervolle Ausgaben vom grossen und kleinen Klaus, Tierwettlauf und Tierwettfrass usw. Dann aber Reinicke Fuchs! Im Westen Gabuluku, eine Zwergantilope, im Osten Kabundji, eine Rattenart! Das kann ich trotz allen häuslichen Fleisses, wenn ich auch die Hauptformen zu haben glaube, nicht alles sammeln. Ich muss mich, wenn ich überhaupt auskommen will, etwas einschränken. Die Fülle dieser Dinge ist eminent. Das wesentliche scheint mir aber gerade bei diesem Stoffe zu sein, dass der Stoff noch nicht erstarrt ist; man kann die Weiter- oder Umbildung noch beobachten.

Nun kommen wir zum letzten Bestandteil der Balubadichtkunst, zu den Gleichnissen. Leider ist es mir noch nicht gelungen, deren viele zu gewinnen, weil diese Seite der Dichtung im Verschwinden begriffen ist. Das, was wir haben, zeigt jedoch, dass es in Afrika heuer noch Dinge gibt, von denen wir wenig ahnen. Einige Proben dieser Gleichnisdichtkunst übergebe ich der Tagespresse, da es im Interesse der Wissenschaft liegt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Dinge zu lenken, um die Mittel aufzutreiben, andere Leute nach diesen Gefilden auszusenden, wenn wir heimkehren. — Jedenfalls sind die Balubadichtungen so fein, dass sich kein moderner Dichter ihrer zu schämen braucht. Nur sind sie so packend in ihrer Einfachheit, dass sie dem modernen Dichter wohl nicht so glücken würden.

Diese reichen Geistesleistungen sind aus einer sozialen Eigenart geboren, aus dem Totemismus. Sie werden es nicht als unbescheiden erachten, wenn ich auf ein persönliches Ding eingehe. Ich habe nämlich früher einmal ausgeführt, dass Pogge und Wissmann sich in dem Sinn

der Baschilangenamen getäuscht haben müssten und dass wir es hier mit einem sehr beachtenswerten Totemismus zu tun hätten. Danach wurde ich dieserhalb von verschiedenen Seiten recht hart angegriffen, und es wurde mir das „Auslegen“ verboten. Hier und in verschiedenen anderen kleinen Dingen hat aber die Theorie doch recht gehabt, und ich glaube, dass wir aus den Resultaten unserer Arbeiten hier den Schluss ziehen dürfen, dass der Mut des Theoretisierens doch mehr Berechtigung und Gutes hat, als man noch vor einigen Jahren in Deutschland glaubte. Nach etwa einjähriger Reisearbeit im Innern Afrikas mitten aus praktischem Schaffen heraus geschrieben, hat dieser Satz seine Bedeutung.

Pogge, Buchner und Wissmann bezeichneten den zwischen Lubi, Moansangomma-Lubüdi, Lulua-Luebo und Kassai kleinwüchsigen, dunklen Stamm der Baluba als Baschilange, und Wissmann sowie Wolf gliederten auf Pogges Anregung hin die Stämme auch noch in Baschilamboa, „weil sie wie Hunde bissen oder weil sie Hundefleisch assen; Baschilambembele, weil sie wie Moskitos stechen oder zahlreich wie diese waren“; Baschila kassanga — „man verbrennt hier in den Häusern ein Stück dieser Zellen mit den darin befindlichen Tieren, um durch den Rauch die Moskitos zu vertreiben, also vertrieben die Baschilakassanga die Baschilambembele weiter nach Nordwesten“ usw. Nur weil unsere Reisenden früher zu viel andere Dinge zu erledigen hatten und weil niemand den Totemismus in Afrika ahnte, entging der wahre Sachverhalt. Alle diese Stämme und die Baluba bis zum Tanganjikasee zerfallen in Familien wie Baschilamboa, Baschilankuffu, Baschilakapumbu, Baschilakaschiama, Baschilagulungwe, Baschilamboü, Baschilamuboaboa, Baschilangulube usw., d. h. das sind die, die Hund, Schildkröte, Elefant, Leopard, Gulungwe, Büffel, Schakal, Wildschwein usw. nicht essen. Denn Baschila kommt von Kuschila, nicht essen, ablehnen, verschmähen. Die Verbreitung der Stämme, die Wissmann angibt, hatte nur für 1880 Sinn, für damals, als eine Baschilamboafamilie jenes Nordwestgebiet, eine Baschilambembele ein anderes usw beherrschte und den Tribut aus diesem Gebiet einzog. Heute wäre diese Einteilung sinnlos, denn es herrschen ganz andere politische Verhältnisse, während die familiären Zustände nur verschwinden, sich aber nicht vertauschen können. Man findet nämlich in einem Dorfe oft und meist mehrere Familien, die mehrschichtig heiraten. Denn ein Mann der Baschila-Schildkröte kann natürlich nicht auch eine Frau der Baschila-Schildkröte ehelichen. Er sucht sich meist im gleichen Distrikt irgend eine Frau, sei es aus der Baschilo-Leopard, sei es aus der Familie Büffel, Elefant oder sonst einer. Meist haben sich, wenn nicht mehrere Familien eine Dorfschaft bilden, bestimmte Paukverhältnisse ausgebildet.

Wie degeneriert heute schon die Verhältnisse sind, erkennt man daraus, dass die jungen Bena-Lulua meist die Bedeutung des Verbums Kuschila gar nicht mehr kennen und nicht mehr wissen, wohin sie gehören. Man muss heute schon mit den Alten reden. Glücklicherweise konnte ich noch den grössten Teil der für eine Übersicht notwendigen Materialien sammeln.

Eine sehr eigenartige Sache ist es mit dem berühmten Namen „Baschilange“. Die Baschilange als Familie wohnen nur östlich der Poggefälle und essen den Leopard nicht. Also müsste der Stammteil „Baschilakaschiama“ heissen. Aber dieses „falsche“ nge heisst auch Leopard. Allerdings bei einem anderen Stamm. Darüber ein andermal.

Aus diesem Totemismus fliessen wie in Amerika reiche mythologische Geschichten, die an erklärender Sachlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Es ist eine direkte Anlehnung an den Manismus. Von den Verstorbenen erzählen diese Geschichten. Aber hier wie in anderen Geisteserrungenschaften sind die Baluba den Bena-Lulua (so und nicht Baschilange nennen sich diese heute) an bewusstem Wissen weit überlegen und deshalb begeben wir uns noch einmal unter die Baluba. — Auch bei Bapende, Kioque und Bena-Mai fand ich reiche mythologische Niederschläge. Ich konnte bisher aber wenig anderes feststellen als Baluba-Elemente.

Die Pause vom vorigen bis zu diesem Bericht war recht lang; es scheint mir aber keinen Wert zu haben, halbe Sachen zu berichten. Der nächste Bericht kommt voraussichtlich in zwei Monaten.

(9) Hr. Favreau übersendet aus Neuhaldensleben eine Mitteilung über

die Hundisburger Kiesgrubenfunde.

Eine sachliche Erwiderung gegen die persönlichen Angriffe des Hrn. Wiegers.[1])

Bereits im Jahre 1903 habe ich begonnen, angeregt durch die Berichte von Klaatsch und Hahne und durch persönliche Besprechungen mit Hahne, mich mit der Eolithenfrage zu beschäftigen und in den hiesigen Kiesgruben nach Eolithen umzusehen. Im Sommer desselben Jahres hatte ich bereits einiges Material zusammen, so dass ich in der Augustsitzung 1903 des hiesigen Allervereins kurz darauf hinweisen und im Januar 1904 dem Allerverein in Aussicht stellen konnte, demnächst im Vereine über älteste Spuren des Menschen in hiesiger Gegend Mitteilung zu machen.

Im März 1904 kam Bracht auf Veranlassung von Hahne, mit dem ich über das Vorhandensein Eolithen führender Kiesgruben bei Neuhaldensleben gesprochen hatte, nach Neuhaldensleben, um mit mir die hiesigen Kiesgruben zu besuchen und dort nach Eolithen zu forschen. Bei diesen Besuchen begleitete uns auf meine Veranlassung Bodenstab, der ein vorzüglicher Kenner der hiesigen Gegend ist. Hierdurch angeregt, begann Bodenstab bei seinen häufigen Exkursionen auf die Eolithen zu achten, auf die er durch mich aufmerksam geworden war. Von den beiden Artefakten, welche Wahnschaffe im Auftrage von Bracht in der Sitzung der Berliner Anthrogologischen Gesellschaft vom 23. April 1904 vorlegte, hat Bracht das eine, ich das andere gefunden (cf. Zeitschr. f. Ehnologie, Jahrg. 1904 S. 485. Hr. Wiegers hätte das eigentlich wissen müssen, denn Bodenstab und ich haben mehrfach mit ihm darüber gesprochen.

1) Zeitschr. f. Ethnol., Jahrg. 37 S. 915ff. u. Briefe der Monatsblätter der deutschen geologischen Gesellschaft 1905, Nr. 12.

Im Jahre 1904 haben mehrere Geologen, Wahnschaffe, Wiegers und Stolley, teils direkt, teils indirekt durch mich veranlasst, die Kiesgruben, in denen Eolithen gefunden waren, besucht. Diesen Herren gegenüber legte ich stets besonderen Wert auf die Hundisburger Kiesgrube, da in letzterer unzweifelhafte Manufakte gefunden waren. Auch Hr. Wiegers ist auf meine Veranlassung durch Hrn. Bodenstab, der mit ihm bekannt war, zum Besuche der Kiesgruben aufgefordert bzw. veranlasst worden, hat auch mit mir mehrfach die Gruben besucht. Ich habe Hrn. Wiegers stets alles, was ich an Material besass, zur Verfügung gestellt, da die besten Manufakte sich in meinen Händen befanden. Hr. Wiegers hat davon allerdings nicht den Gebrauch gemacht, den er hätte machen können, sonst würde er nicht von dem Hauptfundstücke, der blattförmigen Lamelle, eine falsche Beschreibung geben. Die Lamelle ist 9 (nicht 8,5) *cm* lang, an der breitesten Stelle 5,5 (nicht 5,2) *cm* breit, der Schlagkegel ist nicht fast, sondern etwas über 2,5 *cm* lang. Die übrigen Masse sind annähernd richtig. Die Ränder aber sind wirklich ausgesplittert, und zwar durch Gebrauch und nicht durch mechanische Einwirkung der rollenden Flussschotter beim Transport des Stückes im Wasser.

Meine Mitteilung, dass die Geologen Wahnschaffe, Stolley und Wiegers sich noch nicht über die Bedeutung der Hundisburger Kiesgrube einig seien, basiert auf den mir von genannten Herren gemachten Mitteilungen. Hr. Geheimrat Wahnschaffe bestätigte mir bei seinem Besuche in Neuhaldensleben meine bereits in der Aprilsitzung der anthropologischen Gesellschaft in Berlin im Jahre 1904 ausgesprochene Vermutung, dass es sich in Hundisburg um interglaziale Funde handele (Zeitschr. f. Ethnologie, Jahrg. 1904 S. 486). Wiegers erklärte Herrn Bodenstab und mir, diese Annahme sei nicht ganz richtig, die Bildungen könnten nicht als echt interglazial bezeichnet werden, da sie erst in die Zeit der anrückenden Gletscher der letzten Glazialperiode gehörten. Hr. Prof. Stolley erklärte Hrn. Bodenstab und mir gegenüber die Fundschicht für seiner Ansicht nach postglazial, allerdings auf Grund einer nur ganz kurzen, privaten Besichtigung und ohne ein definitives Urteil abgeben zu wollen. Danach durfte ich als Nicht-Geologe wohl annehmen, dass die Bestimmung der Schichten Schwierigkeiten machte, zumal Wiegers selbst dies Bodenstab und mir gegenüber mehrfach geäussert hat. Als ich im Juni 1905 in der anthropologischen Gesellschaft in Göttingen über die Hundisburger Funde sprach, war mir noch nichts davon bekannt, dass Wiegers nun auch die Fundschicht als interglazial anerkannte, seine Abhandlung bekam ich erst einige Zeit nachher. Über das Alter der Kiesgruben an der Süplinger Chaussee und bei Wintersbusch habe ich mich nicht geäussert; wesentlich ist allein das, dass die Funde von Manufakten in allen drei Kiesgruben als sicher dem Interglazial entstammend anzusehen sind.

Die Wiegersschen Berichtigungen des Aufsatzes 1 nehme ich, soweit sie richtig sind, gern an. Wie Hrn. Dr. Wiegers wohl bekannt ist — er mag nur meine Briefe an ihn durchsehen und im Jahrgang 1904 der Zeitschrift für Ethnologie nachlesen — liegt mir nichts ferner als un-

anfechtbare geologische Bestimmungen zu machen. Das ist Sache der Herren Geologen von Fach, und ich glaube durchaus richtig gehandelt zu haben, dass ich versuchte, das Augenmerk der Herren Geologen möglichst auf die Kiesgruben zu lenken, die in der Umgegend von Neuhaldensleben dem Diluvium entstammende Manufakte führen. Der Vortrag vom Januar 1905 — (Zeitschr. f. Ethnologie, Jahrg. 1905 S. 275ff. gibt diesen wörtlich wieder) — ist bereits im Jahre 1904 verfasst und beabsichtigt nur eine allgemeine Schilderung der Lageverhältnisse zu geben, nicht aber sichere geologische Tatsachen zu bringen. Ich bin nun der Ansicht, dass meine Schilderung der Kiesgruben recht wohl zutrifft; jeden, der sich dafür interessiert, wird das der Augenschein lehren. Hinsichtlich der Funde an Mammuth- und anderen Knochen — bis auf die unbestimmbaren Fragmente in der Schotterschicht — bleibe ich bei meiner Ansicht, dass dieselben wahrscheinlich über den Schottern, in denen die bearbeiteten Feuersteine lagen, gefunden sind, sichere Feststellung aber nicht getroffen werden kann. Ich habe mich nämlich nicht wie Hr. Wiegers mit den Angaben des Hrn. Kantor Laue, den ich als eifrigen Sammler und Erhalter der Knochenfunde sehr schätze, begnügt, sondern auch noch durch Befragen von anderen Herren, die die Funde ebenfalls kannten, den Fundort einigermassen festzustellen versucht. Von diesen zeigte mir Hr. v. Nathusius, der Sohn des Besitzers der Grube, als Fundstellen einer Anzahl Mammuthknochen und Zähne eine Stelle über den Schottern; auch Hr. Bodenstab, dem reiche Erfahrungen zu Seite stehen, ist nach seiner Erinnerung der Ansicht, die Hauptmasse der Knochenfunde entstammt einer Lage über den Schottern. Genaueres war damals nicht festzustellen. Wegen der Stücke, die Hr. Laue als unter der Schottern gefunden bezeichnet, kann sich derselbe sehr wohl irren, da die Kiesgrube in den letzten Jahren — seine Funde liegen eine ganze Reihe von Jahren zurück — ihr Aussehen sehr verändert hat. Hr. Laue ist aber erst ganz neuerdings auf die verschiedenen Schichten aufmerksam gemacht worden. Als ich im Herbst vorigen Jahres die Grube besuchte, hatten die Arbeiter am Tage vorher eine Anzahl Knochen (Schädelteile von Rhinoceros antiquitatis?) gefunden. Die Fundstelle trat noch deutlich zu Tage, auch tragen die Knochen heute noch die Umhüllung, in der sie gefunden waren: die Umhüllung besteht in lehmigem Sande, wie er die Schotter überlagert. Dass auch Hr. Laue sich irren kann, geht daraus hervor, dass derselbe Hrn. Prof. Verworn-Göttingen und mir im vorigen Jahre bei Gelegenheit unseres Besuches in der Hundisburger Kiesgrube einige Zähne als in der Grube gefundene „Höhlenbärenzähne" zeigte, die ich sofort als solche vom Rhinozeros (antiquitatis) erkannte. Im übrigen sind die Knochenfunde bei Hrn. Laue in ganz guten Händen, da derselbe sich bemüht, die Fundstellen möglichst genau festzustellen und die Bestimmung der Knochen der geologischen Landesanstalt überlässt.

Was nun die geschrammten Manufakte anlangt, so kann man über den Ursprung der Schrammen verschiedener Meinung sein, wie über jedes andere Problem ebenfalls. Nach der Lagerung und dem ganzen Aussehen der Stücke nehme ich an, dass es sich hierbei um Gletscherschrammen

handelt. Dieselben lagen tief in der Schotterschicht, die an dieser Stelle die von mir (Zeitschr. f. Ethnologie, Jahrg. 1905 S. 281) angegebene Dicke hatte. Die Schotterschicht ist nicht, wie es nach den Wiegersschen Angaben erscheinen könnte, überall annähernd gleich, sondern wird mit dem fortschreitenden Abbau der Grube immer schwächer. Wiegers gibt zwar zu, dass einige, die er bei mir gesehen hat, Schrammen zeigen, andere dagegen keine. Er selbst besitzt nach seiner Angabe ebenfalls einige geschrammte Stücke. Nun kann Hr. Wiegers über die Stücke, die sich bei mir befinden, kein massgebendes Urteil fällen, da er dieselben nur ganz flüchtig gesehen hat. Hr. Wiegers hat sich überhaupt nicht die Mühe gegeben, die in meinen Händen befindlichen Manufakte sorgfältig durchzusehen, das beweist ja schon die oben richtig gestellte Beschreibung des Hauptstückes. — Nimmt man aber die auf den Manufakten befindlichen Schrammen als durch Gletscher hervorgerufen an, so trifft meine Hypothese, S. 281 l. c., zu.

Auf weitere rein geologische Einzelheiten einzugehen, ist, wie bereits oben angedeutet, nicht meine Sache; nur das eine möchte ich nochmals hervorheben, dass die Funde menschlicher Werkzeuge aus der Kiesgrube von Hundisburg interglazial sind, und dass ich — bei dem ausgeprägt persönlichen Charakter der Wiegersschen Aufsätze muss ich das betonen — bereits im Jahre 1904 (im April) den diluvialen, interglazialen Charakter der Hundisburger Schichten hervorgehoben habe, lange bevor Hr. Wiegers die Fundstelle kannte. Wäre Hr. Wiegers in seinen Schriften mit etwas mehr Objektivität zu Werke gegangen, so würden in denselben nicht derartige Angaben, wie ich sie oben nachgewiesen, enthalten sein.[1])

(10) Hr. Kupka übersendet aus Stendal die folgenden zwei Mitteilungen:

1. Über einen Fundort der älteren Steinzeit bei Calbe a. Milde.

Fast südlich von der Stadt Calbe a. Milde (Altmark) in ungefährer gerader Entfernung von 2500 *m* von der Kirche aus gerechnet liegt auf dem rechten Mildeufer eine Örtlichkeit, die von der Landbevölkerung mit dem Namen „Zichtauer Hauichten“ oder abgekürzt „Hauen“ belegt ist. Die geologische Karte nennt den Namen nicht, sondern bezeichnet das Gebiet mit dem Namen „die grosse Wiese“. Im Umriss stellt sich die Stelle ungefähr als Dreieck dar, das im Westen vom Laufe der Milde, im Südosten und Nordosten aber von dem sumpfigen Gelände begrenzt wird, das in nördlicher Richtung in das Carritzsche Bruch übergeht. Die Hauichten erheben sich nur wenig über das Sumpfgebiet, in das ihr Südostrand in geringem Böschungswinkel übergeht. Es ist wohl fraglos, dass diese feuchte Niederung die Reste eines ehemaligen flachen Sees darstellt, der im Laufe der Zeit das gewöhnliche Schicksal seichter Binnengewässer erlitt. Ich verweise hierbei auf die Ausführungen Virchows[2]), der gelegentlich einer Anzahl dort gefundener knöcherner Harpunen-

1) Für die Redaktion dieser Zeitschrift ist diese persönliche Angelegenheit hiermit abgeschlossen. Die Redaktions-Kommission.

2) Verhandlungen 1886 S. 128.

spitzen von sehr altertümlicher Form dieses Bruch bespricht. Diese Beinspitzen, die Virchow für möglicherweise paläolithisch erklärt, sind mit Resten von Alces palmatus an einer Stelle gefunden worden, die kaum 100 *m* vom Südostrande der Hauichten entfernt liegt.

Dieser Südostrand hat sich nun als eine Fundstätte ersten Ranges für Feuersteingeräte sehr archaischer Form erwiesen. Für die ungemeine Ergiebigkeit der Fundstelle spricht die Tatsache, dass Hr. Superintendent Müller-Calbe im Laufe der Jahre annähernd 2000 Geräte, Geräteteile, Splitter und Nuclei gesammelt hat. Ich selbst las in kurzer Zeit, trotzdem die Ackerstücke, die auf einem Teile des Fundgebietes liegen, übereggt waren, mit Hrn. Müller und seinen Söhnen über 50 gedengelte Splitter, Steinkerne und Schaber auf. Dabei ist zu bemerken, dass dieses reichhaltige Material nicht durch systematische Nachgrabung, sondern nur durch gelegentliches Absuchen gewonnen worden ist.

Ich lege zunächst die Funde vor, aus denen ich die sprechendsten Stücke herausgreife. Genauer untersucht habe ich etwas über 500 Werkzeuge.

Unter den gefundenen Gegenständen nehmen die durch die Darstellung Fig. 1 repräsentierten Geräte durch ihre Grösse und ausgesprochen hochaltertümliche Form den ersten Platz ein. Von sieben Stücken derartiger Werkzeuge, die ich besichtigte, ist das abgebildete Gerät das ausgeprägteste. Es als Handhaue (coup de poing) aufzufassen, scheint nicht angebracht. Eher dürfte man in dem Stücke ein Gratbeil erblicken. Das kleinste der angeführten Beile ist das Fig. 2 abgebildete Stück, das aber an Stelle des unteren Grates eine Fläche aufweist. Von zweien der gesammelten Beile sind in alten Zeiten Schneidenstücke abgesprungen. Ob die Werkzeuge beim Gebrauch beschädigt oder bei der Anfertigung misslungen sind, lässt sich nicht entscheiden.

Gleich altertümlich mutet der Fig. 11 abgebildete Keil an. Das nur in einem Exemplare vertretene Stück ist von annähernd rundlichem Querschnitte und verjüngt sich gleichmässig von oben nach unten. Das Stück ist wohl nichts anderes als eine Handhaue.

Fig. 10 stellt ein pfriemenartiges Werkzeug dar, das durch Dengelung aus einem Steinspahne hergestellt ist. Vielleicht ist es als Spitze eines Wurfspeeres aufzufassen.

Mit ziemlicher Sicherheit kann man wohl die durch Fig. 3 und 4 wiedergegebenen sauber retuschierten Geräte als Speerspitzen deuten. Der Stiel ist an beiden Stücken in alten Zeiten abgebrochen, wie die überall gleichmässige braune Oxydschicht ergibt.

Ein ebenfalls retuschiertes Werkzeug ist die Pfeilspitze Fig. 9, die sich in der Form ganz wesentlich von den häufig gefundenen neolithischen und bronzezeitlichen Stücken unterscheidet.

Unter den grösseren Fundgegenständen fallen noch beilartige Geräte von geringeren Abmessungen wie Fig. 13 auf, die von nordischen Archäologen als Spalter bezeichnet werden. Der ihres Ursprunges Unkundige würde sie unbedenklich als aus den Kjökkenmöddinger herrührend bezeichnen, so genau stimmen diese Werkzeuge mit den dänischen Formen überein.

Sehr häufig finden sich Schaber von den verschiedensten Formen und ohne Ausnahme deutlich und sicher an der gut retuschierten Arbeitskante kenntlich.

Fig. 5 stellt einen langen Spahnschaber dar. Das Gerät ist ein flaches Prisma mit gedengelter, runder Querschneide. Besonders typisch ist der durch Fig. 8 dargestellte flache Rundschaber, der nicht selten

und in zum Verwechseln ähnlichen Exemplaren auftritt. Er ist stets aus dem oberen Ende einer Steinklinge mit dem Bulbus hergestellt.

Massive Rundschaber wie Fig. 7 sind nicht aus Spähnen, sondern aus stärkeren Steinstücken zurecht geschlagen. Die Arbeitskante ist rund im Verlaufe und von ausserordentlich sauberer Dengelung. Bemerkenswert ist die oft geradezu zierliche Kleinheit dieser Geräte.

Stielschaber sind aus einem Spahn gearbeitet und zeigen, wie an Fig. 6 ersichtlich, einen stielähnlichen Ansatz. Verhältnismässig selten und nur in wenigen sicheren Stücken sind Hohlschaber vertreten. Indessen weisen einige Spähne doch gut retuschierte Hohlschneiden auf.

Wenig häufig fanden sich auch Schaber von discoïder Form (7 : 3,5 *cm*). Hierher gehört wohl auch das Gerät Fig. 12.

Ferner treten Lamellen mit einer gedengelten Längskante auf, Stücke, die wohl als Sägen anzusprechen sind.

10.

12.

13.

11.

Sehr zahlreich war das Fundergebnis in bezug auf Prismen oder gebogene Spähne mit und ohne Schlagflächen und Schlagzwiebeln. An den Spähnen finden sich sehr oft hübsch gedengelte Kanten. Auch bohrerähnliche Werkzeuge kommen vor, sind aber schwer mit Sicherheit zu erkennen.

Recht reichlich traten auch Kernsteine (Nuclei) auf. Die klarsten Stücke sind von der Form vielseitiger Pyramiden. Die Masse sind meistens recht gering; die Höhen schwanken von 2—8 *cm*. Vielfach sind es wohl grattoirs nucléiformes.

Das Material der zweifellos interessanten Geräte ist durchweg Feuerstein, der in der Farbe ziemlich variabel ist. Man kann alle Nuancen zwischen Ockergelb über Rotbraun bis Dunkelbraun herausfinden, andere Stücke zeigen wieder Schattierungen, die in der Reihe grau—schwarzgrau liegen. Zuweilen finden sich opake Splitter oft von relativ bedeutender Stärke.

Ein Überblick über die Formen ergibt eine Reihe gewiss hoch altertümlicher Typen, die zum Teil grosse Verwandtschaft mit Geräten zeigen, welche in den klassischen Ländern diluvialer Artefakte, in England, Frankreich und Belgien gewonnen sind. Nichtsdestoweniger dürfte es nicht angebracht sein, die Funde allzuweit zurückzudatieren. Die Altmark ist wie bekannt ein Gebiet, das zum grössten Teile diluviale Schichten von grosser Mächtigkeit aufweist. Tertiäre Bildungen treten nur im Süden frei und im Zentrum bei Wiebke in Gruben aufgeschlossen zutage. Die Geräte sind sämtlich nicht mehr in ursprünglicher Lagerung gefunden. Sie liegen auch nicht tief, da sie mit dem Pfluge an die Oberfläche befördert werden. Ein Einschnitt in das Fundgelände ergab eine 20—30 *cm* mächtige Schicht humosen Sandes, auf die eine stärkere Lage feinkörnigen gelblichen Sandes folgte, der ich etwa 1 *m* tief nachging. Eine zweite Grabung am Fusse der Böschung ergab im wesentlichen das gleiche Resultat, nur nahm die humose Sandschicht hier eine etwas grössere Mächtigkeit und einen mehr moorigen Charakter an. Die deutlich ausgebildeten Gratbeile und Spalter sind wohl auch als Geräte einer fortgeschritteneren Stufe aufzufassen. Scherben sind nie gefunden worden und auch mir gelang es trotz angestrengten Suchens nicht, das geringste keramische Bruchstück zu entdecken.

Auf demselben Fundorte sind ausserdem ein geschliffener Steinkeil und eine Pfeilspitze mit Widerhaken, wie sie aus der jüngeren Steinzeit bekannt sind, aufgelesen.

Trotzdem ein Vergleich der beiden letzterwähnten Geräte mit den oben vorgelegten einen messbaren Unterschied der Oxydschichten, mit denen alle Stücke bedeckt sind, nicht ergab, betrachte ich doch die beiden Objekte jüngeren Stiles als in späterer Zeit an ihrem Fundorte verloren.

Die Hauptmasse der gewonnenen Gegenstände gehört sicher der älteren Steinzeit an. Vielleicht dienen die Stücke dazu, den bekannten Hiatus zwischen älterer und jüngerer Steinzeit etwas zu füllen.

Die gezeichneten Gegenstände liegen im Altmärkischen Museum zu Stendal, einen äusserst zahlreichen Vorrat gefundener Stücke besitzt Hr. Superintendent Müller-Calbe, eine kleinere Sammlung ist mein Eigentum.

2. Urnenfunde von Heiligenfelde und Lückstedt (Kr. Osterburg, Altmark).

Als neuen Fundort der in der Aprilsitzung von mir vorgelegten Typen machte ich kürzlich eine Kiesgrube bei Heiligenfelde (Kr. Osterburg), ungefähr 5 *km* südlich von Arendsee, ausfindig. Ich vermag die genaue Lage des Gräberfeldes nicht anzugeben, da ich die Stelle nicht selbst besichtigen konnte. Nach den eingezogenen Erkundigungen liegen keine Hügel- sondern Flachgräber vor. Die Gefässe stehen ohne Steinsatz im blossen Sande.

Zu meiner Kenntnis gelangt sind folgende Funde: ein napfförmiges Gefäss mit bauchigem Körper, der sich nach oben einzieht, und niederem, weitem, leicht nach aussen gelegtem Halse; auf dem Übergange sitzt ein ösenartiger Henkel (Fig. 2); eine hohe, bauchige, einhenklige Urne wie Fig. 3, ein Henkelnapf wie Fig. 1 mit der charakteristischen ansa lunata, ein sauber gearbeitetes, ockerrotes Henkelschälchen mit massiver zentraler Bodenerhebung wie Fig. 5 und ein kleines bauchiges Gefäss mit weitem Kegelstumpfhalse und gegenüberstehenden Ösen auf der Übergangsfurche wie Fig. 4. An Bronzesachen fanden sich zwei Stücke. Völlig erhalten ist die Nadel Fig. 7, deren Oberteil blechartig flach ausgehämmert und zu einem Haken eingebogen ist. Ausserdem ist noch ein Stück eines stielrunden in vorgeschichtlichen Zeiten zerbrochenen Halsringes gefunden worden, das durch umlaufende, parallel eingeschnittene Rinnen verziert ist.

Die Stücke 2—5 sind Eigentum des Altmärkischen Museums, die übrigen befinden sich in Privatbesitz.

Zum gleichen Typus gehört ein Gefäss aus Lückstedt, Kr. Osterburg, ungefähr halbwegs zwischen Arendsee und Osterburg. Es besteht aus ockerrotem Tone. Die Wandung des bauchigen Körpers zieht sich

nach oben und innen ein, um ohne Furche in einen leicht trichterförmigen Hals überzugehen. Etwas unter der grössten Weite umzieht eine flache Furche das Stück. Oberhalb derselben ist das Gefäss durch einen Kranz mässig weit von einander abstehender, kurzer, seichter Schrägfurchen verziert. Neben dem Henkel stehen die bekannten Hörnchen.

Ausser dem Fundort konnte ich über das Stück nichts ermitteln.

(11) Als Gast wird begrüsst Hr. Dr. Dräseke in Hamburg.

(12) Hr. F. W. K. Müller bemerkt im Anschluss an die

Vorführung der Pygmäen

in der vorigen Sitzung, dass die antike Erzählung von der Feindschaft zwischen Pygmäen und Kranichen (Homer) als Wandermärchen bis nach Japan gelangt ist.

Die im Jahre 1713 erschienene japanische Ausgabe des chinesischen Orbis pictus San-ts'ai t'u-hui = Wakan sansaizue, der die nebenstehende Stelle entnommen ist, sagt darüber Heft 14 S. 33 folgendes: „Im San-ts'ai t'u-hui heisst es: In der östlichen Himmelsgegend befindet sich das Land der kleinen Menschen, Tsing genannt. Ihre Grösse beträgt 9 Zoll. Wenn die Meeres-Kraniche sie treffen, dann verschlucken sie sie. Wenn sie ausgehen, marschieren sie daher in Trupps zusammen."

こびと
小人
スヤウジン

三才圖會云東方有小人國名曰竫長九寸海鶴遇而呑之故出則群行

G. Schlegel hat in seinen Problèmes géographiques (im T'oung-Pao, Leiden 1893) unter dem Titel Siao-jin kouo = le Pays des Petits Hommes, einen ausführlichen Aufsatz geschrieben, in dem er jedoch das Kranichmotiv nicht berücksichtigt. Er erblickt in den „kleinen Menschen" der chinesischen Tradition vielmehr „une race toungouse de petite stature".

(13) Hr. Waldeyer legt

bemalte Ostereier aus Krakau

vor. Gelegentlich einer Fahrt nach Wien verweilte ich einen Tag in Krakau, wo mein Freund, der Direktor des dortigen anatomischen Institutes, Prof. Dr. v. Kostanecki, mir ein ebenso sachkundiger wie

liebenswürdiger Führer war. Ich möchte nicht versäumen, alle diejenigen, welche die alte Jagellonenstadt noch nicht kennen, auf die vielen Schätze, welche sie in anthropologischer, ethnologischer, wissenschaftlicher und künstlerischer, sowie in vielen anderen Beziehungen birgt, aufmerksam zu machen. Insbesondere waren es die prächtige Marienkirche und das Museum mit seiner reichen Sammlung von Volkstrachten, welche mich fesselten. In dem Museum fiel mir eine grosse Sammlung eigenartig verzierter Hühnereier auf; ich habe zwei derselben, welche mir von einem Krakauer Kollegen geschenkt wurden, hierher mitgebracht, die offenbar unter dem Einfluss älterer Muster entstanden sind, und ich möchte fragen, ob die vorliegenden Verzierungen auf irgend ein Symbol zurückzuführen sind oder mehr dem Zufall, besser gesagt, der Phantasie des Eierkünstlers ihr Dasein verdanken?

Hr. G. Fritsch: Ich wollte bemerken, dass es auf dem Lande vielfach Sitte ist, Eier derartig zu dekorieren, ich habe das in meiner Jugend viel gesehen, sie wurden gefärbt und mit Krapp usw. bunt gemacht.

Hr. Mielke: Ich möchte daran erinnern, dass solche Eier auch in Nordafrika, in Tunis vorkommen.

Hr. Lissauer: Dieses für die Volkskunde sehr interessante Thema ist vor einigen Jahren in unserer Gesellschaft von Weissenberg und Max Bartels ausführlich behandelt worden.[1])

(14) Hr. Dräseke-Hamburg (als Gast) demonstriert

zwei Präparate von rachitischen Tieren.

Das erste derselben ist das Skelettsystem eines zehn Jahre alt gewordenen Zwergpinschers. Hr. Tierarzt H. Leutsch-Hamburg war so liebenswürdig, dem Vortragenden das Präparat zur Demonstration zu überlassen. Bemerkenswert an diesem Skelett ist der Schädel, der in weitgehender Weise infolge der Rachitis missgestaltet ist. Das Hinterhauptsloch liegt nicht in der Achse des Körpers, sondern es ist seitlich verlagert. Das Hinterhauptsbein weist ziemlich grosse Knochendefekte auf. Man sieht deutlich, wie die Natur bemüht gewesen ist, wenigstens durch je eine feste Knochenspange beiderseits die hinteren und vorderen Teile dieses Knochens in festgefügte Beziehung zueinander zu bringen. Zumal in den Nähten der einzelnen Schädelknochen, aber auch zum Teil im Knochen selbst finden sich nicht unerhebliche Lücken. Hält man den Schädel gegen das Licht, so nimmt man weiter wahr, dass die Knochen des an sich schon papierdünnen Schädels doch an vielen Stellen verschiedene Dichtigkeit aufweisen. Der Oberkieferfortsatz sowie das Skelett der Nase ist ganz gering entwickelt; von einem Alveolarteil des Oberkiefers ist nichts vorhanden. Die beiden Unterkieferäste waren nie miteinander verbunden und haben vielleicht einmal je zwei oder drei kleine Zähne getragen. Bei diesen Verhältnissen hat ein eigentlicher Kauakt nie stattfinden können. Das Tier hat zeitlebens nur flüssige oder sehr weiche Nahrung zu sich nehmen

1) Verhandlungen 1904 S. 347.

können. Die Zunge war dementsprechend stark entwickelt. Am Skelett findet sich weiter ein verheilter Bruch der ersten Rippe, ferner sieht man, wie der früher einmal abgebrochene untere Epiphysenteil des einen Oberschenkels spontan unterhalb der Diaphyse des betreffenden Oberschenkels angeheilt ist, wodurch natürlich eine Verkürzung entstand. An den Humerusköpfen findet sich beiderseits eine Arthritis deformans. Auch die Schulterblätter zeigen deutliche Spuren von Rachitis.

Das Gegenstück hierzu bildet das zweite Präparat. Es handelt sich um den Schädel eines rachitischen Hundsaffen, über dessen Schicksale man nichts Genaueres weiss. Er gehört der Sammlung des Naturhistorischen Museums in Hamburg, dessen Direktor, Hr. Prof. Dr. Kraepelin, denselben dem Vortragenden gütigst zur Verfügung gestellt hat. An diesem Affenschädel nimmt man glatte, normale Knochensubstanz eigentlich nur am Augenbogenrande wahr. Besonders stark ist die Nasenregion verändert, indem hier unregelmässig höckrige, poröse Auflagerungen von Knochensubstanz zu beobachten sind. Ferner bemerkt man eine starke Verlagerung einiger Zähne des Oberkiefers beiderseits nach oben hin, ähnlich der, welche Hr. v. Luschan an dem von ihm beschriebenen rachitischen Schimpansenschädel zu beobachten Gelegenheit hatte. Durch das Absägen einer Calotte von der hinteren Schädelkapsel ist es möglich, sich von der Dicke dieses rachitischen Schädels zu überzeugen. Dieselbe ist ganz erheblich und erstreckt sich auf alle Schädelknochen in mehr oder weniger höherem Grade. Auch der Türkensattel sowie seine Umgebung sind an dem rachitischen Prozess beteiligt. Bei dem Hunde- und bei dem Affenschädel zeigt sich mithin die Rachitis in zwei äusserst verschiedenen Formen.

(15) Hr. Walter Lehmann berichtet über:

Die Historia de los Reynos de Colhuacan y de Mexico.

Meine Studien in der Bibliothèque Nationale zu Paris waren besonders auf eine Anzahl Handschriften in mexikanischer Sprache gerichtet, die sich mit der Geschichte und den Sagen des Landes befassen. Der Direktor der Bibliothek, Hr. Omont, unterstützte meine Arbeiten auf das liebenswürdigste und gab mir auch die Erlaubnis, die von mir geprüften wertvollen Manuskripte veröffentlichen zu dürfen. Ich spreche ihm daher schon an dieser Stelle hierfür meinen verbindlichsten Dank aus.

Von ganz besonderer Wichtigkeit war für mich die Untersuchung eines Manuskriptes, das bereits Lorenzo Boturini in seinem „Catálogo del Museo“ unter § VIII, Nr. 13 mit folgenden Worten beschreibt:[1])

tom. 8. en. 4⁰.

Una „historia de los Reynos de Culhuàcan y Mexico“ en lengua Nahuatl, y papel Europeo de Autor Anonymo, y tiene añadida una „Breve Relacion de los Dioses y Ritos de la Gentilidad“ en

1) S. Lorenzo Boturini Benaduci, Idea de una nueva Historia general de la America Septentrional, Catálogo del Museo Historico Indiano (Appendix). Madrid 1746. § VIII, 13.

lengua Castellana que escribió el Bachiller Don Pedro Ponce, Indio Cacique Beneficiado, que fué del Partido de Tzumpahuàcan. Està todo copiado de letra de Don Fernando de Alba, y le falta la I foja.

Dasselbe Ms. findet sich im Inventario 2° des Boturinischen Archivs, das am 17. September 1743 in der Hauptstadt Mexico aufgenommen worden war, erwähnt unter Nr. 16[1]):

„Item. Una historia manuscrita en lengua Mexicana, de à cuarto, su autor dicho D. Fernando de Alva, indio: trata de la nacion mexicana y falta la primera foja y tiene 43."

Das Ms. war also in –4° und hatte ursprünglich 44 Blatt[2]). Sein Autor war aber nicht Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl (1568 bis 1648); vielmehr hat dieser, wenn nicht gar noch ein anderer, nur das betreffende Ms. als Kopie (Ms. Ix) einer leider verloren gegangenen älteren Vorlage (Ms. A) der Nachwelt überliefert.[3]) Boturini muss seinerzeit gleichfalls eine Kopie (Ms. Bot.) und zwar von Ms. Ix. genommen haben.

Das Ms. § VIII, Nr. 13 seiner Sammlung trägt ausdrücklich die Überschrift „tom. 8. en –4°. Copia." Es ist ebenso eine Kopie Boturini's wie z. B. das Ms. § IV, Nr. 1. Und wenn Boturini von dem Ms. § VIII, Nr. 13 sagt „està todo copiado de letra de Don Fernando de Alba", so heisst das nicht kopiert von der Hand Don Fernando de Alba's, sondern kopiert nach einer Abschrift Don Fernando de Alba's.

Damit klärt sich nun die Geschichte beider Handschriften auf. Das Ms. Bot. teilte die Schicksale der Boturinischen Sammlung, d. h. es ging zunächst in die Hände des gelehrten Astronomen Leon y Gama (1735—1802) über, der glücklicherweise davon, wahrscheinlich im Jahre 1784, eine weitere Abschrift (Ms. LG.) nahm[4]). Auch in seinen Schriften benutzt und zitiert er es gelegentlich[5]). Bemerkenswert ist, dass er in seiner Kopie gewisse Versionen des Textes geradezu als auf Boturini zurückgehend dadurch kennzeichnet, dass er dahinter in Klammern ein „B." setzt.

Weiter fertigte José Pichardo (1748—1812) Kopien von Bruchstücken (Ms. P.) derselben Handschrift an[6]). Bekanntlich gelangten alle diese und andere zahlreiche Dokumente in den Jahren 1830—1840 in den

1) S. Ant. Peñafiel, Monumentos del arte mex. ant. 1890. Cap. XII.

2) Nach Ramirez fehlen einige Seiten am Anfange, viele am Ende (s. Anales del Mus. Nac. Mex. tom. III. Anhang, Einleitung).

3) Cf. Leon y Gama, „Dos Piedras", edid. Bustamente. Mexico 1832. § 62 (p. 94) .... „una historia anónima, en la lengua mexicana, que se halla al fin de la que copió D. Fernando de Alva Ixtlilxuchitl que cita Boturini en el § VIII, num. 13 del Catálogo de su Museo". ibid. p. 101, Note 1. „Este Ms. es él que dice Boturini en el § VIII, Num. 13 que se halla al fin de la historia en lengua mexicana de letra de Ixtlilxuchitl, elque, segun parece, lo copió por los años de 1556 ó 1558; de lo que se infiere, que en los anteriores años escribió el cura D. Pedro Ponce este tratado." Die Zeitangabe 1556 oder 1558 ist unmöglich, da Ixtlilxochitl erst 1568 geboren wurde!

4) Omont, Catal. des mss. mex. de la Bibl. Nat. Paris 1899. No. 312.

5) S. Leon y Gama, „Dos Piedras", edid. Bustamante. Mexico 1832. § 54, note (p. 86), § 62 (p. 94) u. note 1 (p. 95/96), § 68 (p. 101) und note 1.

6) S. Omont, l. c. No. 304.

Besitz Aubin's (1802—1891), der sie nach Paris brachte[1]). Nachmals erwarb sie Goupil, dessen Witwe sie der Bibliothèque Nationale in Paris zum Geschenk machte.

Aubin machte gleichfalls einige Abschriften (Ms. Aubin 1 u. 2), die aber von geringerem Interesse sind, da sie hauptsächlich oder nur Kopien der Mss. LG. und P. darstellen.[2])

Es ist lebhaft zu beklagen, dass gerade die wertvolle Kopie, Ms. Bot., Aubin entwendet wurde und bisher nicht wieder zum Vorschein gekommen ist.

Das Ms. Ix. verblieb in der Hauptstadt Mexico. Vielleicht war es nach dem Tode Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl's an seinen Erben den Astronomen Don Carlos de Siguënza y Gongora (1645—1700) übergegangen, welch letzterer seine Sammlung von Manuskripten dem Jesuiten-Kollegium von San Pedro y San Pablo vermacht hatte. Es ist auffallend, dass Clavigero gerade dies wichtige Ms. auch bei der Aufzählung der von ihm 1759 gesehenen anonymen Mss. aus der Sammlung Boturini's nicht erwähnt[3]). Vielleicht war das Ms. schon vorher in das Kloster von San Gregorio in Mexico gelangt. Jedenfalls befand es sich dort, als Brasseur de Bourbourg 1850 es entdeckte[4]) und davon sofort eine Kopie (Ms Br.) anfertigte. Das Original nannte er „Codex Chimalpopoca". Die Kopie Brasseurs (Ms. Br.) wurde 1874 an Alphonse Pinart verkauft[5]) und 1883 von Aubin bei der Versteigerung der Bibliothek Pinarts[6]) für einige 500 Francs erworben. Sie ist jetzt ebenfalls in der Bibliothèque Nationale de Paris[7]).

Brasseur zitiert häufig sowohl in seiner Histoire des Nations civilisées du Mexique als auch im Popol Vuh (Paris 1861) Stellen aus dem Ms. Ix. Er hatte die Absicht, den mexikanischen Text nebst Übersetzung als neuen Band eines „Sommaire des Voyages scientifiques et des travaux de géographie, d'histoire, d'archéologie et de philologie américaine" herauszugeben. Doch verhinderte ihn hieran der Tod (1874). Da Brasseur besonders in den letzten Jahren seines Lebens merkwürdigen Übersetzungstheorien huldigte — er glaubte den Codex Chimalpopoca und andere Dokumente einmal wörtlich und einmal in „geologischem Sinne" übersetzen zu können[8]) —, so ist es in letzter Linie nicht zu bedauern,

1) S. Aubin, notice sur une Collection d'antiquités mexicaines (peintures et manuscrits). Paris 1851. — 8°. p. 8—9.

2) S. Omont, l. c. No. 335, No. 336.

3) S. Clavigero, Storia antica del Messico. Cesena 1780. tomo I, p 6—21.

4) S. Brasseur de Bourbourg, Hist. des Nations civilisées du Mexique, I. p. LXXVIII f. ibid. p. IX, Anm. 1. ibid. p. XIII. ibid. p. XXXIII.

5) S. Boban, Cat. Raisonné, tome II, p. 475—480; vgl. Brasseur, Bibl. Mexico-Guatem., p. 47; Ch. Leclerc, Bibl. Am. 1878. No. 78, p. 19, XX, n. 463.

6) S. Pinart, Catal. de livres rares et précieux. Paris 1883. No. 237 (p. 40).

7) S. Omont, l. c. No. 334.

8) Proben einer „Histoire mexicaine" mit „double traduction" siehe bei Brasseur de Bourbourg, Quatre lettres sur le Mexique (Collect. de documents dans les langues indigènes de l'Amérique ancienne, Vol. IV). Paris 1868. p. 403—424; p. 425 ibid. sagt er wörtlich: „Le Codex Chimalpopoca, dont j'achève la double interprétation, donnera les preuves les plus complètes de ce système extraordinaire...."

dass die Herausgabe des genannten Dokumentes von seiner Seite unterblieben ist, eines Dokumentes, dessen Übersetzung stellenweise ebenso grosse sachliche wie linguistisch-syntaktische Schwierigkeiten darbietet.

Schon Brasseur hatte von dem Lizenziaten Don Faustino Chimalpopocatl Galicia,[1]) einem Nachkommen des Königs Motecuzoma II., dem 19. und letzten „Catedratico" des 1640 errichteten Lehrstuhles an der Universität Mexico, die Übersetzung eines Teiles des mexikanischen Textes erhalten, die aber weit davon entfernt ist, den Sinn vieler und besonders wichtiger Stellen des Textes richtig zu treffen.

Den etwas dunkeln Angaben der neueren mexikanischen Archäologen kann ich bezüglich der Geschichte des Ms. Ix. folgendes entnehmen: Das Ms. befand sich lange Zeit im Kloster San Gregorio,[2]) später im Colegio de San Pedro y San Pablo in Mexico, aus dem es (nach Ramirez) bei der letzten Jesuitenvertreibung beiseite geschafft („extraviado") wurde G. Mendoza und Felipe Sanchez Solis erwarben es „durch einen glücklichen Zufall", wie Chavero hinzufügt, „para el Museo de la familia del Sr. Chimalpopoca à sa muerte", in welchem Institut es sich jedenfalls noch 1887 befand. Merkwürdigerweise wurde Hrn. Prof. Seler aber, als er bei seinen Reisen nach dem Verbleib des Manuskriptes forschte, gesagt, dass es nicht mehr in dem Museo Nacional der Hauptstadt vorhanden wäre. Hoffen wir, dass das kostbare Manuskript nicht ähnliche Schicksale zu erleiden hat wie der „Jeroglífico de Sigüenza"!

Ramirez beauftragte seinerzeit den oben erwähnten Chimalpopoca mit der Übersetzung. Da er aber — mit gutem Grund — dieser Übersetzung misstraute, so lieferten Mendoza und Solis eine neue Übersetzung, die aber ebensowenig Anspruch auf Richtigkeit und Genauigkeit machen kann wie die von Chimalpopoca. Da übrigens in dem Ms. häufig die Rede von einer Ortschaft namens Quauhtitlan ist, so glaubte Ramirez berechtigt zu sein, das ganze Ms. „Anales de Quauhtitlan" benennen zu können.

Ich sehe hingegen keinen Grund, warum man das Ms. nicht einfach mit dem Namen belegt, den ihm bereits Boturini 1746 gegeben hat. Ich schlage daher vor, in Zukunft das ganze Ms. die „*Historia de los Reynos de Colhuacan y de Mexico*" zu nennen, ein Titel, unter dem ich es auch demnächst in extenso hoffe veröffentlichen zu können.

Eine Publikation ist aus verschiedenen Gründen dringend notwendig.

Einmal wimmelt der Abdruck[3]) des Bruchstückes vom Ms. Ix. so von Druckfehlern, dass das Verständnis ganzer Sätze unmöglich gemacht ist[4]), ausserdem fehlen in diesem Bruchstück bedeutende zusammen-

---

1) Über ihn vgl. Brasseur de Bourbourg, Bibl. Mexico-guatém., p. 45 und Anales del Museo Nacional de Mexico, tom. IV, p. 97. Chavero, „Mexico à través de los siglos", I, p. XXIII.

2) S. Anales del Museo Nac. de Mexico, tom. III, Anhang. Einleitung p. 1—6. Chavero, in „Mexico à través de los siglos", Vol. I, p. XXIIIb; p. 359.

3) S. Anales del Museo Nac. de Mexico, tomo III, Anhang, mex. Text p. 7—70.

4) Durch sorgfältigen Vergleich der Pariser Handschriften (Bibl. Nat. Mss. mex. No. 312 u 334) ist es möglich, den verdorbenen Text in den meisten Fällen zu redigieren.

hängende Textstücke, die das Ms. Bot. aufweist. Weiter ist die Übersetzung von Chimalpopoca wie von Mendoza und Solis sehr unzureichend und oft geradezu sinnlos. Endlich aber — der Hauptgrund — ist das, was bisher veröffentlicht wurde, nur ein kleines Fragment eines umfangreichen Textes, der ganz besonders in seinem zweiten Teile von aussergewöhnlicher Bedeutung für die mexikanische Mythologie ist.

Hier ist es nötig, kurz auf die Einteilung und den Inhalt des Ms. Bot. einzugehen.

Aus Boturini's Katalog (§ VIII, No. 13) geht klar hervor, dass das Ms. Ix.-Bot. die Geschichte der Orte Colhuacan und Mexico behandelt. Das Ms. ist unvollständig, da die 1. Seite fehlt. (Wahrscheinlich sind noch mehr Seiten verloren gegangen.) Demgemäss fangen die genannten Kopien auch mitten im Satze an. Offenbar ist zwischen die Historia de Colhuacan[1]) und die von Mexico (wohl nachträglich) ein kurzer Bericht in spanischer Sprache von Pedro Ponce über den Aberglauben der Indianer eingeschoben worden.[2])

Leon y Gama schreibt:

> „Aqui sigue una relacion de las supersticiones de los Indios escrita en lengua Castellana par Dⁿ Pedro Ponce Beneficiado del Partido de Tzumpahuacan, la que se hà copiado ya separada, y sigue aqui otra relacion que empieza desde la foja 39 en lengua Mexicana."

Aus dieser Angabe ist ausserdem noch zu schliessen, dass die Historia de Colhuacan mindestens 39 Blatt (von den 43—44 des Ms. Bot.) umfasste, dass also auf die Historia de Mexico nur wenige der letzten Blätter entfielen. Die Kopie Leon y Gama's von dem Berichte des Pedro Ponce ist leider verloren gegangen.[3]) Erhalten ist er aber in dem Ms. Ix.[4])

In dem Ms. LG. folgt p. 118—122 noch ein Abriss der mexikanischen Geschichte, den Brasseur willkürlich vorangestellt hat.[5]) Von p. 123 bis 139 findet sich dann noch einmal der Anfang der Historia de Colhuacan, um die Anfangsworte .... que, coztic quauhtli, coztic ocelotl vermehrt.

Was die Historia de Colhuacan, also Teil I von Ms. LG., anlangt, so scheint an einzelnen Stellen der Text durcheinander gekommen zu sein[6]), was aber dem Verständnis des Ganzen durchaus keinen Abbruch tut, da es nicht schwer fällt, das Zusammengehörige zusammenzufassen.

---

1) Ich vermeide es absichtlich, für die Historia de Colhuacan den Ausdruck „Anales de Quauhtitlan" und für die Historia de Mexico den Ausdruck „Historia de los Soles" zu wählen.

2) Ms. inedit. LG. p. 105.

3) Ein kurzes Zitat aus dem Bericht Ponce's siehe bei Leon y Gama „Dos Piedras" edid. Bustamante, p. 101. Über ihn siehe auch Clavigero I, p. 10.

4) Der vollständige Titel ist: „Breve Relacion de los Dioses y ritos de la gentilidad por D. Pedro Ponce." Der in den Anales del Mus. Nac. Mex. IV (1887) p. 266 angekündigte Abdruck dieses Ms.' befindet sich ibid. VI (1900) p. 5—11.

5) S. Ms. Br., p. 28ff.

6) S. Anales del Mus. Nac, tom. III, Anhang. Einleitung. Chavero, in Mexico à través de los siglos. Vol. I, p. 359.

Jedenfalls haben wir einen mythisch-legendarischen Teil von einem historisch-annalenhaften zu unterscheiden.

Der mythische Teil handelt zunächst von der fernen Vorzeit, wo die chichimekischen Stämme noch als Nomaden in den Steppen kulturlos umherschweifen. Es ist die Zeit, wo die Göttin Itzpapalotl (Obsidian-Schmetterling) und der Feuergott „der alte Gott“ (huehue teotl) verehrt werden. Mixcoatl, Tozpan und Ihuitl sind die Namen der drei Steine des Feuerherdes. Weiter ist dann davon die Rede, dass die Itzpapalotl die 400 Wolkenschlangen auffrisst, dass allein der weisse Mixcoatl entkommt, dann aber auch erschossen und verbrannt wird. Aus seiner Asche machen sich die Leute Tupfen im Gesicht um die „schwarze Krümmung“, d. h. sie legen nun erst die wahre Tracht Mixcoatl's an.

Es folgt der Bericht der fünf Weltalter: der Jaguar-, Wind-, Feuerregen- und Wassersonne. Das fünfte Weltalter ist das jetzige; in ihm wird es sich ereignen, dass die Menschen durch Hungersnot zugrunde gehen.

Hieran schliesst sich, nach einigen Bemerkungen über die chichimekischen Nomadenstämme, die umfangreiche und grandiose Erzählung von Quetzalcohuatl. Er wird in übernatürlicher Weise geboren, forscht als neunjähriges Kind bereits nach seinem Vater. Er bringt den Menschen die Güter der Kultur (Kakao, Baumwolle usw.), den Reichtum und Luxus Er selbst aber lebt fromm und asketisch im Innern des Palastes, fastend und sich kasteiend. Er bringt keine Menschenopfer dar, sondern er ruft an das alte Götterpaar, das am Ort der Zweiheit (Omeyocan) wohnt. Schlangen, Vögel und Schmetterlinge sind seine Opferspenden.

Den Tugendsamen wollen aber endlich die Dämonen verführen. Sein Hauptwiderpart ist Tezcatlipoca, Ihuimecatl und Coyotlinahual. Ersterer bringt ihm einen Spiegel, bei dessen Anblick Quetzalcohuatl sich so entsetzt, dass er sich nicht mehr vor seinem Volke zeigen will, da er sich in der gekrümmten Spiegelfläche ganz entstellt sieht.

Um ihn zu beschwichtigen, verfertigt ihm Amantecatl (der Federkünstler) eine Tracht, zu der auch eine Türkismaske gehört, deren Beschreibung lebhaft an eine im British Museum befindliche Mosaikmaske erinnert. Quetzalcohuatl wird endlich durch den Genuss des Weines ins Verderben gestürzt. Er und seine Herolde betrinken sich. Quetzalcohuatl verführt im Rausch seine Schwester Quetzalpetlatl und verlässt in tiefer Trauer über das Verbrochene sein Land. Er zieht nach Osten, dem Tlillan Tlappallan, d. h. den Mayaländern, nachdem er zuvor alle Kostbarkeiten in Sicherheit gebracht. Er wird in einer Steinkiste beigesetzt, in der er vier Tage liegt. Dann verbrennt er sich selbst, sein Herz wird zum Morgenstern, seine Asche zu kostbaren Vögeln.

Es heisst dann weiter von ihm, dass er acht Tage lang unsichtbar ist, dass er danach am Himmel seinen Thron besteigt, was eine deutliche Anspielung auf die [im Codex Dresdensis belegte] Dauer der unteren Konjunktion des Planeten Venus ist.

Ausdrücklich wird weiter gesagt, dass die Zeremonie des Erschiessens von Menschenopfern durch Pfeile aus der Huaxteca importiert ist.

Hieran reihen sich nun umfangreiche historische Nachrichten verschiedener Ortschaften, deren Analyse unsere Kenntnis der Vorgeschichte Mexicos wesentlich bereichern wird. Ein Vergleich mit den — zum grossen Teil noch nicht veröffentlichten — Berichten Chimalpain's und den Angaben Ixtilxochitl's unter gleichzeitiger Benutzung gewisser Bilderschriften wie des „Codex Xolotl" usw. wird für die Aufklärung und insbesondere für die Chronologie zahlreicher historischer Ereignisse von grossem Nutzen sein.

Die Annalen schliessen mit interessanten Tributlisten und einem Verzeichnis der Ortschaften, die zu jedem Reiche des Dreibundes Mexico, Texcoco und Tlacopan gehörten.

Der zweite Teil, die Historia de Mexico, ist bedeutend weniger umfangreich als der erste und ausschliesslich mythologisch. Dies legt die Vermutung nahe, dass er dem mythologischen Teil der Historia de Colhuacan entspricht, dass aber der historische Teil der Historia de Mexico, der wahrscheinlich recht ansehnlich war, verloren gegangen ist. Da ich dies Fragment, das uns höchst merkwürdige volkstümliche Sagen überliefert, demnächst veröffentlichen werde, so will ich mich an dieser Stelle nur ganz kurz über den Inhalt auslassen, indem ich mich absichtlich jeder vorschnellen Deutung enthalte.

Entsprechend der Sage der vier Weltalter der Historia de Colhuacan finden wir in der Historia de Mexico zunächst eine interessante Version dieser die Erde umwälzenden Katastrophen (oder Kataklysmen). Hierauf folgt eine Erzählung von Tezcatlipoca, der die Urwesen Nona und Nota, die in einer Arche landen, in Hunde verwandelt. Hieran schliesst sich die Erschaffung des Menschen nach erfolgter Schöpfung von Himmel und Erde.

Quetzalcohuatl steigt zur Unterwelt herab, um den Edelsteinknochen (chalchiuh-omitl) dem Mictlantecútli fortzunehmen und heraufzuholen, einen Knochen, der zur einen Hälfte Mann, zur anderen Weib ist. Er zerbricht ihm aber unterwegs durch die Ränke der unterirdischen Mächte. Quetzalcohuatl hüllt die Bruchstücke sorglich in ein Tuch und bringt sie so zur Göttin Quilaztli-Cihuacohuatl nach Tamoanchan. Hier wird der Knochen von der Göttin zu Mehl verrieben.

Quetzalcohuatl zapft sich selbst Blut aus seinem Genital ab, und aus der Mischung von Knochenmehl und Blut werden die Menschen in Chalchiuhapazco geformt; dies ist um so interessanter, als wir aus Michoacan eine ähnliche Sage[1]) kennen.

Dem Beispiel Quetzalcouatl's folgen die anderen Götter.

---

1) So heisst die Urheimat der wandernden Stämme auf dem Lienzo de Cucutácato: Calchiuitlapazco, und die erklärende Glosse sagt: oquizque in nextlapictin... „es kamen heraus (von dort) die aus Asche erzeugten Menschen" (s. Nic. León, Boletin del Museo Nac. de Mexico). Der Ort des grünen Edelsteingefässes erinnert an den Qui'che-Namen ah raxa lak, ah raxa tzel „Herr der grünen Schüssel, Herr der grünen Kalebasse", was offenbar metaphorische Ausdrücke für das Meer sind.

Darauf sucht man den Mais, der im Bauche des Brotberges Tonacatepetl steckt. Eine rote Ameise führt Quetzalcouatl dorthin, der sich selbst in eine schwarze Ameise verwandelt. Die Götter legen den Mais in den Mund der Menschen, auf dass diese dadurch kräftig würden. Nanauatzin entkörnt nun den Maisberg. Die Regengötter aber rauben die Feldfrüchte, d. h. nehmen sie in ihre Gewalt, und spenden davon nur durch Gebete und Opfer von seiten der Menschen.

Es folgen sehr merkwürdige Sagen von Nanauatzin, der ins Feuer springt, und dessen Beispiel Mond, Adler und Jaguar nachzuahmen versuchen. Nanahuatl beschreibt seine Bahn am Himmel. Als er eines Tages stillsteht, da schiesst Tlauizcalpantecutli zornig mit Pfeilen auf ihn. Der Mond bedeckt sein Gesicht mit einer Papierkrone nach Art der Pulquegötter.

Umfangreicher ist eine Erzählung von den Mixcoua, in deren Verlauf auch „der Ort der sieben Höhlen" (Chicomoztoc) genannt wird, sowie die beiden Mixcoua: Xiuhnel und Mimich und zwei weibliche, doppelköpfige, vom Himmel herabfallende Hirsche[1]), wie sie in den Wandmalereien von Mitla[2]) bildlich erhalten sind. Aus einer Verbindung des Mixcouatl mit der Chimalman geht Ce Acatl hervor, der von der Göttin Quilaztli erzogen wird und später seinen Vater auf Eroberungszügen begleitet. Letzterer wird von den 400 Mixcoua getötet.

Es werden noch verschiedene Episoden erzählt und endlich die Orte genannt, welche die wandernden Tolteken bis zur Ankunft in Tlapallan berühren.[3]) Dann beginnt eine Sage vom König Huemac, der von den Regengöttern Mais erbittet und erhält. Doch haben die Tolteken vier Jahre lang verschiedene Plagen (Kälte, Hitze, Hunger und Durst) auszuhalten.

Der Bericht fährt dann damit fort, dass die Tolteken zugrunde gehen und die Mexikaner an ihre Stelle treten werden. Die Regengötter werden durch das Opfer eines mexikanischen Kindes günstig gestimmt. —

Diese kurze Übersicht zeigt zur Genüge, wie wichtig besonders die umfangreichen, noch unveröffentlichten Teile des Ms. Bot. für die Mythologie und Geschichte Mexicos sind.

Dies Chalchiuhapazco wirft auch neues Licht auf eine bisher etwas dunkle Stelle der „Histoyre du Mechique" von Thevet (edidit de Jonghe, Journ. Soc. des Améric. N. S. tom. II, No. 1, p. 28—29), wo von Ehecatl die Rede ist, der den Totenknochen heraufholt, und es von ihm weiter heisst: „il donc aporta le reste de l'os et de la cendre et se en alla à ung (a) paztli, en le quel appella tous les aultres dieux pour la créacion du premier homme."

Übrigens entspricht die Erschaffung des Menschen aus Knochenmehl oder Asche mit Blut der Cakchiquelsage, wo die Menschen aus Mais und dem Blut der Tapirschlange gebildet werden. Interessant ist auch der Ausdruck eztlapictin „aus Blut geschaffene" (Menschen), den Chimalpain in einer noch unveröffentlichten Relacion gebraucht.

1) Ein vom Himmel gefallener zweiköpfiger Hirsch wurde von den Leuten von Cuitlahuac verehrt. S. Codex Zumárraga, edid. Joaq. Icazbalceta, N. Collec. de Documentos para la hist. de Mexico III (1891 Mexico) p. 237.

2) S. Seler, Wandmalereien von Mitla. Berlin 1895. fol.°. Tafel III, Abb. 6 u. 7.

3) Über dies Tlapallan s. Seler, Kommentar zum Codex Borgia, Teil II. Berlin. 1906. passim.

Es bleibt zum Schluss nur noch eine Frage übrig, nämlich wer der Verfasser des verloren gegangenen Ms. A. war. Ich kann an dieser Stelle hierauf nicht näher eingehen. Es genüge folgendes zu bemerken: Höchst wahrscheinlich haben wir es mit der Interpretation einer alten Bilderschrift zu tun, die vermutlich bald nach der Conquista, wo noch derartige Sagen lebendig waren, aufgezeichnet wurde, sei es von einem Spanier oder, was wahrscheinlicher ist, von einem Indianer, der bereits schreiben gelernt hatte. Vielleicht haben verschiedene Anonymi an diesem Ms. gearbeitet, in dem sie es annalenhaft fortführten. Jedenfalls werden in dem Ms. selbst als frühestes Datum der Abfassung der 22. Mai 1558 und als spätestes das Jahr 1571 genannt; es ist aber wohl möglich, dass gewisse Teile des Ms'. aus noch früherer Zeit stammen.

Dass das Ms. die Interpretation einer Bilderschrift darstellt, macht nicht nur die Anordnung des historischen Stoffes nach Jahren und Tagen des mexikanischen Zyklus von 4, 13 Jahren wahrscheinlich, sondern wird geradezu durch zwei interessante Tatsachen bewiesen. In dem Ms. LG., der Kopie des Ms. Bot., ist auf p. 88 bei dem Jahre 8 acatl = 1487 der Regierung des Königs Ahuitzotl die Randglosse zu lesen: „Vease en el mapa el año de 8 Acatl y las figuras que estan arriba.“ Das kann nur eine Bilderschrift vom Stile etwa des Codex Telleriano-Remensis und Vat. A. sein. Weiter findet sich im Ms. LG. p. 110 ein Situationsplan, der offenbar schematisch ein mit hieroglyphischen Gemälden bedecktes Blatt wiedergibt, dass Ce acatl Topiltzin als Sohn des Mixcouatl und der Chimalman dargestellt haben muss, sowie das Jahr ce tepatl, das Jahr ce acatl, die 4 Fastenhäuser Quetzalcohuatl's, die Hieroglyphe der Stadt Tollan u. a. m.

Endlich werden im Ms. LG. (p. 100) bei Gelegenheit gewisser Tributleistungen diese in schematisch abgekürzten Hieroglyphen wiedergegeben mit der Randglosse: „Estos caracteres se hallan en el original.“

Es ist gewiss aufs lebhafteste zu beklagen, dass die allen, anfangs genannten Manuskripten zugrunde liegende Bilderschrift verloren gegangen ist. Doch ist es andererseits ein besonderer Glücksumstand, dass wenigstens die Interpretation durch Jahrhunderte zahlreiche Schicksalsschläge überdauert hat. Gewisse Einzelheiten aber, wie die Sage der vier Weltalter und den Quetzalcouatl-Mythus haben wir bildlich im Codex Vaticanus A erhalten. Auch für andere Teile wird es möglich sein, entsprechende Darstellungen in den auf uns gekommenen Bilderschriften nachzuweisen.

(16) Hr. G. Fritsch hält einen Vortrag über

die südafrikanischen Buschmänner vor 40 Jahren,

(17) Hr. Eduard Hahn über

Entstehung und Bau der ältesten Seeschiffe.

Beide Vorträge werden später erscheinen.

Sitzung vom 21. Juli 1906.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Einen schmerzlichen Verlust hat die Gesellschaft und mit ihr die prähistorische Forschung überhaupt erlitten durch den am 19. d. M. erfolgten Tod unseres unvergesslichen Mitgliedes und Schriftführers, des Geheimen Regierungsrats und Direktors am Kgl. Museum für Völkerkunde, Dr. Albert Voss. War der Tod für den Verstorbenen auch eine Erlösung von einem chronischen Nierenleiden, welches schliesslich sehr akut auftrat, so ist unsere Trauer dadurch nur wenig gemildert. Voss gehörte zu den Begründern unserer Gesellschaft. Er wurde gleich in deren erster Sitzung am 19. November 1869 neben Hartmann und Kunth zum Schriftführer gewählt und verblieb in dieser Stellung bis zum Tode. Seit dem Jahre 1881 war er Mitglied der Redaktionskommission für die Zeitschrift für Ethnologie und vom Jahre 1891 an auch neben Virchow Redakteur der Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. Von Hause aus Mediziner, gab er nach seiner Heimkehr aus dem Feldzuge von 1870/71 die ärztliche Tätigkeit auf, um sich ganz seinen Lieblingsstudien, der Prähistorie, zu widmen, für welche er in seiner Heimat bei Cammin in Pommern, wo er am 24. April 1837 geboren war, schon früh eine tiefe Neigung gefasst hatte. Was er darin geleistet hat, kann nur derjenige ermessen, der da weiss, dass er allein es war, der aus der dürftigen Sammlung vorgeschichtlicher Funde im Untergeschoss des Alten Museums, in die er als Hilfsarbeiter eintrat, die grosse vaterländische Abteilung des Kgl. Museums für Völkerkunde geschaffen hat, welche heute zu den grössten Sammlungen ihrer Art gehört und nur mit den gleichen Museen von Kopenhagen und Stockholm verglichen werden kann. Das ist in der Tat ein Monumentum aere perennius, welches er sich selbst gesetzt hat. Diese Schöpfung nahm auch seine ganze Kraft in Anspruch, so dass er für literarische Bearbeitung dieses riesigen Materials wenig Zeit hatte. Trotzdem veröffentlichte er schon 1878 mit Bastian zusammen das grosse Werk über die Bronzeschwerter des Kgl. Museums zu Berlin, zu welchem Bastian nur die Vorrede geschrieben und Voss selbst die geradezu musterhafte Beschreibung der einzelnen Objekte geliefert hat; ferner 1887 mit Stimming zusammen die „Vorgeschichtlichen Altertümer aus der Mark Brandenburg“, in welchen er zuerst versucht hat, die damaligen Kenntnisse der Vorgeschichte Deutschlands in einem Bilde zusammenzufassen. Durch das kleine, aber sehr praktische „Merkbuch, Altertümer aufzugraben und aufzubewahren“ hat er der Vorgeschichte viele Anhänger gewonnen und viele Altertümer

vor dem Untergange gerettet. Die Verhandlungen unserer Gesellschaft enthalten ferner sehr viele wichtige Studien von ihm über fast alle Epochen der Vorgeschichte, unter denen die über Ornamentik der Tongefässe eine geradezu grundlegende Bedeutung besitzen. — Bei der grossen Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands im Jahre 1880, welche einen so bedeutenden Anstoss für die Entwicklung der vorgeschichtlichen Forschungen gegeben, verrichtete er die Hauptarbeit. Und diese grosse Tätigkeit entfaltete er mit der grössten äusseren Ruhe, wie er denn überhaupt ungern mit seiner Persönlichkeit hervortrat. Denn er war ein Mann von bescheidenem Wesen, von wohlwollender und vornehmer Gesinnung und litt lieber eine Unbill still, als dass er sich darüber beschwerte. Uns allen aber war er ein lieber, treuer Freund, der uns stets unvergesslich bleiben wird.

Auf Aufforderung des Vorsitzenden erhoben sich die Anwesenden zu Ehren des Verstorbenen von ihren Sitzen.

Ein anderes Mitglied der Gesellschaft, Hr. Stegemann, ist ebenfalls im Laufe des Juni in Charlottenburg verstorben.

(2) Wir beklagen ferner den Tod dreier Forscher, die zwar nicht unsere Mitglieder waren, aber durch ihre Arbeiten uns sehr nahe standen. Am 1. Juni starb in Berlin Dr. Georg Huth, Privatdozent an der Universität, der sich besonders mit dem Studium der tibetanischen und mongolischen Sprachen und der kulturhistorischen Verhältnisse Zentralasiens beschäftigte. Sein grosses Werk über die „Geschichte des Buddhismus in der Mongolei“, welches leider unvollendet geblieben ist, erfreut sich grosser Anerkennung in den Fachkreisen. Uns ist er besonders nahe getreten durch einen Vortrag über jene Überreste der alten Kultur in Chinesisch-Turkestan, welche er als Begleiter Grünwedels auf der ersten Turfamexpedition kennen gelernt hatte.

Am 5. Juni ist ferner der verdiente Urgeschichtsforscher Louis Eduard Piette in Rumigny, Ardennes, im Alter von 79 Jahren gestorben. Als Richter in einem kleinen Orte der Ardennen machte er sich durch seine Unparteilichkeit viele Feinde, so dass er sich bald ins Privatleben zurückzog und nun ganz mit geologischen, paläontologischen und urgeschischtlichen Studien beschäftigte. Von den letzteren sind besonders seine Arbeiten über die prähistorischen Elfenbeinschnitzereien und Gravuren auf Renngeweih, wie über die bemalten Kiesel von Mas-d'Azil berühmt geworden, nach welchen er bekanntlich diese entsprechenden Zeitabschnitte Eburnéen, Tarandien und Asylien benannte, Namen, die er freilich neuerdings wieder durch andere ersetzte, welche nach einem anderen Prinzip gewählt waren. Ein Teil seiner Arbeiten wird jedenfalls dauernden Wert in der Urgeschichte behaupten.

Endlich ist am 16. Juni in Giessen der Professor Dr. Adolf Strack gestorben, der verdienstvolle Forscher auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde, der noch zuletzt den Verband deutscher Vereine für Volkskunde ins Leben gerufen hat und zu dessen Vorsitzendem erwählt worden ist. — Wir werden aller dieser Männer stets in Dankbarkeit und Treue gedenken!

(3) Als neue Mitglieder wurden gewählt:

1. Dr. phil. Friedrich Meyer, Fabrikdirektor in Tangermünde,
2. Dr. phil. M. Gerhardt, Berlin,
3. Assessor Dr. jur. Ramelow, Berlin.
4. Dr. phil. Fritz Krause, Assistent am Museum für Völkerkunde, Leipzig.
5. Dr. phil. Gustav Autze, Assistent am Museum für Völkerkunde, Leipzig.

(4) Von unseren Mitgliedern begrüssen wir nach ihrer glücklichen Heimkehr von ihren Forschungsreisen die Herren Leo Frobenius, Schulte im Hofe und Schweinfurth. Auch Hr. Rudolf Pöch zeigt uns heute seine glückliche Ankunft in Wien an, nachdem er sich zwei Jahre lang in Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel anthropologischen Studien gewidmet hatte. Als Gäste werden ferner begrüsst: Hr. Dr. Rosen, Kaiserl. Gesandter in Marokko, und Hr. Dr. A. Glaser.

Zu neuen Forschungen werden wieder ausreisen: Hr. und Frau Seler nach Mexiko, Hr. Traeger nach dem oberen Paraná und Hr. Thurnwald nach dem Bismarck-Archipel; — ihnen allen wünschen wir eine glückliche Heimkehr und reiche Erfolge!

(5) Der Vorstand und Ausschuss haben den Hrn. Prof. Hans Virchow zum Delegierten für den zweiten französischen prähistorischen Kongress in Vannes und die Herren Ehrenreich und Seler für den Amerikanisten-Kongress in Quebeck, welcher vom 10. bis 15. September stattfinden wird, erwählt.

(6) Vom 7. bis 9. September d. J. findet die Versammlung des Vereins für sächsische Volkskunde in Dresden statt und im Frühjahr 1909 wird der zweite internationale Archäologenkongress in Kairo tagen, — zu beiden Versammlungen sind Einladungen ergangen.

(7) Hr. Stabsarzt Dr. Dempwolff hat uns acht Rollen mit phonographischen Aufnahmen von Tanzgesängen der Neu-Guinea-Leute, die nach Daressalam als Soldaten angeworben waren, übersandt. Die Aufnahmen sind von grossem Interesse für die Ethnographie, erfordern aber eine besondere sachverständige Behandlung, wenn sie für das Studium verwertet werden sollen. Der Vorstand hat daher beschlossen, dieses sehr dankenswerte Geschenk des Hrn. Dempwolff dem Kgl. Museum zu überweisen, welches bereits eine Sammlung ähnlicher Aufnahmen besitzt und für das Studium konserviert.

(8) Am 20. Juni hat die Gesellschaft einen

Ausflug nach Stendal und Tangermünde

unternommen, der unter reger Teilnahme der Mitglieder programmässig verlief und vom schönsten Wetter begünstigt war. Durch die Güte des Hrn. Oberlehrer Dr. Kupka waren alle Vorbereitungen für unseren Besuch so getroffen, dass wir in verhältnismässig kurzer Zeit alle die schönen

Bauten beider Städte sowie das reiche vorgeschichtliche Museum in Stendal sehen und in Tangermünde noch eine sehr interessante Ausgrabung vornehmen konnten. Dazu hatten allerdings die vortreffliche Führung des Hrn. Gewerbeinspektors Kuchenbuch, des Hrn. Steuerrats Vorbrodt, des Hrn. Pastors Zahn und des Hrn. Direktors Dr. Friedrich Meyer, die letztere besonders bei der Ausgrabung, wesentlich mitgeholfen. Auf einem Kartoffelfelde nahe der grossen Zucker-Raffinerie in Tangermünde waren nämlich schon früher eine Anzahl Gräber geöffnet worden, welche teils Urnen von deutlichem Hallstatt-Charakter, teils entschieden La Tènegefässe enthielten; es waren ferner Fibeln und andere Beigaben der mittleren La Tènezeit darin gefunden worden, so dass das Feld wahrscheinlich der Übergangszeit von der einen Kultur zu der anderen angehörte. Hr. Dr. Meyer war so freundlich, uns nicht nur zu gestatten, dass wir die Sammlung der bisher gehobenen Funde untersuchen durften, sondern auch den Besitzer des Kartoffelfeldes zu veranlassen, dass er eine weitere Grabung zuliess. Es wurden nun bei dieser Gelegenheit wiederum mehrere Gräber aufgedeckt, — allein die Untersuchung der hierbei gefundenen Urnen, welche Hr. Meyer dem Kgl. Museum als Geschenk überwies, war bisher nicht möglich, da das Laboratorium des Museums von anderer Arbeit zu sehr in Anspruch genommen ist. Indessen will Hr. Dr. Meyer die Ausgrabungen mit aller Sorgfalt im Herbst fortsetzen, so dass wir hoffen dürfen, in einer unserer nächsten Sitzungen die gesamten Ergebnisse dieser Untersuchungen vorführen zu können.

Allen genannten Herren, die dazu beigetragen haben, unseren diesjährigen Ausflug so genussreich zu gestalten, sei auch an dieser Stelle der wärmste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

(9) Hr. Waldeyer überreicht den folgenden

Reisebericht des Hrn. Prof. Klaatsch aus Soerabaya vom 1. Mai 1906.

I. Java.

Nach einem Besuche Nordwest-Australiens, über dessen Ergebnisse und Erfahrungen ich im II. Teil berichten will, habe ich gegen Mitte Dezember vorigen Jahres Australien zeitweise verlassen, um die geplante Reise nach Java und einigen anderen Teilen des Archipels zu unternehmen. Ausser der für die Vergleichung mit den Uraustraliern absolut notwendigen Bekanntschaft mit der malayischen Rasse bestimmte mich der Wunsch, die Pithecanthropus-Fundstelle aus eigener Anschauung kennen zu lernen, auch schien es mir wichtig, nachzuforschen, ob denn nicht irgendwelche ältere Spuren einer Besiedelung Javas oder Reste einer Urbevölkerung nachweisbar seien. Dazu kam die Hoffnung, dass ich auf Java vielleicht mehr Glück haben würde bezüglich der Erlangung frischer Gehirne oder anderer Leichenteile als in Australien.[1])

1) Allerdings ist es mir bisher noch nicht gelungen, isolierte Gehirne von Australiern zu erhalten, doch bin ich wenigstens in den Besitz von zwei Köpfen und Extremitätenteilen eines der betreffenden Individuen gelangt. Das eine Objekt ist der Kopf eines älteren Mannes von Südaustralien; da die Injektion mit Formal nur wenige Stunden nach

Aber auch in Java liegen die Verhältnisse nicht so einfach, wie man bei der millionenfachen Zahl der „Inlanders" erwarten sollte. Hier ist es die mohamedanische Religion, welche die ängstliche Überwachung der Leichen und Gräber bedingt. Das Öffnen von solchen wäre hier ganz unmöglich und würde für den Gelehrten höchst unangenehme Konflikte mit den Behörden nach sich ziehen. Abergläubische Vorstellungen der „Inlanders" erschweren sogar die Untersuchung und Messung des lebenden Körpers.

Meine osteologische Ausbeute ist daher auf Java minimal ausgefallen. Die Hoffnung auf Erlangung von Leichenteilen hat sich erfüllt, aber dieselbe hat viel mehr Geduld und Opfer an Zeit erfordert, als ich erwartet hatte. Man muss eben günstige Fälle abwarten, in denen die Leiche nicht von Freunden oder Angehörigen reklamiert wird; solche Fälle sind bei den „Inlanders" seltener als bei den Kulturvölkern Europas.

Ein glücklicher Zufall verhalf mir in Zentraljava während meines Aufenthaltes in der Nähe von Soerakarta zu Kopf und Extremitätenteilen eines javanischen Knaben von ca. 12—14 Jahren. Derselbe wurde in verwahrlostem Zustande auf der Strasse gefunden und in das Hospital des kleinen Ortes Klaten eingeliefert, dessen dirigierenden Arzt ich zufällig kennen gelernt hatte. Der Knabe starb unter epileptischen Symptomen und ich konnte rechtzeitig benachrichtigt werden, um ca. 6 Stunden nach dem Tode die Formalkonservierung vorzunehmen. Meine übrige Ausbeute gewann ich in der Hauptstadt von Java.[1])

Batavia-Weltevreden ist wohl einer der günstigsten Plätze in Niederländisch-Indien für anthropologische Studien sowohl am toten, wie am lebenden Material, von welchem dort eine Auswahl aus verschiedenen Teilen des Archipels zusammenkommt. Das Gefängnis und Zivil- sowie Militärhospital sind wichtige Arbeitsplätze, auf welchen Gelegenheit geboten ist, zahlreiche verschiedene Typen nebeneinander zu sehen. — Soldaten aus Amboina, Timor, Kriegsgefangene von Atjeh und Djambi auf Sumatra; zwei dieser Eingeborenen von Djambi (Ost-Sumatra, nördlich von Palembang) starben während meiner Anwesenheit und ich erhielt die Möglichkeit, die Köpfe derselben mit Formal zu injizieren, und hoffe, dass deren Gehirne tlich in gutem Zustande eintreffen werden. Ausserdem habe ich von dem einen Djambi-Mann die beiden Arme und Unterschenkel mit Fuss (oberhalb des Knies abgetrennt) mit Formal injiziert und beigefügt.

Die drei Gehirne, welche sich bei der Sendung befinden, stammen von Javanern der Umgebung von Batavia. Sie rühren von plötzlichen

---

dem Tode erfolgte während der kühlen Jahreszeit, ist das Gehirn vielleicht leidlich erhalten. Ich verdanke dies Objekt den Herren Prof. Watson und Dr. Ramsay in Adelaide. — Die anderen Teile gehören einem jungen weiblichen Individuum an von Nordwestaustralien (Beagle-Bay). Ich konnte die Teile aus äusseren Rücksichten erst relativ spät erhalten, so dass das Gehirn schwerlich brauchbar sein wird.

1) Die Kiste mit dem javanischen Leichenmaterial — adressiert an das Berliner Anatomische Institut — wird wohl im Mai eintreffen. Sie enthält zugleich die fossilen Knochenreste, welche ich bei Trinil ausgegraben habe.

Todesfällen her und kamen daher frischer zur Konservierung, als eine Anzahl anderer Objekte, die ich von Hospitalleichen entnahm, aber für die Versendung nicht genügend gut konservierbar fand. Von den drei Specimen stammen zwei von Männern, welche bei einer Dampfkesselexplosion der Strassenbahn in Weltevreden getötet wurden, das dritte Objekt rührt von einem ermordeten Weibe her. Da es sich um gerichtliche Fälle handelte, war es unvermeidlich, dass das Gehirn auf innere Beschaffenheit geprüft wurde, doch geschah dies in möglichst schonender Weise, mehr pro forma, indem erst nach der Konservierung ein Querschnitt durch das Grosshirn und ein kleiner Medianschnitt durch Pons und Medulla gelegt wurde, wodurch hoffentlich die Untersuchungsmöglichkeit nicht wesentlich gestört sein wird.

Ich habe in Batavia-Weltevreden von seiten der Direktoren des Gefängnisses und der Hospitäler, den Herren Dr. de Hahne, Oberst Bleeker u. a. ein sehr freundliches Entgegenkommen gefunden, ganz besonders aber von seiten des Direktors der medizinischen Schule zur Heranbildung einheimischer Ärzte, Hrn. W. Roll. Dieser vortreffliche Lehrer und Arzt, der ein lebhaftes wissenschaftliches Interesse besitzt, ist in anthropologischer Hinsicht die wichtigste Persönlichkeit von Batavia-Weltevreden. Ich verdanke seiner Vermittlung die Erlangung des Materials und die Möglichkeit, die Räume seines Institutes benutzen, sowie den Sektionen und Sezierübungen beiwohnen zu können; da das Material, an welchem die Schüler ihre anatomischen Kenntnisse gewinnen, durchweg von Leichen javanischer „Inlanders“ gebildet wird, so bietet das Studium der Präparate ein hervorragend vergleichend anthropologisches Interesse.

Nach letzterer Richtung hin wird das Material natürlich bisher nicht ausgenutzt; wohl werden auch hier nach europäischem Vorbilde die wichtigeren Varietäten notiert, teilweise auch skizziert, aber eine speziellere systematische Feststellung der zweifellos an allen Organsystemen vorhandenen Unterschiede zwischen europäischen und javanischen Leichen ist bisher nicht versucht worden; die Anregung zu solchen Untersuchungen fehlt schon deshalb, weil die jungen Leute hier kein europäisches Material zu sehen bekommen Ich habe daher mit Hrn. Roll die Idee eines Austausches von Material erörtert; Hr. Roll erklärt, dass er von dem zur Verfügung stehenden Material nichts entbehren könne, er sei aber bereit, wenn ihm etwa von Berlin aus europäische Leichen resp. isolierte Gehirne übersandt würden, das Entsprechende an javanischem Material zu schicken.

Die „Doctor-Java-Schule“, wie das Institut in Batavia genannt wird, ist in Europa noch viel zu wenig bekannt. Das Institut wird von über 100 jungen Leuten besucht, welche nach neunjährigem Studium ihr Examen machen, wodurch sie den Titel „Doctor-Java“ erhalten. Ich habe mich von dem grossen Eifer, Fleiss und auch Verständnis der Schüler überzeugen können; ein grosser Teil derselben stammt aus den besten und vornehmsten Kreisen der „Inlanders“, nicht nur von Java, sondern auch von Sumatra, Amboina, Timor und anderen Teilen des Archipels.

Die vornehmen jungen Javaner aus den Fürstentümern Djokjakarta und Soerakarta (Solo) verraten durch den feinen Gesichtsschnitt das Hindublut, das in ihren Adern rollt. Die „Doctor-Java-Schüler“ lieferten mir ein interessantes lebendes anthropologisches Material, welches sich mit grösserer Geduld den für jedes Individuum ziemlich zahlreichen Messungen, Farben- und Formbeobachtungen unterwarf, als ich es bei den Leuten aus den Gefängnissen, Hospitälern und Kasernen gewohnt bin, deren Insassen ich nicht nur in Batavia, sondern auch auf meiner Landreise durch Java an verschiedenen Punkten untersuchte. Nicht nur anthropologisch, sondern auch allgemein medizinisch interessant ist der Besuch der grossen Militärhospitäler (Magelang, Tjimahi u. a.) mit ihren vortrefflichen, in grossem Massstab angelegten Einrichtungen. Die Untersuchung der Landbevölkerung am lebenden Material stiess auf unerwartete Schwierigkeiten, welche offenbar in abergläubischer Furcht ihren Grund haben. Auf einer grossen Tabaksplantage in Zentraljava, wo ich mit der Erlaubnis des Administrateurs begann, das zahlreiche, besonders auch in weiblichen Exemplaren gut vertretene und von fremden Beimischungen freie altjavanische Arbeitermaterial zu untersuchen, musste ich alsbald meine Untersuchungen einstellen, weil eines der gemessenen Individuen erkrankte. Dieses wurde als Folge meiner Tätigkeit angesehen und fortan war es unmöglich, selbst gegen gute Bezahlung irgend jemand von dem Arbeitspersonal zur Vornahme von Messungen zu gewinnen. Nachträglich erst erfuhr ich, dass ich durch die Entnahme von Haarproben einen schweren Verstoss gegen die abergläubischen Anschauungen der Zentral-Javaner begangen hatte. Es mag wohl mit mohammedanischen Anschauungen zusammenhängen, dass wenigstens hier (Fürstentum Soerakarta) — über andere Teile Javas habe ich keine solche Erfahrungen gemacht — alles abgeschnittene Haar, auch wenn es bei der Haartoilette entfernt wurde, vergraben werden muss. Wenn dies versäumt wird, erkrankt nach der Annahme der Javaner das betreffende Individuum. Bei Männern machte ich an verschiedenen Punkten Javas die Erfahrung, dass sie sich der völlig nackten Untersuchung des Körpers widersetzen.

Ich begann das anthropologische Studium der Javaner zunächst in der Absicht, Vergleichungsmaterial mit meinen australischen Untersuchungen zu gewinnen, alsbald aber interessierte mich die hiesige „malayische“ Rasse als solche. Sie stellt ein Arbeitsfeld dar, das noch kaum in Angriff genommen ist und dessen erschöpfende Erforschung einen viel längeren Aufenthalt in Niederländisch-Indien erfordern würde, als ich ermöglichen kann. Die Aufgabe ist recht kompliziert infolge der zweifellosen Mischungen und zahlreichen Völkerverschiebungen, welche auf Java stattgefunden haben. Auf einen niederen „malayischen“ Grundstock ist das Hinduelement aufgepfropft worden, welches besonders in Zentral-Java, den heute noch bestehenden „Fürstentümern“ Soerakarta und Djokjakarta seine grossartigen Tempelbauten (Prambanan, Boroboedoer) und kulturelle Reste hinterlassen hat.

Die Hindubeimischung prägt sich deutlich aus in der höheren Entwicklung der äusseren Nase, deren überaus inferiorer Zustand ein wesent-

liches Charakteristikum des niederen Javanertypus ausmacht.[1]) Besonders im weiblichen Geschlechte weisen die individuellen Variationen auf einen gemeinsamen Urzustand hin, in welchem die äussere Prominenz der Nase auf den unteren Teil beschränkt ist, während ein Nasenrücken fast gänzlich fehlt. Man könnte geneigt sein, eine Rückbildung anzunehmen, wenn es nicht sehr klar wäre, dass dieser niedere Zustand der Menschennase den gemeinsamen Ausgangspunkt für alle Rassen darstellt, zugleich den der gemeinsamen Ahnen von Mensch und Anthropoiden. Am Skelett ist dieser Urzustand charakterisiert durch das weite Hinabreichen des Processus nasomaxillaris des Frontale sowie die nach vorn gerichteten, ursprünglich in einer Ebene liegenden Nasalia. Die Erhaltung dieses niederen, durch die embryonalen und Jugendzustände anderer Rassen repräsentierten Verhaltens verleiht dem Gesichtstypus vieler erwachsenen javanischen Frauen etwas „Embryonales", ein Eindruck, der verstärkt wird durch die meist einheitlich konkave Krümmung, in welcher die Stirnwölbung im Profil gesehen, in die Medianlinie der Nase übergeht, sowie die nahe lokale Beziehung des prominierenden unteren Nasenteiles zur Mundregion, wodurch an die alte Schnauzenbildung des menschlichen Vorfahren erinnert wird. Die Jugendzustände und viele weibliche Physiognomien der Australier zeigen diese primitiven Menschencharaktere in noch weit stärkerer Ausprägung.

Die unverkennbaren gemeinsamen Grundzüge der Gesichtsbildung der javanisch-malayischen und der australischen Rasse lassen sich jedoch nicht im Sinne einer Auffassung verwerten, die mir in Australien mehrfach begegnet ist und die auch wohl in Europa gelegentlich Vertreter findet, nämlich, dass die Uraustralier eine Mischrasse seien, aus „malayischen" und „papuanischen" Elementen.

Die Kombination überaus primitiver Charaktere, welche der Australierkopf in Schädel und Weichteilen zeigt, kann nicht von dem nach vielen Richtungen spezialisierten Malayentypus abgeleitet werden. Ich kann nicht einmal der in Australien ziemlich allgemeinen Annahme beipflichten, dass der schon seit Jahrhunderten oder mehr bestehende Besuch der Nordküsten Australiens durch malayische Fischer einen körperlich verändernden Einfluss auf die australische Bevölkerung jener Gegenden ausgeübt habe. Wenn das richtig wäre, so müsste doch zu erkennen sein, dass jene australischen Küstenbewohner einige malayische Charaktere angenommen hätten, durch welche sie sich von den weiter landeinwärts und weiter südlich wohnenden Stämmen unterscheiden. Davon ist aber garnichts nachweisbar, weder in der Färbung, noch in der Körpergrösse oder in der Schädelform. Es war mir sehr wichtig, über diesen Punkt, in welchem in Australien grosse Unklarheit herrscht, durch Kenntnis der malayischen Bewohner Javas eine eigene Meinung zu gewinnen und deutlich die bedeutende Verschiedenheit beider Rassen, nicht nur in körperlicher, sondern

1) Auf den Bildern des ausgezeichneten Werkes von R. Martin fiel mir die Ähnlichkeit mancher Senoi-Gesichter in Nase, Mund und Augenbildung mit Typen, die ich in den niederen Schichten hier öfter sah, auf.

auch in geistiger Hinsicht zu erfassen. Was ist doch der wilde Australier für ein ganz anderer, in aller seiner Niedrigkeit weit mehr imponierender und durch seine Einfachheit und Ehrlichkeit weit mehr sympathischer Menschentypus, als der schwächliche Javaner, in dessen Charakter sich kindliche Züge mit Falschheit und Schlauheit mischen.

Mit der Ethnographie der Javaner habe ich mich mehr zu meiner eigenen Belehrung als in forschender Weise beschäftigt, da dies Gebiet ja reichlich bearbeitet ist. Interessanter als die Betrachtung der in dem schönen Museum in Weltevreden ausgestellten Ethnographica (leider entbehrt das Museum momentan infolge des Todes von Dr. Brandes eines Direktors), waren mir die Einblicke, die ich in das Volksleben und Hoftreiben der Fürstentümer Djokjakarta und Soerakarta gewinnen konnte. Hier im Herzen Javas haben sich die alten Bräuche und Festlichkeiten, zum teil noch aus der Hinduzeit, modifiziert durch den Mohammedanismus, noch am meisten erhalten. Ich traf es so glücklich, in Djokjakarta einem der grössten Hoffeste, dem „Grabeg", beiwohnen zu können infolge Vermittlung des Residenten, ausser welchem von Europäern nur die höheren Beamten und Offiziere zugelassen sind. In dem Fest offenbart sich ein Rest der Herrlichkeit des alten Reiches „Mataram". In dem Palast oder „Kraton" des Sultans, dem Schauplatz des Festes, brach im Jahre 1825 der letzte Unabhängigkeitskampf der Javaner unter Dipo Negoro aus. Die Feierlichkeit trägt einen wesentlich militärischen Charakter. Die „Truppen" des Sultans marschieren langsam am Thron vorüber, wobei die Anführer unter höchst merkwürdigen, an die javanischen Tänze erinnernden Bewegungen und Verdrehungen der Gliedmassen den Salut darbringen. Die Uniformen stellen ein phantastisches Gemisch von Heerbekleidungen der letzten Jahrhunderte meist europäischer Vorbilder dar, doch kommen auch ganz alte, der Hinduzeit entlehnte Kostüme, Bemalungen und Bewaffnung mit Speeren und kleinen Schilden vor, so bei der Leibgarde, den Regimentern der „Affen" und der „Dämonen", deren nackte Arme und Beine mit gelber Farbe geschminkt sind. Das Ganze, besonders auch das Hofzeremoniell der kriechenden Bewegungen, unter denen Angehörige des Sultans und Minister sich dem Fürsten nahen, machte auf mich den Eindruck einer gleichsam künstlichen Schaustellung altjavanischen Herrschertums, dessen letzten Schimmer die Holländer aus politischer Klugheit dem Volke belassen haben, das in vieltausendköpfiger Masse dem Schauspiel beiwohnt.

Eine andere Seite des Volkslebens und der Geschichte Javas offenbart sich in den Theateraufführungen der „Wajangs" — dem Schattenpuppenspiel, dessen Darstellungen durch lebende Personen in den Fürstenländern bei keiner Volksfestlichkeit fehlt. Während meines Aufenthalts auf der oben erwähnten Tabaksplantage des Hrn. Ridder van Rappard im Fürstentum Soerakarta hatte ich Gelegenheit, diese Vorstellungen zu sehen, die nach verschiedenen Richtungen interessant sind. Der Sagenkreis, dem die immer wiederkehrenden Figuren ernsten und komischen Charakters angehören, verweist auf die Einführung durch die Hindueinwanderer, die reichen und von der gegenwärtigen Bekleidungsweise verschiedenen

Kostüme geben ein Bild der altjavanischen Trachten vor dem Eindringen der Europäer. Anthropologisch wichtig sind die Bemalung und teilweise durch Masken erzeugten künstlichen Veränderungen der Gesichtszüge, sowie die merkwürdigen Körper- und Gliedmassenhaltungen beim Tanzen, aber auch beim Zwiegespräch, wodurch ein sehr eigentümlicher Begriff von Schönheitsidealen dokumentiert wird. Als eine Realisierung des letzteren betrachten die javanischen Künstler die Wajangpuppen (aus Leder oder Pappe geschnitten und bunt bemalt), welche uns als Karrikaturen erscheinen. Die Hyperextension im Cubitalgelenk und die extreme Dorsalflexion der Finger haben am Gestenspiel der Tänzerinnen einen Hauptanteil. Die Übertreibung der Nase an den Wajangpuppen deutet einen Hauptunterschied der Hinduhelden vom gewöhnlichen Javaner an, welcher sich jedenfalls der Inferiorität in der Nasenbildung selbst bewusst ist. Künstlich durch Bemalung hervorgerufen bezw. übertrieben wird die schiefe Augenstellung, die man so häufig bei den Javanern beobachtet. Ich habe dieselbe sowohl bei Vornehmen von Djokjakarta, als auch beim Volke sowohl in Batavia wie in Zentral-Java gesehen. Es handelt sich hier nicht um eine scheinbare Schiefstellung der Lidspalte, wie sie durch starke Ausprägung der Mongolenfalte hervorgebracht wird. Die letztere kommt bei Javanern vor, aber meist nur als eine kleine Epicanthusbildung, ohne dass das Auge von oben her überdeckt wird. Bei der Schiefäugigkeit[1]) der Javaner handelt es sich um ein Ansteigen des unteren Augenlides nach aussen. Durch passendes Auflegen eines Lineales kann man sich überzeugen, dass bei zahlreichen Individuen der äussere Augenwinkel um mehrere Millimeter höher steht als der innere. Dieses Verhalten wird durch einen vom äusseren Augenwinkel aufsteigenden Strich im Gesicht der Schauspieler und einen entsprechenden Ausschnitt an den Wajangpuppen übertrieben. Eine ähnliche Erscheinung finden wir bei javanischen Fürsten, welche ihre Augenbrauen abrasieren und durch gemalte, stark nach aussen ansteigende Striche ersetzen. Tatsächlich kommen sehr hoch geschwungene und auch im äusseren Teil noch horizontal gerichtete Augenbrauen an den edlen Gesichtern vom Djokjakarta-Typus und auch bei gewöhnlichen Sundanesen (Westjavaner) vor. Die künstliche Übertreibung dieser Erscheinung wird wohl als den Eindruck von Hoheit verstärkend empfunden.

Sowohl Wajangpuppen als auch spezifisch javanische Ethnographica habe ich in einer kleinen Anzahl mitgenommen, doch werden schwerlich Dinge darunter sein, die für Museen von Wert sind.

In Djokjakarta lernte ich Hrn. Dr. Gronemann kennen, der viele Jahre Leibarzt des javanischen Sultans war und dessen Arbeiten sowohl für die Ethnographie als auch für die Kenntnis der javanischen Altertümer von grosser Bedeutung sind. Wenn man unter Historie geschriebene Geschichte versteht, so ist hier auf Java die Grenze der „Prähistorie" recht schwer zu ziehen, denn über die meisten Hindualtertümer fehlt ja

1) Das gleiche Verhalten bei den Senoi hat Martin beschrieben. (Inlandsstämme der malayischen Halbinsel. 1905.)

jegliche Aufzeichnung. Wurde doch die grossartigste Tempelruine der Boroboedoer erst Anfang vorigen Jahrhunderts durch die Engländer entdeckt. Obwohl meinem eigentlichen Gebiete ferner liegend, so habe ich doch den Besuch dieser wunderbaren Tempelbauten nicht versäumt. Unter den bildlichen Darstellungen der Reliefs finden sich immer Punkte, die auch anthropologisch Beachtung verdienen, wie z. B. die Affendarstellungen auf den Friesen des Prambanan, welche kulturell wie Menschen ausgestaltet erscheinen und auch wirklich eine niedere Menschenrasse wiedergeben sollen.

Auf dem Boroboedoer, dessen Bau und Benutzung als Tempel der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends nach Christi zugeschrieben wird, sind Männer abgebildet, welche sich beim Fällen von Bäumen offenbar steinerner Beile bedienen, wie C. M. Pleyte[1]) herausgefunden hat. Daraus geht hervor, dass die neolithische Technik noch relativ spät auf Java vertreten war, neben der Metallbenutzung, und dass die polierten Steinbeile, welche an zahlreichen Punkten Javas gefunden werden (meist wenige Fuss tief), kein sehr hohes Alter zu besitzen brauchen. Häufig sind diese Steinbeile nicht, ihre Anzahl im Museum in Weltevreden ist klein, doch befindet sich eine andere Kollektion von solchen in Leiden. Sie wurden Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst gefunden. Die Form gleicht den heute aus Metall gefertigten Klingen der Hacken, mit denen die Javaner die Reisfelder bearbeiten. Die heutige Bevölkerung weiss nichts von diesen Steinwerkzeugen, betrachtet sie als himmlischen Ursprungs (daher der Name „gigi-goentoer" = Donnerzähne) und bewahrt solche Fundstücke als Amulette, woraus sich die Seltenheit der Ablieferung an das Museum erklären mag.

Diese Spezimen sind die einzigen Dokumente der Steinzeit, die bisher auf Java gefunden worden sind.

Die ältere Vorgeschichte der javanischen Bevölkerung ist bisher in völliges Dunkel gehüllt. Dieser gänzliche Mangel an Kenntnis älterer Besiedelungsspuren veranlasste mich, nach Gegenden und Punkten Umschau zu halten, die etwa als Wohnplätze einer altsteinzeitlichen Menschheit in Frage kommen konnten. Nach den Funden von Kulturresten und primitiven Artefakten, welche die Herren Sarasin auf Südcelebes in den Höhlen von Lamontjong gemacht haben, war die Frage berechtigt, ob nicht etwas Ähnliches auf Java zu finden sein sollte. Für Höhlenbildungen ist nun auf Java im ganzen nicht viel Terrain vorhanden, da der grösste Teil der Insel von den mehr als 40 mächtigen Vulkanen und deren Ablagerungen eingenommen wird. Es kommen jedoch Höhlen in dem Kalkgebirgszug vor, welcher in der östlichen Hälfte Javas an der Südküste dieser parallel verläuft von der Gegend von Djokjakarta bis gegen das Tenggergebirge hin. Durch den deutschen Geologen Dr. E. Carthaus, welchen ich im letztgenannten Gebirge traf wurde meine Aufmerksamkeit auf Höhlen gelenkt, welche sich in der Landschaft Kediri, Distrikt Ledojo,

---

1) Pleyte, De praehistorisch steene wapenen en werktuigen uit den ostindischen Archipel. Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl. Indien, V. 1887.

bei dem kleinen Orte Blitar befinden. Man berichtete mir auch, dass Dubois in einigen Höhlen jener Gegend gegraben habe, doch konnte ich über das Ergebnis nichts erfahren. Ich begab mich nach Blitar, einer Ortschaft, welche vor wenigen Jahren unter den heftigen Ausbrüchen des benachbarten Vulkans Kloet schwer gelitten hat. Ich fand bei der holländischen Ortsbehörde, dem Assistent-Residenten, allen wünschenswerten Beistand und machte in Begleitung des „Wedono“, d. i. des javanischen Dorfvorstandes des dem Kalkgebirge zunächst liegenden Dorfes Demangan und mit mehreren Koelis Exkursionen nach zwei Höhlen, deren eine am Rande, die andere etwas weiter einwärts am Abhange eines kleinen Taleinschnittes sich öffnet. Die Gegend ist auffällig verschieden von der spezifisch javanischen Landschaft. Die vulkanischen Erscheinungen, die reiche Vegetation und die dichte Bevölkerung der letzteren fehlen gänzlich in dem südlichen Kalkgebirge, dessen öde, fast nur mit Buschwerk bedeckte Höhen mir den Eindruck erweckten, als sei ich in eine mitteleuropäische Landschaft versetzt, womit auch die Formation der Höhlen ganz gut harmonierte. Die Gegend ist nicht nur unbewohnt, sondern wird auch selten jetzt von Menschen besucht, es sei denn um der Jagdzwecke willen, da Wildschweine reichlich vorhanden sind und auch Tiger noch häufig sein sollen.

Die Grabungen in den beiden Höhlen ergaben in dem Hauptpunkte ein negatives Resultat. Es wurde kein einziges primitives Artefakt, weder aus Stein noch aus Knochen gefunden; auch sonst ergab sich kein Anzeichen dafür, dass diese Höhlen Besiedelungsplätze einer älteren Menschheit gewesen seien. Wohl aber weisen die zahlreichen Scherben von Tongefässen darauf hin, dass namentlich die eine der Höhlen in neuerer Zeit öfter vom Menschen gelegentlich besucht worden ist. Von den Scherben gleichen viele den jetzt gebräuchlichen, auf Drehscheibe hergestellten Gefässen, andere Stücke, auf welchen kurze Striche eine Art Ornament darstellen, lassen sich nicht mit modernen Gefässen in Einklang bringen und mögen vielleicht älteren Datums sein. Es ist ja wohl möglich, dass die Höhlen bei den Kämpfen, welche im 14. und 15. Jahrhundert durch das Vordringen des Mohammedanismus gerade in dieser Gegend bedingt wurden, als Zufluchtsort gedient haben. Irgendwelche regelmässige Ablagerung wurde vermisst. Es zeigte sich vielmehr deutlich, dass die tropischen Regengüsse die Erde und den Schlamm am Höhleneingang vielfach durchwühlt und die Tonscherben zusammen mit Knochen wilder Tiere in einer Vertiefung des vom Eingang nach innen absteigenden Höhlenbodens abgelagert hatten. Die durchweg nur in kleinen Fragmenten erhaltenen Tierknochen bedürfen noch genauerer Bestimmung, doch bieten sie wenig Beachtenswertes, da sie mit der jetzigen Fauna übereinstimmen. Ausser einigen Resten von Wildschweinen sind viele der Reste auf Affen zu beziehen, von denen kleine Kieferstücke erhalten sind. Von menschlichen Resten fand ich ein einziges Stück und zwar die mediale Hälfte einer kräftigen linken Clavicula.

In der anderen Höhle fand ich nur wenige kleine, sehr einfache Scherben und in geringer Tiefe das Skelett eines Hundes, der nach der

Schmalheit und Kleinheit der Hirnkapsel, sowie nach den Fundumständen wohl als ein Vertreter der früher auf Java so sehr zahlreichen, jetzt aber in rapider Abnahme befindlichen Wildhunde (Canis rutilans) zu deuten ist. Ich werde dieses fast vollständige Skelett an Prof. Studer in Bern senden, der bereits an dem ihm überwiesenen Dingo-Material, wie ich aus seiner brieflichen Mitteilung erfahre, einige interessante Ergebnisse gewonnen hat.

Der Javanische Wildhund beansprucht ein besonderes Interesse für das Dingo-Problem, speziell die im Tenggergebirge Ost-Javas vorkommende Varietät, welche Kohlbrügge als Canis tenggerianus unterschieden und auf dessen Dingo-Ähnlichkeit Prof. Studer hingewiesen hat. Es war dies eines der Momente, welche mich zu einem Besuche des Tenggergebirges veranlassten. Der letztere Name ist eigentlich inkorrekt, es handelt sich nicht um ein besonderes Gebirge, sondern um einen Vulkan, in dessen älterem sehr grossen Krater sich mehrere neue Krater gebildet haben, unter denen der Bromo, teils durch seine Aktivität, teils durch seine religiöse Bedeutung für die „Tenggeresen“, einer der bekanntesten Krater Javas geworden ist. In hygienischer Hinsicht ist der „Tengger“ bedeutungsvoll durch seine sehr hoch (1800 *m* und 2000 *m*) gelegenen Sanatorien Tosari und Ngadiwono, die sich vortrefflich für Erholung von Malariakranken eignen. Ich fand dort Stärkung und Erfrischung nach den Strapazen und Entbehrungen meines Aufenthalts in dem Wüstenklima von Nordwest-Australien.

Der Tenggerhund ist leider in vollkommen reinblütigen Exemplaren seit kurzem nicht mehr vorhanden, aber selbst noch an den halbblütigen Tieren überraschte mich die Annäherung an den Dingo in Hautfarbe, Kopfform, den aufrechten Ohren und dem buschigen Schwanz. Das längere Haarkleid steht im Einklang mit dem rauhen Bergklima.

Ich möchte es vermeiden, auf die theoretische Bedeutung dieser Tatsache einzugehen, die jedenfalls im Zusammenhang mit anderen bei einem Lösungsversuche der so überaus schwierigen Probleme des australischen Hundes und der australischen Menschheit berücksichtigt werden muss.

Die Bewohner des Tenggergebirges werden vielfach als ein Stamm besonderer Rasse erwähnt, aber das ist gar nicht zutreffend. Sie stammen von Flüchtlingen ab, welche beim Vordringen des Mohammedanismus sich am Ende des 15. Jahrhunderts in das Hochgebirge retteten, um ihrer alten Religion treu zu bleiben, welche jetzt als ein Gemisch von Buddhismus und Heidentum sich darstellt und in der Verehrung des Kraters Bromo ihren eigentümlichsten Ausdruck findet.

Ich möchte an dieser Stelle kurz die Frage berühren, ob unter der jetzigen Bevölkerung Javas etwa Reste einer älteren Bevölkerungsschicht, oder einer „Urbevölkerung“ nachweisbar sind. Meine Nachforschungen in dieser Richtung sind ohne irgend ein positives Resultat geblieben. Man kann hier auf Java vielfach Gerüchte hören, die bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck der Erinnerung an eine früher bestehende, kulturell besonders niedere (nomadische) Bevölkerung erwecken könnten, welche nun sporadisch noch in Resten anzutreffen sei. Infolge mytho-

logischer Vorstellungen werden diesen vielfach als „Kalongs" bezeichneten Leuten in phantastischer Weise tierähnliche Abnormitäten angedichtet. Durch den Titel einer kurzen von A. B. Meyer[1]) verfassten Abhandlung ist der Name „Kalong" sogar in der wissenschaftlichen Welt bekannt geworden, doch bringt diese Publikation nichts Positives. Es wird darin die Photographie eines Kuli vom botanischen Garten in Buitenzorg reproduziert, welcher an eine „kraushaarige australierähnliche Urform" erinnern soll, aber ausser einer ziemlich starken Prognathie ist nichts besonderes an jenem Kopf zu sehen, dessen Haare übrigens ganz kurz geschnitten sind. Für die Frage einer Urbevölkerung Javas ergibt sich daraus gar nichts. Den Namen „Kalongen" tragen Dörfer oder Kampongs an zahlreichen verschiedenen Punkten Javas, auch habe ich wiederholt die bestimmte Auskunft erhalten, dass die javanischen Fürsten eine Art besonderer Kaste für Zimmermannsarbeiten sich hielten, welche Leute Kalongs genannt wurden. Das ist aber auch alles. Angenommen wirklich, die Kalongs hätten ursprünglich einer besonderen, den Javanern fremden Rasse angehört, so dürfte das heute nicht mehr zu ermitteln sein.[2]) Für alle Nachforschungen nach einer negroiden Urrasse auf Java ist der Umstand sehr misslich, dass in den Zeiten der holländischen Compagnie ganze Regimenter afrikanischer Neger auf Java verwendet wurden, deren Soldaten sich ansiedelten und mit der javanischen Bevölkerung mischten. Ich sah in Magelang eine Frau, welche einer solchen Blutmischung entstammte und welche bei Unkenntnis der Tatsachen ein recht schwierig zu lösendes anthropologisches Problem darstellen dürfte.

Beim heutigen Stande unserer Kenntnisse lässt sich über die ältere Vorgeschichte der javanischen Bevölkerung gar nichts aussagen. Wir müssen dieselbe daher völlig trennen von allen Erörterungen über den Pithecanthropus für den Fall, dass man letzteren als ein menschliches Wesen anerkennt.

Der Besuch der berühmten Fundstelle bei Trinil stand naturgemäss von vornherein auf dem Programm meiner Reise durch Java, wenn ich mir auch nichts Besonderes von einem kurzen Aufenthalt daselbst versprach. Ich hörte bereits bald nach meiner Landung auf Java, dass Frau Professor Selenka nach Java kommen werde, um die Ausgrabungen Eug. Dubois fortzusetzen. Ich hatte gehofft, vielleicht noch hier mit ihr zusammenzutreffen, aber das ist nun ausgeschlossen, da ich im Begriff stehe, die Insel zu verlassen und etwas Positives über die Zeit der Reise der Frau Prof. Selenka hier nicht zu erfahren ist.

Meine Absicht beim Besuch der Pithecanthropus-Fundstelle war, abgesehen von dem Wunsche der so wichtigen persönlichen Anschauungsbereicherung, die Frage zu prüfen, ob etwa eine Spur von primitiven Artefakten oder sonstigen Kulturresten im Ufergehänge des Bengawan-

1) A. B. Meyer, Die Kalongs auf Java. — Acta Leopold. 1877, Heft XIII.

2) Ich habe vereinzelt in allen Teilen Javas männliche Gesichtstypen angetroffen, welche durch breitere Nasenform mehr australoid aussehen, aber solche Leute hatten wieder nichts mit den Kalongen-Kampongs zu tun.

flusses zu finden sei, wofür ja nicht die Fundschicht allein in Betracht kam. Ob positiv, ob negativ dürfte das Ergebnis als einfache Tatsache bei den Diskussionen über den merkwürdigen Fund der Berücksichtigung wert sein.

Um zu der Fundstelle zu gelangen, verlässt man die Bahnlinie Soerakarta-Soerabaya bei der Station Paron und nimmt in der Ortschaft Ngawi sein Quartier, von wo man teils zu Wagen, teils zu Fuss in etwa anderthalb Stunden zu der grossen Biegung des Bengawanflusses gelangt, an welcher einige erbärmliche javanische Hütten das nun so berühmte Kampong „Trinil“ darstellen. Auf der Uferhöhe am Scheitel jener Flussbiegung, etwa 12 *m* über dem Wasserspiegel erhebt sich jetzt ein wohl einzigartiger Gedenkstein von der Form der gewöhnlichen Meilensteine, auf welchem die nur Eingeweihten verständliche Inschrift:

P. e.
175 *m*
←— O. N. O
1891/93

auf die Stelle am anderen Flussufer hinweisst, wo das Schädeldach des Pithecanthropus gefunden wurde. Zur Zeit meiner Anwesenheit im Januar war der Fluss infolge der Regen jener Jahreszeit hoch angeschwollen und die Duboissche Fundschicht war überflutet. Zum Fluss hin absteigend fand ich ungefähr einen Meter über dem jetzigen Wasserspiegel (somit etwa 2 *m* über der Pithecanthropusschicht in dem Ufergehänge einen Horizont, markiert durch weisse Muschelreste (Unio). Mit dem Hammer die unmittelbar darüber liegende Schicht lockernd, stiess ich auf Stücke von kleinem Hirschgeweih von fossiler Beschaffenheit. Ich gedachte hierbei der von Dubois entworfenen Rekonstruktion des Pithecanthropus und der Tatsache, dass Dubois jenem Wesen eine Art von primitivem Werkzeug aus Hirschgeweih in die Hand gegeben hat. Sollte ihn etwa irgend ein bestimmter Fund hierzu veranlasst haben?

Nach Ngawi zurückgekehrt, erbat ich mir vom Assistent-Residenten Begleitung und Beistand für Grabungen und schnitt an den folgenden Tagen mit Hilfe mehrerer Kulis in das Ufergehänge ein, um die durch die Muschelreste gekennzeichnete Schicht in grösserem Umfange freizulegen. Dabei stiess ich auf die fossilen Säugetierreste, welche an Hrn. Professor Branco übergeben werden sollen mit der Bitte einer genaueren Bestimmung derselben. Soviel ich sehe, scheinen Reste von Bos, Rhinozeros, Cervus dabei zu sein. Das interessanteste Stück ist wohl die Hälfte des Elefanten- (Stegodonten-) Femur, dessen Platymerie mir auffällig war

Ich weiss nicht, ob schon Fossilreste von dieser Stelle nach Berlin gekommen sind; ich möchte dieselben, wenn sie gewünscht werden, dem dortigen paläontologischen Museum überweisen.

Bezüglich der aufgeworfenen Frage nach Kulturresten bin ich für die untersuchte Schicht zu einem völlig negativen Resultate gelangt. Speziell die Hirschgeweihstücke liessen keine Spur einer künstlichen Einwirkung erkennen, auch fand ich gar nichts von primitiven Steinartefakten. Hieraus lassen sich freilich keine Schlüsse ziehen für die tiefer liegende Pithecanthropusschicht selbst; überhaupt ist die Verwertung dieses negativen Befundes durch den Umstand erschwert, dass jener Unio-Horizont offenbar den Grund eines der auch von Dubois beschriebenen

Süsswasserbecken darstellt, auf dessen Grund Kulturspuren anzutreffen selbst dann wenig Aussicht wäre, wenn bereits eine primitive Menschheit in der Nähe gehaust hätte. Für die allgemeine Beurteilung des Pithecanthropus-Fundes war es mir wichtig, zu ersehen, dass die Rolle des Bengawan-Flusses lediglich darin besteht, dass er einen Einschnitt in das Terrain hervorgebracht und einen der auf Java verhältnismässig seltenen Aufschlüsse tieferer Horizonte bewirkt hat. Die ausgedehnte Überlagerung der letzteren durch vulkanische bzw. fluviatile Ablagerungen und die Ausnutzung fast jeden benutzbaren Fleckchens Erde zu Kulturzwecken, besonders zur Anlage von Reisfeldern, machen hier auf Java das Vordringen zu den in der Tiefe verborgenen Fossilschätzen recht schwierig. Um so freudiger ist es zu begrüssen, wenn diese Aufgabe durch Frau Professor Selenka energisch in Angriff genommen wird.

Ich will hiermit meinen Bericht, soweit er Java betrifft, vorläufig schliessen und nur noch erwähnen, dass meine Tätigkeit in Batavia-Weltevreden einen mir unerwartet schnellen Abschluss fand durch die Erkrankung an Malaria-Fieber, dessen Keime ich wahrscheinlich schon einige Wochen zuvor in dem berüchtigten Fiebernest Tjilatjap an der Südküste Javas aufgenommen hatte.

Ich musste Weltevreden schnell verlassen und in dem hochgelegenen Sanatorium Selabatoe (Soekaboemi) mich durch Chinin und Ruhe kurieren.

II. Australien (Victoria, Südaustralien, Westaustralien).

Anschliessend will ich einen kurzen Bericht geben über meine australischen Fahrten von der Abreise von Sydney Anfang September bis zur Überfahrt nach Java Mitte Dezember.

Als ich am 2. September den Sydney-Hafen verliess, war mein nächstes Ziel Warrnambool in Victoria, wohin ich mich noch am Tage der Landung in Melbourne per Bahn begab. Mein Wunsch war, aus eigener Anschauung mir ein Urteil zu bilden über die viel diskutierten Spuren im Warrnambool-Sandstein. Meine Erwartungen waren sehr heruntergeschraubt infolge der gänzlich ablehnenden Urteile, welche ich von den ersten wissenschaftlichen Autoritäten Australiens über die „Menschenspuren“ gehört hatte. Mr. Etheridge, der Direktor des Sydney-Museums, meinte, als ich mich von ihm verabschiedete, es sei eine Verschwendung von Zeit und Geld, dass ich nach Warrnaambool ginge, und Prof. Balduin Spencer in Melbourne fragte mich spöttisch, weshalb wir uns in Deutschland überhaupt um diese Sache kümmerten. Beide Herren sind jedoch niemals selbst in Warrnambool gewesen, obwohl die Bahnfahrt von Melbourne dorthin nur acht Stunden beträgt.

Prof. Branco hat in seiner vortrefflichen rein sachlichen Begutachtung der Warrnambool-Spuren gesagt, dass es „dankenswerteste Aufgabe der betreffenden Kreise in Victoria wäre, alle diese Spuren zu sammeln“ usw. Ich musste mich leider nur zu schnell davon überzeugen, dass die betreffenden Kreise sehr wenig geneigt sind, der Wissenschaft einen solchen Dienst zu erweisen. An diesem Zustande ein wenig zu ändern, erschien mir als der Hauptzweck meines ersten Besuches in

Warrnambool, welchem, wenn ich es irgend einrichten kann, noch ein zweiter folgen soll. Wie man auch im einzelnen sich zur Deutung der Funde stellen mag, ward mir doch sofort bei der Prüfung der Warrnambool-Sandsteinbrüche klar, dass dieselben einer weit sorgfältigeren Untersuchung bedürfen, als bisher vorgenommen wurde. Kann es doch keinem Zweifel unterliegen, dass es sich hier um einen Fährten-Sandstein handelt, wie Branco mit Recht anerkennt und sich jedem ergeben muss, der die im Museum aufbewahrten Stücke, die Berichte zuverlässiger Personen, besonders des Entdeckers Archibald sowie seiner Angehörigen und die Aussagen der Arbeiter in den Steinbrüchen berücksichtigt (Fig. 1 u. 2).

Ganz abgesehen von der Frage, ob unter diesen Fährten auch Fussspuren des Menschen sich finden, sollte doch eine solche, sicherlich nicht moderne Sandsteinformation das Interesse der Paläontologen erwecken. Es scheint, als ob in diesem Falle die Deutung mehrerer Spuren als zum Menschen gehörig, der Teilnahme an der Auffindung und Aufbewahrung weiterer, auch der tierischen Spuren direkt schädlich gewesen sei. Mr. Archibald hat für seine Entdeckung nur Hohn und Spott, sowie für die unter grossen persönlichen pekuniären Opfern vorgenommene Gründung und Bereicherung des Warrnambool-Museums lediglich Undank geerntet. Er lebt[1]), durch seine trüben Erfahrungen geistig gebrochen und körperlich leidend, in einem Vororte Melbournes, wo ich ihn besucht habe.

Das kleine, aber manches Gute enthaltende Museum in Warrnambool befindet sich in einem arg vernachlässigten Zustande. Der jetzige Direktor Mac Dowell, der früher Wagenbauer war, besitzt keine seiner jetzigen Aufgabe entsprechende wissenschaftliche Bildung und ist durch Kränklichkeit behindert.

Für die Aufbewahrung von Tierfährten geschieht vom Museum aus nichts. Ich suchte den Bürgermeister der Stadt Mr. Mackay für die Angelegenheit zu interessieren. Ob aber dessen freundliches Versprechen, dass die Brüche bis zu meiner Wiederkehr überwacht und alles Wichtige aufgehoben werden solle, praktische Konsequenzen haben wird, ist mir, der ich die wissenschaftliche Gleichgültigkeit der Mehrzahl der australischen Kolonisten kenne, höchst zweifelhaft. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, dass bisher so wenig gerettet wurde, obwohl das häufige Vorkommen von Tierfährten seit mehr als 40 Jahren in Warrnambool allgemein bekannt ist und von allen Bruchbesitzern und Arbeitern zugegeben wird. Wenn man den letzteren Geldbelohnungen für die Anzeige neuer Funde versprechen würde, so wäre vielleicht einige Aussicht auf die Erhaltung solcher, obwohl die Besitzer der Steinbrüche die durch Anzeige von Funden entstehende Störung der Arbeit nicht gern sehen. Während meines Aufenthaltes visitierte ich fast täglich sämtliche in der Umgebung der Stadt befindliche Brüche, unter denen der durch das Museumsstück berühmt gewordene Kellasche Bruch nicht mehr in Betrieb ist.

Meine Bemühungen waren nicht umsonst. Es wurden beim Zerkleinern eines grösseren, schon vorher aus dem Bruch entfernten Blockes

---

1) In einer Publikation von Dr. Alsberg (Globus 1904) ist Mr. Archibald fälschlich als verstorben bezeichnet.

Fig. 1.

Warrnambool, Hallinals Steinbruch. Schichtung des Sandsteins und Neigung der Schichten.

Fig. 2.

Dieselbe Lokalität mit Blick auf die Schichtfläche.

Letztere zeigt links eine Tierfährte, über deren Zugehörigkeit ich noch kein endgültiges Urteil gewonnen habe; an der Natur der Eindrücke als Teil einer Fährte ist kein Zweifel. Dieser Befund fiel so sehr auf (1902), dass ein Photograph in Warrnambool denselben wenigstens im Bilde aufbewahrte, während von der Platte nichts erhalten wurde.

Teile der Fährte eines grossen, dreizehigen Vogels aufgefunden. Ein sehr gut erhaltenes Exemplar des Fusseindruckes (des Negativs) nahm ich an mich, ein weniger gutes, bei Herausnahme des Blockes lädiertes Stück dem Museum überlassend (Fig. 3).

Kurze Zeit darauf, beim Besuche des Museums in Adelaide erkannte ich, dass diese Spur dem australischen Riesenvogel zugehört, von welchem Skelettreste am Callabonna-See in Süd-Zentral-Australien zusammen mit den fossilen Knochen von Diprotodon aufgefunden worden sind, und zwar gelegentlich der Expedition des am Adelaide-Museum angestellten deutschen Zoologen Zietz.

Fig. 3.

Stereoskopische Aufnahme des von mir gefundenen und mitgenommenen Fussabdruckes von Genyornis Newtoni aus dem Warrnambool-Sandstein.

Prof. Stirling, der Direktor des Museums, hat die australische Riesenvogelform als Genyornis Newtoni beschrieben. Sie ist vom Neuseeländischen Dinornis wohl unterschieden, etwas kleiner als dieser, aber bedeutend grösser als der australische Emu. Form und Grösse der im Adelaide-Museum aufbewahrten Fussskelette vom Genyornis passen sehr wohl zu der Warrnambool-Fährte.

Bezüglich der Deutung der anderen Fährten sowie hinsichtlich der allgemeinen geologischen Verhältnisse des Warrnambool-Sandsteines möchte ich eine ausführlichere Erörterung aufsparen bis nach dem zweiten, von mir geplanten Besuche der betreffenden Stätte. Vielleicht werden meine Mahnungen doch bis dahin etwas neues Material zur Aufbewahrung gebracht haben. Ich will für jetzt nur einige tatsächliche Punkte hervorheben, die aus den früheren Darstellungen nicht zu ersehen sind und Prof. Brancos Bericht ergänzen.

Die Schichten des Sandsteins liegen nicht horizontal, sondern sind in einem Winkel von etwa 30° geneigt, sie fallen von Süden nach Norden und streichen in westöstlicher Richtung.

Es ist klar, dass die Schichtflächen horizontal lagen, als die Fährten auf sie eingedrückt wurden und dass die Aufrichtung derselben mit dem Absinken des betreffenden Gebietes zusammenfiel, da der von Professor

Branco erwähnte Kalkstein[1]) „zuoberst mit marinen Muscheln" diskordant dem Sandstein aufliegt.

Ich fand hier die Meinung, auch bei Mr. Archibald, dass es sich um eine Dünenbildung handle und dass die jetzige Neigung der Schichtflächen der Stellung derselben entspräche, in welcher die Fährten (wohl nach Anfeuchtung durch Regen) eingedrückt seien, aber diese Vorstellung ist ja ganz unmöglich.[2]) Mir erscheint es gegenwärtig als das wahrscheinlichste, dass eine fast ebene Strandfläche vorlag, ähnlich wie man sie heute an den Küsten Westaustraliens auf weite Strecke hin bei Ebbe frei werden sieht, und dass die betreffende Strandpartie allmählich unter dem Meeresniveau versank, wobei die in Ebbezeiten gebildeten Spuren vom Foraminiferensand überdeckt wurden.

Der alsdann folgende Einbruch der betreffenden Küstenpartie hängt wahrscheinlich mit den intensiven vulkanischen Erscheinungen zusammen, welche jene Gegend Victorias noch heute charakterisieren, ebenso das eminente Aufsteigen des Landes. In welche geologische Periode diese vulkanische Aktivität fällt, ist vorläufig nicht zu entscheiden, da die Geologie des Tertiärs[3]) in Australien heutzutage weder paläontologisch

---

1) Dieser Kalkstein bedarf noch genauerer Untersuchung. Ich hatte erwartet, ihn überall über dem Sandstein der Brüche anzutreffen, fand ihn aber nicht kontinuierlich.

2) Wäre die Steilheit von 30° ursprünglich, so müssten doch die Fährten eine Abweichung nach der Seite des Abhangs zeigen — wovon keine Spur!

3) Die Unklarheit der australischen Geologen über das Tertiär ihres Kontinents ist ein Haupthindernis der Erkenntnis der Schicksale Australiens seit der Kreidezeit und beraubt jede Erörterung über das Alter des Menschen in Australien der Basis. Erst ganz neuerdings werden überhaupt erst Versuche gemacht (wie durch Spencer und Hall, Melbourne), die Frage nach den Äquivalenten des europäischen Tertiärs in Australien aufzuwerfen. Der bisherige gänzliche Mangel jeglicher Gliederung des australischen Tertiärs offenbart sich durch nichts so klar, als durch die Bezeichnung „postpliocän". Die australischen Gelehrten nehmen diesen Ausdruck keineswegs in dem strengen Sinn, in welchem er natürlich in deutsche Publikationen übernommen wird. In Australien wird alles als postpliocän bezeichnet, wovon man nicht weiss, wo es hin gehört und was später als Kreidezeit datiert wird. Würde man den Ausdruck wörtlich akzeptieren, dann wäre unter dem ungeheueren Material fossiler Marsupialier vom australischen Kontinent kein einziges richtig tertiäres Stück, als ob während des europäischen Tertiärs Australien von Tieren unbewohnt gewesen wäre und dann, unserem Diluvium entsprechend, explosionsartig die enorme Reichhaltigkeit der verschiedenen Marsupialformen von Mäuse- bis Elefantengrösse erschienen wäre. Zu welcher anderen Zeit, als in unserem Eocän und Miocän soll denn die mit den Placentaliern konvergent verlaufende Spezialisierung der Marsupialier stattgefunden haben? Wir kennen die Ausgangsform der Marsupialier wohl. Besonders Bensleys (Linn. Soc. of London 1903, „On the evolution of the Austral. Marsupials etc.) Studien haben die schon von Dello erkannte Rückführung aller Marsupialier auf eine mit Greiffuss versehene opossumartige Urform dargetan, die nach Hills Entdeckungen an Perameles wohl den Placentaliern nahestand. Das im weiteren Verlauf meines Berichts erwähnte eocäne Marsupialfossil Wynyardia bassiana Spencer gleicht einer Zwischenform von Phalangista und Dasyurus. Wenn dieses Wesen eocän ist, dann sollen alle Fossilreste vom australischen Kontinent postpliocän = diluvial sein? Das Widersinnige solcher Auffassung ist, obwohl doch klar zutage liegend, bisher nicht betont worden. Die Schwierigkeiten der Gliederung des australischen Tertiärs werden vielleicht unüberwindlich sein, weil die dauernde Festlandsnatur so weiter Gebiete uns die in Europa bestehenden Horizontmarkierungen vermissen lässt, aber der unsinnige und geradezu irreleitende Ausdruck „postpliocän" sollte doch schon jetzt verschwinden und einfach durch „tertiär" ersetzt werden.

noch stratigraphisch genügend erforscht ist; es muss mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass noch bis in eine relativ neue Zeit Niveauverschiebungen stattgefunden haben. Dass die vulkanischen Kräfte auch heute noch nicht ruhen, geht aus den Erdbeben hervor, welche sich in Warrnambool bemerkbar machen, vor zwei Jahren in solcher Heftigkeit, dass Häuser beschädigt wurden.

Ich habe auf Exkursionen einige der noch in ihren Formen sehr gut erhaltenen Krater kennen gelernt, besonders den mächtigen Ringwall „Tower hill“, dessen Inneres von Wasser ausgefüllt ist, aus welchem mehrere zentrale Eruptionskegel aufragen.

Fig. 4.

Stereoskopisches Bild des Museums-Stückes mit den als menschlich diskutierten Eindrücken. (Fig. 3 und 4 eigene Aufnahme.)

Für die Diskussion über die menschliche Natur der so viel umstrittenen Fusseindrücke mag die Überlegung wichtig werden, dass die gegenwärtige Erhebung der betreffenden Fundstelle über dem Meer für die geologische Altersfrage nicht verwertet werden kann, erstens mit Rücksicht auf die vulkanischen Erscheinungen, welche auch eine neuere Erhebung des betreffenden Terrains bedingt haben können, und zweitens mit Rücksicht auf die Schrägstellung der Schichten. Der Mangel an Einschlüssen in dem Sandstein erschwert weiterhin das Urteil über das Alter.

Nur eine Parallelisierung mit anderen Ablagerungen auf Grund von gemeinsamen Tierformen kann eine Klärung bringen, und in dieser Hinsicht kann vielleicht die Auffindung des Genyornis-Fusseindruckes wichtig werden, da dieser Vogel offenbar weiter nördlich mit Diprotodon gleichzeitig lebte.

Über die menschliche Natur der vieldiskutierten Fusseindrücke würden wahrscheinlich weniger Zweifel bestehen, wenn nicht so unverantwortliche Versäumnisse bezüglich der Aufbewahrung ähnlicher Platten, wie der im Museum befindlichen, zu verzeichnen wären (Fig. 4). Man darf dieses Versäumnis nicht als eine Schuld Mr. Archibalds auffassen, denn es ist begreiflich, dass dieser die Lust verlor zu der kostspieligen Bergung solcher Platten, nachdem er durch die erste derselben nur Ärger geerntet hatte und da er gar keine Unterstützung fand.

Nach den in Warrnambool eingezogenen Erkundigungen, besonders auch nach den Mitteilungen, die mir die für den kranken Vater das Wort führende, sehr intelligente Tochter Mr. Archibalds machte — sie konnte aus der Erinnerung noch die Stellung der Spuren zueinander auf einer der Platten aufskizzieren —, kann ich nicht zweifeln, dass das Museumsstück eben nur ein Specimen ist von einer ganzen Anzahl.

Bei der Begutachtung dieses allein geretteten Stückes scheint es mir angebracht, zwischen den Fusseindrücken und den angeblichen Gesässspuren schärfer zu sondern, als bisher. Auch für den Fall, dass letztere gar nicht die ihnen zugeschriebene Bedeutung haben, bleibt doch diejenige der Fussspur bestehen. Mit Branco halte ich die für die menschliche Natur der letzteren sprechenden Momente für schwerer wiegend, als die Gegengründe. Das Bedenken Brancos bezüglich der Schmalheit der Fusseindrücke kann ich etwas abschwächen infolge der Untersuchung der jetzigen Australier. Diese haben allgemein schmale Füsse mit guter Wölbung, und eine Ballenbreite von 80 *mm* ist bei weiblichen Individuen nichts Ungewöhnliches. Die Vorstellung, dass ein Wilder „breite Hände und ausgetretene breite Füsse haben müsse“, trifft für die Australier gar nicht zu. Auch ihre Hände sind schmal, die der Frauen sehr grazil. Ich finde die Füsse der Javanen viel mehr nach vorn verbreitert und die erste Zehe mehr nach innen abstehend als bei den Australiern.

Dass die Einzelheiten des Fussreliefs, besonders die Zehen nicht gut erhalten sind, halte ich für nicht sehr belangreich. In feuchtem Sande kann das durch das Auftreten hervorgepresste Wasser die scharfen Umrisse verwischen, wie ich das öfter in Nord-Queensland, die frischen Spuren Eingeborener beobachtend, wahrnahm. Am rechten Fuss glaube ich am Original die Spur der ersten Zehe doch unterscheiden zu können.

Falls die anderen Vertiefungen wirklich von menschlichen Gesässen herrühren sollten, so mögen sie von Individuen herrühren, welche der Fussspur den Rücken zuwendeten und die, wie es die heutigen Australier oft tun, die Beine ausgestreckt auf dem Boden sassen.

Alle Versuche, die „Fuss“- und eine der Gesässspuren von einem Individuum herzuleiten, sind vergeblich und auch gar nicht erforderlich. Sie sind unvereinbar mit der Hockstellung. Der Sandstein ist ein zartes Material, und es ist kein Wunder, dass manches Detail verloren gegangen ist, da die Platte nicht mit einer konservierenden Flüssigkeit durchtränkt wurde. Das Abnehmen des Gipsabgusses soll für das Original nicht gerade vorteilhaft gewesen sein. —

Von den mancherlei theoretischen Bedenken, die gegen die mensch-

liche Deutung der Spuren erhoben wurden, möchte ich hier eines entkräften, welches bei der Vorlage des Gypsabgusses in der Frankfurter anthropologischen Gesellschaft von Hrn. Hofrat B. Hagen geäussert wurde, nämlich dass die damaligen Eingeborenen wohl schon aus hygienischen Rücksichten schwerlich die Küste aufgesucht haben würden. Die Küsten sind für die jetzigen Australier gerade ein Hauptaufenthaltsort und die Nordwest-Australier z. B. benutzen die Ebbezeit, um weithinaus zu wandern; es werden auf diese Weise von den jeglicher Schiffahrt unkundigen Küstenstämmen sogar nahe Inseln erreicht, wie die durch ihre Felseneinritzungen bekannten Depuch-Inseln bei Cossak.

Auch in der Gegend von Warrnambool haben die Eingeborenen bis zu dem rapiden Niedergang seit Ankunft der Kolonisten die Küstengegend bevölkert. Der Name Warrnambool, richtiger Warrambool, bedeutet „am Wasser" (Warra = Wasser = Yarra, dem Flusse Melbournes) und bezeichnet ursprünglich einen unweit der heutigen Stadt gelegenen Vulkankegel. Längs der Küste, besonders in westlicher Richtung gegen Port Fairy hin, findet man noch die Spuren der alten Kampansiedelungen. Auch die Begräbnisplätze sollen in der alten Zeit nahe dem Meeresufer sich befunden haben. Wie ich auf mehreren Exkursionen wahrnahm, werden noch heute durch den Wind im Dünensande die Reste alter Muschelhaufen, zahlreiche als Artefakte benutzte Steinsplitter, auch zugespitzte Knochen gefunden, auch auf isolierte Zähne stiess ich zwischen diesen primitiven Kulturresten, und an einer Stelle hatte der sehr heftig wehende[1]) Sturm die Bruchstücke eines Schädels mit einem Teil der zugehörigen Skelettstücke aufgedeckt.

Heutzutage sind die Eingeborenen des Warrnambool-Distriktes auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen. Etwa ein Dutzend, worunter mehr Halb- als Vollblut, wohnen einige Meilen von Warrnambool in elenden Hütten auf einem von der Regierung überlassenen Terrain, das aber ausser Kaninchen keine Jagdbeute liefert. Tatsächlich führen diese letzten der alten Herren des Landes eine Bettlerexistenz.

Die Eingeborenen von Victoria sind ausserhalb Australiens besser als die der anderen Gebiete bekannt geworden durch das schöne Werk von Brough-Smith. Im Unterschied von allen anderen Teilen Australiens ist es in Victoria niemals zu blutigen Reibereien zwischen den Eingeborenen und den Kolonisten gekommen. Trotzdem ist die Zahl der Ureinwohner heute bis auf etwa 300 gesunken, die in dem ausgezeichneten deutschen Missionar Reverend Hagenauer einen trefflichen Protektor haben. (Ich machte seine persönliche Bekanntschaft in Melbourne.)

In Melbourne hielt ich mich nur kurz auf und besichtigte noch einmal die von Spencer und Gillen gesammelten zentralaustralischen Ethnographica. Die in Prof. Spencers Institut und von ihm beschriebenen Skelettreste des in Nord-Tasmanien gefundenen eocänen Marsupialiers Wynyardia bassiana hatte ich schon früher gesehen, noch

1) Warrnambool hat ein ziemlich kühles, im Winter sogar rauhes Klima. Infolge der oft sehr starken Küstenwinde mag wohl die Meinung entstanden sein, dass die Sandsteinformation äolischen Ursprungs sei!

eingeschlossen in der Gesteinsmasse; neuerdings sind sie herauspräpariert worden und es werden Gipsabgüsse davon hergestellt.

Prof. Spencer hat von dem Schädel der letzten Tasmanierin Truganini, dessen Original sich im Museum Hobart befindet, einen Abguss herstellen lassen, der gewiss auch in Deutschland manchem erwünscht sein wird.

Beim deutschen Konsul Hrn. Brahe sah ich einige kleine, sehr fein ausgeführte kolorierte Porträtskizzen von Tasmaniern aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Bei dem geringen Material an bildlichen Darstellungen der Eingeborenen Tasmaniens sollte die Reproduktion dieser künstlerischen Skizzen veranlasst werden.

Durch Sir John Forrest, den bekannten Explorer und Staatsmann, erhielt ich ein wichtiges Empfehlungsschreiben an die Regierung von Westaustralien.

In Adelaide traf ich am 18. September ein. Ich fand dort ein sehr freundliches Entgegenkommen von einer Anzahl von Herren, welche mir mit Rat und Tat behilflich waren zur Erlangung von manchem wertvollen Stück. Ich nenne hier Prof. Watson, Dr. Ramsay Smith, Dr. Johnson, Veterinärarzt Desmond, Dr. Rogers, Dr. von Lukewitz, die Herren vom Museum, Prof. Stirling und Zietz, ferner den deutschen Konsul, Hrn. Mücke.

Im Museum interessierten mich besonders die grossartigen Reste von Dipretodon, welche Hr. Zietz von der Expedition zum Callabonna-See mitgebracht hatte. Dieselben gestatten nun wirklich eine Rekonstruktion dieses sonderbaren Riesenbeutlers, dessen nähere verwandtschaftliche Beziehungen zum Phascolomys immer deutlicher hervortreten.[1])

Von fast allen Teilen von Diprotodon sind nun bereits Abgüsse hergestellt und durch Tausch oder Kauf zu beziehen. Über Genyornis habe ich schon berichtet.

Ich hoffe noch einmal nach Adelaide zu kommen, da dort noch so viel für meine Interessen wichtiges Material zu untersuchen bleibt. Diesmal kürzte ich meinen Aufenthalt möglichst, um noch in günstiger Jahreszeit nach Westaustralien zu kommen.

Zur Fahrt dorthin wählte ich ein Schiff, welches in Südwestaustralien die Stadt Albany am King Georgs Sound anläuft, eine Gegend, welche in allen älteren Darstellungen über die Eingeborenen Australiens eine wichtige Rolle spielt. Ich wollte wenigstens einen Blick werfen auf diese landschaftlich schöne, aber wirtschaftlich noch sehr rückständige Gegend der Kolonie Westaustraliens. Leider fand ich bestätigt, was ich schon zuvor gehört hatte, dass von den Eingeborenen nichts mehr beim Besuch der Stadt Albany zu sehen ist. Sie sind tatsächlich ausgerottet, hauptsächlich infolge einiger Epidemien von Windpocken, welche eine merkwürdig verheerende Wirkung auf die Eingeborenen ausüben. Einige zersprengte Reste der schwarzen Bevölkerung sollen noch nördlich vom Ab-

---

1) Es sind auch Abdrücke der Fusssohlenhaut im Schlamm gefunden worden, welche eine warzige Beschaffenheit ganz wie Phascolomys zeigen.

hang hausen, einen Mann aus dieser Gegend habe ich später in Westaustralien auf der Insel Rottnest untersucht. —

Am 1. Oktober nachmittags kam diese Insel in Sicht als Wahrzeichen des Hafens von Fremantle, wo ich ein und ein halbes Jahr zuvor zuerst den Bodens Australiens betreten hatte.

In Perth, der Hauptstadt Westaustraliens, fand ich in den Kreisen der Presse und der Regierung eine bedeutende Erregung der Gemüter bezüglich der Eingeborenenfrage, hervorgerufen durch den Bericht, welchen mein Freund Dr. Roth im Auftrage der Regierung über die Behandlung der Eingeborenen in Westaustralien gegeben hat. Bekanntlich hat Roth darin sehr schwere Anklagen gegen die Kolonisten erhoben, über deren Berechtigung oder Übertreibung ich überall heftige Diskussionen hören konnte.

Natürlich wurde in Perth durch die in Australien sehr eifrige Presse der Versuch gemacht, mich in diese Angelegenheit hineinzuziehen, und ich musste erst den Argwohn zerstreuen, dass sich hinter meinen wissenschaftlichen Zwecken Spionageabsichten bezüglich des Schicksals der armen Eingeborenen verbergen könnten. Es gelang mir, solchen Verdacht gänzlich abzuweisen und auf Grund des Schreibens von Sir John Forrest und durch Vermittlung des stets hilfsbereiten deutschen Konsuls Ratazzi in persönliche Beziehung zu den leitenden Männern, dem Premier Rason und dem Colonial Secretary Kingsmill, zu gelangen, welche mich in jeder Weise förderten. Für zunächst erbat und erhielt ich die Erlaubnis zu einem Aufenthalt auf der Insel Rottnest, welche Privatpersonen nur für wenige Stunden betreten dürfen. Auf dieser idyllisch schönen Insel, deren weisse, durch dunkle Bäume schimmernde Bauten an Italien erinnern, befindet sich der Sommersitz des Generalgouverneurs, eine Leuchtturmstation[1]) und ein Gefängnis, in welchem früher eine grosse Anzahl (über 100 gleichzeitig) von eingeborenen Sträflingen aus allen Teilen Westaustraliens untergebracht waren; jetzt ist die Zahl derselben auf 16 gesunken. Ich traf hier (wie oben erwähnt) einen der Albany-Leute und einige der letzten vom Swan-River-tribe, der einst die Gegend des heutigen Perth bewohnte. Die Gefangenen werden gut behandelt, tragen keine Ketten und dürfen Sonntags frei auf der Insel umherstreifen, die kleinen Känguruhs speerend, nach welchen die Insel durch die holländischen Seefahrer des XVII. Jahrhunderts den Namen „Rattennest“ erhielt. Ausser der körperlichen Untersuchung der Gefangenen hatte mich die Hoffnung, dort Skelette zu erlangen, zum Besuch der Insel veranlasst auf Grund von Informationen, dass dort Hunderte von gestorbenen und gehenkten Schwarzen vergraben seien. Die Tatsache ist richtig, aber die Schwierigkeiten, die Gräber zu finden und zu öffnen, waren leider sehr gross. Die meisten liegen dicht an der Mauer des Gefängnisses eingescharrt, aber jegliche Markierung fehlt. Weder die Gefangenen noch

---

1) Ich wohnte bei demselben Leuchtturmwächter, in dessen engen Räumen kurz vorher Prof. Michaelsen von Hamburg gehaust hatte gelegentlich seiner zoologischen Exkursion auf die Insel. Ich traf ihn und Hrn. Dr. Hartmeier später in Fremantle.

der Gefängnisvorsteher durften von dem Suchen nach Skeletten etwas bemerken.[1])

Ich musste also nachts auf gut Glück an verschiedenen Stellen den Boden umwühlen. Ein alter pensionierter Gefängnisbeamter, den ich durch geeignete Mittel für die Wissenschaft gewonnen hatte, musste die Stellen ungefähr angeben, wo er aus der Erinnerung vermutete, dass Schwarze, die vor etwa 12 Jahren unter seiner Aufsicht gehenkt worden waren, vergraben seien. Dennoch war viel Arbeit und Mühe umsonst und die Ausbeute bestand lediglich in zwei Skeletten, von denen das eine eines alten Kerls vom Murchison-River (Zentral-Westaustralien) mir allerdings wichtig genug ist.

In Perth wurde ich durch die Herren der Regierung mit dem katholischen Bischof Mr. Gibney bekannt gemacht, unter dessen Oberleitung die wenigen Missionsstationen stehen, in welchen ursprünglich spanische Geistliche die Wilden Westaustraliens zum Christentum zu bekehren suchten. Eine derselben, „New Norcia", liegt im Süden, eine andere befindet sich im Norden unweit der Ortschaft Broome. Zufällig war der Vorstand letzterer Station an der Beagle-Bay gerade in Perth anwesend. Die persönliche Bekanntschaft, die ich so mit diesem Hrn. „Father Walter", einem geborenen Würzburger, anknüpfen konnte, wurde bestimmend für meine Pläne in Nordwest-Australien und gestaltete sich sehr nutzbringend.

Eine interessante Bekanntschaft war ferner die mit Mr. Brockmann, dem Leiter der in den letzten Jahren im Auftrage der Regierung unternommenen Expeditionen zur Erforschung des auch heute noch längst nicht vollkommen explorierten Kimberley-Distriktes im äussersten Nordwesten. Mr. Brockmann entdeckte weit landeinwärts jene sonderbaren Felsengemälde bekleideter Menschenfiguren, welche Grey[2]) in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zuerst an der Küste gesehen und als Werke schiffbrüchiger Europäer gedeutet hatte. Mit solchen hängen sie auch sicher zusammen, jedoch mehr indirekt, da die weit landeinwärts wohnenden Eingeborenenhorden diese Bilder an den Begräbnisplätzen ihrer Toten anfertigen nach einem gewissen Stil und Schema, welches sie wahrscheinlich von ihren Vorfahren übernommen haben, die möglicherweise vor ein oder zwei Jahrhunderten (oder länger zuvor) mit schiffbrüchigen Europäern bekannt wurden.

Das Museum in Perth enthält die von Mr. Brockmann mitgebrachten Ethnographica, im übrigen ist es recht arm hinsichtlich der Kultur und der Schädel von westaustralischen Eingeborenen.

Wissenschaftliche Bestrebungen sind in der jungen, aber riesigen Kolonie Westaustralien noch dünner gesät, als die weisse Bevölkerung, welche von praktischen Motiven, vor allem der Sucht nach Gold, gelenkt wird.

---

1) Von der Regierung aus hatte ich keine offizielle Erlaubnis zum Öffnen der Gräber erlangen können, man hatte mir aber anheimgestellt, zu versuchen, was ich heimlich ausrichten könne.

2) G. Grey. Journals of two expeditions of discovery in Northwest and Western Australia 1837, 38, 39. London 1841. Vol. I u. II.

Am 19. Oktober trat ich die Schiffsreise nach Norden an. Geraldton ist die letzte einigermassen grössere Niederlassung, nördlich davon wird die Küste entsetzlich öde, der Wüstencharakter der zentralen Gegend erstreckt sich zum Meer, und man begreift kaum, dass Europäer in den Plätzen Carnarvon[1]), Onslow, Cossak, Port Hedland existieren können. Dennoch streben alle diese kleinen Niederlassungen empor als Eingangspforten zu den zentralen Minendistrikten und den Viehzuchtstationen. Die gesamte weisse Bevölkerung von Nordwest-Australien wird jetzt auf etwa 50 000 geschätzt, was in Anbetracht der gewaltig ausgedehnten Gebiete noch recht wenig bedeutet. Die schwarze Bevölkerung ist im entsprechenden Masse zahlreicher vertreten, als die weisse zurücktritt.

Die Kolonisten sind im „Nordwest“ vielfach auf die Arbeitskraft der Schwarzen angewiesen, die sie mehr oder weniger ausnutzen. Darin liegt ein grosser Unterschied gegenüber Queensland, wo die Schwarzen überhaupt nicht zur Arbeit herangezogen werden dürfen und darin auch der Grund dafür, dass die Schwarzen Nordwest-Australiens es in mancher Beziehung besser, in vieler aber auch schlechter haben als ihre Stammesbrüder im Osten. Die intensivere Berührung zwischen Weissen und Schwarzen führt zu viel mehr Schwierigkeiten und Reibereien und das Gesamtresultat ist schliesslich dasselbe wie überall in Australien: es geht rapide abwärts mit den Eingeborenen, die sich nur in den von den Kolonisten heute noch verschmähten Gegenden längere Zeit halten werden.

Die hier landläufige Annahme, dass etwa 40 Jahre genügen, nach der ersten Berührung mit Europäern, um die Schwarzen auf den Aussterbeetat zu setzen, hat viel für sich; alsdann ist jener Zustand erreicht, wo die Zahl der Kinder minimal wird. Das Hauptmoment für die Vernichtung der Schwarzen bleibt stets die Benutzung der schwarzen Frauen durch die Kolonisten und auch durch die jetzt im Dienst der Perlfischerei in grossen Mengen nach dem Nordwesten kommenden Malayen.

Wie gross die Zahl der Schwarzen noch heutzutage in Nordwest-Australien sein mag, lässt sich absolut nicht angeben. Nirgends werden sie in grossen Mengen beisammen getroffen, bei Explorationen sind weite Gebiete durchzogen worden, ohne dass ein einziger Eingeborener sichtbar wurde. Dennoch müssen die über ein enormes Gebiet zerstreuten kleinen Horden in ihrer Gesamtheit eine beträchtliche Zahl ergeben, die mit 20 000 wohl noch zu klein angenommen ist. Viele derselben sind noch sehr wenig mit Europäern in Berührung gekommen und es hat den Anschein, als ob im äussersten Nordwest zwischen Derby und Wyndham manche Tribes sich instinktiv vor dem Europäer zurückziehen oder ihm direkt feindlich begegnen, was man in der Tat nur zu begreiflich finden muss.

Der dunkelste Punkt in den Beziehungen zwischen den Kolonisten und den Eingeborenen sind die Gefängnisse in Roeburne, Broome und Wyndham, in denen die Schwarzen fast ausschliesslich wegen des sehr verzeihlichen „Verbrechens“, dass sie Rinder gespeert haben, an Ketten gelegt werden. Diese Beschuldigung ist aber sicherlich in vielen Fällen

1) Über einen interessanten Korrobori bei Carnarvon siehe weiter unten.

gar nicht einmal zutreffend, oder aber ein ganzer Stamm muss für das Vergehen eines einzelnen büssen. Bei der Unmöglichkeit sprachlicher Verständigung und der kindlichen Dummheit der Schwarzen vereinfachen die weissen Polizisten das Verfahren einer Strafexpedition und nehmen in einem Gebiet, wo Rinder gespeert worden sind, den ersten besten Haufen von Schwarzen mit, den sie treffen; da sie pro Mann und Tag bestimmte Verpflegungsgelder erhalten, so sind sie interessiert, möglichst viele einzuliefern. Die Übelstände, die Roth darin aufgedeckt hat, sind nicht wegzuleugnen. Seinen Bemühungen ist es zu danken, dass die armen Gefangenen jetzt wenigstens nicht mehr am Hals, sondern am Handgelenk angekettet werden.

In Roeburne (bei Cossak) fand ich Gelegenheit, ein solches Gefängnis und seine Insassen genauer kennen zu lernen, deren Los ein viel härteres ist als auf der Insel Rottnest. Die Mehrzahl der etwa 60 Gefangenen stammte weit vom Norden her aus den neu erschlossenen Kimberley-Goldfeldern und vom Fitzroy-River hinter Derby. Der Transport aus diesen Gegenden nimmt Wochen in Anspruch, ebenso die Rückbeförderung nach Ablauf der Strafzeit. Die meisten sind stattliche Leute von 1,65 bis 1,75 *m* und mehr Körperhöhe. Sie lieferten mir ein interessantes und geduldiges Untersuchungsmaterial. Hinter den dicken Mauern in der Gefängniszelle, in welcher ich arbeitete, war der einzige erträgliche Aufenthaltsort in dem abscheulichen Roeburne. An dem eisenhaltigen Gestein der baumlosen niederen Hügel, zwischen denen die paar Häuser liegen, wird die Glut der erbarmungslosen Sonne derart wiedergestrahlt, dass eine Backofenatmosphäre entsteht, die selbst nachts nur langsam weicht. Einige Monate später soll es geradezu unerträglich werden, und die Versetzung eines Beamten nach dieser Gegend (immer nur für einige Jahre) gilt als eine Art Strafe. Dazu kommen Zyklone, die gerade diesen Teil der Küste zeitweise so heftig heimsuchen, dass nur die schon speziell hierfür äusserst massiv gebauten Regierungsgebäude widerstehen.

Ich war froh, als das nächste Schiff von Süden heraufkam. Ich traf auf demselben den mir von Perth her schon bekannten australischen Geologen Mr. Jack, der mit Etheridge zusammen die Geologie und Paläontologie bearbeitet hat und sich jetzt zu einer Explorationsfahrt im Minengebiet des Nordens anschickte.

In dem Hafen von Port Hedland musste das Schiff infolge der komplizierten Ebbe- und Flutverhältnisse, deren Schwankungen über 30 Fuss betragen, länger als geplant liegen bleiben. Ich benutzte den Aufenthalt zum Studium von Felseneinritzungen, welche sich ganz dicht bei der Küste auf einem sehr niedrigen Kalksteinrücken in grosser Menge befinden, auf eine Strecke von mehreren Kilometern landeinwärts verfolgbar. Sie sind äusserst roh und grossenteils verwittert. Dargestellt sind hauptsächlich Schlangen, auch Schildkröten und Fische, ferner Bumerangs, Speere, Schilde; menschliche Figuren sind nur in sehr kleiner Zahl vertreten. Das Ganze erscheint wie ein schwacher Abglanz der grossartigen Leistungen, durch welche sich die alten Bewohner der Gegend von Sydney auf den Felsen verewigt haben.

Am 9. November lief das Schiff in die Roebuckbay ein und legte an der zwei englische Meilen langen Landungsbrücke von Broome an. Zum erstenmal seit Geraldton werden hier wieder Bäume am Ufer sichtbar, niedrige Eucalypten, die wenigstens das Auge erfreuen, wenn sie auch wenig Schatten geben.

Broome ist der grösste Ort im Nordwesten Australiens und hat ungefähr 300 europäische Einwohner. Zahlreicher sind die „Malayen“ vom Archipel und sogar von den Philippinen, welche die Bemannung der 500 kleine Segelboote zählenden Perlfischerflotille bilden. Die Eingeborenen bilden hier ein wirkliches Element der Bevölkerung des Ortes, in dessen Umgebung sie rings ihre elenden Camps haben.

Ich fand hier den „Father Walther“ wieder und fand durch ihn sowie durch zwei andere katholische Missionare wertvolle Unterstützung. Der eine derselben, „Father Nicolas“, ein Spanier, hatte vor 12 Jahren die Missionsstation an der Beagle-Bay gegründet und konnte mir manche interessante Mitteilungen über die ersten Berührungen zwischen den Eingeborenen und den Europäern machen; da er sich wirklich liebevoll der armen Schwarzen annimmt, so übt er einen grossen Einfluss auf dieselben aus und konnte mir bei meinen Studien und ethnographischen Sammlungen wichtige Dienste leisten. Der andere, „Father Bischoff“, ein junger Rheinländer von Geburt, hat jetzt die Leitung der Beaglebay-Station hauptsächlich in Händen, wobei er von einer Anzahl von Laienbrüdern, die sämtlich Deutsche sind, unterstützt wird. Mit Hrn. Bischoff zusammen unternahm ich die Fahrt nach der Beaglebay in dem kleinen 14 Tons messenden Missions-Segelschiff.

Bei günstigem Winde wurde die etwa 90 englische Meilen betragende Strecke in 30 Stunden zurückgelegt. Die grosse Differenz von Ebbe und Flut bedingen für Einschiffung und Landung in diesen Gewässern manche, bisweilen recht interessante Schwierigkeiten. Die Station liegt nicht an der Küste, sondern 8 engl. Meilen landeinwärts inmitten des lichten Eucalyptusbusches. Unweit des Hauses befindet sich das Camp, in dessen aus Eucalyptus-Zweigen und Rinde hergestellten Rundhütten eine durchschnittlich 100—150 Köpfe zählende Bevölkerung haust, die aber ihren Bestand rasch wechselt. Die Missionare haben nämlich klugerweise den Eingeborenen die Bewegungsfreiheit gelassen, die eine so notwendige Existenzbedingung für sie bildet. Das ganze benachbarte Gebiet in weitem Umkreis ist von der Regierung den Eingeborenen als „Reserve“ überlassen. Die Missionare haben keinen Bodenbesitz. Sie üben keinen Zwang auf die Eingeborenen aus und haben das Bestreben, denselben möglichst die alten Sitten, Gebräuche, Sprache und Waffen zu belassen. Darin gehen sie viel klüger und humaner vor als ihre Missionskollegen von der Church of England in Nord-Queensland, deren Station Jarrabah bei Cairns von den Schwarzen gefürchtet ist. Ich finde auch, dass die katholischen Missionare im Westen in der Behandlung der Eingeborenen geschickter und erfolgreicher sind als die protestantischen Geistlichen an der Ostküste Queenslands (bei Cooktown) und im Carpentariagolf (Mapoon).

Die zwei Wochen, welche ich an der Beagle-Bay verbrachte, waren für mich eine Zeit, reich an Eindrücken, Erfahrungen und Erwerbungen. Ich hatte einen grossen Vorrat an Tabak, Kleidungssachen für die Frauen und all den Kleinigkeiten mitgenommen, an welchen das kindliche Gemüt der Eingeborenen sich erfreut. Mit Hilfe des Hrn. Bischoff, dessen reges wissenschaftliches Interesse ich hoch anerkennen muss, war ich bei meinem ethnographischen Sammeln recht erfolgreich. Noch höher dürfte sein Beistand zu schätzen sein bezüglich der heimlichen Bergung des Kopfes und der Extremitätenteile des jungen weiblichen Individuums, das während meiner Anwesenheit starb. Hätten die Schwarzen diesen Raub entdeckt — die Folgen hätten verhängnisvoll werden können für die Missionare und für mich. Glücklicherweise ereignete sich dieser Todesfall erst kurz vor meiner Abreise. Wäre dieses Ereignis früher eingetreten, so würde es wohl die Abhaltung der nächtlichen Tänze beeinträchtigt haben, deren Besuch für mich einige der interessantesten Eindrücke meines ganzen Aufenthaltes in Australien bedeutet. Vergebens hatte ich in Queensland gehofft, die Korroboris, die ja doch ein Hauptcharakteristikum der australischen Rasse bildeten, kennen zu lernen. Ängstlich und scheu verbergen die verdrängten und verstossenen Reste der schwarzen Bevölkerung im Osten Queenslands die Reste ihrer alten Zeremonien vor den Blicken der Kolonisten. Im Carpentariagolf aber bei den noch in alter Freiheit und Wildheit lebenden Stämmen fehlte die nötige Vermittlung, um einen Einblick in das intimere Leben derselben zu gewinnen. Ein gewisses Zwischenstadium freundlicher Annäherung und Möglichkeit der Verständigung ist das günstigste für das Eindringen in die Anfänge religiöser Regungen und in die Kenntnis der „Zeremonien" der Schwarzen. Solche Bedingungen fand Spencer bei den zentralaustralischen Stämmen auf Grund der langjährigen Vertrautheit Gillens mit jenen Stämmen.

In einem naturgemäss viel bescheideneren Masse ermöglichten mir die freundlichen Beziehungen der Missionare zu den „Niol-Niol", wie sich der Stamm an der Beagle-Bay nennt, einen Einblick in die noch erhaltenen traditionellen Vorstellungen und Zeremonien. Ist es doch erst 12 Jahre her, dass Weisse zum erstenmal dies Gestade betraten und unter den Männern, welche sich an die Missionare näher angeschlossen haben, ist die Begeisterung für die nächtlichen Tänze noch keineswegs vermindert. Das erkennt man aus der grossen Sorgfalt, mit welcher sie sich für dieselben vorbereiten, aus der Mühe, welche sie auf die Bemalung und Ausschmückung des Körpers sowie auf die Herstellung der höchst sonderbaren, aus einfachsten Mitteln gewonnenen und doch so komplizierten Dekorationen, besonders der Kopfaufsätze verwenden, und das zeigt sich auch in der elementaren Erregung, in welche nicht nur die Tanzenden geraten, sondern auch die Zuschauer, die zugleich das primitive Orchester bilden, in welchem die Männer die Bumerangs taktmässig aneinanderschlagen, die Frauen durch Schlagen der flachen Hand auf die Schenkel und alle zugleich durch eine Art plärrenden, melancholischen Gesanges jenen eintönigen Lärm hervorbringen, der dem europäischen

Ohr stets gleichartig erscheint, obwohl sie selbst eine Menge Nuancen und Besonderheiten für jeden Tanz unterscheiden. Den Gegenstand der Darstellungen bildet fast stets die Nachahmung der Tiere, ihrer Bewegungen und Laute, wobei künstlerische Leistungen ebenso primitiver wie origineller Art diesen im Scheine des Camp-Feuers sich abspielenden Schaustücken einen ungemeinen Reiz verleihen. So wurde z. B. das Aufschwirren einer Schar Vögel durch Bewegungen der Hände und Lautnachahmung in meisterhafter Weise vorgeführt.

Die Ausschmückungen des Körpers sind zum Teil leicht mit dem Objekt der Darstellung in Zusammenhang zu bringen, wie die hohen Kopfaufsätze, die den Hals des Emu wiedergeben sollen, aber andere entziehen sich vorläufig einer bestimmten Deutung. Diese Korrobori-Ausschmückungen sind bisher von Westaustralien nicht gesammelt worden und ausser den von Spencer und Gillen mitgebrachten Stücken habe ich wenigstens in den Museen Australiens überhaupt nichts derartiges aufbewahrt gesehen. Eigentümliche Kopfrahmen habe ich bei einem Korrobori in der Nähe von Carnarvon beobachtet und einige davon mitgenommen. Sie werden mit den Zähnen festgehalten und verleihen dem in grotesker Weise bemalten Gesicht den Anschein einer enormen Vergrösserung, wenn die Tänzer hintereinander die Köpfe abwechselnd zur Seite neigend aus dem Dunkel auftauchen und sich dem Feuer nähern.

Als man mir diese Rahmen gab, baten mich die Schwarzen dringend, sie vor den Weibern verborgen zu halten, da jedes schwarze Weib beim Anblick dieses Kopfschmuckes sofort sterben würde. Ein solches Geheimhalten eines Tanzes oder einer Dekoration vor den Frauen habe ich an der Beagle-Bay nicht bemerkt, obwohl dieses ängstliche Verbergen vor Weibern und Kindern bei anderen Zeremonien und bezüglich gewisser heiliger Gegenstände auch dort gilt, ganz besonders für jene flachen, länglichen Hölzer, welche Spencer und Gillen zuerst bei den Arunta Zentralaustraliens unter dem Namen „Churinga“ bekannt gemacht haben.

Diese zum Teil recht kunstvoll ornamentierten Gebilde spielen bei den Nordwestaustraliern keine geringere Rolle als bei denen vom Zentrum des Kontinents. Es war jedoch bisher vom Westen gar nichts darüber bekannt, und ich halte die Gewinnung einer grösseren Anzahl derselben, die mir besonders an der Beagle-Bay gelang, für wichtig, weil die Untersuchung der grossen Variabilität dieser Hölzer in den Dimensionen, Ornamenten, Farben usw. weitere Aufschlüsse über dieselben verspricht.

Da es sich bei diesen Hölzern um ganz fundamentale Dinge handelt, die für die geistige und religiöse Entwicklung der Menschheit ungefähr dieselbe Bedeutung beanspruchen, wie z. B. die Supraorbitalbögen und der vierte Molar in körperlicher Hinsicht, so möchte ich schon hier in Kürze meine Auffassung darlegen, zumal ich sehe, dass man bereits in Deutschland anfängt, auf Spencer und Gillens Publikationen hin die Wichtigkeit der bisher vollkommen unbeachteten „Churingas“ zu erkennen.

Ich erhielt gerade in diesen Tagen einen referierenden Artikel aus dem Archiv für Religionswissenschaft vom Verfasser, Hrn. Direktor Foy

in Köln, zugesandt, worin derselbe zu ganz ähnlichen Schlüssen gelangt, wie ich sie in West-Australien gewann und in einem Briefe an Hrn. Dr. Schoetensack von Anfang Januar aussprach.

Hr. Foy hat eine sehr glückliche deutsche Bezeichnung für diese Gebilde gefunden, wonach ich bisher vergeblich strebte; er nennt sie „Seelenhölzer“, worin der Kernpunkt ihrer Bedeutung getroffen ist. Will man einen australischen Namen beibehalten, so ist es wohl das beste, da bei jedem Stamm die Bezeichnung wechselt, das von den Arunta gebrauchte Churinga beizubehalten, da die Hölzer (bzw. Steine!) unter diesem Namen zuerst wissenschaftlich bekannt wurden. Bei Broome wird die Bezeichnung „Lara“ gebraucht, an der Beagle-Bay verstand ich „Womat“ oder „Woman“ als Benennung. Meine Beobachtungen in Nordwest-Australien führen zu denselben Resnltaten über die Bedeutung der Churingas wie die vom Zentrum des Kontinents bekannt gewordenen Tatsachen: Jedes Individuum hat sein persönliches Churinga, welches mit seiner Seele in einem Zusammenhang steht, dessen Wesen freilich soviel Geheimnisvolles enthält, dass wir es vorläufig nicht in allen Punkten[1]) zergliedern können. Dieses Churinga wird in einem Baum versteckt aufbewahrt, dem gemeinsamen Seelensitz für mehrere Individuen. Ich erhielt eine Anzahl Churingas zu Bündeln in Eucalyptusrinde sorgfältig eingewickelt, jedes für sich und alle zusammen noch eiumal, das Ganze durch Menschenhaarstricke zusammengehalten. Hier liegt offenbar eine Zusammengehörigkeit von Seelen vor, die nur im Sinne einer Verwandtschaft oder eines Totems zu deuten ist. Über den Zusammenhang der Churingas mit „Totems“ bin ich bei den „Niol-Niol“ noch keineswegs zur Klarheit gekommen. Auf der planen Fläche der Churingas, welche in der hiesigen Gegend stets wie ein Bumerang eine plane und eine leicht konvexe Fläche erkennen lassen, befinden sich immer Ornamente, deren feine Ausführung wirklich staunenswert ist; darüber finden sich oft Querstreifen von Farbe, abwechselnd weiss und rot. Was bedeuten nun diese Striche, Punkte usw.? Spencer konnte manche als Bäume usw. erkennen; die genaue Untersuchung meines Materials mag wohl auch neue Aufschlüsse bringen. Ich verspreche mir von dieser objektiven Untersuchung fast mehr als vom Ausfragen der Schwarzen, das sehr viel Missliches hat. Trotz Möglichkeit der Sprachverständigung — die Missionare haben die schöne, klangreiche Niol-Niol-Sprache recht genau aufgenommen, predigen zum Teil darin — blieb es ungemein schwer, die Schwarzen über die Totem-Angelegenheiten zum Sprechen zu bringen. Dass derartiges in Westaustralien existierte, hat Grey[2]) festgestellt, der den Ausdruck „Kobong“ für Totem gibt. Das dort beschriebene Verhältnis zwischen Individuengruppen und Kobong-Tier bzw. Pflanze ist viel lockerer, als es Spencer bei den Zentralstämmen fand.

1) Auf den Zusammenhang des Seelenglaubens der Australier mit der Reincarnation, der Wiederkehr der Ahnenseelen und deren ungeschlechtlichen Eintritt in die Mutter kann ich hier nicht eingehen.

2) l. c. Vol. II p. 228.

Auch ich konnte nichts von solchen überaus komplizierten Totem-Vorschriften, Mythen und „sacred ceremonies“ feststellen, die Spencers Werke füllen. Nicht nur mir, sondern auch sehr vielen hiesigen, seit Jahrzehnten mit den Schwarzen wohl vertrauten Farmern und Explorern ist es ein Rätsel, wie Spencer und Gillen eine solche Menge Detail über so geheim gehaltene Dinge haben sammeln können. Ich habe in Australien mehr als einmal die Vermutung gehört, dass manche der von Spencer beschriebenen „sacred ceremonies“ nur ad hoc präpariert gewesen seien, — aber ich schliesse mich dieser Meinung nicht an.

Wir haben deutliche Beweise für die Verflachung und Abschwächung von Gebräuchen bei den Australiern längst vor der Ankunft des weissen Mannes, und dass das scheinbar einfache in solchen mystischen Dingen oft vom komplizierten abgeleitet werden muss, zeigen ja die Churingas, deren sorgfältige, überaus zeitraubende Herstellung und ängstliche Geheimhaltung für sich ganz unverständlich sein dürfte. Darin schliessen sich die Nordwestaustralier so nahe an die zentralen Arnuta an, dass ich einen näheren Zusammenhang zu diesen annehme. Diese Nordwest-Stämme haben keine Ahnung von Schiffahrt[1]), nicht einmal „rafts“ (einfache Flösse) benutzen sie. Das wird ein wenig verständlicher durch die Annahme, dass sie aus dem Innern Australiens an die Küste gekommen sind. Mit den zentralen Warranumga gemeinsam haben die Niol-Niol in ihrer Mythologie eine grosse Schlange, die im Wasser wohnt und einen auch für Zeremonien wichtigen Geist darstellt Er heist bei den Warramunga Wollunqua und bei den Niol-Niol Wallangan, worin die Übereinstimmung unverkennbar ist. Dass der Regenbogen der Widerglanz dieser Schlange Wallangan[2]) sein soll, erinnert merkwürdig an eine gleiche Auffassung, die ich in Nordost-Queensland traf. — Überhaupt spielt die Schlange in ganz Australien eine ganz besondere Rolle, die bezüglich der Reptilienfurcht der Affen ebenso wie für die bis zur Genesis reichende religiöse Bedeutung der Schlange interessant ist.

Foy hat ganz recht, auf die religionsgeschichtliche Bedeutung der Australier hinzudeuten. Die Annahme, dass die mit dem Churinga verknüpfte Vorstellungswelt einen Teil der Primitivkultur der Menschheit ausmachte, lässt sich stützen auf die weite Verbreitung des Schwirrholzes. Denn dass letzteres nichts weiter ist als ein Churinga, dafür bedarf es wenigstens für mich nicht erst des von Foy in Aussicht gestellten Beweises. Wie den Weibern und Kindern der Anblick des Churingas verboten ist, so hält auch der Ton des geschwungenen Churingas Weiber und Kinder fern.

Derselbe Entwicklungsgang, dass nach dem Schwinden des Churingas das Schwirrholz allein bleibt, ist, wie bei anderen Rassen, so auch bei vielen australischen Stämmen eingetreten, und zwar sicherlich schon lange

---

1) Auch keine Fischereigeräte, die Fische werden zum Teil mit den grossen Kampfbumerangs erschlagen.

2) Der von Roth (North-West-Central-Queensland-Aboriginals 1897) beschriebene Molonga-Korrobori hängt mit Wallangan und Wollunqua zusammen.

vor der Ankunft der Europäer, sonst hätten Roth und ich im Nordosten Australiens noch einige Spuren vom Churinga finden müssen. Selbst das Schwirrholz ist dort schon vielfach zu einer Art von Spielzeug verflacht.

Man könnte wohl von den Variationen, der Morphologie und den Differenzierungen der Churinga sprechen, deren genauere Ausarbeitung ein sehr anziehendes Studienfeld bietet. Abgesehen von seinen komplizierten Umgestaltungen in Material, Form, Ornamenten usw., solange es noch ein Churinga ist, vermute ich Beziehungen des Churinga zu anderen nicht mehr heiligen Gegenständen. Unter dem von mir gewonnenen Material befinden sich Stücke, die man als gestielte Churingas bezeichnen konnte und eine Art Zwischenform zwischen letzteren und den flachen Schwertkeulen darstellen. Ich beschränke mich vorläufig auf Wiedergabe dieser Tatsache[1]), ebenso will ich nur hinweisen auf die Möglichkeit eines Zusammenhangs der Churingas mit den sogenannten Botenstäben. Die Entstehung der letzteren war bisher vollkommen unklar. Tatsache ist, dass die Niol-Niol keine Botenstäbe kennen, auch keine Spur einer Erinnerung an ein früheres Vorhandensein solcher liess sich nachweisen. Ebensowenig haben die Arunta derartiges. Dagegen in Queensland bestehen bzw. bestanden Botenstäbe und in Südwestaustralien, in Gebieten, wo das Churinga verblasst ist; neben der Mitteilung von Ereignissen, Einladungen usw. hat der Botenstab vor allem die Bedeutung einer persönlichen Einführung oder Beglaubigung. Welche Mitgabe könnte einen Boten bei einem fremden Stamm besser sofort das Vertrauen erwerben, als ein Churinga? — Spencer beschreibt eine Art von Verleihung von Churingas von Stamm zu Stamm und die feierliche Ablieferung.

Auf einigen meiner Churingas finde ich, dass die nicht ornamentierte, gewölbte Fläche sonderbare Zeichen trägt, die an solche auf Botenstäben erinnern. Es sind vielleicht Notizen über Ereignisse im Leben des Individuums, zu dessen Seele das Churinga gehört. Sind doch die Churingas die gegebenen Träger der Überlieferung. So kämen wir zu Beziehungen zu den Anfängen der Schrift.

Die neuen Perspektiven, welche das Churinga-Thema eröffnet, lassen uns die Frage aufwerfen, ob nicht unter dem Kulturbesitz der Steinzeit, namentlich aus der Blüte des Paläolithikums in Südfrankreich manche Stücke aus diesem Vorstellungskreis verständlicher werden könnten, sowie ob nicht die Tiergemälde mit totemistischen, die Grotten mit primitiv religiösen Ideen in Zusammenhang zu bringen sind.

III. Zeitliche Übersicht (Fortsetzung).[2])

1905. 19. Februar bis 3. März: Maryborough (Süd-Queensland). Fahrt nach Frasers Island auf eigens gemietetem kleinen Dampfer. Öffnen

1) Bindet man zwei Churingas rechtwinklig aufeinander, so entsteht ein Kreuzbumerang, wie ich es in einigen Exemplaren von Nord-Queensland mitgebracht habe. Dieselben haben vollständig den Rückkehrflug des Bumerangs.

2) Vgl. Zeitschr. f. Ethnol. 1905 S. 780.

mehrerer Gräber mit Hilfe einiger der letzten Eingeborenen der Insel. Sammlung einiger sehr primitiver Artefakte auf den alten Campplätzen.

4.—15. März: Brisbane. Studien im Museum, häufiges Zusammensein mit Dr. W. E. Roth.

16.—23. März: Bahnreise von Brisbane nach Sydney; Aufenthalt in Toowoomba, Clifton, Stanthorpe (Besichtigung der hier besonders grossartigen Felsentrümmer-Formation der Hochplateaulandschaft) und Armidale.

24. März: Ankunft in Sydney.

24. März bis 1. September: Aufenthalt in Sydney. Arbeiten im Sydney-Museum, besonders an der jetzt dorthin übertragenen Schädelsammlung von Dr. W. E. Roth. Studien auf der Bibliothek und auf der Universität. Teilnahme an den Sitzungen der Linnean Society und der Royal Society of New South Wales. Zahlreiche persönliche Anknüpfungen und Zusammenkünfte mit Gelehrten, besonders Mr. R. H. Mathews, Mr. Hedley, Dr. Chapman, Dr. Flashman, Dr. Hill u. a. Lerne Prof. Spencer kennen, der drei Vorträge über seine zentralaustralischen Studien hält. Zahlreiche Exkursionen in die Umgegend zur Untersuchung der alten Kulturstätten der fast vernichteten Eingeborenen, deren letzte Überlebende an der Botany Bay (unweit Cooks Landungsplatz) angesiedelt sind; Besuch alter Campplätze und Fabrikationsstellen für die primitiven Steinartefakte, massenhafte Abfälle der Steintechnik im Dünensande (Bellambi). Studium der überaus zahlreichen Felseneinritzungen primitiver Kunstleistung, Tiere, Waffen, Menschen, Menschenfährten riesiger Dimensionen usw. darstellend (Middle Harbour, Port Hackings, Hawksbury-River usw.), deren religiöse Bedeutung schon durch die eigenartige hohe Lage vieler der betreffenden, zwischen Buchten gelegenen Stellen bewiesen wird, wie bei Kuringgai (Name des alten Stammes).

Untersuchung der alten Höhlenwohnungen längs der weitverzweigten Buchten südlich und nördlich von Sydney. Malereien menschlicher Hände in denselben. Ausgrabungen besonders in den Höhlen in der Nähe von Como, wo einige Schädel und zerbrochene Skeletteile inmitten der Muschelabfallhaufen gefunden werden, teilweise schon stark zersetzt.

2. September: Abreise per Schiff von Sydney.

5. September: Ankunft in Melbourne, Bahnfahrt nach Warrnambool.

6.—12. September: Warrnambool. Studien im Museum und Besuch der Sandsteinbrüche. Prüfung des Tatbestandes und Versuche, besonders beim Bürgermeister, die Konservierung der zweifellos häufigen Fährten verschiedener Tiere zu bewirken. Auffindung des Fussabdrucks von Genyornis Newtoni und Mitnahme des betreffenden Stückes. Exkursionen in die Umgebung zur Kenntnisnahme der vulkanischen Erscheinungen (Tower Hill) und Besuch der alten Campplätze an der Küste (Armstrong-Bay).

12.—16. September: Melbourne. Studien im Museum.

17.—18. September: Schiffsreise nach Adelaide.

18.—26. September: Adelaide. Studien im Museum (Diprotodon). Wichtige persönliche Beziehungen (Prof. Watson, Dr. Ramsay usw.).

27. September bis 1. Oktober: Schiffsreise nach Westaustralien. Anlegen in Albany am King Georgs-Sund, wo die Eingeborenen jetzt ausgestorben sind.

1. Oktober: Ankunft in Fremantle-Perth.

2.—18. Oktober: Perth (Fremantle). Mehrtägige Exkursion nach der Insel Rottnest (Eingeborenen-Gefängnis, Gräber).

18. Oktober: Abreise per Schiff nach Norden.

20. Oktober: Geraldton.

22. Oktober: Carnarvon. Nachts Besichtigung eines interessanten Korrobori in der Nähe des Ortes.

25. Oktober: Onslow.

26. Oktober; Cossac. Landung und Fahrt nach Roeburne.

26. Oktober bis 3. November: Roeburne. Untersuchung der Eingeborenen im Gefängnis.

4. November: Schiffsabreise von Cossak.

5.—7. November: Vor Port Hedland. Felseneinritzungen, besonders Tiere und Waffen darstellend, von grosser Zahl und sehr primitiver Technik.

9. November: Ankunft in Broome.

9. November bis 12. Dezember: Broome und Umgegend.

17.—18. November: Fahrt auf Lugger nach Beagle-Bay.

18. November bis 3. Dezember: Auf der Missionsstation in der Nähe der Beagle-Bay. Anthropologische Studien und ethnographische Sammlungen. Stamm der Niol-Niol.

3.—5. Dezember: Rückfahrt nach Broome, unterwegs Besuch der einsamen Lacepède-Inseln. Schildkrötenfang.

12. Dezember: Abreise von Australien nach Java.

12.—16. Dezember: Schiffsreise von Broome nach Bali. Kurzer Aufenthalt. Besuch der buddhistischen Tempelruinen.

17. Dezember: Landung in Soerabaya.

21.—31. Dezember: Exkursion in das Tenggergebirge (Tosari, Ngadiwono). Nachforschungen nach dem nur noch in Halbblut existierenden Canis tenggerianus, dessen Ähnlichkeit mit dem Dingo unverkennbar ist. Exkursion nach dem Bromo-Krater.

1906. 1. Januar: Abreise vom Tenggergebirge. Pasoeroean.

2. Januar: Exkursion von Pasoeroean nach dem heiligen „blauen Wasser“ mit Hindu-Altertümern. Fahrt nach Soerabaya.

3.—6. Januar: Soerabaya.

7. Januar bis 12. Februar: Landreise durch Java nach Batavia-Weltevreden.

8. Januar: Besuch der Hindu-Altertümer bei Singesari (Malang).

8.—12. Januar: Blitar. Grabungen in den Höhlen des südlichen Kalkgebirges. Negatives Resultat bezüglich der Frage nach älteren Besiedelungsspuren. Skelett eines Wildhundes.

13.—16. Januar: Ngawi, Fürstentum Soerakarta (Selo). Exkursionen nach Trinil und Grabungen im Ufergehänge des Bengawan-Flusses in einem über der Pithecanthropus - Fundschicht gelegenen Horizont. Negatives

Resultat bezüglich der Frage nach dem Vorkommen irgend welcher alter Kulturspuren oder Reste — nichts von primitiven Artefakten oder künstlichen Einwirkungen auf die fossilen Säugetierknochen, von denen (Bos, Rhinoceros) ebenso wie von Hirschgeweih Fragmente gefunden werden, worunter die proximale Hälfte eines auffällig platymeren Elefanten-(Stegodonten-) Femur.

16. Januar: Selo, Sitz des Fürsten (Soesoetunan = Sultan). Besichtigung des Palastes (Kraton). Erkundigungen bezüglich der sagenhaften Kalongs.

17.—26. Januar: Ngoepit (Tabaksplantage des Hrn. von Rappard) und Klaten. Erhalte frische Leichenteile eines javanischen Knaben. Anthropologische und ethnographische Studien an der zentraljavanischen Bevölkerung. Besuch der Ruinen der alten Hindutempel (Prambanan).

27. Januar bis 5. Februar: Djokjakarta. Besuch der Hospitäler und des Gefängnisses. Teilnahme an dem altertümlichen Grabeg-Fest im Kraten des Sultans. Exkursion nach Magelang, woselbst grosses Militärhospital. Besichtigung der Boroboedoer-Ruine.

6. Februar: Nach Maos und Tjilatjap an der Südküste; schlimmster Malariaplatz auf Java. Hospital besichtigt.

7.—9. Februar: Garoet. Exkursion zum Krater des Papandajan.

10.—11. Februar: Bandoeng und Tjimahi, wo grosses Militärhospital.

13. Februar bis 22. März: Batavia-Weltevreden. Studien in den Hospitälern und besonders in der Doktor-Javaschule (Direktor W. Roll) an lebendem und an totem Material. Gewinnung einiger frischer Gehirne, Köpfe und anderer Teile. Besichtigung des Museums, besonders der schön polierten Steinartefakte, die kein hohes Alter haben. Bibliothek (Dr. Pleyte). Feststellung, dass bisher gar keine älteren Artefaktreste oder Besiedelungsspuren auf Java gefunden sind und dass kein Nachweis für eine ältere vormalaiische Bevölkerung besteht.

17.—19. Februar: Buitenzorg (Dr. Treub).

23. März: Abreise von Batavia-Weltevreden wegen Erkrankung an Malaria tropica.

24. März bis 3. April: Krank im Sanatorium Selabatoe bei Soekaboemi am Gedeh.

5.—23. April: Ngoepit. Erholungsaufenthalt. Der Vulkan Merapi lebhaft tätig (cf. Vesuv!) Anthropologische und ethnographische Studien (Wajang-Orang) sowie böse Erfahrungen mit Aberglauben bezüglich Messens. Einige zoologische Sammlungen (besonders Frösche, Reptilien, der grosse javanische Gecko, Platydactylus guttatus).

24. April: Soerabaya.

Mittlerweile ist ein Brief vom 2. Juni an Hrn. Lissauer eingetroffen, in dem Hr. Klaatsch aus dem Hospital von Broome mitteilt, dass er in Soerabaya am 1. Mai abermals an Malaria schwer erkrankte und nach Broome in Nordwest-Australien zurückkehrte, wo er sich in den letzten 10 Tagen vom Fieber erholte, ohne indessen ganz hergestellt zu sein.

„Selbst bei einer scheinbar völligen Herstellung,“ schreibt er, „darf ich mich nicht der Illusion hingeben, als ob ich nun der Gefahr eines

Rückfalls enthoben sei. Das haben mir meine Erfahrungen auf Java gezeigt. Es ist daher sehr fraglich, ob ich noch im Laufe der nächsten Monate meine volle alte Bewegungsfreiheit wiedererlangen werde; für die Exkursionen in die gänzlich „gottverlassenen" Gegenden Nordaustraliens, wie ich sie noch geplant hatte, ist die absolute Garantie völliger Gesundheit und Widerstandskraft eine notwendige Vorbedingung. Ich werde voraussichtlich noch für Monate grosse Vorsicht in der Diät beobachten müssen, wie sie natürlich bei Expeditionen in wilden Gegenden sich schwer durchführen lässt. Immerhin hoffe ich doch, noch einen Teil der Pläne, die ich für die nächsten, klimatisch günstigsten Monate zum Besuch der nördlichsten Gegenden Australiens gefasst habe, durchführen zu können. Es ist jetzt Winter hier, wovon man am Tage freilich nicht viel bemerkt, aber nachts wird es sehr schön kühl.

Wenn irgend möglich, hoffe ich mit einem der Missionare die Segelfahrt (etwa zwei Tage) nach der 100 engl. Meilen nördlich von hier gelegenen Beagle-Bay anzutreten, um dort meine im November vorigen Jahres begonnenen Studien fortzusetzen, über welche Sie in meinem Bericht näheres finden.

Allzulange gedenke ich nicht mehr hier zu bleiben. Ende des Jahres oder Anfang 1907 hoffe ich in der Heimat zu sein und freue mich schon sehr auf das Wiedersehen mit Ihnen und den Kollegen von der Anthropologischen Gesellschaft. Ich bitte Sie, derselben meine herzlichen Grüsse zu übermitteln und denjenigen, die sich für mein Wohl interessieren, mitzuteilen, dass ich mich auf dem Wege der Rekonvaleszenz befinde.

Hrn. Geheimrat Waldeyer bitte ich davon in Kenntnis zu setzen, dass mein Aufenthalt hier im Hospital mir zur Erlangung von lange vergeblich erstrebten wertvollen Objekten verholfen hat, nämlich von zwei frischen Gehirnen von Eingeborenen reinsten Blutes, die als Gefangene hier gestorben sind. Wäre ich nicht Insasse des Hospitals gewesen, so hätte ich schwerlich rechtzeitig von der Einlieferung der betreffenden Leichen in die Morgue des Hospitals Kenntnis erhalten. Ich wandte mich sogleich an den Magistrat mit der Bitte, Leichenteile konservieren zu dürfen; ich hatte gehofft, man würde mir die ganzen Köpfe überlassen, doch wurde dies abgelehnt, da die Leichen von den Eingeborenen Broomes bestattet werden und eine so grobe Verstümmelung, die schwer unbemerkt bleiben könnte, grosse Erregung in den schwarzen Gemütern hervorrufen könnte.

Gegen den Magistrat kann ich natürlich nichts machen, aber ich bedauere, dass dieser Mann nicht etwas mehr Courage zeigt. Die Missionare in Beagle-Bay haben sich darin in dem von mir berichteten Falle unter viel gefährlicheren Bedingungen weit schneidiger benommen.

Es wurde mir nur gestattet, die Gehirne herauszunehmen, eine Arbeit, die ich nächtlicherweile vollzog — bei mangelhafter Beleuchtung und Assistenz. — Die relative Kleinheit der Gehirne in Vergleichung mit dem prachtvoll kräftigen Wuchse der Eingeborenen (Körperhöhe etwa 1,72 *m* und etwa 1,65 *m*) war direkt augenfällig. Diese Eingeborenen stammen aus dem Hinterland von King Sound vom Fitzroy-River (nächste Nieder-

lassung Weisser „Derby") — einer von den Weissen bisher noch wenig berührten Gegend. Ich habe in meinem Bericht geschildert, wie diese armen Wilden von der Polizei gefangen genommen werden wegen des angeblichen Vergehens, dass sie Rinder gespeert haben sollen. Die Polizisten erhalten Bezahlung pro Kopf und nehmen daher gleich soviel wie möglich mit. Es ist eine für unsere moderne, angeblich hohe Kultur und „christliche" Moral unerhörte Grausamkeit, dass diese unschuldigen Kinder der Wildnis mit Ketten aneinander geschmiedet schwere Arbeit verrichten müssen, bis der Tod sie erlöst. Die Überlebenden werden allerdings wieder in die Heimat zurückbefördert.

Diese Stämme Nordwest-Australiens haben die merkwürdige Sitte der Subincision des Penis, und ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, die äusseren Genitalien der beiden Gefangenen mir anzueignen.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob diese Operation bekannt sei, erwiderte

Hr. v. Luschan, dass dieselbe mit der Micaoperation identisch sei.

Hr. Freiherr v. Oppenheim: Nur eine kurze soziologische Bemerkung nach einer Mitteilung, die mir ein Herr aus Australien in Cairo gemacht hat. Danach würden bei den Nord-Australiern, wo die Mikabeschneidung bei Jünglingen vorkommt, nur ganz wenige Knaben von dieser Verstümmelung ausgenommen, und zwar wären dies regelmässig die allerstärksten. Die herangereiften beschnittenen Männer pflegen sich zu verheiraten und die nichtbeschnittenen werden von diesen ähnlich wie Beschälhengste herangezogen, wenn von der Familie Kinder gewünscht werden. Hierdurch soll die Erzielung eines möglichst kräftigen Geschlechtes erreicht werden.

(10) Hr. E. Brandenburg sendet aus Smyrna vom Arbeitsfelde am Sipylos einen Gruss an die Gesellschaft.

(11) Der Gesandte Hr. Dr. Rosen-Marokko (als Gast) legt im Auftrage seines Bruders, des Professors Dr. Rosen-Breslau, eine Reihe vortrefflicher

Photographien aus Abessynien

vor und erläutert dieselben durch folgende Mitteilungen.

Ich hatte mir erlaubt, einige Photographien von der Gesandtschaftsreise nach Abessynien mitzubringen, die mein Bruder dort aufgenommen hatte, mit der Absicht, sie einigen mir bekannten Herren zu zeigen, die ich heute hier zu treffen glaubte. Indessen hat der Hr. Vorsitzende den freundlichen Vorschlag gemacht, die Photographien überhaupt zirkulieren zu lassen und ich möchte mir dazu einige erläuternde Worte erlauben. Ich möchte nur sagen, welchen Weg die Expedition genommen hat, weil dies zur allgemeinen Orientierung nützlich sein wird. Wir brachen im Januar von der Küste des Indischen Ozeans auf, fuhren mit der Bahn eine Strecke von 300 *km* ins Innere und stellten dort unsere Karawane zusammen, um zunächst nach Harar und sodann nach der Hauptstadt Adis Abeba, der vorläufigen Endstation unserer Reise, zu marschieren. Dieser Marsch nahm ungefähr einen Monat in Anspruch. Unser Weg

führte zunächst über das Tschertschergebirge, ein dem abessinischen Hochlande vorgelagertes hohes halbalpines Gebirge, dessen landschaftliche Schönheit einigermassen auf diesen Bildern zum Ausdruck kommt. Noch bevor wir aber dieses Gebirge erstiegen, kamen wir durch die Stadt Harar, die Hauptstadt eines ehemaligen besonderen Reiches und eine Stadt, die noch in vielen Dingen arabischen Charakter an sich trägt. Nachdem wir das Tschertschergebirge überwunden hatten, mussten wir durch die tiefe Depression des Hawaschtales hindurch, wo wir wieder, nach der Kühle des Hochlandes, eine tropische Vegetation, Fauna und dergleichen vorfanden. Aus der vollendetsten Wüstenlandschaft dieser Depression stiegen wir dann an der südöstlichen Ecke auf das Plateau von Schoa hinauf, d. h. auf den südöstlichen Teil des grossen abessynischen Hochlandes, welches nach Osten hin bekanntlich mauerartig abfällt. Von hier ging der Weg nach der Hauptstadt Adis Abeba. Einige Photographien stellen den Einzug der Gesandtschaft in die Hauptstadt und auch den Empfang und Besuch beim Kaiser Menelik sowie seinen Gegenbesuch in dem der Kaiserlichen Gesandtschaft angewiesenen Palast dar. Von Adis Abeba gingen wir nach einem längeren Aufenthalt — er dauerte 6 Wochen — in nordwestlicher Richtung weiter und zwar zunächst durch das Hochland von Metscha, die Fortsetzung des Plateaus von Schoa, ein von dem Gallastamme ganz und gar bewohntes ausserordentlich schönes Land. Sodann gelangten wir an die ziemlich tiefe Einsenkung des Blauen Nils. Hier mussten wir die Tiefe von etwa 1500 *m* herabsteigen, um dann gleich an der andern Seite bis zur selben Höhe wieder hinaufzusteigen.

Einige Bilder werden eine Vorstellung davon geben, welche aussergewöhnlichen Schwierigkeiten hier zu überwinden waren. Dafür war der Gesamteindruck, den der Wechsel der Flora und Fauna machte, umso lohnender. Auf der andern Seite angelangt, waren wir ethnographisch eigentlich erst im abessynischen Gebiet. Wir besuchten die Hauptstadt Debra Markos des Teilfürstentums Godjam, wo ein Ras herrschte. Sein Vater hatte noch den Königstitel (Negus) geführt und war von Menelik der Gesamtherrschaft unterworfen. Nach Durchquerung dieses Landes kamen wir wiederum an den Blauen Nil, der bekanntlich eine grosse Schleife macht und zum zweiten Mal überschritten werden musste, dieses Mal nicht wie das erste Mal mittels einer Furt, sondern wir konnten die alte von den Portugiesen gebaute Brücke benutzen. Der Ausdruck, dem man in deutschen Reisebeschreibungen begegnet: die Brücke über den Dilde, bedeutet soviel wie die Brücke über die Brücke. Wenig nördlich von dieser Brücke ist der merkwürdige Punkt, wo der Tana-See in den Blauen Nil ausfliesst. Das Sammelbecken der Gewässer des Blauen Nils hat eine Länge von 95 *km* und eine Breite von 65—70 *km* und hat für den, der lange Zeit durch das Binnenland gewandert ist, einen meerartigen Charakter. Auf ihm finden sich besonders die vielen Klosterinseln, die teilweise in den 80er Jahren von den Derwischen zerstört sind, trotzdem aber noch vieles geschichtlich und ethnologisch Interessante bieten. Der Tana-See konnte nicht überfahren werden wegen des primitiven Zustandes

des aus Papyros hergestellten Flosses (Tangua). Es blieb nichts übrig, als herumzureisen und gelegentliche kleinere Wasserfahrten zu unternehmen. Auf der nördlichen Seite kamen wir nach der alten Stadt Gondar — alt, nur verhältnismässig gesprochen; vor nicht hundert Jahren war sie noch die Hauptstadt des abessynischen Kaiserreiches. Die dortigen Bauten sind portugiesischen Ursprungs und gehören zu den merkwürdigsten Baudenkmälern des Landes. Gondar mit seiner gewaltigen Schlossruine ist das Heidelberg Äthiopiens. Von dort waren uns zwei Wege offen. Entweder mussten wir den tieferen Weg wählen, der durch wasserlose und brennende Wüsten geführt hätte, oder den Weg durch das höchste Gebirge des ganzen Hochlandes, das Semicugebirge. Aber auch hier drohten und winkten uns manche Fährlichkeiten, denn die durchschnittliche Höhe unseres Weges betrug 3500 *m* und der höchste Pass, der zu überschreiten war, 4300 *m*. Der letztere Weg wurde nach reiflicher Überlegung für den europäischen Teil der Karawane von mir vorgezogen und ich habe es nicht zu bereuen gehabt, denn die gesamte Karawane ist in sehr gutem Zustande angekommen, während diejenigen, die nicht an Kälte gewöhnt waren, die Galla und Somali, den niedrigeren kürzeren Weg einschlugen und da, wo die Provinz Tigre beginnt, mit uns wieder zusammentrafen. Dann wurde die Provinz Tigre besucht, die alte Stadt Aksum, die tausendjährige Metropole der äthiopischen Kirche und des Staates zugleich. Nicht weit davon Adua, durch die Schlacht der Italiener und Abessynier bekannt. Der Besuch von Aksum diente gewissermassen als Vorbereitung für die wissenschaftliche Expedition, die der Kaiser Menelik uns zu machen gewährt hatte und die bereits zu bedeutenden archäologischen Funden und Untersuchungen geführt hat. Sie wurde von Prof. Enno Littmann geleitet.

Von Aksum und Adua ist es nur ein kleiner Weg bis Erythrea, wo die Zeichen europäischer Kultur, Chausseen und Wagen, uns für die Mühe des dreiundachtzigtägigen Marsches einigen Ersatz brachten.

Ich werde mir erlauben, mit der Erlaubnis des Hrn. Vorsitzenden diese Photographien zirkulieren zu lassen. Viele derselben werden in einem Buche erscheinen, welches mein Bruder Prof. Felix Rosen überdie Reise der Kaiserl. Gesandtschaft nach Äthiopien demnächst herausgeben wird.

(12) Hr. H. Grosse legt

einige Erden aus der Gegend von Sonnewalde im Kreise Luckau

vor. Er macht auf die Unsicherheit der Rückschlüsse aufmerksam, welche von der heutigen Erscheinung der prähistorischen Gefässe auf die ursprüngliche Erscheinung und Technik gezogen werden und empfiehlt zu deren Erforschung Form- und Brennversuche mit dem Rohmaterial der betr. Gegend vorzunehmen. In den vorgelegten Erden mutet er das Rohmaterial, aus dem die Glätteschicht[1]) auf den prähistorischen Grabgefässen dieses Geländes[2]) hergestellt sein könnte, analog den Färbe- und Glätteerscheinungen, welche auf der Oberfläche von Gefässen ohne andere Zu-

1) A. Voss, Verhandlungen 1903 S. 163.
2) Niederlaus. Mitteil. VII S. 214 (ein leider ohne Korrektur abgedruckter Bericht).

taten mit diesen Erden in der Töpferei des genannten Ortes hergestellt wurden. Diese könnten zu der Annahme führen, dass jene Glätteschicht eine ähnliche Sinterungserscheinung sei, bewirkt durch direkte Anflammung gegen die mit jenen Erden bekleidete oder durchsetzte Oberfläche der Gefässe; durch die Jahrhunderte andauernde Einwirkung des Bodens seien sie aber den ursprünglichen Erscheinungen des Rohmaterials wieder entgegengeführt worden unter gleichzeitiger Annäherung an den Charakter des Bodens, in dem die Gefässe lagen.

Er demonstriert ferner einige „Boden- und Seitenschienen" von Pflaumbaumholz, welche beim Formen gegen die Innen- oder Aussenwand gelegt werden (Fig. 1a—c), ein Röllchen (Fig. 2) zur Herstellung eines „triangulären Strichmusters", welches in prähistorischen Gefässen zuweilen eingeritzt ist, und mehrere Brennringe (Fig. 3), ringförmige Untersetzer, zu denen er folgendes bemerkt: Diese Brennringe werden beim Glasieren angewendet, Schüsseln und andere Gefässe darüber zu hängen, damit sie

Fig. 3. 1/4

a b c Fig. 1. 1/4

Fig. 2. 2/3 d. n. Gr.

gleichmässig von der Hitze bzw. dem Salzdunst umspielt werden können und mit andern Gefässen nicht zusammenschmelzen. Für prähistorische Gefässe, bei denen auch noch Rand und Boden mit einer Glätteschicht versehen wurden, erscheint dies Gerät noch nötiger; auch die häufigen vom Boden ausgehenden, wenigstens zum Gefässe senkrecht gerichteten Farbestrahlen, die auf eine ungleiche Intensität der Anflammung zurückzuführen sind, deuten auf eine bodenfreie erhöhte Aufstellung und eine Anflammung von unten und durch die Lücken eines solchen Untersatzes. Als ein hierzu geeignetes Gerät aus prähistorischer Zeit erscheint das sogenannte Räuchergefäss. Ausser der Formverwandtschaft mit dem Brennring, ausser der sehr für eine derartige Verwendung sprechenden Textur ist gegen die Annahme, dass es sich um einen Leuchter oder Spanhalter oder um ein Zeremonialgefäss handle, die Freudigkeit jenes Völkchens, dem es zugehörte, an der Schönheit seiner Gebrauchsgefässe hervorzuheben; dieses Völkchen konnte ein so ausgesprochen flüchtig behandeltes Gerät nicht zum täglichen Handgebrauch bestimmen.[1]) Auch seine durch die Grabgebräuche bekundete Pietät hat für den Kultus sicher besseres gefordert.

---

1) Ähnliche Gefässe aus Hissarlik sind allerdings ornamentiert und nicht zerbrannt, so 3230 u. a.

(13) Hr. Kupka: Ich habe die Ehre, Ihnen

eine Anzahl von Steingeräten

vorzulegen, die in der Gegend von Arneburg an der Elbe gesammelt worden sind. Die Umgebung der genannten Stadt zeigt zwei deutlich geschiedene Oberflächenformen. Arneburg selbst liegt unmittelbar am Rande eines Plateaus mit ziemlich steilem Abfall. Darunter dehnt sich nach Osten die weite Elbniederung aus, die im späten Altquartär durch den Zusammenfluss der grossen Diluvialströme gebildet worden ist. Die Höhendifferenz zwischen Hochfläche und Niederung beträgt 30—35 *m*. Die vorgelegten Steine, die sämtlich hochglänzend patiniert sind, habe ich mit Hrn. E. Kluge, der zuerst darauf aufmerksam machte, in den letzten Tagen im Elbbette gesammelt. Im Altmärkischen Museum zu Stendal liegen deutlichere Formen. Die besten Stücke haben den Mitgliedern der Anthropologischen Gesellschaft, die sich an dem Ausfluge nach Stendal beteiligten, vorgelegen. Es sind rohe Schaber, Nuclei und Lamellen, alles aus Flint. Sie sind sämtlich und rückhaltlos als Artefakte anerkannt worden. Der Glanz der Geräte wurde von verschiedenen Herren als Sandschliff erklärt. Die Werkzeuge sollen demnach frei auf der Steppe gelegen haben, kontinuierliche Winde hätten Sand über die Stücke gefegt und so den lackartigen Glanz auf der Oberfläche der Geräte erzeugt. Doch bin ich der Überzeugung, und Mineralogen werden darüber sicher genauere Auskunft geben können, dass das stark glänzende Gelb, das die Werkzeuge bedeckt, vielmehr eine durch die Wirkung des Wassers hervorgebrachte Patinierung ist. Denn alle Geräte, die aus der gleichen Schicht hervorgeholt werden, insbesondere aber alle Feuersteine, weisen allseitig die nämliche lackartig glänzende Oberfläche auf. Über den Fundort dieser Artefakte ist zu sagen, dass sie sämtlich durch Baggerung gehoben worden sind. Sie wurden also nicht mehr in situ gefunden. Das ursprüngliche Lager der Gegenstände befand sich etwa 2 *m* unter der Sohle des Strombettes, das durch die Baggermaschinen um die angeführte Masszahl tiefer gelegt worden ist.

Auf dem Plateau, also in einer Höhe von 35—37 *m* über der Sohle des Flusslaufes finden sich Steinwerkzeuge ganz anderer Art. Die hier namentlich am Kachau und auf dem Bohleckeschen Acker gesammelten Geräte sind teils geschlagene Stücke (Messer, Absplisse), teils gedengelte Werkzeuge (Schaber, Bohrer), teils aber auch geschliffene Formen (Keile und Meissel). Die Lagerung der Funde ist bei ihrer Auffindung nie mehr die ursprüngliche. Sie müssen aber auf oder unmittelbar unter der jetzigen Oberfläche liegen, denn sie werden stets bei den zur Feldbestellung nötigen Arbeiten gehoben. Allgemein gesagt ist es bei der intensiven Bebauung des Randes der Arneburger Hochfläche überhaupt selten, Stücke in oberflächlichen, nicht gestörten Schichten zu finden.

Anders liegen die Lagerungsverhältnisse der aus den Chlüden stammenden Geräte. Es sind das mässig gewölbte, an den Enden scharf oder rundlich zugeschlagene, keilartige Instrumente von 6—8 *cm* Länge, geschlagene und gedengelte Kratzer (grattoirs), geschlagene Spitzen mit grober Retusche und Absplisse oder Lamellen. Alle

diese Werkzeuge sind mit einem stumpfen, weisslichen Überzuge bedeckt. Auch sie werden heute nur verlagert an der Oberfläche gefunden. Es ist aber sehr wahrscheinlich, dass sie als Tiefenfunde anzusprechen sind. Einmal ist ihr Charakter ein sehr archaischer, ferner fehlt bis jetzt in ihrer Gesellschaft jede Spur keramischer Gebilde und geschliffener Steinwerkzeuge. Früher hat an der Stelle ein Gehöft gestanden, das aber längst durch Feuer zugrunde gegangen ist. Die Fundamente der Gebäude sind in neuerer Zeit herausgeholt worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Stücke, die mit den Geräten aus dem Strombette gar keine und mit den am Kachau und auf dem Bohleckeschen Acker gewonnenen neolithischen Altsachen nur weitläufige Formenverwandtschaft haben, mit den alten Fundamenten des Chlüdenschen Hofes in höhere Lagen befördert worden.

Hr. Olshausen: An dem, was ich neulich in Stendal sagte, dass es Sandschliff sei, muss ich festhalten, aber es sind Farbe und Glanz zu unterscheiden. Die Färbung ist von einer früheren Zeit, während der Glanz vom Sandschliff herrührt. Sie sind vielleicht tiefer gesunken oder abgesplittert.

Hr. Hahne: Eine Beurteilung dieser Stücke ist sehr schwer möglich. Ich habe, nicht im Elbtal, sondern im Saaletal in einer Schicht, die tiefer liegt als das heutige Strombett, nicht nur Steingeräte, sondern auch Knochen, unter anderem Wolfsunterkiefer gefunden, welche genau dieselbe Farbe zeigen und merkwürdigerweise auch den Glanz. Was ich hier gesehen habe, ist ausser einigen Stücken im übrigen dasselbe, was sich in unserem Diluvialschotter findet.

Hr. Busse: Ich habe bei Gelegenheit unserer letzten Exkursion in der Nähe von Tangermünde an der Chaussee dicht vor der Fabrik mehrere Feuersteinstücke gesammelt, die als Artefakte zweifelhaft waren, aber sämtlich diese schöne, glänzende Farbe hatten. Ich vermute, dass dort noch mehr Stellen sind, in denen diese glänzenden Feuersteine vorkommen.

Hr. Blanckenhorn: Ich möchte nicht einen solchen Unterschied machen zwischen Farbe und Glanz. Hr. Prof. Schweinfurth bezeichnet dies als bernsteinartigen Glanz. Ich habe dieselbe gelbe Farbe mit Glanz in der ägyptischen Wüste vielfach gefunden, z. B. in Abessynien. Ich kann Ihnen solche Stücke vorlegen und möchte auch dafür stimmen, dass diese Bernsteinfarbe verbunden mit Glanz eine zusammenhängende Erscheinung ist und vorläufig noch immerhin als Windschliff gedeutet werden muss im Gegensatz zu der schwarzen Patina, die ganz andere Entstehungsursachen hat.

(14) Hr. Schweinfurth spricht über

steinzeitliche Forschungen in Südtunesien und

(15) Hr. Schlaginhaufen über

die Diagraphentechnik des menschlichen Schädels.

Beide Vorträge werden später erscheinen.

III. Literarische Besprechungen.

Anthropos, Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. Herausgegeben von Pater W. Schmidt. Bd. I. Salzburg, Zaunrith 1905. 8°.

Unter dem Namen „Anthropos“ hat der als Sprachforscher bereits rühmlichst bekannte P. W. Schmidt, Mödling bei Wien, eine Zeitschrift ins Leben gerufen, die nach dem vorliegenden Bande zu urteilen, eine ganz hervorragende Bereicherung der ethnologischen und linguistischen Literatur bringen wird und ein vielseitiges Quellenwerk für Forschungen auf diesem und verwandten Gebieten zu werden verspricht.

Mit Ausnahme der wenigen Fachgelehrten, denen es auf ihren Forschungsreisen vergönnt ist, längere Zeit bei einem überseeischen Volke mit gänzlich von dem unsrigen verschiedenen Gesichtskreise zu weilen, sind es in der Hauptsache die Missionare, die ganz besondere Gelegenheit haben, ja gewissermassen durch ihren Beruf gezwungen sind, in das Geistesleben der Bevölkerung, unter welcher sie leben, einzudringen. Eine Hauptvorbedingung dazu, die Kenntnis der Sprache, besitzen sie meistens oder müssen sie erwerben, und so werden sie einerseits Sprachkenner und sind dadurch in den Stand gesetzt, Werke über sonst unbekannte Sprachen zu verfassen, und andererseits Ethnologen und Volkskundler usw., indem sie die Sitten, Gebräuche, Sagen, Märchen, vor allen Dingen auch die Religion der Eingeborenen kennen lernen.

Schreibgewandte und wissenschaftlich geeignete Missionare legten nun diese Beobachtungen häufig nieder, und so kam es, dass sich viel Material sammelte, von dem aber nur ein kleiner Teil veröffentlicht wurde.

Die Missionszeitschriften bieten nicht Raum genug dazu. Von etwaigen bestehenden Fachzeitschriften, deren Raum ja auch schon sehr in Anspruch genommen ist, haben viele Missionare auf ihren einsamen Posten keine Kenntnis oder waren zu bescheiden dazu, an die Öffentlichkeit zu treten, und so kam es, dass von den sprachlichen Arbeiten meistens nur die im Auftrag der Gesellschaften hergestellten Hilfsbücher für den Religionsunterricht und von ethnologischen Beobachtungen nur ganz ab und zu etwas veröffentlicht wurde. Die wenigen von anderer Seite herausgegebenen Werke zeigten aber, was für tüchtige, wissenschaftliche Kräfte sich unter den Missionaren befanden, ebenso wie einige wenige Eingeweihte die dort, teils in der Form eingehendster Beobachtungen, teils bereits vollendeter Manuskripte, welche nur des Druckers harrten, ruhenden Schätze kannten.

Diese zu heben, lag im Interesse der Wissenschaft, und es kann daher nur freudig begrüsst werden, dass es Hrn. Schmidt gelungen ist, die schon gelegentlich des vorjährigen Kolonialkongresses angekündigte Zeitschrift ins Leben zu rufen und dass er ihr seine bewährte Kraft als Redakteur und Mitarbeiter zur Verfügung stellt. Durch die Begründung derselben ist ein neues wissenschaftliches Sammelwerk und eine Art Zentralorgan für die Sprach- und völkerkundlichen Forschungen der katholischen Missionare geschaffen worden.

Die Mitarbeiter rekrutieren sich, wie dies bei der Natur der Gründung eigentlich von selbst hervorgeht, in erster Linie aus dem Kreise der katholischen Missionare, indes werden, wie hier ausdrücklich hervorgehoben wird, auch Arbeiten von Missionaren anderer

Konfessionen sowie von Forschern, die ausserhalb der Missionskreise stehen, aufgenommen. Das Organ erweitert also den Kreis der wissenschaftlichen Fachschriften, ohne einer derselben Abbruch zu tun.

Das Arbeitsgebiet der Zeitschrift ist die Völkerkunde mit allen ihren Unterabteilungen, Ergologie, Soziologie, Folklore, Religionswissenschaft usw., und zweitens der Linguistik. Mit der Anthropologie als solcher wird sich die Zeitschrift direkt nicht befassen, da wohl nur selten ein Missionar dafür vorgebildet ist, dagegen kommen natürlich aber auch Mitteilungen und Erkundigungen darüber zur Veröffentlichung. Sehr erfreulicherweise soll auch die überseeische Prähistorie Berücksichtigung finden. Endlich wird aber nicht nur auf das Material aus der gegenwärtigen Zeit, sondern auch auf das in den Archiven der S. Congregatio de Propaganda Fide in Rom, sowie in den Klosterbibliotheken in Spanien, Südamerika und Mexiko befindliche zurückgegriffen werden. Dort liegen so manche Aufzeichnungen von Missionaren aus früheren Jahrhunderten, und eine Veröffentlichung würde von ganz besonderem Interesse für die Wissenschaft sein.

An Stoff wird es aber auch so nicht fehlen, denn schon im ersten Aufruf sind über 40 zur Verfügung stehende Arbeiten angezeigt worden.

Schliesslich sei es noch gestattet, auf eins hinzuweisen. Es wurde schon erwähnt, dass die Missionare vielfach ganz besonders Gelegenheit zur Anstellung von ethnologischen Forschungen haben. Sie entschliessen sich aber häufig nicht dazu, intime Beobachtungen aus dem Geschlechtsleben der Eingeborenen mitzuteilen oder gar zu veröffentlichen. Dass diese Scheu bei Zeitschriften für das grössere Publikum oder das spezieller aus Missionskreisen verständlich ist, soll ohne weiteres zugegeben werden. Aber die vorliegende Fachschrift ist ja nur für einen engeren Kreis von Gelehrten und Forschern bestimmt, und es werden alle etwaigen Mitteilungen über geschlechtliche Sitten oder Unsitten, Entbindung, Wochenbett, künstliche Körperverunstaltungen usw. nur von rein wissenschaftlichem Standpunkt aus betrachtet. Sie sind von hohem Wert und gehören unbedingt zur genaueren Kenntnis eines Volkes. Die Missionare werden viel auf diesem Gebiete erfahren, namentlich da sie vielfach auch als Ärzte in Wirksamkeit treten. Möchten sie also auch Beobachtungen auf diesem Gebiete nicht übergehen, sondern veröffentlichen.

Es erübrigt nun nur noch das Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes, der auch eine Anzahl sehr guter Abbildungen enthält, zu nennen, um die Vielseitigkeit der Zeitschrift erkennen zu lassen. Auf eine Besprechung der einzelnen Arbeiten soll hier nicht eingegangen werden.

Nur eins sei noch aus Veranlassung einer Äusserung bemerkt. Von hohem Wert ist die Linguistik als Hilfsmittel zur Kenntnis der Völker. Man hüte sich aber davor, in allen Fällen unbedingte Schlüsse auf die anthropologische Stellung eines Volkes auf Grund der zurzeit gesprochenen Sprache zu ziehen; so oft die Sprachforschung hier wichtige Fingerzeige geben kann, so oft wird sie auch irreführen. Viele Völker verloren ihre ursprüngliche Sprache, und für viele Fälle ist die Kenntnis der Sprachen von Naturvölkern noch nicht weit genug vorgeschritten, um daraus endgültige Schlüsse zu ziehen.

Der erste Band enthält:

1. Eine lateinische Vorrede des Herausgebers.

Ferner folgende Aufsätze:

2. Le rôle scientifique des Missionaires. Von Alexandre le Roy.
3. Religious rites and customs of the Iban or Dyaks of Sararwak. Von Leo Nyuak; übersetzt aus dem Dayak (in das Englische) von Edm. Dunn.
4. Mythen und alte Volkssagen aus Brasilien. Von Carl Teschauer.
5. Una spedizione di „Coroados" nello Stato di S. Paolo nel Brasile. Von Benjamino Santin da Prade (vom Kapuzinerorden aus Rovereto, Tirol).
6. Le Sorzier dans l'Afrique équatoriale. Von van Thiel.
7. Die Haartracht der Chinesen. Von A. Völling.
8. Lieder und Gesänge der Ewhe-Neger (Gẽ-Dialekt). Von Fr Witte mit Zusätzen von W. Schmidt. [Man sollte nun zu einer einheitlichen Schreibweise, also „Ewe" statt Ewhe, Ephe usw., kommen.]

9. Fábulas y refranas anamitas. Anamitischer Text mit spanischer Übersetzung von Serapio Gil.
10. La Littérature khmère et le Buddhisme. Von Guesdon.
11. Quaestonarium ethnologico-linguisticum (Ethnologisch-linguistischer Fragekasten. Lateinisch.
12. La Linguistique considérée comme critérium de certitude ethnologique. Von Morice.
13. Deutsch und Französisch: „An unsere Leser in China, Indien und Ceylon von der Redaktion.
14. Deutsch und Französisch: Die moderne Ethnologie. Von W. Schmidt.

Möge die Zeitschrift viele Freunde finden.

P. Staudinger.

Koch-Grünberg, Th., Anfänge der Kunst im Urwald. Indianerhandzeichnungen, auf seinen Reisen in Brasilien gesammelt. Berlin: Wasmuth 1905. Mit 63 Tafeln.

Die Gelegenheit, in einem noch fast unberührten Forschungsgebiet inmitten einer friedlichen, gleichzeitig aber auch durch reichen Kulturbesitz und künstlerische Veranlagung ausgezeichneten Indianerbevölkerung zwei Jahre lang beobachten und sammeln zu können, hat der Verfasser in vortrefflicher Weise zu benutzen verstanden. Den ersten Teil seiner Ergebnisse behandelt die vorliegende, geschmackvoll ausgestattete Publikation, die uns Geistesrichtung und Anlage seiner braunen Freunde besser schildert als eine langatmige Beschreibung dies vermöchte. Er darf sich rühmen, unsere Kenntnis der Anfangsstufen der Zeichenkunst damit mehr gefördert zu haben, als dies seit 30 Jahren geschehen ist, wo R. Andree zum ersten Male die Aufmerksamkeit auf das Zeichnen der Naturvölker lenkte. Die Sammlung umfasst nicht nur Kunstproben der Stämme des Rio Negro, Uaupé und Tiquié, deren Studium der Zweck der Reise war, sondern auch solche der Ipurina des Purus und der Bakairi des oberen Xingu, mit denen er auf der zweiten H. Meyerschen Expedition in Berührung kam. Die Leistungen dieser südlichen Stämme stehen auffallend hinter denen des Uaupégebiets zurück. Während erstere es nur zu rohen Umrisszeichnungen bringen, die ohne Erklärung kaum zu enträtseln sind, stellen die Tucanos, Umaua, Kobeua u. a. Menschen, Tiere in trefflichen, charakteristischen Skizzen dar, ja sie erheben sich sogar zum Teil zu vollständigen Kompositionen, bei denen auch Landschafts- und Siedelungsverhältnisse Berücksichtigung finden. Im übrigen treten bei allen Proben die schon früher an Kinderzeichnungen beobachteten Eigenschaften kindlich-primitiver Kunst hervor: der beschreibende Charakter der Zeichnung überhaupt, die nur andeutet, worauf es ankommt oder was gerade im Moment die Aufmerksamkeit beschäftigt, das sogen. gemischte Profil, Verwechselung von Seiten- und Vorderansicht beim Menschen, von Aufriss und Grundriss bei Baulichkeiten, überzählige oder unvollständige Glieder bei Tieren (wie sechsbeiniger Hund und mit Füssen versehene Fische), die Andeutung verborgener Dinge wie Rippen oder durch Kleidung verdeckte Genitalien usw. Auf den vollkommeneren Zeichnungen der Kobeua und Umaua bemerkt man schon Schraffierung zur Erzielung grösserer Plastik. Auch die zoologischen Merkmale wie Hufbildung, Geflecktheit (beim Jaguar), Schnabelformen, charakteristische Körperstellungen werden hier geschickt wiedergegeben. Von besonderem Interesse sind die Hausentwürfe, die Jagd-, Fischerei- und Tanzszenen der Kobéua, vor allem aber zwei Sternkarten, die geeignet sind, das Vorurteil, als richte der Naturmensch seine Aufmerksamkeit nur auf rein materielle Dinge, gründlich zu zerstören. Eine derselben zeigt Sternbilder und Einzelsterne schon in richtiger durchgeführter lokaler Anordnung, so dass sie sich unmittelbar nach unseren Karten identifizieren lassen.

Merkwürdig sind auch einzelne Darstellungen von Geistern und Gespenstern. Der begleitende Text enthält manche interessanten, für spätere Forscher praktisch wichtigen Bemerkungen über das Zustandekommen einiger besonders charakteristischer Bilder. So wurde die Skizze eines Hirsches mit einem mächtigen Geweih versehen, weil der Zeichner ein auf dem Etikett eines Tabakspacketes so dargestelltes Tier als Vorlage benützte.

Sonst erwies sich die Mitnahme kolorierter Bilderbücher für den praktischen Anschauungsunterricht auch unter den Wilden als höchst zweckmässig.

Wir dürfen dem verdienten Verfasser zu seiner bahnbrechenden Publikation von Herzen Glück wünschen. Sicherlich wird sein Beispiel nun auch in Urwäldern anderer Zonen Nachfolge finden.

P. Ehrenreich.

Dulaure, J. A., Des Divinités génératrices chez les anciens et les modernes avec un chapitre complémentaire par A. van Gennep. Paris: Société du Mercure, de France 1905. 8°.

Dies ist ein Abdruck eines schon im Anfang des 19. Jahrhunderts erschienenen, auf ausgedehnten und gründlichen Studien beruhenden, der Wiederveröffentlichung werten Werkes über die Zeugungsgottheiten von Jacques Antoine Dulaure (geb. 3. Dez. 1755 in Clermont, gest. 18. Aug. 1835 in Paris). Architekt und Ingenieur von Fach, entfaltete er frühzeitig eine grosse Tätigkeit als Publizist und Politiker, stimmte als Mitglied des Nationalkonvents für die Verurteilung Ludwig XVI, musste nach dem Fall der Girondisten 1793 aus Frankreich nach der Schweiz fliehen, wurde nach seiner Rückkehr nach Frankreich Mitglied des Unterrichtskomitees, stimmte am 18. Brumaire gegen Bonaparte und zog sich nach der Restauration vom öffentlichen Leben zurück.

In dem vorliegenden Werk behandelt Dulaure in 18 Kapiteln den Phallusdienst, welchen er, wie Charles François Dupuis es vor ihm in den Origines de tous les cultes ou religion universelle, Paris 1794, getan, allerdings irrtümlicherweise auf den Sonnenkultus zurückführt, aber in treffender Weise beschreibt, wie er sich bei den Ägyptern, Juden, Syrern, Phöniziern, Phrygiern, Assyriern und Persern vorfindet. Auch bespricht er ausführlich die Verehrung des Linga bei den Indern, erwähnt kurz den entsprechenden Kult der Mexikaner und wendet sich dann den Griechen und Römern zu. Ein Kapitel widmet er der Verehrung der Venus, insoweit sie zu dem Phallusdienst in Beziehung steht. Das zehnte Kapitel beschäftigt sich mit dem Phallusdienst bei den Galliern, Spaniern, Germanen und Slaven. Höchst interessant und lehrreich sind dann die folgenden Abschnitte, welche sich mit den dem Phallusdienst bei den Christen bis in die neuere Zeit entsprechenden Zeremonien beschäftigen, die was Unanständigkeit und Sittenlosigkeit betrifft, die Orgien des Altertums noch übertreffen. Ähnliche Prozessionen von ganz nackten Männern und Frauen habe ich auch in Indien bei den grossen Festen in Allahabad gesehen, nur benahmen sich diese Leute anständiger, als es nach Dulaures Schilderung in Frankreich üblich war. Das kurze Chapitre complémentaire von Hrn. A van Gennep beschäftigt sich besonders mit mexikanischen und australischen Gebräuchen, und wenn Dulaure in seinen Angaben und Schlüssen nicht immer zuverlässig gewesen, so darf man nicht vergessen, wie sehr sich unsere Kenntnis seit seiner Zeit auf diesem Gebiet erweitert hat, und dass trotzdem Dulaures Buch noch nicht als veraltet gelten darf.

Gustav Oppert.

Schwindt, Theodor, Finnische Volkstrachten. 16 Farbendruckbilder nebst beigefügten Erläuterungen derselben. Helsingfors, Osakeyhtiö Weilin u. Göös Aktiebolog 1905. Gr. 8°.

Der Verfasser kündigt in einem kleinen Heft mit 16 finnischen Volkstrachten ein grösseres Werk an, welches „in mehreren Jahren“ erscheinen soll und sämtliche finnische Volkstrachten umfassen wird, auf wissenschaftlicher Grundlage. Den jetzigen kleinen Leitfaden stellte er zusammen, weil er glaubt, „einem vorhandenen Bedürfnis abhelfen zu müssen“, ehe das erwachte Interesse aus Mangel an brauchbarem Material wieder einschläft. Die gebildete Jugend in Helsingfors hat nämlich angefangen, wieder heimische Volksspiele und -tänze aufzuführen. Die jungen Mädchen haben hier und da während des Sommers einheimische Volkstrachten getragen, selbst an Orten, wo das Volk die Tracht bereits abgelegt hat.

Von den 16 Farbendrucktafeln der finnischen Volkstrachten erschienen 8 bereits in den 90er Jahren als Gratisbeilagen einer finnischen Zeitschrift; wenige Exemplare sind

davon noch vorrätig; der neuen Auflage derselben in diesem kleinen Buch ist das Schuhwerk hinzugefügt; dasselbe zeigt kräftig hochgebogene Spitzen, wie sie noch heut von den Orientalen getragen werden. Zehn Frauen- und sechs Männertrachten sind hier veröffentlicht. Die Reproduktionen sind einfache Bilderbogendrucke und machen keinen Anspruch auf künstlerischen Wert. Die Kleider sind ohne eine passende Figur abgebildet, der Massstab ist natürlich klein, und es ist nicht immer leicht, die farbigen Borten und Stickereien richtig zu erkennen.

Die altkarelischen Trachten stammen aus dem Ende der Heidentumsperiode und sind aus Kleidungsresten zusammengestellt, die man in Gräbern gefunden hat. Da es also keine zusammenhängenden Stücke waren, konnten sie nicht so exakt wiedergegeben werden wie die übrigen Bilder, die nach vollständig erhaltenen Originalanzügen gezeichnet wurden.

Immerhin ist es äusserst dankenswert, dass der Verfasser auch die altkarelischen Trachten zur Anschauung bringt. Finnische Volkstrachten sind fast gar nicht publiziert. Topelius brachte vor 60—70 Jahren in einem Prachtwerk über Finnland einige Brustbilder von Typen in Zeichnung; ausserdem erschien eine farbige Tafel eines finnischen Paares in recht guter Wiedergabe in dem Prachtwerk von F. de Pauli, St. Petersburg 1862, — das ist Alles, was über diesen Gegenstand aufzufinden ist.

Julie Schlemm.

Irle, J., Die Herero. Ein Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde. Mit 56 Illustrationen und 1 Karte. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1906. VIII u. 352 S.

Von Interesse für den Ethnologen ist hauptsächlich der zweite Abschnitt „Das Volk der Herero“ (S. 49—224), während der erste Abschnitt eine kurze Beschreibung der Beschaffenheit des Landes, des Klimas, der Flora und Fauna und der Schlussteil des Buches (S. 225—347) eine ausführliche Geschichte der Mission im Hererolande enthält. Die Literatur über die Herero ist bereits ziemlich beträchtlich; Hahn, Büttner, Schinz. Brincker, Dannert, Viehe usw. haben mehr oder weniger ausführliche Berichte über das interessante Volk geliefert, und neuerdings haben Kohler, Meyer und Dannert das Recht und die Wirtschaft der Herero zum Gegenstand von Spezialuntersuchungen gemacht. Trotzdem ist noch vieles unklar, und jeder Beitrag, der unsere Kenntnis erweitert, ist daher mit Dank zu begrüssen. Das vorliegende Buch enthält nun eine ganze Reihe von Bereicherungen unseres Wissens, die um so wertvoller sind, als der Verfasser in seiner langjährigen Tätigkeit als Missionar Gelegenheit hatte, die Herero genau kennen zu lernen.

Es ist überhaupt dankbar anzuerkennen, dass die Missionare, die durch ihren Beruf darauf angewiesen sind, sich mit dem Leben und der Gedankenwelt der Eingeborenen vertraut zu machen, und die zugleich die einzigen sind, die wirklich lange Zeit ununterbrochen mit ihnen zusammenleben, mehr und mehr anfangen, ihre Erfahrungen den Ethnologen zugänglich zu machen. Leider steht ihnen nicht immer der genügende Raum zur Verfügung, um alles niederzuschreiben, was sie wissen; auch der Verfasser dieses Buches muss an mehreren Stellen auf eine detaillierte Beschreibung verzichten, sehr zum Schaden der Wissenschaft. Hoffentlich kann er diese notgedrungene Unterlassung an anderem Orte wieder gut machen.

Dass der Verfasser für die Herero, unter denen er solange gelebt hat, eine gewisse Vorliebe hat, kann man ihm nicht verdenken; dass aber seine Liebe nicht blind ist, sieht man aus der Schilderung des Charakters der Herero, in der die Schatten keineswegs fehlen. Recht hat er aber ohne Zweifel, wenn er manche Vorwürfe, die den Herero gemacht sind, zurückweist und aus ungenügender Kenntnis der Denkweise und Sitten der Eingeborenen erklärt.

Das Buch enthält, wie gesagt, vieles neue; ich erwähne z. B. die Beschreibung der Hochzeitsfeier, die Aufzählung der verschiedenen Opfer und die Schilderung der Opferriten, ferner die Abschnitte über die Gebräuche bei der Geburt, der Namengebung, bei Zwillingsgeburten, die Zeremonien bei der Mannbarkeitserklärung (Beschneidung, Zahn-

ausschlagen und Zahnfeilung), die Sagen über den Ursprung der einzelnen Omaanda: alles Kapitel, die unsere Kenntnisse wesentlich bereichern. In Einzelheiten widersprechen die Angaben des Verfassers zuweilen denen anderer Autoren. So sagt er z. B. (S. 109): „Der Werfteigentümer .... wohnt in seinem eigenen Pontok," während Schinz und Viehe übereinstimmend angeben, dass der Mann kein eigenes Haus hat, sondern sich im Hause einer seiner Frauen aufhält. Die oupanga, die Schinz und andere als Weibergemeinschaft aufgefasst haben, erklärt er — hier in Übereinstimmung mit Viehe — für einen Freundschaftsbund zweier Leute zur gegenseitigen Hilfeleistung mit ihrem Eigentum; da hierzu auch die Weiber gehören, so kann gelegentlich auch eine Weibergemeinschaft entstehen. Mit dem Namen otjia bezeichnet Irle die Gesamtheit der „heiligen Dinge" der Herero, nämlich die Feuerhölzer (ozondume), mit denen das heilige Feuer angezündet wird, und die Ahnenstäbe (ozohongue), alles zusammen mit heiligen Fleischteilen umwickelt. Bisher hat man aber unter otjia lediglich das Unterholz des Feuerbohrers verstanden. Die Stelle (S. 79f.) ist bei Irle nicht ganz klar. Ich führe diese Einzelheiten an, um auf sie aufmerksam zu machen, und in der Hoffnung, dass die Widersprüche von berufener Seite gelöst werden. Es bedarf überhaupt noch manches näherer Untersuchung, so z. B. die soziale Gliederung in Omaanda und Otuzo, deren Wesen, Ursprung und gegenseitiges Verhältnis noch immer nicht ganz klar sind. Jetzt, wo durch den unheilvollen Krieg die Herero fast vernichtet, alle sozialen Verbände zerstört sind, kann man Aufklärung nur von den Männern erwarten, die das Volk auf seiner Höhe gekannt haben, wie der Verfasser dieses Buches, das daher immer eine wertvolle Quelle bleiben wird. Zu erwähnen ist noch, dass auch die Bergdamara und die Buschmänner in zwei kurzen Kapiteln behandelt werden. Ein Namen- und Sachregister erleichtert die Benutzung des Buches.

B. Ankermann.

Ephraim, Dr. Hugo, Über die Entwicklung der Webetechnik und ihre Verbreitung ausserhalb Europas. Mitteilungen aus dem Städtischen Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Band I Heft 1. Mit 57 Abbildungen. Leipzig 1905. S. 72.

In der vorliegenden Abhandlung, mit welcher das Städtische Museum für Völkerkunde zu Leipzig seine Mitteilungen eröffnet, hat der Verfasser es sich zum Ziele gesetzt, eine Untersuchung der Webetechnik vom ethnographischen Standpunkte aus zu geben.

Auf einen ersten kurzen Abschnitt („die Grundprinzipien der Weberei"), in welchem vor allem die in der modernen Weberei übliche Terminologie festgestellt wird, folgen drei weitere Abschnitte: über den Entwicklungsgang der Webetechnik, über die Verbreitung der Webetechnik ausserhalb Europas und über die Ergebnisse. Eine „Karte zur Entwicklung der Webetechnik" ist dem ganzen angefügt worden.

Ein Vorzug der vorliegenden Arbeit ist es, dass sie einen guten Einblick in die Hauptprinzipien der modernen Weberei gewährt und dem Ethnologen eine kurze Terminologie der Weberei an die Hand gibt, aber das, was wir von einer „Untersuchung der Webetechnik vom ethnographischen Standpunkte aus" erwarten, eine genaue kritische Detailverarbeitung des in unseren Museen vorhandenen einschlägigen Materials, finden wir in ihr keineswegs. Zur Lösung der einschlägigen Fragen kann es keineswegs genügen, Erklärungen der schon irgendwo veröffentlichten Webstühle zu geben, zumal wenn es sich um Zitate aus so allgemein gehaltenen Schriften wie Schurtz, Urgeschichte der Kultur, Reuleaux, Aus Kunst und Welt, und anderen mehr handelt. Rekronstuktionen, wie die in Abb. 12 und 13, nach Buschan und Heierli wiedergegebenen, sind in dem gegebenen Zusammenhange überhaupt wertlos. Zu einer Untersuchung der Entwicklung der Webetechnik hätten notwendigerweise auch die Resultate der genauen Verarbeitung der in unseren Museen vorhandenen Gewebe selbst herangezogen werden müssen.

Aus diesen allgemeinen methodischen Bedenken ergibt sich die Bewertung der einzelnen Teile der Abhandlung von selbst. „Den Schutz gegen die Aussenwelt durch Bauwerk," heisst es auf Seite 6, „musste sich der Mensch verschaffen, wo ihm die Natur keinen solchen in Gestalt von hohlen Bäumen, Erd- oder Felshöhlen usw. darbot oder wo

ihm dieser nicht mehr genügte. Jetzt war er gezwungen, „Stoffeinheiten zusammenzufügen,“ und er baute sich den Zaun und die Hecke, sei es nun, dass diese dazu dienten, ihn gegen feindliche Tiere und Menschen zu schützen, ihm als Windschirm das köstliche Gut des Feuers zu bewahren oder als Seitenwände das Dach des einfachen Hauses zu tragen.“ Wieviel konkretes Material müsste herbeigeschafft werden, um diese allgemeinen, aus der Phantasie rein deduktiv hergeleiteten Behauptungen zu widerlegen oder zu begründen.

Als das Charakteristikum der Weberei gegenüber der Flechterei bezeichnet Verfasser die mechanische Fachbildung. Eine genaue Begründung dieser Abgrenzung beider Begriffe voneinander, mithin einige Aufschlüsse über den Übergang der Flechterei zur Weberei oder, richtiger, über die verschiedenen Übergänge zwischen beiden, wären als „Ergebnisse“ willkommener gewesen als die vagen Hinweise auf „die grosse Frage nach der Verwandtschaft der Völker im Osten und Westen des Stillen Ozeans, das Problem einer grossen gelben Rasse“ oder „die Zusammengehörigkeit der negroiden Bevölkerung im Osten und Westen.“ Max Schmidt.

Outes, F., La edad de la piedra en Patagonia. Buenos Ayres 1905. Anales del museo nacional de Buenos Ayres, Tomo XII (ser. 3a, t. 5).

Eine vorzüglich ausgestattete Publikation, die das gesamte prähistorische Material der südlichsten Gegenden Amerikas kritisch verarbeitet zur Darstellung bringt und durch vergleichende Exkurse auch für europäische Prähistorik von Bedeutung ist. Ein einfaches Referat vermag natürlich dem reichen Inhalt nicht gerecht zu werden. Nach ausführlicher Darstellung der geologischen und faunistischen Verhältnisse Patagoniens bespricht der Verfasser zunächst den vorgeschichtlichen und gegenwärtigen Menschen jener Gegenden selbst unter Berücksichtigung der gesamten Literatur. Er betont die Nichtautochthonie dieser Südstämme, wobei es freilich unentschieden bleibt, inwieweit das auch für den paläolithischen Menschen gilt, der uns hier keine Knochenreste, sondern nur Steinartefakte hinterlassen hat. Für die neolithische Periode wird die gleichzeitige Existenz einer langköpfigen und einer kurzköpfigen Bevölkerung festgestellt, deren Grenze etwa der 41. Breitengrad bildet. Erstere soll aus Nordosten, letztere aus Nordwesten eingewandert sein. Die auf tieferer Kulturstufe stehenden Brachycephalen des Südens haben auf ihren Raubzügen zahlreiche fremde nördliche Elemente in sich aufgenommen und dadurch Mischformen hervorgebracht (meso- und subdolichocephale Typen). Auch die Ona des Feuerlands, die sprachlich eng mit den Patagoniern zusammenhängen, sind als solche Mischungen zu betrachten. Ob diese etwas künstliche Konstruktion richtig ist, lässt sich aus den wenigen somatologischen Angaben, die der Verfasser beibringt, nicht beurteilen, ist auch ziemlich nebensächlich wegen der allen kraniologischen Bestimmungen von Natur anhaftenden Unzuverlässigkeit.

An paläolithischen Lagern sind bisher acht gefunden, alle an der atlantischen Küste zwischen 43° 45′ und 49° 50′ südlicher Breite. Davon gehören sechs einem auf der Hochebene von äolischen Ablagerungen überdeckt, während zwei am Rio Chubut und Rio Chico sich in Taleinschnitten befinden, in die sie nur von oben hineingelangt sein können. Sie gehören alle derselben Epoche an und erinnern ihrer Form nach an die Typen von St. Acheul (n. Mortillet), sind aber jünger als diese. Ähnlich sind sie auch den entsprechenden Funden aus Ägypten, Algier, Tunis und endlich den sog. Trentonfunden Nordamerikas. Es handelt sich im wesentlichen um rohe elliptische Schaber und messerförmige Splitter aus Silex, Basalt und Jaspis. Weit reichhaltiger sind die neolithischen Reste. Sie liegen oberflächlich an der Küste an Flussmündungen und den Seen des Innern, sogenannte Paraderos bildend. Permanente Stationen tragen oft den Charakter der „Kjoekkenmoeddinger“, indem sie mit Resten von Wirbeltieren, Lama, Strauss, Otter, sowie Mollusken vermischt sind. Die Dimensionen dieser Haufen schwanken in der Länge von zwischen 10 und 150 *m*. Andere trifft man in Höhlen und an alten Begräbnisplätzen. Die Hauptmasse des Materials lieferte das Rio Negro- und Chubutgebiet, das atlantische Litoral und die Seen Colhué Huapi und Lago Musters. Die Typen umfassen Splitter, Schaber, Sägen, Bohrer, Kratzer, Pfeil- und Speerspitzen, dar-

unter kunstvoll gezähnelte Harpunen, Mahlsteine, Bolas und eigentümlich durchbohrte Rundscheiben, die teils als Keulenknäufe nach Art der kalifornischen und ozeanischen, teils als Webegewichte aufzufassen sind.

Sehr merkwürdige Formen liefern die Doppeläxte, in denen man mit Unrecht Zeremonial- oder Votivobjekte hat sehen wollen. Ihr araukauischer Ursprung ist sehr wahrscheinlich, da sie in den Traditionen dieses Volks oft erwähnt werden. Die Tabakspfeifen erinnern ganz an die der nordamerikanischen Mounds. In der Neuzeit bildete man die alten Steinformen in Holz nach.

Das Material der Steinartefakte ist Silex, Jaspis, Basalt, versteinertes Holz, Porphyr, Granit, Diorit, Chalcedon. Werkstätten sind am Rio Chubut gefunden. Warum die Durchbohrung mancher Stücke, wie der Verfasser meint, nur mittels Metallwerkzeuge sollte möglich gewesen sein, ist vollkommen unerfindlich. Die Funde sind sicher nicht gleichaltrig, doch lassen sich bestimmte Epochen nicht bestimmen. Immerhin ist der Gesamtcharakter ziemlich einheitlich und unterscheidet sich scharf von dem der nördlich des 36. Grades südlicher Breite vorkommenden Formen Ähnlichkeiten bestehen mit Funden in Uruguay, Südbrasilien, Chile, Mexiko und der Westküste Nordamerikas.

Reiche Literaturangaben, ein sehr ausführlicher Index und die archäologische Karte erhöhen die Brauchbarkeit dieses ausgezeichneten Werkes. P. Ehrenreich.

Schneider, Prof. Dr. O., Muschelgeld-Studien. Nach dem hinterlassenen Manuskript bearbeitet von Carl Ribbe. Herausgegeben vom Verein für Erdkunde zu Dresden. Kommissionsverlag von Ernst Engelmanns Nachf. Dresden 1905. 8°.

Schneiders Werk stellt eine Materialsammlung dar, welche für alle Studien über die anfänglichen Entwicklungsstufen des Geldes von bleibendem Wert sein wird. Dass Verfasser gerade die Muschel als Wertträger herausgriff, ist durch seinen eigentlichen Berufszweig, die Zoologie, zu erklären. Die vorliegenden Studien sind nun vorzugsweise in der Methode gehalten, dass sie die Gegenstände, welche als Tauschartikel, Wertmesser und Geld dienen, möglichst genau beschreiben und ihre Gewinnung und Herstellung, etwa auch die Art ihrer Aufbewahrung schildern. Diese ethnographische Morphologie, wie ich sie nennen möchte, ist natürlich nicht unwichtig, aber sie kann uns nicht helfen, das Funktionelle an den Objekten zu erkennen; dienen doch ganz gleich aussehende Schnüre mit Muschelscheibchen z. B. hier ausschliesslich als Tauschmittel, dort ausschliesslich als Schmuck. Nun bringt Verfasser allerdings auch Wertgleichungen, um ersichtlich zu machen, was und wieviel gegen bestimmte Objekte eingetauscht wird oder wurde. Aber auch diese Wertgleichungen, so erwünscht und wichtig sie sind, sagen selbstverständlich noch nichts darüber aus, ob der Gegenstand, um den es sich handelt, als blosses Tauschmittel, als Wertmesser oder als wirkliches Geld funktionierte. In Untersuchungen darüber liess sich Verfasser überhaupt nicht ein. Darin liegt kein Vorwurf. Allein wünschenswert wäre es gewesen, wenn reicheres Material über diesen Punkt beigebracht worden wäre und — so weit natürlich das, wie ich gern zugestehe, spärliche Beobachtungsmaterial darüber es gestattet — ausführlichere Beschreibungen der Beantwortung der Fragen gewidmet worden wären: ob bestimmte Gegenstände nur vorzugsweise gegen andere getauscht werden, ob sie nur selten effektiv getauscht und bloss als Massstab für die Bewertungen beim Tausch verwendet werden, ob sie wirklich bloss eingetauscht werden, um Werte zum Einkauf anderer wirtschaftlicher Güter zu gewinnen, ob sie irgend eine gesellschaftliche oder staatliche Anerkennung in irgend einer Form tragen usw. Aber auch so, wie es ist, können wir dem Verf. für das reiche Material dankbar sein und auch dem Bearbeiter des nachgelassenen Manuskripts, der das Buch noch mit seinen Reiseerfahrungen bereichert hat, Herrn Ribbe.

R. Thurnwald.

IV. Eingänge für die Bibliothek.[1]

---

1. Brandenburg, E., Neue Untersuchungen im Gebiet der Phrygischen Felsenfassaden. München: K. B. Akad. d. Wissensch. 1906. 4⁰. (Aus: Abhandl. d. K. B. Akad. d. Wiss. III. Kl. XXIII. Bd. III. Abt.)
2. Rutot, A., Éolithes et Pseudo-Éolithes. Bruxelles 1906. 8⁰. (Aus: Mémoires de la Société d'anthropologie de Bruxelles, Tom. XXV.)
3. Rutot, A., Géologie et préhistoire. — Essai de comparaison entre la série glaciaire du professeur A. Penck et les divisions du tertiaire supérieur et du quaternaire de la Belgique et du Nord de la France. Bruxelles 1906. 8⁰. (Aus: Bulletin de la Société Belge de Géolog. Tom. XX.)
4. Zschiesche, Neolithisches Grab mit Muschelschmuck aus Spoudylus-Schalen (Steiger bei Erfurt). o. O. u. J. 8⁰.
5. Morselli, Enrico, Cesare Lombroso e l'antropologia generale. Torino 1906. 8⁰. (Aus: L'opera di Cesare Lombroso nella Scienza e nelle sue applicazioni.)
6. Hausmann, R., Ein Bronze-Depotfund mit einer römischen Bronzelampe, gefunden zu Kawwast bei Dorpat. Riga 1905. 8⁰. (Aus: Sitzungsber. d. Gesellsch. f. Gesch. u. Altertumsk. d. Ostseeprov. Russlands.)
7. Stołyhwo, K. [Polnisch], Les crânes de Jackowica. Warszawa 1905. 8⁰. (Aus: Światowit VI.)
8. Moore, Clarence B., Certain aboriginal mounds of the Georgia coast. Inhumation and Incineration in Europe by the Marquis de Nadaillac. Philadelphia: P. C. Stockhausen 1897. 4⁰. (Aus: Journ. of the Acad. of Nat. Sciences of Philadelphia, Vol. XI.)
9. Moore, Clarence B., Certain aboriginal remains of the Alabama river. Philadelphia: P. C. Stockhausen 1899. 4⁰. (Aus: Journ. of the Acad. of Nat. Sciences of Philadelphia, Vol. XI.)
10. Moore, Clarence B, Certain antiquities of the Florida West-coast. Philadelphia: P. C. Stockhausen 1900. 4⁰. (Aus: Journ. of the Acad. of Nat. Sciences of Philadelphia, Vol. XI.)
11. Moore, Clarence B., Certain aboriginal remains of the Northwest Florida coast, Part I. — Certain aboriginal remains of the Tombigbee river. Philadelphia: P. C. Stockhausen 1901. 4⁰. (Aus: Journ. of the Acad. of Nat. Sciences of Philadelphia, Vol. XI.)
12. Moore, Clarence B., Certain aboriginal remains of the Northwest Florida coast, Philadelphia: P. C. Stockhausen 1902. 4⁰. (Aus: Journ. of the Acad. of Nat. Sciences of Philadelphia, Vol. XII.)
13. Moore, Clarence B., Certain aboriginal mounds of the Florida Central West-coast. — Certain aboriginal mounds of the Apalachicola river. Philadelphia: P. C. Stockhausen 1903. 4⁰. (Aus: Journ. of the Acad. of Nat. Sciences of Philadelphia, Vol. XII.)

---

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechungen der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

14. Moore, Clarence B. ... Discussion as to copper from the mounds. o. O. 1903. 8°. (Aus: American Anthropologist, Vol. 5)
15. Moore, Clarence B., Aboriginal urn-burial in the United States. Lancaster, Pa., U. S. A. 1904. 8°. (Aus: American Anthropologist, Vol. 6.)
16. Moore, Clarence B., Certain aboriginal remains of the Black Warrior river. — Certain aboriginal remains of the Lower Tombigbee river. — Certain aboriginal remains of Mobile Bay and Mississippi Sound. Miscellaneous investigation in Florida. Philadelphia: P. C. Stockhausen 1904. 8°. (Aus: Journ. of the Acad. of Nat Sciences of Philadelphia, Vol. XIII.)
17. Lehmann-Nitsche, Robert, Paläoanthropologie. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1906. 4°. (Aus: Globus, Bd. LXXXIX.)
18. Behlen, H., Eine neue Nachgrabung vor der Steedener Höhle Wildscheuer nebst einem Exkurs über die diluvialen Höhlenablagerungen im allgemeinen. o. O. u. J. 8°. (Aus: Annalen des Ver. f. Nassauische Altertumsk. u. Geschichtsforsch. Bd. XXXV.)
19. Buschan, Georg, Primitive Zeichnungen von Kindern und Wilden. Frankfurt a. M.: H. Bechhold 1906. 8°. (Aus: „Die Umschau", Jahrg. X.)

Nr. 1—19 Gesch. d. Verf.

20. Memoirs of the Asiatic Society of Bengal. Calcutta: The Asiatic Society 1905. 4°. Vol. No. 1—9. V. d. Asiatic Society.
21. Brücke, Ernst, Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt. Wien: W. Braumüller 1891. 8°. Gesch. d. Hrn. Prof. Virchow.
22. Duval, Mathias, Grundriss der Anatomie für Künstler. Herausgegeben von Prof. Dr. med. F. Neelsen. Stuttgart: F. Enke 1890. 8°. Gesch. d. Hrn. Prof. Virchow.
23. Seton-Karr, Heywood Walter, Flint implements of the Fayum, Egypt. Washington: Gov. Pr. 1906. 8°. (Aus: Report of the U. S. Nat. Mus. for 1904.) V. Nat. Mus. Washington.
24. Casanowicz, Immanuel M., The S. S. Howland collection of buddhist religions art in the National Museum. Washington: Gov. Pr. 1906. 8°. (Aus: Rep. of the N. S. Nat. Mus. for 1904.) V. Nat. Mus. Washington.
25. Sears, John Henry, The physical geography, geology, mineralogy and paleontology of Essex county, Massachusetts. Salem, Mass.: Essex Institute 1905. 4°. V. Essex Institut.
26. Verslag over het jaar 1905. Museum voor land- en volkenkunde en Maritiemmuseum „Prinz Hendrik" te Rotterdam. Rotterdam 1906. 8°. V. Museum v. L. en V.
27. Clio cantans. Festlieder der Historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt zu Bromberg 1880—1905. Bromberg 1905. 8°. V. d. Hist. Gesellschaft.
28. Jochelson-Brodsky, Dina, Zur Topographie des weiblichen Körpers nordostsibirischer Völker. Braunschweig 1906. 4°. (Aus dem Anthropologischen Inst. der Univ. Zürich.) Gesch. d. Hrn. Prof. R Martin.
29. Schmidt, E., Geschichte der Historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt zu Bromberg während der ersten 25 Jahre 1880—1905. Posen: Hist. Gesellsch. f. d. Prov. Posen 1905. 8°. (Aus: Hist. Monatsblätter f. d. Prov. Posen, Jahrg. VI.) V. d. Hist. Gesellschaft.
30. Stein, Ludwig, Die Anfänge der menschlichen Kultur. Leipzig: B. G. Teubner 1906. 8°. (Aus: Natur und Geisteswelt, Bd. 93.) Vom Verleger.
31. Pessler, Willi, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1906. 8°. Vom Verleger.
32. Atuagagdliutit 1901—1902. o. O. 1901—1902. 4°.
33. Káumatisiutit 1904. o. O. 1904. 8°.
34. Vibaek, Paul, Contributions to the Study of the Eskimo language in Greenland. Copenhagen 1905. 8°. (Aus: „Meddelelser om Grönland". Vol. XXXIII.)

Nr. 32—34 Gesch. d. Hrn. Prof. H. Virchow.

35. Forrer, R., und H. Messikommer, Prähistorische Varia aus dem Unterhaltungsblatt für Freunde der Altertumskunde Antiqua ... II. durchgesehene Auflage. Zürich 1889. 8°.

36. Forrer, R., Mein Besuch in El Achmim. Strassburg i. E.: F. Schlesier 1895. 8°.
37. Forrer, R., Über Höhlenwohnungen, Donneräxte, Erdwälle und Hexensitze im Grauftal. Strassburg i. E.: Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt 1899. 8°.
38. Forrer, R., Les imprimeurs de Tissus dans leurs relations historiques et artistiques avec les corporations. Strassburg 1898. 8°.
39. Forrer, R., Neues zur Baugeschichte des romanischen Odilienklosters. Strassburg 1901. 2°. (Aus: „Der Elsässer", Jahrg. 17 Nr. 37.)
40. Forrer, R., Alt-Elsässische Bauern-Ellen. Strassburg: Noiriel (Staat) 1901. 4°. (Aus: Illust. Elsäss. Rundschau, Jahrg. III.)
41. Forrer, R, Alt-Elsässische Fassriegel. Strassburg: Noiriel (Staat) 1901. 4°. (Aus: Illust. Elsäss. Rundschau, Jahrg. III.)
42. Thierry-Mieg, Aug., Note sur le mur celtique de Sainte-Odile et les découvertes du Dr. R. Forrer. Mulhouse 1901. 8°. (Aus: Bull. de la Soc. Industr. de Mulhouse.)
43. Katalog der Ausstellung von Waffen und Militär-Kostümen. I. Teil. Strassburg 1903. 8°.
44. Katalog. Strassburger historische Schmuck-Ausstellung im alten Rohanschloss. Strassburg 1904. 8°.

Nr. 35—44 Gesch. d. Hrn. Dr. Forrer.

45. Duckworth, W. L. H, Morphology and Anthropology. Cambridge 1904. 8°. Angekauft.
46. Lissauer, Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Kultur. Berlin: C. Habel 1873. 8°. (Aus: Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge von Rud. Virchow und Fr. v Holtzendorff. Serie VIII 189.) Gesch. d. Hrn. Dr. Traeger.
47. Hrdlicka, Ales, Brains and brain preservatives Washington: Gov. Print. Office 1906. 8°. (Aus: Proceed. of the United States Nat. Mus. Vol. XXX.) V. Nat. Mus. Washington.
48. Beiträge zur Altmärkischen Landes- und Volkskunde 4—5 nebst Beiblätter. Stendal 1901—1902. 8°. Im Austausch.
49. Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark, Bd. II 1—3. Stendal 1905—1906. 8°. Im Austausch.
50. Le Monde Oriental, Archives pour l'histoire et l'ethnographie, les langues et littératures, religions et traditions de l'Europe orientale et de l'Asie. Uppsala: Akadem. Bokhandeln (C. J. Lundström). Leipzig: O. Harrassowitz ... o. J. 8°. Vol. I Fasc. 1. Im Austausch.
51. Notes et Memoires des Institus Solvay. Bruxelles et Leipzig: Misch et Thron 1906. 8°. Fasc. 2—5. Im Austausch.
52. Mecklenburg, Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg. Schwerin: Bärensprung 1906. 8°. Jahrg. 1 Nr. 2. Gesch. d. Hrn. Prof. Beltz.
53. Noti, Severin, Das Fürstentum Sardhana ... Freiburg i. Breisgau: Herder 1906. 8°. Vom Verleger.
54. Polites, N. S., *Γαμηλια συμβολα*. Athen 1906. 8°. (Aus: *Επετηρις του εθν. πανεπιστημιου*.)
55. Lehmann-Nitsche, Robert, Märchen der argentinischen Indianer. Berlin 1906. 8°. (Aus: Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde.)
56. Bandelier, Adolph F., Aboriginal myths and traditions concerning the island of Titicaca Bolivia. o. O. 1904. 8°. (Aus: American Anthropologist, vol. 6.)
57. Andree, Richard, Der Ursprung der amerikanischen Kulturen. Ein Überblick. Wien. 1905. 8°. (Aus: Anthropolog. Gesellsch.)
58. Weissenburg, S., Anthropometrische Prinzipien und Methoden. o. O. 1906. 4°. (Aus: Globus Bd. LXXXIX.)

(Abgeschlossen den 21. Juli 1906.)

Alfred Maass: Die primitive Kunst der Mentawai-Insulaner.

Alfred Maass: Die primitive Kunst der Mentawai-Insulaner.

Alfred Maass: Die primitive Kunst der Mentawai-Insulaner.

I. Abhandlungen und Vorträge.

---

1. Dritter Bericht über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten.

Erstattet auf der 37. allgemeinen Versammlung in Görlitz
am 6. August 1906

von

A. **Lissauer**-Berlin.

Zu der Typenkarte der Lappenäxte, welche ich Ihnen hier vorlege, haben ausser den in den früheren Berichten schon erwähnten Mitarbeitern die folgenden Herren Beiträge geliefert: Bracht-Dresden, Diviš-Pardubitz, Domečka-Königgrätz, Krüger-Trier, Pusch-Meiningen, Roger-Augsburg, Strnud-Pilsen und Traber-Donauwörth. Es ist dadurch das Netz unserer Beobachtungsstationen wiederum etwas dichter und die Karte genauer geworden. Allen Mitarbeitern sei im Namen der Zentral-Kommission der wärmste Dank ausgesprochen und die Bitte ans Herz gelegt, die uns gestellte Aufgabe nach wie vor durch ihre Unterstützung zu fördern.

Wenn ich heute Ihnen nur die Typenkarte der Lappenäxte vorlegen kann, so liegt der Grund in der grossen Zahl der Funde, welche typologisch und kartographisch zu bewältigen waren. Gerade bei dieser Karte hat sich die Notwendigkeit herausgestellt, die Beiträge durch kleine, noch so einfache Zeichnungen zu ergänzen, da die Unterscheidung der einzelnen Typen erst nach Übersicht des gesamten Materials möglich ist. Die meisten Mitarbeiter haben dieser kleinen Mühe sich auch stets unterzogen, — ein kleiner Teil musste nachträglich darum ersucht werden. Es ergeht daher die dringende Bitte an alle, in Zukunft stets eine kleine Abbildung des gemeldeten Fundes dem Berichte beizugeben.

Um laut gewordenen Missverständnissen fernerhin vorzubeugen, sei es mir hier gestattet, nochmals kurz den Zweck dieser Typenkarten anzugeben. Sie sollen nur auf einen Blick dartun, welche Verbindungen die ehemaligen Bewohner Deutschlands mit dem Auslande und untereinander unterhalten haben und welche Grenzen dem Verkehr damals gesteckt waren; sie sollen ferner auf einen Blick dartun, ob und wo die prä-

historischen Bewohner unseres Vaterlandes eine eigene Industrie erzeugt haben, sei es dass sie importierte Formen hier umgestaltet oder dass sie ganz neue Formen selbständig geschaffen haben. Dass dadurch viele Fundstücke zum ersten Mal bekannt werden, dass die Fundnotizen auch eine relative chronologische Bestimmung der Typen ermöglichen, ist nur ein sekundärer Nutzen, den diese Karten haben. Wer aber eine vollständige Inventarisierung aller gleichen Funde und eine absolute chronologische Bestimmung derselben von den Typenkarten verlangt, der stellt ihnen eine Aufgabe, deren Lösung weder von der Zentral-Kommission beabsichtigt wird, noch überhaupt mit den verfügbaren Kräften zu erreichen ist. Wir werden daher nur solche Nachträge veröffentlichen, welche geeignet sind, das Bild der Karte wesentlich zu verändern.

Es eignen sich überhaupt nur solche Gegenstände zur kartographischen Darstellung, welche in geographisch begrenzten Gebieten verschiedene Formen zeigen, nicht solche, welche überall in gleicher Form auftreten und nicht solche, welche überhaupt nur selten gefunden werden.

Zu den im Ersten Bericht S. 539 und im Zweiten Bericht S. 794 angeführten Abkürzungen kommt noch die folgende hinzu:

L. = Lappen.

Die Typenkarte der Lappenäxte.

(Hache à ailerons Mortillet. Winged celts oder Palstave Evans.)

(Hierzu die Kartenbeilage.)

Bei dem „böhmischen“ Typus der Absatzäxte (Fig. 1) musste man bald die Erfahrung machen, dass der Stiel der Axt wesentlich durch die in der Mitte der Axt verbreiterten Randleisten festgehalten wurde, dass es dazu des spitzen oder herzförmigen Absatzes gar nicht bedurfte. Indem man die Verbindung beider umgeschlagenen Leisten trennte, erhielt man

Fig. 1 Fig. 2 Fig. 3 Fig. 4

zwei seitliche selbständige Lappen (Fig. 2), welche genügten, den Stiel mit der Axt fest zu verbinden, so dass man oberhalb und unterhalb derselben die erhöhten Leistenränder fortlassen konnte. Die Übergänge von der böhmischen Absatzaxt zu der Lappenaxt mit mittelständigen Lappen sind daher leicht daran zu erkennen, dass die erhöhten Ränder noch teilweise erhalten, während die Lappen bereits ganz ausgebildet sind (Fig. 3).

Bei der vollständig entwickelten Form der Lappenaxt zeigen die Lappen weder nach unten noch oben eine Fortsetzung (Fig. 4). Dagegen zeigen sie oft eine andere Reminiscenz an die Absatzäxte dadurch, dass sie einen schwach ausgebildeten Absatz beibehalten haben, offenbar um eine grössere Sicherheit für die Schäftung des Stiels zu gewinnen, als durch die Lappen allein zu erreichen war. Montelius nennt diese Formen daher bezeichnend: Haches à ailerons et à talons rudimentaires. Diese Absätze sind aber niemals so tief, wie wir dies bei den Absatzäxten kennen gelernt haben. Am häufigsten findet sich die Verbindung der Lappen mit einem bogenförmigen Absatz (Fig. 5) = a, seltener mit einem geradlinigen (Fig. 6) = a^1, noch seltener ist der Absatz mehr spitz-herzförmig (Fig. 7) = a^2. — Im übrigen geschah die Schäftung ganz so wie bei den Absatzäxten.

a

Fig. 5

a1

Fig. 6

a2

Fig. 7

Fig. 8

Fig. 9

Fig. 10

Fig. 11

Fig. 12

Die Lappen selbst wurden wie bei den Randäxten zuerst als aufgerichtete Seitenränder gegossen und erst zum Gebrauch nach innen umgehämmert. Sie haben verschiedene Form und Grösse. Bald sind sie ganz schmal (Fig. 8), bald breit (Fig. 9) und nicht selten so breit, dass sie sich berühren und eine Art Tasche bilden (Fig. 10), Pocketform der Engländer. — Gewöhnlich sind sie bogenförmig (Fig. 9), selten mehr gerade (Fig. 11) und noch seltener annähernd dreieckig (Fig. 12). —

Die Bahn ist meistens gerade (Fig. 13) = A, selten schwach konkav A^1 oder konvex A^2, noch seltener dachförmig = A^3. — Oft zeigt sie den italischen Ausschnitt (Fig. 14) entweder in der einfachen Gestalt von B oder derart, dass sich die beiden Enden der Bahn hakenförmig einander nähern = B^1 oder ganz berühren, so dass sie unter sich ein Loch einschliessen = B^2 oder endlich in der Form, dass sich die beiden Enden nach innen umrollen = B^3. Dagegen ist die Form C (Fig. 15) seltener.

Die Schneide variiert nur in derselben Breite wie bei den Absatzäxten (Fig. 16) = $\alpha\,\beta\,\gamma$.

Die Lappenäxte sind selten ornamentiert. Wenige Exemplare zeigen Gruppen von horizontalen oder gekreuzten Linien allein oder mit konzentrischen Kreisen dazwischen (Fig. 17).

Fig. 13 Fig. 14 Fig. 15 Fig. 16 Fig. 17

Die Form der Schmalseiten und der Stand der Lappen variieren je nach den verschiedenen Typen. Während bei den meisten Lappenäxten die Lappen in der Mitte der Gesamtlänge sich befinden, gibt es eine Reihe von Exemplaren, bei denen die Lappen oben am Bahnende angebracht sind. Wir unterscheiden demnach jene als mittelständige und diese als oberständige Typen. Endlich gibt es Äxte, bei denen die Lappen zwar oberhalb der Mitte stehen, aber nicht das Bahnende erreichen, — es sind dies Zwischenformen, welche sich wieder in verschiedenen Gebieten der Karte zu verschiedenen Typen entwickelt haben.

I. Die mittelständigen Lappenäxte = ▲ (Fig. 18).

Die Lappen stehen hier gewöhnlich so, dass ihre Mitte mit der Mitte der Axtlänge nahezu zusammenfällt; zuweilen jedoch stehen sie etwas höher, aber niemals so hoch, dass der untere Rand der Lappen oberhalb der Axtmitte liegt. Ist die Klinge wiederholt abgenutzt und angeschärft worden, so kommt es vor, dass die Lappen auch unterhalb der Mitte der Axt zu liegen kommen (Fig. 19). Die Schmalseiten sind gewöhnlich gestreckt wie Fig. 18, sehr oft aber laden sie in Höhe der Lappen etwas aus, um sich unterhalb derselben mehr oder weniger zu verjüngen (Fig. 20), selten sind sie in Höhe der Lappen eingezogen (Fig. 21). Wenige Exemplare (etwa 1 pCt.) besitzen auch eine seitliche Öse (Fig. 22). Die Lappen zeigen häufig einen bogenförmigen Absatz a (Fig. 22), sehr selten einen geradlinigen a^1 (Fig. 23).

Die mittelständige Lappenaxt ist weit verbreitet. Wir finden sie in Italien, Frankreich, der Schweiz, in Deutschland und Österreich-Ungarn häufig; sie fehlt aber ganz in Schweden, Dänemark und fast ganz in Schleswig-Holstein (wo nur einzelne Exemplare längs der Küste vorkommen), im nördlichen Hannover und nordwestlichen Mecklenburg, kurz in dem ganzen Gebiete, wo die nordischen Absatzäxte in so grosser Zahl gefunden werden.

Höchst interessant ist ein Vergleich der Karte der Absatzäxte (des zweiten Berichtes) mit der Karte der Lappenäxte. Während auf der ersteren das Fundgebiet der nordischen Absatzäxte ausserordentlich dicht besetzt ist und die Donauebene, auch in Süddeutschland, fast leer blieb, verhält es sich auf der Karte der Lappenäxte umgekehrt. Ungarn, Österreich, Bayern und Württemberg zeigen eine grosse Zahl von Fundorten, während die oben genannten nördlichen Gebiete ganz leer bleiben. Besonders scharf markiert sich die *Grenze* zwischen beiden Fundgebieten,

Fig. 18 Fig. 19 Fig. 20 Fig. 21 Fig. 22 Fig. 23

als sei dort der Verkehr plötzlich unterbrochen worden. Da nun gerade die benachbarten Länder vorzüglich untersucht und von unseren sorgfältigsten Forschern bearbeitet sind, da ferner, wie wir gleich sehen werden, beide Axttypen gleichzeitig sind, so ist es sehr wahrscheinlich, dass die Bewohner jenes nordischen Fundgebietes von ihren südlichen Nachbarn damals ganz abgeschlossen lebten.

Die Chronologie ist nämlich nach den Begleitfunden für beide Formen die gleiche. In den Gräbern und Depots werden die mittelständigen Lappenäxte zusammen gefunden sowohl mit westeuropäischen, norddeutschen und böhmischen Absatzäxten, wie mit Dolchklingen mit zwei Nieten, mit Schwertklingen, Nadeln mit geschwollenem Hals, mit Goldspiralen, massiven quergerippten Armbändern mit Endstollen, — d. i. dem Inventar der älteren Bronzezeit Montelius II, demselben, welches wir im zweiten Bericht S. 798 und 799 auch für die Zeit der Absatzäxte nachweisen konnten.

II. Die Zwischenformen.

Um der zu schnellen Abnutzung des Klingenteils der Axt vorzubeugen, musste man diesen zu verlängern suchen und rückte die Lappen nach und nach etwas höher. Es entwickelte sich so eine Zwischenform, bei welcher die Lappen erst oberhalb der Mitte der Axtlänge anfingen, aber noch nicht das Bahnende erreichten, so dass ein grösseres oder kleineres Stück der Klinge zwischen Bahn und Lappen frei blieb. Diese Entwicklung führte nun in Italien, in der Schweiz und in Österreich-Ungarn zu verschiedenen Typen, während der Charakter der Zwischenform allen gemeinsam blieb.

1. Die italische Zwischenform (Fig. 24).

Hache à ailerons et à talons rudimentaires Montelius.

In den Terramaren Italiens finden wir ausser den mittelständigen Lappenäxten eine schlanke Zwischenform (Fig. 24), bei welcher die Schmalseiten in Höhe der Lappen nach der Bahn zu divergieren. Unterhalb der Lappen verlaufen die Seiten ziemlich geschweift bis zur Schneide, während sie oberhalb derselben etwas absetzen und dann mehr oder weniger gestreckt bis zur Bahn hingehen. Die Schneide ist schwach bogenförmig, die Bahn hat gewöhnlich einen italischen Ausschnitt. Alle zeigen einen rudimentären geradlinigen Absatz, haben aber niemals eine Öse.

Fig. 24

Nach dem mir bekannt gewordenen Material tritt diese Zwischenform nur in den Terramaren auf; man könnte sie daher auch die Terramarenaxt nennen. Jedoch sind mir in den Beiträgen der Mitarbeiter drei Exemplare angegeben, welche nach den Abbildungen eine grosse Ähnlichkeit mit diesem Typus haben, obwohl sie nicht von Italien stammen. So besitzt das K. M. f. Völkerkunde in Berlin eine solche Axt aus Valencourt in Frankreich (Seine), das Paulus-Museum in Worms ein Exemplar aus Bingen und das Museum in Prag ein Exemplar von Šarka-Vokovice. Da diese drei Exemplare nur eine gewisse Ähnlichkeit mit den Terramareäxten besitzen, so habe ich sie nicht in die ohnehin sehr besetzte Karte eingetragen. —

2. Die Schweizer Zwischenform (Fig. 25) = ▼

In dem Pfahlbaugebiet der Schweiz und Süd-Frankreichs entwickelte sich eine zweite schlanke Zwischenform, bei welcher die Lappen in derselben Höhe wie bei der italischen verlaufen, die Schmalseiten aber fast parallel zu einander bleiben. Auch laden sie in Höhe der Lappen etwas aus und werden dadurch im Ganzen etwas geschweift (Fig. 25), — jedoch weniger in den eigentlichen Pfahlbauten (Fig. 26) als ausserhalb derselben. Sie haben fast stets eine Öse (80 pCt.) und häufig die Andeutung eines bogenförmigen (= a), selten eines geradlinigen (a^1) und noch seltener eines spitzwinkligen (a^2) Absatzes. Die Bahn zeigt oft einen italischen

Ausschnitt mit verschiedener Gestaltung der hakenförmigen Enden (Fig. 14), die Schneide ist gewöhnlich schwach bogenförmig.

Die meisten Äxte der Schweizer Pfahlbauten (70 pCt.) gehören nach Gross dieser Zwischenform an, man könnte sie daher auch die „Pfahlbauaxt“ nennen; jedoch kommt dieselbe auch ausserhalb der Pfahlbauten in Frankreich, den Rheinlanden und in Hessen vor, seltener in Thüringen, der Provinz Sachsen, Braunschweig, Hannover, Mecklenburg, Pommern bis nach Dänemark, vereinzelt auch in Bayern und Böhmen, wie dies die Karte lehrt. Sophus Müller erklärt die dänischen Exemplare mit Recht für importiert, — ein Beweis für das Eindringen südlicher Erzeugnisse in das Gebiet der nordischen Absatzäxte um diese Zeit.

Fig. 25 Fig. 26

Für die Zeitstellung können wir nur die Pfahlbauten und die Depotfunde, welche ziemlich miteinander übereinstimmen, benutzen.

Nicht nur sind diese Äxte sehr häufig mit Tüllenäxten zusammen gefunden worden, sondern einmal auch mit einem Antennenschwert, einmal mit einem Schwert vom Moeriger Typus, einmal mit einer Spiralplattenfibel, — dagegen nur einmal mit einer mittelständigen Lappenaxt und nur einmal mit einer „böhmischen“ Absatzaxt. Sie sind demnach entschieden jünger als die mittelständigen Lappenäxte und gehören wohl in die Periode III—IV Montelius.

3. Die österreichisch-ungarische Zwischenform (Fig. 27) = ▲

In Österreich-Ungarn entwickelte sich wiederum eine andere Zwischenform als in den westlichen Ländern. Auch hier wurden die Lappen ganz in die obere Hälfte hinaufgerückt, allein die Schmalseiten der Klinge laden in der Höhe der Lappen kräftig aus und ziehen sich unterhalb derselben allmählich ein, so dass sie im ganzen stark geschweift erscheinen. Sie haben fast stets einen rudimentären geradlinigen Absatz und fast niemals eine Öse. Die Bahn schneidet teils gerade ab, teils ist sie mit italischem Ausschnitt versehen, die Schneide ist meistens schwach bogenförmig.

Fig. 27

Sie sind mir hauptsächlich aus den Donauländern bekannt geworden, speziell aus Ungarn, Österreich und Bayern; jedoch kommen einige ähnliche Exemplare auch in Posen, Mecklenburg und Holstein vor. In Gräbern sind sie bisher nicht gefunden worden, sondern nur in Depots und in diesen hauptsächlich zusammen mit Tüllenäxten oder nach Beltz mit dem Inventar der IV. Periode Montelius. Demnach dürften sie ziemlich gleichzeitig sein mit der Schweizer Zwischenform.

4. Die Queraxt (Fig. 28) = ⊢

Zur Terminologie: Querbeilchen, Schumacher. Hache Troyon, Desor. Le tranchant se trouve placé dans le sens transversal, Gross. Les ailerons sont en sens inverse des ailerons des haches, Mortillet.

Der wesentliche Charakter dieser Äxte besteht darin, dass die Lappen, welche sich ebenfalls ganz in der oberen Hälfte befinden, ohne die Bahn zu erreichen, auf den Schmalseiten einander zugekehrt sind, d. i. quer zur Schneide und nicht wie bei allen andern Lappenäxten auf den Breitseiten der Axt d. i. parallel zur Schneide stehen. Sie zeigen zuweilen einen bogenförmigen rudimentären Absatz und öfter eine Öse. Die Bahn ist meist geradlinig, die Schneide schwach bogenförmig. Die Grösse der Äxte schwankt zwischen 6 und 14 *cm*, — grössere Exemplare sind nicht zu meiner Kenntnis gekommen.

Fig. 28

In einem Falle schliessen die Lappen taschenförmig zusammen und sind durch Gruppen von parallelen Linien schön verziert, ebenso wie die Breitseiten der Axt, welche in der Höhe der Lappen noch zwischen den Liniengruppen konzentrische Kreise,. zum Teil von kleinen Kreisen an der Peripherie umgeben, zeigen (Fig. 17).

Die Verbreitung dieser Äxte ist sehr begrenzt. Fast ein Viertel aller Exemplare stammt aus den Pfahlbauten der Alpenseen her, sie lassen sich aber auch das Rheintal hinab bis Bonn, westlich durch Frankreich bis nach der Bretagne, östlich durch Württemberg und Bayern bis nach Landshut und nördlich vereinzelt bis nach Hannover hin verfolgen, wie ein Blick auf die Karte lehrt. Aus Italien kennen wir nur einen Quermeissel aus der Lomellina bei Pavia (Montelius, Italie S. 187 Taf. 35 Fig. 6).

Ihre Zeit ist durch die oberständigen Lappenäxte des folgenden Typus, mit denen sie wiederholt zusammen gefunden wurden, bestimmt.

Die Queräxte dienten wahrscheinlich zu demselben Zweck, wie die Dechsel unserer Zimmerleute und Böttcher.

III. Die oberständigen Lappenäxte (Fig. 29) = ⏷

Um die Abnutzung des Klingenteils immer länger hinauszuschieben, wurden sowohl bei der schweizerischen wie bei der österreichisch-ungarischen Zwischenform die Lappen immer höher hinaufgerückt, so dass sie schliesslich am Bahnende der Axt angelangt sind und dadurch oberständig werden. Da sie sonst alle Merkmale der Bahn, der Schneide, des rudimentären Absatzes von den Äxten beibehalten, aus denen sie sich entwickelt haben, so gleichen sie diesen überhaupt und sind oft schwer von ihnen zu unterscheiden, wenn die Lappen oben nicht ganz das Bahnende erreichen oder die Bahn nicht mehr ganz erhalten ist. Man kann daher wie bei den Zwischenformen auch bei den oberständigen Lappenäxten zwei Typen unterscheiden, die einen von schlanker Form mit leicht geschweifter Schmalseite (Fig. 29), die andern etwas plumper mit kräftiger Ausladung in Höhe der Lappen (Fig. 30), jene mit einer Öse, diese ohne Öse, — allein

da das Fundgebiet beider Typen fast ganz mit dem der entsprechenden Zwischenformen zusammenfällt, so hat die weitere Unterscheidung keinen praktischen Wert, zumal die Übersichtlichkeit der Karte durch Vermehrung der Zeichen nur leiden würde.

Die Zeitbestimmung dieser Äxte ergibt sich aus den begleitenden Funden. In einer Brandgrube zu Gräbschen in Schlesien wurden mit einer oberständigen Lappenaxt ein Messer mit Bronzegriff und geschweifter Klinge aus Eisen gefunden; aus mehreren Depotfunden wurden eine Hallstattaxt, eine Schlangenfibel und viele Tüllenäxte zusammen mit oberständigen Lappenäxten gehoben, — Funde, welche diese Äxte bereits der Hallstattzeit zuweisen. Interessant ist es, dass eine Axt dieses Typus auch auf Oeland gefunden worden von derselben Variante, wie sie in Ost- und Westpreussen vorkommt. Es weist dies auf einen direkten Verkehr zwischen beiden Fundgebieten hin, da dieser Typus in ganz Skandinavien sonst nicht bekannt ist.

Fig. 29. Fig. 30

Und damit ist das Ende der ganzen Entwicklungsreihe der Lappenäxte überhaupt erreicht und der Anfang einer neuen Reihe, der Tüllenäxte, vorbereitet. Nur eine Form der Lappenäxte, welche sich nebenher aus den oberständigen selbständig entwickelt hat, müssen wir noch näher beschreiben, die Hallstattaxt.

IV. Die Hallstattaxt (Fig. 31) = ■

In Italien bildete sich eine oberständige Lappenaxt aus, bei welcher die Schmalseiten in Höhe der Lappen eingezogen sind und mittelst eines Absatzes in die breitere Klinge übergehen. Die Bahn ist gewöhnlich geradlinig, die Schneide schwach bogenförmig, häufig ist ein geradliniger rudimentärer Absatz und eine Öse vorhanden. Zuweilen sind die Lappen schön ornamentiert mit Würfelungen und Strichgruppen, nicht ganz selten bilden sie Taschen. Diese Äxte sind in Italien (wo sie oft eine im Verhältnis zum Lappenteil stark verbreiterte Klinge besitzen), ferner in Frankreich, im Elsass, in Baden, Württemberg, Bayern, Böhmen, Österreich, Ungarn, in einzelnen Exemplaren bis nach Brandenburg und Westpreussen hin verbreitet. Aus andern Gegenden sind sie mir nicht bekannt geworden. Am häufigsten kommen sie in Österreich im Gebiet der Hallstattkultur vor. Sie gehören in Italien der Estekultur Periode III, in Österreich ganz der Hallstattzeit an.

Fig. 31

Legende zur Typenkarte der Lappenäxte.

I. Die mittelständigen Lappenäxte ▲

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
1	Italien	**Prov. Parma**	Parma	$B\beta$	—	Revue archéol. 1866 S. 3 Tf. II Fig. 0
2	Italien	**Campeggine,**[1]) Reggio d'Emilia	Rom	$B\beta a^1$, breit und kräftig	Terramare	Montelius, Italie I Tf. 15 Fig. 2 S. 106
3	Italien	**Bologna**[2])	Bologna	$B\alpha$, breit und kräftig	Dep. in S. Francesco	Ebendort Tf. 66 Fig. 2 S. 346
4	Italien	**Monte del Castellaccio,** Bologna	Imola	$C\beta$. Aus d. Randaxt entwickeln sich hier durch Verbreiterung des Randes in der Mitte die kleinen Lappen	Wohnstätte	Ebendort Tf. 20 Fig. 6 S. 130
5	Italien	**Castel Porpetto,** Friaul	Udine	$A^1\beta$. Schlank, Lappen schmal	—	Ebendort Tf. 34 Fig. 2 S. 184
6	Italien	**Brabbia**[3]) am Varese-See	Como	$C\beta$. Breit. Wiederholt abgenutzt und hergerichtet	Pf.	Ebendort Tf. 4 Fig. 8 S. 51 ff.
7	Italien	**Peschiera**[4]) am Garda-See	Rom und Wien	2 Ex. 1) $C\beta$. 2) $B\beta a$	Pf.	Ebendort Tf. 5 Fig. 3 u 4 S. 60
8	Schweiz	**Salvan,** Wallis	—	$B\alpha$, breit und kräftig, kurz	In einer Felsenspalte i. 1200 m Höhe gef. in d. Forêt de Triège	Heierli, Urg. des Wallis 1896 Tf. I Fig. 7 S. 105 u. 123
9	Schweiz	**Auvernier**	S. Desor	$C\beta$, lang und schlank, L. schmal	Pf.	Desor in Matériaux pour l'histoire de l'homme 1866 II S. 296
10	Schweiz	**Zürich**	Berlin, K. M. f. V. IVk 297	$A^1\alpha$	—	Schlemm-Berlin
11	Frankreich	**Fillols,** Pyrenées	Ebendort Va 891	$A\alpha a$	—	Dieselbe
12	Frankreich	**Castelsarrasin,** Tarn et Garonne	Ebendort Va 847	$A^1\beta$, schlank und schmal, Lappen schmal	—	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Campeggine:** 1 Randaxt, zweischneidige Rasiermesser, 1 Nadel mit Endring, 1 Vasenkopfnadel. — 2) **Bologna:** Viele oberständige Lappenäxte vom Hallstatttypus und Gussstücke. — 3) **Brabbia:** Flachaxt aus Kupfer, Pfeilspitze aus Silex, Harpune aus Knochen, ein Satz Halsringe mit Endösen. — 4) **Peschiera:** Zweischneidige Rasiermesser, Sicheln, 1 Randaxt, viele Dolche, 1 Lappenaxt vom Pfahlbautypus.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
13	Frankreich: **Theil à Billy,** Loire et Cher	St. Germain en Laye	$A^1 \alpha$ a. Unter d. Bahn ein kleines Loch. Die Lappen berühren sich	—	Mortillet, Musée préh. 1884 Tf. 74 Fig. 774
14	**Beauvais,** Oise	Berlin, K. M. f. V. Va 102	A γ. Seiten in der Höhe der L. ausladend	—	Schlemm-Berlin
15	**Valencourt,** Seine	Ebendort Va 476	B α a^1. Zwar mittelständ., hat aber ganz d. Typ. der italischen Zwischenform. S. S. 822 Nr. 1	—	Dieselbe
16	**Pas de Grigny,** Seine et Oise	St. Germain en Laye	B β a	—	Mortillet l. c. Fig. 772
17	**Im Saônebett**	Ebendort	B α a	—	Derselbe l. c. Fig. 773
18	**Lyon**	S. Chantre, Lyon	B β a	Im Rhonebett	Chantre, L'age de Bronze Tf. VII Fig. 1
19	**Ainay,** Ain	Ebendort	B β. Die Lappen berühren sich	—	Derselbe Tf 8
20	**La Poype,** Isère	Ebendort	B^2 β	—	Derselbe Tf. 29 Fig. 4
21	**Auxonne,** Côte d'Or	Berlin. K. M. f. V. Va 593	? β a. Lappen schmal	—	Schlemm-Berlin
22	**Larnaud,**[1] Jura	St. Germain en Laye	B β a^1	Gussstätte	Chantre l. c. Tf. 40 Fig. 3
23	**Domancy,** Haute Savoie	Chambéry	B β a	—	Derselbe Tf. 7 Fig. 2
24	**Annecy,** Haute Savoie	—	A^1 α 1. Lappen breit	—	Revue archéol 1866 S. 2 Tf. I Fig. A
25	**Luxemburg**	Berlin. K. M. f. V. Vc 261	B β a^1	—	Schlemm-Berlin
26	**Kastel,** Kr. Saarburg	Trier G. 84	B α a^1, schon oberhalb d. Mitte	—	Hettner, Ill. Führer S. 117 u. 118 Fig. 15
27	**Trier**	Trier, S. d. G. f. nützl. Forschung. G. 85	B β. Taschenform	Umgegend von Trier	Krüger-Trier
28	**Kenn,** Ldkr. Trier	Trier. Prov.-M. 1529	B β	—	Derselbe
29	**Kreuznach,** Rheinprovinz	Wiesbaden 13 760	A^1 α	—	Ritterling-Wiesbaden
30	**Fulda,** Hessen-Nassau	Priv.-S.	A β. Schneide abgerundet. Schlank, L. schmal	Gegend von Fulda	Pinder, Z. d. V. f. Hess. G. u. Landeskde. 1878 Suppl. 6 Tf. I Fig. 10
31	**Heuchelheim** bei Giessen	Darmstadt, Grhzgl. Landes-M.	B β a. Übergang zur Pfahlbauform	—	Müller-Darmstadt
32	**Lindenstruth,**[2] Kr. Giessen	Ebendort	B^1 β a, schlank	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Larnaud**: Tüllenäxte, Knopfsicheln, Messer usw. — 2) **Lindenstruth**: Eine zweiteilige Gussform für mittelständige Lappenäxte und 2 massive, nierenförmige, schön ornamentierte Armringe.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
	Hessen-Darmstadt				
33	**Nied.-Ramstadt** bei Darmstadt	Darmstadt, Gr. Land.-M.	$B^2 \alpha$ a	—	Müller-Darmstadt
34	**Mainz**	1) Mainz 2) Worms, S. Heerdt	1) 6 Ex. B α, B β a^1, B α, ? α, 2 B α a^1. 2) 2 Ex. B β. Bei einem Ex. sind die L. oben durch einen Steg verbunden	1) 1 aus der Umgegend von Mainz und 5 aus dem Rhein	1) Lindenschmit in Westd. Zeit. XII Tf. VII 2: XIII Tf. IV 8; XIV Tf. XIV 14: XX Tf. XII 7; XXII Tf. IV 23 u. 24 2) Koehl-Worms
35	**Aus dem Rhein** bei Petersau, Bingen, Weisenau, Rettbergsau u. Mainz	Mainz	8 Ex. B α a oder a^1 oder a^2, 13,7—19 *cm* l. Lappen meist taschenförmig	Aus dem Rhein	Lindenschmit-Mainz
36	**Hillesheim,** Kr. Oppenheim	Mainz	B α a^1	—	Derselbe
37	**Aus Rheinhessen**	Mainz	3 Ex. 2 = B α a^1 1 = C α a	—	Derselbe
	Bayrische Pfalz				
38	**Kuhardt** bei Germersheim	Speyer	B β, 21,2 *cm* l., 3,8 *cm* br., schlank	—	Hildenbrand-Speyer
39	**Iggelheim** bei Speyer	Speyer	2 Ex. 1 = A α a^1 17,2 *cm* l., 4 *cm* br. 2 = A α 12 *cm* l., 3 *cm* br.	—	Derselbe
40	**Ludwigshafen**	Speyer	A α 15,5 *cm* l., 5 *cm* br.	Im Rhein	Derselbe
41	**Pfalz**	Speyer	B α a 18 *cm* l., 3,8 *cm* br. schlank u. schmal	—	Derselbe
	Elsass-Lothringen				
42	**Lingolsheim,** Kr. Erstein	Berlin, K. M. f. V.. Ig 1657	A^1 α	—	Schlemm-Berlin
43	**Rheinau,** Kr. Erstein	Ebendort IIc 1640	Fr. C	—	Dieselbe
44	**Metz**	Ebendort IIc 2691	A α a	—	Dieselbe
45	**Diedenhofen**	Darmstadt, Gr. Kabin.-M.	B α a^1. Taschenbildung	—	Kofler-Darmstadt
46	**Bischdorf** bei Gr. Taenchen, Kr Forbach	Metz, Stadt-M.	B β. Ecken der Schneide abgerundet	—	Keune-Metz. Vgl. Jahrb. d. G. f. Lothring. V (1893) 2, S. 36 Nr. 1
47	**Niederbronn,** Kr. Hagenau	Mühlhausen	2 Ex. 1 = 16 *cm* l. Lappen breit	Einzelf.	W. Naue, Denkmäler d. vorr. Metallzeit S. 208, 1 u. S. 209
48	**Stephansfeld,** Kr. Strassburg	Strassburg	C β, 18 *cm* l. Lappen breit	Einzelf.	Ebendort S. 231
49	**Strassburg**	Ebendort	? β, 10,6 *cm* l.	Umgebung	Ebend. S. 238 Nr. 1e
50	**Sermersheim,** Kr. Erstein	Ebendort S. Engel-Dollfuss	C β, 19 *cm* l., 4,1 *cm* br.	—	Ebendort S. 296
51	**Eppingen,** Baden	Karlsruhe 252	B γ, 17 *cm* l.	1878 gef.	Wagner-Karlsruhe

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
52	Baden	**Liptingen,** A. Stockach	Karlsruhe 9018	Fr. Bahn abgerundet. Schlank, Klinge in d. Höhe der Lappen eingezogen. Lappen kurz und schmal	—	Wagner-Karlsruhe
53	Baden	Grossherzogtum **Baden**	Karlsruhe 2502	B β, 16,3 *cm* l.	—	Derselbe
54	Sigmaringen	**Sigmaringendorf**	Sigmaringen	B γ. Lappen klein	—	Lindenschmit, Die vaterl. Altert. d. f. S. Sigmarg. Tf. 42 Schliz-Heilbronn Edelmann-Sigmaringen
55	Sigmaringen	**Donautal,** Sigmaringen	Sigmaringen	B γ. Lappen klein, dreieckig	—	Ebendort Dieselben
56	Württemberg	**Baltringen** a. d Ried, O. A. Laupheim	Ulm, V. S.	C β	—	Schliz-Heilbronn Lindenschmit, A. h. V. I 1, 3, 17
57	Württemberg	**Hundersingen,**[1]) O. A Münsingen	1) Berlin, K. M. f. V. 2—4) in Stuttgart, Staats-S.	4 Ex. 1) C β, 18,7 *cm* l. 2—4) B β	1) H. Gr. IV Bestattung 3 Sk. Die Axt lag a. d. recht. Kopfseite. 2) H. Gr. IX 20 *cm* über verbrannten Menschenknochen. 3) H. Gr. I Bestattung 2. 4) H. Gr.	1) Schliz-Heilbronn Fundberichte aus Schwaben 1903 und Pr. Bl. 1904 Nr. 1. 3) Pr. Bl. 1901 Nr. 3 Tf. IV. 4) Fundberichte aus Schwaben 1900
58	Württemberg	**Auingen,** Ebendort	Stuttgart, Staats-S.	B β a	Unter einem Buchenstamm	Schliz-Heilbronn
59	Württemberg	**Zwiefalten,** Ebendort	Stuttgart, S. Hassler Nr. 323	A¹ β a	—	Derselbe
60	Württemberg	**Tigerfeld,**[2]) Ebendort	Ebendort	B β	H. Gr. V Sk. 3	Derselbe. Föhr und Meyer, Die H. Gr. der Schwäbischen Alb S. 11
61	Württemberg	**Bischishausen,**[3]) Ebendort	Berlin, K. M. f. V. II c 3853 b	C β. Schlank, Lappen klein und schmal	—	Schlemm-Berlin

Begleitende Funde. 1) **Hundersingen**: ad 1) Nadel mit geschwollenem und durchlochtem Hals; ad 2) bei den verbrannten Knochen lag ein vierkantiger offener Armring; ad 3) Ein Dolch, eine Petschaftnadel, ein Armring mit rundem Querschnitt und ein spiralförmiger Anhänger; ad 4) Dolch mit 2 Nieten und Stosszahn eines Ebers. — 2) **Tigerfeld**: Nadel mit geschwollenem Hals. — 3) **Bischishausen**: Nadel mit geschwollenem Hals.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
62	Württemberg	**Dottingen,**[1] O.-A. Münsingen	Berlin, K. M. f. V. II 3820b	B β. Schlank, die Schmalseiten in Höhe der schmalen Lappen schön verziert mit horizontalen gestrichelten Linienpaaren	—	Schlemm-Berlin
63		**Wilsingen,**[2] Ebendort	Stuttgart, Staats-S.	A^1 β. Die Axt lag am Schädel	H. Gr. III. Darüber alemannische Nachbestatt.	Schliz-Heilbronn, Fundberichte aus Schwaben 1902 S. 6
64		**Münsingen**[3]	Ebendort	B γ	H. Gr.	Derselbe, Fundber. a. Schwaben 1895
65		**Stettenamter Hohlstein,**[4] Hohenzollern	Ebendort	B β	Sk. Gr. III	Derselbe, Fundberichte 1900 S. 8
66		**Bühlenzimmern,** O.-A. Hall	Hall, M. d. hist. V.	C β	H. Gr. Im Walde bei der Ruine Bühlenriet	Derselbe
67		**Erlenbach,** O.-A. Neckarsulm	Heilbronn, S. d. hist. V.	B β Lappen schmal und klein	Dicht am Walde beim Reuten eines Weinbergs 30 *cm* tief	Derselbe
68		**Heilbronn**	Ebendort	A^1 β	Wiederholt abgenutzt	Derselbe
69		**Wasseralfingen** O.-A. Aalen	Stuttgart, Staats-S.	B β a klein und breit	—	Derselbe
70		**Heumaden,** O.-A. Stuttgart	Ebendort, S. Hassler Nr. 322	A^1 β Schlank, Lappen schmal	—	Derselbe
71		**Böblingen**	Ebendort, S. Seyffer	A^1 β	—	Derselbe
72		**Härdtfeld,** O.-A. Neresheim	Ebendort	A^1 γ Lappen kurz	—	Derselbe
73		**Welzheim**	Ebendort	B β	—	Derselbe
74		**Crailsheim**	Ebendort	A^1 β	—	Derselbe
75		**Tuttlingen**	Ebendort, S. Urach	Bahn und Schneide bogenförmig. Schlank und schmal	—	Derselbe
76		**Haid,**[5] O.-A Reutlingen	Ebendort	B γ	H. Gr.	Derselbe, Fundber. aus Schwaben. Ergänzungsheft 1894 S. 43

Begleitende Funde. 1) **Dottingen**: Dolchklinge; Nadel ohne Kopf und kleiner Feuersteinspan. — 2) **Wilsingen**: Dolch mit 2 Nieten an der rechten Hand; Pinzette an der rechten Lende; Nadel mit geschwollenem Hals auf der Brust, am Kopfende ein kleines Gefäss. — 3) **Münsingen**: 1 Radnadel; 1 Mohnkopfnadel und 2 Armspangen. — 4) **Stettenamter Hohlstein**: Dolch; Nadel mit geschwollenem Hals; Fr. Stücke von einem Gürtel und 5 kleine Fr. — 5) **Haid**: Nadel mit geschwollenem Hals; Kugelkopfnadel; 3 glatte, offene Armringe; Spiralrollen u. a.

Lfd Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
77		**Erpfingen,**[1] O.-A. Reutlingen, Württemberg	Stuttgart, Staats-S.	B β	H. Gr. Sk.	Schliz-Heilbronn, Fundber. 1894, Ergänzungsh. S. 22
78	Bayern	**Hohenschwangau,** Schwaben	München, Staats-S.	2 Ex. = B β	—	Birkner-München
79	Bayern	**Lauingen,** Schwaben	Ebendort	B β breit und kräftig	—	Derselbe
80	Bayern	**Finningen,** B.-A. Neu-Ulm, Schwaben	Augsburg, S. d. h. V. von Schwaben und Neuburg	C α a 200 *g* schwer	—	O. Roger-Augsburg
81	Bayern	**Burgmannshofen,**[2] B.-A. Donauwörth, Schwaben	Ebendort Nr. 186	C β. Schmal. In Höhe der Lappen etwas eingezog., Bahn beiderseits abgeschrägt. 225 *g* schwer	—	Derselbe
82	Bayern	**Kaufbeuern,** Schwaben	Ebendort Nr. 112	C β a 350 *g* schwer	—	Derselbe
83	Bayern	**Winzer,** Schwaben	Ebendort Nr. 4	B β a 600 *g* schwer	Im Walde zwischen Winzer und Hasperg	Derselbe
84	Bayern	**Strassberg** bei Augsburg	Ebendort Nr. 50	? β. An den Schmalseiten die Gussnaht erhalt.	—	Derselbe
85	Bayern	**Weilerau,**[3] B.-A. Schrobenhausen, Oberbayern	Schrobenhausen	C β, 14,7 *cm* l., 4,5 *cm* br. Schlank. Lappen sehr schmal	Wahrscheinl. Gr. H. mit Leichenbrand	P. Reinecke, Altbayer. Monatsschr. V S. 110ff.
86	Bayern	**Nussdorf** a. Inn, Oberbayern	München, Staats-S. B. 98/2	$A^1 \gamma$	Im Alsental gef.	Birkner-München
87	Bayern	**Reichenhall**	Ebendort 1890 Nr. 73	B γ. Lappen schmal, schon etwas im oberen Drittel	Am Jochberg	Derselbe
88	Bayern	**Mühldorf** a. Inn, Oberbayern	Ebendort 1890 Nr. 418	B α, schlank	—	Derselbe
89	Bayern	**Kösching,** Oberbayern	Ebendort 1901 Nr. 82	B α. Lappen sehr klein u. schmal. Klinge i. d. Höhe d. Lappen etwas ausladend	—	Derselbe
90	Bayern	**Schöngeising,** Oberbayern	Ebendort Nr. 485	B α	—	Derselbe
91	Bayern	**Erding,** Oberbayern	Ebendort	B α	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Erpfingen:** Fr. eines Schwertes; Randaxt von sächsischem Typus; ein radförmiger Anhänger; eine Hirtenstabnadel. — 2) **Burgmannshofen:** 2 Nadeln, 1 Dolch und Scherben. — 3) **Weilerau:** 1 Schwertklinge; 1 Dolchklinge; 1 Nadel mit leicht verdicktem Hals; 1 Armring; 2 Goldspiralen und Holzreste mit Br.-Nägelchen.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
92	Bayern	**Scharnitz,** Oberbayern	München, Staats-S. 980	A[1] ?	Waldspitze bei Peutenhausen	Birkner-München
93		**Hammerau,** Oberbayern	Ebendort	B α. Ecken der Schneide abgerundet. Klinge unterhalb der L. etwas eingezogen	—	Derselbe
94		**Freysing,** Oberbayern	München, S. d. h. V. von Oberbayern	A[1] α, meisselartig	H. Gr.	J. Naue-München
95		**Eschlkamm,** Niederbayern	München, Staats-S. E.M.274u.279	2 Ex. 1) = A[1] β, Lappen sehr schmal. 2) = C α	—	Birkner-München
96		**In der Vils,** Niederbayern	Landshut Nr. 313	C α, 19,5 *cm* l., Lappen schmal und länglich	In der Vils gef.	Pollinger-Landshut
97		**Grass,** B.-A. Mallersdorf, Niederbayern	Ebendort Nr. 347	B β, 16,5 *cm* l.	—	Derselbe
98		**Halbmeil** bei Deggendorf, Niederbayern	Ebendort Nr. 421	B γ, 16,3 *cm* l.	75 *cm* tief beim Planier. eines hügelartig. Platzes	Derselbe
99		**Buch**[1]) bei Landshut, Niederbayern	1) = Landshut Nr. 237 2) = Berlin, K. M. f. V. II 9786	2 Ex. 1) = C β, 13,5 *cm* l. 2) = B β. Die Klinge ist in der Höhe der Lappen und unterhalb derselben nochmals eingezogen	1) ist 1,5 *m* unter der Oberfläche gef. 2) = Gr.	1) Derselbe 2) Schlemm-Berlin
100		**Passau,** Niederbayern	Landshut Nr. 294	A[1] β. Lappen sehr schmal	—	Pollinger-Landshut
101		**Bruck** a. Alz bei Neu-Ötting, Niederbayern	Ebendort Nr. 65	C α, 12,5 *cm* l. Wiederholt abgenutzt	—	Derselbe
102		**Sumpfwiesen,** B.-A. Kehlheim bei Offerstetten	Ebendort Nr. 1062	B β	—	Derselbe
103		**Eggenfelden,** Niederbayern	Ebendort Nr. 305 a	B β, 19,5 *cm* l. Lappen kurz und schon oberhalb d. Mitte. Klinge in der Höhe der Lappen etwas verbreitert und unterh. eingezog.	—	Derselbe
104		**Pörndorf,** B.-A. Eggenfelde, Niederbayern	Berlin, K. M. f. V. II c 1116	? β. Schlank, Lappen schmal	—	Schlemm-Berlin
105		**Kleeberg** bei Aidenbach, Niederbayern	Ebendort II c 347	A β, zerbrochen. Schlank, Lappen klein u. dreieckig	Gr. In einem Erdhügel	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Buch**: ad 2) Bernsteinperlen.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
	Bayern				
106	**Birnbach**[1] bei Pfarrkirchen in Niederbayern	—	B β, 19,3 *cm* l., mit Resten des Holzschaftes. Lappen schon oberhalb d. Mitte, klein und schmal	Gr. H.	Schliz-Heilbronn Pr. Bl. 1891 S. 71 Tf. VII Fig. 2
107	**Zaitzkofen,** B.-A. Regensburg, Oberpfalz	Regensburg, Ulrich-M.	B α Lappen kurz	—	Steinmetz-Regensburg
108	**Neuhaus** bei Nittenau, Oberpfalz	Ebendort	B α a Wiederholt abgenutzt	H. Gr.	Derselbe
109	**Sinzenhof**[2] bei Schmidtmühlen, Oberpfalz	Ebendort	A[1] β. Lappen sehr schmal und ebenso wie die Schmalseiten der Axt durch Grupp. von horizontalen und gekreuzten Linien verziert	H. Gr.	Derselbe Verh. d. h. V. für Oberpfalz Bd. 21 S. 359
110	**Eitelbrunn,** Oberpfalz	München, Staats-S. 1903 B. 23	A[1] β Wiederholt abgenutzt	—	Birkner-München
111	**Labersrieht,**[3] Mittelfranken	Nürnberg, S. der Naturf. G.	B β. Klinge in Höhe der Lappen eingezogen	H. Gr. II	Abh. der Naturf. G. zu Nürnberg XV 1903 S. 47 Tf. II Fig. 15
112	**Eglwang** bei Darshofen bei Parsberg, Oberpfalz	Nürnberg, S. Scheidemandel	? γ. Schlank, Klinge in Höhe der Lappen eingezogen	H. Gr.	Scheidemandel, Über H. Gr. bei Parsberg, Oberpfalz 1886 Tf. II 10
113	**Parsberg,** Oberpfalz	Ebendort	? β. Wiederholt abgenutzt. Lapp. fast dreieckig, Klinge in Höhe der Lappen stark eingezogen	—	Ebendort Tf IV 12
114	**Offenstetten,** B.-A. Kehlheim, Oberpfalz	Landshut Nr. 1062	B α, 15 *cm* l. Schlank.	—	Pollinger-Landshut
115	**Gunzenhausen,**[4] Oberpfalz	Gunzenhausen	A α. Schlank, Lappen schmal, 16 *cm* l. und 3,8 *cm* br. 200 *g* schwer	H. Gr.	Eidam in Pr. Bl. I S. 34 Tf. III 1
116	**Amberg,** Oberpfalz	München	B α. Schlank, Lappen schmal, 17 *cm* l., 3,8 *cm* br.	H. Gr.	Popp, Abh. über einige alte Gr. H. Ingolstadt 1821 S. 23 Tf. I 6

Begleitende Funde. 1) **Birnbach:** 1 lange Nadel mit langer oberer Spitze und Scheibe darunter; 1 Dolch, 10 *cm* l., mit breiter Mittelrippe und 2 Nieten; 50 *cm* entfernt lagen Scherben eines rotbemalten und eines graphitierten Gefässes. — 2) **Sinzenhof:** 1 Armband mit 3 Rippen und Endstollen; 2 Pfeilspitzen mit Tüllen; herzförmige Anhänger und Knopfsichel mit 3 Rippen. — 3) **Labersrieht:** Halsschmuck mit herzförmigen Anhängern; Armbänder; Pfeilspitzen; Nadel; Gefässe. — 4) **Gunzenhausen:** Fr. einer Nadel.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
117	Bayern	**Windsbach,**[1] Mittelfranken	Gunzenhausen, S. d. V.	B β a[1], 15 *cm* l. Wiederholt angeschliffen	Im Sande gef.	Eidam, Pr. Bl. 1897 S. 1 Tf. I 6 Schliz-Heilbronn J. Naue-München
118	Bayern	**Ebensfeld,** B.-A. Staffelstein, Oberfranken	München, Nat.-M.	B α, 19,4 *cm* l., 5,2 *cm* br. Lappen schon oberhalb d. Mitte	—	Hager, Katalog des bayer. Nation.-M. 1892 Bd. IV Nr. 618 Tf. VII 4
119	Böhmen	**Pilsen**	Pilsen	A α	In der Umgegend gef.	Pič-Prag Museums-Direktor von Pilsen
120	Böhmen	**Jindřen**	Pilsen	A[1] β. Lappen sehr schmal	—	Dieselben
121	Böhmen	**Pecihrádek**	Pilsen	A α. L. etwas oberhalb d. Mitte	—	Dieselben
122	Böhmen	Am Fusse des **Radelstein**	Darmstadt, Gr. Land.-M.	A α a	Giesserfund	Müller-Darmstadt
123	Böhmen	**Kbel**[2]) bei Lužan	Prag	B β. Lappen schon oberhalb der Mitte	H. Gr. (Nr. 20)	Pič, Čechy předh. II S. 140 Tf. III 6
124	Böhmen	**Lipang**	Prag	A[1] α. Lappen dreieckig	—	Pič-Prag (Č. př. I S. 209)
125	Böhmen	**Dražkov**	Pardubitz	A[1] β. Lappen sehr klein und schmal	—	Derselbe Museums-Direktion Pardubitz
126	Böhmen	**Rydec**	Prag	B α a	—	Pič-Prag
127	Böhmen	**Radetice**	Prag	A[1] α	—	Derselbe (Č. př. II S. 157)
128	Böhmen	**Pětipsy**	Prag	A α	—	Derselbe (Č. př. I S. 212)
129	Böhmen	**Šarka**	Mährisch-Budwitz	A β	—	Palliardi-M.-Budwitz
130	Böhmen	**Ronspeck**	Prag	A β?. Fr.	—	Pič-Prag
131	Böhmen	**Levy-Hradec**	Prag	B α. Schon abgenutzt	—	Derselbe (Č. př. I S. 209)
132	Böhmen	**Josefstadt**	Prag	A β	—	Derselbe
133	Böhmen	**Tursko**	Prag	2 Ex. = A α	—	Derselbe (Č. př. I S. 218)
134	Böhmen	**Vinoř**	Prag	A ?	—	Derselbe
135	Böhmen	**Königgrätz**	Königgrätz	B β	In d. Königsgräbern	Derselbe
136	Böhmen	**Kaly**	Königgrätz	B β	Im Burgwall	Derselbe
137	Böhmen	**Bělč**	Königgrätz	B β	—	Derselbe
138	Böhmen	**Moskovice**	Prag	B β	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Windsbach**: 1 Absatzaxt; 1 Sichel; 1 Dolch; 1 Lanzenspitze; 1 massiv gegossenes offenes Armband, stark gerippt mit Endstollen. — 2) **Kbel**: 1 goldener Noppenring; 1 Dolch mit Nieten; 1 Schwert mit 4 Nieten; Armbänder; Nadeln und Gefässe.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
139	Böhmen	**Schaab,** Nordböhmen	Budweis	A β, 10 *cm* l., 6 *cm* br. L. sehr schmal und etwas unterhalb der Mitte	—	Löwenhöfer-Budweis
140	Böhmen	**Ober-Cerekwe**[1]) bei Tabor	Prag, Pr. S.	2 Ex. 1) = A[1] α a, schlank 2) = Fr.	Dep. Giesserfund	Richly S. 68 Tf. IV Fig. 4 u. 8
141	Böhmen	**Paseka**[2])	Prag, S. Berger	2 Ex. 1) = C γ 2) = Fr. C?	Desgleichen	Ebendort S. 117 Tf. 25 Fig. 9 u. 10
142	Böhmen	**Reijkovice**[3])	Prag, Nat.-M.	2 Ex. 1) = A[1] β, Lapp. dreieckig, mit den Spitzen zusammenstoss. 2) = A α, schlank, Lappen etwas über der Mitte	Dep.	Ebendort S. 128 Tf. 31 Fig 2 u. 5
143	Böhmen	**Stahlau**[4])	Ebendort	2 Ex. 1) = A[1] β 2) = C β. Lappen etwas oberhalb d. Mitte. Klinge in Höhe der L. ausladend, unterhalb der Mitte stark eingezogen	Dep.	Ebendort S. 178 Tf. 52 Fig. 17 u. 18
144	Böhmen	**Kestřan**	Ohrad, S. d. Fürsten Schwarzenberg	B α a. Übergang von d. böhmisch. Randaxt zur mittelständigen Lappenaxt	—	Much, Präh. Atlas Tf. 31 Fig. 20
145	Böhmen	**Mazalaw** S. Böhmen	Budweis	A β, 15 *cm* l., 4,7 *cm* br.	—	Löwenhöfer-Budweis
146	Böhmen	**Albrechtic** bei Moldauthein	Budweis	B β, 15,3 *cm* l., 6 *cm* br.	—	Derselbe
147	Österreich	**Salzburg**	Berlin, K. M. f. V. II 9508	? α. In Höhe der Lappen eingezogen	—	Schlemm-Berlin
148	Österreich	**An der Semmeringbahn**[5])	Dresden, K. pr. S.	A α (?). L. etwas oberhalb d. Mitte und teilweise beschädigt	—	Deichmüller-Dresden
149	Österreich	**Castel Toblino,** Tirol	Stuttgart, S. Hedinger	B β a	Gr. H. Im Sarkatal	Schliz-Heilbronn
150	Österreich	**Lassee,** G.-B. Marchegg	Wien	A β a. L. sehr schmal. Der Absatz erhebt sich konvex nach oben (Gussfehler?)	—	M. Hoernes in Wiener Mitt. XXX S. 72 Tf. IV Fig. 18
151	Österreich	**Drslavitz** bei Ung. Brod	—	2 Ex. B α a[1]	Dep.	Pravěk 1904 Tf. IV F. 1 u. 2 S. 48

Begleitende Funde. 1) **Ober-Cerekwe:** 1 Randaxt vom böhmischen Typus; Tüllenäxte u. a. m. — 2) **Paseka:** Fr. von Ringen, Schwertern, Nadeln u. a. Gussmaterial. — 3) **Reijkovice:** 1 plumpe Lappenaxt von der österreichischen Zwischenform; Sichel. — 4) **Stahlau:** Lanzenspitze; 1 Lappenaxt vom österreichischen Typus. — 5) **An der Semmeringbahn:** Fr. eines Schwertes.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
152	**Mähren,** Österreich	Wien	C α. In Höhe der Lappen ausladend	—	Spöttl in Wiener Mitt. XV 1889 Tf. II Fig. 19
	Ungarn				
153	**O'Perincs,** Kom. Vas	Budapest	A α a^1. In Höhe der L. ausladend	—	Martón-Budapest
154	**Hövej,** Kom. Sopron	Budapest	3 Ex. 2 = C β 1 = ? γ. Lappen schmal u. etwas oberhalb d. Mitte	H. Gr. Sk.	Derselbe
155	**Kis Marton,** Kom. Sopron	Budapest	A α a^1. Schneide wiederholt abgenutzt	—	Derselbe
156	**Poszony,** Kom. Poszony	Poszony	B^3 α a^1. Schneide wiederholt abgenutzt	—	Derselbe
157	**Szalka,** Kom. Hont	Budapest	B α. In Höhe der Lappen ausladend	—	Derselbe
158	**Szombathely,** Kom. Hont	Budapest	A β a^1. In Höhe der Lappen ausladend	—	Derselbe
159	**Tenyö,** Kom. Györ	Budapest	A α a^1 In Höhe der Lappen ausladend	—	Derselbe
	Schlesien				
160	**Giersberg** am Zobten	Breslau	A α a	—	Seger-Breslau, Schl Vorzeit VII 349
161	**Schlaupp,** Kr. Wohlau	Breslau	A α a^1	—	Derselbe
162	**Gr. Ausker,**[1] Kr. Wohlau	Breslau	A α a	Dep.	Derselbe
163	**Mondschütz,**[2] Kr. Wohlau	Breslau	A α a	Dep.	Derselbe
164	**Schlenz,** Kr. Militsch	Breslau	A α a^2	—	Derselbe
165	**Kunzendorf,**[3] Kr. Löwenberg	Breslau	A α a^1	—	Derselbe
166	**Klettendorf,** Kr. Breslau	Breslau	2 Ex. A β a	—	Derselbe
167	**Gr. Tinz,** Kr. Liegnitz	Breslau	A α a^2. L. etwas über der Mitte. In Höhe der L. ausladend	—	Derselbe, Schlesiens Vorzeit VI Tf. V Fig. 1
168	**Liegnitz**	Breslau	A α a^1	—	Derselbe
169	**Herdain,** Kr. Breslau	Breslau	C α a	—	Derselbe
170	**Schlesien**	Breslau	A β a^2. L etwas über der Mitte. In Höhe der L. ausladend	—	Derselbe
171	**Nieder-Schlesien**	Berlin, K. M. f. V. Ie 906	A α a	—	Schlemm-Berlin

Begleitende Funde. 1) **Gr. Ausker:** 5 „andere". — 2) **Mondschütz:** Lappenäxte; Sicheln: gerippte Armbänder; ornamentierte Nadel. — 3) **Kunzendorf:** 7 „andere".

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
172	**Stangenwalde,** Kr. Carthaus, Westpreussen	Danzig	2 Ex. A β a^1, 14,9–15 *cm* l. u. 4—4,5 *cm* br. Bei einem Ex. bilden die L. eine Tasche. Beim zweit. Ex. liegen sie etwas über der Mitte	—	Lissauer, Alt. der Bronzezeit Tf. III Fig. 9 u. 10 S. 11
173	**Westpreussen**	Königsberg i. Pr. Prussia-M. V. Nr. 166 bis 168	3 Ex. A α a. Bei einem Ex. ist von beiden Seiten her versucht worden, ein Loch durchzuschlagen	—	Bezzenberger, Analysen vorgeschtl. Bronzen. Königsberg 1904 S. 7 u. 8
174	**Rauschen,** Kr. Fischhausen, Ostpreussen	Königsberg, Prussia-M.	B β a^1. L schmal, 7 *mm* hoch. In Höhe der L. eingezogen	—	Ebendort S. 7 Fig. 12
175	Kgr. Sachsen: **Gundorf,** W. v. Leipzig	Priv.-S.	A α a	Beim Lehmstechen in der Ziegelei gef.	Deichmüller-Dresden
176	**Fischheim** a. d. Mulde	Rochlitz, M. d. V. für Rochlitzer G.	A β	1890 in der Nähe des Walles auf d. „Borschel" gef.	Derselbe u. C. Pfau, Topogr. Forsch. üb. d. ältest Siedelungen der Rochlitzer Pflege 1900 S. 76 Tf. III 2.
177	**Wildenhain,** 1) A. Grossenhain	Dresden. K. präh. S.	3 Ex. 1) A α a u. A β a. Bei einem Ex. sind die L. noch ganz, bei d. zweiten noch fast ganz aufgerichtet 2) A β a	1) Dep. 1831 in einer Lehmgrube, 2) Dep. 1857 beim Ackern gef.	Derselbe u. Preusker, Blicke in d. vaterländische Vorzeit II 1843 S. 153
178	**Weissig** 2) a. Roschütz, A. Grossenhain	Ebendort und zerstreut in verschied. S.	5 Ex. 2 = B α a 2 = A α 1 = B a	Dep. von fast 1/2 Centner in einem grossen kesselartigen Trog	Derselbe. Übersicht der mit d. K. Antiken-S. i. Dresden verein. Preuskerschen S. Leipzig u. Grossenhain 1896 mit 1 Tf. S. 9
179	**Porschütz,** A. Grossenhain	Priv.-S.	A β a, 16,8 *cm* l Die L. etwas oberhalb d. Mitte	—	Derselbe.
180	**Okrilla,** 3) A. Meissen	Dresden, K. präh. S.	B α a	Dep.	Derselbe.
181	**Tauscha,** 4) A. Radeberg	Priv.-S.	A β a^1	Dep. Auf den Ruthigwiesen	Derselbe.

Begleitende Funde. 1) **Wildenhain:** ad 1) 2 Lappenäxte. ad 2) 2 Lappenäxte: 1 Lanzenspitze; 1 Knopfsichel; 2 Spiral-Armringe und 1 Zierscheibe. — 2) **Weissig:** 3 Absatzäxte des böhmischen Typus. — 3) **Okrilla:** 1 „böhmische" Absatzaxt: 2 torquierte Armringe: Fr. von Ringen und Sicheln. — 4) **Tauscha:** 1 Hohlmeissel: 1 Knopfsichel.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
182	Kgr. Sachsen	**Dresden**[1])	Dresden, K. präh. S.	2 Ex. = A α a	Dep. 1 Ex. 1877 am Tatzberg in einer Kiesgrube gef. 1 Ex. 1893 beim Baggern i. d. Elbe gef.	Deichmüller-Dresden, Sitzungsbericht d. Isis 1886 S. 52
183		**Blasewitz** bei Dresden	Grimma, M.d.G.u.A.V.	A α a	—	Derselbe
184		**Laubegast**[2]) bei Dresden	Dresden, K. präh. S.	6 Ex. 4 = A β a, 1 = B α a, 1 = B β a. Bei allen 6 Ex. sind d. L. etwas oberhalb d. Mitte und ist d. Klinge in Höhe der L. etwas ausladend	Dep 1897 in einem Tongefäss des Lausitzer Typus in Poscharskys Baumschule 45 *cm* tief gef.	Derselbe, Sitzungsbericht d. Isis 1897 S. 21
185		**Niedersedlitz,** A. Dresden	Ebendort	A α a	Beim Roden eines Baumes gef.	Derselbe
186		**Königsbrück** bei Grossenhain	Quedlinburg	A α a	—	Höfer - Wernigerode
187		**Rackel,**[3]) N. O. v. Bautzen	Dresden, K. präh. S.	A α a	Dep. unter einem Eichenstumpf in der Nähe der Rackeler Schanze	Deichmüller-Dresden, Sitzungsbericht d. Isis 1892 S. 11
188		**Bautzen**	1) Görlitz 2) Dresden, K. präh. S.	2 Ex. 1) = A α a, 17,2 *cm* l. L. etwas oberhalb der Mitte. 2) A α a	1) Auf dem Protschenberge gef. 2) Am Bahnhof gef.	Derselbe
189		**Caminau,** A. Bautzen bei Königswartha	Bautzen, M. d. G. f. Anthr. u. Urg. d Oberlausitz	A α a	Einzelf.	Derselbe
190		**Lippitsch,**[4]) N. v. Bautzen	Ebendort	3 Ex. = A β a	Dep.	Derselbe
191		**Löbau-Tiefendorf**	Zittau, M. auf dem Oybin	A β a	Auf d. Felde über dem Steinbruch	Derselbe u. A. Moschkau, Pr. Alt. der Oberlausitz S. 47
192		**Herwigsdorf,** A. Löbau	Ebendort	A α a, 16 *cm* l.	1883 auf d. Felde beim Kartoffelhacken gef	Derselbe u. Moschkau S. 123

Begleitende Funde. 1) **Dresden**: Fr. von 6 Lappenäxten, 1 Schwert und 1 Halsring; 2 dicke glatte Armringe und 1 Stück Rohbronze. — 2) **Laubegast**: 7 Fr. von Lappenäxten; 4 Knopfsicheln; 14 Sicheln mit Nietlöchern; 1 Halsring mit imitierter Torsion. — 3) **Rackel**: 1 „norddeutsche“ Absatzaxt; Fr. eines gewundenen Halsringes; 1 Armring; 1 verzierte Scheibe. — 4) **Lippitsch**: 1 „böhmische“ und 1 „norddeutsche“ Absatzaxt.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
193	Kgr. Sachsen	**Berzdorf** auf d. Eigen, A. Bernstadt	Zittau und Bernstadt	3 Ex. = A α a	Dep. 1872 gef.	Deichmüller-Dresden
194	Kgr. Sachsen	**Colmitz,** A. Grossenhain	Dresden, K. präh. S.	A β a. Lappen etwas oberhalb der Mitte	—	Derselbe und Preusker, Blicke usw. II 1843 S. 153
195	Kgr. Sachsen	**Steinbach,** A. Radeburg	Ebendort	? α a. L. etwas oberhalb d. Mitte	Im Torf	Derselbe
196	Kgr. Sachsen	**Stenn** [1]) bei Zwickau	Ebendort Nur die Gipsabgüsse	B α a	Dep. 1839 unter einem Steinhügel auf dem Felde gef.	Ders. und Preusker, Ebendort S. 152 u. 153. Sitzungsb. d. Isis 1865 S. 82 Klemm. Allg. Kulturwiss. Werkzeuge u. Waffen. Leipzig 1859 S. 184
197	Prov. Sachsen	**Frankenhagen,** Kr. Schweinitz	Berlin, K. M. f. V. II 10, 072	? β. In Höhe der L. ausladend	Auf der Höhe bei Schlieben	Schlemm-Berlin
198	Prov. Sachsen	**Wippach,** Kr. Querfurt	Ebendort I g 1897	B^1 ? a^1	—	Dieselbe
199	Prov. Sachsen	**Gardelegen**	Ebendort I g 1470	A β. In Höhe der L. ausladend	—	Dieselbe
200	Prov. Sachsen	**Polzen,** [2]) Kr. Schweinitz	Ebendort I g 1336 und II 5647	2 Ex. 1) A α 2) C β a^1	Auf dem Acker gef.	Dieselbe u. Bastian u. Voss, Bronzeschwerter Tf. 14 Fig. 10
201	Prov. Sachsen	**Wiepersdorf,** Kr. Schweinitz	Ebendort I g 353	A α a	—	Dieselbe
202	Prov. Sachsen	**Herzberg,** Kr. Schweinitz	Ebendort I g 1310	A α a^2. L. etwas oberhalb d. Mitte, setzen sich als Randleisten bis zur Schneide fort. In Höhe der L. ausladend	—	Dieselbe
203	Prov. Sachsen	**Kleineichstedt,** Kr. Querfurt	Ebendort I g 1470	? ? a	—	Dieselbe
204	Prov. Sachsen	**Altbeichlingen,** Kr. Eckartsberga	Ebendort I g 3216	B α. L. etwas oberhalb d. Mitte und ausladend	—	Dieselbe
205	Prov. Sachsen	**Aschersleben**	Ebendort I g 395	C β a. In Höhe der L. ausladend, Schneide wiederholt angeschliff.	—	Dieselbe
206	Prov. Sachsen	**Apollenberg,** Kr. Wittenberg	Ebendort II 5792	C α a. L. etwas oberhalb d. Mitte	—	Dieselbe
207	Prov. Sachsen	**Braunshain,** s. v. Zeitz	Dresden, Priv. S.	A β. L. setzen sich als schmale Randleisten bis zur Schneide fort	—	Deichmüller-Dresden

Begleitende Funde. 1) **Stenn**: 1 Schwert; 1 Armring; 1 Doppelknopf; 1 Nadel; 1 Spirale. (Aufbewahrungsort der Originale unbekannt.) — 2) **Polzen**: Mit 2) zusammen: 1 torquierter Armring; Sicheln; Messer; Lanzenspitze; die Hälfte einer Gussform von Br. für eine Lappenaxt.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
208	Prov. Sachsen	**Chörau,** Kr. Calbe	Alten, Pr. S. Nr. 90	2 Ex. 1) A? a, 13,3 *cm* l., 4,5 *cm* br. 2) A *α* a, 16 *cm* l., 4 *cm* br.	—	Seelmann-Alten, Mitteil. des V. für Anhalt. G. u. Alt. VIII. Dessau 1898 Tf. II
209		**Magdeburg**	Kühnau, Herz. Schloss K. Nr. 161	? *β* a¹, 14,7 *cm* l., 4 *cm* br. In Höhe der L. ausladend	1847 unterhalb Magdeburg an der alten Burg Hildagesburg gef.	Derselbe
210		**Halberstadt**	Wernigerode	A *α* a	In der Gegend von H. gef.	Höfer-Wernigerode
211		**Neinstedt-Teufelsmauer** bei Quedlinburg	Ebendort	A *β* a	—	Derselbe
212		**Warnstedt** bel Quedlinburg	Ebendort	A *β* a	—	Derselbe
213		**Ditfurt,** Kr. Aschersleben	Ebendort	A *β* a	Wüstung Ballersleben	Derselbe
214		**Altendorf** bei Kelbra, K. Sangerhausen	Ebendort	A *α* In Höhe der L. ausladend	—	Derselbe
215		**Helmsdorf,** Mansfelder Seekr.	Eisleben 185—187	3 Ex. 1) A *α* a 2 u. 3) A *α* 16—20 *cm* l., 3,9—5,2 *cm* br. Bei 1) u. 3) L. etwas oberhalb der Mitte	—	Grössler-Eisleben, Mansfelder Bl. 18 1904 S. 165 u. 167 Höfer-Wernigerode,
216		**Gerbstadt,** Mansfelder Seekr.	Ebendort 207	A *α*, Taschenform 18 *cm* l., 4 *cm* br. L. etwas oberhalb der Mitte	1850 in der Wüstung Dankelsdorf gef.	Grössler, Ebendort S. 166
217		**Friedrichrode,** Mansfelder Gebirgskr.	Ebendort 206	A *α* a, 14,5 *cm* l., 4,25 *cm* br. L. etwas oberhalb der Mitte	In einem Steinhügel im Hegerloch	Ebendort S. 166 Höfer-Wernigerode
218		**Aebtischrode,** Mansfeld. Seekr.	Ebendort 463	A *β* a, 19 *cm* l., 5 *cm* br.	—	Dieselben. Ebendort S. 165
219		**Beesenstedt,**[1]) Mansfelder Seekr.	Ebendort 486	A *β* a², 16 *cm* l., 4,25 *cm* br. Die Ecken der Bahn sind hakenförmig einander genähert	—	Höfer-Wernigerode, Grössler-Eisleben Ebendort S. 166
220		**Wimmelburg** bei Eisleben	Ebendort Priv. S.	A *α* a, 17 *cm* l., 4,4 *cm* br.	—	Grössler-Eisleben
221		**Branderode,**[2]) Kr. Querfurt	Schloss Burgscheidungen	A¹ *α* a, 17,5 *cm* l., 4 *cm* br. L etwas oberhalb d. Mitte und schwach ausladend	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Beesenstedt**: 2 Knopfsicheln. — 2) **Branderode**: 1 kleiner und 2 grössere Ringe; 1 Meissel; 1 Krückennadel und 1 Nadel mit Kugelkopf.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
222	**Neuhaldensleben**[1] Prov. Sachsen	Magdeburg	? γ. Klinge unterh der Mitte stark eingezogen	Dep. in der Rosmarienbreite	Hahne-Magdeburg
223	**Fränkersau** b. Kösen, Pr. Sachsen	Jena	B β a	—	Eichhorn-Jena
224	**Glienicke,**[2] Kr. Beeskow	Berlin, Märk. Pr.-M. 9289	2 Ex. A α und A ?	Dep.	Buchholz-Berlin
225	**Mückendorf,** Kr. Jüterbog	Ebendort 5371	A γ a	—	Derselbe
226	**Schmerwitz,** Kr. Zauche	Ebendort 21 494	A α a	—	Derselbe
227	**Werder,**[3] Kr. Zauche	Ebendort 6288	A α a	—	Derselbe
228	**Niederwerbig,** Kr. Zauche	Ebendort 21 586	A γ	—	Derselbe
229	**Alt-Töplitz,** Kr. Zauche	Ebendort 11 039	A ? a	—	Derselbe
230	**Schmerzke,** Kr. Zauche	Ebendort 11 353/54	2 Ex. 1 = B ? a 2 = ? α a	Dep.	Derselbe
231	**Berlin**	Ebendort 18 500	A β a	Im Spreegrund	Derselbe
232	(Prov. Brandenburg) **Tasdorf,** K. Niederbarnim	Ebendort 18 165	A β a	—	Derselbe
233	**Prenzlau**	Ebendort 16 837—42, 16 845 u 18 248/50	10 Ex. 5 = A α a 2 = A β a 1 = A α 1 = ? β a 1 = ? β	Dep.	Derselbe
234	**Teltow**	Ebendort 7531 u. 9880	2 Ex. A β a, A α	—	Derselbe
235	**Mittenwalde,** Kr. Teltow	Ebendort 4587 u. 7557	2 Ex. A α a, A β a	2 Einzelf.	Derselbe
236	**Kerzendorf,** Kr. Teltow	Ebendort 17 651	? α a	—	Derselbe
237	**Trebbin,** Kr. Teltow	Ebendort 9359	A α a	—	Derselbe
238	**Rangsdorf,** Kr. Teltow	Ebendort 16 688	A α a	—	Derselbe
239	**Zossen,** Kr. Teltow	Ebendort 9296	A α	—	Derselbe
240	**Charlottenburg**	Ebendort 22 721	A α	Am Lietzensee gef.	Derselbe
241	**Sorau**	Ebendort 8917	A α a	—	Derselbe
242	**Sagritz,** Kr. Luckau	Ebendort 21 499	A β a	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Neuhaldensleben**: 2 Absatzäxte. — 2) **Glienicke**: 1 „westeuropäische“ Absatzaxt. — 3) **Werder**: 1 „diademartiger“ Brustschmuck; 1 Spiralscheibenfibel und 1 Sichel.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
	Prov. Brandenburg				
243	**Zickau,** Kr. Luckau	Berlin, Märk. Pr.-M. 13 740	A α	—	Buchholz-Berlin
244	**Schönwalde,** Kr Luckau	Ebendort 22 331	A β a	—	Derselbe
245	**Spremberg**	Ebendort 13 372	A α a	—	Derselbe
246	**Lübbenau,** Kr. Kalau	Ebendort 7418—19 u. 4042	3 Ex. 1) A α a, 2) A ?, 3) A β a	1 u. 2 in Dep. 3 Einzelf.	Derselbe
247	**Vetschau,** Kr. Kalau	Ebendort 12 137	A α a	—	Derselbe
248	**Königsberg** i. Neumark	Ebendort 10 030	A ?	—	Derselbe
249	**Muschten,** Kr Züllichau	Ebendort 6405	A α a	Beim Vorwerk gef.	Derselbe
250	**Rheinsberg,** Kr. Ruppin	Ebendort 7503	A α	Beim Kanalbau	Derselbe
251	**Langen,**[1] Kr. Ruppin	Ebendort 19 774	A β	Dep.	Derselbe
252	**Plaue,** Kr. Westhavelland	Ebendort 19 035	B α	—	Derselbe
253	**Friesack,** Kr. Westhavelland	Ebendort 17 740	A α. Unter der Bahn ein Loch	—	Derselbe
254	**Brunne,** Kr. Osthavelland	Ebendort 22 251	C α	—	Derselbe
255	**Bredow,**[2] Kr. Osthavelland	1) Ebendort 10 462 2—4) K M f.V. II 7371—72 u. 7378	4 Ex. = A β 2—4 ausladend	2—4 Sk. Gr.	1) Derselbe 2—4) Bastian und Voss, Die Bronzeschwerter Tf. XI 4—6
256	**Döbberitz,** Kr. Osthavelland	Märk. Pr.-M. 16 566	A α a	Im Torf a. d. Eltlake	Buchholz-Berlin
257	**Burg,** Kr. Kottbus	Ebendort 1) 18 227 u. 2) 12 103 4 Ex. K.M.f.V. 3) II 11 624 4,5) I f 3051/52 6) 1073	6 Ex. 1) = A β 2) = A α 3) = A α a 4) = C? a^1 5) = A β a 6) = A β a^1	—	1 u. 2) Derselbe 3—6) Schlemm-Berlin
258	**Sielow,** Kr. Kottbus	Berlin, K. M. f. V. II 9750	A β a^2. L. etwas oberhalb d. Mitte und ausladend	—	Dieselbe
259	**Grabow,** Kr. Zauch-Belzig	Ebendort I f 3784	A β a^1 ausladend	—	Dieselbe
260	**Luckau**	Ebendort I f 3073	A α a ausladend	—	Dieselbe
261	**Güstebiese,** Kr. Königsberg, Neumark	Ebendort II 6754 u. 6757	2 Ex. 1) = Fr. 2) = C β, ausladend u. mit verläng. Randleisten	—	Dieselbe

Begleitende Funde. 1) **Langen**: 2 Äxte. — 2) **Bredow**: 1 Schwert vom ungarischen Typus, 1 Rollennadel u. a.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
262	Prov. Brandenburg	**Freiwalde,** Kr. Luckau	Berlin, K. M. f. V. I f 3925	A α Ausladend	—	Schlemm-Berlin
263		**Gortz,** Kr. Westhavelland	Ebendort I f 4688	A α Ausladend	—	Dieselbe
264		**Deetz,** Kr. Belzig	Ebendort I f 522	A β. Schlank, L. schmal	—	Dieselbe
265		**Teuplitz,** Kr. Sorau	Ebendort I f 6255	A β a	—	Dieselbe
266		**Neunhausen,** K. Westhavelland	Ebendort I f 4746	A α. Leisten bis an die Schneide	—	Dieselbe
267		**Waldow** bei Golssen, Kr. Luckau	Ebendort II 10 069	A β a. Ausladend und etwas oberhalb d. Mitte	—	Dieselbe
268		**Straupitz,**[1]) Kr. Lübben	Ebendort I f 218	2 Ex. A ? u. C ? Taschenbildung	Giesserfund	Dieselbe
269		**Wasserburg,** Kr. Beeskow	Ebendort II 11 571	A α	—	Dieselbe
270		**Mohrin,** Kr. Königsberg Nm.	Ebendort II 6566	A α. L. etwas oberhalb d. Mitte	—	Dieselbe
271		**Schwedt,** Kr. Angermünde	Ebendort I f 2938	A α a	—	Dieselbe
272	Prov. Pommern	**Anklam**[2])	Ebendort II 6812	A α. Ausladend und etwas oberhalb der Mitte	Beim Torfstich	Dieselbe. Bastian und Voss, Bronzeschwerter Tf V 7
273		**Vilm-See,** Kr. Neustettin	Ebendort II 6473	? β, wie 272	—	Dieselbe
274		**Neuendorf,** Kr. Neustettin	Stettin 2367	A β a	—	Stubenrauch-Stettin
275		**Neu-Wolkowitz,** Kr. Demmin	Stettin 5477/78	2 Ex. A α 1 Ex. noch unfertig, roher Guss	—	Derselbe
276		**Treptow** a. Toll, Kr. Demmin	Stettin 4729	A α a^2	Bei Anlage eines Weges	Derselbe
277		**Wamlitz,** Kr. Randow	Stettin 1614	B ? a	—	Derselbe
278		**Sagen,** Kr. Regenwalde	Stettin 2696	A α	In der Erde gef.	Derselbe
279		**Raddun,** Kr. Greifenberg	Stettin 4537	A β a	—	Derselbe
280		**Alt-Storkow,**[3]) Kr. Saatzig	Stettin 5646	2 Ex. 1) A β a, 2) A α	Dep.	Derselbe
281		**Sulingen,** Pr. Hannover	Berlin, K.M. f. V. I 1 21	B α a Ausladend	—	Schlemm-Berlin
282		**Scheepel,** Pr. Hannover	Hamburg, M. f. V. S. vorg. Alt. 1902. 58	A α. Schlank, ausladend, etwas oberhalb der Mitte	—	Hagen-Hamburg

Begleitende Funde. 1) **Straupitz:** Fr. von 2 Absatzäxten, Armbändern, Schwertern, Nadeln u. a. m. — 2) **Anklam:** 1 Schwertklinge. — 3) **Alt-Storkow:** 2 Lappenäxte des Pfahlbautypus; 3 massive Armringe mit Strichornament; 4 quergerippte offene Armringe.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
283	Hannover	**Hameln**	Hannover Pr. M. 5604	? γ a 1	—	Reimers-Hannover. Tewes, Uns. Vorz. S 34 Fig. 44
284	Hannover	**Neuenkirchen,** Kr. Bersenbrück	Hildesheim Nr. 330	? β a²	Auf dem Grunde eines Torfmoores gef	Derselbe
285	Hannover	**Göttingen**	Hannover, Pr. M. 16372	? β a	—	Derselbe
286		**Delbrück** bei Paderborn, Westfalen	Ebendort 429	? α a 1 Ausladend	—	Derselbe
287		**Wassercourl,** Kr. Dortmund, Westfalen	Dortmund	B α a Ausladend	—	Baum-Dortmund
288		**Fehmarn,**[1] Schleswig-Holstein	Lübeck H. 67	15 Ex. = A α	Dep. vom Strande der Insel	Festschr. z. 28. Vers. d. Deutsch. Anthr. G. zu Lübeck 1897 S 29 Tf. VI Fig. 3
289		**Oldenburg,** Ost-Holstein	Hamburg 1893. 169	A α Lappen noch nicht umgebogen	—	Hagen-Hamburg
290		**Riesbusch** bei Lübeck	Hamburg 1903. 397	B α a. Etwas oberhalb d. Mitte	—	Derselbe
291		**Braunschweig**	Braunschweig, Städt. M. 50	A β Wiederholt abgenutzt	Vor dem Wendentor	Fuhse-Braunschweig
292		**Bremke,** Kr. Holzminden, Braunschweig	Bremke, S. G. Schlutter	? β a¹	Auf der Feldmark	W. Blasius-Braunschweig
293	Anhalt	**Wörlitz,**[2] Kr. Dessau	Schloss Kühnau Nr. 152	3 Ex. 1) ? β a, 15,3 *cm* l., 3,8 br. 2) A β a¹, 16,5 *cm* l., 4,6 br. 3) A β a, 15 *cm* l., 4 br.	Im „Gothischen Haus" zu Wörlitz gef.	Seelmann-Alten
294	Anhalt	**Dessau**	Ebendort 162	A α a, 15 *cm* l., 4 br.	1870 auf der Georgenbreite gef.	Ders., Beitr. z. Vorg. d. Stadt Dessau in Wäschke, Gesch. d. Stadt Dessau 1901
295	Anhalt	**Lepo** bei Zerbst	Ebendort	A β a¹, 15,8 *cm* l., 5 br.	1866 beim Rajolen gef.	Derselbe
296	Anhalt	**Ellerborn,** Kr. Dessau	Ebendort 163	? ? a Ausladend	1860 gef.	Derselbe
297	Anhalt	**Deetz,**[3] Kr. Zerbst	Ebendort 164 ff.	2 Ex. 1) A β a, 14 *cm* l., 4,5 br. 2) A β a¹. 16 *cm* l., 4 br	Dep. ca. 20 Pfd. schwer, unt. ein. sehr grossen Steinblock gef.	Derselbe
298		**Dornburg,** S.-Weimar, Thüringen	Ebendort 159	A konvex γ a. 14 *cm* l., 3,7 br.	1863 beim Sprengen ein. Steines gef.	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Fehmarn:** 1 „norddeutsche" Absatzaxt. — 2) **Wörlitz:** „7 Streitkolben aus Br." — 3) **Deetz:** 12 Sicheln; 6 Lanzenspitzen; 3 „norddeutsche" Absatzäxte; 7 Ringe; 5 Stück rohen Metalls und dicht daneben ein zerdrücktes Tongefäss.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
299	Thüringen	**Vollradisroda,** Kr. Apolda, S.-Weimar	Berlin, K. M. f. V. II b 2256	C ? Lappen dreieckig	—	Schlemm-Berlin
300	Thüringen	**Kleinkundorf,** Kr. Neustadt, S.-Weimar	Städt. M., Gera	A α a	—	Auerbach-Gera
301	Thüringen	**Gera,** Reuss j. L.	Ebendort	A α. Etwas oberhalb d. Mitte	Nahe der Stadt	Derselbe
302	Thüringen	**Langenheim,** Ostkreis, S.-Altenburg	Altenburg	C α. Etwas oberhalb d. Mitte	Im Wierafluss gef.	Derselbe
303	Thüringen	**Altenburg**	Altenburg	A β wie vor	In der Leinawaldung gef.	Derselbe
304	Thüringen	**Wallerstedt,** A. Buttstedt	Buttstedt, Priv. S.	3 Ex. = B α a Ausladend	Dep.	Eichhorn-Jena
305	Thüringen	**Leutenthal,** A. Buttstedt	Ebendort	B α a Ausladend	—	Derselbe
306	Thüringen	**Ettersberg** bei Weimar	Ebendort	A α	—	Derselbe
307	Thüringen	**Buttelstedt,** A Buttstedt	Ebendort	? α	—	Derselbe
308	Thüringen	**Stetten,** A. Ostheim	Jena	A α	—	Derselbe
309	Thüringen	**Jenzig,** Amt Jena	Jena	B β a	In einer Abfallgrube gef.	Derselbe
310		**Neubrandenburg,** Meckl.-Strelitz	Neubrandenburg	A β	—	Photogr. Album V Tf. I
311		**Hoyerswerda,** Schlesien	Görlitz, Nr. 120/121 und 95	3 Ex. 1) = A α a, 16,5 *cm* l. 2) = Fr. 3) = A α, 17,2 *cm* l.	—	Feyerabend - Görlitz
312		**Ober-Horka,** Kr. Rothenburg, Oberlausitz	Ebendort Nr. 31	A α a, 17,5 *cm* l.	—	Derselbe
313		**Creba,** Kr Rothenburg, Oberlausitz	Ebendort 119	A² α a, 16,7 *cm* l.	—	Derselbe
314		**Kassel**	Hannover, Kestner-M.	A β	—	Reimers-Hannover
315		**Lich,** 11 *km* S. O. v. Giessen	Giessen	A α	In d. Fürstl. Baumschule gef.	Kramer-Giessen
316	Prov. Sachsen	**Mücheln,** Kr. Querfurt	Halle 2405 II	A β a, 15 *cm* l., 4,2 *cm* br.	—	Förtsch-Halle
317	Prov. Sachsen	**Osterfeld,** Kr. Weissenfels	Halle 108, 31	B α a, 16 *cm* l., 3,5 *cm* br.	—	Derselbe
318	Prov. Sachsen	**Aulcben,** K. Sangerhausen	Halle 102, 17	A β, 14 *cm* l., 3,5 *cm* br.	—	Derselbe
319	Prov. Sachsen	**Polleben,** Mansfelder Seekreis	Halle 13, 18	? β, 16 *cm* l., 4,5 *cm* br.	—	Derselbe

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
320	**Schönfeld,** Kr. Wittenberg Prov. Sachsen	Halle 30, 22	A α, 18 *cm* l., 4,5 *cm* br.	—	Förtsch-Halle
321	**Redra,** Kr. Querfurt, Prov. Sachsen	Halle 1101, 28	B' β a	—	Reuss-Halle
322	**Kl.-Gleichberg** bei Römhild, Sachsen-Meiningen	Meiningen, S. Jacob Nr. 295	A^1 α, 15,5 *cm* l.	—	Pusch-Meiningen
323	**Carlton Rode,** Norfolk, England	Norwich	A β a^2 1	—	Evans, l'âge du Bronze Tf. IV Fig. 6

II. Die Zwischenformen der Lappenäxte.

1. Die italische Zwischenform (Terramaren-Typ).*)

Lfd. Nr.		Fundort	Museum	Variante	Zur Fundgeschichte	Nachweis
1	Italien	**Castione,**[1] Parma	Parma	2 Ex. 1) = C α 2) = B β	Terramare	Montelius, Italie I S. 102 Tf. 14 Fig 3 und 4
2	Italien	**Monte Venere,** Reggio	Reggio	C β a^1	Dep.	Derselbe S. 141 Tf 22 Fig. 3
3	Italien	Provinz **Parma**	Parma	B α a^1	Terramare	Derselbe S. 141 Tf. 22 Fig. 2
4	Italien	**Castellazzo di Paroletta**	Parma	B γ a^1	Terramare	Derselbe S. 141 Tf. 22 Fig. 4

2. Die schweizer Zwischenform (Pfahlbautyp) = ▼

Lfd. Nr.		Fundort	Museum	Variante	Zur Fundgeschichte	Nachweis
1	Frankreich	**Dijon,** Dep. Côte d'Or	Berlin, K. M. f. V. V a 592	A α a^1 1 Die Randleisten reichen von d. L. bis zur Schneide	—	Schlemm-Berlin
2	Frankreich	**Fleury sur Ouche,** Dep. Côte d'Or	Ebendort V a 591	? β a 1	—	Dieselbe
3	Frankreich	**Thoissey,** Dep. Ain	—	B β a	Im Saône-Bett	Chantre, l'âge du Bronze Tf. 17 Fig. 3
4	Frankreich	**Albertville,** Savoie	S. Germain en Laye	B β a^1	Gussstätte	Ebendort Tf. 27 Fig. 1
5	Schweiz	**Auvernier**	Zürich	2 Ex. 1) A^1 α 1 2) B^3 α 1 3) A^1 α a 1	Pf.	Gross, Les Protohelvétes Tf. XIII Fig. 2, 21 u. 22
6	Schweiz	**Hauterive**	Zürich	B^2 β 1	Pf.	Ebendort Tf. XIII Fig. 18
7	Schweiz	**Corcelettes**	Zürich	B^2 β 1	Pf.	Ebendort Tf. XIII Fig. 20
8	Schweiz	**Mörigen**	Frankfurt a. M. 12 652	? α a 1	Pf.	Welcker - Frankfurt a. M.
9	Schweiz	**Bevaix**	S. Desor	B β 1	Pf.	Matériaux pour l'hist. de l'homme 1866 II S. 296

*) Vgl. hierzu oben S. 822 Nr. 1.

Begleitende Funde. 1) **Castione:** 1 Randaxt; Knochenkämme.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
10	**Bünzen,** Aargau, Schweiz	Zürich	C β a	—	Heierli, Urgesch. d. Schweiz S. 271 Fig. 285
11	**Zürich,** Schweiz	Dresden, K. präh. S.	B α a	Gr. Hafner	Deichmüller-Dresden
12	[Baden] **Hagnau** am Bodensee	Konstanz, Rosgart.-M.	B β a 1	Pf.	Leiner-Konstanz
13	[Baden] **Haltnau** am Bodensee	Ebendort	A β a 1	Pf.	Derselbe
14	[Baden] **Gutenburg,**[1] A. Waldshut	Karlsruhe 5332	2 Ex. = B α a, 16,2 *cm* l.	Von einer Niederlassg. d. Bronzezeit	Wagner-Karlsruhe
15	[Baden] **Dossenheim,**[2] A. Heidelberg	Karlsruhe 2516	10 Ex. 9 = A β a 1, 15,5 *cm* l. 1 = A³ ? a	Dep. 1860 auf der Schauenburg gef.	Derselbe, Photogr. Alb. VII Tf. 12
16	[Baden] **Lahr**	Lahr, Städt. M.	—	In einer Felsspalte im „Hohberg" gef.	Derselbe
17	[Baden] **Liel,** A. Mühlheim	Karlsruhe 3483	A β a 1, 11,7 *cm* l. Wiederholt angeschliffen	1880 gef.	Derselbe
18	[Baden] **Istein,** A. Lörrach	Karlsruhe 2504	A β a 1, 15,2 *cm* l.	1851 gef.	Derselbe
19	[Baden] **Limbach** bei Markdorf	Stuttgart, Staats-S.	A α a 1 Die Öse noch undurchlocht	—	Schliz-Heilbronn
20	**Kl. Bissingen,** Kr. Chateau-Salins, Lothringen	Metz, Städt. S.	A α 1, 14,2 *cm* l.	—	Keune in Lothring. Jahrb XVI 1904 S. 483
21	**Türkheim,** Kr. Colmar, Elsass	Colmar	A α, 21,6 *cm* l., 4,5 *cm* br.	Einzelf.	Naue, W., Denkmäl. d. vorr. Metallzeit S. 340 Nr. 2
22	**Egisheim,** Kr. Colmar, Elsass	—	C ?, 18,5 *cm* l., 5,6 *cm* br.	Aus dem Gwann Hall	Ebendort S. 346
23	[Bayerische Pfalz] **Neustadt** a. Haardt	Wiesbaden 1563	A β a¹ 1	—	Ritterling-Wiesbaden
24	[Bayerische Pfalz] **Böbingen**	Speyer	A α 1, 14,5 *cm* l., 4 *cm* br.	—	Hildenbrand-Speyer
25	[Bayerische Pfalz] **Speyer**	Speyer	A β 1, 15,5 *cm* l., 4,8 *cm* br.	—	Derselbe
26	[Bayerische Pfalz] **Pfalz**	Speyer	B α 1, 15 *cm* l., 4,5 *cm* br.	—	Derselbe
27	**Grumbach,** Rheinprovinz	Speyer	A β 1, 16 *cm* l., 4,2 *cm* br.	—	Derselbe
28	**Hangenweisheim,**[3] Kr. Worms, Hessen-Darmstadt	Worms	3 Ex. = A β 1	Dep. Beim Roden eines Weinbgs. gef. „Sammelerz"	Koehl-Worms. Schumacher in Corr. d. Deutschen Anth. G. 1903 S. 92

Begleitende Funde. 1) **Gutenburg**: Fr. von verzierten Tongefässen. — 2) **Dossenheim**: 3 Tüllenäxte, Lochsicheln u. a. — 3) **Hangenweisheim**: 3 Tüllenäxte; 2 Sicheln; Fr. eines Schwertes und Armringes; Gussbrocken.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
	Hessen-Darmstadt (Nr. 29–46)				
29	**Bingen**	1) Worms 2) Mainz	2 Ex. 1) A β 1 2) B β a^2 1	1) Rheinfund 2) —	1) Koehl-Worms 2) Lindenschmit-Mainz
30	**Laubenheim**	Mainz	2 Ex. = A α 1	Aus dem Rhein	Lindenschmit in Westdeutsch. Zeit. XVIII S. 404 Tf. V Fig. 22 u. 23
31	**Mainz**	1) Mainz 2) Darmstadt, Gr. Kabin.-M. 3) Frankfurt a. M. 19 565	4 Ex. 1) A α 1 u. A β 1 2) A α a 1 3) B β a	1 und 3) Aus dem Rhein	1) Derselbe. Ebend. XX S. 353 Tf. XII Fig. 8 u. XXII S. 422 Tf. V Fig. 6–8 2) Müller-Darmstadt 3) Welcker-Frankfurt a. M.
32	**Kastel, Weisenau, Rettbergsau, Petersau**	Mainz	16 Ex. = A β a 1 oder A β a^2 1	Aus dem Rhein	Lindenschmit-Mainz
33	**Hillesheim,** Kr. Oppenheim	Mainz	A α a^2	—	Derselbe
34	**Castel**	Wiesbaden 1561	B β a	—	Ritterling-Wiesbaden
35	**St. Goar**	Wiesbaden 14 585	A β a^1 1	Aus dem Rhein	Derselbe
36	**Gr.-Gerau**	Wiesbaden 1879	B β a	—	Derselbe
37	**Kamp**	Wiesbaden 17 388	B β a^1	—	Derselbe
38	**Gambach**	Wiesbaden 1301	? β a^1	Dep.	Derselbe
39	**Staufenberg** bei Giessen	Wiesbaden 1569	A β a^1 1	—	Derselbe
40	**Watzenborn** bei Giessen	Wiesbaden 1567	A β a^1 1	—	Derselbe
41	**Giessen**	Darmstadt, Gr. Land.-M.	A α, Taschenform	—	Müller-Darmstadt
42	**Nidda,** Oberförsterei	Ebendort	A β 1	—	Derselbe
43	**Ockstadt**[1] bei Friedberg	Ebendort	8 Ex. = A β a^1 1	Dep. Giesserf.	Derselbe
44	**Eschollbrücken** bei Darmstadt	Ebendort	A α a 1	In der Torfgrube	Derselbe
45	**Wohnbach** bei Friedberg	Friedberg	A β 1	—	Kramer-Giessen. Helmke, D. Samml. d. Friedberger Geschichts-V. 1904
46	**Altenburg** bei Alsfeld	Darmstadt, Gr. Kabin.-M.	B β a	In d. Nähe d. Schlosses gef.	Müller-Darmstadt Kofler-Darmstadt
47	**Mackenbach** bei Homburg	Speyer	A β 1, 14,5 *cm* l., 4 *cm* br.	—	Hildenbrand Speyer

Begleitende Funde. 1) **Ockstadt:** 1 mittelständige Lappenaxt; Tüllenäxte; Lanzenspitzen; Armringe, offene und geschlossene, hohle und massive, schlicht und verziert; Sicheln; Zierstücke von Pferdegeschirr; Trensen; Gussbrocken u. a. m.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
48	**Homburg v. d. H.**[1]	Homburg, Saalburg-M.	2 Ex. = A α a 1 1) 14,2 *cm* l., 4,1 *cm* br. 2) 16 *cm* l., 4,2 *cm* br.	Dep.	Lindenschmit, Alt. uns. h. V V Lief. 5 Tf. 25 Nr. 418/419
	Hessen-Cassel				
49	**Frankfurt a. M.**	Frankfurt a. M. 5186	? α a 1	Umgegend v. Frankfurt	Welcker-Frankfurt a. M.
50	**Goldgrube** bei Braunheim, K. Frankfurt a. M.	Frankfurt a. M. 5947/48	2 Ex. 1) A α a^2 1 2) ? α a	Dep.	Derselbe
51	**Cassel**	Cassel	? β a	Einzelf.	Pinder in Z. f hess. Gesch. u. Landesk. 6 Suppl. 1878 Tf. III Fig. 20
	Rheinprovinz				
52	**Aussen,** Kr. Saarlouis	Berlin, K. M. f. V. I i 191	A β a 1	—	Schlemm-Berlin
53	**Wallerfangen,**[2] Kr. Saarlouis	St. Germain en Laye	A β a^2 1	Dep.	Krüger-Trier. Hettner, Illustr Führer S. 118. Jahresb. d. Ges. f. n. Forsch. in Trier 1894—99 S. 27 Tf. I Fig. 7
54	**Kreuznach**	1) Kreuznach, Städt. M. 2) Wiesbaden 1564	2 Ex. 1) A β a^2 1 2) C β a^1 1	1) 1830 bei Anlage von Weinbergen auf dem Bergkopf „Aemgrige Wolf" gef. 2) —	1) Bracht-Dresden 2) Ritterling-Wiesbaden
55	**Kastel,** Kr. Saarburg, Lothringen	Trier G. 87	C α a^1, 16 *cm* l. L. sehr schmal	—	Krüger-Trier. Hettner, Führer S. 116 Fig. 16
56	**Löhne,**[3] Kr. Herford, Westfalen	Münster, S. des Westfäl. V. für Wiss. u. Kunst	4 Ex. 1 u. 2) B α a^2 3) ? β a^2 4) A^3 β a^2 1 mit 2 Löchern unter der Bahn	Gef. zu Obernbeck am Bahnhof Löhne	Wormstall-Coesfeld, 32. Jahresber. des Westf. Prov.-V. f. Wiss. und Kunst 1903/04 S. 1 ff.
	Hannover				
57	**Stedersdorf,** Kr. Uelzen	Hamburg, M. f. V. 1902. 58	A β a^1	Dep.	Hagen-Hamburg
58	**Cattenbühl,**[4] Kr. Münden	Hannover, Pr. M. 5867	? β a 1	—	Reimers-Hannover
59	**Oldendorf,** Kr. Uelzen	Ebendort 4573	6 Ex. = A α a^2 1 Die Gusszapfen am oberen Rande noch erhalten	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Homburg v. d. H.:** Lanzenspitzen; massive und hohle Ringe; Knopf- und Lochsicheln; Äxte; Fr. von Schwertern u. a. m. — 2) **Wallerfangen:** 1 Schwert vom Möriger Typus; Tüllenäxte; 1 Gussform für Lappenäxte dieser Zwischenform; 14 Armbänder mit umgeschlagenen Rändern; Zierbleche; Trensen u. a. m. — 3) **Löhne:** 1 Ring; 1 Schildbuckel (?); 4—6 Pfd. Schlacken u. a. m. in einem Urnenfelde mit Brandschicht. — 4) **Cattenbühl:** 7 Tüllenäxte; Armring; Sichel; 3 Messer; Fr. von Ringen.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
60	**Lüneburg,** Prov. Hannover	Hannover, Pr. M. 4583 u. 6312	2 Ex. = A α 1	In d. Gegend von Lüneburg gef.	Reimers-Hannover. Müller-Reimers Tf. VI Fig. 53
61	Bayern: **Kempten**	Sigmaringen	A α 1	—	Schliz-Heilbronn. Lindenschmit, Vorg Alt. Sigmaringen Tf. 42 Edelmann-Sigmaringen.
62	Bayern: **Würzburg**	München, Staats-S. 493	A β a^2	—	Birkner-München
63	Böhmen: **Aussig**[1])	Wien	A β a	—	Wiener Mitt. 1887 [S. 68] Fig. 17
64	Böhmen: **Žižkov**	Prag	B α a^2 1	—	Pič-Prag, Starožitnosti II S. 174
65	Böhmen: **Tamochov**	Prag	A α 1	—	Derselbe
66	Böhmen: **Beroun**	Prag	A α 1, L. schmal	—	Derselbe. Čechy předh. I S. 201
67	Böhmen: **Roth-Poritschen**	Pilsen	A α 1	—	Derselbe
68	Thüringen: **Grossdrandorf,** östlich v. Weida, S.-Weimar	Reichenfels, M. d. vogtl. V. zu Hohenleuben	C α	In der Burgstatt auf dem Eselsberg	Auerbach-Gera
69	Thüringen: **Rastenberg,**[2]) A. Buttstedt, S.-Weimar	Jena	3 Ex. 1) A β a^1 1, 2) ? γ a 1, 3) C γ a 1	Dep.	Eichhorn-Jena
70	Thüringen: **Dornburg**[3]) a. d. Saale, A. Jena	Jena	A β a 1, schlank	Dep.	Derselbe. Vulpius, Kuriositäten V Tf. 5. 233
71	Thüringen: **Münchenroda,**[4]) A. Jena	Jena	A β a 1	Dep.	Derselbe
72	Prov. Sachsen: **Beyernaumburg,** K. Sangerhausen	Schloss Beyernaumburg	2 Ex. 1) B α a 1, 2) C α 1 15,25—16 *cm* l., 3—4 *cm* br.	Gef. auf Schuchardts Plan	Grössler-Eisleben
73	Prov. Sachsen: **Ranis**[5])	Reichenfels, M. d. vogtl. V. zu Hohenleuben	A β a^2 1, am rechten Arm des Skeletts mit Spuren des hölzernen Schaftes	Sk. Gr. Nr. 5	Auerbach-Gera
74	Prov. Sachsen: **Sachsenburg,** Kr. Eckardtsberga	Sachsenburg, Priv. S.	A β 1	Innerhalb eines vorg. Walles	Zschiesche-Erfurt. Vorg. Alt. d. Prov. Sachsen XI 1852 S. 25 Fig. 62
75	**Braunschweig**	Braunschweig 122	B β a	—	Fuhse-Braunschweig

Begleitende Funde. 1) **Aussig**: 10 ähnliche Ex. — 2) **Rastenberg**: 1 „böhmische“ Absatzaxt und 3 Knopfsicheln. — 3) **Dornburg**: 1 Tüllenaxt; 1 Speerspitze; 6 bandförmige Armspiralen. — 4) **Münchenroda**: Antennenschwert; 4 Sicheln; 1 massives, geschlossenes Armband; Knöpfe; Zierplatten; Ringe u. a. m. — 5) **Ranis**: „Ein länglicher, beiderseits glatt geschliffener Stein“ und neben dem rechten Schenkel „eine kleine Hornnadel und eine Art hohler Lanzenspitze“.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
76	**Am Regenstein**, K. Blankenburg a. H., Braunschweig	1) Braunschweig Herz. M. Nr. 1408 2) S. Vasel in Beierstedt	1) A β 1 Henkel und L. eckig 2) A β 1	Dep.	1) Scherer u. Voges-Braunschweig 2) W. Blasius-Braunschweig, Beiträge zur Anthr. Braunschweigs 1898 S. 76
77	Pommern: **Zezenow**,[1] Kr. Stolp	Berlin, K. M. f. V. II 2. 86	A β a 1 L. schmal	—	Schlemm-Berlin
78	**Alt-Krakow**, Kr. Schlawe	Ebendort Ic 350	A α a^1 1	Moorf.	Dieselbe
79	**Koppenow**,[2] Kr. Lauenburg	Stettin 1819	B β a^2 1	Dep. im Moor in einem Holzkasten gef.	Stubenrauch-Stettin Balt. Studien B. 32 S. 376, B. 33 Tf. II
80	**Alt-Plestlin**, Kr. Demmin	Stettin II 2	A α 1	Dep.	Derselbe
81	**Vietkow**,[3] Kr Stolp	Stettin 4583	9 Ex. 8 = A α a 1 1 = ? α a	Dep.	Derselbe, Balt. Stud. N. F. IV S. 142 Tf. 19—27
82	**Alt-Kenzlin**,[4] Kr. Demmin	Stettin 5475	B β a^2 1	Moorf.	Derselbe
83	**Bergen** auf Rügen	Berlin, K. M. f. V. II 9490	C β a^2 1	—	Schlemm-Berlin
84	Prov. Sachsen: **Stöbnitz**, Kr. Querfurt	Halle 18, 28 17, 28 und 2385 II	3 Ex. 2 = A α a 1 1 = A β a 1 14,5—15,5 *cm* l., 3,5 - 3,8 *cm* br.	—	Förtsch-Halle
85	**Osterfeld**, Kr. Weissenfels	Halle 109, 31	A ?, 16 *cm* l., 6 *cm* br.	—	Derselbe
86	**Niederholzhausen**, K. Eckardtsberga	Halle 2701 II	B^3 α a	—	Derselbe
87	**Sinsleben**, Kr. Wolmirstedt	Halle 4 II	? α a	—	Derselbe
88	**Quitzenow** bei Gnoien, Mecklenb.-Schwerin	Schwerin 3406	A ? α a^2 1	Einzelf.	Beltz-Schwerin
89	**Kl.-Gleichberg** bei Römhild, Sachsen-Meiningen	Meiningen, S. Jacob Nr. 355	A^3 β a^1 1 14,5 *cm* l., 3,8 *cm* br.	—	Pusch-Meiningen
90	**Dänemark**[5]	Kopenhagen	B^1 α a^2 1	28 Ex. teils Einzelf. teils Dep.	Sophus Müller, Ordning, Bronzealdern Fig. 343
91	**Reeth**, Gr. York, England	S. Greenwell	A β L. klein	—	Evans, l'âge du Bronze Pl. III Fig. 2

Begleitende Funde: 1) **Zezenow**: 1 hohlgegossener, geschlossener Halsring und 1 Halsring mit daran hängender Spirale. — 2) **Koppenow**: 1 Schwertklinge; 1 Fibula mit doppelten Spiralplatten; 2 Tüllenäxte; 1 Gusskuchenstück; 3 Spiralplatten und mehrere Fr. von Ringen. — 3) **Vietkow**: 15 Tüllenäxte. — 4) **Alt-Kenzlin**: 1 Elchgeweih. — 5) **Dänemark**: Von dem Depotf. gehören 3 dem älteren und 1 dem jüngeren Bronzealter an. Sämtliche Stücke sind importiert.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis

3. Die österreichisch-ungarische Zwischenform = ▬

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
1	Ungarn	**Nagy Kajdacs,** Kom. Tolna	Budapest	$A^1 \beta a^1$	—	Márton-Budapest
2	Ungarn	**Kér,**[1] Kom. Somogy	Budapest	6 Ex. $3 = B \beta a^1$ $1 = ? ? a^1$, $1 = A \alpha$ $1 = A^2 ? a^1$ mit einem Loch unter der Bahn	Schatzfund 1885 in einem grossen Gefäss	Derselbe. Hampel, Bronzkor Tf. 119 Fig. 12—17
3	Ungarn	**Simonfy,**[2] Kom. Somogy	Budapest	$B \beta a^1$	Schatzfuud	Derselbe
4	Ungarn	**Kis-Apáti,**[3] Kom. Zala	Budapest	5 Fr. $B ? a^1$	Dep.	Derselbe, Arch. Ert. 1897. 116
5	Ungarn	**Hetés,** Kom. Zala	Budapest	$A \beta a^1$	—	Derselbe
6	Ungarn	**Pozsony,** Kom. Pozsony	Budapest	$A \alpha 1$	—	Derselbe
7	Österreich	**Laibach,** Krain	Laibach	3 Ex. $1 = A \gamma a^1$ $2 = A^1 \beta a^1$ $3 = B \alpha a^1$	Im Gradišče bei Sagora a. Sau	Müllner, Typ. Form. ... des Landes-M. in Laibach 1900 Tf. XI Fig. 2—4
8	Österreich	**St. Johann**[4] bei Tomišelji am Laibacher Moor	Laibach	2 Ex. $B \beta a^1$, 20—23 *cm* l., 4—5 *cm* br. L. schlank	—	W. Šmid, Mitt. d. k. k. Zentral-Kommiss. Wien 1905 S. 277 Nr. 9
9	Österreich	**Kainisch** bei Aussee, Steiermark	Wien, Hofmuseum 28 214, 2192 35 607, 2813	4 Ex. $2 = B \beta a^1$ $1 = B \alpha a^1$ $1 = A \beta a^1$ 12—20 *cm* l.	Am Koppental, im Tal d. Kainisch-Traun und in dem Kainischbach	Szombathy ebendort S. 46 ff.
10	Österreich	**Windisch-Garsten,** Steiermark	Ebendort 38 785	$A \alpha a^1$, 17 *cm* l., mit einem schief gestellten Kreuz auf der Klinge als Marke	—	Ebendort
11	Österreich	**St. Veit** bei Wien	Ebendort	$C \alpha a^1$ Lappen schmal	Im Wienfluss	M. Hörnes in Wiener Mitt. 1900 Bd. 30 S. 66 Tf. I 6
12	Österreich	**Gloggnitz**	Ebendort	$A \beta a$, 18 *cm* l.	Am Haardt i. Schwarzatal	Ebendort S. 70 Tf. III 2
13	Österreich	**Zöbern** bei Aspang	Ebendort	$B \beta a$, 19 *cm* l.	—	Ebendort S. 71 Tf. III 3
14	Österreich	**Limberg,**[5] nördl. der Donau, G. B. Ravelsbach	Ebendort	2 Ex. $= B \beta a^1$, 17 u. 18 *cm* l.	Auf der Heidenstatt	Ebendort Tf. IV 1 u. 2
15	Österreich	**Thunau** bei Gars, G. B. Horn	Ebendort	$B \beta a$, 18,1 *cm* l.	—	Ebendort S. 72 Tf. IV Fig. 14

Begleitende Funde. 1) **Kér**: Gürtelblech; Sicheln; Tüllenäxte; Fr. von Schwertern, Lanzenspitzen u. a. — 2) **Simonfy**: Armspiralen; Tüllenäxte. — 3) **Kis-Apáti**: Fr. von Tüllenäxten; Spiralfibeln u. a. — 4) **St. Johann**: 1 Tüllenaxt; 1 Kette mit 4 Ringen. — 5) **Limberg**: 1 Tüllenaxt; 1 Nadel; 1 Armring und 1 Pfeilspitze mit Tülle und Widerhaken.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
16		**Traunstein,** Oberbayern	München, Staats-S. 1890. 71	B β a¹	—	Birkner-München
17		**Oberndorf,** Bayern	Berlin, K. M. f. V. IIc 2779	? β a¹	—	Schlemm-Berlin
18		**Malzmühl** bei Czarnikau, Pr. Posen	Ebendort II 10 279	A *α*	—	Dieselbe
19	Meckl.-Schwerin	**Reppentin** bei Plau	Schwerin LIE³ 43	A β a¹. Sehr kräftiges Ex.	Einzelf. in der Erde	Beltz-Schwerin
20	Meckl.-Schwerin	**Satow** bei Kroepelin	Schwerin LIE³ 36	A β a¹. L. sehr stark und nach innen zusammen gebogen	—	Derselbe
21	Meckl.-Schwerin	**Hohenprietz**[1]	Schwerin 4548	A β a¹ 1	Moor	Derselbe. Mecklbg. Jahrb. 43 S. 199
22		**Schleswig-Holstein**	Kiel	A *α* a	—	Mestorf, Atlas Nr 218 Splieth, Typ. 28

4. Die Zwischenform der Queraxt = +

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
1	Schweiz	**Concise** am See von Neuchâtel	Neuchâtel	A β a, 11,8 *cm* l.	Pf.	Desor, Les Palafittes S. 41. Paris 1865. Matériaux pour l'hist. de l'homme 1866 II S. 297
2	Schweiz	**Auvernier** Ebendort	Zürich	B β	Pf.	Gross, Les Protohelv. Tf. XIII Fig 5 u. VII. Pfahlbaub. Tf. IX 30
3	Schweiz	**Neuchâtel** Ebendort	Neuchâtel	A *α*	—	Revue archéol. 1866 S. 1 Tf. I Fig. G
4	Schweiz	**Mörigen** am Bieler See	Zürich, S. Gross	Gussform *α*	—	Heierli, Urgesch d. Schweiz S. 225 Fig. 208 V. Gross in Anzeiger f. Schweizer. Alt. 1877 S. 765 sub 6
5	Schweiz	**Wollishofen** am Züricher See	Zürich	—	Pf.	Schumacher, Neue Heidelberg. Jahrb. IX S. 260 Heierli, IX. Pfahlbaub. S. 11
6	Schweiz	**Basel**[2]	—	—	Dep.	Schumacher, ebendort S. 264
7		**Morbihan,** Frankreich	Vannes	—	—	Revue archéol. 1866 S. 2 (Tf. I Fig. G) Mortillet, Musée préhist. Tf. 74 Fig. 777

Begleitende Funde. 1) **Hohenprietz:** Inventar von Montelius IV. — 2) **Basel:** Pfahlbau-Armringe.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
8		**Venat,** Dep. Charente, Arr. Angoulème, Frankreich	—	—	—	Schumacher, Heidelberger Jahrb. IX S. 261 Anm. 1
9	Baden	**Staad** am Bodensee	Constanz, Rosgarten-M.	β 6 *cm* l.	Pf.	Schnarrenberger, Pfahlbauten des Bodensees Tf. IV Fig. 37 Schumacher l. c.
10	Baden	**Unter-Uhldingen**[1]) am Bodensee	Stuttgart, Staats-S.	C (?) α	Pf.	Keller, 6. Pfahlbaubericht S. 284 Tf. VII Fig. 30 Tröltsch, Die Pfahlb. d. Bodenseegebiets S. 167 Fig. 303 Schliz-Heilbronn
11	Baden	**Ettlingen**[2]) bei Karlsruhe	Karlsruhe 2002	—	Dep. gef. 1875	Wagner-Karlsruhe Schumacher l. c. S. 264
12	Baden	**Ubstadt,** Amt Bruchsal	Karlsruhe 2505	C (?) α 11,3 *cm* l.	1841 gef.	Wagner-Karlsruhe
13		**Kertzfeld,** Elsass	—	—	—	Matériaux pour une étude préhist. de l'Alsace 1885 Pl. III 3 nach Schumacher l. c.
14		**Hillesheim,** Kr. Oppenheim, Rheinhessen	Mainz	A β a 1 etwa 14,5 *cm* gr.	—	Lindenschmit, A. u. h. V. I 1. 4. 49 Schumacher Lindenschmit-Mainz
15		**Weisenau,** Kr. Mainz, Rheinhessen	Mainz	A β a 1	Im Rhein, „Laubenheim. Grund"	Lindenschmit-Mainz
16		**Rheinhessen**	Worms	B β	—	Koehl-Worms
17		**Bonn,** Rheinprovinz	S. Evans	- β	Aus dem Rheintal bei Bonn	Evans, Bronze Implements S. 85 Fig. 72
18		**Rheinland**	Berlin K. M. f. V.	A β	—	Schlemm-Berlin
19	Württemberg	**Allmannsweiler**[3]) bei Friedrichshafen	Friedrichshafen	C β	Pf.	Tröltsch, Pfahlbaut. des Bodenseegeb. Stuttgart 1902 S. 156 Fig. 276 Edelmann-Sigmaringen
20	Württemberg	**Ellwangen**	Stuttgart, Staats-S. S. Seyffer	A α	—	Schliz-Heilbronn
21	Württemberg	**Rohr,** O.-A. Stuttgart	Ebendort	A α	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Unter-Uhldingen:** 5 oberständige Lappenäxte. — 2) **Ettlingen:** Lochsicheln von schweizerischem Typus. — 3) **Allmannsweiler:** 1 oberständige Lappenaxt.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
22	**Landshut,**[1] Niederbayern	Landshut Nr. 4	A *α*	In einer Gussstätte auf dem Högelberge	Pollinger-Landshut
23	**Engelthal** bei Hersbruck, Mittelfranken, Bayern	Nürnberg, Naturhist. M.	A *β*. Die Breit- u. Schmalseiten in der Höhe der Lapp. sind durch parallele Linien und Kreise schön verziert	Gruppe von 5 Gr. H. Nr. V unten	v. Forster-Nürnberg, Abh. d. Naturh. G. Nürnberg 1904
24	**Wallhausen,** Kr. Sangerhausen, Pr. Sachsen	Halle Nr. 99	A *β* a 1 Masse: Gr. L. 11,2 *cm*. Breitseiten: Gr. Br. in d. Höhe d. Lappen 3,6 *cm*, Kl. Br. in der Mitte 2,0 *cm*, Br. an der Schneide 3,5 *cm*. Schmalseiten: Gr. Br. in d. Höhe d Lappen 2,3 *cm*, Kl. Br. in der Mitte 2,0 *cm*	—	Förtsch-Halle Reuss-Halle
25	**Römstedt,** Amt Meidingen, Hannover	Braunschweig, Städt. M. 764	A *β* a 1. Auf dem Klingenblatt eine Fehlstelle i. Guss	—	Fuhse-Braunschweig
26	**Kl.-Gleichberg** bei Römhild	Meiningen, S. Jacob Nr. 1214	A *γ* 1, 9 *cm* l.	—	Pusch-Meiningen

III. Die oberständigen Lappenäxte = ◆

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
1		**Peschiera,**[2] Ober-Italien	Wien	A *α*. L. mit Strichen verziert	Pf.	Montelius, Italie I Tf. V Fig. 5
2		**Cattabrega,**[3] Pr. Mailand	Mailand, S. Brera	A *α*	Urnengräber	Derselbe, Italie I Tf. 40 Fig. 14
3	Frankreich	**Montheys,** Hautes Alpes	Lyon, S. Roman	A^2 *β* a^1 1	—	Chantre, Congrès Int. de Stockholm 1874 S. 418 Fig. 16 u. Age du Bronze Tf. VII Fig. 4
4	Frankreich	**Ribier,**[4] Hautes Alpes	M. Saint-Omer	A^1 *β* a	Giesserfund	Chantre, Age du Bronze Tf. 25 Fig. 2
5	Frankreich	**Larnaud,** Jura	St. Germain en Laye	A^2 *α* a	Gussstätte	Derselbe, ebendort Tf. 40 Fig. 4
6	Frankreich	**Dep. Seine inférieure**	Rouen	A *α* a^1 1. L. kurz, Taschenform	—	Mortillet in Musée préh. 1884 Tf. 74 Fig. 771

Begleitende Funde. 1) **Landshut**: 2 oberständige Lappenäxte; 1 Lanzenspitze; 1 Messer und Gussformen für Pfeilspitzen; Messer. — 2) **Peschiera**: Mittelständige Lappenäxte: 1 Randaxt; 1 Dolch u. a. m. — 3) **Cattabrega**: 2 Schwertklingen und 1 Nadel mit Scheibenkopf. — 4) **Ribier**: Sicheln; Tüllenäxte; Messer; Säge.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
7	Schweiz	**Corcelettes,** Neuchâteler See	1) Zürich 2) Berlin, K. M. f. V.	1) A β a 1 L. kurz, Taschenform 2) ? γ a 1	Pf. —	Gross, Les Protohelv. Tf. XIII Fig. 16 Schlemm-Berlin
8	Schweiz	**Cortaillod,** Neuchâteler See	S. Desor	A β a 1	Pf.	Desor i. Matériaux p. l'hist. de l'homme 1866 II S. 296
9	Schweiz	**Möringen,** Bieler See	1) Dresden, K. prähist. S. 2) Berlin, K. M. f. V. II 10 303	1) A β 1 2) $A^3 \beta$ a 1	— —	Deichmüller-Dresden Schlemm-Berlin
10	Baden	**Unter-Uhldingen,** Boden-See	Stuttgart, Staats S.	6 Ex. = A β a 1	Pf.	Schliz-Heilbronn
11	Baden	**Banzenreuthe** bei Salem	Konstanz, Rosgarten-M.	? β a 1	Beim Grabenöffnen gef.	Leiner-Konstanz
12	Württemberg	**Engelhofen,** O.-A. Gaildorf	1) Stuttgart, Staats-S. 2) Hall u. 3) München, Pr. S.	3 Ex. 1) C α 1 Öse noch nicht durchlocht 2) ? ? 1	Dep.	Schliz-Heilbronn
13	Württemberg	**Winterlingen,** O.-A. Balingen	1) Stuttgart, Staats-S. 2) K. Kabinet	1) A β a 1 Öse noch nicht durchlocht 2) A β 1. Unter der Bahn bei beiden ein neugebohrtes Loch	—	Derselbe
14	Württemberg	**Schwenninger Moor,** O.-A. Rottweil	Rottweil, Alt. S.	A β a 1	—	Gundermann-Tübingen
15	Württemberg	**Belsen** bei Münsingen	Frankfurt a. M.	$A^3 \beta a^1$	Im Langenwald	Welcker-Frankfurt a. M.
16	Bayern	**Landshut,** [1]) Niederbayern	Landshut Nr. 3 u. 650	2 Ex. A α und A β 13,5 *cm* l.	Auf d. Hügelberge lagen Gussstätten- und Gräberfunde aus verschiedenen Perioden, welche durch einen Bergrutsch untereinander geworfen waren	Pollinger-Landshut
17	Bayern	**Klötzenmühle** bei Landshut	Landshut Nr. 153	A β 14,8 *cm* l.	Einzelf. 1 *m* unter der Oberfläche	Derselbe
18	Bayern	**Passau** [2])	Landshut Nr. 294 b	A^1 α 13 *cm* l.	Bei Anlage einer Wasserleitung	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Landshut**: Gussformen für Pfeilspitzen und Messer; 1 Messer; 1 Lanzenspitze u. a. m. — 2) **Passau**: 1 Randaxt; 1 mittelständige Lappenaxt.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
19		**Ehring** bei Simbach	Landshut Nr. 69	C β 13,5 *cm* l.	Einzelf.	Pollinger-Landshut
20		**Schmidtmühlen-Lanzenried,** Oberpfalz	Regensburg, Ulrich-M.	? β	H. Gr.	Steinmetz-Regensburg
21		**Parstadel**[1]) bei Laaber	Ebendort	A^3 β a	H. Gr.	Derselbe, Verh. des hist. V. f. Oberpfalz Bd 55 S. 227 Tf. X
22		**Regensburg**	Ebendort	B α 1	Im Steinbrnch d. Umg.	Derselbe
23		**Dietersberg** bei Sulzbach	Ebendort	2 Ex A α 1 und B α 1	—	Derselbe
24		**München**	München, Staats-S.	A^1 γ	Wiedemannsgasse	Birkner-München
25		**Chiemsee,** Oberbayern	Ebendort E. M. 278	A^2 β. L. schmal, Randleisten bis an die Schneide	Auf der Hochplatte gef.	Derselbe
26		**Simbach** am Inn	Ebendort 1890. 425	A β a 1	—	Derselbe
27		**Moosburg,** Oberbayern	Ebendort 1) 97. 180 2) 1892. 260	2 Ex. 1) C α 1 2) A β 1 sehr schmal	—	Derselbe
28		**Vilsbiburg,** Niederbayern	Ebendort	A^1 α L. schön verziert	—	Derselbe
29	Bayern	**Schellenberg,** Oberbayern	Ebendort 1889. 124	B α a	—	Derselbe
30		**Lohdorf,** Oberbayern	München, Staats-S. 1890 357	A β	Riegsee	Derselbe
31		**Todtenweis,** B.-A. Aichach, Schwaben	Augsburg, S. d. h. V. f. Schwaben Nr. 308	A β 1 400 *g* schwer	—	Roger-Augsburg
32		**Ehingen.**[2]) B.-A. Wertingen, Schwaben	Ebendort 38 d	2 Ex. 1) ? γ a = 500 *g* schwer 2) A α a = 450 *g* schwer	—	Derselbe
33		**Hafenreut** bei Donauwörth, Schwaben	Donauwörth Stadt-Archiv	A α 1	In der Stadtforst	Traber-Donauwörth
34		**Feichten,** Oberbayern	München, Staats-S. 1903 F. 10	A^2 β	—	Birkner-München
35		**Roseninsel,** Oberbayern	Ebendort 96. 157	B α	—	Derselbe
36		**Höhenrain** bei Aufhausen, Oberbayern	München, S. Naue	? β a^1 (Österreichische Form)	Im Moor gef.	J. Naue-München
37		In der Nähe von **Salzburg**	Ebendort	? β a^1 (Österreichische Form)	—	Derselbe

Begleitende Funde. 1) **Parstadel:** Angeblich Schlangenfibel und Plattennadel von 47 *cm* Länge. — 2) **Ehingen:** Fr. von 2 Schwertern; Lanzenspitze.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
38	Österreich	**Salzburg**	Dürkheim	A α, 18,5 *cm* l., 5,4 *cm* br.	—	Mehlis-Neustadt a. H.
39	Österreich	**Hallstatt,** Oberösterreich	Wien	$A^2 \beta$ a Lappen kurz und breit	—	Spöttl in Wien. Mitt. 1885 B. XV [S. 63] Tf. II Fig. 26
40	Österreich	**Kainisch**[1]) bei Aussee, Steiermark	Wien 32 772 38 786—89	5 Ex. 4 = A α a^1 1 = A β a^1 Österreichischer Typus	Wasenbrück in der Kainisch und im Kainischtal	Szombathy in Mitt. der k. k. Zentralkommission 1905 S. 46 ff.
41	Österreich	**Landfriedalm** bei Aussee	Wien 38 790	A α	—	Ebendort
42	Österreich	**Mahrendorf,**[2]) G.-B. Neunkirchen	Wien	4 Ex. 1 = Aαa^1, 18,7 *cm* l. Die Schmalseiten facettiert. 2 = $A^1 \beta a^1$, 18 *cm* l. 3 = Bαa^1, 18,5 *cm* l. 4 = Cαa^1, 12,1 *cm* l. Bei 2—4 ist der Lappenteil d. Axt durch ein. scharfe Einknickung v. schmäleren unt. Teil getrennt	Gussstättenfund	Hoernes in Wiener Mitt. 1900 Bd. 30 Tf. II Fig. 1—4
43	Ungarn	**Velem,** Kom. Eisenburg Vas	1) Berlin, K. M. f. V. IV d 577 2) Budapest	1) A α 2) A β. L. kurz, Taschenbildung	— —	Schlemm-Berlin Márton-Budapest
44	Ungarn	**Poszony**	Budapest	2 Ex. A α a^1 und A β a^1	—	Derselbe
45	Ungarn	**Nagy Kereskény,** Kom. Hont	Budapest	Gussform z. einer oberständigen Lappenaxt	—	Derselbe
46	Böhmen	**Tamochov** bei Pilsen	Prag	A α 1	—	Pič-Prag
47	Böhmen	**Šarka-Vokovice**	Prag	A γ a^1. Österreichischer Typ.	—	Derselbe
48	Böhmen	**Krendorf**[3]) bei Saatz	Ohrad, Schwarzenberg-M.	2 Ex. A α 1 und B β 1	Dep. Giesserfund im Gewicht von 10 449 *g*	Richly S. 81 Tf. 8 Fig. 1 u. 2 Wiener Mitt. XIII S. 271
49	Böhmen	**Kronporitschen**[4]) bei Pilsen	Prag und Wien	1) A β 1, 19,9 *cm* l. 2) mit Facetten an den Schmalseiten	Dep. von 16 Ex.	Richly S. 140 ff. Tf. 39
50		**Sudoll,**[5]) Kr. Ratibor, Prov. Schlesien	Breslau	B α a	Dep.	Seger-Breslau Schlesiens Vorzeit IV S. 379

Begleitende Funde. 1) **Kainisch:** 5 Lappenäxte der österreichischen Zwischenform. — 2) **Mahrendorf:** 5 Tüllenäxte; 1 Pickel; 1 Meissel; 1 Barren in Gestalt einer Doppelaxt, 3,7 *kg* schwer, und 1 Gussfladen aus Kupfer. — 3) **Krendorf:** Viele Ringe, Sicheln, Spiralen u. a. m.; 1 Stück Gusskuchen. — 4) **Kronporitschen:** 1 Tüllenaxt. — 5) **Sudoll:** 1 Tüllenaxt; 1 Tüllenmeissel; 1 glatter Armring.

Lfd. Nr.	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
51	**Gräbschen,**[1] K. Breslau, Schlesien	Breslau	A β a	Brandgrab	Seger-Breslau
52	**Tempelburg,**[2] bei Danzig, Westpreussen	Danzig	2 Ex. 1) ? β 1, Taschenf. L. kurz 14,5 *cm* l., 4 *cm* br. 2) A α a 1, L. lang und schmal, wie abgebröckelt 14 *cm* l., 3,7 *cm* br.	Dep.	Lissauer, Bronzealtertümer S. 16 Tf. VII Fig. 2 u. 3
53	**Germau,** Kr. Fischhausen, Ostpreussen	Königsberg i. Pr. II 328	A ? a 1. L. stehen noch aufgericht. schmal und lang	—	ezzenberger, Analysen. Königsberg 1904 S. 23 Fig. 22
54	**Stolp,** Pommern	Stettin 2815	A α a 1	Beim Brunnengraben in der Stadt	Stubenrauch-Stettin
55	**Plestlin,**[3] Kr. Demmin, Pommern	Berlin, K. M. f. V. II 941—47	A² β a 1	—	Schlemm-Berlin
56	**Schwerin,** Mecklenburg	Schwerin 3108	? α 1	Einzelf.	Beltz-Schwerin
57	Brandenburg: **Lehnitz,**[4] Kr. Niederbarnim	Berlin, Märkisches Pr. M. 20 487	B α	Dep.	Buchholz-Berlin, Nachrichten 1895 S. 16
58	Brandenburg: **Burg,** Kr. Kottbus	Berlin, K. M. f. V. II 8661	2 Ex. A³ α 1 Die Öse noch nicht durchlocht	—	Schlemm-Berlin
59	Brandenburg: **Dechsel,**[5] Kr. Landsberg	Ebendort I f 8061	A α 1 Die Öse noch nicht durchlocht	Dep. in einem ungeglätteten Tongefäss	Dieselbe
60	**Coblenz,**[6] Amt Bautzen, Kgr. Sachsen	Dresden K. präh. S.	B α a	Dep. 1868 in Littens Sandgrube gef.	Deichmüller-Dresd., Neues Lausitzer Magazin B. 45 S. 405 B. 61 S. 122
61	Prov. Sachsen: **Kölleda**	Ebendort	A β 1. Wiederholt abgenutzt	—	Derselbe
62	Prov. Sachsen: **Bischleben** bei Erfurt	—	B α 1	—	Zschiesche-Erfurt
63	Prov. Sachsen: **Uthleben,** Kr. Sangerhausen	Nordhausen	A α 1	—	Höfer-Wernigerode
64	**Saalfeld** a. d. Saale, Sachs.-Meiningen	Altenburg	A β 1. An der Bahn steht noch ein 7 *mm* langer Gusszapfen	—	Auerbach-Gera, Mitt. d. Alt. G des Osterlandes I. B. Heft 1 S. 21 Heft 3 S. 17

Begleitende Funde. 1) **Gräbschen**: Tongefässe; 1 grosses Messer mit Bronzegriff und langer geschweifter eiserner Klinge. — 2) **Tempelburg**: 1 Hallstatt-Lappenaxt und 3 Tüllenäxte. — 3) **Plestlin**: Tüllenäxte und Metallkuchen. — 4) **Lehnitz**: 1 Speerspitze; 1 Knopfsichel und Barren. — 5) **Dechsel**: 7 Tüllenäxte; Lanzenspitzen; Sichel; offene Ringe. — 6) **Coblenz**: 9 Tüllenäxte; 6 Lanzenspitzen; 2 Knopfsicheln; 2 Sichelfr. und 1 Spirale.

Lfd. Nr	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
65	**Rastenburg,**[1] A. Buttstedt, Sachsen-Weimar	Jena	? α a² 1 L. schmal u. lang	Dep.	Eichhorn-Jena
66	**Wiesbaden,** Nassau	Berlin, K. M. f. V. I h 12	A α a 1	—	Schlemm-Berlin
67	**Gudensburg**[2]) bei Fritzlar, Hessen-Kassel	Kassel	? α a² 1	—	Pinder in Z. f hess. G. u. Landeskunde 6. Suppl. 1878 Tf. III Fig. 20
68	Hessen-Darmstadt: **Biblis,** Pr. Starkenburg	Worms	2 Ex. A β 1	Auf der rechten Rheinseite	Koehl-Worms
69	Hessen-Darmstadt: **Friedberg,** Oberhessen	Giessen	A β 1 L. schmal u. lang	—	Kramer-Giessen
70	Hessen-Darmstadt: **Mainz**	Mainz	5 Ex. B α 1	Aus dem Rhein	Lindenschmit in Westd. Zeit. XIV S 388 Tf. 14 Fig. 15
71	**Lachen,** Pfalz	Stuttgart, Staats-S.	A ? 1	—	Schliz-Heilbronn
72	**Dürkheim,** Pfalz	Neustadt a. H. S. Mehlis	A α, 9 *cm* l., 3 *cm* br.	In der Umgebung von D. gef.	Mehlis-Neustadt a. H.
73	**Strassburg,** Elsass	Strassburg	2 Ex. 1) 18 *cm* l. 2) Taschenf.	—	W. Naue, Denkmäler d. vorr. Metallzeit S. 238 Nr. 1 d) u. f)
74	**Trier**	Trier, S d. G. f. nützliche Forschungen Nr. 86—88	3 Ex. 1 u. 2) A β a 1 3) A α a¹ 1 L. schmal u. lang	1 u. 2) In der Mosel bei St. Barbara gef. 3) In d Umg. v. Trier gef.	Graeven-Trier Krüger-Trier
75	**Nastrup,** Schleswig - Holstein	Hadersleben Nr. 796	? β a² 1 4 *cm* br.	Grabf.	Mestorf-Kiel
76	**Plön,** Schleswig - Holstein	Kiel S. 9637	A β a 1, 13,5 *cm* l., 4 *cm* br.	Erdf.	Dieselbe
77	**Waldegg,** Niederösterreich	Wien	2 Ex. B² α a und A² β a	„In der Öd“	Hoernes in Wiener Mitt. 1900 S. 67 Tf. I Fig. 9 u. 10
78	**Oeland,** Schweden	Stockholm	A α	—	Montelius, Kulturg. Schwed. 1906 S. 118

IV. Die Hallstattaxt = ■

Lfd. Nr	Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
1	Italien: **Rimini**	—	A α a¹. Mit konzentrisch. Kreis. reich verziert	-	Revue archéolog. 1866 S. 1 Tf. 1 Fig. Q
2	Italien: **Parma**	Parma	A α a¹	—	Ebendort Fig. P
3	Italien: **Este**[3])	Este	A β 1	Gr. mit Leichenbr.	Montelius, Italie I S. 295 Tf. 56 Fig. 1
4	Italien: **Bologna**[4])	Bologna	2 Ex. 1) A β a 2) A β a¹. Die unt. Hälfte der Klinge sehr verbreitert	1) Dep. in S. Francesco 2) Benacci 2	Ebendort Tf. 66 u. 76

Begleitende Funde. 1) **Rastenburg**: 1 „böhmische“ Absatzaxt und 3 Knopfsicheln. — 2) **Gudensburg**: Fr. eines Schwertes. — 3) **Este**: Dieselbe Form in Eisen: Schlangenfibeln und das ganze Este-Inventar der III. Periode. — 4) **Bologna**: Viele Gussstücke.

Lfd. Nr.		Fundort Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
5	Frankreich	**Citeaux,** Côte d'Or	Berlin, K. M. f. V. Va 760	? β a¹. L. lang und schmal	—	Schlemm-Berlin
6	Frankreich	**Chemin Colson** bei Beauvais, Oise	Ebendort Va 106	? α. L. lang und schmal	—	Dieselbe
7	Frankreich	**Cercey,** Côte d'Or	Ebendort Va 594	A α a¹ 1. L. lang und schmal. Öse am Rande der Bahn. Untere Hälfte der Klinge sehr verbreitert	—	Dieselbe
8	Frankreich	**Fleury sur Ouche,** Côte d'Or	Ebendort Va 587	A β a. L. schmal	—	Dieselbe
9		**Rheinau,** Kr. Erstein, Elsass	Ebendort IIc 1690	Fr. A ?	—	Dieselbe
10	Württemberg	**Dotternhausen,**[1] O.-A. Rottweil	Stuttgart, Staats-S.	A¹ β L. sehr lang und schmal, plump	Auf d. Turmweg im Cottaschen Acker gef.	Schliz-Heilbronn
11	Württemberg	**Gaildorf,** O.-A. Münsingen	Ebendort	A β, plump	Auf den Limpurger Bergen	Derselbe
12	Württemberg	**Haid,**[2] O.-A. Reutlingen	Ebendort S. Hedinger	C γ, plump	Gr. H.	Derselbe
13		**Donaueschingen** Baden	Ebendort	A β, plump	Obere Donaugegend	Derselbe Lindenschmit, Alt. h. V. I 3. 22
14	Bayern	**Augsburg**	Sigmaringen	A β, plump	—	Derselbe. Lindenschmit, Alt. h. V. I 1. 3. 19
15	Bayern	**Kempten**	Sigmaringen	A β	—	Derselbe. Lindenschmit, A. d. fürstl. S. Sigmaringen Tf. 42 Edelmann-Sigmaringen
16	Bayern	**Eglfing-Tauting,** Oberbayern	München, Staats-S.	A α. Die untere Hälfte schön verziert; in d. oberen steckt noch ein Rest des Schaftes u. ein bronzener Nagel	Gr. H. 70 *cm* tief gef.	Naue, J., Bronzezeit in Oberbayern München 1904 S. 21. 67. 68 und 272 Tf. XI 1
17	Österreich	**Tirol**	Berlin, K. M. f. V. IVg 30	A β	—	Schlemm-Berlin
18	Österreich	**Castel-Toblino**[3] im Sarkatal, Tirol	Stuttgart, Staats-S. S. Hedinger	B α	Gr. H.	Schliz-Heilbronn

Begleitende Funde. 1) **Dotternhausen:** Dolche; Nadeln; Armband; Schwerter; Lanzenspitzen; 1 Schlangenfibel. — 2) **Haid:** Asche und Scherben. — 3) **Castel-Toblino:** Pfeilspitze.

Lfd. Nr.		Fundort. Genauere Angaben	Museum	Variante. Genauere Angaben	Zur Fundgeschichte	Nachweis
19		**Matrei,** Tirol	Wien	A α	—	Spöttl in Wien Mitt. 1885 [S. 62] Tf. II Fig. 28
20		**Dornbirn,** Vorarlberg	Bregenz	A α 1. Mit Punktreihen u. Würfelaugen verziert. Taschenbildung	—	Much, Pr. Atlas S. 62 Fig. 16
21		**Dürnberg** bei Hallein	Salzburg	A α 1, reich verziert. L. facettiert Taschenbildung	—	Ebendort Fig. 17
22	Österreich	**Gleinstätten** bei Wies, Steiermark	Wien	A α. Taschenbildung	—	Ebendort Tf. 43 Fig. 2
23		**Laibach,** Krain	Laibach	A α a^1 1	Im Laibachfluss	Müllner, Typische Formen des .... krainischen Landes-M. in Laibach Tf. XI 1
24		**Wies,**[1] Steiermark	Wien	2 Ex. = A α 1) 16,5 *cm* l., 5 *cm* br. 2) 17,6 *cm* l.	Gr. H. mit Leichenbr. Gemeinde Purgstall. 1 = Tum. 17 2 = Tum. 3	Radimsky u. Szombathy, Wien. Mitt. Bd. XV S. 120 ff. Tf. 7 Fig. 1 und S. 140 Tf. 7 Fig. 10
25		**Hallstatt,** Oberösterreich	Braunschweig Herz. M. 1407	A α	—	Scherer und Voges-Braunschweig
26		**Somló,** Kom. Veszprém, Ungarn	Budapest	A α. Mit eingeritzten Zeichen auf den Schmalseiten	—	Márton-Budapest, Arch. Közl. XXII 56
27		**Ober-Cerekwe,**[2] Böhmen	Prag, Pr. S.	A β	Dep. Giesserfund	Richly, S. 68 Tf. IV Fig. 11
28		**Maškovice**[3] bei Leitmeritz, Böhmen	Prag, Nat. M.	A β	Giesserfund	Ebendort S. 104 ff. Tf. XIX Fig. 9
29		**Brandenburg a. H.**	Berlin, Märkisches Prov.-M. Nr. 19 084	A^3 α sehr kantig	Einzelfund	Buchholz-Berlin in Nachrichten f. d. Alt. 1893 S. 78
30		**Tempelburg**[4] bei Danzig, Westpreussen	Danzig	A β 17,8 *cm* l., 3,6 *cm* br.	Dep.	Lissauer, Altert. der Bronzezeit i. Westpreussen 1891 S. 15 Tf. VII Fig. 1

Begleitende Funde. 1) **Wies**: In Tum. 17: Br. Fr.; 1 Tonwirtel; 1 Wetzstein; viele Tongefässe. In Tum. 3: 1 Nadel mit dreiknöpfigem Kopfteil; 1 Eisenmesserchen; viele Tongefässe. — 2) **Ober-Cerekwe**: Mittelständige Lappenäxte; Rand- und Tüllenäxte. — 3) **Maškovice**: Rand- und Tüllenäxte; Sicheln; Ringe; Gussmaterial. — 4) **Tempelburg**: 2 oberständige Lappenäxte und 3 Tüllenäxte.

2. — Bericht über eine Reise in Südafrika.[1])

Von

F. v. Luschan.

Der Bericht, den ich im folgenden über meine südafrikanische Reise abstatte, kann nur ein vorläufiger und vielfach lückenhafter sein. Zahlreiche Verbindungen, die ich, vornehmlich mit dort lebenden Landsleuten, anzuknüpfen bemüht war, können naturgemäss erst nach langer Zeit Früchte tragen oder auf ihren Erfolg bewertet werden. Aber auch sonst lege ich Gewicht darauf, dass diese meinerseits fast improvisierte und jedenfalls unter ganz ungewöhnlichen Umständen in grosser Eile durchgeführte Reise mehr nach ihren Zielen als nach ihren Erfolgen beurteilt werden möchte.

Ich darf als bekannt voraussetzen, dass meine Frau und ich die Reise als Gäste der British Association for the advancement of Science gemacht haben, welche ihr 75. Meeting in besonders glanzvoller Weise in Südafrika abzuhalten beschlossen hatte.

Am 22. Juli 1905 verliessen wir Southampton auf dem „Durham Castle" und erreichten Kapstadt am 14. August. Am 15. begannen die wissenschaftlichen Sitzungen mit einer grossen und gehaltvollen Rede von Sir George Darwin und fast zugleich mit ihnen zahlreiche glänzende Festlichkeiten, die den ganz Fleissigen unter uns Gelegenheit zu allerhand wichtigen Arbeiten boten, für die das amtliche Programm keine Zeit vorgesehen hatte. So konnten besonders meine Frau und ich in der berühmten Breakwater Station, dem Zentralzuchthaus der Kolonie eine Anzahl von phonographischen Aufnahmen machen und eine Reihe von reinen Buschmännern und Hottentotten untersuchen. Am 19. August verliessen wir Kapstadt wiederum auf dem „Durham Castle" und erreichten Durban am Morgen des 22. — Am 23. wurde von Durban aus mit der Bahn ein Ausflug nach Mt. Edgecombe gemacht, wo von den Direktoren der dortigen Zuckerplantagen, den grössten in Natal, ein in jeder Beziehung grossartiger und lehrreicher Kafferntanz vorbereitet war. Am 24. August morgens begann die eigentliche Reise ins Innere mit einer Fahrt nach Pietermaritzburg, das am Mittag erreicht wurde. Am nächsten Tage wurde von dort aus wiederum mit der Bahn ein Ausflug nach Henley unternommen, wo rund 3000 Eingeborene als Gäste einer feierlichen Hochzeit erschienen waren. Es ist das sicher eines der grossartigsten Schauspiele gewesen, die jemals das Herz eines Ethnologen er-

1) Vortrag, gehalten in der Sitzung vom 17. Februar 1906.

freut haben, und wenn auch ein Teil der da ansässigen weissen Bevölkerung sich in sehr unfreundlicher Weise über eine derartige „unerhörte Zusammenrottung nackter Wilder“ aufregte und sie als eine ernsthafte Gefahr für die Kolonie bezeichnete, so wird es doch sicher kein Mitglied und keinen Gast der British Association geben, der nicht zeitlebens voll Dankbarkeit an diesen schönen und lehrreichen Tag zurückdenken würde.

Am 26. August stand ein Besuch der Schlachtfelder auf dem offiziellen Programm. Die Ethnologen unter uns benutzten den Tag zu einem Ausflug nach dem Swaartkop, wo wir den jugendlichen Häuptling Laduma, mit dem wir uns schon am Tage vorher in Henley angefreundet hatten, in seinem eigenen Kraal besuchten. Es gab eine intime Nachfeier, bei der die am Vortage geschenkten Rinder verspeist wurden. Das feierliche Zeremoniell, mit dem Laduma halbrohes Fleisch und Kaffernbier unter seine Gäste verteilte und die wenigstens formell direkt demütige Ergebenheit, mit der auch die älteren Würdenträger des Stammes sich in der Nähe des Häuptlings nur in tief gebeugter Stellung zu bewegen wagten, waren besonders lehrreich.

Am Abend verliessen wir Pietermaritzburg und erreichten nach etwa 24stündiger Eisenbahnfahrt Johannesburg, wo wir bis zum 1. September blieben. Was die wissenschaftlichen Sitzungen da an Zeit freiliessen, benutzte ich zu Arbeiten im Pass Office, wo ich nicht nur eine grosse Anzahl von Eingeborenen messen, sondern auch einen lebenden Buschmann ganz in Gips giessen und auch sonst eine Anzahl von Masken und Köpfen nach dem Leben in Gips formen konnte. Am 2. September morgens trafen wir in Bloemfontein ein, wo wir unter Führung von Dr. Keller, einem alten Gönner des Berliner Museums, zunächst das Spital, dann das Museum besichtigen durften. Am nächsten Tage wurde die Arbeit im Museum fortgesetzt. Dieses birgt u. a. ein von Dr. Keller aufgestelltes Buschmannskelett; meine Frau und ich haben es genau gemessen. Sonst befindet sich meines Wissens in ganz Britisch-Südafrika nur noch ein einziges Skelett eines Buschmanns; es steht im Museum von Kapstadt, aber unzugänglich in einem verklebten Schranke. Zwei weitere, vorzüglich schöne Skelette von Buschmännern konnte ich für meine Lehrmittelsammlung erwerben und in Berlin zur Aufstellung bringen.

Am 4. September morgens verliessen wir Bloemfontein und kamen am 5. morgens in Kimberley an. Dort wurden vormittags Minen usw. besichtigt und nachmittags der berühmte, von Cecil Rhodes angelegte zoologische Garten. Den 6. September verwandte ich ganz zu Messungen von Buschmännern, Hottentotten und Griquas in der Strafanstalt von Kimberley. Am 7. mittags begann die lange Eisenbahnreise durch Betschuanaland nach Bulawayo, das am 9. morgens erreicht wurde. Dort wurde am Mittag von Sir George Darwin das neu gegründete Landesmuseum von Rhodesia feierlich eröffnet und am Abend gab es einen glanzvollen Vortrag von D. Randall-Maciver über die Altertümer von Rhodesia, auf den ich im folgenden noch mehrfach zurückkommen werde. Der 10. September war im wesentlichen dem Andenken von Cecil Rhodes

gewidmet, dessen stolz und einsam auf steiler Bergwüste gelegenes Grab in den Matopo Hills wir besichtigten. Was an diesem und am Vortage an freier Zeit vorhanden war, wurde zu Messungen von Eingeborenen im Pass Office benutzt. Am 11. September verliessen wir am Morgen Bulawayo in der Richtung nach Norden. Nach etwa 20 stündiger Fahrt erreichten wir die Viktoriafälle des Zambesi, den mosi wa tunya, den „Rauch der donnert“, die grossartigsten Wasserfälle der Erde, mehr als zweimal so breit und noch einmal so tief als der Niagara.[1]) Hier konnte unser Vorsitzender, Sir George Darwin, genau 50 Jahre nach der Entdeckung der Fälle durch Livingstone, die neu erbaute grosse Brücke über den Zambesi feierlich für den Personenverkehr eröffnen, eine Brücke, die nicht nur an sich ein erstaunliches Meisterwerk moderner Technik ist, sondern auch als eins der wichtigsten Bauwerke der Kap-Kairo-Bahn von allgemeiner kulturhistorischer Bedeutung ist.

Am 12. und 13. September wurden Eingeborene gemessen; am 13. abends musste — zu früh wohl für uns alle — die Abreise angetreten werden. Am 14. benutzte ich einen kurzen Aufenthalt in Bulawayo, um dort eine grosse Makalanga-Sammlung für das Berliner Museum zu erwerben. Am 15. mittags erreichten wir Salisbury, wo ein etwa vierstündiger Aufenthalt Gelegenheit gab, die militärisch gedrillten Zöglinge der deutschen Jesuitenmission in Chichawasha zu bewundern. Am 16. morgens kamen wir in Umtali an, wo wir unter Leitung von Hrn. Fairbanks die Ruinen besichtigten, die kurz vorher im Auftrage der British Association durch Hrn. Andrews und ihn freigelegt waren. Am Abend des 16. September verliessen wir Umtali, passierten nachts die britisch-portugiesische Grenze und erreichten Beira am 17. morgens, wo wir uns sofort wieder auf den „Durham Castle“ einschiffen konnten. Am 20. September gab es einen kurzen Aufenthalt in Moçambique und am 22. und 23. einen solchen in Mombassa. Am 4. Oktober erreichten wir Suez.

So wurden in etwa 80 Tagen nahe an 30 000 *km* zurückgelegt und darunter eine Landreise nach dem mittleren Zambesi. Eine solche war vor 20 Jahren noch ein schwieriges und gefahrvolles Unternehmen, das mehr Monate erfordert hatte als jetzt Tage. Damals Ochsenwagen, widerspenstige Träger, unbotmässige Häuptlinge — heute ein dichtes Eisenbahnnetz mit Luxusexpresszügen und tadellosen Schlaf- und Speisewagen, damals die Eingeborenen scheu und oft feindselig — heute zuvorkommend und mitteilsam, freilich ethnologisch schon nahe der Auflösung, aber gerade desshalb eben reif für die wissenschaftliche Einzeluntersuchung.

Die Aufgaben und Pflichten eines Anthropologen waren unter diesen Umständen genau vorgezeichnet:

---

1) In einer Breite von 1808 *m* stürzen sie 119 *m* tief in eine Spalte von nur 44—100 *m* Breite hinab, und entwickeln dabei ein solches Getöse und einen solchen hoch über die Schlucht aufwirbelnden Gischt, dass der einheimische Name „Rauch, der donnert“ leicht verständlich ist.

1. möglichst eingehende Bekanntschaft mit Eingeborenen,
2. photo- und phonographische Aufnahmen,
3. Gipsabformung und Messung möglichst vieler Leute aus verschiedenen Stämmen,
4. Erwerb von ethnologischen Sammlungen, von Schädeln und Skeletten usw.,
5. Anknüpfung von Verbindungen mit dort lebenden Landsleuten.

Bei den Messungen und den meisten anderen Untersuchungen hatte ich mich der Mitarbeit meiner Frau zu erfreuen, so dass wir in gemeinsamer, freilich oft sehr angestrengter Tätigkeit sehr viel mehr förderten, als sonst in so kurzer Zeit zu leisten möglich gewesen wäre. Ausserdem brachte es das Zusammenströmen zahlreicher Lokalforscher zum Kongresse mit sich, dass man von Beamten, Missionaren, Ärzten u. a. die Ergebnisse vieljähriger Beobachtungen in wenigen Minuten erfahren und mit den Herren besprechen konnte.

Die wichtigsten anthropologischen Probleme in Südafrika sind gegenwärtig:

A. Genaue Erforschung der sagenhaften Kattea.
B. Verhältnis der Hottentotten zu den Buschmännern.
C. Die Steinzeit.
D. Die Altertümer von Rhodesia.
E. Die Chinesenfrage.
F. Die Eingeborenenpolitik der britischen Regierung und die Zukunft der farbigen Südafrikaner.

Im folgenden will ich über diese einzelnen Probleme ganz kurz und, wie gesagt, nur vorläufig berichten, indem ich mir genaueres Eingehen für spätere Zeit vorbehalte.

A.
Die Kattea.

Das sollen Pygmäen im nördlichen Transvaal sein, richtige Zwergstämme, wesentlich kleiner als die Buschmänner und von ganz negerhaft dunkler Hautfarbe, die von einigen sogar als „pechschwarz“ bezeichnet wird. Das würden also Leute sein, die sich durch Farbe und Statur ebenso sehr von den hellen, kleinen Buschmännern als wie von den dunklen, grossen Bantu unterscheiden würden.

Ich muss gestehen, dass mir heute nach meiner Reise das Problem dieser Kattea noch wesentlich dunkler ist, als vor derselben. Ich weiss jetzt in der Tat nicht einmal, ob diese Leute wirklich existieren oder jemals existiert haben. Viele Ansiedler sind von ihrer Existenz überzeugt, aber es ist mir nicht gelungen, irgend eine greifbare Spur von ihnen aufzufinden, immer nur konnte ich Leute sprechen, die einmal jemand gekannt hatten, der usw. Nach den ganz genauen Angaben freilich von A. H. Keane (The Boer States) scheint es ja immer möglich, dass die Kattea, wenn sie überhaupt einmal greifbar nachgewiesen werden sollten, in einem entfernten Zusammenhange mit den Bergdamara stehen. Von den Kaffern werden sie „Hunde“ oder „Geier“ genannt, die Busch-

männer bezeichnen sie als „Affen“ und weisen jede Verwandtschaft mit ihnen energisch ab. Die Kattea sollen zum Unterschied von den Buschmännern Anthropophagen sein und würden, wenn nur die Hälfte von dem wahr wäre, was Buren, Kaffern und Buschmänner über sie zu berichten wissen, zweifellos die am tiefsten stehende unter allen Menschenrassen sein.

B.

Die Stellung der Hottentotten zu den Buschmännern.

Wesentlich weiter gefördert erscheint jetzt die Untersuchung über das Verhältnis zwischen Buschmännern und Hottentotten. Beide Rassen sind hell, beide haben stark krauses, oft spiralförmig gerolltes, manchmal etwas büschelartig angeordnetes Haar und beide haben Schnalzlaute. Aber wir fangen an, die zwischen beiden Rassen bestehenden Unterschiede schärfer zu fassen. Vor allen hat Meinhof[1]) energischer als seine Vorgänger unter den Sprachforschern darauf hingewiesen, dass die Schnalzlaute bei den Hottentotten nur Leihgut sind, — genau ebenso wie auch bei den Bantu, wo immer sie mit Buschmännern zusammenwohnen, eine Tendenz zur Annahme von Schnalzlauten vorhanden ist. Auf der anderen Seite zeigt die Grammatik der Hottentottensprache höchst merkwürdige Übereinstimmung mit hamitischen Sprachregeln. Das kann kein Zufall sein und es erscheint mir durchaus unabweisbar, hier direkten hamitischen Einfluss anzunehmen. Das Massai bildet da einen völlig gesicherten und absolut unanfechtbaren Übergang von den Hamitensprachen im Norden des dunklen Kontinents bis herunter zu den Hottentottendialekten des Kaplandes.

Damit soll freilich nicht etwa gesagt werden, dass jeder einzelne Hottentotte heute somatisch als Hamite zu bezeichnen sei. Das Verhältnis haben wir uns vielmehr so vorzustellen, dass Leute mit einer hamitischen Sprache vor langer Zeit, vor Jahrtausenden vielleicht, bis nach Südafrika vorgedrungen sind, genau so, wie zweifellos die Somali und Massai, Haussa und Fula, Hyma und Tussi[2]) sich weit von den ursprünglichen Grenzen des hamitischen Sprachbezirkes nach Osten, Süden und Westen vorgeschoben haben. Dann geschah, wie kein geringerer als Lepsius zuerst erkannt und ausgesprochen hat, mit diesen Einwanderern, was naturgemäss immer und allezeit in solchen Fällen geschieht: Den alten Einwohnern des Landes gegenüber befinden sie sich numerisch in grosser Minderheit; sie haben die Brücken hinter sich abgebrochen; sie haben kein stammverwandtes Hinterland; sie haben keine oder nur wenig

---

1) Vgl. dessen Skizze für das Meeting der Brit. Ass. in Johannesburg (Brit. South African Association Report, London, 1906) und dessen Vortrag „Über den gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sprachforschung“, Verh. des Deutschen Kolonialkongresses 1905. Berlin, D. Reimer, 1906, S. 114 ff.

2) Über die Sprachen der Hyma und Tussi ist leider noch sehr wenig bekannt; es scheint als ob die Hyma, Tussi und ihre Verwandten gegenwärtig teilweise Bantu sprechen; um so genauer sind wir über die somatischen Eigenschaften dieser Stämme unterrichtet: Ihre schmalen und hohen Nasen, ihre dünnen Lippen und ihre schmalen Gesichter beweisen auf den ersten Blick, dass sie somatisch von den Bantu scharf zu trennen sind.

Frauen mit sich und sie sind an das neue Klima nicht so gewöhnt, wie die alte, ansässige Bevölkerung. Sie gehen also in ihren physischen Eigenschaften umso rascher in der alten Bevölkerung auf, je weiter sie sich von der Heimat entfernt haben, je grösser ihre numerische Minderheit war, je weniger Frauen sie mit sich hatten und je ungünstiger das ungewohnte Klima auf sie einwirkt. Völlig anders ist es aber mit den psychischen Eigenschaften: Sprachen, Grammatik, Religion und wo etwa Schrift in Frage kommt, auch diese — all das entwickelt sich unabhängig vom numerischen Verhältnis zwischen den Einwanderern und der alten Bevölkerung; da entscheidet nur die absolute Tüchtigkeit und Überlegenheit. Es siegt die höher entwickelte Sprache, die verfeinerte Grammatik, die weiter vorgeschrittene Religion und, wo das überhaupt in Frage kommt, auch die bessere Schrift.

So ist es in Vorderasien gegangen, wo semitische Einwanderer, für die Abraham der Heros eponymus ist, die vorsemitische, armenoïde Urbevölkerung oberflächlich semitisiert haben; so sind grosse Teile von Nordostdeutschland germanisiert worden — und genau ebenso muss man sich den hamitischen Einfluss bis nach der Kapkolonie hin tätig vorstellen.

Für alle sprachlichen Einzelheiten verweise ich auf Lepsius, Schleicher, Reinisch und auf die oben angeführten Arbeiten von Meinhof. Nur auf eine ethnographische Tatsache möchte ich auch an dieser Stelle hinweisen, weil sie mir von der allergrössten Bedeutung zu sein scheint und in der Regel übersehen oder unterschätzt wird: Die Buschmänner sind noch heute Jäger und „Sammler“, die Hottentotten aber sind Hirten, wie alle Hamiten seit ungezählten Jahrtausenden.

Aber auch auf eine anthropologische Erscheinung möchte ich hier noch aufmerksam machen: Es ist bekannt, dass die Hottentotten sich mit den weissen Einwanderern in Südafrika vermischt haben, sobald es solche überhaupt gab; ebenso sind natürlich auch Vermischungen zwischen Weissen und Kaffern sehr häufig, während ich über Mischlinge von Kaffern mit Hottentotten nichts genaueres erfahren konnte. In Kapstadt selbst gibt es weit mehr Mischlinge, als Weisse und Kaffern zusammengenommen; man schätzt sie im allgemeinen nicht sehr hoch ein[1]) und sieht nicht ohne Bangen ihre Zahl stetig zunehmen. Nur anthropologisch hat man sie bisher nicht studiert, obwohl das zweifellos eine ganz besonders dankbare und lohnende Aufgabe sein würde. Jedenfalls wüsste ich kaum eine Gegend zu nennen, in der es leichter und bequemer sein würde, alle die wichtigen Probleme, die mit der Rassenmischung zusammenhängen, zu studieren als gerade Kapstadt. Ich hoffe, dass bald einer unserer englischen Kollegen oder ein kolonialer Gelehrter diesen Fragen dort nähertreten wird.

Inzwischen möchte ich hier nur die eine Erscheinung hervorheben, die freilich einstweilen nur den Wert eines flüchtigen Reiseeindrucks hat

1) „Gott hat die braunen und die weissen Menschen geschaffen, der Teufel die Mischlinge“ — ein hartes Urteil, dem sich übrigens gerade die besten Kenner der sozialen Verhältnisse Südafrikas nicht anschliessen.

und die sich mir jedenfalls nur als solcher eingeprägt hat — das ist das Wiederauftreten des reinen, guten alten Hottentottentypus bei den Nachkommen von Mischlingen. Es würde also, wenn mein „Eindruck" näherer Prüfung standhalten wird, auch für die Mischlinge zwischen Hottentotten und Weissen das Gesetz der Entmischung Geltung haben, genau wie ich selbst 1892 als erster gezeigt habe, dass in Vorderasien semitische und vorsemitische Typen trotz mehr als zweitausendjähriger ununterbrochener Blutmischung noch immer nebeneinander hergehen und sich gerade auch aus Mischehen immer wieder von neuem zu vollständig reinen Typen entmischen.

Das recht ansehnliche Material an Messungen usw., das ich selbst zur Anthropologie der Buschmänner und Hottentotten gesammelt habe, werde ich bei nächster Gelegenheit vollständig veröffentlichen. Ich hoffe, dass es mit dazu beitragen wird, die beiden Stämme schärfer von einander zu trennen, als dies bisher geschehen ist. Der grossen Schwierigkeit dieser Verhältnisse war ich mir allerdings stets bewusst und mehr als einmal habe ich zu meinem Kummer sogar sehen müssen, dass selbst sonst ganz gebildete und intelligente Kolonisten unter ihrem eigenen Gesinde Buschmänner und Hottentotten direkt verwechseln.

Es gibt übrigens wirklich ab und zu einmal ein Individuum in Südafrika mit gelber Haut, krausem Haar und mit Schnalzlauten, bei dem die Zuweisung zu der einen oder zu der anderen Rasse nicht mit Sicherheit ermöglicht ist, auch wenn etwa unmittelbare Rassenmischung ausgeschlossen erscheint. Ganz besonders schwierig, oder sogar unmöglich kann die Entscheidung bei mittelgrossen Individuen werden, die schon als kleine Kinder ihrer Familie und ihrem Stamme geraubt worden und unter einer andersredenden Rasse aufgewachsen sind. Dann haben sie ihre Muttersprache verloren und mit dieser vielleicht das letzte Merkmal, nach dem man sie zur einen oder zur anderen Rasse hätte stellen können.

Einmal habe ich sogar einen sonst durchaus typischen Buschmann gesehen, der als Kind eine Zeitlang unter Hottentotten gelebt hatte und damals nach der so eigentümlichen Hottentottenart beschnitten worden war, während die Buschmänner sonst die Beschneidung nicht kennen. Die Hottentotten, oder wenigstens einzelne ihrer Stämme, sind wie die Massai beschnitten, mit lang herabhängendem Präputium, was bisher freilich, soviel ich weiss, noch ebensowenig beachtet wurde, wie z. B. die ganz eigenartige, steife, fast horizontale Stellung des nicht erigierten Buschmann-Penis.

Gerade auf diese Art der Beschneidung bei den Hottentotten müssen wir Gewicht legen; ihre Übereinstimmung mit der Massai-Art kann ja zufällig sein, aber es ist doch sehr viel wahrscheinlicher, dass sie da und dort althamitisches Erbgut darstellt. Robert Hartmann[1]) hat freilich noch 1879 verlangt, dass wir das „Hamitentum als unbrauchbaren Kram beiseite werfen", aber ich hatte bei aller Hochachtung für seine gewaltige

1) „Die Völker Afrikas", Leipzig, Brockhaus, S. 317.

Gelehrsamkeit doch schon lange angefangen, mich von seiner Lehre freizumachen und gerade während meiner südafrikanischen Reise ist es mir erst recht klar geworden, dass die genaue Erkenntnis hamitischer Wanderungen eine der wesentlichsten und dringendsten Aufgaben für die Völkerkunde Afrikas bildet.

In diesem Zusammenhange sei hier auch auf das Hinterland von Togo verwiesen, wo nach einer mündlichen Mitteilung von Dr. Kersting, diesem auch um die Völkerkunde seines Bezirkes so hochverdienten Manne, die Ssola eine ganz andere Art der Beschneidung haben, als ihre mohammedanischen Nachbarn. Nach seiner Schilderung scheint es sich auch hier um eine Art von Incision und um eine Operationstechnik zu handeln, die mit der von den Massai und von den Hottentotten geübten völlig übereinstimmt. Über die Sprache der Ssola ist allerdings bisher noch nichts bekannt, aber ich glaube, bei einigen Schädeln aus dem nördlichen Togo Anklänge an hamitische Formen gefunden zu haben, und es würde mich nicht wundern, wenn sich hamitische Elemente gerade auch in der Sprache der Ssola nachweisen liessen.

Sehr grosses Gewicht lege ich schliesslich auf die Form der Ohrmuschel; diese nähert sich bei allen Hottentotten, die ich daraufhin untersuchen konnte, völlig der europäischen, während alle Buschmänner, die ich gesehen, ohne eine einzige Ausnahme völlig andere Ohren haben. Etwas derart war schon Fritsch bekannt geworden und er bezeichnet grosse, „unförmliche", seitlich abstehende Ohren mit nur schwacher Andeutung von Ohrläppchen sogar als charakteristisches Merkmal für den Buschmann, „auf welches manche Autoren Wert legen", aber er schwächt leider den Wert dieses Merkmals schon im nächsten Satz bedeutend ab: „Dieser Zug ist indessen nicht immer deutlich ausgesprochen und hat wohl nur individuellen Charakter". Dies war 1872 geschrieben; zehn Jahre später beschäftigt sich C. Langer[1]) mit dem Ohr der Buschmänner. Freilich lag ihm nur eine einzige Photographie eines Buschmanns vor, die Theophilus Hahn an Friedrich Müller gesandt hatte, aber er gibt trotzdem eine sehr zutreffende Beschreibung: Das Läppchen ist „derart an die Wange herangezogen, dass sich sein hinterer Rand und damit auch der untere Umriss der Ohrmuschel unter einem sehr schiefen Winkel in die Wange einsenkt. Nach einer Bemerkung von Th. Hahn soll diese Struktur des Ohres allen Buschmännern gemein sein". Dieser Bemerkung von Th. Hahn muss ich beipflichten. Ich habe in der Tat den Eindruck gewonnen, als ob der Form der Ohrmuschel für die Differentialdiagnose zwischen Buschmann und Hottentott fast die gleiche Bedeutung zukäme als wie der Form des Gesichtes. Dass dieses in der Ansicht von vorne bei den Buschmännern rechteckig, bei den Hottentotten rautenförmig erscheint, hat bekanntlich G. Fritsch zuerst erkannt. Es ist das tatsächlich ein sehr ausgezeichnetes Merkmal, das bei rassenreinen Individuen nur selten versagen dürfte.

---

1) „Über Form- und Lageverhältnisse des Ohres", Mitt. der Wiener anthrop. Ges., Bd. XII, S. 116.

Ich werde auf diese Verhältnisse, wie bereits bemerkt, später noch zurückkommen, wenn ich die von mir mitgebrachten Skelette, Gipsabgüsse und Photographien werde veröffentlichen können.

C.

Die Steinzeit.

Die Bantu sind fast überall im Besitz einer hochentwickelten Eisentechnik, wie es denn jetzt überhaupt mehr und mehr den Anschein gewinnt, als ob unsere ganze Eisentechnik aus dem tropischen Afrika stamme und durch dunkle Afrikaner zunächst zu den Ägyptern und dann allmählich zu den anderen Mittelmeervölkern gelangt sei. Dem entspricht es, dass die metallose Zeit in Afrika sehr viel weiter zurückreichen dürfte, als z. B. in Europa.

Trotzdem sind Steingeräte jetzt schon aus sehr vielen Teilen von Afrika bekannt. Schon seit 1824 wissen wir, dass an der Guineaküste „Donnerkeile" als Schwursteine[1]) dienten, bei denen die Eingeborenen zu schwören pflegten, wie wir beim Kruzifix. 1884 hat Schweinfurth über solche geschliffene Steinbeile aus dem Monbuttuland berichtet und eine wie grosse Rolle geschliffene Steinbeile schon vor Jahrhunderten im Kultus von Benin spielten, sehen wir aus sehr zahlreichen, dort neuentdeckten Kunstwerken, auf denen häufig der König mit einem Steinbeil in der Hand dargestellt ist, genau wie Zeus mit dem Blitzbündel, anscheinend als Symbol seiner überirdischen, ihm vom Himmel überkommenen Macht.

Aber auch geschlagene Steinwerkzeuge sind in den letzten Jahren so zahlreich aus Afrika bekannt geworden, dass, während man früher von ihrem vereinzelten und inselartig isolierten Auftreten sprechen konnte, man vermutlich in wenigen Jahren im Gegenteil diejenigen Bezirke von Afrika besonders hervorheben wird, in denen geschlagene Steinwerkzeuge nicht vorzukommen scheinen.

Auch südlich vom Zambesi, ja sogar in der unmittelbaren Nähe von Kapstadt, sind, besonders durch die eifrigen Untersuchungen von L. Peringuey zahlreiche Fundorte von bearbeiteten Kieseln bekannt geworden. Johnson hat über eine grosse Anzahl, besonders durch ihre ausserordentliche Kleinheit auffallende, schaberähnliche, aber kaum fingernagelgrosse Werkzeuge berichtet, die in der Nähe von Johannesburg gefunden wurden. Penck und ich haben am Zambesi bei den Viktoriafällen in wenigen Minuten eine Handvoll zweifelloser Kieselwerkzeuge aufgelesen, ich habe mitten in dem Strassenschotter von Salisbury eine geschlagene Pfeilspitze aus Quarz finden können und es unterliegt über-

1) Monrad, Gemälde der Küste von Guinea, Weimar 1824, S. 118. Vgl. auch Winwood Reade (Journal A. J. I. 1872), für die Goldküste, wo solche Donnerkeile als Arznei pulverisiert werden oder als Heilmittel gegen Rheuma getragen werden. Ähnliche Vorstellungen sind übrigens in der ganzen Welt verbreitet, weil ja überall Steinbeile nach heftigen Gewittern zum Vorscheine kommen. — Vgl. R. Andree, Die prähistorischen Steingeräte im Volksglauben, Mitt. der Wiener anthrop. Ges., XII, 1892, S. 111 ff.

haupt gar keinem Zweifel, dass ganz Südafrika vom Kap bis hinauf an den Zambesi ungeheure Mengen von Steinwerkzeugen birgt.[1])

Gehören diese aber den Buschmännern an oder etwa den sagenhaften Kattea oder irgend einer heute spurlos verschwundenen älteren Bevölkerung? Ist ihr Alter nach Jahrzehnten oder höchstens Jahrtausenden zu schätzen, wie es die einen wollen, oder nach zehntausenden von Jahren, wie es die anderen zu wissen glauben? Nur ganz sorgfältige Einzelforschungen, an denen es bisher noch fast völlig fehlt, werden da allmählich Aufklärung bringen. Einstweilen ist es gut, daran festzuhalten, dass noch jetzt ab und zu mit Glassplittern versehene Pfeile in Südafrika vorkommen und ebenso scheint mir eine Erfahrung bemerkenswert, die mir Dr. Kannemeyer mündlich mitgeteilt hat. Dieser ausgezeichnete Kenner der heutigen Buschmänner erzählt, dass diese häufig Steinwerkzeuge herstellen, wenn sie eine Jagdbeute zerlegen wollen und eben kein anderes Gerät zur Hand haben. Derartige improvisierte Steinwerkzeuge würden dann nach gemachtem Gebrauch einfach weggeworfen, während andererseits es auch häufig vorkomme, dass Buschmänner ihre Kieselgeräte auf ihren Wanderungen nicht mittragen, sondern in irgend einem Quelloche für gelegentlichen späteren Wiedergebrauch verbergen. Wenn man weiss, in wie kurzer Zeit und mit wie wenig Mühe von einem geschickten Menschen auch sehr schöne und sorgfältig gearbeitet scheinende Kieselwerkzeuge hergestellt werden, wird man diese Mitteilung sicher sehr glaubwürdig finden. Sie wird vielleicht dazu beitragen, das an manchen Orten so massenweise Auftreten von Kieselgeräten erklärlich erscheinen zu lassen. Gibt es doch, besonders in der Nähe von Kapstadt Fundorte, an denen man solche Geräte fast karrenweise auflesen kann. Das würde auch die oft sehr bedeutende Grösse und das schwere Gewicht vieler solcher Steingeräte weniger auffallend erscheinen lassen.

D.

Die Altertümer von Rhodesia.

Die Ruinen von Mashonaland, vor allem die grossen Bauwerke von Simbabwe, Khami, Inyanga, Niekerk, Dhlo-dhlo, Nanatali und Umtali werden nach dem Beispiele von Mauch, Bent, Hall u. a. noch heute von vielen auf alte arabische Goldgräber zurückgeführt, womöglich gleich auf die alten Sabäer und auf die Zeiten von Hiram und König Salomo.

Die grosse Mehrzahl derjenigen, die sich überhaupt um diese Ruinen kümmern, steht auch jetzt noch auf einem Standpunkte, wie ihn C. Beuster hier in der Zeitschr. f. Ethnol. (Verh. 1893, S. 289 ff.) aufstellt:

---

1) Inzwischen sind nun auch in Deutsch Südwest-Afrika schöne geschlagene Kieselgeräte in sehr grosser Zahl entdeckt worden. Die Funde sind etwa 35 *km* von Lüderitzbucht entfernt, am Kuikop, gemacht und von dem Entdecker, Dr. Lotz, dem Berliner Museum geschenkt worden. Ein vorläufiger Bericht, den ich an die „Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung“ gesandt hatte, ist auch im „Deutschen Kolonialblatt“ XVII, p. 679 zum Abdruck gekommen.

„. . . . dass meiner innersten Überzeugung nach die Bauwerke von Simbabwe nie und nimmer, weder in geschichtlicher noch in vorgeschichtlicher Zeit von irgend einem hiesigen afrikanischen Volksstamm herrühren können. Alle Behauptungen entgegengesetzter Art können einfach nur aus Unkenntnis dieser Ruinen oder aus Mangel an Beobachtung und Vergleichung wirklicher Ruinen afrikanischer Stämme mit diesen in Ausdehnung und Bauart so ganz verschiedenen Ruinen von Simbabwe hervorgehen.“ . . . .

. . . . „Jeder Versuch, letztere Ruinen auf dieselbe Stufe mit den anspruchslosen Bauten afrikanischer Volksstämme herabzudrücken, muss als ganz aussichtslos und vergeblich betrachtet werden.“

In neuerer Zeit hat besonders Dr. Carl Peters sich mehrfach mit diesen Dingen beschäftigt und einen sprachlichen Zusammenhang zwischen „Ophir“ und „Afrika“ nachzuweisen versucht. Sprachlich ist eine derartige Gleichstellung natürlich völlig haltlos und es gibt keinen ernsthaft zu nehmenden Semitisten, der bei den Worten „Afrika“ und „Ophir“ etwas mehr als eine zufällige Ähnlichkeit erblickt. Tatsächlich sind wir auch heute noch selbst nach den gelehrten Ausführungen von G. Oppert[1]) vollkommen darüber im Unklaren, wo das Salomonische Goldland Ophir in Wirklichkeit gelegen haben mag. Dass Herr Dr. Peters es nach Rhodesia verlegt, ist eine absolut willkürliche Annahme, für die nicht der Schatten eines Beweises besteht. Immerhin aber sind die Ruinen von Mashonaland so eigenartig und merkwürdig, dass eigentlich jeder, der sich mit afrikanischer Völkerkunde beschäftigt, zu ihnen Stellung nehmen sollte, und da muss ich mit dem grössten Nachdruck hervorheben, dass bei all den Ausgrabungen, die dort bisher gemacht wurden, nicht die allergeringste Spur von irgend etwas gefunden wurde, das älter als etwa mittelalterlich sein kann. In der ältesten Schicht von Simbabwe ist eine chinesische Porzellanscherbe gefunden worden, die vielleicht fünf Jahrhunderte alt sein mag, und was sonst bisher an Funden vorliegt, gehört klipp und klar zur Kaffernkultur.

Persönlich lege ich in dieser Frage den grössten Wert auf die keramischen Funde, von denen ich grosse aus diesen Ruinenstätten stammende Serien in den Museen von Kapstadt und Bulawayo untersuchen konnte. Ich bin von meinen Ausgrabungen im Orient her gewohnt, auch auf die kleinsten Tonscherben sorgfältig zu achten und sie nach dem Beispiele der klassischen Archäologen und der Prähistoriker geradezu wie Leitfossilien zu betrachten; von diesem Standpunkte aus war es mir sehr wichtig, zu finden, dass alle die hunderte und tausende von Scherben, die von Simbabwe und den anderen Ruinenstätten in Rhodesia in die Museen gelangt sind, einwandfrei und zweifellos von Töpfen herrühren, die sich von modernem Kafferngeschirr in keiner Weise unterscheiden. Ich muss es daher als eine sichere Tatsache bezeichnen, dass es sich bei all den

1) Zeitschr. f. Ethnol., 1903, S. 212 ff. Carl Peters' „Das goldene Ophir Salomos“, München und Leipzig, 1895, ist u. a. in den Verh. der Ges. f. Erdk., Berlin, XXIII, 1896, S. 202 ff. von B. Moritz sehr entschieden abgelehnt worden.

bisher gemachten Funden lediglich um Kaffernkeramik handelt. Dass in Simbabwe, und zwar gerade in der ältesten und tiefsten Fundschicht, einmal auch eine chinesische Porzellanscherbe gefunden wurde, ist nicht verwunderlich und beweist nur, dass die Erbauer oder alten Bewohner von Simbabwe irgend eine Art von wahrscheinlich nicht sehr regem Verkehr mit der Küste unterhalten haben. An der Küste selbst aber ist chinesisches Porzellan schon in früherer Zeit in grossen Mengen vorhanden gewesen. Besonders von Zanzibar und von der jetzt deutschen Sswahiliküste kennen wir hunderte und hunderte von dort gefundenen und zum Schmuck der mohammedanischen Gräber verwandten chinesischen Porzellanteller und Schalen, die teilweise ganz billige Exportware gewesen, teilweise aber sehr gut und wertvoll sind.

Was sonst in den Ruinen von Rhodesia gefunden wurde, sind im wesentlichen Reste von eisernen Geräten und Waffen, die alle und ausnahmslos Kafferncharakter zeigen. Auch allerhand an sich nicht bemerkenswerte Funde von Golddraht usw. können uns in keiner Weise veranlassen, sie einem anderen Volke als der einheimischen Bevölkerung zuzuschreiben.

Fig. 1.

Verzierte Mauer, Nanatali. Nach phot. Aufnahme von D. Randall-Maciver.

In diesem Sinne stehe ich ganz auf dem Standpunkte von D. Randall-Maciver, den er in der Hauptstadt von Rhodesia, Bulawayo, in einem der wichtigsten Vorträge, die während des ganzen Meetings in Südafrika überhaupt gehalten wurden, am 7. September gehalten hat. Seitdem hat er ein grosses und mit vielen Abbildungen versehenes Buch: „Mediaeval Rhodesia“[1]) veröffentlicht, in dem er seine ganze Auffassung der Sachlage ausführlich begründet. Es wird sicher sehr lehrreich sein, zu verfolgen, wie die teilweise geradezu fanatischen Vertreter der semitischen Herkunft der Ruinen von Rhodesia sich zu diesem neuen Buche verhalten werden.

Inzwischen haben neuere Untersuchungen des Grundrisses von Simbabwe auch gezeigt, dass die älteren Aufnahmen in vielen wesentlichen Punkten falsch sind. Damit werden alle die mathematischen Spielereien und alle die mystischen Erörterungen, die Bent u. a. in

1) London, Macmillan & Co., 1906.

seinen Grundriss hineingeheimnisst haben, völlig hinfällig. Nicht einmal die Behauptung, dass die Erbauer von Simbabwe die Zahl π gekannt haben, lässt sich jetzt aufrecht erhalten. Sie war darauf begründet, dass der Durchmesser des grösseren Steinkegels vom Simbabwe genau ebenso gross sei, als der Umfang des kleineren. Aber die Untersuchungen von Randall-Maciver haben gelehrt, dass auch diese ganz einfachen Messungen ursprünglich ungenau genommen waren, und dass sich ein ähnliches Verhältnis in Wirklichkeit nicht nachweisen lässt.

Bei der Wichtigkeit der Frage erscheint es mir aber geboten, hier der Reihe nach die „Tatsachen“ einzeln zu besprechen, die man für das

Fig. 2.

Verzierte Mauer auf der Westseite des Haupteinganges, Dhlo-dhlo.
Nach phot. Aufnahme von D. Randall-Maciver.

hohe Alter und für den semitischen Ursprung der Ruinen von Simbabwe und der ihnen zweifellos gleichartigen von Dhlo-dhlo, Umtali, Inyanga usw. ins Feld führt.

Unter diesen angeblichen Tatsachen spielen naturgemäss die „Inschriften“ eine wesentliche Rolle; es ist ja auch in der Tat selbstverständlich, dass man gerade Inschriften in erster Linie zur Datierung von Bauwerken heranzieht. An solchen Inschriften ist denn auch kein Mangel — aber wie sehen sie aus!

Betrachten wir zunächst eine nur historisch „festgestellte“, zur Zeit nicht greifbar vorhandene. Auch auf diese nämlich wird sehr grosses Gewicht gelegt und selbst in unserer Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 35, 1903, S. 258 und 260, wird sie ausdrücklich herangezogen. Es handelt sich um die bekannte Stelle bei J. de Barros (um 1552), wo für irgend eine

flache Landschaft in dem von Benomotàpa beherrschten Königreich Sofâla eine Festung Symbaoe erwähnt wird, eine „fortaleza quadrada“, aus Steinen „de maravilhosa grandeza“ und mit einer Inschrift, welche einige maurische Händler, welche dort waren, „homens doctos“ (also „gelehrte“ Händler, d. h. Leute, meint de Barros, die doch sonst lesen und schreiben konnten) nicht zu entziffern vermochten — „nem dizer, que letera era“, ja sie konnten nicht einmal sagen, was für eine Art von Schrift das war.

Nun hat der gute alte de Barros sicher seine Verdienste, aber sie liegen auf einem völlig anderen Gebiete — nicht im Mashonaland, über das er nur vom Hörensagen und vielleicht aus vierter oder fünfter Hand berichten kann. An der angezogenen Stelle ist vor allem die Mitteilung

Fig. 3.

Fassade des elliptischen „Tempels“, Simbabwe.
Nach phot. Aufnahme von D. Randall-Maciver.

interessant und richtig, dass jeder Platz, an dem der König oder Häuptling residiert, Symbaoe heisst.[1]) Das stimmt mit dem, was uns noch heute die Makalanga über die Bedeutung des Wortes Simbabwe mitteilen, völlig überein; aber im übrigen sind de Barros' Quellen hier offenbar ganz unzuverlässig. Die Ruinen sind nicht viereckig sondern rund oder eiförmig, die Steine von „staunenswerter Grösse“ sind nicht wesentlich grösser, als moderne Mauerziegel und die Inschrift —: Aus den mit besonderer Erlaubnis von D. Randall-Maciver hier mitgeteilten drei

1) Das steht noch deutlicher bei Damião de Goes, 1566, der mitteilt, dass es in jener Gegend zahlreiche solche feste Plätze gäbe, in denen des Königs Hauptleute wohnten. Beide geben ausdrücklich an, dass die Bewohner Neger, mit krausem Haar seien.

Photographien von Simbabwe, Dhlo-dhlo und Nanatali wird man sofort sehen, was die unbekannten Gewährsmänner von de Barros, die schwarzen Händler, „die doch lesen und schreiben konnten", für Schrift gehalten haben: — natürlich die in der Nähe der Eingänge usw. in besonders schönen und zierlichen Mustern verlegten Bausteine.

Fig. 4.

„Phönikisches Schriftzeichen" auf einem Steine aus Umtali, jetzt im Berliner Museum.

Ungebildete Leute pflegen derartige Verzierungen sehr oft für Schrift zu halten und mir selbst ist es in Vorderasien viele dutzendmale begegnet, dass mir Eingeborene, sogar solche, die lesen und schreiben konnten, von „Inschriften" erzählten, die sich da oder dort auf einsamer Bergeshöhe oder sonst an schwer zugänglichen Stellen befinden sollten,

und dass die Inschriften sich schliesslich als belangloser Zierat oder gar nur als zufällige Steinbildung oder eigenartige Verwitterung erwiesen.

Fig. 5.

„Semitische Inschrift“ auf einem Steine aus Umtali, jetzt im Berliner Museum.

Fig. 6.

„Inschrift“ aus dem Manyika-Distrikt, südlich von Macequece (Port. Südafrika), im Besitze des Finders, Capt. Freira d'Andrade. Auch abgebildet bei C. Peters, Im Goldland des Altertums, p 153: „Phönikischer Grabstein“.

Wir werden den schwarzen oder braunen Gewährsmännern von de Barros also sicher keinen Vorwurf machen dürfen, wenn sie die schönen Muster,

mit denen die Erbauer dieser kleinen Festungen ihre Fronten und Eingänge schmückten, für Schrift gehalten haben.

Ganz anders scheint es mir mit jenen „Inschriften“ zu stehen, die uns heute greifbar vorliegen und von Peters und Anderen für ganz untrügliche Beweise altsemitischer Besiedelung angeführt werden. Zwei von diesen Steinen konnte ich für das Berliner Museum erwerben (vgl. die Figg. 4 u. 5 S. 877 u. 878); einen dritten, der sich im Besitze von Capt. Freira d'Andrade befindet, kann ich, Fig. 6, hier nach einer Photographie abbilden, die Hr. Bodong dem Berliner Museum zu schenken die grosse

Fig. 7.

Stein aus Umtali, mit Gruben zum Spielen, etwa $^1/_6$ d. w. Gr. Nach einer Phot. von Hrn. Bodoug.

Güte gehabt hat. Die beiden jetzt in Berlin befindlichen Steine stammen aus Umtali, der dritte, etwa 60—80 *km* südlich von Macequece (Port. Südafrika) im Manyikadistrikt. Diesen „Inschriften“ gegenüber habe ich nichts weiter zu sagen — difficile est usw. Viel interessanter, als die angeblichen Schriftzeichen sind die verschiedenen Gruben und Löcher, die auf zwei von den drei hier abgebildeten „Inschrift“steinen vorkommen, und die ich in Umtali auf etwa 20 oder 30 Steinen studieren und teilweise zeichnen konnte.

Der typischste unter diesen ist der hier, S. 879, nach einer Photographie abgebildete, die wir gleichfalls Hrn. Bodong verdanken. Ähnliche Löcher und Gruben, wenn auch in weniger regelmässiger Anordnung, zeigt der hier, Fig. 8, abgebildete Stein, gleichfalls aus Umtali, der sich jetzt im Berliner Museum befindet.

Fig. 8.

Stein aus Umtali, mit Gruben zum Spielen. Etwa $^1/_6$ d. w. G. Original im Berliner Museum.

Nach den Fundumständen und nach dem Charakter der Funde selbst unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, dass alle diese Steine, die mit den angeblichen Inschriften und die mit den Gruben, absolut gleichaltrig sind. Jeder Ethnograph aber wird, wenn er solche Steine mit Gruben und Löchern sieht, ohne weiteres an jene bekannten, meist aus Holz geschnitzten Geräte erinnert, die in Syrien und Ägypten unter dem Namen manḳal'ah bekannt sind. Das sind Spielbretter, über deren gegenwärtige ägyptische Form man sich am bequemsten bei Lane[1]) orientieren kann. In Ägypten hat dieses Brett immer zwölf runde oder viereckige Gruben (bujût, plural von bêt = Haus), in die Steinchen, Kaurischnecken, grosse

1) Auch ins Deutsche übersetzt von J. T. Zenker: E. W. Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter. Leipzig 1852. II. Bd., S. 176 ff.

harte Bohnen, Murmeln oder sonst derartige Dinge als ḥaṣa ungleichmässig verteilt und im Verlaufe des Spieles versetzt werden. Die Spielregeln sind nicht überall gleich; in der Regel wird in Ägypten so gespielt, wie dies bei Lane beschrieben ist, aber ich sah mehrfach, sowohl in Theben als auch im Delta ganz andere Arten in Übung und ebenso habe ich das Spiel auch in Damaskus und in Aleppo völlig abweichend spielen sehen, am letzteren Orte einmal von Eunuchen des Wali auf einem Brette mit 24 kleinen und 2 grossen Gruben.

Ganz genau dasselbe Spiel aber ist heute in zahllosen Varianten auch im ganzen tropischen Afrika verbreitet, ohne dass wir bisher seine wirkliche Heimat und den genauen Weg seiner Wanderung kennen würden; jedenfalls kann man es von Sansibar und der Sswahîliküste quer durch

Fig. 9.

Spielende Jungen von Senna (am Zambesi). Phot. von Bodong.

Afrika bis nach Liberia und den Bissagos-Inseln verfolgen. Dass es da überall nicht etwa ganz neu und erst durch die letzten grossen europäischen Kolonisationsbestrebungen eingeführt, sondern mindestens seit einigen Jahrhunderten eingebürgert ist, kann gleichfalls als ausgemacht gelten. Wir kennen es in mehreren vorzüglich schönen und reich verzierten, in Erz gegossenen Exemplaren aus Benin, und ebenso spricht gegen die Annahme einer ganz rezenten Einfuhr, dass überall die Eingeborenen selbst das Spiel für in ihrem eigenen Lande bodenständig halten und es mit eigenem Namen benennen; so heisst es mbao im Sswahîli, mweso in Uganda[1]) usw.

1) Dort hat das Brett 32 Gruben. Felkin hält es für bodenständig und nennt es sogar das „only real Waganda game“.

An diese Spielbretter müssen wir nun bei den Grübchensteinen von Umtali sofort denken, auch wenn bei den meisten Steinen die Gruben weniger regelmässig aussehen, als auf den Brettern im äquatorialen und nördlichen Afrika. Ich würde an dieser Analogie auch festhalten, wenn mir aus ganz Südafrika sonst kein wirkliches Spielbrett bekannt wäre. Nun trifft es sich aber gut, dass wir unter unseren älteren Photographien im Museum für Völkerkunde ein Bild besitzen, auf dem drei Jungen von Senna abgebildet sind, die auf dem Fussboden hockend, eifrig mit einem mankal'ah-artigen Spiele beschäftigt sind, nur dass sie kein Brett dabei benützen, sondern die nötigen Gruben im Boden selbst gemacht haben. Nun ist Senna (oder wie der Name dieses jetzt verfallenden und wohl rasch dem völligen Untergange entgegensehenden Ortes neuerdings geschrieben wird, Sena) nur wenige Tagereisen von Umtali entfernt, so dass dieses Bild mir eine unmittelbare und höchst drastische Erklärung der Grübchensteine von Umtali zu geben scheint.

Fig. 10.

Geier und zylindrischer Gegenstand unbekannter Bestimmung aus Stein, Simbabwe. Nach Phot. von Dr. Haevernick. 1890.

Allerdings kommen auf einigen wenigen der Umtali-Steine neben den mehr weniger regelmässig in Reihen angeordneten grösseren und flachen rauhen Gruben auch unregelmässige Gruppen von kleineren, aber tiefen und sehr glatt gebohrten Löchern vor (vgl. z. B. die Abb. 5. 6 und 7 auf S. 878 und 879). Für diese Löcher habe ich zunächst keine Erklärung; es kann sein, dass sie zu einem anderen Spiel gehören, sie können irgendwie zum Marquieren beim mankal'ah gedient haben oder sonst noch etwas anderes bedeuten — immerhin ist es klar, dass die Umtalisteine zunächt zu einem Spiele gehören, das noch heute von den Kaffern in der nächsten Nähe in gleicher Art gespielt wird. Über die wahre Heimat des mankal'ah sind wir einstweilen nicht unterrichtet, aber für

die Steine von Umtali liegt nicht der Schatten eines Grundes vor, sie für älter zu halten, als die Einwanderung der Bantu in diese Gegend.

Soviel also über die „Inschriften“ von Mashonaland.

Ähnlich verhält es sich mit den berühmten Geiern von Simbabwe. Bent[1]) hat sie so ausführlich beschrieben, dass ich mich hier sehr kurz fassen kann. In den Ruinen von Nanatali stehen noch aufrecht und in situ, wie kleine dünne Mauerzinnen aussehend, einige schlanke Granitpfeilerchen, die auch hier auf der Abbildung 1, S. 874 zu sehen sind. In ähnlicher Art standen wohl auch in Simbabwe auf der Mauerkrone eines der Gebäude der Hügelstadt, mit runden plumpen gemauerten Säulen abwechselnd, dünne schlanke Pfeiler aus weichem Talkschiefer, die oben von ganz rohen Darstellungen eines geierartigen Vogels gekrönt waren. Die meisten dieser Pfeiler sind jetzt völlig zerstört; ich kenne im ganzen etwa zehn Stücke, meist in den Museen zu Kapstadt und von Bulawayo. Nur ein einziger dieser Pfeiler ist noch so weit erhalten, dass man aus der Form der Schnabelspitze wenigstens ungefähr auf die wirkliche Art des Vogels schliessen kann. Ich denke, dass man die Bezeichnung als Geier wohl beibehalten darf, hauptsächlich weil ganz ähnliche kleine Geier in dieser Gegend sich noch heute mit Vorliebe auf Mauern oder auf dürre Baumstämme setzen. Stilistisch sind diese Geierdarstellungen zwar höchst primitiv und unbeholfen, aber doch vollkommen in der Art der einfachsten Negerkunst, am ehesten noch den schlechtesten Vögeln von Benin zu vergleichen — jedenfalls ohne die geringste Anlehnung an irgendwelche orientalische Vorbilder. Bent bemüht sich gleichwohl, altägyptische und sonst antike Analogien nachzuweisen, aber ist dabei höchst unglücklich. Es scheint mir völlig zweifellos, dass wir in diesen Vögeln von Simbabwe, so unerfreulich sie jetzt auf uns auch wirken mögen, doch echte bodenständige Kaffernarbeit vor uns haben, aus frischer und unmittelbarer Naturbeobachtung hervorgegangen, ohne Kunst und Mühe aus demselben weichen Seifenstein geschnitzt, aus dem im nahen Umtali hunderte von kleinen, unbedeutenden und wenig erfreulichen menschlichen Figuren gefunden wurden.

Noch grösseres Gewicht als auf diese Geier hat man in manchen Kreisen auf ein Holzgefäss gelegt, das ungefähr die Grösse und Form eines Waschbeckens hat und das vor etwa 13 Jahren in den Ruinen von Simbabwe gefunden wurde. Ich habe das Stück im Jahre 1894 in der Zeitschr. f. Ethnol. veröffentlicht und lasse die damals gegebenen beiden Abbildungen zur grösseren Bequemlichkeit der Leser hier wiederholen.

Auf dem Boden der Schale ist ein vierfüssiges Tier dargestellt; auf dem Rande befindet sich eine Menge von Zeichen, die man als die Tierkreiszeichen zu deuten sich bemüht hat. Ich will zugeben, dass eine der Figuren wahrscheinlich einen Bogenschützen darstellt und man könnte mit sehr viel gutem Willen noch einen Stier und die Zwillinge zu sehen glauben, aber sonst ist nicht entfernt eine Möglichkeit vorhanden, die abgebildeten Zeichen irgendwie auf einen wirklichen Tierkreis zu beziehen

1) The Ruined Cities of Mashona-Land, London 1892, S. 150 ff.

und auch die Reihenfolge der drei Darstellungen, die man überhaupt für eine solche Auffassung heranziehen könnte, würde in einem wirklichen Tierkreis unmöglich sein. Dass es sich bei diesen Zeichen und dann natürlich auch bei dem ganzen Holzgefäss um echte und reine Kaffernarbeit handelt, scheint mir unwiderleglich aus den vier Gegenständen hervorzugehen, die gerade in der Mitte des oberen Randes dargestellt sind. Man erkennt deutlich, dass es sich um die vier Zauberhölzer handelt, die unter dem Namen

Fig. 11.

Hölzerne Schale aus Simbabwe.

„Dollas“ oder „Dollos“ in ganz Südafrika bekannt sind und als geradezu typisches Kulturgut der heutigen Kaffern gelten können.[1])

Fig. 12.

Angebliche „Tierkreis“-zeichen von der Fig. 11 abgebildeten Holzschale aus Simbabwe

1) Über diese Zauberhölzer verdanken wir Max Bartels eine sehr eingehende Untersuchung, die hier in der Zeitschr. f. Ethnol., 1903, S. 338ff., veröffentlicht ist und die ich schon wegen der Sorgfalt und Mühe, mit der alles erreichbare Material zusammengetragen wurde, als wahres Paradigma für derartige Einzelstudien nicht genug empfehlen kann. Bartels hat für diese Arbeit sechs Jahre lang Material gesammelt und durch briefliche Anfragen bei Missionaren usw. eine grosse Anzahl von sicheren Tatsachen erkundet, die sonst wahrscheinlich für immer unbekannt geblieben wären.

Mir persönlich ist diese Studie noch besonders wertvoll, weil ihr erster Anfang auf eine Anregung von mir zurückgeht, und Bartels mich mehrfach als ihren eigentlichen Urheber bezeichnet hat. Doch ist mein Anteil an derselben sehr gering; er beschränkt sich darauf, dass ich

Wie sehr aber vorgefasste Meinungen auch sonst vernünftige Leute zu den abenteuerlichsten Schlüssen hinzureissen vermögen, erhellt aus der barocken Datierung, die vor einigen Jahren für diese Schüssel aufgestellt wurde. Mitten unter den angeblichen Tierkreiszeichen nämlich befindet sich eine Art Rad mit halbkreisförmig gebogenen Speichen. Man hat dieses Rad für die Darstellung der Sonnenscheibe erklärt und dann ausgerechnet, dass die Schüssel aus dem 15. vorchristlichen Jahrhundert stammen müsse, denn nur damals sei die Sonne zwischen den Sternbildern gestanden, zwischen denen sie da geschnitzt sei!! Jeder praktische Astronom erklärt eine solche Betrachtung für pueril oder absurd, trotzdem findet sie viele gläubige Anhänger.

Auch der Erhaltungszustand dieser Schale spricht an sich gegen ein hohes Alter. Ein Teil des Randes ist allerdings von Termiten zerstört, aber sonst ist das Gefäss so gut erhalten, dass es unmöglich älter als einige Generationen sein kann. Es ist übrigens bekannt, dass vielfach in den Ruinen von Simbabwe in den Steinmauern Holzbalken sich vollkommen gut erhalten haben; auch das wäre bei den klimatischen Verhältnissen des Landes völlig unmöglich, wenn diesen Bauwerken ein irgendwie höheres Alter zukäme.

Wie übrigens in Wirklichkeit europäische Tierkreiszeichen von afrikanischen Handwerkern gebildet werden, dass kann man sehr gut an den bekannten Fingerringen studieren, die seit Jahrhunderten an der Goldküste hergestellt werden. Ich halte es für zweifellos, dass sie auf portugiesische Vorbilder zurückgehen, aber es ist ganz sicher, dass sie von den Eingeborenen seit vielen Generationen selbständig hergestellt werden. Ein Vetter von mir besitzt einen solchen Ring, der sich seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts in seiner Familie vererbt hat und in den letzten Jahren ist kaum jemand aus Togo heimgekehrt, ohne für sich und seine Familie solche Ringe mitgebracht zu haben.[1]) Neuestens werden genau dieselben Ringe aber auch in Ostafrika hergestellt.

Bartels 1896 darauf aufmerksam machen konnte, dass derartige Hölzer stets und allezeit immer nur in Sätzen zu vier vorkämen, während er damals durch irgend ein Versehen nur einen halben Satz erhalten hatte, ihn also den Umständen nach für vollständig hätte halten müssen.

Auf der Schüssel von Simbabwe sind die vier Zauberhölzer nun so angeordnet, dass zwei mit ihren Anhängelöchern nach oben, zwei nach unten sehen; das bedeutet sicher einen ganz bestimmten „Wurf" im Sinne der Bartelsschen Untersuchung und ich halte es für sehr gut möglich, dass dessen „Bedeutung" uns noch heute von den Makalanga jener Gegend erklärt werden könnte. Überhaupt möchte ich hier an die dort lebenden Missionare die Bitte richten, sich gelegentlich auch mit den übrigen angeblichen „Tierkreiszeichen" dieser Schüssel zu beschäftigen; es ist nicht ausgeschlossen, dass die Eingeborenen noch eine ganz korrekte Erklärung werden geben können.

1) Ein gleicher Ring ist kürzlich in das Wiener Museum gelangt und im Jahresbericht mit der auffallenden Bezeichnung „mit Ewhe-Schrift" angeführt. Eine nach Wien gerichtete Anfrage hat meine Vermutung, dass es sich um einen Tierkreis handelt, natürlich bestätigt. Die mir übersandte Zeichnung deckt sich fast völlig mit der nachstehenden Fig. 13.

Ich gebe hier, Fig. 13 und 14, die Abbildungen von zwei solchen Ringen der Berliner Sammlung, die beide in Togo gemacht sind. Der eine zeigt die zwölf Zeichen sehr klar und selbst für europäische Begriffe durchaus korrekt, aber auch der andere lässt die einzelnen Zeichen noch genau erkennen, auch wenn sie schon missverstanden und nicht mehr richtig auseinandergehalten sind.

Fig. 13, 14.

Tierkreise von goldenen Fingerringen aus Togo. Berliner Sammlung III. C. 11 684/5. Ewa $^3/_2$ d. w. G.

Die Vorstellung, dass auf der Schale von Simbabwe Tierkreisbilder geschnitzt seien, muss also sehr energisch abgelehnt werden.

Als letzten und völlig zwingenden Beweis für das hohe Alter der Ruinen und für eine Besiedelung von Rhodesia in altägyptischer Zeit hatte Dr. Karl Peters in Zeitungsnotizen und in seinem letzten Buche „Im Goldland des Altertums",[1]) das gleichzeitig auch englisch unter dem Titel: „The Eldorado of the ancients" erschienen ist, eine Tonfigur Thutmes III. veröffentlicht, die irgendwo am Zambesi gefunden sein sollte. Aus seinem Buche wusste ich, dass der Eigentümer dieser Figur, ein britischer Polizeibeamter, zurzeit in Umtali lebt und ich habe mich daher bemüht, den Herrn aufzusuchen, um Näheres über die Fundumstände zu erfahren. Er war nun selbst leider abwesend, aber ich brachte ihm mein Anliegen brieflich vor und erhielt dann bald nach meiner Rückkehr gegen jedes Erwarten und zu meinem grössten Erstaunen das Original der Figur selbst eingesandt, das uns für 200 Pfd. Sterl. zum Ankauf angeboten wurde. Die Fundumstände wurden mir allerdings nicht mitgeteilt und es hiess, die betreffenden Notizen seien zurzeit nicht auffindbar.

Der allgemeinen Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend und weil in der Tat sehr zahlreiche, von mir hochgeschätzte Gelehrte und Freunde in dieser Sache falsch unterrichtet sind, muss ich mich nun ausführlich mit dieser Figur beschäftigen. Meine erste Kenntnis von ihr stammt aus einer Zeitungsnotiz, die ich wörtlich hierher setze:

1) München 1902.

TO THE EDITOR OF THE TIMES.

Sir, — In my communication to *The Times* on an Egyptian figure found south of the Zambesi I had said:— "It has hieroglyphics round its waist which have not been deciphered yet. I take it that this figure is about 5,000 years old and a representation of the goddess Isis." Permit me to state that in this opinion I have been mistaken. I have had the figure examined by Dr. Flinders Petrie, who gives the following explanation which, with his permission, I beg to publish :—

> Ushabté figure, probably of a courtier of Tahutmes III.
>
> Upper part of an Ushabté figure of pottery impressed in a mould. On the head is an elaborate wig, in each hand a scourge instead of a hoe. On the chest is the cartouche of Tahutmes III. (about 1450 B. C.). Three lines of inscription remain below, so much effaced that only the title Osiris can be seen; but there is no trace of a cartouche with it.
>
> The wig and the scourges in the hands point to this being a figure of the King himself; but his name cannot be traced in the lower inscription.
>
> As to the source, the figure is certainly genuinely ancient, and by its smell it has been buried in moist earth (not in an Egyptian tomb), and has not been kept long by an Arab. All this agrees with the account of its finding.
>
> W. M. Flinders Petrie.

The statuette, then, is one of the funeral figures and has not been buried in a tomb of Egypt, but in a tomb of the wet Zambesi soil. It has not been kept long by an Arab, therefore has apparently not been brought down to South Africa for trading purposes.

Tahutmes or Thutmosis III. belongs to the 18th dynasty and is nephew of Queen Hatsepu, who sent that much spoken of expedition to the country Punt, or Phoun.

The epoch of the 18th dynasty was the most glorious of Egyptian history, and Thutmosis himself carried the Egyptian arms over anterior Asia and built his celebrated palace at Karnak.

I find Professor Petrie's explanation adds more weight to the conclusion I have drawn from such a find south of the Zambesi than my own original opinion. That a statuette of Thotmes III. himself or of one of his courtiers should be found in South Africa is indeed very remarkable, and may well lead the attention of scholars to the reopening of the Punt question.

I hope that an archaeological society may take an interest in this question and send out a proper expedition to North-East Mashonaland for further researches. A scholar should be sent there who is experienced in archaeological excavations.

Your obedient servant,

4. Park-lane. W. Carl Peters.

Alle späteren Veröffentlichungen dieser Figur sind auf denselben Ton gestimmt; das hohe Alter und die absolute Beweiskraft des Fundes wird immer mehr in grossen Büchern und in allerhand Zeitschriften hervorgehoben. Schliesslich wird sogar direkt gesagt, dass der Fundort dem Grabmal des Statthalters von Thutmes III. entspräche.

Nun muss man aber wissen, dass gegenwärtig zwischen Kapstadt und dem Zambesi etwa 20 000 Griechen leben, meistens Obsthändler und Kleinkrämer, im übrigen Leute, die alle ohne Ausnahme nicht etwa direkt aus ihrer Heimat nach Südafrika gekommen sind, sondern die alle vorher eine Zeitlang in Ägypten als Krämer, Tabakhändler usw. ihr Dasein gefristet hatten. Alle solche Leute pflegten in Ägypten mit Altertümern zu handeln und es ist eine feststehende Tatsache, dass hundert und hunderte von ägyptischen Altertümern auf solche Weise in den letzten Jahren nach Südafrika gelangt sind. In manchen Fällen haben die Griechen allerhand kleine, derartige Altertümer, Tonfiguren, Münzen und dergleichen wohl auch ganz unbewusst in ihren Kleidern usw. nach Südafrika verschleppt und alle die kleinen Lokalmuseen sind voll von solchen Dingen, die von den einzelnen Griechen dann unter ihrem Besitz gefunden und als für sie wertlos den Museen geschenkt wurden. Ich war selbst zufällig einmal Zeuge, als ich gerade mit dem Direktor des Museums in Pretoria sprach, wie zwei junge Griechen sich melden liessen, und ihm, der eine eine kleine Osirisfigur, der andere eine Ptolemäermünze, als Geschenk für seine Sammlung anboten. Beide Stücke waren nicht etwa im Lande gefunden, sondern von den Schenkern aus Alexandrien mitgebracht worden.

Fig. 15.

Tonfigur, gefunden „südlich vom Zambesi“, w. G.

So würde also der Fund einer einzelnen alten Figur höchstens durch ganz besondere Umstände, etwa durch die Lagerung in einer alten Kulturschicht und in grosser Tiefe irgend eine Art von Bedeutung haben, an sich aber würde das Vorkommen einer solchen Figur für die Frage der alten Besiedelung von Rhodesia absolut bedeutungslos sein — selbst wenn sie echt wäre.

Nun ist aber die von Dr. Peters mit so vielem Nachdruck veröffentlichte Figur zweifellos eine ganz moderne und höchst stumpfsinnige Fälschung. Ich habe sie als solche auf den ersten Blick erkannt und auch mein Kollege Prof. Schäfer von der ägyptischen Abteilung der Königlichen Museen schliesst sich dieser Anschauung vollkommen an. Besonders weist er darauf hin, dass die Figur nicht nur aus allgemein stilistischen Gründen für falsch gehalten werden muss, sondern dass sie auch durch die Behandlung der Haartracht und vor allem durch die in den Händen gehaltenen Embleme vollkommen einwandfrei als gefälscht gekennzeichnet ist.

Fig. 16.

Vom Sargdeckel Rhamses II.

Fig. 17.

Erdhaue aus Holz, Cap Verde-Inseln. $^1/_6$ d. w. G.

Ähnliche alte Tonfigürchen pflegten, wenn sie einen Pharao darstellen sollten, in der einen Hand einen Hirtenstab, in der anderen Hand eine Geissel zu halten, etwa in der Art wie Rhamses II. auf seinem Sargdeckel dargestellt ist (vgl. die obenstehende Abbildung). Daneben nun kommen aber zahlreiche ähnliche Totenfiguren vor, die in beiden Händen je eine Haue halten, wie solche für die Ackerarbeit in diesem Leben und im Jenseits notwendig waren. Solche Erdhauen sind noch heute vielfach in Afrika verbreitet und ich kann hier sogar ein modernes Stück abbilden, das aus dem äussersten Westen von Afrika stammt, und doch noch immer die alte ägyptische Form treu bewahrt hat. Immer und ohne Ausnahme ist bei diesen Hauen das Blatt mit dem Stiel noch durch eine besondere Schnur verbunden. Nun aber zeigt sich, dass bei der gefälschten Figur vom Zambesi diese beiden ganz verschiedenen Dinge, die Geissel

und die Erdhaue, mit einander verwechselt sind: Der Verfertiger hat einfach im vollständigen Missverständnis seiner Vorbilder eine Geissel dargestellt, deren Schnüre mit dem Griffe in derselben Art verbunden sind, wie das Blatt mit dem Stiel der Haue. Niemals konnte ein alter Ägypter eine ähnliche sinnlose Sache machen.

Dass es sich ausserdem um eine ganz moderne Fälschung handelt und nicht etwa um eine alte, vielleicht phönizische Nachahmung eines ägyptischen Originals, ergibt sich daraus, dass ganz gleichartige Fälschungen gerade in den allerletzten Jahren vielfach in Kairo und Alexandrien aufgetaucht sind. Einige solcher Stücke, anscheinend von demselben Fälscher gemacht, wie die Figur vom Zambesi, sind als Fälschungen, um auch diesen Typus vertreten zu haben, kürzlich von der ägyptischen Abteilung der Königlichen Museen um einige Groschen erworben worden.

Für alle weiteren Einzelheiten verweise ich hier auf die besondere Studie, die Prof. Schäfer diesem Berichte beizufügen die grosse Güte hat. Ich glaube, dass seine Ausführungen auch die hartnäckigsten Anhänger der Ophir-Punt-Rhodesia-Theorien überzeugen werden.

Meinerseits möchte ich nur noch hervorheben, dass Dr. Peters in dieser Sache wesentlich exculpiert erscheint; er hat sich auf das Urteil eines hervorragenden und in der ganzen Welt anerkannten Fachmannes gestützt, und ist, wie dieser, das Opfer eines Missverständnisses und eines höchst tückischen Zufalles geworden.

Ich selbst habe in diesem Berichte die Simbabwe-Frage aber desshalb ausführlicher behandelt, weil gerade unserer Gesellschaft und unserer Zeitschrift der Ruhm gebührt, die erste wissenschaftliche Erwähnung von Simbabwe gebracht zu haben. Sie findet sich 1876 in Bd. VIII, Verh. S 185ff. nach einem aus dem Jahre 1873 stammenden autolithographierten Berichte von Karl Mauch. Schon damals bemerkte R. Hartmann, dass es sich nur um alte Bantu-Arbeit handeln dürfte, nicht um phönikische, arabische oder altportugiesische Konstruktionen. Die nächsten drei Jahrzehnte haben eine Flut von Literatur über Simbabwe und die verwandten Mauerreste gebracht — mit geradezu abenteuerlichen Phantasien und Übertreibungen. Erst jetzt kommen wir wieder auf den alten nüchternen Standpunkt von R. Hartmann zurück, den wir niemals hätten zu verlassen gebraucht — scheinen doch schon allein die Grundrisse aller jener Ruinen im Mashona-Land typische Grundrisse von Kaffernkraalen zu sein.

So ist die Frage nach dem Alter von Simbabwe gegenwärtig wieder in dem Sinne von R. Hartmann zu beantworten. Hoffentlich finden sich nun, nach dem glänzenden Anfange, den Randall-Maciver mit wissenschaftlichen Ausgrabungen in Rhodesia gemacht hat, bald auch noch andere Gelehrte, die seine Arbeit fortsetzen und zu Ende führen. Es ist möglich, dass da noch ganz neue und überraschende Tatsachen festgestellt werden können, inzwischen scheint es mir nicht wahrscheinlich, dass Randall-Macivers und meine Anschauung über das ganz junge Alter dieser Ruinen noch wesentlich zu modifizieren sein wird.

Auffallenderweise stossen die Zweifel an der Gleichstellung von Ophir und Rhodesia an Ort und Stelle gerade bei den Leuten auf den aller-

heftigsten Widerspruch, die an den dortigen Minen finanziell beteiligt sind. Gerade die Leute, die davon leben, dass sie möglichst viele shares zu 20 Mk. unter das Volk bringen, schreien am meisten, wenn man sich bemüht, nachzuweisen, dass Rhodesia nicht das Land ist, aus dem Salomo und seine Nachfolger Milliarden an Gold exportiert haben. Sonderbare Schwärmer! Eigentlich sollte man ein noch jungfräuliches und unausgebeutetes Goldland für wertvoller halten, als ein fast erchöpftes — aber die misera plebs scheint wirklich ihr Geld lieber bei solchen Minen zu verlieren, von denen man ihr sagt, dass sich schon Salomo an ihnen bereichert hat.

E.
Die Chinesenfrage.

Zurzeit arbeiten neben rund 90 000 Kaffern etwa 43 000 Chinesen in den Minen des Randgebietes. Man hat sie da eingeführt, genau wie man seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts afrikanische Sklaven nach dem tropischen Amerika einführte, um billige Arbeiter zu haben. Die Minenmagnaten und sonst die grossen Geldleute in Südafrika kommen dabei natürlich auf ihre Kosten und die von ihnen gekaufte oder unterhaltene oder sonst irgendwie beeinflusste Presse muss diese Einfuhr von Chinesen gutheissen und immer wieder von neuem als eine in jeder Beziehung erfreuliche Massregel schildern. Tatsächlich lässt sich nicht leugnen, dass zahlreiche Geldleute durch die Chinesenarbeit noch mehr Geld verdienen, als sie schon ohnehin verdient hatten, und ebenso dürfte es wohl zutreffen, dass für diese chinesischen Arbeiter einige tausend weisse Aufseher usw. nötig sind und also bezahlt werden können, während sie sonst vielleicht überflüssig wären, wenn es in der Tat nicht möglich sein sollte. die Anzahl der einheimischen schwarzen Arbeiter ebenso rasch zu steigern, als es der Goldhunger der Minenbarone wünschenswert erscheinen lässt. Es ist also begreiflich, dass in einem gewissen Teile wenigstens der südafrikanischen Presse der chinesische Arbeiter in den schönsten Farben geschildert wird und so als ob ihm in Wirklichkeit zur absoluten Vollkommenheit und wahrhaften Gleichheit mit den Engeln nur die Flügel fehlten!

Auf die rein finanzielle Seite dieser Frage habe ich nicht einzugehen, um so weniger, als ich nicht zur vollkommenen Klarheit darüber kommen konnte, inwieweit es nicht etwa möglich sein sollte, die Anzahl der schwarzen eingeborenen Arbeiter entsprechend zu steigern. Ich selbst habe über diese Frage nur vom allgemein menschlichen und wissenschaftlich anthropologischen Standpunkt aus zu urteilen, und da stehe ich nicht an, die Einfuhr von chinesischen Arbeitern nach Südafrika als geradezu ruchlos und frevelhaft zu bezeichnen. Sie wird sich in der Zukunft ebenso schwer an dem Lande rächen, als sich die Einfuhr von Negern nach Amerika gerächt hat und schon jetzt führt die Anwesenheit dieser chinesischen Arbeiter oft genug zu Mord und Totschlag.

Während im allgemeinen der schwarze Minenarbeiter aus dem gewöhnlichen Mittelstand der eingeborenen Bevölkerung hervorgegangen ist

und mit verschwindenden Ausnahmen ein guter, bescheidener und liebenswürdiger Mensch ist, entstammen die eingeführten Chinesen naturgemäss den alleruntersten Schichten ihres Volkes und entsprechen tatsächlich dem Abschaum des Pöbels der chinesischen Grossstädte. Es sind sogar Fälle bekannt und niemals ernsthaft geleugnet worden, dass man in China dem Anwerbungsagenten manchmal direkt den vollständigen Inhalt eines Zuchthauses übergeben habe!

Dementsprechend sind auch die sanitären Verhältnisse der chinesischen Minenarbeiter ganz schlecht. Ihre Mortalität soll, was ich allerdings nur vom Hörensagen weiss, etwa dreimal so gross sein, als die der schwarzen Arbeiter. Ich selbst habe mich nur auf einer einzigen Mine (Village Deep) um die gesundheitlichen Verhältnisse der chinesischen Arbeiter kümmern können und habe einen geradezu entsetzlichen Eindruck von ihnen bekommen. Ich besitze keinerlei genaue Aufzeichnungen, aber ich habe die Vorstellung, dass nur ein verschwindender Prozentsatz der von mir gesehenen Leute wirklich gesund ist, und dass die grosse Mehrzahl von ihnen an Phtise, Skorbut und Granulose leidet — und das waren frisch importierte Chinesen, die erst seit einigen Monaten in den Minen arbeiten! Ich kann irren, aber ich habe den Eindruck bekommen, als ob nur eine sehr geringe Anzahl dieser Leute nach Ablauf ihres Kontraktes lebend wieder die Heimat erreichen würde. Dann würden auch ihre Importeure wahrscheinlich nicht ganz auf ihre Kosten kommen.

Zwar scheint man sich zu bemühen, die eingeborenen und die importierten Arbeiter möglichst von einander getrennt zu halten, aber wie die Dinge in Wirklichkeit liegen, ist es doch mit Sicherheit anzunehmen, dass die guten und natürlichen Sitten der eingeborenen Bevölkerung in der kürzesten Zeit von dem schlechten Beispiel der lasterhaften und perversen Chinesen dauernd vergiftet werden.

Die neue liberale englische Regierung hat einstweilen die weitere Einfuhr von Chinesen verboten und erklärt, dass sie eine Verlängerung der Kontrakte mit den bereits im Lande befindlichen nicht genehmigen werde. Es wird lehrreich sein zu sehen, ob sie auf diesem Standpunkte dauernd wird verbleiben können oder ob sie unter dem mächtigen Einfluss der Minenbarone schliesslich doch wird nachgeben müssen.

Ich bin auf diese Frage hier deshalb näher eingegangen, weil man auch in den deutschen Schutzgebieten an die Einfuhr von Chinesen denkt und tatsächlich bereits in Samoa einen sehr traurigen und im höchsten Grade beklagenswerten Anfang mit einer solchen gemacht hat. Ich halte dieses Experiment für frevelhaft und bin überzeugt, dass es sich bitter rächen wird. Schon jetzt will niemand mehr dafür verantwortlich sein und der gegenwärtige Gouverneur von Samoa selbst hat meine Frage, wer eigentlich diese gottlose Idee zuerst gehabt hätte, nicht beantworten können oder wollen.

Gerade in Samoa wäre es Pflicht der Kolonialverwaltung gewesen, die liebenswürdige und auch wissenschaftlich so unvergleichlich interessante Inselbevölkerung wie in einer „Schonung“ möglichst unberührt zu lassen, und dafür zu sorgen, dass auch noch in künftigen Jahrhunderten wenigstens

auf einer Inselgruppe der Südsee noch wirkliche Polynesier studiert werden könnten — statt dessen hat man, damit nur ja zwei oder drei Leute ihr Geld mit 4 anstatt mit 3 pCt. verzinsen können, auch dieses letzte Paradies Oceaniens mit einer Horde minderwertiger und verderbter Chinesen infiziert.

F.

Die Eingeborenenpolitik der britischen Regierung und die Zukunft der Farbigen Südafrikas.

Im allgemeinen möchte ich die britische wohl als die beste unter allen Kolonialverwaltungen bezeichnen. Es liegt das zunächst wohl einfach an der langen Erfahrung und vielleicht auch an dem grossen Sportbedürfnis der englischen Beamten, das ihnen zum „regieren“ verhältnismässig wenig Zeit lässt. Es gibt natürlich auch in den britischen Kolonien Leute mit Tropenkoller usw., aber im grossen und ganzen habe ich doch den Eindruck gewonnen, als ob bei den Beamten des englischen Kolonialdienstes häufiger als anderswo liebevolles Eingehen auf die im wesentlichen kindliche Psyche des Afrikaners gefunden würde. Tatsächlich bemüht man sich auch, wo immer es irgend angeht, die alten einheimischen Organisationen beizubehalten und ist schon deshalb gezwungen, diese sorgfältig zu studieren.

So ist man aus rein praktischen Vorstellungen heraus dazu gelangt, sich überall mit Völkerkunde zu beschäftigen und so sind alle die englischen Blaubücher aus den Schutzgebieten seit jeher eine reiche Fundgrube für ethnographische Tatsachen.

Was ich selbst seit Jahren schon immer und immer wieder von neuem hervorhebe, das wurde mir im persönlichen Verkehr von mehreren sehr hochgestellten britischen Kolonialbeamten als das Hauptergebnis ihrer vieljährigen Erfahrungen bezeichnet: Dass alle europäischen Beamten in den Schutzgebieten früher oder später scheitern oder zu Fall kommen, wenn sie die Eingeborenen schlecht, d. h. roh, geringschätzig, grausam oder ungerecht behandeln, während andererseits wirkliche Erfolge auf kolonialem Gebiet immer nur von denjenigen Europäern erzielt würden, die sich persönlich für den Eingeborenen interessieren, d. h. sich mehr oder weniger praktisch mit Völkerkunde beschäftigen.

Aber noch gehört in den meisten Kolonialstaaten die Völkerkunde nicht zu den offiziell anerkannten Disziplinen bei der Vorbereitung zum Tropendienst und noch immer gibt es daher da und dort Europäer, die den „Wilden“ unterschätzen und ihn deshalb, wie traurige Erfahrungen immer wieder von neuem zeigen, in der denkbar brutalsten Weise misshandeln. Ich bitte deshalb um die Erlaubnis, hier, am Schlusse meines Reiseberichtes wörtlich eine Stelle aus einem Vortrage zitieren zu dürfen, den ich im Jahre 1899 auf dem 7. internationalen Geographenkongress in Berlin gehalten habe:

„Vor allem aber muss gefordert werden, dass der Völkerkunde wenigstens bei der Ausbildung von Kolonialbeamten die

führende Stellung eingeräumt wird, die ihr von Rechts und Vernunfts wegen gebührt. Das ist eine Forderung nicht nur der Wissenschaft, sondern auch eine Forderung der Moral und des nationalen Wohlstandes.“

Ich stehe noch heute ganz auf diesem Standpunkte und bin vollkommen davon überzeugt, dass auch unser letzter Krieg in Südafrika leicht zu vermeiden gewesen wäre, und dass er einfach nur eine Folge der Geringschätzung ist, welche in den damals leitenden Kreisen den Lehren der Völkerkunde gegenüber herrschte.

Durch bittere Erfahrungen gewitzigt, wird man jetzt gezwungen sein, auch in unseren Schutzgebieten zunächst den Eingeborenen zu studieren, einfach schon deshalb, weil er ja dort das wichtigste Landesprodukt ist, das niemals und in keiner Weise durch ein gleichwertiges Surrogat ersetzt werden kann und daher als völlig unentbehrlich gelten muss.

Der primitive Mensch ist leicht zu lenken und wie ein kleines Kind „um den Finger zu wickeln“, soweit man nur gelernt hat und sich bemüht, „seinen Gedankengang nachzudenken“. Aber es hat bei uns eine Zeit gegeben, wo die Beschäftigung mit Völkerkunde einen Mann von vornherein als minderwertig oder ungeeignet im Kolonialdienst hat erscheinen lassen — übrigens nicht ganz ohne Analogie: Gab es doch auch schon Leute, die im Gebirge Eisenbahnen tracieren und Tunnels erbauen liessen, ohne dabei einen Geologen zu Rate zu ziehen. Das Ergebnis freilich ist im einen und im anderen Falle ein sehr trauriges gewesen.

Inzwischen ist es lehrreich, zu beobachten, wie das farbige Element in der eigentlichen Kapkolonie und besonders in der Hauptstadt stetig zunimmt. Es ist dies um so auffallender, als gerade Kapstadt und Umgebung ein für Europäer fast ideal gesundes Klima haben und speziell auch von Lungenkranken aus England sogar für Heilzwecke aufgesucht wird. Aber während noch vor 20 Jahren ein Weisser in Kapstadt auf drei Farbige kam, so sind nach der amtlichen Statistik heute schon fünf Farbige auf einen Weissen zu rechnen. Dabei erobern sich die Farbigen allmählich immer zahlreichere, sozial höherstehende Positionen. Augenblicklich liegt sogar ein wichtiges Dezernat im Gemeinderat von Kapstadt, das für Gesundheitspflege, in den Händen eines Dr. Abdurahman, eines sehr dunklen mohammedanischen Eingeborenen mit Neger- und Malayenblut. Dieser ist auch die Seele der sogenannten „äthiopischen Bewegung“, die unter dem Motto: „Afrika für die Afrikaner“ ständig an Boden gewinnt. Schon jetzt sehen wir, dass überall in Südafrika die Eingeborenen sich bemühen, sogar ihre weissen Missionare allmählich durch schwarze zu ersetzen und ebenso wird behauptet, dass von amerikanischen Negern diese Bewegung in Jahr für Jahr zunehmender Weise und mit immer grösseren finanziellen Mitteln geschürt würde.

Es hat wirklich den Anschein, als ob Macht und Einfluss der eingeborenen Bevölkerung selbst in der für uns Europäer so gesunden Kapkolonie in stetem Steigen begriffen sei. Wenn das so anhält und wenn die „äthiopische“ Bewegung nicht bald zum Stillstand kommt, möchte ich

wirklich glauben, dass zwar nicht in einigen Jahrzehnten, aber um so sicherer in einigen Jahrhunderten die Afrikaner wiederum die einzigen Herren des schwarzen Erdteils sein werden.

Jedenfalls wird es nötig sein, die „äthiopische“ Bewegung — dass sie mit Äthiopien = Abessinien nicht das geringste zu tun hat, sei nur nebenbei erwähnt — nicht aus den Augen zu verlieren und sie, wo es noch angeht, entweder im Keime zu ersticken oder wenigstens in Bahnen zu lenken, die unseren eigenen Interessen weniger feindselig sind.

Einer Hoffnung aber möchte ich hier noch Ausdruck geben — der auf eine vollständige Änderung des Systems in der Behandlung der Buschmänner. So wie die Dinge jetzt liegen, geht diese interessante Rasse ihrer vollständigen und raschen Vernichtung entgegen. Ihr Aussterben im britischen Teile von Südafrika ist für die nächsten Jahrzehnte mit Sicherheit zu erwarten — wenn das gegenwärtige System nicht geändert wird. Der Fleischhunger der Buschmänner, der in den alten Zeiten durch die Jagd gestillt werden konnte, treibt die Leute jetzt naturgemäss zum Diebstahl von Schafen. Auf jeden solchen sind aber ein oder zwei Jahre Zuchthaus gesetzt und so sehen wir nun die letzten Überbleibsel einer der merkwürdigsten Rassen der ganzen Welt vor unseren sehenden Augen in den Zuchthäusern ruhmlos zugrunde gehen.

Sollte es denn wirklich ganz unmöglich sein, die letzten Nachkommen der alten Herren des Landes zu sammeln, sie in einer Reservation anzusiedeln und ihnen ab und zu von amtswegen ein Paar Schafe zu schenken! Viele Tiere und Pflanzen sind jetzt unter amtlichen Schutz gestellt — sollte das nicht auch für die letzten Reste der Buschmänner möglich sein?

Sonst aber bleibt mir am Schlusse dieses vorläufigen Berichtes nur noch übrig, allen denen meine Dankbarkeit auszudrücken, die mir die Teilnahme an dieser Reise ermöglicht und zu ihrem Gelingen beigetragen haben. Jahre werden vergehen, ehe es mir möglich sein wird, das von meiner Frau und mir unterwegs gesammelte wissenschaftliche Material zu verarbeiten und zu veröffentlichen — aber so lange wir leben, werden wir nicht aufhören, uns in Dankbarkeit an die wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft zu erinnern, die wir genossen haben, und an die vielfache Förderung, die uns von den Regierungen, Behörden, Stadtgemeinden, Eisenbahn-, Minen- und anderen Gesellschaften, zahlreichen einzelnen Beamten und Privaten während der ganzen Reise zuteil geworden ist.

3. Die angebliche ägyptische Figur aus Rhodesia.[1])

Von

Heinrich Schäfer.

(Hierzu Taf. X—XII.)

Hr. Dr. Karl Peters hat in seinem Buche „Im Goldland des Altertums“ (München, Lehmann 1902) die Behauptung ausführlich zu begründen gesucht, dass das aus ägyptischen Inschriften bekannte Land Pewenet (meist Punt gesprochen), das Ziel vieler Schiffexpeditionen, am Zambesi zu suchen sei, wenigstens dass die Expedition unter Hatschepsowet-Thutmosis III um 1500 v. Chr. dorthin gegangen sei.

Peters glaubt den Beweis geliefert zu haben, und dabei ist es ihm denn natürlich höchst willkommen, dass ihm in Südostafrika eine Figur in die Hände gekommen ist, auf der der Name Thutmosis III steht. Seiner lebhaften Phantasie wird diese Figur „ein sehr beachtenswerter Fingerweis, um herauszufinden, wo der Gouverneur (von Pewenet) gesessen haben mag. Es scheint, dass er seinen Amtsbezirk nicht fern von Tete (d. i. 300 englische Meilen stromaufwärts) gehabt hat. Dort scheint er gestorben und begraben zu sein“ (S. 296).

Dies „erste archäologische“ Beweisstück des Hrn. Peters ist das obere Ende einer Figur aus schlecht gebranntem, unglasiertem Ton von jetzt 12 *cm* Höhe, über dessen Herkunft Peters folgendes auf S. 207 und 295 angibt:

„In denselben Tagen (Ende Mai 1901) verkehrte ich häufig mit Mr. Birch, dem Polizeidirektor von Umtali, der . . . Archäologe ist und viele interessante Stücke gesammelt hat, wobei ihm seine Beziehungen zu den Eingeborenen zu statten kommen. Er zeigte mir unter anderem den oberen Teil einer Statuette, welche 17° s. Br., 32° ö. L. im Süden vom Zambesi (S. 295: also im nordwestlichen Winkel des Makalanga-Landes; S. 298: aus Nordost-Maschonaland) gefunden war. Die Figur war unzweifelhaft ägyptisch. Mr. Birch übergab sie mir zur genaueren Nachforschung. Diese weitere Prüfung, welche Prof. Flinders Petrie hier in London vornahm, hat denn auch die volle Richtigkeit dieser Annahme ergeben.“

Das Gutachten, das Flinders Petrie abgegeben hat, ist auf S. 295 des Petersschen Buches abgedruckt. Peters sagt:

„Prof. Flinders Petrie, dem ich sie vorlegte, erklärte sie für eine Grabfigur von Thotmes III oder eines seiner Höflinge und gibt folgende Beschreibung:

---

1) Überreicht am 3. August 1906.

„„Oberer Teil einer Uschebtifigur aus Ton, in einer Form gepresst. Auf dem Kopf ist eine durchgearbeitete Perrücke, in jeder Hand eine Geissel, nicht eine Hacke. Auf der Brust ist die „Cartouche“ von Tahutmes III (ungefähr 1450 v. Chr.). Drei Linien Inschrift sind darunter, so sehr verwischt, dass nur der Titel Osiris gesehen werden kann; aber es ist keine Spur von einer Cartouche dabei. Die Perrücke und die Geisseln in den Händen weisen darauf hin, dass dies eine Figur des Königs selbst ist; aber sein Name kann in der unteren Inschrift nicht aufgefunden werden. Was ihren Ursprung anlangt, so ist die Figur sicherlich echt antik, und nach ihrem Geruch ist sie in feuchter Erde (nicht in einem ägyptischen Grabe) bestattet gewesen. Auch war sie nicht lange bei einem Araber. Alles dies stimmt mit dem Bericht über ihre Auffindung überein.““

Es ist klar, dass ein solches vereinzeltes Stück wie diese Figur nur Beweiskraft hätte, wenn über seine Auffindung zuverlässige Berichte vorlägen und die Umstände eine Verschleppung in neuerer Zeit ganz ausschlössen oder mindestens sehr unwahrscheinlich machten. Nichts davon trifft bei dieser Figur zu. Sie ist Peters von einem zweiten übergeben, der sie wieder aus einer dritten Hand hat. Es gibt in der Tat so „viele Kanäle, durch welche die Figur nach Südafrika gelangt sein kann“ (Professor Keane bei Peters S. 296), dass sie schon darum als Beweis für eine Behauptung kaum irgend welchen Wert hat, und wenn Peters sagt, „ich möchte fragen, welcher Händler ein derartiges Objekt ins Innere von Afrika tragen würde,“ so vergisst er, dass die Figur in einer Gegend aufgetaucht ist, die seit Jahren auf Altertümer vielfach durchsucht wird, und zwar in Umtali, also an der Bahn, die von der Küste dorthin führt. Die Nachfrage führt naturgemäss stets zu Versuchen, sie zu befriedigen, vor allem, wenn die Ausführung des Versuches so leicht ist, wie bei der regen Verbindung zwischen Ägypten und Südafrika.

Aber die Figur hat aus der Erörterung ganz auszuscheiden, denn sie ist überhaupt nicht ägyptisch, sondern eine nur mässig gelungene Fälschung. Zum Beweise genügt schon die Abbildung der Figur in dem Petersschen Buche S. 295, aber ich würde meine Behauptung nicht mit dieser Sicherheit auszusprechen wagen, wenn ich nicht durch die Freundlichkeit des Hrn. v. Luschan das Original längere Zeit hätte in der Hand haben können. Die Figur ist hier auf Tafel X in verschiedenen Ansichten abgebildet.

Ehe ich aber auf die Sache näher eingehe, möchte ich ausdrücklich versichern, dass ich in völlig gutem Glauben an die Figur herantrat. Meine Überraschung beim ersten Anblick war so gross, dass ich die Meinung aussprach, das könne nicht die Figur sein, die Flinders Petrie begutachtet habe. Leider überzeugte mich aber die Vergleichung der Abbildung bei Peters und des Wortlautes des Gutachtens bald von der Irrigkeit dieser Meinung. Ich hatte in der Tat dieselbe Figur in den Händen wie Petrie.

Die Gründe, die mir gestatten, die Figur mit voller Bestimmtheit für eine moderne Fälschung zu erklären, sind die folgenden:

1. Petrie erklärt, die Figur habe in jeder Hand eine Geissel, nicht eine Hacke. Dazu sind ein paar Worte nötig. Die Figur ist die Nachbildung einer jener, Schewebte oder Weschebte (Uschebti) genannten Figuren aus Ton, Stein oder Holz, die die Ägypter seit der Zeit um 2000 v. Chr. in immer grösserer Anzahl ihren Toten mit ins Grab zu legen pflegten. Es sind Stellvertreter des Toten, die dazu bestimmt waren, auf den Feldern des Jenseits die Arbeiten zu tun, die eigentlich dem Verstorbenen selbst oblagen. Darum bekamen die Figuren seit etwa 1600 v. Chr. die üblichen Ackerbaugeräte (Fig. 1) in die Hände, je eine breite

Fig. 1.

Altägyptische Hacken.
Nach Originalen im Berliner Museum.

Fig. 2.

Oberteil einer altägyptischen Totenfigur, mit Hacken und Getreidesäcken.
Nach dem Original im Berliner Museum.

Fig. 3.

Totenfigur eines Königs.
Nach dem Original im Berliner Museum.

Fig. 4.

Altägyptische Königsgeissel aus Dahschur.

Fig. 5.

Die rechte Geissel der Peterschen Figur. Zeichnung nach dem Original.

und eine spitze Hacke zum Auflockern des Bodens, und ein Säckchen mit Saatgetreide, das entweder vorn unter den gekreuzten Armen oder hinten auf dem Rücken hängt (Fig. 2 u. Fig. 8). Die Hacken bestehen aus dem geraden Schaft und dem leicht gekrümmten Blatt, das in seiner Mitte durch eine Schnur am Schaft festgehalten wird. Es gibt auch solche Figuren, die statt der Ackergeräte Amulette in den Händen halten, und die Totenfiguren der Könige tragen manchmal statt ihrer die Abzeichen des Osiris, des Vorbildes der toten Könige, also ein hakenförmiges Szepter und eine Geissel (Fig. 3), niemals aber zwei Geisseln, wie unsere Figur.

2. Die Geisseln bei echten Figuren bestehen aus einem geraden oder gekrümmten Stil, von dessen oberem Ende ein kleines spitzwinkliges Dreieck (das oft durch einen Falkenkopf ersetzt wird) beweglich herabhängt. An der Basis dieses Dreiecks baumeln Schnüre von erst kurzen dreieckigen und dann langen tropfenförmigen Perlen (Fig. 4). Das, was unsere Figur in den Händen hält, sind weder Hacken noch Geisseln, sondern ein Gemisch von beiden (Fig. 5). Von der Geissel stammen die dreieckigen Perlen, unter denen aber die langen Endperlen fehlen, von den Hacken stammt der Verbindungssteg zwischen Schaft und Schnüren. Diese Hackegeisseln sind nichts als ein Missverständnis der Hacken.

3. Die Figur trägt auf dem Kopfe nicht eine durchgearbeitete Frisur, wie Petrie sagt, sondern eine unmögliche Verkuppelung ganz verschiedener Dinge (Fig. 6).

Die untere Hälfte bilden die beiden dicken Haarsträhnen der langen Frisur, wie sie die vergöttlichten Toten trugen und wie sie bei den Totenfiguren von Privatleuten gewöhnlich ist (vgl. Fig. 2).

Fig. 6.

Der Kopfschmuck der Peterschen Figur. Zeichnung nach dem Original.

Fig. 7.

Ägyptischer König mit dem Kopftuch. Skizze nach einem Original im Berliner Museum.

Der obere Teil lässt verschiedene Deutungen zu. Wahrscheinlich soll er, wie auch Petrie offenbar annimmt, das bekannte charakteristische Kopftuch sein, das ein Abzeichen der Könige, aber nur der Könige, nie von Beamten, ist. Die Kombination des Kopftuches mit der langen Frisur ist ägyptisch absolut undenkbar. Ferner aber ist die Form des Tuches hier völlig unägyptisch. Das Kopftuch der Könige ist ein gestreiftes, rechteckiges Tuch, das mit der einen Kante über der Stirn liegt und über den Kopf hinten in den Nacken fällt (Fig. 7). (Die Streifen laufen von der Stirn über den Scheitel nach hinten, während sie bei der Figur auf der Stirn wagerecht verlaufen.) Auf der Stirn fehlt nie die Königsschlange. Hier ist keine Spur von ihr zu sehen. Die beiden Zipfel, in welche die Stirnkante ausgeht, sind auf dem Hinterkopf unter dem Tuche unsichtbar zusammengebunden. Der Nackenteil des Tuches ist stets zu einer Art Zopf zusammengedreht, der bei unserer Figur fehlt (Fig. 8 verglichen mit Tafel X oben rechts). Die beiden noch freien Zipfel liegen vorn auf der Brust und sind etwa so gerundet, wie die Figur es zeigt, doch müssen sie viel weiter

hinunter reichen, bis etwa in die Höhe der Achselhöhlen (Fig. 7). Bei unserer Figur reichen sie knapp bis an die Schultern. Vor allem aber sind an echten Figuren die Falten, die das Tuch an den Schläfen bildet, stets auf eine ganz bestimmte Weise, von der niemals abgewichen wird, eckig stilisiert. In unserer Figur ist diese Stelle zu einer charakterlosen Rundung geworden (Fig. 9).

Nun bildet das „Kopftuch“ der Figur aus Südostafrika über den Schläfen eigentümliche Wulste (Fig. 6), und im Zusammenhang mit der wagerechten Lage der Striche zwischen ihnen legt das die Vermutung nahe, dass dem Künstler auch hier, wie bei den „Hackegeisseln“, gar

Fig. 8.

Rückseite der Totenfigur eines ägyptischen Königs. Nach einem Original im Berliner Museum.

Fig. 9.

Die Petersche Figur von der linken Seite.

Fig. 10.

Der Gott Amon mit Widderkopf und Perrücke. Nach einem Original im Berliner Museum.

nicht recht klar geworden ist, was er denn eigentlich nachbildete. Es wird ihm wohl neben dem Königskopftuch noch dunkel das Bild von Schafhörnern vorgeschwebt haben. Dass diese Hörner, die dem Gott Amon eigentümlich sind (Fig. 10), an einer Figur wie dieser ganz und gar nicht am Platze sind, weiss jeder, der ägyptische Altertümer kennt.

Von jenen undefinierbaren Dingen, die den „Stil“ ausmachen und die, wenigstens bei ägyptischen Dingen, vorläufig noch nur sehr geübten Fälschern leidlich gelingen, will ich hier nicht reden, da sie sich doch nicht demonstrieren, sondern nur auf Grund langer Erfahrung fühlen lassen. Trotzdem ist für mich der Stil der Figur und der Schriftzeichen allein schon entscheidend dafür, dass eine Fälschung vorliegt.

Ich muss auf den Einwurf gefasst sein, dass alle meine Ausstellungen in diesem Falle zwar zutreffen könnten, aber doch nichts zu beweisen

brauchten; denn es sei ja denkbar, dass die Figur in Südafrika selbst von einem nicht rein ägyptischen Arbeiter gefertigt sei. Auch dieser Ausweg ist unmöglich.

In einer grossen europäischen Sammlung, wie es die Berliner ist, wird im Laufe des Jahres regelmässig auch eine ganze Anzahl von Fälschungen angeboten, und es ist natürlich nicht nur unterhaltend, sondern auch sehr nützlich, die Leistungen der Fälscher im Auge zu behalten, ja sogar gelegentlich zu sammeln.

Innerhalb der letzten zehn Jahre sind die charakteristischen Arbeiten einer ganz bestimmten Fälscherwerkstatt aufgetaucht, die ich gerade mit

Fig. 11.

Fälschung. Photographie nach einem im Handel gesehenen Original.

Fig. 12.

Linke Geissel von einer Fälschung.

besonderem Interesse und Vergnügen verfolgt habe. Denn es war in der Tat interessant zu sehen, wie die Arbeiten trotz ihrer Familienverwandtschaft zeigten, dass der nicht ganz ungeschickte Künstler an sich arbeitete und nicht nur alte Motive genau kopierte, sondern sie durch kleine Zusätze und Veränderungen zu beleben suchte. Da diese Fälschungen mir zwar interessant aber ungefährlich erschienen, habe ich sie nach genauer Besichtigung stets zurückgegeben, da ich nicht ahnen konnte, dass sie noch einmal gefährlich und darum wichtig werden könnten. Einige Tage vor dem Eintreffen der Figur aus Südafrika waren gerade wieder Produkte dieser Fabrik angeboten und zurückgewiesen worden. Nach einigen Bemühungen ist es mir gelungen, diese Stücke wiederzuerhalten, und ich bilde sie hier auf Tafel XI und XII sowie in Fig. 11 ab.

Es sind Schewebte- und Osirisfiguren, sowie ein durch gewisse Besfiguren angeregtes Gebilde (Fig. 11). Daran, dass diese Figuren Brüder der südafrikanischen sind, kann kein Zweifel sein. Sie zeigen genau dieselben Stileigentümlichkeiten wie diese, vor allem das Monstrum von Hackegeissel (Fig. 12). Die Spuren, die die verschiedenen Angebote erkennen liessen, wiesen sämtlich auf den Orient als Entstehungsland. Besonders häufig sind die Erzeugnisse der Werkstätte in Alexandrien und dem Basar von Kairo zu finden. Damit dürfte die Peterssche Figur auch für den Ungläubigsten als Fälschung erwiesen sein. Sollte jemand doch noch all diese Figuren für eine besondere ägyptisierende südafrikanische Kunst zu retten suchen, so ist er hiermit also darauf aufmerksam gemacht, dass deren Erzeugnisse sogar nach Ägypten exportiert worden sein müssen, und dass er sich leicht eine hübsche Sammlung davon anlegen kann. Denn die Werke dieser Kunst sind auf dem Altertumsmarkt zahlreich vertreten. Freude wird an dieser Sammlung ausser ihrem Besitzer aber nur der Vater dieser Kunst haben, der, wie mir Hr. Prof. L. Borchardt mitteilt, auf der Westseite von Theben seine Werkstatt hat und von diesem bei der Arbeit besucht, ja sogar photographiert worden ist.

Bei dem Aufsehen, das die Peterssche Figur unverdienterweise erregt hat, und der Unterstützung, die sie bedauerlicherweise bei einem angesehenen Fachmann gefunden hat, war es leider nötig, ausführlicher zu werden und mehr Abbildungen zu verschwenden, als das Ding an sich verdiente.

Im Anschluss daran aber seien mir noch ein paar Worte über einige Punkte der Peters schen Arbeit gestattet. Ich will hier nicht auf das eingehen, was die ägyptischen Denkmäler Positives über die Lage von Pewenet liefern. Ich müsste sonst all das wiederholen, was längst in sorgfältigen Untersuchungen gesagt ist, und was auch Hrn. Peters zur Verfügung gestanden hätte, wenn er sich ein wenig darum bemüht hätte. In den Arbeiten von W. Max Müller, Asien und Europa, Kapitel 7, Krall, Studien IV, Maspero, Histoire ancienne II S. 248 ff. findet sich das wichtigste in ziemlicher Vollständigkeit zusammengestellt.

Hr. Peters hätte sich die ganze Hineinziehung von Pewenet, zu der er durch eine alte Äusserung von Brugsch angeregt ist, in seine Beweisführung sparen können. Denn dass Pewenet für die Ägypter ein spezifisches Goldland gewesen sei, ist eine Phantasie des Hrn. Peters. Nach seiner Darstellung (vgl. besonders die Reihenfolge in der Aufzählung auf S. 286, die nicht der in den Inschriften entspricht) muss der Leser allerdings den Eindruck gewinnen, dass Pewenet den Ägyptern vor allem ein „Dorado“, ein Goldland gewesen sei. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Wenn der Ägypter nach Pewenet fährt, so tut er das nicht des Goldes, sondern des Weihrauchs und ähnlicher Balsame wegen. Wenn der Ägypter den Namen Pewenet hörte, so klang ihm nicht der Begriff Gold, sondern Weihrauch mit. Gold kommt zwar auch aus Pewenet, aber durchaus nur als Nebenprodukt. Bezeichnend ist vor allem das bekannte Volksmärchen aus der Zeit um 1800 v. Chr., das die Irrfahrten eines Seefahrers beschreibt, der nach den Bergwerken auf der

Sinaihalbinsel fahren wollte, aber nach einer Insel verschlagen wurde und merkwürdige Abenteuer mit dem in Schlangengestalt erscheinenden Könige des Landes Pewenet erlebt. Auch hier, wo also am reinsten zum Ausdruck kommt, was das Volk sich unter Pewenet vorstellte, werden die Produkte des Landes aufgezählt, aber unter ihnen kommt das Gold überhaupt nicht vor. Klarer kann nicht bewiesen werden, dass Pewenet kein „Goldland" für die Ägypter war. (Eine Übersetzung des Märchens findet man in Masperos contes populaires S. 91 und eine neue von Erman im 43. Bande der Zeitschrift für ägyptische Sprache.)

In den Petersschen Ausführungen spielt eine grosse Rolle der Umstand, dass die Fürstin von Pewenet von den Ägyptern ebenso wie ihre Tochter mit einer abnormen Fettleibigkeit und vor allem einem mächtigen Gesäss dargestellt werden. Da die Weiber der Buschmänner und Hottentotten dieselbe Eigentümlichkeit zeigen, so kann man sich denken, wie Herr Peters diese Übereinstimmung aufgegriffen hat. Leider weiss er nicht, dass genau dieselben Reize den Damen des Hofes von Meroë eigentümlich waren, also sich auch in Nordostafrika fanden.

Mit welcher Leichtfertigkeit aber auch sonst Hr. Peters beim Aufraffen seiner „Beweise" zu verfahren pflegt, dafür, wie für seine ganze Arbeitsweise, ist das folgende Beispiel charakteristisch:

Wie jeder, der sich nur ein wenig um altägyptische Geschichte gekümmert hat, weiss, führen die Stämme im Süden von Palästina in den ägyptischen Inschriften den Namen Šꜣsw, was wir gewöhnlich Schasu aussprechen, statt richtiger Schôs zu sagen. Das Wort bedeutet Beduinen oder ähnliches. Bei dem Aufpicken von Material für seine Arbeit ist Peters dieser Name Schasu aufgefallen. Weiter kam ihm ein Ländername Sasu unter die Hände als der eines Landes weit im Süden des äthiopischen, d. h. hier des abessinischen Reiches. Es wird von Kosmas Indikopleustes genannt, der die Reise dorthin, wie Peters selbst anführt, genau beschreibt. Hr. Peters erklärt frisch und frei: „Dass es sich bei Sasu und Schasu um ein und dasselbe Gebiet handelt, ist selbstverständlich", und so wirbeln denn bei ihm die Schasu aus Südpalästina und die Sasu aus dem Süden von Abessinien in einem tollen Durcheinander herum, das sich bei Peters auf S. 250 ff. ansehen möge, wer Lust dazu hat. Die Schasu wären ja natürlich Hrn. Peters völlig gleichgültig, wenn sie nicht auch in einem Goldland wohnten. Die armen Teufel von Beduinen im südlichen Teil von Palästina wären gewiss damit recht zufrieden gewesen. Leider verdanken sie ihre reichen Schätze nur der Fantasie oder vielmehr der Leichtfertigkeit des Hrn. Peters. In der Inschrift, die Peters ausdrücklich nach Petries History (II 121) zitiert, steht:

„Seine Majestät war im Lande Retenu (Nordpalästina) auf seinem 14. Feldzuge, nachdem er die Schasu niedergeworfen hatte. Betrag des Tributs" usw. Also nicht die armen Schasu, sondern die reichen Syrer liefern den Tribut, unter dem auch Gold genannt wird. Hr. Peters ist ja aber blind, so oft das Wort Gold ihm vor Augen kommt. Seinem Verfahren setzt die Krone auf, dass er die vereinigten Schasu-Sasu nun noch, und zwar wie er ausdrücklich sagt, trotz des Zeugnisses des Kosmas, lieber

nicht in den Süden von Abessinien, sondern — in die nubische Wüste setzen möchte, nur weil dort nachweislich die Goldbergwerke der alten Ägypter lagen. Ich glaube, man braucht einem solchen Verfahren kaum noch ein Wort hinzuzufügen.

Die sämtlichen „Beweise“ des Hrn. Peters für die Lage von Pewenet stehen aber auf gleicher Höhe. Diese Frage ist durch das Peterssche Buch auch nicht um einen Deut gefördert worden. Es hat nur eine Menge von wirren Phantasien in das grosse Publikum geworfen, bis zu deren Ausrottung noch lange Jahre vergehen werden, da ja stets die tollsten Irrtümer leichter angenommen werden als einfache Wahrheiten.

Diskussion über den Vortrag des Hrn. v. Luschan.[1]

Der Vorsitzende: Ich eröffne die Diskussion über den Vortrag, den Hr. v. Luschan in der Februarsitzung gehalten hat. Der Vortrag bot ja so viele neue Gesichtspunkte, dass wir unmöglich über alle heute diskutieren können. Um nun die Diskussion in bestimmte Bahnen zu lenken, will ich heute nur die zwei wichtigsten Fragen zur Erörterung stellen, nämlich die Frage über das Verhältnis der Hottentotten zu den Buschmännern und den sogenannten hamitischen Völkern einerseits und die Frage über das Alter der Überreste von Simbabwe andererseits. Zu dem ersten Gegenstande, dem Verhältnis der Hottentotten zu den hamitischen Völkern und den Buschmännern bitte ich Hrn. Stabsarzt Werner, der lange Zeit unter den Buschmännern gelebt hat, seine Ansicht mitzuteilen.

Hr. Werner: Ich muss die Gesellschaft um Nachsicht bitten, wenn ich im Anschluss an den Vortrag des Hrn. v. Luschan Mitteilungen anthropologischer und ethnologischer Art über die Buschleute mache, die zu dem Vortrag nur in losen Beziehungen stehen. Es handelt sich um Beobachtungen, die ich vor Jahresfrist als Arzt der südwestafrikanischen Schutztruppe zu machen Gelegenheit hatte und die ich in der ethnologischen Zeitschrift ausführlicher veröffentlichen werde.[2]) Ich kann hier nur auf einiges besonders wichtige eingehen. Die Buschleute, um die es sich handelt, sind die Haikum- und Kung-Buschleute. Die ersteren lernte ich kennen als Stationsarzt in Otjomavare, einer 50 *km* südlich Grootfontein am Omuramba omatako gelegenen Station, die Kungs als Teilnehmer an der Patrouille Graeff, die einen nicht ungefährlichen, dreimonatlichen Zug in das Kaukaufeld machte durch Gegenden, die bis dahin teilweise von Europäern noch nicht berührt waren. Von Beobachtungen anthropologischer Natur möchte ich zunächst die Grösse der Buschleute, die ich zu messen Gelegenheit hatte, erwähnen; ich habe 42 Personen nach anthropometrischen Methoden durchgemessen und als Durchschnittsgrösse gefunden für Männer 155 *cm*, für Weiber 149 *cm*; das sind Masse, die annähernd übereinstimmen mit früheren Messungen.

---

1) Siehe oben S. 863. — 2) Siehe oben S. 241ff.

Weiter möchte ich eine Eigentümlichkeit eines grossen Teils der Buschleute erwähnen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, nämlich eine auffallende Anschwellung in der Gegend der Ohrspeicheldrüse, eine Eigentümlichkeit, die ich in der Literatur bisher nicht erwähnt gefunden habe. Es handelt sich um eine Schwellung, die in manchen Fällen fast halbkugelförmig ist, während sie in anderen Fällen eine flachere Vorwölbung darstellt. Als ich auf diese Schwellung aufmerksam wurde, glaubte ich zunächst, es handle sich um pathologische Verhältnisse, bis ich mich durch das völlige Fehlen von Entzündungserscheinungen überzeugen musste, dass es sich um mehr oder weniger physiologische Verhältnisse handele, um eine Hypertrophie der Kaumuskulatur oder der Ohrspeicheldrüse. Es ist klar, dass die vorwiegend vegetabilische Ernährung, besonders die Wurzelnahrung der Buschleute, die an den Kauapparat ganz hervorragende Ansprüche stellt, imstande ist, eine Hypertrophie der Muskulatur herbeizuführen, andererseits erfordert die vegetabilische Nahrung eine starke Einspeichelung und kann somit auch zur Erklärung der Hypertrophie der Drüsensubstanz herangezogen werden.

Weiter möchte ich erwähnen, dass ich bei den Buschleuten, die ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, die Steatopygie der Frauen nicht vorgefunden habe. Ich muss sagen, das mich das einigermassen überrascht hat; nach den früheren Beschreibungen der Buschleute und Reiseberichten musste ich annehmen, dass sie diese Eigentümlichkeit aufweisen. Ich kann nur sagen, dass ich sie bei den von mir besuchten Stämmen nicht vorgefunden habe, und ich glaube, dass dieser Punkt heranzuziehen ist für die Beurteilung der Rassenstellung der Buschleute zu den Hottentotten; es ist klar, dass das Fehlen der Steatopygie der Buschmannsfrauen gegen eine Rassenverwandtschaft mit den Hottentotten sprechen würde.

Sodann möchte ich eine Eigentümlichkeit der Stimme der Buschleute erwähnen; dieselbe ist ausserordentlich hoch, sie liegt entschieden höher als die Stimme der Bantustämme. Ich glaube, dass man unschwer diese hohe Stimmlage zurückführen kann auf die Kleinheit des Kehlkopfes, durch den diese kleinen Menschen wohl ausgezeichnet sind.[1])

Hr. Fritsch: Ich möchte zu den Mitteilungen des Herrn Vorredners nur bemerken, dass ich ausdrücklich in meinem Buch darauf hingewiesen habe, dass die Steatopygie bei den Buschmannsfrauen nicht in der Weise entwickelt ist wie bei den Hottentotten.

Hr. Staudinger: In den letzten Sitzungen haben wir wichtige Vorträge zweier unserer Mitglieder, welche von interessanten Reisen zurückgekommen sind, zu hören bekommen, nämlich den des Hrn. Fritsch, der ganz aus dem anthropologischen Leben gegriffen hat, und den des Hrn. v. Luschan, der ebenfalls eine Fülle von wichtigen Beobachtungen brachte.

---

1) Wegen der nun folgenden ethnographischen Charaktere müssen wir auf den inzwischen erschienenen ausführlichen Bericht oben S. 249ff. verweisen.

Die Redaktion.

Das Thema des Vortrages des letzteren Herrn steht heute zur Diskussion an, und ich möchte auf einige Punkte zurückkommen.

Was zunächst die Verbreitung der Buschmänner anbelangt, so sind sie doch nicht so selten in Freiheit lebend anzutreffen, wie der Herr Vortragende es meint. Man findet sie immerhin noch in ziemlicher Anzahl in einigen Teilen der englischen Kolonien sowie namentlich in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiete.

Die Körpergrösse der Buschmänner scheint immerhin ziemlich zu schwanken. Gewiss sind die meisten Individuen nur klein, von niedrigem Wuchs, aber die Vermutung liegt nahe, dass es sich bei den Buschleuten auch um Kümmerformen, verursacht durch die spärliche Nahrung und die Lebensweise, handelt. Man findet indessen auch grössere, über das Durchschnittsmass des Volkes gehende Männer und Frauen vor, anscheinend namentlich bei solchen, die etwas bessere Ernährungsbedingungen haben. Freilich darf nicht ausser acht gelassen werden, dass sich verschiedene Buschmannfamilien oder Stämme auch nicht mehr ganz rein erhalten haben und Vermischungen mit den umwohnenden sogenannten Bantuvölkern, vielleicht auch mit Hottentotten stattgefunden haben. Ich zeige Ihnen hier eine von Hrn. Seiner erhaltene Photographie eines Buschmannes sowie eines neben ihm stehenden Bergdamara. Ersterer wurde in früher Jugend von Hereros geraubt und kam unter andere Lebensbedingungen. Er ist wohl schlanker und magerer als der Bergdamara, aber nicht wesentlich kleiner. Die Körpergrösse beträgt etwa 1,70 *m*. Ferner erlaube ich mir, Sie auf einige vorzügliche, ebenfalls von Hrn. Seiner stammende Photographien aufmerksam zu machen, die eine Anzahl Männer und Frauen vom Buschmannstamm der Magwendo, der ganz im Nordosten unserer Kolonie Südwestafrika lebt, zeigen. Sie sehen, dass es zum Teil grössere und schlanke Leute sind, die wohl von einigen danebenstehenden Mambukuschu überragt werden, aber von denen verschiedene doch 170—175 *cm* messen. Sie mögen allerdings teilweise vielleicht mit den umwohnenden Mambukuschu vermischt sein, obgleich wir auf den Photographien ganz typische Buschmanngesichter darunter finden. In Deutsch-Südwestafrika gibt es gerade im Norden noch eine Anzahl von Buschleuten.

Ich komme nun auf einen anderen Punkt, den Hr. v. Luschan in seinem Vortrag hervorgehoben hat, den Zusammenhang der Buschleute, oder wenn es sich dabei um ein kleines Versprechen (lapsus linguae) gehandelt hat, der Hottentotten mit den alten Ägyptern bzw. Hamiten, der sich auf sprachliche Ähnlichkeiten bzw. Übereinstimmung einer Anzahl von Worten stützen soll, zurück.

Bekanntlich haben schon früher Lepsius, Pruner, Max Müller und andere eine Verwandtschaft der Hottentottensprache mit dem Altägyptischen, und damit der Hottentotten mit diesem Volk, angenommen.

Es wurde die Vermutung ausgesprochen, dass die Hottentotten von der Vorbevölkerung Ägyptens, dem Hirtenvolke der Hiksos abstammten. Später haben verschiedene Sprachforscher wie Bleck, Theoph. Hahn, v. Gabelentz, Fr. Müller usw. sich gegen diese Annahme erklärt. Neuer-

dings hat man, wie wir unlängst gehört haben, diese Vergleichungen wieder aufgenommen.

Es mag nun sein, dass gleiche oder doch sehr ähnliche Worte im Altägyptischen oder auch in den Sprachen einiger hamitischer Völker (das Wort „hamitisch" lässt sich doch höchstens auf linguistische Zusammenhänge anwenden, in der Anthropologie kann man mit ihm vorläufig nichts anfangen) wie in der Hottentottensprache vorkommen. Vielleicht sind es teilweise auch nur linguistische Ähnlichkeiten, aber ich stimme mit Herrn Fritsch darin vollkommen überein, dass die Sprachkunde als Mittel der Unterscheidung der Rassen untereinander in Afrika häufig ebenso versagt, wie in schwierigen Fällen in anderen Erdteilen. Es sind gerade aus Afrika genug Beispiele bekannt, dass anthropologisch und selbst mitunter ethnologisch ganz fernstehende Völker doch eine gemeinsame Sprache angenommen haben. Zudem ist gerade bei vergleichender afrikanischer Sprachforschung noch so vieles zu tun, wir stehen wohl erst am Anfang. Selbstverständlich ist aber die Linguistik trotzdem für die Ethnologie ein grosses Hilfsmittel, und auch in diesem Falle sind die Forschungen von besonderem Interesse.

Welche Völkerwanderungen in Afrika in alter Zeit stattgefunden haben, können wir nicht sagen. Wir nehmen z. B. mit ziemlicher Sicherheit an, dass die Zulus nach Südafrika aus nördlicheren bzw. nordöstlichen Gebieten gekommen sind. Auch andere Berührungen nordafrikanischer mit mittelafrikanischen, ja vielleicht sogar südafrikanischen Völkern mögen stattgefunden haben; wieweit dies hierbei in vorliegendem Falle in Frage kommt, wissen wir nicht.

Hr. v. Luschan erwähnte ferner in seinem Vortrage das Vorkommen von einer Anzahl im Gesichtsbau und in der Hautfarbe von der Gesamtbevölkerung abweichender Individuen bei den Zulus und führt dieselben auf Zuführung europäischen Blutes, verursacht durch die Strandung einiger Schiffe vor einigen Jahrhunderten, deren Mannschaften sich mit den Eingeborenen vermischt hätten, zurück. Auch mir sind die eigentümlichen Gesichtsformen usw. bei einigen Zulus (lebend habe ich selbst nur wenige gesehen) aufgefallen, aber ich kann mich nicht der Meinung anschliessen, dass eine so geringe Anzahl von Leuten, wie sie damals ein bis zwei Schiffe mit sich führten, einen dauernden merkbaren Einfluss auf die schwarze Bevölkerung gehabt hat.

Eine starke Völkerverschiebung wie auch Einwanderung hat auch in Südostafrika stattgefunden. Arabische, persische, indische usw. Einflüsse in historischer Zeit kommen dazu, und eine hochwahrscheinliche Berührung mit anderen asiatischen Völkerschaften in vorgeschichtlicher Zeit liegt im Bereiche der Möglichkeit. Wir können darüber ja nur Vermutungen aufstellen; einen Fall kennen wir, die Einwanderung eines sogenannten malayischen Volkes auf Madagaskar, das wahrscheinlich von Sumatra gekommen ist, wo sich, wie ich noch zu dem Vortrage von Hrn. Fritsch bemerken möchte, nicht bloss die weisse (indische) und die mongolische Rasse zusammen vermischt hat, sondern wo noch eine Vorbevölkerung, mögen es nun Papuas, Alfuren oder andere gewesen sein, mit aufgenommen wurde.

Aber ausser dieser Madagaskareinwanderung haben möglicherweise früher, und so manches in der Ethnographie deutet darauf hin, Zuwanderungen vorderindischer und ozeanischer Völker in Afrika stattgefunden. Doch bleibt die Ansicht darüber vorläufig nur Hypothese des Einzelnen.

Um nun wieder auf die Hottentotten zurückzukommen, so lassen sich dieselben somatisch bei anderen afrikanischen Völkerschaften nicht unterbringen, wenn man nicht annimmt, dass sie ein Mischvolk sind. Ich habe leider nur wenige Hottentotten gesehen, aber die ich sah, machten auf mich einen hocheigenartigen Eindruck und bestätigten bzw. vervollkommneten die durch gute Photographien gewonnene Anschauung. In dem ausgezeichneten Atlas von Fritsch mit den so schönen Abbildungen, die man immer wieder mit grossem Interesse ansieht, fallen einem auch die eigentümlichen Mischtypen auf.

Gelegentlich der Erwähnung, dass bei Buschmannfrauen keine Steatopygie zu finden ist, möchte ich bemerken, dass auf Seite 408 des Fritschschen Werkes „Die Eingeborenen von Südafrika“ eine Buschmannfrau abgebildet ist, welche eine gewisse Steatopygie zeigt, ob es nur eine durch Verkrümmung der Wirbelsäule hervorgerufene Erscheinung ist, vermag ich nicht zu sagen.

Nach den wichtigen und anregenden Mitteilungen des Hrn. v. Luschan wird hoffentlich bald eine stärkere Erforschung der Buschmänner, speziell in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet, einsetzen.

In Ergänzung zu den vorgeführten interessanten Abbildungen der Buschmannhöhlen und Steinzeichnungen möchte ich Ihnen hier eine Anzahl von farbigen Kopien von solchen angeblichen Buschmannkunstwerken vorlegen, die sich schon lange in Berlin befinden und zwar im Museum der Mission I und mir bereits seit 12—15 Jahren bekannt sind. Ich verdanke die leihweise Überlassung dieser sowie der später erwähnten Stücke der Liebenswürdigkeit des Hrn. Direktor Gensichen.

In Südafrika kommen ja vielfach Felsmalereien vor, allerdings auch unter ähnlichen Verhältnissen ebenfalls in Nord- und Zentralafrika (z. B. in der Sahara), die den Tuaregs bzw. anderen Hirtenvölkern zugeschrieben werden, wie in Europa in Höhlen aus prähistorischer Zeit.

Die vorliegenden Aquarelle hat ein Missionar, Hr. Prozesky, der in der Kunst des Malens bewandert ist, angefertigt als Kopien der Felsmalereien unweit der Drakensberge.[1]) Ich hoffe, noch spezielle Angaben darüber zu erhalten. Drei der Blätter hat die Redaktion unserer Zeitschrift freundlicherweise abbilden lassen.

Fig. 1 zeigt folgende Figuren mit beistehenden Erklärungen von Prozesky:

1. „Zweikampf (oder Hinrichtung), ich denke die Figur links hat ein Blasrohr.“ [Dieser Vermutung kann ich mich nicht anschliessen,

---

1) Hr. Prozesky hat unterdessen freundlicher Weise eine genauere Angabe in einem Briefe, der als Anhang teilweise abgedruckt wird, gegeben, Die Malereien befinden sich unweit Königsberg an den Abhängen der Biggardsberge (also einem Höhenzuge, der von den Drakensbergen ausläuft).

penn das Blasrohr kommt bekanntlich in Afrika in historischer Zeit nicht vor, es sei denn es wäre von einem Malayen eingeschleppt, aber sollte es ein solches sein, dann würde es der Mann mit einer Hand oder zweien halten, auch ist es auf dem Bilde zu kurz.]

Fig. 1.

Fig. 2.

2. und 3. „Erdschweine“ [allerdings mit etwas langen Beinen].

4. „Ein Tänzer aus einer Gruppe von 14 Tänzern“; [es ist schade, dass nicht die ganze Gruppe abgebildet ist].

5. „Hinrichtung“ [mit einem Beil anscheinend oder Kirri; das würde nicht dafür sprechen, dass es Buschleute sein sollen].

6. „Die einzige Frau, die der Künstler gefunden hat. Geputzt.“ [Es scheint eine Bantufrau zu sein].

Die Menschen sind auf diesem Blatte schwarzbraun mit rötlichem Ton, die helleren Stellen gelblich wiedergegeben; die Erdschweine hellgrau. Die Erdschweine sind in diesem Falle etwas eselähnlich(?) gemalt, sonst kann man die Erdschweine immer gut erkennen.

Fig. 2 bringt ein eigentümliches Bild. Man glaubt Libellenmenschen vor sich zu sehen. Es sind nach der Bezeichnung bei 1—4 „Buschmänner, die ein Wild beschleichen.“ Die Menschen sind dabei

Fig. 3

mit braun, rot und gelb in der Farbe bedacht, die flügelähnlichen Dinger blau mit Punkten. [Wahrscheinlich handelt es sich um eine Jagdmaske oder Verkleidung.]

5. „Mensch“ [mit hörnerähnlichen Ansätzen]. 6. „Pavian.“ 5 und 6 sind rot gemalt.

Fig. 3. „Buschmänner, eine erbeutete Elendantilope[1]) festhaltend.“ [Sie muss also wohl lebend gefangen sein.] Die Leute sind braunschwarz, die Antilope rot wiedergegeben. Die Männer haben keinen Kopf. Interessant ist die Zeichnung des Penis im anscheinend erigierten Zustande, wohl damit man die an der Glans angebrachten hutförmigen Dinger sieht? Man könnte auf die Vermutung kommen, dass es Kaffern sind mit den bekannten kleinen kürbisähnlichen bzw. eichelförmigen Schalen zum Schutze der Glans.

1) Ich habe hier die Schreibweise des Künstlers „Elendantilope“, eine häufig auftretende Form, beibehalten und nicht „Elenantilope“ (Bosephalus oreas) geschrieben, die Buren nennen sie Elendantilope.

Die übrigen sieben nicht reproduzierten Kopien desselben Meisters zeigen a) „Elefantenjagd.“ Der sehr gut gezeichnete Elefant ist rot, die Menschen sind braunschwarz wiedergegeben. b) „Viehschlachten“ (Vieh rot, Menschen braunschwarz). c) „Rooibock“ (Antilopenart), rot; „Tiger“ (Leopard), gelbbraun; „Wandernder, kriechender und fechtender(?) Buschmann“ (mit Keule, ohne Kopf. Der Penis hat die leicht gekrümmte Form die Hr. v. L. als typisch angab); d) „Giraffenjagd“

Fig. 4.

(rot mit Punkten, Männer braunschwarz, anscheinend hat einer, der einen Assegai trägt, einen Bart); e) „Elendantilope“ (rot), „Löwe“ (gelbbraun), „Buschmann“ (rotbraun ohne Kopf); f) Ein unbekanntes, d. h. nicht zu erkennendes Tier (grau), „Büffel oder Rind“ (grau), „Elendantilope“ (rot ohne Kopf); g) Laufende, schwarze dünne Menschen ohne Kopf.

Ob die Farben genau nach den Originalen an Ort und Stelle wiedergegeben sind, weiss ich nicht, es ist aber beinahe zu vermuten.

Ferner mache ich noch auf die grosse Zahl von Buschmannszeichnungen aufmerksam, welche bereits in diesen Verhandlungen 1881 Taf. IX veröffentlicht sind. Sie enthält angeblich nach der Aufschrift auf der oberen Seite Originalzeichnungen, richtiger Wasserfarbenmalereien, eines Buschmannes. Man sieht, wie verhältnismässig korrekt und gut Buschmänner zeichnen können. Die Tiere bzw. Bilder sind ohne weiteres zu erkennen. Die Art der Zeichnung ist besser als bei den Felszeichnungen.

Ich möchte Ihnen aber nun noch einige Schweisslöffel (bzw. Schaber) der Bawenda und Zulu bzw. Basuto, die ebenfalls aus dem genannten Museum stammen, vorlegen. Sie sind aus Knochen geschnitzt und mit Figuren, welche eingeritzt und schwarz gefärbt sind, auf beiden Seiten verziert. Die Einritzung scheint ähnlich in der Strichelform zu sein, wie es auf den von Hrn. v. Luschan mitgebrachten Buschmannsteinen im Stein zu ersehen ist.

Vier der Schweisslöffel sind abgebildet (Fig. 4). Nr. 1 zeigt einen Schakal (auf der Rückseite eine dicke, europäische Frau), Nr. 2 einen Vogel von interessanter Auffassung (rückseitig ein europäischer Hund), Nr. 3 Missionar mit Pfeife (rückseitig Hyäne), Nr. 4 Erdferkel (rückseitig anderes Tier).

Die nicht abgebildeten Löffel zeigen entweder Tiere, z. B. Kröte, Esel, Honigdachs, Antilope (entweder Kudu- oder die seltenere Nakong- oder Leche-Antilope) oder Menschen in eigentümlichen Kostümen.

Hr. Fritsch: Ich wollte nur einschalten, was ich schon in einem Zwischenruf sagte, bei der abgebildeten Frau handelt es sich wesentlich um Skoliose. Im übrigen ist meine Meinung, dass sich dort nordische Elemente breit gemacht haben, die in der Tat das Buschmannselement aufgenommen haben; insofern betrachte ich die Hottentotten als ein Mischvolk, die Urbevölkerung waren die Buschmänner.

Hr. v. Luschan: Ich habe natürlich nicht im Traume daran gedacht, zu sagen, dass die Buschmänner irgendwie mit den Ägyptern zusammenhängen, aber ich habe darauf hingewiesen, dass zwischen dem Altägyptischen einerseits und den gegenwärtigen Hottentotten - Dialekten andererseits viele grammatische Übereinstimmungen bestehen, die man nicht leicht übersehen kann. Tatsächlich kennen wir jetzt durch ganz Afrika von Nord nach Süd eine ununterbrochene Reihe von Sprachen mit grammatischen Eigenschaften, die man nur als hamitisch bezeichnen kann. Ich habe selbst als jüngerer Mann ganz unter dem Einfluss von Robert Hartmann gestanden, der „das Hamitentum als unbrauchbaren Kram beiseite werfen“ wollte, und es hat lange gedauert, bis ich von dieser gänzlich ungerechtfertigten Geringschätzung linguistischer Ergebnisse abgekommen bin. Jetzt halte ich hamitische Grammatik geradezu für eine Art Leitfossil und für einen unserer wichtigsten Wegweiser auf dem noch immer so dunklen Gebiete afrikanischer Völkerkunde.

Auf hamitische Überlebsel in den modernen Hottentotten-Dialekten habe ich neulich hingewiesen; es würde keinen Sinn haben, das heute zu

wiederholen. Tatsächlich scheint mir alles, was die Hottentotten von den Buschmännern scheidet, auf hamitischen Einfluss zurückzuführen zu sein.

Hr. Fritsch: Darf ich Hrn. v. Luschan fragen, was hamitisch ist? Ich weiss es nicht, ich weiss bloss, das Ham ein Sohn von Noah war.

Hr. v. Luschan: Wir haben bestimmte Genussuffixe im Altägyptischen und die gleichen in den Massai- und Hottentottensprachen; ebenso ist es sicher merkwürdig, dass die Hottentotten genau wie Massai kleine oder minderwertige Dinge mit dem weiblichen Suffix oder Präfix bezeichnen. Ich habe neulich Beispiele mitgeteilt und darf vielleicht auch hier wiederholen, dass während die Massai einen Mann ihres Stammes oḷ oigob und ein Weib en oigob nennen, sie ihre Nachbarn, die Kwafi, immer nur em barawúi nennen, also mit der weiblichen Bezeichnung; ebenso werden ihre Sklaven immer als e singa bezeichnet, als ob sie weiblich wären, während doch männliche Sklaven gemeint sind. So nennen sie einen Felsen oḷ soid und einen Kieselstein en soid, und so auch die Haut eines grossen Tieres oḷ doni und die eines kleinen Tieres en doni. Absolut dasselbe haben wir aber auch bei den Hottentotten (heib = Baum, heis = Strauch usw.). Das kann nicht gut Zufall sein. Jedenfalls halte ich es für einen wichtigen Fingerzeig zur Erkenntnis alter Wanderungen und Zusammenhänge.

Hr. Oppert: Was die Sprache der Hottentotten und Kaffern betrifft, weiss jeder, der von der Sache etwas versteht, dass sie verschieden von einander sind. Ich habe schon 1879 in meiner Classification of Languages weitläufig über die Sprache der Kaffern und Hottentotten berichtet und ihre Grundverschiedenheiten angegeben, besonders, dass letztere grammatische Geschlechtsformen besitzt. Was nun die Sprache der sogenannten Hamiten betrifft, so möchte ich Sie auf die Bibel verweisen, wovon leider die Wenigsten etwas wissen.

In der Genesis, 1. Mose 5, 28, steht, dass Noah drei Söhne, Sem, Ham und Japheth hatte und mit diesen, seinem Weibe und den drei Frauen dieser Söhne in die Arche ging (1. Mose 7, 13). Diese drei Söhne sind die Söhne eines Vaters und einer Mutter und haben, einem und demselben Hausstande angehörig, naturgemäss eine und dieselbe Sprache gesprochen. Von verschiedenen Sprachen der Hamiten, Japhetiten und Semiten zu sprechen, ist also der Bibel zufolge unrichtig. Wir finden aber weiter in der Bibel, 1. Mose 11, 1, ausdrücklich angeführt: „Und es hatte die ganze Erde eine Sprache und dieselben Worte.“ Es existierte so anfänglich kein sprachlicher Unterschied zwischen den Söhnen Noahs und ihren Nachkommen, den Hamiten, Japhetiten und Semiten. Erst nach dem Turmbau zu Babel entstand ein sprachlicher Unterschied zwischen den Völkern. Ein Unterschied der Sprachen nach diesen drei Namen kommt in der Bibel gar nicht vor, den haben in späterer Zeit die Philologen eingeführt.

Hr. Ankermann: Soweit ich die Sache übersehe, wobei ich mich, da ich weder Anthropolog noch Linguist bin, auf das stützen muss, was

andere Autoritäten gesagt haben, so scheint mir Hr. v. Luschan die Bedeutung der grammatischen Übereinstimmung der Hottentotten- und hamitischen Sprachen bedeutend zu überschätzen; denn die Übereinstimmungen sind, soviel ich weiss, auf ganz wenige Punkte beschränkt, im wesentlichen darauf, dass das Hottentottische und die hamitischen Sprachen einen Unterschied des Geschlechts kennen, während alle Negersprachen diesen nicht haben. Diese Tatsache ist allerdings sehr auffällig, besonders da die Suffixe, die zur Unterscheidung des Geschlechts dienen, in beiden Fällen dieselben zu sein scheinen. Indes könnte diese Übereinstimmung immerhin zufällig sein, ja, man müsste sie als einen Zufall betrachten, wenn das die einzige Übereinstimmung, sonst aber völlige Verschiedenheit des grammatischen Baues vorhanden wäre. Nun stimmen die meisten Anthropologen darin überein, dass die Stellung der Buschmänner und Hottentotten zu einander so aufzufassen ist, dass die Buschmänner die Urbewohner Afrikas, die Hottentotten aber ein Mischvolk aus Buschmännern und irgend einer anderen uns unbekannten Rasse sind. Man hat aus dem Umstande, dass die Hottentotten hellfarbiger sind als die Buschmänner, geschlossen, dass der andere Komponent ein helles Volk gewesen ist, und da wir in Afrika keine andere hellfarbige Rasse haben als die Hamiten und Semiten, so lag es nahe, eine von diesen Völkergruppen als beteiligt bei der Entstehung der Hottentotten anzusehen. Dazu stimmte nun ausgezeichnet die von Lepsius behauptete Verwandtschaft der Sprachen, und so schien sich der zwingende Schluss zu ergeben, dass die Hottentotten eine Mischung von Buschmännern und Hamiten sind. Das ist die einzige Hypothese, die wir heute aufstellen können, man kann aber nicht sagen, dass sie besonders stark begründet ist. Auf die Schwäche der sprachlichen Beweisführung habe ich schon hingewiesen und was die anthropologische Seite betrifft, so hat man keine Möglichkeit festzustellen, was bei einer solchen Mischung herauskommen würde. Noch einige Worte über die ethnographische Seite der Sache. Von der Ethnographie der Buschmänner wissen wir sehr wenig, denn als sie der wissenschaftlichen Forschung der Europäer zugänglich wurden, war ein grosser Teil ihrer ursprünglichen Kultur bereits verwischt. Vieles hatten sie von den Bantu angenommen, sie haben Eisensachen, z. B. neben den knöchernen Pfeilspitzen solche aus Eisen, die sie nur von den Bantu bekommen haben können. Andrerseits weiss man von einem ganzen Teil ethnographischer Erzeugnisse, die man allgemein den Buschmännern zuschreibt, nur mit geringer Sicherheit, ob sie wirklich von ihnen herrühren. Was z. B. die in Südafrika häufigen Malereien und Felszeichnungen betrifft, so werden sie allgemein den Buschmännern zugeschrieben und, wie ich zugebe, mit grosser Wahrscheinlichkeit. Wenigstens weiss man nicht, wem man sie sonst zuschreiben soll. Es ist aber niemals von einem Weissen beobachtet worden, dass ein Buschmann solche Malereien oder Skulpturen angefertigt hat. Wir haben Berichte von Reisenden, dass diese Felszeichnungen nach diesem oder jenem Ereignis hergestellt sind, es werden Europäer dargestellt mit der Flinte in der Hand, woraus sich ergibt, dass sie erst nach dem Erscheinen der Weissen in Südafrika ent-

standen sind, aber direkt beobachtet und beschrieben ist die Entstehung keines einzigen dieser Bilder. Es ist ferner bekannt, dass die Buschmänner durchbohrte Steine zum Beschweren ihrer Grabstöcke gebrauchen. Man hat ohne weiteres angenommen, dass diese Steine auch von den Buschmännern fabriziert worden sind. Aber auch hier fehlt jeder Beweis; ex existiert kein Bericht in der Literatur über die Herstellung der Steine[1]) und so ist jedenfalls die Möglichkeit vorhanden, dass die Steine auch von den Buschmännern nur gefunden und benutzt wurden. Man muss sich dabei vergegenwärtigen, dass solche Steine, die genau so aussehen, wie die der Buschmänner, nicht nur in ganz Südafrika bis zum Sambesi gefunden werden, sondern weit darüber hinaus, bis zum Tanganyika, ja neuerdings bis zum Kilimandscharo. Dazu kommt, dass nach Passarges Feststellung die Buschmänner der Kalahari wenigstens heutzutage keine derartigen Steine besitzen. Ich möchte daraus nicht schliessen, dass die durchlochten Steine nicht von Buschmännern gemacht sind, sondern nur, dass sich ein Beweis für oder wider vorläufig nicht führen lässt.

Hr. Ehrenreich: Ich möchte dringend davon abraten, das Altägyptische für die Frage der Sprachverwandtschaft zwischen Hottentotten und Hamiten mit heranzuziehen. Die sprachgeschichtliche Stellung des Altägyptischen und sein Verhältnis zum Semitischen einerseits und dem Hamitischen andererseits gehört zu den schwierigsten Problemen der Sprachforschung. Seit Lepsius haben die Anschauungen darüber sich wesentlich geändert. Die in der vorigen Sitzung angeführten linguistischen Parallelen schweben ganz in der Luft und sind keinesfalls irgendwie beweiskräftig. Ehe die hamitischen Sprachen nicht unter sich und mit Beziehung auf das Altägyptische auf breitester Basis verglichen sind, darf ihre etwaige Verwandtschaft mit dem Hottentottischen, die von vornherein ganz ausserordentlich unwahrscheinlich ist, gar nicht erörtert werden.

Hr. Fritsch: Ich muss dagegen protestieren, dass mir auch wieder nachgesagt wird, ich habe keine Buschmänner gesehen. Ich habe gegen Passarge Protest erhoben, ich bin in der Kalahari gewesen und habe mit diesen Steinen in der Tat arbeiten sehen. Wenn der Herr Vorredner sagt, es ist nicht der Fall, so ist das nicht richtig. Man konnte den Ort, wo sie gewohnt haben, mit Felsmalereien, und die Stelle, wo sie gelagert haben, mit den Buschmannszeichen bedeckt sehen, und so ist niemand auf die Idee gekommen, zu sagen, zeichnen Sie mir solche Sachen vor, das hat niemand bestritten, es hat sich niemand die Zeit genommen und die Mühe, an Ort und Stelle die Sache herzustellen. In der Kalahari befanden sie sich durchaus in natürlichem Zustand und sie hatten selbstverständlich Steine und Knochenspitzen; wenn sie Nägel gefertigt haben, so ist das Zufall. Davon kann nicht die Rede sein, dass auch über diese ethnographische Frage, die wir uns die Mühe gegeben

---

1) Ich berufe mich hier auf das Zeugnis des berühmten Geschichtsschreibers Südafrikas M'Call Theal, der gleichfalls konstatiert, dass kein Europäer die Herstellung der Steine durch Buschmänner beobachtet habe. (The Beginning of South African History. London 1902. S. 12.)

haben festzustellen, jetzt wieder die Diskussion eröffnet wird, dagegen erhebe ich feierlichen Protest.

Hr. Ankermann: Hr. Fritsch hat mich missverstanden; ich habe nicht behauptet, dass die Buschmänner mit diesen Steinen nicht gearbeitet haben, ich habe nur gesagt, dass in der Literatur kein Fall bekannt ist, dass ein Weisser die Herstellung eines solchen Steines durch einen Buschmann beobachtet und beschrieben habe.

Vorsitzender: Ich fürchte, die Diskussion weicht von der Bahn ab, die wir uns zunächst vorgezeichnet haben, über das Verhältnis der Hottentotten zu den Buschmännern. Ich glaube, wir können die Diskussion über den ersten Punkt schliessen. Das Schlusswort hat Hr. v. Luschan.

Hr. v. Luschan: Es existiert eine Photographie eines Buschmanns mit einem solchen Kugel-Grabstock in der Stellung, wie er benutzt wird. Dann haben wir die heute von Hrn. Staudinger mitgebrachte Tafel mit Zeichnungen, die anscheinend einwandfrei von Buschmännern gemacht sind. Diese Zeichnungen stimmen aber stilistisch völlig mit all den Felszeichnungen und vertieften Darstellungen überein, die man den Buschmännern zuschreibt. Ich meine, es wäre übertrieben skeptisch, wollte man von diesen Zeichnungen auch nur jene den Buschmännern zuschreiben, die unter unseren Augen von ihnen gemacht sind.

Vorsitzender: Wir gehen nun zu der Diskussion über das Alter der Ruinen von Simbabwe über. Hr. v. Luschan meint, dass sie gar nicht ein so hohes Alter haben, wie ihnen gewöhnlich zugeschrieben wird, dass sie mit Ophir keinen nachweisbaren Zusammenhang haben.

Hr. Staudinger: Ich möchte nicht auf die Ophirfrage und die mögliche Herkunft des Namens von Ophir, Sofala usw. eingehen, das hat schon der alte Dapper vor mehr als 200 Jahren getan (ebenso wie über die Ableitung des Wortes Afrika) und einige recht vernünftig scheinende Erklärungen gegeben. Es ist bei Gelegenheit des Alters der Ruinen in Maschonaland auch das Peterssche Buch von dem Herrn Vortragenden erwähnt worden. Mir ist es nicht ganz verständlich, dass man dieser Publikation bei der Erörterung die Bedeutung beigelegt hat, denn das erste Buch (das zweite habe ich, wie ich gern zugebe, nicht gelesen), welches Peters über die Ophirfrage veröffentlichte, kann doch für ernsthafte Forschungen überhaupt nicht in Betracht kommen. Es ist seinerzeit in den Heften der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin von dem Arabisten Dr. Moritz besprochen worden und dadurch wohl genügend beleuchtet. Wo das Ophir der Bibel gelegen hat, ist immer noch nicht entschieden. Es braucht nicht unbedingt in Afrika gewesen zu sein, sondern es könnte möglicherweise auch Indien dafür in Frage kommen, z. B. Mysore, wo auch alte Bauten, die nach Schweinfurth gewisse Ähnlichkeiten mit solchen am roten Meere haben sollen, gefunden sind. Auf andere für das Goldland der Alten in Betracht kommende Gebiete ist schon oft hingewiesen worden. Ich will also die Erörterung der Frage, ob Simbabwe (Zim-

baye) usw. das salomonische Ophir war, jetzt ganz ausscheiden, aber eine sehr alte Goldfundstelle ist es meiner Ansicht nach gewesen.

Wir mögen zwei Hauptgegenden für die Goldgewinnung und den Goldhandel in alter Zeit in Afrika gehabt haben. Die eine lag in Westafrika und kann vielleicht die Stadt Djenne, ebenso wie später Timbuktu, das sein Gold aus den benachbarten Ländern bis zur Goldküste erhielt, ein Goldhandelszentrum gewesen sein. Als anderes Goldland kommt Südostafrika nördlich vom Zambesi, ungefähr das jetzige Maschonaland usw. in Frage, wo die Minengebiete von Simbabwe (Zimbaye) und viele andere lagen. Man mag auch in Innerafrika, d. h. im östlichen Sudan, vielleicht in Kordofan bzw. Darfur oder Sennar zur Zeit der alten Ägypter vielleicht Gold gefunden haben, aber es ist wahrscheinlich nur ein kleines Quantum gewesen. Aus dem Gebiete unserer jetzigen ostafrikanischen Kolonien hat man damals vermutlich kein Gold ausgeführt.

Ich komme aber nun zur eigentlichen und jetzt vorliegenden Frage: Sind nun die Ruinen von Simbabwe ganz alten Datums, oder stammen sie aus neuerer Zeit, wie Hr. v. Luschan kürzlich meinte? Von welchem Volke die Bauten errichtet wurden, können wir heute nicht sagen. Lange bevor die Frage wegen des verhältnismässig geringen Alters der Ruinen in Maschonaland von Randall MacIver aufgerollt wurde, hat unser verehrtes Mitglied Hr. Fritsch seine Ansicht dahin ausgesprochen, dass er die Bauten für afrikanische, d. h. von Eingeborenen gemacht, hält. Aber seit dieser Zeit ist unsere Kenntnis über diese Ruinen viel grösser geworden, wir besitzen gute Abbildungen von ihnen und einige ernste Werke, wie das von Bent und anderen sind darüber geschrieben worden.

Ich stimme darin Hrn. v. Luschan bei, dass noch nicht erwiesen ist, dass die alten Goldlieferanten des Königs Salomo die Urheber jener merkwürdigen Bauten sind und dass auch über die Höhe des Alters noch nichts ganz genaues gesagt werden kann. Ich habe mich darüber auch schon bereits vor mehr als einem Jahre gelegentlich eines Vortrages des Hrn. Ed. Hahn im Zentralverein für Handelsgeographie geäussert, als von einer Seite in der Diskussion behauptet wurde, dass der Beweis des sehr hohen Alters der Ruinen bzw. der vorderasiatischen Abkunft der Erbauer derselben erbracht wäre. Aber ich selbst halte diese Gebäude für recht alt.

Man behauptet, eine Inschrift gefunden zu haben. Der verstorbene Schlichter schrieb, wenn ich nicht irre, darüber. Ich habe leider nie etwas genaueres über eine solche Inschrift erfahren oder gelesen. Die ganze Sache scheint also fraglich zu sein.

Aber schon die ersten Reiseschriftsteller der Portugiesen berichten über die Bauten und erwähnen auch eine „Inschrift". Als die Portugiesen nach Ostafrika kamen und die Ruinen fanden, hielten sie dieselben damals schon für alt, aus einer früheren Epoche stammend. So schreibt Barros über Simbaos (Simbaye usw.), dass Häuser bei den Goldschächten gefunden wurden, die nicht nach Landesweise, sondern von Fremden, wie es scheine, gebaut seien und dass man „Überschriften mit fremden Buchstaben fände." Da Araber dort ansässig waren oder doch häufiger

hinkamen, können wohl also nicht arabische Inschriften „als fremde“ gemeint sein, denn diese wären zu leicht zu entziffern gewesen; es müssen also Buchstaben einer nicht gekannten Sprache gewesen sein. Kaffern werden aber wohl kaum „Inschriften“ gemacht haben. Thomas Lopez behauptet gar, dass bei den Sofalern noch Bücher gefunden wurden, aus denen hervorginge, dass König Salomo alle drei Jahre sein Gold dort habe holen lassen! Inwieweit diese Nachricht nun richtig ist, lässt sich zurzeit wohl schwer feststellen. Doch davon abgesehen. Nach den Bildern bzw. Photographien, die ich gesehen habe, möchte ich meinen, dass diese Baulichkeiten nicht von Kaffern hergestellt wurden. Fälle, wo Kaffern oder Neger überhaupt Bauten aus behauenen Steinen errichtet haben, sind bis jetzt wohl nicht bekannt. Auch sind die Neger, d. h. so wie wir sie jetzt kennen, nicht dazu angelegt, solche Türme und andere Anlagen aus Steinen ohne besonderen Zweck zu bauen. Wenn wirklich Neger die Errichter der Bauten von Simbabwe waren, so taten sie es unter Anleitung von fremden Bauherren. Die aus Steinen gesetzten Kraale jetziger Kaffern kann man nicht gut mit den alten Bauten vergleichen. Immerhin ist es möglich, dass die Eingeborenen gewisse Vorbilder an diesen gehabt haben.

Über eigentümliche Steinhäuser in Nordtransvaal ist wohl manches geschrieben, aber noch nichts wissenschaftliches veröffentlicht worden, vielleicht sind damit gar gewisse Ruinen in Maschonaland gemeint. Rohe Steinbauten sollen ferner noch in Togo, also auch einer Gegend mit alten Beziehungen vorkommen.

Die eigentümlichen, massiven, runden Türme, wie wir sie in Simbabwe finden, lassen sich aber sehr schwer deuten, und es ist nicht leicht, ihnen etwas ähnliches zur Seite zu stellen. Auf Sumatra soll es in Atjeh massive Türme geben. Eine gewisse schwache Ähnlichkeit haben die Nuraghen auf Sardinien damit, nur dass die Simbabwetürme besser gebaut zu sein scheinen.

Nun sagt Hr. v. Luschan, es seien keinerlei wirklich alte Gegenstände bei den Nachforschungen gefunden worden. Das mag ganz richtig sein, aber es beweist doch noch nichts dagegen, dass die Gebäude dennoch sehr alt sind und man bei späteren Grabungen Funde aus alter Zeit machen kann. Vor 10—12 Jahren ging durch die englischen Zeitungen eine Notiz über den Verkauf alter Goldsachen von eigenartigen Formen aus jener Gegend. Die Richtigkeit der Angaben lässt sich jetzt nicht prüfen, aber möglicherweise ist vielleicht von den Funden dort in dem Laufe der Jahrhunderte vieles verschleppt, denn zur Zeit der Portugiesen wurden die Minen ja vielfach noch von Eingeborenen ausgebeutet. Bent bildet in seinem Werke eine steinerne, in Simbabwe gefundene Gussform ab und meint, dass sie gleich mit einer in England gefundenen Gussform für Zinn, die den Phöniziern (?) zugeschrieben wurde, sei. Sie hat wohl eine gewisse Ähnlichkeit damit, aber ist, wie ich bereits verschiedentlich besprach, nicht gleich, sondern verschieden davon. Sie gleicht vielmehr einer Kupfergussform aus Katanga (in Sammlungen mitunter als Andreaskreuz bezeichnet), wie sie wohl schon im alten Reiche Monomotapa vor-

gekommen sein mag. Dabei sei erwähnt, dass auch in Südafrika Zinn vorkommt und es möglicherweise schon in alten Zeiten dort ausgebeutet und weiter verhandelt wurde. Steinschüsseln hat Mauch bereits gefunden.

Ich möchte Sie nun auf ein hochinteressantes Stück aufmerksam machen, das ich Ihnen ebenfalls durch das freundliche Entgegenkommen des Hrn. Missionsdirektor Gensichen zeigen kann. Es ist das Bruchstück eines steinernen sogenannten Vogels, leider ist der Kopf abgebrochen.

Besser erhaltene Stücke befinden sich in Kapstadt im Museum (wohl auch in Bulawayo), aber das vorliegende ist das einzigste in Deutschland und vieleicht auch in Europa. Ein solcher Vogel ist sogar bereits im Konversationslexikon (Meyer) abgebildet. Nach den Beschreibungen haben diese Bildhauerwerke die Zinnen von Simbabwe geziert(?). Es fehlt bei dem vorliegenden Stück auch noch die konische Säule (Phallus?), worauf der Vogel steht, welches die vollständigen Exemplare zeigen. Ich glaube nun nicht, dass Kaffern oder andere Neger in neuerer Zeit oder im Mittelalter (was heisst überhaupt Mittelalter für Afrika?) diese Steinbildhauerarbeit gemacht haben. Man möchte an asiatischen oder auch ägyptischen Einfluss denken.

Sieht man sich das hier (Fig. 5) schön abgebildete Stück näher an, so findet man auf dem oberen Teil der Säule, dicht unter dem eigentlichen Bildwerk zwei dem Charakter nach mit dem Ganzen anscheinend nicht im Zusammenhang befindliche Figuren, von denen eine noch dazu auf dem Kopf steht, d. h. umgekehrt zur Skulptur angebracht ist, nämlich eine Antilope. Die andere zeigt ein eigentümliches, nicht bestimmbares Tier von fabelhaftem Aussehen. Diese Auf- bzw. Einkritzelungen scheinen später angebracht zu sein, sie sind roh gemacht, haben nichts mit dem Künstler, der die Vogelfigur anfertigte, der Technik nach zu tun und können also ganz gut auch von Eingeborenen stammen. Der Vogel, wenn wir ihn seines Kopfes wegen (der in diesem Falle allerdings fehlt) so nennen wollen, hat dicke Beine mit fünf fingerartigen Krallen bzw. Fingern oder Zehen. Allerhand Schlussfolgerungen auf den Kultus der alten Bewohner sind früher teils aus diesen Skulpturen, teils aus der Anordnung der Türme gemacht worden, doch ich kann darauf nicht eingehen.

Nun hat unlängst der bereits erwähnte Herr Missionsdirektor Gensichen gelegentlich einer Reise nach Südafrika die Ruinen besucht. Er schildert zwei Anlagen, von denen er die eine aus Tempelbauten bestehend hält und die andere, an einer schwer zugänglichen, höheren Stelle gelegen, für eine Festung anspricht. Doch dies nur nebenbei. Wichtiger ist, dass er in den Gebäuden einen hölzernen Türquerbalken, der schon ganz versteinert gewesen sei, gesehen hat, worüber wohl auch schon früher Besucher berichteten. Sollten diese Beobachtungen richtig sein, so kann man vielleicht aus der Versteinerung oder wohl richtiger Versinterung des Holzes etwas auf das Alter der Bauten schliessen.

Man sieht also, dass noch viel dort aufzuklären und zu erforschen ist. Bezüglich der von Hrn. v. Luschan erwähnten Holzschüssel, der

Fig. 5.

bei ihrer Auffindung wahrscheinlich zu viel Bedeutung beigelegt wurde, gebe auch ich zu, dass sie nicht allzu alt zu sein braucht. Vielleicht stellt die Schnitzerei am Rande, wie Hr. v. Luschan annimmt, nichts besonderes, bzw. keinen Tierkreis dar, vielleicht ist es aber doch ein verdorbener, d. h. nicht mehr ganz reiner Tierkreis, der mit negerischen Elementen vermischt ist.

Ich erlaube mir, Ihnen hier zum Vergleich einen sehr grossen Ring aus Silber (Art Serviettenring) vorzulegen, worauf Sie den Tierkreis, wie er von sogenannten Akkragoldschmieden dargestellt wird, leicht ersehen. Die bekannten Akkragoldringe mit dem Tierkreis werden leider jetzt schon beinahe fabrikmässig hergestellt, ebenso wie die Akkragoldarbeiter viel umherwandern und heute schon am Kongo sitzen und dort ihre Ringe machen. Sicher ist, dass diese Ringe bereits seit sehr langer Zeit, wahrscheinlich schon vor Ankunft der Portugiesen, gemacht wurden. Es würde nun ein eigentümliches Zusammentreffen bilden, wenn in zwei der alten Goldgebiete der Tierkreis vorgekommen wäre. Bei der Bevölkerung der Goldküste bzw. des Hinterlandes derselben kann man an uralte Berührungen mit alten Kulturvölkern im Norden bzw. Nordosten kaum noch zweifeln. Noch erwähne ich, dass der Aschanti-Tierkreis mitunter etwas verschieden von dem Akkratierkreis ist.

Die Frage nach dem Alter und der Herkunft der Ruinen von Simbabwe ist also noch nicht gelöst. Es braucht nicht unbedingt ein asiatisches Volk gewesen zu sein, das seinen Einfluss hier zuerst ausübte, es kann auch an ein aus dem Norden von Afrika (Ägypten, Abessinien usw.) gekommenes gedacht werden. Doch ist das vorläufig alles nur Hypothese.[1])

Hr. Fritsch: Ich wollte auch nur in demselben Sinne bemerken, wie Hr. Staudinger ausgeführt hat, dass ich stets eingetreten bin dafür, dass die dort gefundenen Sachen afrikanisch sind, aber ich habe stets festgehalten, dass Einflüsse von Norden stattgefunden haben, wahrscheinlich die ganze Küste herunter, und diese nordischen Objekte haben die dortigen Einwohner nachgebildet; es sind rohe Abbildungen von Formen, die wir in feinerer Gestaltung weiter nördlich finden. Ich glaube, in einem Punkte ist Hr. Staudinger doch nicht ganz genau orientiert. Gold ist tatsächlich in den Zambesi-Niederungen gegraben worden, man hat die Tagesgruben gefunden, es war aber nicht reichlich, sie sind mit dem wenigen, was sie gefunden haben, zufrieden gewesen.

Hr. Oppert: Ich wollte zuerst bemerken, dass, wenn wir von Simbabwe sprechen, wir in das Altertum zurückgehen können, weil es schon Ptolemaus als Agisymba erwähnt. Es ist übrigens ganz falsch, zu behaupten, dass die dortigen Ruinen irgend etwas mit den Expeditionen

---

1) Der Anschauung Randall MacIvers, dass die Ruinenstätten in Maschonaland alle neueren Datums seien, wurde auch in London in der betreffenden Sitzung der geographischen Gesellschaft, in welcher er seinen Vortrag hielt, in der Diskussion von anderen Fach- und Landeskennern lebhaft widersprochen. Unterdessen ist das Werk Mac Ivers über diesen Gegenstand erschienen und lässt sich daraus vielleicht genaueres über seine Gründe ersehen.

von Chiram und Salomon zu tun haben. Diese königliche Handelsgesellschaft ist besonders des Goldes wegen gegründet worden und importierte andere wertvolle Waren, wofür wir historische Belege haben. Gebäude und Monumente, selbst nicht einmal der eigentliche Name des Landes werden erwähnt. Denn die ursprüngliche arabische Gebietsbezeichnung Ophir wurde auf Ostafrika übertragen. Man brauchte sich daher gar nicht um die Erbauer der heutigen Ruinen zu bekümmern, es ist, was die Expeditionen betrifft, ganz gleichgültig, wer sie waren, selbst wenn sie von Phöniziern oder Hebräern herrühren sollten. In den späteren von den Portugiesen herrührenden und schon über 400 Jahre alten Berichten werden auch die Kaffern erwähnt und ebenso wie heute beschrieben. Sie sind faul, wie Barros sagt, und suchen nur nach Gold, wenn sie dazu gezwungen werden. Die Leute, so sagt Barros, arbeiten nur dann, wenn sie gezwungen sind und haben gar keine Gier nach Gold, und suchen von selbst nicht nach Gold. Die Ruinen mögen alt oder nicht alt sein, dies ist, wie gesagt, für die biblischen Expeditionen ganz gleichgültig. Sie sind wahrscheinlich ziemlich alt, wie alt, das kann keiner von uns wissen. Es wird aber schon von den ersten Portugiesen behauptet, dass keiner der dortigen Einwohner angeben kann, von wem sie herrühren. Die alten arabischen Schriftsteller Masudi, Edrisi usw. sprechen von dem Goldreichtum des Landes. Nach Flavius Josephus, Antiquitates Judaicae VIII, 7. 2, sandten Chiram und Salomon Waren, d. h. geringwertige Waren, fort, um sie für wertvolle Waren, besonders Gold, einzutauschen. Der alte Herodot (IV, 196) gibt uns eine Andeutung, wie der Tauschhandel vor sich ging. Es ist vollkommen richtig, wenn man sich gegen die philologischen Behauptungen des Herrn Dr. Carl Peters wendet, sie sind die Druckerschwärze nicht wert. So leitet er z. B. Sofala, das arabisch Niederung bedeutet, von dem ägyptischen Präfix Sa und von einem semitischen Ofara oder Ofer ab. Auch ist die falsche Ableitung von Ophir von Africa, die er gibt, nicht einmal von ihm. Sie ist vielmehr recht alt, schon die Portugiesen führten sie an. Im Altertum ist wohl Josephus der erste, der den Namen Afrika zu erklären versuchte. Er leitet ihn ab von Epher, dem Sohne des Midian, dem Enkel Abrahams. Afrika hängt zusammen mit dem lateinischen Afer. Die Griechen kannten übrigens den Namen Afrika gar nicht, sie nannten es Libyen. Mauch kam 1871 nach Symbabye und bespricht die Ruinen. Ihr wirkliches Alter hat keiner angegeben und kann keiner angeben; es ist gründlich falsch, sie den Kaffern zuzuschreiben, diese kommen hierbei gar nicht in Betracht. Wenn Peters von dort gefundenen ägyptischen Monumenten spricht, und die Ruinen demzufolge den alten Ägyptern zuschreibt, so tut er das auf eigene Gefahr. Früher verlegte man Ophir überall hin, selbst sogar nach Amerika. Ich war der erste, der 1903 hier einen Vortrag hielt und bewies, dass Salomon und Chiram nach zwei verschiedenen Gegenden Expeditionen absandten, eine südöstlich nach Indien (wo drei von den fünf angeführten Produkten urindische Namen haben) und die andere nach Ostafrika. Ostafrika ist bekanntlich in verschiedenen Gegenden sehr reich an Gold, so das Quellenland des Nil, das Land Darfur, dessen Namen von dem Volks-

stamm der Fori herrührt, und das Gebiet des Sambesi, wo Fura (Afura) liegt, das schon Joao dos Barros und Joao dos Santos mit Ophir zusammenbringen. Auf solche Namensähnlichkeiten lasse ich mich gar nicht ein, sie kommen überall vor. Als sprachlicher Grundsatz wird übrigens angenommen, dass, wenn zwei Worte verschiedener Sprachen dem Laut nach übereinstimmen, sie gar nichts miteinander zu tun haben, wie z. B. das deutsche Wort „Ei" und englische Wort „eye". Das Ophir des Chiram und Salomon ist unbestreitbar Ostafrika. Und hierin hat Dr. Peters ganz recht. Ophir kann nicht mit Indien identifiziert werden. In der Bibel wird in der Indien betreffenden Stelle kein Land genannt. Hr. von Luschan hat wohl weder meinen hier gehaltenen Vortrag gehört noch meine Abhandlung Tharshish und Ophir gekannt, da er keine Notiz davon genommen hat, trotzdem ich, ohne mich zu überheben, sagen kann, dass sie von allen kompetenten Geographen und Orientalisten in ihren Grundzügen als richtig anerkannt wird.

Hr. Staudinger: Die Berichte einiger Reisenden, welche Hr. Oppert anführte, sind auch mir nicht ganz unbekannt, ich erwähnte sie schon. Ich besitze ferner ein in neuerer Zeit geschriebenes Buch von v. Grimm, welches von den Pharaonen in Ostafrika handelt. Übrigens nannte ich nicht das nördliche Ostafrika als eine Gegend, wo früher viel Gold gefunden wäre, sondern ich nannte das in Frage stehende südlichste Ostafrika. Auch in den Gegenden des oberen Nils ist im Altertum wahrscheinlich nur wenig Gold gefunden worden. Reiche Goldgebiete in alter Zeit waren, wie ich schon sagte, in Westafrika, wo z. B. später im Mittelalter in Timbuktu (noch früher wohl in Djenne, Gogo oder anderen Plätzen) und zur Europäerzeit an der Goldküste das Gold zusammengetragen wurde und in Südostafrika die Gegenden nördlich vom Zambesi bzw. die Küste von Sofala.

Hr. v. Luschan: Ich habe allerdings Hrn. Opperts Abhandlung gelesen, wie ich auch seinen hier gehaltenen Vortrag über Tharshish und Ophir selbst gehört habe. Aber ich bin in manchen Punkten anderer Meinung und hatte die Abhandlung deshalb nicht erwähnt.

Im übrigen hat Hr. Oppert meine Mitteilungen von neulich nicht selbst gehört. Ich nehme an, dass man ihm ungenau berichtet hat; sonst könnte ich kaum verstehen, wogegen er sich jetzt hier wendet. Jedenfalls möchte ich aber nochmals in aller Form feststellen, dass bisher weder in Simbabwe noch sonst in Rhodesia irgend etwas gefunden ist, was älter als etwa mittelalterlich zu sein scheint.

Als Nachtrag zu dieser Diskussion übersendet Hr. P. Staudinger einen Auszug aus einem Briefe des Hrn. Missionar Prozesky über die oben vorgelegten Felszeichnungen:

„... Sie fragen mich, ob die Kopien von den Buschmannsmalereien, die sich im Museum des Missionshauses in Berlin befinden, von mir gemacht sind und wo sich die Originale befinden? Darauf die Antwort,

dass ich sie in den ersten siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gemalt habe.

Bei einer Besuchs- resp. Erholungsreise zu befreundeten Buren unweit von Königsberg, die an den Abhängen der Biggardsberge wohnten (die Biggardsberge bilden einen Höhenzug, der von den Drakensbergen ausläuft von Westen nach Osten bis zum Büffelfluss [Nebenfluss des Tugela]), frug mich der Besitzer einer Farm, ob ich schon Bilder von Buschmännern gemalt gesehen habe? Ich verneinte es und auf seine weitere Frage, ob ich solche sehen möchte, sprach ich mein Verlangen sie zu sehen aus. Der Mann war sogleich bereit, mir die Malereien, die auf seiner Farm waren, zu zeigen und er forderte mich auf, mit ihm zu gehen.

Er führte mich zu einer etwa 12—20 Fuss hohen Felswand, die von einer horizontal liegenden Sandsteinmasse gebildet ist und ich sah dort eine Anzahl meistens sehr gut erhaltener Bilder. Die Malereien sind so angebracht, dass der vom Berge herabkommende Regen durch die darüber liegende Steinmasse seitwärts abgeleitet wird und nicht darüber laufen kann. Die dargestellten Bilder sind hier nur klein und der Besitzer der Farm sagte mir, dass auf einer Farm eines Verwandten, etwa 10 *km* entfernt, ich an einer hohen Felswand grosse Bilder sehen könnte. Ich sagte ihm, dass ich, wenn ich nächstens wiederkommen würde, Papier und Farben mitbringen würde, um Kopien zu machen, was dann auch geschehen ist. Einige der Kopien befanden sich vor 3 Jahren noch im Museum des Missionshauses, aber, wie mir vorkommt, nur etwa die Hälfte von denen, die ich geschickt hatte; ich schickte damals alle, die ich gemacht hatte, behielt keine Zeichnung zurück. Damals kopierte ich nicht allein die zuerst gesehenen, sondern auch einige Bilder auf der Farm des Verwandten, die ich besuchte. Dort fand ich ein Bild, das, wenn meine Erinnerung in bezug auf die Grösse desselben mich nicht täuscht, eine Grösse von etwa 5 *m* Länge und $2^1/_2$—3 *m* Höhe hat. Die Farben dieses Bildes waren durch Sonne und Regen, die Jahrhunderte lang ihren Einfluss auf dasselbe geübt hatten, verbleicht und man konnte nur dann das Bild erkennen, wenn man es mit Wasser benetzte; aber dann konnte man deutlich die verschiedenen Antilopenarten, wie ich sie vor 40 Jahren zu Tausenden und Abertausenden auf dem sogenannten Hohenfelde, nördlich von den Drakensbergen gesehen hatte, und auch Löwen und Hyänen erkennen. Das Bild befindet sich so hoch an der Felswand, dass ich die unterste Grenze mit meiner ausgestreckten Hand (über 7 Fuss vom Boden entfernt) nicht erreichen kann. Der Künstler muss eine Leiter benutzt haben und hat versucht, wie es mir scheint, ein Kesseltreiben des Wildes durch Raubtiere darzustellen. Ich habe an 12—20 Stellen Bilder gesehen; einige waren, was Zeichnung betrifft, sehr nett ausgeführt, d. h. die Tiere, dagegen sind die Menschen überall sehr dürftig ausgefallen. Farben sind angewendet: ein stumpfes Rot, wie von gebranntem Ocker, Weiss und Schwarz. Die Farben haben sich in die Felsmasse eingefressen, so dass sie, wo nicht Schichten des Gesteins durch Wind und Wetter zerbröckelt sind, noch zum Teil so deutlich sind, als ob sie vor ganz kurzer Zeit vom Künstler vollendet wären.

In Stein eingehauene oder gekratzte Zeichnungen habe ich nie gesehen.[1])

Ich entsinne mich nicht, dass ich einen Bogen[2]) mit allerhand Tieren von einem Buschmann gemalt an das Missionshaus geschickt habe, wohl aber steht mir vor, dass ich in jener Zeit (also etwa vor 30—35 Jahren) ein Ochsenhorn, sauber abgekratzt und geglättet und mit vielen eingekratzten Zeichnungen von Menschen und Tieren, von einem Kaffer, der in meinem Dienste war, gemacht, ans Missionshaus geschickt hatte; ob er auch Malereien auf Papier gemacht hat, weiss ich nicht mehr, es kann sein.

Man nimmt allgemein an, dass die an Felswänden befindlichen Malereien von Buschmännern gemacht sind, mit welchem Recht, weiss ich nicht. Ich möchte sagen: Wer hat einen Buschmann gesehen, der eine künstlerische Begabung zeigte? Ich habe nicht viele, aber doch etwa ein halbes Dutzend dieser, wohl auf der tiefsten Stufe der Menschheit stehenden Menschen gesehen und alle hatten solche Stumpfheit in ihrem ganzen Wesen, dass ihnen nicht möglich war, trotz grosser Mühe, einen Buchstaben beizubringen. Die nur auf das Sinnliche gerichtete Natur dieser Menschen tritt noch in ihren Nackommen durch Kreuzung mit Hottentotten, Kaffern, Malaien und Weissen im dritten und vierten Geschlecht zutage. Verlangen nach geistiger Hebung sucht man vergebens bei ihnen, ein Sinn für das Schöne ist ihnen fremd, wenn die bittere Not sie nicht zwingt, lungern sie faul mit schmutzigen und zerrissenen Lumpen bekleidet, umher, sie scheuen jegliche Mühe und Anstrengung.

Ich habe ein Bild an einer Felswand gesehen, wo ein Mensch auf einen Elefanten reitet. Der Maler muss dieses gesehen haben, sein Volk hat also den Elefanten gezähmt, beim Buschmann nicht denkbar; der erlegte das Wild, um seinen Hunger zu stillen, ass Früchte, grub Wurzeln zur Speise, pflanzte aber nichts. Ich denke, es hat ehe die Buschmänner Südafrika bewohnten, ein anderes Volk hier gelebt, das uns keine andere Nachricht von seinem Dasein hinterlassen hat, als eben diese Malereien.“ —

---

1) Bezieht sich auf eine Anfrage meinerseits, ob P. auch in Felsen eingeritzte, den Buschleuten zugeschriebene Zeichnungen in Südafrika gefunden hat.

2) Der Einsender der gewissermassen auf Bestellung gemachten (?) Buschmannzeichnnng auf einem grossen Bogen, den ich in der Sitzung vom 17. März 1906 vorlegte, war nicht bekannt und ich frug daher bei Hrn, Prozesky an, ob der Bogen von ihm stammte. Unterdessen hat es sich herausgestellt, wie schon oben angegeben, dass dieser Bogen bereits im Jahrgang 1881 unserer Verhandlungen veröffentlicht und seinerzeit vom Missionar Neuhaus vorgelegt worden ist. P. Staudinger.

4. Zur Netztechnik der südamerikanischen Indianer.[1])

Von

Paul Radin.

Die vorliegende Arbeit stützt sich auf das im Berliner Museum vorhandene Material und bezweckt, die Technik der südamerikanischen Netze zu erklären, soweit es sich aus den fertigen Netzen machen lässt. Irgend welche Notizen von Forschern auf diesem Gebiet existieren nicht, und die Hilfsmittel, die ich hatte, waren die wenigen angefangenen Netze, je eins der Bakairi, Mehinaku und Nahuqua. Alle weisen mit wenigen Ausnahmen eine identische Methode auf, und ich glaube daher die Berechtigung zu haben, diese Methode als die übliche zu bezeichnen. Es stellte sich nach einer kurzen Untersuchung heraus, dass diese Technik, die in ganz Südamerika verbreitet scheint, nicht nur bei Netzen Verwendung findet, sondern auch bei anderen Gegenständen wie Taschen, Hängematten, Hauben usw. Es hat sich sogar eine ziemlich grosse Mannigfaltigkeit der Muster entwickelt. Demgemäss hat sich diese kleine Schrift so gestalten müssen, dass sie alle auf diese und ähnliche Methoden verfertigten Arbeiten in Betracht zieht, wobei aber die Technik überwiegend behandelt wird.

Das Material, das mir zur Verfügung stand, ist qualitativ wie quantitativ sehr ungleich. Die Arbeiten der Schingu- und Chacostämme sind reichlich und gut vertreten im Gegensatz zu denen aller anderen Stämme des grossen Kontinents, die nur in vereinzelten Stücken, wenn überhaupt, vorhanden sind. Es wäre indessen verfrüht, von ihrem Fehlen im Museum auch auf ihrNichtvorhandensein bei den betreffenden Stämmen zu schliessen. Ebenso übereilt würde es mir erscheinen, die Netze oder Taschen auf irgend einen bestimmten Stamm zu beschränken, obwohl es meiner Überzeugung nach von den Taschen wahrscheinlich ist. Mir kommt es jetzt auch vor, als ob die Herstellung der einzelnen Gegenstände von bestimmten Zentren ausging, wie z. B. die Taschen von Gran Chaco, und doch könnte uns auch hier der Reichtum an Material zu einer falschen Folgerung veranlassen.

Es sind zwei Methoden der Verfertigung in Südamerika verbreitet; eine, die überall auftaucht, und eine, die scheinbar nicht so häufig vorkommt und die im Berliner Museum nur durch Taschen der Botokuden, vier Netze vom Rio Japura und Negro, drei Taschen vom Rio Ronuro und eine grosse Anzahl Taschen vom Chacogebiet vertreten ist. Die Grundlage dieser erstgenannten Technik bildet ein einfacher Knoten, und

---

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 17. März 1906.

ich möchte sie daher als Knotentechnik bezeichnen; die der zweiten Technik bildet eine Schlingung, also eine Schlingtechnik. Diese besitzt noch eine Unterabteilung, die nur für Taschen verwendet wird. Beide Methoden existieren oft Seite an Seite und haben insofern Bedeutung für die vergleichende Ethnographie, da sie nicht nur in Südamerika, sondern auch in vielen anderen Ländern vorkommen.

I. Die Knotentechnik wird für verschiedene Gegenstände verwendet, die man folgendermassen einteilen kann: 1. in Fischnetze, 2. Tragnetze, 3. Taschen, 4. Hängematten und 5. Hauben.

Fig. 1. Fig. 2.

1. Die Fischnetze. Sie sind in allen Grössen vorhanden, erreichen bei den Bororo jedoch ihre Maximalgrösse, wo manche 290×120 *cm* messen. Vertreten mit Netzen sind im Berliner Museum nur die Stämme der Mehinaku, Kamayura, Aueto, Bororo und Feuerländer. Beim Gebrauch haben wohl alle Stämme eine Einfassung aus Zweigen, die sie für jeden besonderen Fall herstellen, um sie nachher wegzuwerfen. So erklärt sich die Tatsache, dass man selten Netze mit dieser Einfassung findet, und dass in den paar Fällen, wo sie vorhanden ist, die Arbeit unleugbare Spuren von Hastigkeit aufweist.

2. Die Tragnetze nehmen entweder die Form eines Fischnetzes oder die einer Tasche an. Die erste fand ich nur bei den Schingustämmen, wo sie von den Bakairi, Mehinaku und Aueto gebraucht werden. Sie unterscheidet sich von den anderen dadurch, dass der obere Teil an den Schultern befestigt werden kann, wobei das Netz selbst sackartig den Rücken herunterläuft. Es ist aber leider unmöglich zu bestimmen, ob einer dieser Stämme sie von den anderen übernommen hat oder nicht. Sie sind nur hier im Quellgebiet des Schingu, wo diese Vertreter der drei grossen Familien Tupi, Caraiben und Aruak zusammentrafen, vor-

Fig. 3. Fig. 4.

handen und finden sich bei keinen anderen Vertretern dieser Familien. Die zweite Art der Tragnetze wird bei den Tschamakoko angetroffen, wahrscheinlich ist sie aber auch in anderen Teilen des Gran Chaco verbreitet. Benutzt wird sie zum Tragen der Tontöpfe.

3. Auch die Taschen werden über ganz Südamerika verbreitet sein. Allerdings sind die mit Mustern im Berliner Museum nur durch Exemplare der Lengua, Tschamakoko, Guana, Angaite, Sanapana und Toba vertreten. Von anderen Stämmen sind noch zu erwähnen einige Exemplare der Nahuqua, Araukaner, modernes Peru und Venezuela.

4. Hauben habe ich nur bei den Suya Yuruna und Karaya gefunden, und zwar alle nach der Knotentechnik verfertigt. Merkwürdig ist es, dass bei den Hauben in Neu-Guineã dieselbe Technik Anwendung gefunden hat.

5. Zum Schluss möchte ich noch von einer interessanten Lokalform sprechen, die bei den Tschamakoko und anderen Chacostämmen vorhanden ist. Es ist eine längliche, taschenartige Form, die ich auch als Tasche zuerst betrachtete, aber wie ich von Hrn. Frič, der genauer unterrichtet ist, hörte, wird diese „Tasche" zur Entfernung der Stacheln einer Pflanze gebraucht, indem man es über die Stacheln schleift.

Fig. 5.

Fig. 6.

II. Für eine richtige Beurteilung des Verbreitungsgebietes der Schlingtechnik haben wir noch lange nicht genug Material. Gewöhnlich werden Taschen, im Ausnahmefall Netze verfertigt. Überhaupt, dass für Netze die Schlingtechnik, einfache oder doppelte, allgemein angewandt wird, ist, weil unzweckmässig, ausgeschlossen. Die vom Rio Negro stammenden Netze sind nur den speziellen Bedürfnissen angepasst und bestätigen nur diese Auffassung, wie ich nachher beweisen werde. Für Taschen hat diese Technik, unserem Material nach zu beurteilen, nur in Chaco grössere

Anwendung gefunden. Welche Schlüsse man daraus ziehen darf, lässt sich nach dem heutigen Stande der Forschungen noch nicht ermessen.

III. Die Einzelheiten der Technik können wir am einfachsten dadurch beschreiben, dass wir folgende Teilung vornehmen: 1. die Konstruktion der Knoten und die Formation der Maschen, 2. die daraus bedingte Form des Grundrisses und 3. die Verfertigung der Netze, Taschen usw. aus diesem Grundriss. Es wird aber zuerst nötig sein, ein paar allgemeine Worte über die Technik und ihre Verwandtschaft zu anderen Netz- und Taschen-Methoden zu sagen. Fig. 16 erklärt sich von selbst und unterscheidet sich ganz deutlich von den anderen (Fig. 17, 18, 19, 20); aber wenn diese Knoten eng zusammengeknotet sind, wie es oft in den Taschen der Fall ist, so kann man sich leicht täuschen. Anders ist es mit der Schlingtechnik, mit der einfachen wie mit der doppelten, denn auch die Methoden des Häkelns und Strickens beruhen auf einer Art des Schlingens. Allein die Art des Schlingens ist so verschieden, dass ich es für unbedingt nötig halte, sie vom Stricken und Häkeln zu unterscheiden. Fig. 17 ist eine schematische Zeichnung einer einfachen Häkelei, wie wir

Fig. 7. Fig. 8.

sie machen. Ein Blick auf Fig. 18 (die einfache Schlingtechnik) und auf Fig. 19 (die doppelte Schlingtechnik) zeigt deutlich ihre Verschiedenheit von Fig. 17. In Fig. 20 (unsere einfache moderne Stickerei) zeigt sich der Unterschied von Fig. 18 auch ziemlich klar, aber mit Fig. 19 scheint doch eine Ähnlichkeit zu existieren. Bei genauerer Betrachtung sehen wir doch, dass die Ösen in dem einen Falle offen bleiben, in dem anderen (der doppelten Schlingung) sich verschlingen. Diese Tatsache darf durchaus als Merkmal gelten, da sie sich bei uns trotz der grossen Abänderungen, welche die einfache Stickerei erfahren hat, nie findet. Bei den süd-

Fig. 9. Fig. 10.

amerikanischen Taschen erfährt die doppelte Schlingtechnik nie eine auch noch so kleine Veränderung. Die mannigfaltigen Muster, die man oft auf den Taschen findet, sind jedesmal nur durch verschieden gefärbte Fäden erzeugt.

Ehe ich auf die Details der Knotentechnik und Schlingtechnik eingehe, will ich zuerst bemerken, dass wir voraussetzen müssen, dass die Indianer im Laufe der Arbeit ihre Fäden spinnen. Wenn es nicht der Fall wäre, so würde die Arbeit entweder sehr unpraktisch, wenn nicht gar unmöglich werden, oder man wäre gezwungen, mit jedem neuen Faden einen Knoten zu machen. Wir finden sogar bei sehr roh gearbeiteten Taschen eine so verursachte Verknotung. Für die Arbeit werden zwei Stöcke gebraucht, einen, um die zuerst gemachten Ösen festzuhalten,

und einen, um die Breite der Maschen zu bestimmen. Wie breit dieser Stock ist, so breit werden auch die einfachen Maschen werden. Dieses Verfahren liegt unzweifelhaft vor bei den Netzen und den einfachen Taschen; ob es auch bei den komplizierteren Taschen und bei den Hängematten Anwendung findet, ist nicht klar.

Zum Verknoten wird eine Nadel gebraucht. Ich habe nur eine gesehen, von den Mehinaku stammend, die aus zwei leichten und dünnen Holzstücken bestand, die durch sehr feine Fasern zusammengehalten

Fig. 14. Fig. 11.

Fig. 13. Fig. 12. Fig. 15a.

werden. Am oberen Ende wird eine Spalte offen gelassen, und damit knoten die Indianer. Anstatt einer Nadel werden oft einfach die Finger gebraucht.

Fig. 16 führt uns eine schematische Zeichnung der Knotentechnik vor. Bei A fängt der Faden an und faltet sich in zwei Ösen, um dann diese Ösen erst zu umzingeln und zu verknoten. Dann formt er die Öse B, C, D und E um C und E herum, sich zu verknoten. Öse B liegt frei zwischen den zwei grossen Knoten (X und Y). F ist wieder eine offene Öse, und dann zieht sich der Faden nach G, H und I, um sich wieder zu verknoten und eine lange Öse, der Anfang der zweiten Maschenreihe, zu beginnen. Von K aus zieht sich der Faden nach oben, verknotet sich mit H, zieht sich dann, eine freie Öse formend, nach L, dann

wieder nach D, wo er sich aber nicht gleich mit D verknotet, sondern erst eine Öse, eine halbe Maschenreihe länger als K, bildet. Von D aus haben wir ein ähnliches Verfahren wie bei K, L und M, nur bei P und O zieht sich der Faden erst durch, dann hinunter, dann zweimal durch, um sich endlich in eine Öse, so lang wie N, zu verlängern. Für jede Maschenreihe ist das Verfahren ein ähnliches. So entfaltet sich von links nach rechts und von rechts nach links das oben skizzierte Bild. Beim Exemplar, nachdem diese Studie gemacht wurde (B. Mus. V B. 2245), einem unfertigen Netzwerk der Bakairi, finden wir eine kleine Abweichung von der üblichen Methode. Wir haben gesehen, dass von M aus der Faden sich nicht gleich mit Öse D verknotet, sondern zuerst sich bis N hinunterzieht, wobei in der Mitte (wie deutlich aus Fig. 15b ersichtlich ist) eine Verdoppelung des Fadens erzeugt wird. Viele Fischnetze weisen diese Eigentümlichkeit auf, obwohl nur in den wenigsten Fällen der Faden von M aus sich nicht gleich mit D verknotet. Manchmal läuft die Verdoppelung sechs Maschenreihen, manchmal neun, manchmal sogar achtzehn. Ob wir hier mit einer Abweichung von wesentlicher Bedeutung zu tun haben, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Bei allen Tragnetzen vom Schingu-Quellgebiet findet man eine Verdreifachung des Fadens, die von einem Punkte aus in zwei entgegengesetzte Richtungen zieht und sich endlich in der Peripherie des Netzes verliert. Ich meine, dass diese zwei angeführten Fälle auf eine ähnliche Ursache zurückzuführen sind, nämlich einfache Verstärkung des betreffenden Netzes. Es kann sich aber auch auf andere Gründe beziehen, Gewissheit ist nur dann zu erlangen, wenn die Indianer selbst an der Arbeit beobachtet werden.

Fig. 15b.

Es isi hoffentlich bei Betrachtung der Schemas klar geworden, dass das wesentliche dieser Technik (von den Knoten abgesehen) in der regelmässigen Zunahme einer Masche in jeder Reihe besteht. Dieses Wachstum ist herbeigeführt dadurch, dass der Faden anstatt von der Öse K aus sich gleich hinunterzuziehen und eine neue Maschenreihe anzufangen, erst eine Öse (O) formt. Bei den Taschen, Hängematten, Hauben usw. dagegen ist es nicht der Fall. Im ersten Fall (wo eine Zunahme regelmässig stattfindet) entsteht also ein dreieckiges Gebilde, das, je nachdem der Anfang drei, fünf, sieben usw. Knoten zählt, mehr oder weniger spitz wird. Man braucht sich nur das abgebildete, unfertige Netz anzusehen, um sich zu vergewissern. Bei den Taschen wird gleich mit einer grösseren Zahl von Knoten angefangen, die immer beibehalten wird. Beide Sachen

also — Netze und — Taschen sind auf eine ganz bestimmte Weise hergestellt und müssen naturgemäss ganz bestimmte Formen annehmen. Die Fischnetze haben durchweg die Form, wie sie in Fig. 4 wiedergegeben ist. Bei näherer Betrachtung fand ich, dass ein Ende des Fadens sich immer an den Zipfel des Netzes und in einer vertikalen Linie von unten nach oben zieht. Es ist niemals erkenntlich, da es so geschickt gezogen wird, dass keine Unregelmässigkeit in den Maschen entsteht. Aus diesen Tatsachen zu beurteilen, wird sich der Prozess wohl folgendermassen vollzogen haben. A, B, D ist das Schema eines Dreiecks, den Grundriss eines

Fig. 16.

Eig. 17.

Netzes darstellend; B ist das Fadenende. Falten wir das Netz jetzt zusammen, A, C als Avis betrachtend, so bekommen wir die Fig. A, B, C, D. Von B wird dann der Faden die Öffnung B, C, D hinuntergezogen, um in C zu enden. Bei den Tragnetzen des Schingu-Quellgebiets ist dasselbe Prinzip benutzt, nur da der obere Teil mit dem unteren befestigt wird, ist eine kleine Änderung hier bedingt. Der Anfang wird wohl [aus mehreren Knoten bestehen, sodass die Figur beinahe als Trapez bezeichnet werden kann. Fig. 24 muss man sich so vorstellen, dass der obere Teil nach vorn umgebogen wird und der untere Teil gerade wie bei den Fischnetzen zusammengefaltet wird. Von den Punkten D, A und B, E, wo die Teile zusammentreffen, läuft der Faden bis C hinunter.

Was wird aus dem freien Faden, womit das Netz begonnen hat, der ja nach der Regel sich entweder am Punkt D oder E befinden muss? Allem Anschein nach verknotet er sich erst mit Öse D C, um dann um den Rand D, O, P herumzuziehen. Es kommt hier also oft zu einer Verdreifachung des Fadens. Die angeführte Hypothese — denn Hypothese muss sie bis auf weiteres bleiben — ist nicht so kompliziert, wie sie scheint. Ich kann nur auf keine andere Weise die Form und bestimmte Kennzeichen erklären.

Fig. 18.

Wir haben schon von der Verfertigung der Taschen gesprochen und hervorgehoben, dass bei ihnen keine gleichmässige Zunahme vorhanden ist und dass dadurch eine quadratische oder rechteckige Figur erzeugt wird. Wie aus diesem Grundriss nachher Taschen, Tragnetze, Hauben und Hängematten gebildet werden, ist ziemlich einfach. Taschen werden geformt durch eine gleichmässige Faltung. Um eine Seite zu verknoten,

Fig. 19.

benutzt man entweder das Fadenende und für die andere Seite einen neuen Faden, oder neue Fäden werden für beide Seiten benutzt. In den mit Mustern verzierten Taschen entstehen auch dabei kleine Unregelmässigkeiten. Bei den Tragnetzen (der Tschamakoko) und Hauben sowie bei den oben beschriebenen langen Taschen werden entweder die unteren und oberen oder manchmal die zwei Seitenränder zusammengeknotet und nachher durch einen neuen Faden am Ende zusammengeschnürt, wodurch

die dreieckige Gestalt der Hauben verursacht wird. Bei den Hängematten kann man sehr nett beobachten, wie der einfache Grundriss für praktische Zwecke Gebrauch findet. Beide Enden werden etwas zusammengeschnürt.

Die Schlingtechnik.

Fig. 18 (eine schematische Darstellung der einfachen Schlingtechnik) erklärt sich von selbst. Fig. 19 ist vielmehr kompliziert, aber wie ich schon hervorgehoben habe, glaube ich sie von Fig. 18 ableiten zu können. Im Gegensatz zur Knotentechnik wird jeder Streifen in einer jeden Maschenreihe in der Form eines Ringes verfertigt, so dass die Tasche oder das Netz von Anfang an ihre bestimmte Form erhält. Für die Richtigkeit dieser Vermutung spricht erstens die Technik selbst, denn wären die Reihen nicht von vorn an geschlossen, so könnte man die Enden des Netzes nachher unmöglich ohne sichtbare Störung der Regelmässigkeit

Fig. 20.

der Maschen verbinden, zweitens die Tatsache, dass, wie zu erwarten wäre, die letzten Maschenreihen eine von der Schling- verschiedene Technik aufweisen, da sonst die Öffnung, die von der Form und Methode bedingt ist, nicht zu verschliessen wäre. Die Netze und Taschen weisen aber keine Unregelmässigkeiten auf, und eine Art Zopfgeflecht tritt wirklich an die Stelle der Schlingung in den letzten Reihen. Die Form der betreffenden Gegenstände hängt von der Form des gegebenen Umrisses ab — ich spreche hier nur von den Netzen — kann also entweder oval oder kreisrund sein. An anderer Stelle hoffe ich, die ganze Schlingtechnik sowie ihr Verbreitungsgebiet über die ganze Welt ausführlicher zu behandeln.

Über die Methode des Gebrauchs kann ich leider nur ein paar Worte sagen, und für diese paar Notizen bin ich den Herren Dr. Schmidt und Koch und Hrn. Frič dankbar. Die Fischnetze (in der Knotentechnik) werden wie unsere modernen Fischnetze gebraucht, die kleineren wohl mit einem Umriss versehen, die grösseren, besonders die „Buken“ der Bororo, ohne dies. Die Netze vom Japura und Negro (in der Schling-

technik) sind lokalen Verhältnissen angepasst. Wie Dr. Koch mir erzählte, werden die flachen Netze mit Köder gefüllt, in dem sandigen Fluss etwas unter das Wasser gehalten, und so bald die kleinen Fische sich in beträchtlicher Zahl auf dem Netz sammelten, wurde dieses durch eine schnelle Bewegung des Fischers unmittelbar auf das Ufer geworfen. Die schmalen langen Netze werden zu bestimmtem Fischfang benutzt. Die Taschen werden wie unsere getragen, aber es ist möglich, dass manche, speziell bei den Chaco-Völkern mehr als Ornament wie als Gebrauchsgegenstände dienen.

Fig. 21.

Fig. 22.

Fig. 23.

Die Musterung und Ornamentik sowie die gegenseitigen oder europäischen Einflüsse verdienen auch ein paar Worte. Die Schlingtechnik weist nur die einfache Musterung auf, die man in Fig. 3 und 9 deutlich sieht, eine Musterung, die aus alternierenden Maschen und verdickten Linien besteht. Eine weitere Entwicklung schliesst die Technik von selbst aus. Deswegen nehmen auch die Versuche nach einer Weiterbildung der Ornamentation eine ganz andere Richtung — die Maschen werden entweder gefärbt, wie bei den Botokuden z. B., oder verschieden gefärbte Fäden werden gebraucht. Es entsteht dadurch eine ziemlich mannigfaltige Ornamentik.

Fig. 24.

In der Knotentechnik liegt es anders. Die Knoten selbst, indem sie gross oder klein, grob oder fein sind, können zu einer Musterveränderung beitragen. Man braucht nur an die der Araukaner Taschen und die der kleinen niedlichen Taschen von Gran Chaco (Fig. 11) zu denken, um den gewaltigen Unterschied, der durch diese kleine Verschiedenheit erzielt wird, zu vergegenwärtigen. Noch ein anderes Bild wird erzeugt durch die verschiedene Konstruktion der Knoten, die alternierend wechseln (Fig. 25, 26, 27, 28). Die wirkliche Musterung der Taschen wird nicht

durch irgend eine Änderung in der Technik erzielt, sondern durch Weglassung der Mascheneinheiten für eine, zwei oder drei Reihen (Fig. 11, 12, 14). Dass sich eine mannigfaltige Ornamentation so entwickeln kann, zeigen die abgebildeten Figuren deutlich genug. Gerade wie die Schling-, so muss auch die Knotentechnik, wenn sie eine weitere Ausbildung ihrer Ornamentation hervorrufen will, eine andere Richtung einschlagen. Dieses geschieht auch durch gelegentlich gefärbte Maschenstreifen, zweitens durch Einreihung von kleinen Perlen in den Maschen (Fig. 13).

Fig. 25. Fig. 26. Fig. 27. Fig. 28.

Wir haben vorhin erörtert, warum es jetzt unnütz wäre, irgend ein bestimmtes Verbreitungsgebiet oder Heimatsort für die Knoten- oder Schlingtechnik aufzusuchen.. Ebenso muss man es als verfrüht betrachten, sich mit der Frage der gegenseitigen Beinflussung zu beschäftigen. Die Tatsache, dass gerade im Chacogebiet die Knotentechnik solch eine mannigfaltige Entwicklung erfahren hat, dass die einfache Schlingtechnik bei den Botokuden und den Stämmen des Rio Negro und Japura, die doppelte Schlingtechnik bei den Ronurostämmen und Gran Chaco, vorhanden ist, bedarf viel Erklärung. Dass die Schlingtechnik nicht viel für Fischnetze verwendet wird, ist klar, und ich glaube auch nicht, dass man viele Beispiele finden wird. Dass gerade am Rio Negro von fünf Fischnetzen vier in der Schlingtechnik gearbeitet sind, ist wohl Zufall. Diese vier Netze zeigen durch ihre Formen auch deutlich, dass sie für ganz bestimmte Fälle bestimmt sind. Es kann ja sein, dass solche bestimmten Fälle oft vorkommen, aber ich halte die Schlingtechnik als die nicht übliche für Netze. Dagegen liegt aber kein Grund vor, warum dieselbe Technik für Taschen eine allgemeine Verwendung finden sollte. Dasselbe gilt von der Knotentechnik. Inwiefern die Taschentechnik und Musterung des Chacogebiets unter europäischem Einfluss steht, lässt sich jetzt leider nicht definitiv entscheiden. Viele Tatsachen sprechen für, viele dagegen. Sollten wir aber später im ganzen südamerikanischen Gebiet keine ähnliche Musterung vorfinden, so würde mir dies wenigstens einen Beweis für europäische Beeinflussung liefern. Indessen könnte es auch möglich sein, dass die Kadiuëo und Guana, die ihre Töpfe so schön ornamentierten, auch eine individuelle Taschenmusterung zu entwickeln imstande wären.

Ehe ich schliesse, möchte ich noch meinen verbindlichsten Dank den Herren Dr. Schmidt und Koch für viele bewiesene Liebenswürdigkeiten vermitteln.

5. Australian Tribes — their Formation and Government.[1])

By

R. H. Mathews, L. S.

A tribe of Australian Aborigines may be described as an aggregation of a number of families or groups, which may, for convenience of reference, be termed subtribes, who speak the same tongue and whose territory is situated within specified geographic limits. These families, groups, subtribes, or whatever name we may call them by, find it to their mutual advantage to keep on friendly terms with each other, so that they may be all the better able to defend themselves against a common foe, or to make raids upon outsiders. They intermarry one with the other and attend each others ceremonial gatherings, so that they are imbued with the bond of comradeship, and are all interested in the general welfare.

Every tribe is distinguished by a general name, which is in most cases derived from the language spoken by its members, as in the names of the Gundungurra, Thurrawal, Kumbainggeri[2]), etc. Frequently the tribe receives its nomenclature from some peculiarity of its speech. The Wirraidyuri[3]), Kamilaroi, Wongaibon, Wailwan and many others are named after their negative adverb. Wirrai, Kamil, Wongai, Wail, all mean No in the dialects they represent. Examples are found where the affirmative adverb gives the title; thus, the Pikumbil tribe and language are named from Pika, Yes.

The natives of the southwestern portion of Victoria have a habit of distinguishing the neighbouring tribes by means of the second personal pronoun, „thou", of their respective dialects. For example, the Dhauhurtwurru are known as the Ngutuk people, the Bungandity as the Nguro people, and so on.[4]) A similar custom is found among the Wongaibon, Wailwan and other tribes of New South Wales, these people being distinguished from each other by their different terminations to the second personal pronoun, singular number, as well as by their negative adverbs.

The Thagu-wurru, Bŭn-wurru and Woï-wurru tribes of the southern and central parts of the State of Victoria are also named after their equivalents of the English word for „No", to which is affixed wurru, signi-

---

1) Vorgelegt in der Sitzung vom 17. März 1906.

2) Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXXIII S. 321—328.

3) Journ. Anthrop. Inst., London, vol. XXXIII, p. 259—283, and vol. XXXIV p. 284—305.

4) Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, vol. XXXVII, p. 250.

fying „lip" and hence „speech".[1]) Among the tribes of Gippsland, in the eastern portion of Victoria, certain dialects are designated by means of dhang, their word for „talk" or „speech", with a qualitative adjective, thus: — Dhang-māk, „great" or „pleasant" speech; Dhang-gwai, „rough" speech, and so on.

Some Victorian dialects are named after the word tyalli meaning „tongue" which the people have recognized as the source of speech. Nunda-tyalli, Buiba-tyalli, Tyat-tyalli, are examples of languages which have received their names in this way.[2]) Others are named by the combination of the native words meaning „No" and „tongue", as the Yagwa-tyalli, Bewa-tyalli, and so forth, signifying „the No speakers".[3]) There are other tribes again along the Murray river between New South Wales and Victoria who duplicate the negative adverb for their distinguishing name, as Yota-yota, the „No-noes".[4])

In speaking of the settlement at Raffles Bay, on Coburg Peninsula, Mr. G. W. Earl reported that the different tribes there were distinguished among each other by the term which in the particular dialect of each local group designates the monosyllable „No". About Croker Island and Raffles Bay, the tribe was termed Yaako. The Port Essington tribe went by the name of Yarlo, the western tribe by that of Iyi, and the southern tribe by that of Oitbi.[5]) The practice of naming tribes from their negative adverb is therefore in vogue in the extreme north and extreme south of the Australian continent, as well as in some intermediate portions.

The ethnographical limits of the district occupied by a tribe, especially if its members be numerous, are not very clearly defined, but seem to overlap or melt into each other. There is generally a narrow strip of „no man's land" between them, which is sometimes occupied by one people and sometimes by the other. The boundaries of smaller tracts of country, with a lesser population, are not infrequently defined by hills, watercourses, belts of scrub, stretches of plain, or other remarkable features.

But whatever may be the character of the line of demarcation between two tribes, it is rigorously respected by both parties. The boundary has been recognized by their forefathers away back to times out of reach, and they do not seek to disturb it. The same remarks apply to the boundaries between any local divisions of a tribe or subtribe.

The area of a tribe's domain varies with the character of the district they inhabit, as well as with the numerical strength of the people. In the well-watered coastal districts of New South Wales, with favourable climatic conditions, where fish and game are abundant, the hunting grounds are comparatively small; whilst in the open plains of the interior, where

---

1) Op. cit., vol. XXXVII, p. 244.
2) Op. cit., p. 250.
3) Aboriginal Tribes of N. S. Wales and Victoria (Sydney 1905), p. 90.
4) Yota-yota Language, Journ. Roy. Soc. N. S. Wales, vol. XXXVI, p. 167—190.
5) Journ. Roy. Geog. Soc., London 1846, vol. XVI, p. 239—251.

game is not so plentiful and water is often scarce, owing to the scanty rainfall, the quantity of land required to support a tribe is necessarily more extensive. For example, the territory of the Thangatti, Dharruk or Thoorga tribe on the coast of New South Wales, is found to be of small extent when compared with that of the Wirraidyuri or Kamilaroi people in the central parts of the State.

The size of a tribe's territory also depends upon whether the country is flat and open, or is hilly and thickly wooded. Along the margins of the tablelands of New England and Manero in New South Wales, the country is broken into deep gorges and high mountains, sloping away towards the coast on the eastern side, and towards the sources of the various affluents of the Murray river on the west. In such wild, mountainous country as this, we find that the natives composing a tribe are not only comparatively few in number, but their hunting grounds are of small extent. Their boundaries are defined by precipitous and densely timbered country, which are more or less difficult of access, and in some cases practically isolate one tribe from the adjacent people.

In a few instances the only communication between neighbouring tribes was through mountain passes or thick jungle. Portions of the table-land, such as the district about Mount Kosciusko, which are covered with snow in the winter times, had no regular population. They were occupied in the summer by the inhabitants of the adjacent country, but were deserted during the winter.

Upon leaving the coastal districts, as well as the tablelands of the Dividing Range, and proceeding inland, we enter upon vast stretches of level country in central and western New South Wales. In this region we meet with tribes possessing hunting grounds of considerable extent. Here the watercourses and rivers are long distances apart, in consequence of which the population is but sparsely distributed over it. There being no natural obstructions, the people could roam through all parts of their territory with the greatest ease. When the animals and plants ran short in one locality, or were difficult of collection, there was a general march to a fresh camping place, perhaps many miles away.

The largest of these inland tribes is the Wirraidyuri. Before their territory was broken up by the White settlers, it extended from Albury on the Murray river northerly to Gulargambone on the Castlereagh river, a distance of nearly 400 miles, whilst the breadth at the widest part, from Hay to Yass, was about 250 miles. Although the people spread over this immense area all speak the same language, with some slight modifications, they cannot properly be called a single tribe, but rather a vast confederation. They comprise a number of sub-tribes, or independent groups, each of which has its recognized hunting grounds in some part of the tribal territory and is known by a name derived from some local feature of its district, or other distinguishing nomenclature.

Every subtribe is still further divided into smaller groups, consisting, for example, of an old man with his wives, his sons and their wives, and the families of the latter. Perhaps there are also residing with them

a few other near relatives. They usually have their abodes near each other, but they do not necessarily live at the same camping place. Most of these people, at any rate all the men and children, were born in that particular locality, and occupy its forests and streams as a common hunting ground by virtue of their birthright. I will call such an aggregation of people a „local division“. All the married women among them came from other similar family groups or subtribes in the neighbouring country, in accordance with social laws described later on.

Each man, woman and child in any native camp, in every part of the tribe's domain, has the name of some animal, plant, or other material object as his or her totem (See Sociology). A number of people belonging to the same totem may be distinguished as a „totemic group“. In the Wirraidyuri tribe, where the totem descends from the mothers to the offspring, the totems are scattered indiscriminately throughout the tribal territory. A little consideration will therefore make it apparent that a totemic group would not be coincident with a „local division“.

For example, there is an Opossum family of sons and daughters belonging to a certain local division which occupies a definite tract of country. One of the sons, who may be called A, goes into a neighbouring local division, from which he brings home a wife who is a Magpie. One of A's sisters, B, is perhaps given in exchange, and becomes the wife of a Magpie man in that locality, where she of course remains with her husband, and produces sons and daughters. B is an Opossum like her brother, and all her children will be the same. We therefore see that there is now an Opossum family in each of the two local divisions mentioned. Other sisters of A might go into different local divisions, raising families of Opossums, and the Magpie man's sisters would be similarly spread about among their neighbours, producing Magpie children like themselves. A totemic group, with matriarchal descent, could not have any definite geographic boundaries, because its members are liable to be scattered about in all directions among the local divisions.

I have endeavoured to supply a short definition of what constitutes a tribe of Australian blacks. It has been exemplified how a tribe or confederacy is separable into subtribes, which are again reducible to lesser component parts, which I have called „local divisions“ and „totemic groups“, until at last the people are dispersed over the land in single families. In this way the whole tribal territory is occupied, through the length and breadth of it, much in the way Europeans spread over a country.

A few words illustrating how the chiefs or headmen „come into office“ may be inserted here, and also a brief outline of how „law and order“ is maintained.

Every local division of a tribe, no matter how few its members, has a leader, recognized as such by reason of his age, or other special qualification, to which the name of „headman“ has been given by stockmen, gold diggers and others, a term which answers the purpose very well, and has been used by some writers, including myself, on the Australian

blacks. For example, the smallest segregation of a tribe consists, as we have just seen, of a few families residing in one locality. The oldest man among them would generally be looked upon as their „head-man“ or ruler. Owing to intermarriages with other similar patriarchal assemblages who might occupy adjacent hunting grounds, there would soon be a group of families, all bound together by the mutual ties of kinship.

If a number of such local divisions, each with its own leader, or „head-man“, thought fit to coalesce and constitute a subtribe in the manner already referred to, these several „head-men“ not only retained their patriarchal position among their own people as before, but by common consent they practically superintended the affairs of the alliance. After a while, when several such subtribes visited each other and became on more friendly terms by marriage, they would realize the wider bonds of relationship and become transformed, imperceptibly, into one tribe.

Furthermore, when a number of separate tribes, such as have just been referred to, are bound together by affinity of speech, participate in identical or similar initiation ceremonies, have the same names for the divisions of their sociology, and among whom intermarriage is more or less frequent, they may be designated Communities. And as stated by me in 1894[1]), aggregates of these Communities may be given the name of Nations.

There was no kingly rule or arbitrary chieftainship, in one acceptation of these terms, but matters of tribal interest were managed by a sort of informal council composed of the leading men of each local group. Much deference was shown to the opinions of these men because of their superior wisdom and influence, when they met in consultation either by themselves, or with their fellow tribesmen, but they could not exercise their authority by any outward display of armed force in the way Europeans carry out their laws. On such occasions the men are largely guided by ancient traditions and customs, for the details of which they have to depend upon the memory of the oldest among them, who are the repositories of the tribal lore.

From what has been said in describing a „totemic group“ in an earlier paragraph, it will be understood that the chief man of such a group might have his „subjects“, as it were, dispersed through several local divisions. Not only his own special totem, but also those with which it has intermarried, would naturally receive his care and attention. The chief of a totem was not necessarily the „Head-man“ of a local division; but in consequence of the respect always shown to age, we find that the oldest man of any given totemic group is usually the recognized head of it, and would on that account come into prominence at the tribal conferences on any important matter connected with the totems. If he were a man of mark he would, by the tacit assent of the people, acquire authority in other matters, so that the head of a totemic group might

---

1) „The Kamilaroi Class System“, Proc. Roy. Geog. Soc. Aust., Queensland, vol. X, p. 21.

also be the leader of a local division, especially if the members of his affiliated totems were numerous and powerful.

Again, a man who was supposed to possess certain magical powers, or a valiant warrior, or a man of fluent speech, might by force of character, become a „headman“. Or a noted song-maker, if influentially connected, would sometimes be numbered among the leaders of his tribe.

The position of „Head-man“ is neither hereditary nor elective, and although great respect is shown to age, yet the oldest man was not necessarily either the chief of his division, or of his totem. There was generally some elderly man, possessing special qualifications, either as a warrior, an orator, a skilful sorcerer, or the like, whom the people looked up to as their natural leader, in the same way that children recognize the authority of their father. When the chief dies, the man who is next in importance naturally fits into his place by common consent.

In some convenient place near the camp, the initiated men congregate to talk over all such matters as fall within the scope of their duty as tribesmen. In the Wirraidyuri and several other tribes, such a place of assembly is called Ngulubul. The women and children, and the uninitiated youths, are not allowed to intrude upon this spot, even if the men are not there. When any important business is on hand, the chief men gather informally at the ngulubul and discuss the situation. It is the oldest men whose voices carry the most weight, because they are better informed in the traditionary learning. Such an assembly „of old and experienced men virtually constitutes an aboriginal senate“, which administers the tribal customs, and maintains law and order.

Young men who have passed through all the grades of the initiation ceremonies are allowed to be present at these conferences of the elders at the ngulubul, to sit and listen, but they are not permitted to take any part in the parleys. When they attain riper years or middle age, and have become more or less prominent members of their tribe, they are gradually allowed to participate in these tribal discussions. All of them are equally interested in enforcing the observance of their laws.

It may seem strange that the younger and more robust members of the community should render unquestioned obedience to the dicta of their elders. But the principal source of the authority exercised by the chiefs — „the power behind the throne“ — is the dread of supernatural punishments. Every blackfellow is taught from his early youth that any departure from the established customs and beliefs of his tribe will invariably bring down upon him some form of disease or even death, by magical influences. The race is excessively superstitious and their traditions are held in great veneration. They impute to supernatural agency every occurrence of which they cannot understand the cause.

The oldest men take the lead at the great ceremonial gatherings connected with the initiation and other rites. It is generally the senior member of a totemic group in contiguous portions of the tribal territory, who despatches messengers asking the people in neighbouring districts to assemble in his country for the celebration of those rites. He takes

the principal part in all matters connected with his totem and those with which he is more immediately affiliated. There being no written laws, the people must depend entirely upon tradition for their rules of action.

The narrow sphere in which a blackfellow moves, leaves his mind unburdened and free for storing up the legendary lore of his fathers and other old men. It is impressed upon him by slow and insensible degrees and is, as it were, „woven into the texture of his life“.

While the traditions and customs are faithfully carried out and obeyed, everything flows on smoothly and peaceably; but immediately any departure is made from ancient custom, or any tribal law is infringed, the matter is freely commented upon by every one, and the offender is taken to task in some form or another. In the English legal code we distinguish what are termed criminal offences from civil wrongs — the former being against the entire public, whilst the latter are between private individuals. Even in a blackfellow's camp it has been found necessary to make a somewhat similar classification in the administration of justice.

If a man takes possession of „his neighbour's wife“, or openly has undue familiarity with her, it will be treated as a „civil“ or personal offence. The chief men of the local division will know all the particulars of the case, because it will have been openly spoken of by the people, but they will not take any action. At some convenient time, which is generally at a ceremonial meeting of the people, the offender is liable to be called to account by the aggrieved husband, and the two men will fight it out with clubs or spears. Each man may be encouraged and supported by his relations, but the rest of the assemblage will not interfere. The two belligerants take care not to give a mortal blow, because they are both well aware of the consequences to themselves at another time.

Again, a man may be called to account if he does not carry out the tribal rules of mourning for his relatives. For example, if he has not sufficiently lamented the decease of his father or his father's brother, or one of his paternal nephews, his fathers lineage will bring him to book. If he has passed lightly over the death of his wife's brother, or his wife's mother's brother, his wife's people will take him to task. It may be only a war of words, or a few weapons may be thrown. Or, if his conduct has been flagrant, he may be required to submit to an ordeal of spears by the party making the complaint.

But when a man forms a matrimonial alliance in contravention of the tribal laws, it is classed as a crime against the whole community. All his own friends, as well as those of his wife, rise against him as one man. They send him a message that he must appear at an appointed meeting place, and submit to exemplary punishment. The woman would be beaten in a more or less crual manner, and the man might be killed, according to the gravity of the offence.

When a man espouses a woman to whom he has not been „officially“ betrothed, although she be of the proper section and lineage, he is likewise liable to be chastised and made to surrender her.

If a man revealed any of the secrets of the Bora or Burbung ceremonies to a woman or uninitiated person, he was attacked and killed by his own local division, or by any members of the entire confederacy who might find him. Their folklore is full of tales of novices being punished for betraying secrets, or for trying to evade the old men's authority during the ceremonies. When I was present at the Bora held at Tallwood in Queensland, the old men told me that long ago, so their grandfathers had narrated to them, a large Bora was held at what is now known as Benarba. Some youths who thougth they were very clever, ran away from the men who had charge of them in the bush, and returned to the camp of their mothers at the thurrawonga. Some of the best men of the Kuringal went after them and approached within hearing of the thurrawonga camp at nightfall. They then swung the mystic „bullroarer“, and certain of the men who had remained with the women went over to them. The Kuringal enquired if the youths had come back, and being answered in the affirmative, they asked the men to lead them out to where they were then sitting. As soon as the youths were brought, the Kuringal took them a little distance away and split their skulls open with their tomahawks. A fire was then made and they were burnt. Some calcareous formations on the side of a low ridge are shown, which are said to be the remains of the delinquents.

Other stories relate how women have been the transgressors by coaxing their sweethearts to tell them something of the proceedings in the bush, and were chopped to pieces. In other instances women have been punished by being transformed into stones or rocks, which remain as monuments of their inquisitiveness.

When any person has caused the death of another, either by open violence or by magic, a consultation is held among the principal men of his tribe and a Pirrimbir party is organized to punish the offender. Such meetings are free from the intrusion of women or the uninitiated.

---

6. Ethnologische Mitteilungen aus Japan.[1]

Von

F. W. K. Müller.

1. Über japanische Ausgrabungen in Chinesisch-Turkestan.

In den neuesten[2]) Nummern der japanischen kunstgeschichtlichen Zeitschrift Kokkwa (Nr. 188, 189) veröffentlicht Hamada Kōsaku in seinem Aufsatz „Graeco-Indian influence upon the Far Eastern Arts" u. a. vier Köpfe buddhistischer Statuen, welche von den beiden Priestern des West-Hongwanji-Tempels in Kyōto, Watanabe Tesshin und Hori Kenyū, von ihrer Expedition nach Khotan und Kutschá heimgebracht worden sind.

Aus der „Höhle der tausend Buddhas" = Mimui[3]) wurden eine Reihe von Tonfiguren, Fresken und chinesischen Dokumenten mit Daten aus der Thangzeit ans Tageslicht gezogen. Die Gesichter der Statuen findet der Verfasser mehr arisch als chinesisch, jedenfalls seien sie in einem hybriden Stil ausgeführt, der Züge der nordbuddhistischen, der Yüe-tschï- und der chinesischen Schule vereinige. Die Fresken werden mit den in der „Goldenen Halle" des Hōryūji-Tempels[4]) befindlichen verglichen, sie enthielten Elemente der griechisch-indischen Kunst, einige seien mehr im byzantinischen Stil ausgeführt. Öfters wurde auf den Fresken „die grosse Thangdynastie" erwähnt. Wahrscheinlich seien sie demnach am Anfang dieser Epoche (618—907) angefertigt worden.

2. Über die seit kurzem in der ostasiatischen Abteilung aufgestellte grosse japanische Trommel.

Ref. hatte im Jahre 1901 die beiden aus dem 8. Jahrhundert stammenden Riesentrommeln im Nara-Museum zu Gesicht bekommen und daraufhin dem wissenschaftlichen Attaché, Hrn. Prof. A. Fischer gebeten, unserem Museum eine möglichst genaue Kopie der natürlich unveräusserlichen Originale zu verschaffen. Seinen Bemühungen ist es auch gelungen, uns eine, wie die mitübersandte Photographie eines Originals lehrt, auch in den Einzelheiten genaue Reproduktion eines der

1) Im Anschluss an die in der Sitzung vom 19. Mai 1906 gemachten Mitteilungen des Geh. Hofrats Baelz.

2) Erschienen Januar und Februar 1906.

3) Wohl zu lesen Mim-ui = Ming-üi?

4) Durch Hrn. Prof. Fischer sind unserer ostasiatischen Sammlung im vorigen Jahre einige genaue Kopien dieser berühmten Fresken des 7. Jahrhunderts verschafft worden.

beiden Originale in gleichen Grössenverhältnissen zu verschaffen. Begünstigt wurde er noch durch den Umstand, dass gerade damals eine Trommel behufs Vornahme einer Reparatur auseinander genommen werden musste, und daher bequem zugänglich war. Ausserdem übersandte er uns noch die folgenden wertvollen Notizen:

„Durch das Museum in Kyōto erhielt ich folgende Mitteilungen, die das Dadaiko[1]) und dessen Anwendung betreffen:

Das erste Eindringen fremder Musik in Japan geschah während der Regierungszeit des Kaisers Inkyō 453 n. Chr.; damals sandte ein koreanischer König 80 Musiker mit eigenartigen Instrumenten an den Hof.

Ein Koreaner, der sich in Japan Mimashi nannte, kam während der Regierung der Kaiserin Suiko (612 n. Chr.) nach Japan; seinen Mitteilungen zufolge hatte er während eines langen Aufenthaltes in China Musik studiert. Kaiserin Suiko befahl einer Anzahl junger Leute, unter Mimashi Musik zu studieren, und damals wurde in Japan der Gigakūtanz eingeführt.

Immer mehr verbreitete sich in Japan die Musik, so dass bereits zur Zeit des Kaisers Tembu (673—689 n. Chr.) Musiker und Instrumente nicht mehr aus dem Auslande bezogen wurden, sondern dass man den Bedarf an solchen im Lande selbst deckte.

Es gab verschiedene Stilarten in der chinesischen Musik, so z. B. Wo-dai-hajin raku [Ô-dai-ha-jin-raku[2])], Jin-wo-hajin-raku [Shin-ō-ha-jin raku], Shun-ō-den, Butoku raku, Raryō-ō, Manzai-raku, Dakyū-raku, Nōjō, Kanshū, Gojō-raku, Ryūka-en usw.

Auch gab es Musikgattungen, die in Japan teils erfunden wurden, teils nach chinesischen oder indischen Vorbildern sich entwickelten, hierzu gehören: Shōwa-raku, Ingi-raku, Goden, Kōchō usw.

Dadaiko ist eine grosse Trommel, die beim Bugakutanz geschlagen wurde und zwar in Begleitung des Shō, Shichi-riki, Ryōteki, Koma-fue, Kakko, sowie einer andern Trommel. Stets wird das Dadaiko von dem Dai Shōko begleitet, einem Gong, das in einem geschnitzten Rahmen hängt, demjenigen des Dadaiko ähnlich, nur bedeutend kleiner. Hinter der Bühne, auf der der Bugakutanz aufgeführt wird, sind zwei kleine Räume, „Okusha“ genannt, in denen sich die Musiker der andern Instrumente umkleiden, und vor denen sie während der Aufführung mit ihren Instrumenten sitzen.

Jedes „Okusha“ ist von Vorhängen umgeben, nur die dem Dadaiko zugewandte Seite bleibt frei. Die Dadaikos selbst stehen zwischen dem Okusha und der Tanzbühne.

---

1) So schreibt Prof. Fischer nach den ihm an Ort und Stelle gegebenen Mitteilungen. Die gewöhnliche Aussprache der betreffenden Ideogramme

大太鼓 ist ô-dai-ko.

2) NB. In der Enzyklopädie Wakan sansaizue vol. 16 sind die Namen der Bugaku aufgeführt. Die Abweichungen dieser Quelle sind in eckigen Klammern aufgeführt. F. W. K. M.

Ankleideraum

Musiker
(Okusha)

Ankleideraum

Musiker
(Okusha)

Drachen
Dadaiko

Phönix
Dadaiko

Dai
Shōko

Dai
Shōko

Bühne für die Tänze

Das Dadaiko linker Hand wird von einem geschnitzten Rahmen (Ken) umschlossen, in Wolken aufsteigende Drachen darstellend; das Ganze wird von einer vergoldeten Scheibe, die die Sonne verkörpert, bekrönt. Auf den Trommelfellen sind die drei Zeichen des Tomoe (Mitsu-domoe) abgebildet. Der Rahmen des Dadaiko rechter Hand stellt in Wolken aufsteigende Phönixe dar; dasselbe krönt eine versilberte Scheibe, den Mond darstellend. Auf den Trommelfellen dieses Dadaiko sind zwei Zeichen des Tomoe (Futatsu-domoe) abgebildet.

Beide Dadaikos, die Eigentum des Kasugatempels in Nara sind, stehen erst seit einigen Jahren im dortigen Museum, sie wurden in der Ära Tempyō 749—766 angefertigt.

Die Tänze, die das Drachendadaiko begleitet, sind ursprünglich chinesisch, das Phönixdadaiko jedoch dient zur Begleitung von Tänzen japanischen oder indischen Ursprungs.

Folgende Instrumente kommen bei Begleitung des Drachendadaiko in Anwendung:

Dadaiko, Dai-Shōko, San-Kwan (Shō, Shichi-riki und Ryō-teki) und Kakko.

Mit dem Phönixdadaiko wirken:

Dai Shōko, Ryō-Kwan (Shichi-riki und Ryōteki), Koma-fue und eine dritte Trommel.

Zu den beliebtesten Tänzen und Musikstücken gehören für das linksstehende Dadaiko:

Manzai-raku (chinesisch)	Genjō-raku (chinesisch)
Kanshū „	Hokutei-raku „
Karyō-bin „	Dakyū-raku „
Taihei-raku „	Sanshū-hajin-raku „
Shunteikwa „	Ryō-ō „

Für das rechte Dadaiko werden bevorzugt:

Engi-raku (japanisch)	Batō [Battō] (indisch)
Rinka „	Konron-hassen (japanisch)
Kochō „	Koma-hoko [Koma-hiko] (japanisch)
Bairo (indisch)	
Han-hin [Haku-hin] (japanisch)	Kitoku (japanisch)
	Nasori [Nōsori] (japanisch)

Früher gab es in Japan drei verschiedene Musikervereinigungen, die nach den Plätzen, in denen dieselben residierten, benannt wurden. So gab es z. B. eine in Kyōto, eine Tennō-ji- und eine Narakapelle.

Während der letzten tausend Jahre bis auf unsere Zeit rekrutierten sich die Musiker vorwiegend aus denselben Familien, doch verfielen die altklassische Musik und Tänze immer mehr und mehr und drohten ganz auszusterben. Im dritten Jahr der Ära Meiji (1870 n. Chr.) errichtete die Regierung ein „Gagaku Kyoku", eine Musikbehörde, die der Kaiserlichen Hofhaltung unterstellt wurde, die Musiker der verschiedenen Kapellen wurden Hofmusiker.

Auf diese Weise wurde dieser Zweig altklassischer Kunst vom Untergang bewahrt und erwachte zu neuem Leben.

Heute ist Japan, obgleich Musik wie auch Tänze von China und Korea stammen, das einzige Land, in dem diese noch gepflegt werden, in den Ursprungsländern sind diese Kunstformen erloschen."

3. Über japanische Votivbilder.[1])

Ref. hatte den schon im Vorstehenden genannten Prof. A. Fischer des weiteren im Hinblick auf den kulturgeschichtlichen und ethnographischen Wert der Hengaku oder Votivbilder, vor allem der in dem Werke S. Watanabes „Sekai ni okeru Nihonjin" ziemlich unvollkommen veröffentlichten, gebeten, unserer ostasiatischen Sammlung möglichst genaue Kopien der wichtigsten dieser Tempelbilder zu verschaffen. Mit gewohntem Eifer und gutem Erfolge hat sich Prof. Fischer auch dieser Aufgabe entledigt. Auch hierbei ermöglichen Photographien der Originale ein Urteil über die Genauigkeit der — jetzt im Korea-Saal unserer ostasiatischen Sammlungen ausgestellten — Reproduktionen.

Die vorgelegten Bilder waren

1) Vgl. diese Verhandlungen 1899, S. 529ff. Ebenda auch die Mitteilungen der Herren Bartels und C. Strauch S. 527ff. 562ff.

1. die Kopie eines Votivbildes im Tempel Kiyomizudera in Kyōto, gestiftet von der Manuschaft des Sumi-no-kura-Schiffes nach der Heimkehr von Tonkin im elften Jahre der Ära Kwan-ei = 1634 n. Chr.

2. die Kopie eines im Jahre 1626 dem Tempel Sengen[1]) jinja gestifteten Votivbildes, welches das Schiff und die Mannschaft des berühmten japanischen Abenteurers Yamada Jizaemon no jô Nagamasa (1578 bis 1633), der in Siam bis zur Würde eines Vizekönigs emporstieg, darstellt. Biographisches Material über diesen merkwürdigen Mann findet sich u. a. in dem genannten Werke Watanabes und vor allem in den Bänden XIII und VII der Transactions of the Asiatic Society of Japan.

4. Hr. Prof. A. Fischer übersandte zur weiteren Erläuterung noch die folgenden, dem Kyōtoer Museum zu verdankenden

Mitteilungen über den Verkehr von Schiffen, die im 16. und 17. Jahrhundert nach fremden Ländern zogen, und über Hengaku mit Darstellungen solcher Schiffe.

„Ein Verkehr zwischen Japan und fremden Ländern bestand seit langen Zeiten. Aus folgenden Gründen entwickelte sich Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts in kurzer Zeit ein lebhafter Verkehr.

Erstens konnten durch den Handel mit fremden Ländern grosse Gewinne erzielt werden; die Erkenntnis dieser Tatsache entwickelte den Unternehmungsgeist mächtig. Zweitens wurden durch den Verkehr mit fremden Ländern viele Unzulänglichkeiten, die das Absperrungssystem der Toyotomi- und Tokugawaregierung mit sich gebracht, behoben. Drittens entflohen viele in Schlachten besiegte Krieger, die Herrn und Dienst verloren, in fremde Länder und fanden dort eine neue Existenz, die ihnen unter den gegebenen Verhältnissen in der Heimat zur Unmöglichkeit geworden.

Im ersten Jahre der Bunroku-Ära (1592) sandte Toyotomi Hideyoshi neun Schiffe nach Luzon, Makao, Anam, Tonking, Siam, Kambodscha usw., um Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Diese Schiffe hatten [rot untersiegelte] spezielle Erlaubnis von der Toyotomiregierung und wurden Shu-in-bune genannt, d. h. „rote Siegelschiffe“ [Rotsiegel-Schiffe].

Diese Schiffe importierten weissen Zucker, Baumwolle, Hanf- und Wollstoffe, Tabak usw.

Bei der Entsendung der Handelsschiffe nach fremden Ländern lieferte die Regierung dem japanischen Kaufmann ein rotes Siegel aus. Vorher hatte die Regierung bereits dieselben roten Siegel an die fremden Regierungen gesandt mit der Bitte, nur solchen japanischen Kaufleuten den Handel zu gestatten, die genau solche Siegel vorweisen konnten. Auf solche Weise wollte die japanische Regierung den Schmuggel fremder Waren verhindern.

---

1) Nicht Asama, wie die japanische Quelle des Hrn. Prof. Fischer angibt.

Die Namen der Schiffe waren:

in Nagasaki:	in Kyōto:
2 Sueyoshi-bune,	1 Chaya-bune,
1 Matsumoto-bune,	1 Sumi-no-kura-bune,
1 Araki-bune,	1 Fushimiya-bune
1 Itoya-bune;	(letztere Schiffe waren jedenfalls nicht in Kyōto, sondern gehörten nur Kyōtoer Unternehmern).
in Sakai, Izumi-Provinz:	
1 Iyoya-bune.	

Diese Schiffe waren ganz im Stil der chinesischen Schiffe erbaut.

Wir besitzen keine Beschreibung über das Aussehen dieser Schiffe, doch sind uns einige der alten Votivtafeln mit Abbildungen derselben in buddhistischen und shintoistischen Tempeln erhalten geblieben. So besitzt der Tempel Kiyomizu-dō in Nagasaki eine solche Votivtafel mit dem Gemälde eines Handelsschiffes. Es trägt die Marke 平 und ist datiert vom elften Jahre Kwan-ei (1634). Das Schriftzeichen wird ausgesprochen „Hei". Das Bild stellt zweifellos das Schiff „Sueyoshi-bune" dar, da der Eigentümer Sueyoshi Heizō hiess. Ein verkleinertes Bild dieser Votivtafel befindet sich in dem Buch [Watanabes] „Die Japaner in der Welt".

Der Tempel Kiyomizu-dō in Kyōto hat vier grosse Votivtafeln, die alte Handelsschiffe darstellen. Sie wurden dem Tempel in den Jahren 1632, 1633 und zwei im Jahre 1634 gestiftet. Eines derselben stellt das Schiff Sumi-no-kura auf der Reise nach Tonking dar. Es ist das grösste und beste Gemälde und wurde von den Teilnehmern der Fahrt 1634 dem Tempel gestiftet. Es soll nach alten Traditionen der Familie Sumi-no-kura von Kanō Sanraku (1635 †) gemalt sein. Sumi-no-kura, der Kaufmann, war zugleich der Befehlshaber des Schiffes. Sein Vorfahre, Sumi-no-kura Yoshichi, wurde 1554 in Sumi-no-kura in Saga, westlich von Kyōto, geboren und nahm den Namen seines Wohnortes an. Es war ein Sohn des Yoshida Sōkei, der sich zuerst Mitsu-yoshi nannte, dann aber den Namen Ryō-i annahm, er starb den 12. Juli 1614 in seinem sechzigsten Lebensjahre. Er besass gute Kenntnis vom Schiffsbau und allen einschlägigen Fächern, auch baute er einen Kanal zwischen Ōtsu und Saga und liess trotz vieler schwierigen Hindernisse die Wasserstrasse fahrbar machen. Gedruckten Mitteilungen zufolge fuhr er dreimal nach Tonking in den Jahren 1604, 1605, 1609. Sein Sohn, dessen Name Yoichi war, auch Mitsumasa genannt, ging gleichfalls mehrmals nach diesem Land. Die Tafel, die im Kiyomizu-Tempel in Kyōto hängt, stammt aus dem Jahre 1634, also 21 Jahre nach dem Tode des Begründers der Familie, so dass wir dieselbe wohl dem Sohn des Ryō-i zuschreiben können. Die Nachkommen der zweiten Generation der Sumi-no-kura-Familie nahmen denselben Namen wie Yoichi an. Einige Bücher teilen uns mit, dass das Sumi-no-kura-Schiff eine Länge von 120′, eine Breite von 54′ hatte und 380 Personen fassen konnte.

Zu derselben Zeit gab es zehn oder mehr grosse Schiffe (ausgenommen die neun bereits erwähnten Handelsschiffe). Sie gehörten den Daimyōs

von Matsu-ura, Ryūshin, Shimizu, Yoshihiro, Kato Kiyomasa, Nabeshima Naoshige, Goshima Moritoshi usw.

Die Tokugawaregierung lieferte das rote Siegel (Shu-in) 62 Händlern aus.

Vom ersten Jahre der Ära Genroku (1592) bis zum elften Jahre der Ära Kwan-ei (1634) gab es viele Kaufleute, die von den beiden Regierungen Toyotomi und Tokugawa spezielle Erlaubnis erhielten, um überseeischen Handel zu treiben.

Sie gingen nach Indien und vielen anderen Ländern des Südens, wo sie durch ihre Geschäfte grosse Gewinne erzielten.

So kam es, dass die Lust am Handel mit fremden Ländern im Volke immer mehr wuchs, dass aber, da die Erlaubnisscheine nur in beschränkter Zahl ausgegeben wurden, an Unzufriedenheit kein Mangel war.

Im vierzehnten Jahre der Ära Keichō (1609) erbauten die Fürsten im südlichen Teile Japans viele grosse Schiffe.

Die Tokugawaregierung betrachtete den Zuwachs der grossen Schiffe als ein Anschwellen der Macht ihrer Vasallen und als eine Gefahr für die Regierung selbst. Aus diesem Grunde erklärte sie die Erbauung von Schiffen, die mehr als 500 Koku Gehalt hätten, für ungesetzlich.

Im dreizehnten Jahre Kwan-ei (1636) unterdrückte die Regierung das Christentum aufs strengste, sämtliche Christen wurden Landes verwiesen. Obzwar zu dieser Zeit viele fremde Kaufleute die Regierung baten, das Land dem Handel zu eröffnen, schlug diese die Bitten rundweg ab.

Unser Verkehr mit fremden Ländern war von diesem Zeitpunkt an bis 1859 vollkommen erloschen.“

II. Verhandlungen.

Sitzung vom 20. Oktober 1906.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) Im Personalstand des Vorstandes und Ausschusses sind die folgenden Veränderungen eingetreten. Für den verstorbenen Schriftführer Hrn. Voss wurde das bisherige Mitglied des Ausschusses Hr. v. Luschan am 21. Juli als Mitglied des Vorstandes kooptiert. Hr. Baessler hat zu unserm tiefen Bedauern krankheitshalber sein Amt als Mitglied des Ausschusses niedergelegt. An seine und Hrn. v. Luschans Stelle kooptierte der Ausschuss am 12. Oktober die Herren Hans Virchow und Götze. In derselben Sitzung wurde Hr. Sökeland an Stelle des Hrn. Voss zum wissenschaftlichen Beirat des Märkischen Provinzial-Museums vom Vorstande gewählt.

(2) Als neues Mitglied ist gemeldet:

Hr. Cand. archit. Erich Brückner in Charlottenburg.

Wiedereingetreten ist Hr. Dr. Ohnefalsch-Richter.

(3) Der Vorstand hat in Übereinstimmung mit dem Ausschuss in seiner Sitzung vom 12. Oktober die Herren Dr. Deniker in Paris, Dr. Roth in Sydney und Hofrat Toldt in Wien zu korrespondierenden Mitgliedern gewählt.

(4) Während der Sommerferien haben die Herren Professoren Oppert, Ranke und Waldeyer in grösster körperlicher und geistiger Frische den 70. Geburtstag gefeiert. Der Vorsitzende wiederholt auch an dieser Stelle allen drei Mitgliedern die herzlichsten Glückwünsche der Gesellschaft.

(5) Die Herren Prof. Hoernes in Wien und v. Weinzierl in Teplitz haben ihre tiefe Teilnahme an dem Verlust, den die Gesellschaft durch den Tod des Hrn. Voss erlitten hat, brieflich ausgesprochen. — Von Hrn. Wirkl. Geh. Rat v. Neumayer ist ein Dankschreiben für die Gratulation der Gesellschaft zu seinem 80. Geburtstage eingegangen. — Hr. Prof. Conwentz in Danzig zeigt an, dass er zum staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preussen ernannt worden ist. — Von Hrn. Adolf Behrend erhalten wir die Mitteilung, dass der Verlag des Hauses Asher & Co. von ihm nun unter der Firma Behrend & Co. in Berlin W. 64, Unter den Linden 16, weiter fortgeführt wird.

(6) Nachrichten über ihre glückliche Ankunft und Grüsse an die Gesellschaft sind eingelaufen von unseren Mitgliedern: den Herren Traeger, Lehmann-Nitsche, ten Kate aus La Plata, den Herren Seler, Ehrenreich, Boas aus Quebeck. — Ausführlich berichtet Hr. K. Th. Preuss aus S. Isidro in Mexiko vom 16. August d. J.:

„Mit meinen Arbeiten bei den Cora bin ich ausnehmend zufrieden. Ich fand weit mehr, als ich je erwartete. Auch mit den Huichol habe ich mit gleichem Erfolge begonnen, habe einigen Festen beigewohnt, und, trotzdem sie in der Regenzeit sehr mit ihren Feldern beschäftigt sind, bereits eine grosse Anzahl Mythen sowie einige Gesänge ihrer Feste in ihrer Sprache aufgenommen. Ausserdem habe ich schon 25 Tuben meines Phonographen mit ihren Gesängen gefüllt."

(7) Diesen Brief begleitete der folgende

Reisebericht des Hrn. K. Th. Preuss aus San Isidro vom 30. Juni 1906.

Zwei Gesänge der Cora-Indianer.

Ein halbes Jahr ist vorüber, seitdem ich nach sechstägigem Ritt das Coradorf Jesus Maria in der südlichen Sierra Madre (Territorio Tepic, Mexiko) vor mir liegen sah, lang hingestreckt am Westufer des Rio de Jesus Maria, an dem ich die letzten beiden Tage bergauf, bergab immer nordwärts entlang geritten war. Schon in diesen Tagen hatte ich zahlreiche Ranchos der Cora von weitem erblickt, nachdem das einzige mexikanische Dorf jenseits des Rio Grande oder Rio Santiago, Guaynamota, hinter mir lag: kunstlos aufgeführte steinerne oder Adobehäuschen mit Zacatedach, einem meist nach drei Seiten offenen Schuppen als Küche, einem mit Steinmauer eingefassten kleinen Corral für gelegentliche Aufnahme von Vieh und einem bis zwei Rohrhäuschen (Carretones) auf Pfählen für Vorräte. Diese Ranchos unterscheiden sich, abgesehen von ihrem elenderen Zustand, kaum von denen der Mexikaner, wie auch die Cora meist die gleichen weiten Hosen aus gekauftem dünnen weissen Baumwollstoff und eine ähnliche, vorn meist offene Jacke nebst der Hirschfellschürze tragen. Letztere indessen scheint eher ihren Ursprung bei den Cora zu haben. Nur bei der Arbeit nahe dem Hause, am Fluss oder im Busch sieht man, besonders in der heissen Jahreszeit, die tief dunkelbraunen Gestalten der Männer bis auf den Schamschurz nackt. So machen sie trotz mancher weiteren Besonderheiten in der Kleidung, zu der auch eine schön gemusterte Umhängetasche und ein schmaler Gürtel gleicher Arbeit gehört, und trotz ihres bis in die Augen herabfallenden Haares nicht den Eindruck der Ursprünglichkeit wie die auffallenden Gestalten ihrer Nachbarn, der Huichol, mit der Menge ihres Perlenschmuckes, den breiten, in regelmässigen Figuren gewebten Gürteln und den Täschchen um die Hüften, dem selten fehlenden Bogen und Köcher, dem oft lang herabfallenden Haar und dem eigentümlichen, bis zu den Oberschenkeln reichenden Wams, das zugleich zur Schambedeckung dient. Auch diese Indianer hatte ich schon in Guaynomata kennen gelernt, wo sie ringsum in Ranchos wohnen. Es war mir daher ein angenehmer Gedanke, die

Cora gewissermassen nur als Vorbereitung für die östlicher wohnenden Huichol zu benutzen, und von den mehr in sicherem Besitztum lebenden, sesshaften Cora bald zu den armseligeren, isolierteren Huichol überzusiedeln, die trotz ihrer Ranchos oft auf der Wanderschaft begriffen und auch unter den Cora überall anzutreffen sind.

Doch habe ich erst jetzt den ersten Schritt zu den Huichol machen können, indem ich während der jetzt mit Macht eingetretenen Regenzeit — las aguas — zum Unterschied zu den vereinzelten Regen, las lluvias, des übrigen Jahres — den Rancho S. Isidro gemietet habe, an dem ganz nahe die Ranchos, Festplätze und ein Tempel (S. Barbara) der Huichol liegen. Er befindet sich nur vier Stunden von Jesus Maria nach Osten zu, und das nächste Pueblo der Huichol ist das eine Tagereise entfernte San Andres.

Wie kam es nun, dass ich mehr als ein halbes Jahr unter den Cora gelebt habe und auch jetzt noch nicht ganz mit ihnen fertig bin? — „Fertig" — natürlich nur im Sinne der mir für die Erforschung der Sierra zustehenden Zeit. Ich fand dort ein geradezu ideales Arbeitsfeld, wie geschaffen für mich, der ich einerseits Anklänge an altmexikanische Zeremonien und Religionsanschauungen, andererseits einwandfreies Material für den Werdegang primitiver Religionen suchte. So konnte ich bei den Cora meine Berliner Studien direkt am lebenden Material fortsetzen. Ich muss es mir jedoch versagen, hier ein umfassendes Bild auch nur von einem Teile des Gefundenen zu entwerfen, wie ich es an anderen Stellen (im Globus und im Archiv für Religionswissenschaft) versucht habe. Alles sind untrennbare Teile eines Ganzen. Ich begnüge mich daher mit einer Skizze des wichtigen Saatfestes oder, wie es heisst, des Mitote der Chicharra, dem ich soeben — gleichsam als genussreiche Belohnung meiner Studien — in den Bergen bei Jesus Maria und dann bei dem Nachbarpueblo San Francisco beiwohnte. Sie möge gleichsam als Rahmen dienen für zwei Gesänge und einen Mythus der Cora, die sich auf den Sonnenaufgang und die Besiegung der Sterne beziehen, um auf diese Weise eine Idee von den zahlreichen (etwa 85) religiösen Liedern zu geben, die ich im Originaltext aufzeichnen konnte.

Obwohl ich mir vorgenommen hatte, schon bei den vorbereitenden Zeremonien bzw. der Instandsetzung des Altars zugegen zu sein, erlaubte ein furchtbares Unwetter der herannahenden Regenzeit und dann der angeschwollene Fluss es nicht, früher als um 9 Uhr abends zur Stelle zu sein. Schon von dem Fest des Maisröstens im Januar her war mir die Einkleidung des Festes geläufig. Das summende Geräusch des einheimischen Musikinstrumentes, des auf einer Kalebasse ruhenden grossen Bogens verriet schon beim Näherkommen, dass der Sänger bereits bei der Arbeit war. Unermüdlich schlug er, vor dem im Osten errichteten Altar sitzend, mit zwei Stöckchen in gleichmässigem Takt die Sehne. Hinter ihm das Feuer, daneben ein kurzer Federstab aus den bläulichroten Schwanzfedern des Guacamayo, der zugleich das Feuer und die Sonne bedeutet. Um das Feuer fünf Steinsitze für die „Alten" und links

neben dem Sänger gleich diesem in einem einheimischen Sessel sitzend der Gobernador des Dorfes.

Es sind alles höchst gewichtige Leute, diese „Alten und Denker“ (íwau‘hri tíimuakas[1]); es sind Götter, tákua, wie eine grosse Menge von Tieren und „leblosen“ Objekten, denen die Gesänge Zauberkräfte zuschreiben, und wie die verstorbenen Alten. Auch aus den Liedern geht die Gottesnatur dieser lebenden Alten hervor. Ehe ich diese authentische Auskunft hatte, vermochte ich nicht recht daran zu glauben und hielt die entsprechende Erklärung der Cora eher für ein Missverständnis meinerseits, so sehr sie auch mit meinen in der Arbeit „Ursprung der Religion und Kunst“ (Globus Bd. 86/7) ausgesprochenen Ideen übereinstimmt. Wer in hohem Masse Zauberkräfte besitzt, ist bei den Cora ein Gott im buchstäblichen Sinne des Wortes. Es ist dazu nicht der enge Begriff einer vom Körper losgelösten Seele notwendig, der bisher für die Anfänge der Religion angewandt wurde.

Diese Alten vollbringen aber auch die erstaunlichsten Zauberhandlungen mit ihren Federstäben, ihrer Tabakspfeife, ihren Gesängen, Gebeten und Analogiehandlungen, nachdem sie sich durch Fasten und geschlechtliche Enthaltsamkeit genügend vorbereitet haben. Ein paar Schritte an den tischartigen Altar versetzen sie an das östliche Ende der Welt, wo die Sonne aus der Erde hervorkommt. Darüber wölbt sich in zwei diagonal verlaufenden, blumengeschmückten Holzbögen der Himmel. Die Blumen daran sind die Sterne. Ebenso leicht gelangen sie ans andere Weltende, nach Westen. Dort befindet sich auf dem Mitoteplatz das Feuer, an dem sich die beiden, etwa vierjährigen Kinder aufhalten, die den Morgenstern ‘Hàtzíkan und die Erdmutter téχkamĕ vorstellen, ausser der Sonne die beiden Hauptgötter der Cora. Entsprechend dem Aufenthalt der „Mutter“ von Mitote heisst der Westen in Jesus Maria direkt tĕ́χmata, was sehr den altmexikanischen Anschauungen entspricht. In den Zeremonien werden die Kinder durch erwachsene Stellvertreter ersetzt. Doch sind sie stets dabei gegenwärtig und allein geschmückt. In der gegenständlichen Schilderung der Gesänge werden diese Kinder nicht als Abbilder, sondern als die Gottheiten selbst betrachtet, die hier vor dem Altar und nach den vier Richtungen hin ihre Taten für das Gedeihen der Welt verrichten.

Auf dem Altar befand sich als Hauptstück die mit Blumen und ungesponnener Baumwolle, den „Wolken“, gefüllte Kürbisschale (jicara), die die Welt bedeutet, ebenso wie die in Perlen ausgelegte Zeichnung im Innern des Bodens, im wesentlichen ein achtstrahliger Stern, den Platz des Mitote und damit die ganze Welt bezeichnet. In S. Francisco lag sorgfältig eingehüllt ein Maiskolben darin, der alle fünf Jahre erneut wird, und die Erdgöttin selbst darstellt. Entsprechend muss das kleine Mädchen, das dort etwa zwölf Jahre alt sein mochte, fünf Jahre lang den anstrengenden Dienst als Erdgöttin bei allen Festen versehen. Zwei riesige Maisklösse, mit Blumen und Federn geschmückt, waren Chicharras, die

---

1) In den Coraworten dieser Arbeit bedeutet ‘h das spanische j, x ist = sch, ‘ bezeichnet den Saltillo. Ausserdem kommt das griechische χ vor.

im Juni und Juli singenden geflügelten Insekten in S. Francisco, nach denen das ganze Fest „Mitote der Chicharra" genannt wird. Ein kleineres tamal der Art lag nahe dem Feuer der beiden kleinen Götter im Westen. Diese „Chicharras", von deren Genuss man reichlichen Regen erwartet, sind in einem der Lieder von Jesus Maria wiederum als die Blumen und Früchte hervorbringende Erde geschildert, ebenso wie in S. Francisco ein Lied das Vorstadium der Kröte, das um diese Zeit überall in den Bächen zu finden ist, als den Tanzplatz der Götter, die von Wasser umgebene Welt, feiert. Ausserdem enthielt der Altar alle bei den Zeremonien gebrauchten Geräte, Stirnbinde und Halsketten der genannten beiden Gottheiten und des Hirsches, d. h. der Sterne, Bogen, Köcher und Pfeile des Morgensterns, Farben zur Bemalung ihres Gesichts, die beiden blumengeschmückten Stäbe, die beim Säetanz zum Versenken der Saat gebraucht werden, die mit Regenwolken und Blitzen bemalten Stäbe der Vortänzer und ihre ungeheuren Rasseln aus Rohrtuben, die sie am Knie tragen, ferner Blumen, Früchte, tamales, Peyoteknollen, deren Genuss eine höchst stimulierende Wirkung hat, Taschen mit Mais für die Saat und vieles andere. Erwähnen muss ich nur noch die bei allen Zeremonien von den Beteiligten gebrauchten Federstäbe mit Federn des Blauhähers (sp. mex. Urraca), die diesmal im Gegensatz zu der Feier des Mitote im Januar nicht in den Boden gesteckt waren, sondern auf dem Altar lagen, während ihren Platz am Boden Federstäbe aus den der Sonne zukommenden Guacamayofedern einnahmen, augenscheinlich, weil jetzt die Sonne die Welt beherrschte, der man einen Monat vorher rot bemalte Zeremonialpfeile mit denselben Federn in den Höhlen der Berge niedergelegt hatte.

In dem anderen Dorfe (S. Francisco) wurde wohl in derselben Idee in einer langen Zeremonie der neben dem Feuer steckende Guacamayostab durch einen neuen ersetzt. Dort war auch das ganze Fest hauptsächlich der besonderen Lokalform des Sonnengottes Toákamuuta nebst zwei Erscheinungen der Erdmutter gewidmet. Das wurde durch drei grosse Pfeile mit je einem achteckigen Stern aus weissen Baumwollfäden ausgedrückt, die vor dem Altar im Boden steckten, und zwar der mittlere der Sonne, die beiden seitlichen der Erdmutter gewidmet. Grosse Pflocken aus ungesponnener Baumwolle an den Ecken der Sterne bedeuteten gewaltige Krüge mit Wasser. Und der gleiche Stoff bildete auf dem Altar selbst einen breiten Bogen auf einem Zickzackgestell, unter dem die jicara der Göttin stand: die Erde unter dem Blitze sendenden Wolkenhimmel.

Nicht ohne eine gewisse Rührung vermag ich an die Zeremonien und Tänze dieser Feste zurückzudenken, zumal ich mich nun ganz in die Ideen der Cora oder ihrer Vorfahren zurückversetzen konnte. Namentlich trug auch das überaus freundliche Verhalten der Bewohner von S. Francisco, an deren Zeremonien ich tätigen Anteil nehmen musste, viel zu meinen angenehmen Empfindungen bei[1]), obwohl der Mitote in Jesus

1) Übrigens war die Freundlichkeit der Bewohner von S. Francisco vielleicht nicht ganz ohne Berechnung, da sie von mir eine Bescheinigung wünschten, dass in ihren Gebräuchen nichts Verwerfliches enthalten sei. Vor einigen Jahren hatte nämlich ein Sekretär, der Verweser der Subpräfektur in Jesus Maria, Versuche zur Unterdrückung der Zeremonien gemacht.

Maria vielleicht noch interessanter war. Auf dem Hinweg in dem breiten Tal des Rio de Jesus Maria, wo man vier- bis fünfmal den Fluss kreuzend am schnellsten nach S. Francisco gelangt, nahm ich zugleich Abschied von den sagenumwobenen Stätten, an denen ich so oft vorübergeritten war. Da mündet oberhalb des Dorfes der Arroyo de Santiago, der aus der Lagune von S. Theresa, dem Überrest der grossen Flut kommt. Hier suchte die grosse Schlange der Flut, von der wir noch vernehmen werden, die beiden Felsen, die sogen. aguilillas, die indessen nach Süden geflohen waren, und begab sich dann aufwärts zur Lagune, deren Bewohner sich vor Angst ins Wasser stürzten, wo sie seitdem ihr Vineta hatten, bis sie sich schliesslich in die gefürchteten Flussgötter, Txákate, verwandelten. Denselben Weg abwärts nehmen, wie ein Mitotegesang umständlich schildert, die Götter des Arroyo, wenn sie sich zum Mitote in S. Francisco begeben. Gegenüber der Mündung des Baches liegt eine grosse Höhle mit unzähligen tamales aus Asche, von denen einige einen halben Zentner wiegen. Jedes Jahr werden dort unmittelbar nach dem Saatfest einige niedergelegt, um zu verhüten, dass mit dem Regen zugleich viel Wind komme, der die Saaten niederdrückt. Im Flusstal weht der Wind besonders stark, und diese Stelle speziell wird als Eingangstor von S. Francisco bezeichnet. Und dicht daneben ist eine andere Höhle zum Niederlegen grosser Pfeile mit Zeichnungen von „Worten" (niúnkari), d. h. von Wolken und Blitzen, die denselben Zweck verfolgen. Der Anfertigung dieser Objekte in der Nacht nach dem Mitote konnte ich leider wegen zu grosser Ermüdung nicht beiwohnen.

Die Regenzeit hatte bereits begonnen, und die zahlreichen Tiere, die sich dann bemerkbar machen und in langen Gesängen jedes besonders als Götter gefeiert werden, erinnerten mich fortwährend an das Fest, dem ich entgegensah. Vor allem die chicharra selbst, die in Scharen singend einen ohrenbetäubenden Lärm verursacht, aber einzeln das Wort tzĭkĭrí wiedergibt, mit dem die Cora das Tier benennen. Es hört sich an wie das Klingen metallischer Saiten hoch in der Luft, und solange ich den Ton noch nicht kannte, erschien er mir wie der Wiederhall der Schläge des Sängers auf seinem Bogen, der in der glutheissen Atmosphäre in dem jungen Grün des sich über dem Mitoteplatz wölbenden Chócote-Baumes nachzitterte. Am Wege kroch der wurmartige kùréi mit unzähligen Füssen, gleichfalls ein Produkt der Regenzeit, der nach einem Liede so nützlich zum Hervorbringen des Regens ist, und der Frosch[1]), der durch seine List die ihn verfolgenden Wolken bis ins Land der Cora ruft.

Um 10 Uhr vormittags erreichte ich den Mitoteplatz, der eine Stunde westlich von S. Francisco auf dem Cerro de Zytalpa inmitten gewaltiger Felsblöcke liegt. Ein solches Feld von Steinblöcken heisst táuta, ein Name, mit dem man in S. Francisco zugleich den Ort des Mitote und eine Gegend im Nordosten der Welt bezeichnet, wo eine Form der Erdmutter wohnt. Man legte gerade die letzte Hand an die Ausschmückung des Altars, aber der Sänger war bereits tätig, obwohl nur die bei den

1) Die Cora unterscheiden nicht Kröte (sapo) und Frosch (rana).

Zeremonien Beteiligten am Platze waren. Eine Stunde später begannen dann die Zeremonien mit der bereits erwähnten Einweihung des neuen Guacamayo-Federstabes für das Feuer. Um Mittag erfolgte die feierliche Bekleidung der kleinen Erdmutter mit der Federstirnbinde und der Halskette, mit denen die jicara auf dem Altar geschmückt war. Vorher scheuchte man alles Üble von ihr mit den Federstäben fort und wies es in die Luft. Sie empfängt eine jicara mit Wasser, in die die Alten den Rauch ihrer Pfeifen, die Wolken, hineinblasen, und besprengt mit seinem Büschel von weissen Sacalosuche-Blumen den Altar. Nach einem Umgange um das Feuer schliessen sich dann von Norden kommend acht Personen, Männer und Frauen, an, die je ein blumengeschmücktes Bündel mit fünf Maiskolben tragen. Ein neunter trägt die chicharras und ein Aschentamal in einem einheimischen Korbe (huacal) auf dem Rücken. Alles wird nach fünfmaligem Umgang auf dem Altar niedergelegt. Dann kniet jeder einzeln vor der Erdmutter nieder und lässt sich Haupt und Hände reichlich mit dem Wasser der jicara besprengen. Ein Schluck aus derselben jicara beendet die 24stündige Fastenzeit der „Alten“, die weniger wegen der Enthaltung von Speise und Schlaf, als wegen des fehlenden Trinkwassers zwischen den glühenden Felsen unangenehm gewesen sein muss. Auch ich empfing in derselben Weise den Segen téχkamĕs und trank aus der jicara.

Doch es ist nicht meine Absicht, alle Zeremonien in derselben Weise kurz anzudeuten. Wenn man sich vorstellt, dass eine solche Kulthandlung in einzelnen Teilen nach den vier Richtungen wiederholt wird, während ein Alter bei jedem Akt lange Gebete murmelt, so wird man einen Begriff von ihrer langen Dauer erhalten. In der Tat standen sie stundenlang in der glühenden Sonne[1]), der man übrigens auf dem ganzen Platz nicht entrinnen konnte, und in den begleitenden Liedern pflegen die einzelnen Akte mit derselben Umständlichkeit geschildert zu werden, nur dass sie sich an den Enden der Welt statt auf dem engen Festplatz abspielen.

Nach der Mittagspause, um 5 Uhr, nahm der Sänger die Arbeit von neuem auf, und nach einer Zeremonie vor dem Altar, um 6 Uhr, in der als Regenzauber der armen Erdmutter von sämtlichen zelebrierenden Alten der Rauch ihrer Pfeifen ins Gesicht geblasen wurde — begann ein zwölfstündiger Tanz, nur unterbrochen durch einen Umgang mit den Maiskolben und Chicharra-tamales unter Vorantragen der erwähnten drei grossen Zeremonialpfeile um 4 Uhr morgens. Es hatte sich allmählich viel Volk, Männer, Frauen und Kinder, eingefunden, die den mit einer niedrigen Steinmauer umgebenen Mitoteplatz fast ganz füllten. Man konnte sich so in einen Ballsaal versetzt denken. Alle nahmen lebhaften Anteil an jeder Einzelheit, die in dem Raume vorging. In der Mitte wurde in einer grossen jicara eine Peyotebowle bereitet, aus der jeder zunächst einen grossen Schöpflöffel voll erhielt — natürlich wurde derselbe Löffel für alle gebraucht. Es war mehr ein dicker Brei, als ein Getränk, und der Genuss, namentlich in grösseren Quantitäten, gehört zu den

---

1) In Jesus Maria mass ich im Mai und Juni mittags ständig 43—45° C. im Schatten.

Opfern, die der Forschungsreisende der Wissenschaft bringt. Der Peyote raubt den Schlaf, dem ich um so weniger nachgehen konnte, als ich wieder und wieder auf einen der unbequemen niedrigen Steinsitze in der Mitte, nahe dem röstenden Mittelfeuer genötigt wurde, um eine Maisstrohzigarette mit ihnen zu rauchen und Peyote zu trinken, während im Rücken die Tänzer in dröhnendem Takt ihrer Sandalen vorbeirasten. Von fern her vernahm man den rollenden Donner, der Götter Worte, von denen in den Liedern soviel gesprochen wird. Doch verschonte uns diesmal der übliche Nachtregen. Eine Chicharra stürzte ins Feuer und sang noch schnell ihr Todeslied. Doch die Indianer störte der Tod ihres Gottes nicht im geringsten, und mit demselben Gleichmut wurde ein mächtiger Tausendfuss, der zwischen ihren nackten Beinen hindurchkroch, dem Feuer überantwortet, wo er grell beleuchtet und scheinbar unverbrennbar lange Zeit in allen Einzelheiten sichtbar war.

Der Tanz bestand in einer Art Zweitritt mit starker Markierung jedes zweiten Trittes und besonderer Betonung etwaiger Absätze des Gesanges, der häufig wechselnde wohlklingende Melodien hat. Trotz der Einfachheit des Tanzes, und obwohl jeder für sich tanzt, wird man nicht müde, ihm zuzuschauen. Im langen Zuge, einzeln oder zu zweien, kommen zuerst die Männer, dann die Frauen vorüber, immer in der Richtung Osten, Norden, Westen, Süden um das Feuer herum. Vor dem Altar wird nach jedem Rundgang hin und her getanzt, so dass auch die langsamsten Tänzer, nämlich alte Frauen, sich daran beteiligen können. Auch solche tanzten stundenlang mit, während andererseits niemand imstande war, ununterbrochen als Vortänzer zu dienen, da der Tanz nach jedem Gesang nur auf Sekunden unterbrochen wurde.

Am wildesten ist der Tanz um Mitternacht, wenn der Gesang des Adlers (sp. mex. aguila real), des nimmer schlafenden, der die Welt überschaut, gesungen wird. Gegen Morgen wurde der Gesang der Eule (sp. mex. tecolote) getanzt, die die Toten repräsentiert, aber zugleich den Regen bringt, ohne dass jedoch der Tanz ein charakteristisches Gepräge hatte. In dem folgenden Gesang des Blauhähers (sp. mex. Urraca), des Tieres der Erdmutter, tanzten vier bzw. einer mit entsprechenden Federstäben vor dem Sänger und dann vor dem Altar, und schliesslich suchten die übrigen dem einen die Feder tanzend zu entreissen. Der wichtigste Tanz des Festes, der Tanz der Chicharra, fand um die Zeit des Sonnenaufgangs statt. Dem am besten tanzenden Mädchen wurde ein Tuch um die Stirn gebunden und mit weissen Sacalosuche-Blumen besteckt. Mit dem kleinsten Chicharra-tamal in beiden Händen tanzte sie zunächst vor dem Altar hin und her, während ihr mit den gekreuzten Tanzstäben der Vortänzer der Weg versperrt wurde. Auf ein Wort von ihr fielen aber die Stäbe, und sie begann nun, gefolgt von allen Tänzern in plötzlichen Wendungen Schläge mit der chicharra auszuteilen und auch alle rundum Sitzenden auf Kopf und Schultern zu treffen, bis ihr die Tänzer die Blumen und Früchte von dem Chicharra-tamal, diesen selbst und die Blumen aus ihrem Kopfschmuck rauben. Schliesslich wird ihr aber der geplünderte Tamal wieder eingehändigt, und sie übergibt ihn, immer

tanzend, einem Alten, der ihn auf den Altar niederlegt. Er wird sofort zerteilt nebst den anderen, und jeder erhält ein kleines Stückchen, von dem aber ein winziger Bruchteil für die Toten und Götter wieder eingefordert wird.

Nach der Frühstückspause folgten andere Zeremonien ohne besonderen Charakter. Unter den Tänzen mag noch der des „Gottes, der Blumen pflückt" (sáutari) erwähnt werden, der zugleich als Abendstern betrachtet wird. Wiederum suchten alle Tänzer einem eine Blume bzw. Blätter zu entreissen, und der schliessliche Gewinner sprang als Gott sáutari unter dem Altar hindurch, d. h. in die Unterwelt. Ein Säetanz wurde hier jedoch nicht ausgeführt. In Jesus Maria tanzten ihn zwei alte Frauen mit den blumengeschmückten Säestöcken, zuerst vor dem Altar, dann nach den übrigen drei Richtungen, während alle „Alten" sowie 'Hàtzíkan und téχkamĕ mit ihren Federstäben dahinter standen. Tanzend bohrten sie scheinbar Löcher in den Boden, säeten statt des Maises, den sie in ihren Umhängetaschen trugen, Blumen aus der jicara der Erdgöttin, und scharrten die Löcher zu, die dann vermittelst einer weissen Blume (sp. mex. corpus) mit heiligem Wasser besprengt wurden. Dieser Frauentanz ist natürlich zugleich ein Hinweis auf die Bedeutung, die der Frau bei dem Ackerbau früher zufiel.

Der Gesang vom Kampf der Sonne mit den Sternen.

Auch die Zeremonie, zu der ich als Probe einen der Gesänge mitteilen möchte, findet sich nicht in San Francisco: die Hirschjagd, in der der Hirsch die Sterne, der Jäger den Gott 'Hàtzíkan, den „älteren Bruder", den Morgenstern, vorstellt, der hier, wie überhaupt oft, in der Religion der Cora, an Stelle der Sonne steht. In San Francisco gibt es zwar auch einen Gesang, der erzählt, dass der Hirsch getötet sei, aber keine Zeremonie. In Jesus·Maria dagegen fehlt sie in keinem Mitote, obwohl sie manchmal nur angedeutet ist. Ich habe diesen Gesang hier ausgewählt, weil er von besonderer Wichtigkeit nicht nur für das Verständnis der Religion der Cora, sondern der Stämme der Sierra, insbesondere der benachbarten Huichol und auch der alten Mexikaner ist.

Etwa um Mitternacht sprang in wilden Sätzen durch die Reihen der wie gewöhnlich um das Feuer Tanzenden ein Mann ohne besondere Abzeichen, der den gejagten Hirsch darstellte. Ohne besondere Ursache fällt er schliesslich im Westen nieder, wird nach einiger Zeit von den beiden Vortänzern auf die Schultern gehoben, im Tanze mehreremal um das Feuer herumgetragen, dann an der Nordseite des Altars niedergelegt, scheinbar abgehäutet und mit einer Decke bedeckt. Dieses bedeutet das Dämpfen des Hirsches in einer mit Erde zugedeckten Grube, wie es üblich ist. Früher soll man auch die Grube für diese Szene angelegt haben. Ein Alter nimmt vom Altar zwei Ketten aus den weisslich schimmernden „Zacateperlen" und legt sie den beiden Vortänzern um. Sie bilden den Schmuck des Hirsches, den er in einer anderen Szene kreuzweise von der Schulter zur Hüfte trägt, und bedeuten offenbar die Sterne. Nach einigen Minuten erhebt sich der Darsteller des Hirsches,

und die Zeremonie ist zu Ende. Das dabei gesungene Lied lautet in wörtlicher Übersetzung des von mir aufgenommenen Textes:

„Unser älterer Bruder (= 'Hàtzíkan) denkt, er erinnert sich[1]): lasst uns den Hirsch jagen, meine jüngeren Brüder. Verseht euch wohl mit Stricken, meine jüngeren Brüder, ihr Führer (des Tanzes), umhegt ihn mit schwarzen Stricken. Legt die Stricke auf den Gebirgskämmen, umhegt ihn mit Stricken voller Punkte, stellt die Fallen mit den Stricken.[2]) Schon haben wir's vollendet. Lasst uns den Hirsch jagen auf den Wegen des Kammes. Dort werden wir ihn suchen, der im Berge wohnt, mitten auf dem Kamme. Wir gehen, es umhüllt uns der Nebel. Schon erklimmen wir den Berg. Mitten auf ihm stehen wir. Wir erinnern uns dessen, der im Berge lebt. Bereits sprechen wir mit dem Naual.[3]) Du wirst es machen. Du wirst nach ihm schreien. Schon schreit er nach ihm, der im Berge lebt. Dort hört er ihn. Es ergreift ihn die Furcht. Der Knabe 'Hàtzíkan wartet auf ihn unten im Osten[4]) am Rande (der Welt). Dort erwartet er ihn mit dem Pfeil. Da springt der in dem Berge wohnt. Es schwirrt der Pfeil nahe unten im Osten am Rande (der Welt). Er sendet ihn. Über ihm schwirrt er dahin. Nochmals schiesst er. An der Unterseite schwirrt er vorbei. Wieder schiesst er. Er schwirrt in die Mitte, mitten in die Rippen. Es weint der im Berge wohnt. Er spielte ihm übel mit. Er fällt. Schon rennt er wie ein Trunkener. Am Rande des Westens fällt er sterbend. Dort bleibt er und stirbt. Unser älterer Bruder 'Hàtzíkan geht ihn suchen auf seiner Welt. Er hat ihn gefunden am westlichen Rande. Wir finden ihn dort. Er schaut auf ihn und spricht zu den Führern (des Tanzes), seinen jüngeren Brüdern: Da ist er, der im Berge lebt, bringt ihn, ihr Führer. Da bringen sie ihn nach unten zum Osten, sie bringen ihn nach dem Westen, nach dem Norden und Süden. Sie bringen ihn in die Mitte nach dem Ort unter uns und über uns. Sie bringen ihn überall hin, und nachdem sie mit allen Orten fertig sind, lassen sie ihn unten im Osten am Rande (der Welt). Sie gedenken, ihm Übles anzutun. Über und über schmücken sie ihn mit seinem Leben.[5]) Schon wendet sich unsere Mutter[6]) und geht

---

1) Die gewöhnliche Formel vor Beginn einer Handlung: tíimuatse rautámuareri.

2) Bei den Cora wie bei den Huichol werden die Hirsche fast ausschliesslich in Schlingen aus Iztle gefangen, die in langen Reihen zwischen zwei Baumstämmen auf den Wegen ausgespannt sind, die der Hirsch voraussichtlich nimmt. Zu beiden Seiten der Falle wird der Durchgang durch Zweige gesperrt, damit der Hirsch eher durch die scheinbare Öffnung geht, wo die Schlinge ist. Der Hirsch wird bei den Huichol unter grossem Geschrei in die Schlingen getrieben. Damit sie nicht sichtbar sind, werden sie bei den Cora mitunter mit verkohlten entkörnten Maiskolben geschwärzt. Doch kann der Sinn der schwarzen Farbe auch mythisch aufgefasst werden, wie sich auch die Punkte auf die Sterne beziehen.

3) Utatawí, die Cora wissen nicht mehr von ihm zu sagen, als dass er ein Tákua (Gott) ist.

4) Saretĕ wird als der Ort unter dem Altar bezeichnet.

5) Eine direkte Erklärung war nicht zu erlangen. Es werden Blumen sein, die als Sterne und lebenspendend betrachtet werden.

6) Die Erdmutter Téχkamĕ. Das bezieht sich offenbar auf eine früher aufgeführte Zeremonie, in der die die Göttin darstellende Frau (an Stelle der eigentlichen Repräsentantin, des kleinen Mädchens) an den Hirsch herangetreten und sich zu ihm herabgebeugt habe.

nach ihrem Hause im Westen.[1]) Die Führer denken daran.[2]) Sie öffnen ihn und nehmen ihm sein Kleid (die Haut). Fertig damit, überlegen die Führer. Sie wollen ihn auf das Feuer werfen. Sie werfen ihn und decken ihn mit Kraut zu. Sie bedecken ihn mit Erde.[3]) Sie enden damit und tanzen herum (um das Mittelfeuer), sich freuend dessen, der im Berge lebt. (Doch) er weiss, sie zu betrügen. Er erhebt sich aus dem Feuer, erhebt sich und schüttelt sich. Mit allem weiss er Bescheid, wie es anzufassen ist. Er erinnert sich des Tanzes unter seinen jüngeren Brüdern. Er tanzt. Schon tanzt er vor den Führern. Alle seine jüngeren Brüder lässt er tanzen.[4]) Schon will er gehen nach seinem Hause im Berge. Er geht nach seinem Hause im Berge. Zur Mitte steigt er empor, mitten auf den Bergkamm. Er ist ihm nahe. Schon langt er an bei seinem Hause im Berge. Er tritt ein in sein Haus im Berge. Mit allem verschwindet er dort.“

Dass der Hirsch in der Tat die Sterne bedeutet, ist sowohl durch direkte Angaben der Cora wie durch zahlreiche Mythen, Lieder und Zeremonien und durch den Schmuck des Hirsches gesichert, den der betreffende Tänzer bei einem anderen Tanze trägt. Dieser fand im Mitote des Maisröstens im Januar beim Aufgang des Morgensterns, in dem Mitote der Saat um 8 Uhr, also lange nach Sonnenaufgang statt. In der Zeremonie war der Hirsch fast genau so wie ‘Hàtzíkan, der Morgenstern, geschmückt: mit der Stirnbinde aus den gelblich grünen Federn des Papagei (Perico), die dem letztgenannten besonders zukommen, und den kreuzweise von den Schultern zu den Hüften gehenden Ketten aus „Zacateperlen“. Der Hirsch trägt in der einen Hand einen an ein Stäbchen gebundenen Hirschschwanz und hält ihn bei diesem Tanze hinten an dem Gürtel. Doch verweile ich bei der Zeremonie nicht weiter und teile das sie begleitende Lied nicht mit. Das Hauptziel des Tanzes ist, dass der Hirsch, die Sterne, den von ihm ausgehenden Segen durch Fusstritte allen Teilnehmern, auch den beiden kleinen „Göttern“, und allen Objekten des Tanzes — dem Altar, dem Feuer, dem Bogen des Sängers, den Lebensmitteln usw. — mitteilt. Am Schluss ist er über und über in Schweiss gebadet.

Der Tanz, der sich gewissermassen an die Szene der Hirschtötung anschliesst, und von dem ich jetzt berichten will, wurde kurz vorher ausgeführt und war sehr unscheinbar. Im Mitote des reifen Maises im Januar fehlte er ganz. Nur die dazugehörende Zeremonie — ein Pfeilschuss ‘Hàtzíkans — fand damals statt. Das Kind ‘Hàtzíkans wurde vor den Altar geführt und sollte mit dem auf dem Altar liegenden Bogen einen Schuss abgeben. Da er es aber nicht vermochte, tat den Schuss der ihn

1) Wir erinnern uns, dass die Repräsentantin der Göttin sich im Mitote immer an einem Feuer am Westende des Platzes aufhält.

2) An das, was ihnen zu tun obliegt.

3) Alles genau so wie beim wirklichen Dämpfen des Hirsches in einer Grube.

4) Der betreffende Gesang wird als „sein“ Gesang bezeichnet, und indem er gesungen wird, bewegt er alle zum Tanzen. In der Zeremonie selbst tanzt übrigens der Hirsch nicht, nachdem er sich erhoben (s. vorher).

vertretende grössere Knabe. Der Pfeil fiel im Westen nieder. Zugleich nahm ein Tänzer einen Gürtel auf, den der Gehilfe des „Gobernadors" sich abgebunden und im Westen niedergelegt hatte, und tanzte, ihn schwenkend, einigemal um das Feuer, um ihn schliesslich auf die Bögen des Altars, also auf das Himmelsgewölbe im Osten, zu schleudern. Es ist wichtig, dass diese, wie viele andere Zeremonien, sich wie Erfindungen des Augenblicks ausnahmen, etwa wie neue Kotillonscherze — und wie leicht überhaupt Zeremonien der Naturvölker mit blossen Belustigungen verwechselt werden, lehrt die Geschichte der Völkerkunde nur allzu deutlich.

Dieser Gürtel stellte eine Schlange dar, die in dem Meer der Morgenröte lebt, bzw. diese selbst — und nach einem Mythus der Cora existiert sie auch im Westen. Hören wir nun den begleitenden Gesang.

Gesang von der Tötung der Schlange in der Morgenröte.

Schon will dort herauskommen unser älterer Bruder, heraus auf seine andere Welt. Er erscheint und schaut über seine Welt, jenseits stehend. Er weiss von der Schlange[1]) fern im Wasser, weiss, dass sie in ihrem Wasser ist. Schon bedroht sie die Erdgeborenen. Er wird es verstehen, unser älterer Bruder, der Stern, dort. Nach allen Richtungen denkt er. Er erinnert sich seines Bogens und Pfeiles. Da holt er ihn aus seinem Köcher und legt ihn auf den Bogen. Zur Probe zieht er die Sehne und zielt. Er zieht und schnellt den Pfeil. Gerade über uns schwirrt der Pfeil, funkelnd. Dort fällt er mitten ins Wasser und trifft. Wohl bohrt er sich ein, mitten in die Schlange. Weinend stirbt sie. Dort liegt sie an des Wassers Rande. Unser älterer Bruder weiss, (wie er es macht). Bringt er nicht dort seinen Pfeil kraft seiner Gedanken? Dort hält er ihn jenseits seiner Welt. Er denkt und erinnert sich: den Adler[2]) über uns will ich benachrichtigen. Schon wendet er sich und wandelt auf dem Wege mitten über uns. Er kommt näher und langt am Ziele an. Es grüsst unser älterer Bruder den Adler über uns. Als er damit zu Ende, spricht er zu ihm: „Ich tötete die Schlange. Dort liegt sie am Rande des Wassers." Der Adler weiss und erinnert sich des Falken.[3]) Er ruft ihn. Da kommt der Falke zum Adler geflogen, und dieser gibt ihm den Auftrag: „Geh, und bringe die Schlange." Der Falke weiss und bedenkt sich. Dann wendet er und kreist auf dem Wege, der unter uns führt.[4]). Er nähert sich dem Rande des Wassers. Dort langt er an und schaut auf die Schlange. Er packt sie und will sie emporheben. Schon steigt er mit ihr, kreist und schwebt auf dem Wege aufwärts. Immer steigend mit ihr nähert er sich dem Adler und spricht zu ihm: „Hier ist, wonach du mich sandtest, ich will es dir übergeben.

---

1) kúuku ist der gewöhnliche Name für Schlange.

2) kuŏ́lrĕăbĕ̈ (aguila real) meist mit dem Zusatz tahapóa (über uns) ist Beiname der Sonne.

3) ísiχtxau ist ein grosser, sehr behender Falke, der sich an den Felsabhängen findet.

4) Der Adler wird augenscheinlich als mitten am Himmel befindlich gedacht.

Dann übergibt er die Schlange dem Adler. Er hält sie und schaut auf sie, schlägt mit den Flügeln, sich freuend des Frasses. Schon sprengt er Wasser des Lebens über seine Welt und lässt es dort. Er wendet sich mit dem Falken und mit unserem älteren Bruder, dem Stern. Mögen sie ausruhen mitten über uns. Es ruht unser älterer Bruder, der Stern. Mit allem endet er, dort fern über uns."

Es bedarf keiner Erörterung, dass auch diese beiden Szenen — in den Zeremonien sowohl wie in den Liedern — ebenso wie alle anderen der Cora nicht blosse ästhetische Naturbetrachtung darstellen, sondern einerseits die Wirklichkeit der geschilderten Vorgänge zur Voraussetzung haben und andererseits direkten Nutzen im Gefolge haben sollen. Der Sieg der Sonne über die Sterne und über die Schlange der Morgenröte wird dadurch gewährleistet. Die Nacht wird auch künftig nur so lange währen, wie es Regel ist, und die Schlange in dem Wasser der Morgenröte wird nicht eine neue grosse Flut herbeiführen, wie die von mir im Urtext aufgeschriebenen Mythen der Cora melden. Dass aber bei dem Saatfest, wo die Sonne ihren nördlichsten Stand erreicht, diese Szenen besonders ausführlich zur Darstellung gebracht wurden, scheint nicht ohne Absicht geschehen zu sein, weil hier zugleich der jährliche Sieg der Sonne gefeiert wird, an den zugleich Saat und Ernte als Folge geknüpft sind. Nach meinen Erkundigungen scheint dieser Gedanke noch viel deutlicher bei den benachbarten Huichol zum Ausdruck zu kommen, die im Mai ihr grösstes Fest haxári nach Erlegung vieler Hirsche, der Sterne feiern, wie auch bei den Mitotes der Cora Hirschfleisch selten fehlt. Die Hirsche sind hier genau in derselben Idee an die Stelle der Menschenopfer bei den alten Azteken getreten, die ihrerseits den Sieg der Sonne über die Sterne an einigen Jahresfesten durch zahlreiche Menschenopfer feierten. In ihren Mythen und Bilderschriften ist viel von diesem Kampfe die Rede. In einigen Bildern sehen wir sogar, wie die Sonne als Adler die Sterne in Gestalt eines Kaninchens packt, und dieses befindet sich im Rachen einer grossen Schlange, der Morgenröte, die ihrerseits ebenfalls von den Krallen des Adlers zerrissen wird.[1]) Auch die Auffassung der Morgenröte als Wasser ist deutlich bei den alten Mexikanern vorhanden. So finde ich meine Erklärungen der mexikanischen Mythen, Bilderschriften und Feste durch meine Funde bei den Cora-Indianern aufs schönste bestätigt.

(8) Hr. Lissauer berichtet über einen Besuch des naturhistorischen Museums in St. Gallen, in welchem die reichen paläolithischen Funde vom Typus der Moustierschaber ausgestellt sind, die Hr. Baechler in der 1477 *m* hohen Wildkirchlihöhle mitten unter den Resten des Höhlenbären gefunden hat. Die Höhle wurde lange Zeit nur durch Händler ausgebeutet, bis Hr. Baechler im Interesse des Museums die Ausgrabungen

---

1) Vgl. meine Aufsätze: Der Kampf der Sonne mit den Sternen im alten Mexiko, Globus LXXXVI, und: Einfluss der Natur auf die Religion in Mexiko und den Vereinigten Staaten, Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde, Berlin 1905.

begann, zunächst nur in der Absicht, von dem Höhlenbären möglichst viel und gutes Material zu sammeln. Von diesem sind auch zwei prächtige Exemplare ganz erhaltener Schädel ausgestellt. Erst später wurden bei diesen Ausgrabungen in derselben Schicht zahlreiche Schaber aus Quarzit und einige aus Silex gefunden. Da aber oben in der Höhle nur Schrattenkalk ansteht, so müssen diese Manufakte von unten her hinaufgebracht sein und es gewinnt dadurch die Ansicht an Wahrscheinlichkeit, dass die Wildkirchlihöhle nur eine Jägerstation war wie Předmost. Hr. Baechler demonstrierte mir wiederholt die Sammlung und versprach nach Abschluss der Ausgrabungen uns einen ausführlichen Bericht für die Zeitschrift zu senden.

(9) Hr. Willi Pessler übersendet aus Hannover eine Abhandlung über

das altsächsische Bauernhaus der Insel Rügen.

(Mit 17 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.)

Wie wichtig die Kenntnis des Hausbaues für die Kolonisationsgeschichte einer Landschaft ist, wird durch neuere Forschungen immer deutlicher; speziell für Rügen hatte schon Rudolf Virchow[1]) dieses angenommen und in Binz und Vilmnitz die ältesten Bauten mit Recht als altsächsisch angesprochen, was Robert Krause[2]) auf die andern Langhäuser der Insel ausdehnt und A. Haas[3]) für Mönchgut nachweist und durch vortreffliche Abbildungen aus Altreddewitz und Grosszicker belegt. Wenn aber Fritz Worm[4]) den unverfälschten Zeugen sächsischer Vorzeit als echtes Wendenhaus bezeichnet, so ist das ein Irrtum, der sich in Pommern auf dem Lande überaus häufig findet, ja als herrschend bezeichnet werden kann; vielleicht einmal durch einen Gelehrten eingeschleppt, ist er bei seiner grossen Ausdehnung unausrottbar, denn auf Wollin und in Hinterpommern sprachen die Leute angesichts eines sächsischen Langhauses stets von „so'n ollen huse ut de wendentid". Von friesischem Einflusse zeigt weder das Volkstum der Insel noch speziell die Bauweise irgend eine Spur. Die Frage, ob während der Schwedenzeit zahlreiche skandinavische Adelsgeschlechter herübergekommen sind, bleibt für die Untersuchung der Bauernhäuser ganz ausser Betracht. Wie wenig sich die Volkstracht ethnographisch verwerten lässt, ist bekannt. Ausser den historischen Zeugnissen sind wir also nur auf die Bauart und Mundart angewiesen. Wenn letztere nun aufs engste mit der mecklenburg-neuvorpommerschen zusammengehört und somit den östlichen Teil der nordniedersächsischen Gruppe darstellt, so kann es nicht wundernehmen, wenn sich für den Haustypus dasselbe oder ähnliches ergibt. Dass eine Insel alle auf ihr vorhandenen Lebenserscheinungen durch die Isoliertheit

1) Verhandlungen d. Berliner Ges. f. Anthrop., Ethn. u. Urg., Sitzung v. 16. Oktober 1886. S. 97.

2) Volksdichte u. Siedlungsverhältnisse d. Insel Rügen. VIII. Jahresber. d. Geogr. Ges. Greifswald.

3) Volkskundliches von der Halbinsel M. Beil. zum Programm d. Schiller-Realgymnasium Stettin, Ostern 1905.

4) In F. Ücker, Pommern in Wort und Bild. Stettin 1904. S. 167.

einander anähnlicht und so eine erkennbare Gemeinsamkeit schafft, die sich durch eben dieselbe Insellage auch wiederum den von ausserhalb kommenden störenden fremden Einflüssen entzieht und sich länger bewahrt als auf dem Festlande, ist ja eine biologisch-geographische Tatsache, deren Zeugnisse Legion sind; so kann man sich anderseits nicht über die Versuchung wundern, alle volkstümlichen Erscheinungen des Eilandes als etwas besonderes aufzufassen. Die Körperlichkeit der Bewohner gehört zum rein blonden somatischen Typus, dem allerdings kurzköpfige wendische Elemente stark beigemischt sind, kann aber einstweilen auch nicht mit Sicherheit ethnographisch verwertet werden.

Fig. 1.

Seelvitz auf Rügen.

Die zum Studium des pommerschen und besonders rügenschen Bauernhauses unerlässliche Literatur habe ich auf S. 60—63 meines Buches[1]) über das Sachsenhaus zusammengestellt. Vergleicht man das dort abgebildete Haus aus Lobbe auf Mönchgut mit dem beifolgenden Bilde (Fig. 1) aus Seelvitz nordöstlich Putbus, so ist die Übereinstimmung frappant; in beiden Fällen dasselbe dreischiffige Gebäude mit der hohen Mitteldiele, dieselbe mächtige Strohdach-Pyramide mit Ganzwalm, so dass das Dach ringsum dem Boden gleichmässig nahekommt, und derselbe charakteristische Einschnitt in Wand und Dach der Frontseite mit den dadurch zurückliegenden und geschützten Torflügeln, alles ein Beweis, dass auf dem eigentlichen Rügen „de Kollen“ dieselbe Bauweise übten,

1) Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906.

wie auf Mönchgut „de Poken". Dass wir es hier mit echten altsächsischen Bauernhäusern zu tun haben, wird nun beim Betreten des Hauses und eingehender Untersuchung seiner Konstruktion unumstösslich sicher (Fig. 2): die balkentragenden Ständer sind die Säulen des Baues, während die Aussenwände nur raumabschliessende Bedeutung haben. Unten stehen die Ständer auf granitnen Findlingsblöcken und zwar abwechselnd mit dem spitzen und dann wieder mit dem dicken Ende nach unten, was sich nur in den alleräItesten Häusern findet, selbst noch wenig bearbeitet. Zwei Reihen längs der Diele (del) bildend, tragen die Ständer (stenner) den Unterzug (plat), auf dem die Balken (balken) ruhen, unterwärts durch Kopfbänder (schrechstütt) gesichert, nach beiden Seiten aber ein ganz

Fig. 2.

Unverfälschte altsächsische Hauskonstruktion in Seelvitz östlich Putbus auf Rügen.

gewaltiges Stück überstehend. In diese überstehenden Enden sind, wie stets beim Sachsenhause, so auch hier, die Dachsparren eingezapft, die durch ein honband ihren Quer-, durch Windrispen (sweplatten) ihren Längsverband erhalten und sich im First (fast) treffen. Geht man von der Diele seitwärts, so entdeckt man, dass die Sparren keineswegs so tief hinabreichen wie das Dach, sondern durch angesetzte kleine schwache Sparren oder besser Aufschieblinge (upstricker) verlängert sind; so entstehen neben dem Mittelschiff, der Diele, zwei Seitenschiffe (afsi[r]), die unten den Stall, oben einen abgeschrägten Boden (hillj) enthalten. Diese Ständerkonstruktion und die dadurch bedingte hohe Diele ist das Hauptmerkmal des Sachsenhauses; da erstere aber durch Hochziehen der Aussenwände an ihrer Bedeutung einbüsst, indem die Last so von den Ständern etwas abgeleitet wird, wie es in Südwestfalen und Südhannover der Fall ist, so muss sie als das grundlegende, die hohe Mittellängsdiele aber als das

verbreitetere und leichter erkennbare Hauptkennzeichen sächsischen Stiles bezeichnet werden. Die Ständer als tragendes Prinzip im Hause finden sich von der Maas bis Hinterpommern und nordwärts über die Eider, am Rande des Sachsenhausgebietes aber mit den erwähnten auf Ständer und Mauern sich stützenden Häusern untermischt. Wie der reine Ständerbau in Mecklenburg und Neuvorpommern vorherrscht, so auch auf Rügen mit seinen Halbinseln und Randinseln, wie Ummanz und Hiddensee. Hier weist das Dörflein Vitte (Fig. 3) noch einige Beispiele desselben auf; die Raumaufteilung und auch die plattdeutschen Namen plate, upstricker, hille und andere sind dieselben wie auf Rügen und speziell Mönchgut, das infolge seiner historischen Entwicklung seine Bauern- und Fischer-

Fig. 3.

Vitte auf Hiddensee (Rügen).

dörfer in einem vom Grossgrundbesitz nicht unterbrochenen Zusammenhang bewahrt hat; dies ist neben der exponierten Lage jedenfalls ein Hauptgrund ihres unverfälschten Volkstums und infolgedessen ihrer Bevorzugung seitens der Volksforscher.

Ehe wir nun die Insel von Ort zu Ort durchwandern und bei jedem einzelnen das Gemeinsame wie das Abweichende der Bauart hervorheben, sei auf die Grundrissform eingegangen, wie sie sich bei Beibehaltung genau derselben Ständerkonstruktion verschieden gestalten kann. Ein Vergleich der nebeneinander gestellten Grundrisse wird am förderlichsten sein, wobei es sich natürlich nur um eine Auswahl handeln kann (Fig. 4—7). Es fällt sofort auf, dass das für Hannover so charakteristische, flett genannte Querschiff fast völlig fehlt, mithin der Typus mit Durchgangsdiele herrscht. So in Baabe auf Mönchgut (Fig. 4), wo nach alter Art das Vieh

das Vorderhaus zu Seiten der Diele einnimmt, von der aus der Herd in eine seitliche Küche verlegt ist. Der Name für die Wohnstube ist dönze, der Boden darüber heisst dönzenbön. Dies Wort dönze, dessen Deutung noch umstritten ist, ist bei der Jugend nicht mehr in Gebrauch, doch gebrauchen es auf Mönchgut noch die Vierziger, auf dem übrigen Rügen nur noch die Alten, ebenso wie in Neuvorpommern, wo es auch im Aussterben begriffen ist. Sein Bereich umfasst aber auch Mecklenburg, Lauenburg, ganz Hannover und Nordwestfalen und die Altmark, eine Ausbreitung, die hier wie bei vielen andern Erscheinungen überrascht, weil die Untersuchung von Landschaft zu Landschaft auf Sachen und ihre Bezeichnungen hin bisher so gut wie ganz fehlte. Der Grundriss aus Nistelitz, südwestlich Binz (Fig. 5), hat als ziemlich junge Neuerung die Abtrennung der Küche von der Diele durch eine einfache Querwand; während hier das vei-enn noch für sich den Giebel einnimmt, ist in Hagen auf Jasmund (Fig. 6) eine Verschiebung der Ställe zusammen auf eine Seite eingetreten, eine in Hessen und Ostfalen beliebte Abweichung vom alten sächsischen Wesen. Bleibt hier der offene Herd noch auf der Diele,

Fig. 4. Hagen auf Jasmund.

Fig. 5. Vitte auf Hiddensee.

Fig. 6. Nistelitz östlich Putbus.

Fig. 7. Baabe auf Mönchgut.

Verschiedenheit des Grundrisses bei Gleichheit der Konstruktion.

so ist er in Vitte auf Hiddensee (Fig. 7) in eine eigene Küche am Dielenende gelegt, während ebenso das rechte Seitenschiff ausser der Speisekammer ganz von Ställen ausgefüllt ist. Wenn auch die Hausform mit dem Flett auf Rügen fehlt, so ist hinreichend bekannt, dass sein Vorkommen den ursprünglichen Ständerbau nicht abändert trotz des ganz verschiedenen Grundrisses, ein Beweis dafür, wie sehr der Forscher sein Augenmerk auf die Konstruktion richten muss, wenn anders er vor Fehlschlüssen bewahrt sein will. Dass anderseits bei demselben Grundriss verschiedener Aufbau (Ständer allein oder Ständer und Wände als tragende Elemente) möglich ist, ist aus dem Sauerland und Weserbergland bekannt und wird uns auch auf dem Ostseeländchen begegnen, hier aber stets verbunden mit der einschneidenden Änderung der Dieleneinschrumpfung zum schmalen Flur, welche auch in das Wirtschaftsleben eingreift und nur noch von einer Übergangsform des altsächsischen Stiles reden lässt.

Setzen wir von Stralsund über den Strelasund, so haben wir von der Insel zunächst das wellige Flachland des „eigentlichen Rügens“ vor uns. Das Dorf Altefähr hat hier keine echten Sachsenhäuser mehr, sondern nur noch einige umgebaute, die sich aber durch den Giebeleingang ver-

raten. Betritt man deren eins, das jetzt an fünf Familien vermietet ist, so steht man auf einem schmalen Flur unter einer niedrigen Decke, beides Überreste der breiten und hohen Diele, welche durch eine niedrige wagerechte Senkbalkenlage und eine senkrechte Wand derartig verkleinert wurde (Fig. 8), steigt man die Treppe hinauf, so sieht man darüber die alten Querbalken mit den überstehenden Enden und durch die nach alter Art nicht ausgefüllten Zwischenräume das Sparrendach sowie die Aufschieblinge über den Seitenschiffen. Wie manche Kirche durch Beseitigung ihres Barockkleides ihre ursprüngliche romanische Gestalt rein zeigen würde, so würde dies Gebäude durch entsprechende Beseitigung der späteren Zutaten aus einer Übergangsform zu einem echten Sachsenhause werden. Dies als Beispiel eines hundertfach eingetretenen Vorganges. Während Poseritz, Stubben, Gustow, Cabelow, Garlepow und Bessin nachweislich zu dem ehemaligen Typengebiet gehören, in dem das altsächsische Haus ausgestorben ist, findet sich in Giesendorf noch eins,

Fig. 8.

Altefähr auf Rügen.
Einschrumpfung der Diele zum Flur.

Fig. 9.

Pantow bei Binz.

das sich durch teilweises Fehlen des einen Seitenschiffes auszeichnet, und in Rambin ein umgebautes, ebenso in Altenkamp östlich Garz, während es in Lanschwitz und Krackwitz verschwunden ist. In Wreechen, an einer Ausbuchtung des Greifswalder Boddens, ist die jetzige Scheune ein verlassenes Bauernhaus, das sich in Neuendorf, südlich Putbus, noch in bewohntem Zustande erhalten hat. Während weiter östlich Lonwitz noch ein Langhaus mit Strohdach und doppeltem Ganzwalm aufweist, ist in Vilmnitz 1892 „ein steinaltes Haus, eine reine Bude“, abgebrochen, die auch eine hohe Mittellängsdiele aufgewiesen hatte. In Grossstresow ist das letzte Sachsenhaus, dessen eines Seitenschiff abgebrochen ist, vermietet, da der Besitzer sich ein neues Wohnhaus gebaut hat. Freetz, Blieschow und Lancken haben ihre Langdielen seit kurzem verloren, während in Preetz die letzte durch eine Senkbalkenlage erniedrigt und das Vieh von ihren Seiten beseitigt ist. Seedorf ist nicht alt genug, um überhaupt für altsächsische Bauernhäuser in Betracht zu kommen, dagegen hat Neuensien sein letztes umgeändert, indem den alten ständergetragenen Dachsparren neue längere wandgetragene aufgelegt und die Kuhställe hinausverlegt sind.

In Altensien befindet sich die Erniedrigung der Diele ausnahmsweise nur vorne, wo zugleich damit ein eigener Flurraum abgeschnitten ist, der nun so die Mitte der Giebelseite einnimmt, wie häufig die Küche an der Hinterseite zwischen den Stuben, in welcher Richtung sich schon das Haus im nahen Sellin entwickelt. Hier im östlichsten Dorfe der gewellten Grundmoränenfläche des eigentlichen Rügen hat sich der offene Herd noch erhalten, doch ist die Höhe der Diele und die Lage der Kuhställe geschwunden; warum das Haus noch steht, sagte die greise Besitzerin: „Uns fehlt nur das schöne Geld, sonst bauten wir auch neu; die Jungen müssen ja immer was frisches haben". — Wenden wir uns über die Kuppen und lauschigen Wiesengründe der 100 *m* hohen Granitz nach Binz, so ist begreiflich, dass hier das Sachsenhaus dem Strome der grossstädtischen Badegäste und ihrer Villen früh weichen musste; während das letzte echte 1898 abgebrochen ist, steht das von Virchow 1886 untersuchte, bis zur Unkenntlichkeit verbaute, noch, dessen niedersächsischer Charakter sich nur mit Mühe durch Untersuchung der jetzt verborgenen Konstruktion herausfinden lässt. Ein gut erhaltener Zeuge sächsischer Vorzeit steht aber in Pantow, südwestlich des Schmachter Sees. Das jetzt vermietete Haus (Fig. 9) wird wegen seines hohen ungewöhnlich spitzen Rohrdaches der Zuckerhut genannt und ist ein einfacher sog. Katen, von dem aus Viehzucht und Fischfang gleichmässig getrieben wurde; da das Einfahrtstor zurückspringt, so entsteht vor der inneren Diele ein äusserer Vorraum, Vorschauer, der auch sonst die ältesten Häuser auszeichnet. Während links in der Mitte des Seitenschiffes die Küche zwischen den Stuben liegt, dient das rechte Seitenschiff als Wirtschaftsteil, in dem vorne der Kuhstall jetzt Ziegen beherbergt; so ist auch hier das Sachsenhaus, um Richard Andrees plastischen Ausdruck zu gebrauchen, im wahrsten Sinne des Wortes von der Kuh auf die Ziege gekommen; das letzte Fach enthält den aus dem nahen Moore gewonnenen Torf. Am wichtigsten ist das Haus aber durch seine Konstruktion. „Es ist ein viereckiger Kasten, und dann sind die Abseiten mit den upstrickern angeklappt", so charakterisierte der Besitzer das Wesen seines und des altsächsischen Hauses überhaupt; sehr merkwürdig ist, dass die kräftigen Ständer alle mit dem dicken Stammende nach oben stehen, was sich bisweilen gerade an den urwüchsigsten Bauten beobachten lässt. Jedem Hausforscher aber sei als Warnung vor allzu vielen Deutungsversuchen alter Baueinrichtungen das Wort des alten Rügianers vorgehalten: Wenn sie früher bauten, so hatten sie ganz etwas anderes im Auge, als wir jetzt hineinlegen". In Serams und Dalkvitz sind die Langhäuser verschwunden, in Nistelitz aber, nahe der Landungsstelle des Grossen Kurfürsten, in drei Exemplaren zu förderlichem Studium aufbewahrt. Die Ersetzung des Einfahrtstores durch eine kleinere Tür, die Einziehung einer niedrigen Balkenlage in halber Dielenhöhe und die Zerschneidung der Diele durch mehrere Querwände sind Stadien des Umbaus, die man, von einem zum andern gehend, hier gleichzeitig nebeneinander sehen kann. Unverändert ist aber in allen drei Fällen der alte Ständerbau erhalten, der also auch hier als sicherster Zeuge sächsischen Stils gelten muss; die Kopfbänder

sind nicht nach neuerer Art eingestemmt, sondern „eingekämmt“, indem sie in einen seitlich eingehauenen Ausschnitt von Ständer und Balken eingelassen sind; sie sind von Natur krumm gewachsen und mussten auch unter diesem Gesichtspunkte von vornherein zum Bau ausgesucht werden. Auch hier wurde, wie die Landleute betonten, erst ein vierkantiger Kasten aus Ständern und Balken hingestellt, der dann von den Abseiten umgeben, umbaut wurde. Aus Seelvitz hat uns ein Haus oben als Einführungsbeispiel gedient; das andere ist ihm an Konstruktion und Grundriss gleich und genau nach Norden gerichtet; die Seitenschiff-Böden heissen hier wie überall hille. Das grössere Dorf Zirkow nimmt eine für die Konstruktionskenntnis sächsischen Stils nicht unbedeutende Stellung ein, und zwar durch seine vier alten Häuser. Das eine derselben hat seine Ställe verloren, indem die beiden Seitenschiffe mit genauer Einteilung ausgebaut und von je einer Familie bewohnt sind; merkwürdig daran aber ist, dass das Seitenschiff oder die angeklappte Kübbung den „vierkantigen

Fig. 10.

Zirkow auf Rügen. Konstruktion des Hintergiebels bei herumgeführter Kübbung.

Ständerkasten“ nicht nur an den beiden Längsseiten begleitet, sondern auch an der hinteren Schmalseite herumgeführt ist; die Ähnlichkeit dieses Prinzips mit dem Chorumgang in spätgothischen Hallenkirchen uud erst recht in frühgotischen Kirchen mit niedrigen Seitenschiffen, fällt einem sofort auf. Die Konstruktion ist selbstverständlich grundverschieden (Fig. 10): damit die Aufschieblinge der Kübbung nicht im Winkel auf die steile Hinterwand stossen, sondern auch hier ihre schräge Richtung ununterbrochen im Dach fortsetzen, ist dieses hier abgewalmt; die Lehnsparren dieses Walms lehnen sich oben an den First, ruhen unten auf dem letzten Querbalken und werden durch die upstricker der nun angeklappten Hinterkübbung auf die niedrige Hinterwand verlängert. Das zweite genau nach Süden orientierte Haus hat bei echt sächsischer Konstruktion die hohe Mittellängsdiele, aber im linken Seitenschiff keinen Stall, sondern abgeteilte fack, die von unten auf mit Getreide gefüllt werden. Das Gleiche ist bei den übrigen Bauernhäusern der Fall, nur dass diese auch noch in der Konstruktion darin abweichen, dass sie statt zwei Ständerreihen deren drei haben, wodurch (Fig. 11) die Diele ge-

zwungen ist, nach links oder rechts auszuweichen; der Gesamtcharakter aber wird dadurch, wie das Bild zeigt, nicht stark beeinflusst. Etwas nördlicher, am kleinen Jasmunder Bodden, hatte man ehemals Sachsenhäuser in Carow, Trips und Lubkow, während nach Bergen hin und weit darüber hinaus die Spuren durch das kompakte Auftreten des Grossgrundbesitzes verwischt sind. Im Norden des eigentlichen Rügen ist in Rappin das Pfarrwitwenhaus ein niedersächsischer Ständerbau mit hill oben in der Seitenkübbung und bön unter dem Dache; auch hier ist die Kübbung hinten herumgeführt. Trent und Schaprode gehören zu den Dörfern mit umgeänderten Sachsenhäusern; da das Eingehen auf deren technische

Fig. 11.

Zirkow auf Rügen.

Einzelheiten zu weit führen würde, verlassen wir hier das „eigentliche Rügen“, um uns auf den Randinseln und angegliederten Halbinseln umzusehen.

Auf der benachbarten Insel Ummanz hat Freesenort sein Langhaus verloren, Waase und Tankow das ihre bewahrt. Auf der Überfahrt nach Hiddensöe entdeckt man auf der Fährinsel unter einem modernen unschönen Pappdach den unveränderten Grundriss und die Ständer sächsischer Bauart, die hier nur ein anderes Gewand angetan hat. Hiddensöe selbst, dat söte länneken, hat in seinem südlichen Teile ein Haus, das ganz aus Torf erbaut ist und dabei sächsische Anklänge zeigt, und in Vitte drei echte Langhäuser (vgl. Fig. 3) mit schündel, auf der noch gedroschen wird, und mit hille oder förbön, der das Futter aufnimmt; daneben finden sich einfache schmale Giebelflure, die meist aus Langdielen umgebaut sind, besonders wenn die Bewohner von vornherein

wenig Land hatten, und die mannigfachsten Formen von Fischerhäusern; dass ein solches in Grieben unter dem 72 *m* hohen Dornbusch ehemals sächsisch war, ergibt sich erst bei der genauesten Untersuchung des Innern, das für zwei Familien eingerichtet worden ist.

Wie sich Hiddensöe in seiner alten Bauweise durchaus an das eigentliche Rügen anschliesst, so tun es auch die selbständigen Halbinseln Wittow, Jasmund und Mönchgut. Auf der einförmigen Platte von Wittow finden sich Spuren des Sachsenhauses in Gramtitz, Nonnevitz und in Wiek, wo früher fast alle Bauernhäuser von der Giebelseite zugänglich waren, die jetzt aber nach Entfernung des Viehs umgebaut sind. Leichter

Fig. 12.

Breege auf Wittow (Rügen).

ist die alte Bauweise in Altenkirchen an einem Hause zu erkennen, das Diele und angeklappte Seitenschiffe hat. Breege hat ausser zahlreichen Querfluren auch solche in der Längsrichtung mit Giebeleingang (vgl. Fig. 12), die zum Teil aus alten Dielen durch Verschmälerung entstanden sind.

Die schmale nehrungsähnliche Landzunge Schaabe führt uns nach der mannigfaltigen Halbinsel Jasmund, wo uns in Glove ein Überrest sächsischen Stils entgegentritt; husdel und schündel durchschneiden das Haus seiner ganzen Länge nach und die mächtigen ständergetragenen Balken sind auch noch da, aber ohne grossen Zweck; denn die neu errichteten Dachsparren ruhen nicht auf ihnen, sondern ausschliesslich auf den gleichfalls neuen massiven Längswänden, eine Abweichung vom altsächsischen Konstruktionsprinzip, für die kein zweites Beispiel vorhanden

ist. Nipmerow (Fig. 13) und Hagen am Piekberge, der mit 160 *m* die Kulmination des ganzen Eilandes repräsentiert, zeigen grössere oder geringere Abwandlungen des Typus, der bei eingehender Untersuchung aber stets wiederzuerkennen ist. Während Krampas, wohl unter dem Einflusse des anstossenden Weltbades Sassnitz, seine letzte Langdiele, die ganz durchging, verloren hat, soll sie in den jasmundschen Dörfern Polchow, Neuhof und Saiser noch erhalten sein.

Wenden wir uns über die schöngeschweifte Bucht, die Prorer Wiek, nach Süden, so haben wir in dem Dutzend Ortschaften der Halbinsel Mönchgut das volkskundlich interessanteste Stück der schönen Ostseeinsel

Fig. 13.

Nipmerow auf Jasmund (Rügen).

vor uns. In Baabe steht ein Sachsenhaus mit doppeltem Ganzwalm und hoher Diele; während die anderen Dielen „abgeschauert" sind, d. h. eine Querwand und damit eine abgetrennte Küche bekommen haben, geht diese noch ganz durch; ein anderes Haus hat über dem offenen Herde einen auf Schlepphölzern ruhenden Schleppschornstein erhalten. Hier wie in Altreddewitz ist die Konstruktion, das sei immer wieder hervorgehoben, echt altsächsisch: die überstehenden Enden der ständergetragenen Balken tragen die eingezapften Sparren des Daches, das durch leichte Aufschieblinge nach den Längswänden hin verlängert wird. Altreddewitz hatte bis vor kurzem nur sog. Rauchhäuser, d. h. solche ohne Schornstein, womit aber, wohlgemerkt, über den Stil noch nichts ausgesagt ist; anderseits zeigt sich in ganz Pommern bei näherer Untersuchung, die aber in keinem Falle entbehrt werden kann, dass ein Rauchhaus meistens dem alt-

sächsischen Typus angehört. Ein Vergleich der Grundrisse (Fig. 14—16) in Altreddewitz, Kleinhagen und Kleinzicker zeigt die Übereinstimmung der mönchgutischen Häuser in der Durchgangsdiele und der Küchenlage in der Mitte eines Seitenschiffes. Während Göhren 1889 und Thiessow 1902 ihr letztes Langhaus durch Abbruch verloren haben, stehen deren in Kleinhagen und Middelhagen noch mehrere. Die Abbildung aus ersterem (Fig. 17) zeigt alle Merkmale sächsischen Stils, ausserdem eine Halbwalm an der Frontseite und oben die Windbretter (windbre) zum Schutze des Firstes. Das Landwirtschaft und Fischerei gleichmässig betreibende Lobbe erfreut sich noch zweier echter Zeugen alten Sachsentumes, wie man sie reiner kaum findet. Gleichwohl ist der Irrtum, es handele sich um Überreste der wendischen Zeit, auch hier gang und gebe, verbunden mit der geographischen Theorie der Landsenkung zwischen Mönchgut und Usedom: „De ollen Wenden mögen frör dat eikenholt herbracht hebben, als dat noch land west is.“ Ebenso gehört die Langdiele in Gager und mehrere Häuser in Grosszicker und Kleinzicker zu den unverkennbaren Vertretern altsächsischer Bauweise.

Fig. 14. Altreddewitz.

Fig. 15. Kleinhagen.

Fig. 16. Kleinzicker.

Altsächsische Häuser auf Mönchgut.

Ebenso wie im Typus des Bauernhauses stimmen alle Teile Rügens auch in der Mundart im wesentlichen überein; dass abgeschlossenere Teile wie Hiddensöe oder Mönchgut darin einige Eigenheiten gezeitigt haben, ist nicht verwunderlich, sondern selbstverständlich. Die plattdeutschen Bezeichnungen für die technischen Einzelheiten des Hauses sind durchweg dieselben: die süll der groten dör liegt in den afsettern, die sporen des Daches sind durch sweplatten längs und durch honband quer verbunden, die au spet und wim zum Räuchern aufgehängten Würste werden in der dönz verzehrt; dies nur als Beispiel, das ich aus den etwa 75 Namen für Hausteile herausgreife. Auch die Giebelverzierungen der Häuser stimmen überein: im eigentlichen Rügen wie auf Mönchgut früher die nach aussen schauenden Pferdeköpfe, jetzt daneben vielfach flache Giebelsäulen. Zeigt der Dialekt, wie gesagt, im Lautstande einige merkliche Unterschiede, so ist er doch hinsichtlich des Wortschatzes der gleiche in allen Teilen der Insel, so heisst z. B. der Enterich wedink, der Storch arebor, das Zugholz am zweispännigen Wagen tau. Dass sich all dieses wiederum im lieblichen Mönchgut am längsten und deutlichsten erhalten hat, erklärt sich

ganz einfach ebensosehr aus seiner Isoliertheit wie aus der Erhaltung seines Bauerntums. Ein häufiger und verzeihlicher Irrtum aber ist es, die Ergebnisse einer Sonderentwicklung für ursprüngliche Wesensverschiedenheit zu halten.

Ebenso wie in der Mundart gehört die Insel Rügen erst recht hinsichtlich des Bautypus zum nordniedersächsischen Gebiet und hierin besonders wieder zu Neuvorpommern und Mecklenburg, keineswegs aber zu Westfalen, das zusammen mit dem Weserberglande die eigene altsächsische Konstruktion mit hohen mittragenden Aussenwänden aufweist. Das rügensche Bauernhaus aber wie das an der pommerschen Küste gehört

Fig. 17.

Kleinhagen auf Mönchgut (Rügen).

zum nördlichen Konstruktionstypus mit allein tragenden Ständern und angeklappten Seitenschiffen. So bildet Rügen samt Usedom, Wollin und dem hinterpommerschen Küstenstrich den östlichen Ausläufer des grossen Gebiets des altsächsischen Bauernhauses, dessen Südgrenze von Wittenberge an der Elbe über Putlitz und Neubrandenburg das Oderhaff erreicht und landeinwärts von Kammin, Kolberg und Stolp hinzieht, somit einen schmalen Küstenstreifen umschliessend.

Soll die Hausforschung für die Kolonisationsgeschichte wertvolle Dienste leisten, so ist das nur möglich durch eine genaue Hausgeographie, welche die Verbreitung der einzelnen Typen, besonders ihre Grenzen enthält. Zusammenarbeiten aber muss sie mit der Untersuchung über die geographische Verbreitung des somatischen Typus, der Kulturerscheinungen in Sache und Wort, also des Wortschatzes und des Lautstandes, der

Tracht, der Ackerflur und der Dorfform. Auf allen diesen Gebieten regt sich bereits fröhliche Arbeit, und so sind wir dem hohen Ziele einer erschöpfenden Anthropo-Geographie des deutschen Volkes nicht mehr allzu fern.

(10) Als Gäste werden begrüsst die Herren Geh. Baurat Karl Müller aus Berlin, Rentier Schlosser aus Friedenau und Modelleur August Rausch aus Treptow.

(11) Das Verzeichnis der Vorlesungen der École d'Anthropologie in Paris für das Wintersemester 1906 ist erschienen und wird herumgereicht.

(12) Hr. Gustav Fritsch spricht über

Darstellungen der menschlichen Gestalt durch Hrn. Rausch.

Meine Herren, Sie haben von unserem Vorsitzenden gehört, dass wir heute als Gast Hrn. Bildhauer August Rausch begrüssen. Ich bin durch ihn beauftragt, die Sachen, die er hier zur Kenntnis der Gesellschaft bringt, Ihnen vorzulegen, da ein Ohrenleiden ihn verhindert, es selbst zu tun. Ich möchte aufmerksam machen, dass es sich um den ursprünglich von mir ausgebeuteten Gedanken handelt, dass es wünschenswert ist, eine Form zu haben, um die Gestaltung des menschlichen Körpers übersichtlich darzustellen, in anderer Weise, als es die tote Zahl, die Messung ergeben kann. Es ist dazu, wie Sie wissen, von mir im Anschluss an Schmidt ein sogenannter Kanon aufgestellt worden, der in der Tat die Möglichkeit gibt, die äussere Form in ihren Verhältnissen überraschend schnell und sicher zu kontrollieren. Ich habe Hrn. Rausch früher nicht gekannt und bin ganz unbeteiligt an dem Gedanken, den er gefasst hat, diesen Proportionsschlüssel zu modellieren unter Benutzung eines vorzüglichen lebenden Modells, welches ihm zur Verfügung stand. Er fand eben die Verwendung des Schlüssels so praktisch und günstig, besonders auch in bezug auf die Unterweisung, die er den Schülern erteilt, dass er sich der erheblichen Mühe unterzogen hat, die Darstellung graphisch und in plastischer Form wiederzugeben. Er hat insofern auch genau meine Gedanken zur Ausführung gebracht, als er dabei von der Idee ausging, dass es wünschenswert wäre, die äussere Form übersichtlich in harmonische Beziehung zu setzen zur Muskelanlage und zum Skelett und dies durch modellierte figürliche Abbildungen zum Ausdruck zu bringen, welche er auch in der Lage ist, graphisch in der Fläche wiederzugeben. Ich glaube, ich werde dem Autor am besten gerecht, wenn ich mir erlaube, das, was er darüber in einem Brief an mich niedergelegt hat, in Kürze vorzulesen.

Die Einleitung kann ich übergehen. Hr. Rausch schreibt: „Die gleichzeitige Wiedergabe von Skelett, Muskelsystem und äusserer Erscheinung an vorliegender Abbildung wird zu einem richtigen örtlichen Verständnis dieser Rumpfmessung vielleicht mit beitragen. Auch ich habe Schüler daran gewöhnt, das Skelett und seine Messpunkte mit dem geistigen Auge gleichsam durch die lebende Gestalt durchscheinend aufzufassen.

Durch die an den Rändern der Gestalt von mir wiedergegebenen Benennungen der einzelnen Körperteile, verbunden mit Hinweisen auf

Ihr Werk „Die Gestalt des Menschen“ können Lernende besonders auf dem Gebiet der Kunst sich über die Bedeutung dieser einzelnen Teile und deren Funktionen instruieren. Denn ohne ein klares Verständnis und wirkliches anatomisches Wissen sind äussere Benennung und richtige künstlerische Wiedergabe nicht möglich.

Die gleichzeitige Anlegung dieses wissenschaftlich begründeten Massstabes an alle drei Abstufungen: dem Skelett, dem Muskelsystem und der äusseren Erscheinung, vereinigt auf einem das Ganze kontrollierenden quadratischem Netzwerk ist hier zum ersten Male künstlerisch versucht worden.“

Die ausserordentlich fein, auf sogenanntem Millimeterpapier hergestellte Zeichnung erlaubt das direkte Ablesen sehr exakter Masse. Hr. Rausch, welcher in seinem künstlerischen Idealismus ausserordentlich selbstlos ist, beabsichtigt den Entwurf in grossem Massstabe photographisch vervielfältigen zu lassen und ist bereit, den Interessenten Abdrücke gegen Erstattung der Materialkosten (etwa 3 Mk. pro Blatt) zu überlassen.

Auch die plastischen, in Gips abgegossenen Darstellungen, von denen er ein Exemplar der Gesellschaft gratis zur Verfügung stellt, sind auf Wunsch erhältlich. Die Adresse des Herrn ist: Bildhauer und Modelleur August Rausch, Berlin-Treptow, Baumschulenweg 71.

(13) Hr. Hans Virchow berichtet über den

französischen prähistorischen Kongress in Vannes.

Der Kongress in Vannes in der Bretagne, auf welchem ich die Ehre hatte, unsere Gesellschaft zu vertreten, der zweite der französischen prähistorischen Kongresse, fand statt vom 21. bis 26. August unter dem Vorsitz des Hrn. Adrien de Mortillet. Sekretär war der auch als Chirurg bei uns wohlbekannte Hr. Marcel Baudouin, Vize-Sekretär der Veterinär Hr. Edmond Hue, Schatzmeister Hr. Louis Giraux, Besitzer einer chemischen Fabrik.

Von den sechs Tagen waren die ersten drei durch Sitzungen eingenommen, die drei folgenden durch Ausflüge.

Die Zahl der Teilnehmer betrug etwa 100; darunter eine Anzahl von Ärzten, Vorstehern von Provinzial-Sammlungen, Geistlichen, Mitgliedern der vorjährigen Versammlung in Perigueux, unter letzteren auch alleinstehende Frauen. Von fremden Ländern waren vertreten Belgien durch mehrere Herren, unter denen ich besonders Hrn. Rutot nenne, Dänemark durch Hrn. Waldemar Schmidt, Schweden durch die Herren Montelius und Skerner; aus Deutschland war ich anwesend, von meiner Frau begleitet. Zu den Ausflügen erschienen dann noch zwei Engländer, die Herren Smith und Dickins. Die Aufnahme, die wir fanden, war von Anfang an eine überaus liebenswürdige und gestaltete sich im Verlaufe des Kongresses zu einer herzlichen. Obwohl der Kongress ein französischer war, so wurden doch die anwesenden Ausländer bzw. die durch sie vertretenen Länder dadurch geehrt, dass je einer von jeder Nationalität zum Ehrenpräsidenten gewählt wurde und in einer Sitzung den Vorsitz führte.

Von den sechs Sitzungen — drei an den Vormittagen und drei an den Nachmittagen — fand die erste, welche durch Begrüssungsreden in Anspruch genommen war, im Stadttheater statt, die übrigen in einem grossen Saale des Lyceum. Von sonstigen Veranstaltungen waren noch geboten: ein Empfang im Rathause, bei welchem der Bürgermeister von Vannes, Hr. Riou, die Honneurs machte; ein abendlicher Projektionsvortrag des Hrn. de Mortillet über die megalithischen Denkmäler; Besichtigung des Museum der Société polymathique du Morbihan, wobei der Konservator der Sammlung, der Kanonikus le Mené zur Begrüssung anwesend war und der Sekretär der Gesellschaft, Hr. Lallemand, in unermüdlicher Weise Auskunft erteilte; eine Führung durch die Stadt Vannes, in welcher zufällig Jahrmarkt abgehalten wurde, der Gelegenheit zur Beobachtung der bretonischen Bevölkerung bot, und eine Besichtigung der reichen mineralogischen und paläontologischen Sammlung des Hrn. de Limur, aus welcher ich den ganz wundervoll erhaltenen Schädel eines Smilodon europäus, eines Feliden aus der Kreide von Breteuil (Oise) hervorheben will.

Über den Inhalt der Verhandlungen will ich nur andeutend berichten, da man das Genauere in dem gedruckten Bericht wird lesen können. Der Löwenanteil des Interesses fiel zwei Kategorien zu: einmal naturgemäss den imposanten und z. T. rätselhaften megalithischen Denkmälern, welche den prähistorischen Charakter der Gegend vorwiegend bestimmen, und um derentwillen gerade Vannes als Kongressort gewählt worden war, und sodann den verschiedenen Epochen des Paläolithikum, für welche in Frankreich ein sehr ausgebildetes und begreifliches Interesse herrscht. — Die metallzeitlichen Fragen traten demgegenüber mehr in den Hintergrund, doch kamen auch hier zwei sehr interessante Themata zur Besprechung: eine Bearbeitung sämtlicher prähistorischer französischer Goldfunde seitens des Grafen Costa de Beauregard, für welche die schön ausgeführten Tafeln bereits vorlagen, und eine Schilderung der Begräbnisplätze der Burgunden in Bornholm und den benachbarten Teilen Pommerns seitens des Hrn. Skerner. — Unter den steinzeitlichen Themata sei zunächst der Vortrag des Präsidenten, des Hrn. de Mortillet, der sich auch sonst in ausgedehnter Weise an den Diskussionen beteiligte, über die verschiedenen Industrien der Höhle von Placard erwähnt. — Hr. Rutot griff nicht nur vielfach in die Diskussionen ein, sondern hielt selbst vier Vorträge, in deren einem er die Beziehungen der in vier Terrassen bei Havre abgelagerten Artefakte zu dem Durchbruch der Verbindung zwischen Frankreich und England beleuchtete; in einem zweiten besprach er die Ausbreitung des „Strépyien" in Frankreich, d. h. derjenigen Kulturstufe, in welcher der Fortschritt zur Retouche gemacht wurde; in einem dritten charakterisierte er den Formenkreis des „Flénusien", welches der Bearbeitung nach eolithisch, der Lagerung nach jedoch neolithisch sein soll, und welchen er auf die Einwanderung eines neuen Stammes in die Fundorte (Gironde) zurückführt, welcher rohere Werkzeuge wie die schon vorhandenen paläolithischen mitbrachte. — Der Spezialist der prähistorischen Um-

wallungen, Hr. Guébhard, hielt zwei Vorträge. — Hr. Hue berichtete über die neolithischen Hunde, von denen ihm 15 Schädel zur Verfügung standen, darunter solche von zwei noch nicht bekannten Rassen. Um eine genaue Charakterisierung zu ermöglichen, hatte er die Zahl der Messungen an jedem Schädel auf 200 gesteigert. — Es kam ferner der Wunsch zur Sprache, die Terminologie der neusteinzeitlichen Denkmäler, insbesondere auch die Bedeutung der bretonischen Lokalbezeichnungen, genauer festzulegen. — Endlich wurde angeregt, bestimmte Vorschläge zu formulieren, um den staatlichen Schutz der prähistorischen Denkmäler noch wirksamer als bisher zu gestalten.

Der erwähnte Besuch im Museum der Société polymathique bot ebenso eine Ergänzung zu dem Inhalt der Sitzungen wie eine Vorbereitung für die Ausflüge. Ich wiederholte daher diesen Besuch noch einmal am Abend vor dem Antritt der letzteren und acht Tage später, nachdem wir die Örtlichkeiten selbst gründlich und wiederholt gesehen hatten, jedesmal in gleich liebenswürdiger Weise durch Hrn. Lallemand geführt.

Dieses Museum würde, wenn man von den Funden aus neolithischen Grabkammern und zerstreut gefundenen Steinäxten absieht, nur ein gewisses lokales Interesse haben; mit ersteren jedoch ist es eine hervorragende Sehenswürdigkeit.

Ich will hier bemerken, dass sich Funde aus den Grabhügeln und -kammern ausserdem noch in dem Musée Miln in Carnac und im Museum in St. Germain finden; aus der westlichen Bretagne ist eine wertvolle Sammlung vereinigt in dem Schlosse Kernus des Hrn. du Chatelier bei Pont l'Abbé, welche wir leider nicht zu besuchen Zeit fanden. Alles in allem erhält man den Eindruck, wenn man die grosse Zahl prächtiger Ganggräber in dortiger Gegend sieht und an Ort und Stelle sich belehren lässt, dass in ausgedehnter Weise ein beklagenswerter Raubbau betrieben worden ist, durch welchen ungeheuer viel zerstört wurde. Anfänglich hat man dabei sicher nur nach Schätzen gewühlt, später hat man sich begnügt, die Steinwaffen aufzubewahren und die Tonwaren und Skelettstücke nicht geachtet, bzw. wo es sich um Leichenbrand handelte, versäumt, Angaben zu sammeln. Allmählich wurde es besser und in unserer Zeit werden natürlich Ausgrabungen mit vollkommener Sorgfalt und Sachlichkeit ausgeführt. Auch tut der französische Staat viel für die Erhaltung der megalithischen Denkmäler. Es gibt eine besondere Kommission für diesen Zweck, welche dem Ministerium des Unterrichts untersteht. Zahlreiche dieser Denkmäler in der Bretagne, bzw. der Grund und Boden, auf dem sie stehen, sind angekauft; sie alle sind an einem beigesetzten Steine kenntlich, der den Namen des Denkmals und die Bezeichnung „Propriété de l'état" trägt; bei den wichtigeren ist auch die Strafandrohung im Falle der Beschädigung beigefügt. Durch die Kommission werden die Denkmäler überwacht; umgestürzte Menhire werden wieder aufgerichtet.

Glücklicherweise haben die ganz grossen Hügel denen, die die Ausgrabung vom Standpunkte des Raubbaues betrieben, doch zu grosse

Schwierigkeiten geboten, und so sind aus diesen die Beigaben erhalten. So finden wir in dem Museum in Vannes die Funde aus dem grossen Hügel von Tumiac, welcher bei einer Fahrt über den Golf von Morbihan weithin sichtbar ist, aus dem Mont Saint Michel, aus dem Mané-er-Hroëg nebst einigen anderen, die an Grösse hinter diesen Riesen zurückstehen.

Die Aufstellung im Museum ist vortrefflich, indem die Funde aus den einzelnen Hügeln bei einander gelassen und die zu den ganz grossen Funden gehörigen. Stücke an besonderen Farben der Etiketten sofort kenntlich sind. Auch der äusserlich bescheiden erscheinende Katalog ist zu loben, indem er von jedem Hügel kurz die Ausgrabungsdaten, die literarischen Hinweise und die Liste der in ihm gefundenen Gegenstände enthält. Die Zahl der letzteren ist zum Teil enorm. So sind aus der Grabkammer des Mané-er-Hroëg 119 Gegenstände aufgeführt, von denen 104 Äxte sind.

Unter den Materialien, die zu letzteren verwendet sind, nehmen der Jadeit und Chloromelanit mit ihren Abarten das Interesse in erster Linie in Anspruch. In dem Hügel von Tumiac sind nicht weniger als 17 Äxte aus diesem kostbaren Material gefunden. Übrigens merkwürdigerweise aus diesem Hügel 13 derselben zerbrochen; die eine ist nicht weniger wie 450 *mm* lang. Wenn man eine so grosse Zahl von Äxten von diesem exotischen Materiale beisammen sieht, so wird man um so stärker von der tadellosen, ebenmässigen Arbeit berührt, deren Vollkommenheit um so deutlicher hervortritt, da einige Stücke von minderwertigem einheimischen Material offenbar die Formen dieser glänzenden Vorbilder nachzuahmen bestimmt waren, sie aber nicht erreichen konnten. — Eine Anzahl dieser Äxte ist in der Nähe des hinteren Endes durchbohrt, um eine Schnur hindurchzuziehen. — Aus anderen Hügeln sind auch ganz kleine Jadeitbeile hervorgekommen, gleichfalls zum Teil durchbohrt, an denen durch die geringe Grösse der Charakter des Amulettes deutlich ist. — An einigen der grossen Äxte sind die beiden Kanten nicht gerade geschliffen, sondern biegen dicht hinter dem Ansatze an die Schneide aufwärts, was für die Ausführung eine enorme Erschwerung bedeutet. — Eine der Äxte, diejenige welche im Katalog unter Nr. 94 steht, ist besonders elegant, indem sie auf jeder der beiden Flächen mit einer Rippe versehen ist.

Weit zahlreicher sind Äxte aus einem andern Material, dem Fibrolith. Sie erreichen nie so grosse Dimensionen. Das Material wird zwar in dortiger Gegend in Einsprengungen im Gestein angetroffen, jedoch sind diese zu klein, um zu der Herstellung der Äxte gedient haben zu können. Diese Äxte haben durchweg die Eigentümlichkeit, dass sie an dem hintern (der Schneide gegenüberliegenden) Ende nicht bearbeitet sind, und zwar in der Art, als wäre das Material hier für die intendierte Grösse zu knapp gewesen.

Von Schmuckgegenständen sind in erster Linie Perlen und Hänger aus Callaïs zu nennen, einem opaken hellgrünen, an der Luft zum Weisswerden neigenden Mineral, dessen Herkunft man nicht kennt. Die kleinen Stücke sind nach Art von Perlen axial durchbohrt, die

grösseren sind so geschnitten, dass sie eine dreieckige Grundform haben, und in der Nähe des dünnen Endes durchbohrt. Das grösste Stück dieser Art hat eine Länge von 69 *mm*.

Ferner finden sich mehrere flache Ringe von Jadeit von grosser Schönheit, teils rund, teils elliptisch; bei dem einzigen, der im Katalog aufgeführt ist (Nr. 91) beträgt der grössere Durchmesser 135 *mm*.

Die Topfware ist grossenteils sehr roh und unverziert; Ornamente haben den Stil der Bandkeramik.

Menschliche Knochen sind nirgends in verwertbarem Zustande gefunden, nur eben so viel, um die Entscheidung zu ermöglichen, ob es sich um Beisetzung oder Brandbestattung handelt, was beides vorkommt; insbesondere sind bei Carnac neben Skelettgräbern auch Brandgräber getroffen, zwischen denen den Beigaben nach eine zeitliche Trennung nicht zu machen ist, obwohl im allgemeinen die Brandgräber später sind. Es hat sich gezeigt, dass die Bedingungen des Bodens der Erhaltung der Skelette nicht günstig sind. In der Kammer des Mané-er-Hroëg hat sich nicht eine Spur weder von Brand noch von Skelettbeisetzung erhalten.

In einigen Gräbern sind auch Rinderknochen angetroffen worden.

Feuerstein wird in jener Gegend nicht in natürlicher Lagerung gefunden. In den Gräbern kommt er in so geringer Menge und in so unwesentlichen Stücken vor, dass man nur auf einen unbedeutenden und gelegentlichen Import schliessen kann.

Die drei Exkursionstage boten nun Gelegenheit, die megalithischen Denkmäler an Ort und Stelle und zugleich auch den Charakter des Landes kennen zu lernen. An dem ersten Tage wurden wir zu Dampfer, an dem zweiten erst in der Bahn und dann zu Wagen, an dem dritten zu Wagen befördert. An geeigneten Plätzen wurde ausgestiegen und wurden in kleineren und grösseren Spaziergängen die sehenswerten Punkte aufgesucht. Das Wetter war denkbar günstig; es regnete nur am zweiten Morgen ein Paar Stunden, sonst herrschte beständig strahlender Sonnenschein, der sich auch in den folgenden Tagen erhielt. Es war sogar der landschaftliche Charakter durch das ganz ungewöhnlich trockene Wetter sozusagen gefälscht, die sonst an Nebel und Regen reiche Bretagne seufzte nach Wasser, manche Quellen und Wasserläufe waren ausgetrocknet und das Vieh ging zum Teil auf Weiden, wo bei dem besten Willen nichts mehr zu haben war.

Die Ausflüge waren in jeder Weise, auch nach der materiellen Seite, ausgezeichnet vorbereitet. Man bezahlte eine Summe im Voraus, die im Verhältnis zu dem Gebotenen gering war, und hatte sich dafür um nichts, nicht einmal um das Trinkgeld, zu kümmern. Quartier für die Nächte war in Auray genommen; die Mahlzeiten waren gemeinsam.

Bei diesen Gelegenheiten hatten wir uns mehrfach der Anwesenheit eines Veteranen der prähistorischen bretonischen Forschung, des mehr als 80jährigen, aber noch völlig frischen Dr. Closmadeuc zu erfreuen.

Bei den Fahrten und Spaziergängen über Land konnten wir auch die Bekanntschaft mit der Bevölkerung erweitern, namentlich am letzten Tage, der ein Sonntag war. Die Bretonen hängen noch sehr an ihrer

Sprache, und es wird selbst in Vannes, der Hauptstadt des Morbihan, in einer Kirche bretonisch gepredigt. Man trägt noch ganz allgemein die Landestracht. Dazu gehört bei den Männern eine kurze Jacke und ein flacher breitrandiger Strohhut, bei welchem das Kopfstück benäht ist mit schwarzem Sammet, welcher in Form von zwei langen Bändern bis an das untere Ende des Rückens hinabfällt. Die Kleidung der Frauen und Mädchen ist kleidsam und zum Teil zierlich; sie ist von Kirchspiel zu Kirchspiel verschieden. Auch hier spielt der schwarze Samt oft eine Rolle, indem er in breiten Bändern auf Oberkleid und Rock von schwarzem Tuch aufgenäht ist. Überhaupt herrscht Schwarz vor, wird aber, abgesehen von den darüber getragenen Schürzen, belebt durch Einsätze von oft zierlicher Stickerei, welche in tiefe Brust- und Rückenausschnitte eingenäht sind. Vor allem aber gehören zur Tracht die leichten Hauben verschiedenster Art, welche ganz allgemein, auch schon von kleinen Mädchen, getragen werden. Die Frauentracht ist im Sommer und Winter gleich, was an so heissen Tagen, wie wir sie hatten, besonders unzweckmässig erscheint. Auch die hübschen Kopfbedeckungen sind vielleicht hygienisch nicht ganz einwandfrei; das Haar scheint wenig gepflegt, ist oft nicht reich, und bei Kindern sieht man vielfach Unreinlichkeit auf dem Kopf. Die Männer sind im allgemeinen kräftig, auch die Frauen sehen gesund aus, dagegen machen die Mädchen häufig einen zarten Eindruck, besonders in der Stadt Vannes; Phthise soll häufig sein. Sehr viel trifft man blonde Haare und helle Augen. Bei den Frauen fiel mir in vielen Fällen eine vorspringende dabei aber gerade Nase auf.

Wir trafen des Sonntags die Leute an mehreren Stellen beim Tanz, Dies vollzog sich auf der Landstrasse vor dem Wirtshaus. Unter den Tänzen verdient einer besondere Erwähnung, welcher den Namen Ridée führt. Dabei bildet man einen Kreis, entweder nur Männer, oder Männer und Frauen abwechselnd. Jeder fasst seine beiden Nachbarn bei der Hand, wobei die Vorderarme unter rechtem Winkel im Ellbogen gebeugt werden. Der Tanz selbst, der nach einer monotonen Musik ausgeführt wird, besteht darin, dass abwechselnd 2 bis 3 Tritte auf der Stelle unter leichtem Vorwerfen der Beine und dann ein Schritt seitwärts gemacht wird, so dass die ganze Gesellschaft sich langsam im Kreise weiter bewegt. Dabei werden die Arme kräftig gehoben und abwärts geschlagen. Das Ganze macht in der Tat einen sehr prähistorischen Eindruck.

Die Führung zu den Denkmälern und Erläuterung übernahmen zum Teil die Herren de Mortillet und Baudouin, welche aus den megalithischen Denkmälern ein Spezialstudium gemacht haben, zum Teil der Präsident der Commission pour la conservation des monuments mégalithiques, Hr. d'Ault du Mesnil, und der Konservator des Musée Miln in Carnac, Hr. Le Rouzic.

Die Fahrt im Dampfer auf dem Golf von Morbihan mit seinen Buchten und Inseln stand in malerischer Hinsicht obenan. Dieser Golf ist zwar mit dem Meere in Verbindung und hat wie dieses Ebbe und Flut, aber da die Verbindung nur schmal ist, so hat er doch mehr den

Charakter eines Binnensees, welcher mit mehreren langen Armen, in welche Flüsschen einmünden, in das Land eingreift.

Man sollte meinen, dass eine solche Anordnung des Wassers, für Fischfang und Schiffahrt geschützte Verhältnisse und mannigfache Refugien bietend, schon in vorgeschichtlichen Zeiten die Menschen besonders angelockt hat, und dass sie somit eines der Momente darstellt, welches eine starke Besiedelung schon in der neolithischen Zeit erklärt. Indessen auf dem Kongress in Vannes war man nicht nur geneigt, den Golf von Morbihan für eine Neubildung zu erklären, an deren Stelle in neolithischer Zeit Land gewesen sei, sondern auch den Neolithikern die Eigenschaft von Seefahrern abzusprechen. In anderen Darstellungen dieser Epoche, z. B. bei Bertrand (la Gaule avant les Gaulois p. 156) werden gerade umgekehrt die Erbauer der megalithischen Denkmäler als „Population maritime" bezeichnet; auch spricht der Fund analoger Grabkammern auf Jersey und Guernsey für Vertrautheit mit der See, und Hr. Montelius betonte auf dem Kongress, dass gewisse Handelswaren eine Verbindung über See wahrscheinlich machen. Dass aber seit den Zeiten der megalithischen Denkmäler im Morbihan eine Senkung des Bodens tatsächlich stattgefunden hat, wird z. B. dadurch sicher erwiesen, dass von den zwei Cromlechs der kleinen Insel Er-lannic der eine halb im Wasser steht, der andere gänzlich unter dem Wasserspiegel verschwunden ist.

Die Ufer des Golfes von Morbihan sind malerisch; aber mehr lieblich als grossartig. Seine Inseln und Gestade zeigen den gleichen Charakter wie das Land ringsum, dem — als dem Boden, auf dem sich die megalithischen Denkmäler in so grosser Zahl erheben — einige Worte gewidmet werden müssen.

Der Untergrund war überall, wohin wir kamen, von Granit gebildet, welcher der Landschaft einen leicht bewegten Charakter, jedoch ohne bedeutendere Höhen, verlieh. (Der westliche Teil der Bretagne bei Quimper und gegen das Cap Finistère soll mehr Ausdruck haben.) An den Läufen der kleinen Flüsschen ist das Land vertieft und trägt Wiesengründe, im übrigen macht es grossenteils den Eindruck einer Ebene mit schwachen Erhebungen. Der Fels ist bedeckt von einer lehmigen Erde, welche aus seiner Verwitterung hervorgegangen ist, und tritt verhältnismässig selten nackt zutage, ist jedoch überall durch die bedeckende Hülle hindurch leicht zu erreichen, so dass an jeder Stelle, wo Baumaterial gebraucht wird, dasselbe zur Stelle ist. In den kleinen Steinbrüchen, die man infolgedessen vielfach trifft, zeigt sich der Granit stets von Spalten zerklüftet, so dass er beim Brechen sich von selbst in Blöcke und Platten trennen muss.

Aus den Steinen, welche die Äcker bedeckten und von ihnen abgesammelt worden sind, hat man niedrige Mauern gebildet, welche im Verein mit Buschwerk und Bäumen die Felder umgeben, ähnlich wie die Knigs in Schleswig-Holstein.

Zwischen den Feldern sind weite Strecken frei, teils mit Wald bedeckt, teils sich selbst überlassen. Auf letzteren, den „Landes", ist das dominierende Gewächs der stachlige Ulex europaeus, im Französischen

„ajonc“, als junge Pflanze rosettenartig dem Boden angeschmiegt, später krautartig erhoben und noch später kleine Stämmchen bildend, so dass ein schwer durchdringliches stechendes Gestrüpp entsteht, welches dem Gesicht der Erde ein unliebenswürdiges Aussehen gibt. In der Zeit, wo wir reisten, war ein grosser Teil dieser Ulex-Bestände mit goldgelben Blüten reich übersäet, welche den Blüten unseres Ginster glichen.

Der Waldbaum ist in den Teilen des Landes, die hier in Betracht kommen, vorwiegend die Pinus maritima, mit längeren Nadeln und grösseren Zapfen wie unsere Kiefer; durch ihr sparriges und lichtes Aussehen scheint sie zu verraten, dass der felsige Untergrund nur magere Existenzbedingungen bietet.

Auf diesem Gebiete also finden sich die megalithischen Denkmäler, von deren Fülle die Kartenskizze einen Begriff gibt, welche dem Führer durch das Musée Miln beigegeben ist, soweit es bei einem so kleinen Maassstabe möglich sein kann.

In diesem Führer sind auch die Termini erläutert, welche bei der dortigen Lokalforschung angenommen sind, nämlich die Ausdrücke: Menhir, Alignement, Lech, Cromlech, Dolmen, Allée couverte, Cist-Ven, Galgal, Tumulus.

Ein Menhir ist jeder einzelne von Menschenhand aufgerichtete Stein, gleichviel ob er allein steht oder mit anderen zu einer Gruppe vereinigt ist. Häufig aber stehen diese Menhire bei anderen Denkmälern, so dass sie offenbar in Verbindung zu letzteren zu setzen sind. Wenn sie sich auf Gräbern finden, so haben sie nach der Meinung der Lokalforscher die gleiche Bedeutung, wie auf modernen Gräbern der Grabstein oder auch das Kreuz. So ist auf dem gestreckten grossen Hügel von Moustoir, der mehrere Gräber enthält, ein Menhir noch jetzt erhalten und waren früher mehrere vorhanden.

Ein Alignement ist eine Steinsetzung, welche aus mehreren parallelen Reihen aufgerichteter Steine besteht.

Ein Cromlech ist ein Steinkreis oder -halbkreis. Es gibt jedoch auch Steinvierecke, für welche ein spezifischer Ausdruck leider nicht eingeführt ist. In den Cromlechs schliessen die einzelnen aufgerichteten Platten eng aneinander, in den Vierecken dagegen stehen die Steine in Abständen.

Eine Allée couverte ist ein im Boden befindlicher Gang von der gleichen Bauart wie der Korridor eines Ganggrabes, d. h. zu beiden Seiten durch aufrechtstehende und oben durch übergelegte Platten gebildet.

Ein Dolmen ist in der Mehrzahl der Fälle in der Bretagne dasselbe, was man bei uns ein Ganggrab nennt, d. h. eine Grabkammer mit einem zu ihr führenden Gange. Es werden indessen dort auch solche Kammern als Dolmen bezeichnet, welche nicht mit Vorgängen versehen sind, wie sie zuweilen vorkommen. Die Bedeckung der Kammern ist meist durch grosse Steinplatten erreicht, unter denen sich die vielgenannte Table des Marchands bei Locmariaquer durch besondere Grösse auszeichnet; zuweilen

aber durch Steine, welche übereinander greifen nach Art der mykenischen Bauweise, wie in dem grossen Hügel Mané-er-Hroëg. Zuweilen fehlen auch die Steine, so dass man annimmt, dass die Bedeckung aus Bohlen bestanden habe. — Die Grabkammern liegen entweder isoliert oder zu mehreren vereinigt, wie z. B. im Hügel von Mané-Kerioned drei Gräber, die übrigens nicht gleich orientiert sind. — Die Kammern sind entweder einfach gestaltet oder mit Seitenkammern versehen, von welchen das Grab von Mané-Groh ebenso wie eines derer von Keriaval vier besitzt.

Eine Eigentümlichkeit dieser Kammern und gedeckten Gänge besteht darin, dass sich im Innern einer Anzahl von ihnen Figuren finden, welche in den Stein eingegraben sind, und zwar immer in einem verhältnismässig grossem Maassstabe; zuweilen an der Unterseite der Deckplatte wie an der Table des Marchands, gewöhnlich aber an den Seitenplatten, wie an dem einen Grabe von Mané-Kerioned, an dem des Mané-er-Hroëg und an der Allée couverte von Craq. Nur ausnahmsweise sind diese Figuren deutbar, wie die schildähnlichen Figuren der Pierres plates; zuweilen glaubt man einen Teil ihres Inhaltes zu verstehen, wie die gestielten Äxte von der Skulptur des Mané-er-Hroëg, aber es ist dann der Rest des Bildes unverständlich. Am vollständigsten ist diese Art der Ausschmückung in der Grabkammer des malerisch auf der Insel Gavrinis sich erhebenden Hügels, dessen Wände vollkommen bedeckt sind von Systemen umbiegender Linien, welche man mit dem Bilde der Tastleisten an den Fingerbeeren verglichen hat. Eines ist aber, wenn man eine Anzahl solcher Ornamente gesehen hat, auffällig, dass die Motive sich nicht wiederholen, sondern eine erhebliche Verschiedenheit herrscht, während doch sonst gerade bei Totengebräuchen etwas Stereotypes vorherrscht. Es scheint also bei der Ausschmückung dieser Kammern ein stark persönliches Moment zur Geltung gekommen zu sein.

Die Dolmen sind häufig, wie auch anderwärts, von Erde völlig entblösst. In anderen Fällen ist die letztere erhalten und man spricht dann von Tumuli. Einige dieser letzteren sind, wie schon gesagt, von gewaltiger Grösse. In solchen Riesentumuli ist zuweilen nur eine einzige zentrale Kammer gefunden worden, wie in dem von Tumiac; zuweilen deren mehrere, wie im Mont St. Michel. Solche Riesenhügel haben noch eine Konstruktionseigentümlichkeit, indem sich über dem Erdreich, welches der Kammer zunächst aufliegt, eine Aufhäufung von Felsbrocken, ein „Galgal“ findet, der dann seinerseits wieder von Erde zugedeckt ist, wie man es im Mont St. Michel und im Mané-er-Hroëg trifft.

Der Ausdruck „Cist-Ven“ endlich ist gleichbedeutend mit Steinkiste. Solche finden sich z. B. auf der Halbinsel von Quiberon und auf der im Westen ihr anliegenden kleinen Insel Tinic. Ein solches Grab aus letzterer Lokalität ist aufgestellt im Museum in Carnac samt einem der fünf linksliegenden Hocker, welche in ihm enthalten waren. In den Gräbern dieser Gegend sind die Skelette erhalten geblieben, während sie entfernter von der Küste, wie gesagt, vergangen sind. Die Beigaben bestanden in grober Tonware und grobem, nicht charakteristischem Steingerät.

Es war uns Gelegenheit geboten, von den verschiedenen Arten von Denkmälern eine grössere Anzahl zu sehen, nämlich von Cromlechs den von der Ile aux Moines, die zwei von der Insel Er-Lannic, den von Menec und den von Kerlescan; das Viereck von Crucuno; von Alignements das von St. Pierre, Kerzero, du Vieux-Moulin sowie die drei bei Carnac; von Menhiren eine Anzahl, darunter den Riesenmenhir von Locmariaquer, der in Stücke zerbrochen zu Boden liegt, aber vordem mehr als 60 Fuss hoch war; die Allée couverte der Pierres plates; die Tumuli und Dolmen Mané-er-Hroëg, Mont St. Michel, Mané Groh, Mané Kérionet, Mané Lud, die von Gavrinis, Roch en Aud, Table des marchands, Rondossec, Crucuno, Runesto, Keriaval, Klud er Yer, Moustoir, Cruz-Maquen u. a., womit aber nur ein Bruchteil des Vorhandenen genannt ist.

Man fragt sich nach den Gründen der Anhäufung so vieler Monumente an einer Lokalität. Gewiss kommt mehreres begünstigend zur Geltung:

a) die, wie im Vorausgehenden geschildert, nicht sehr intensive Bodenkultur, welche viele Strecken unberührt liess;

b) die gleichfalls im Vorausgehenden erwähnte Allgegenwärtigkeit des Granits und seine Eigenschaft, sich leicht bearbeiten zu lassen, wodurch die Versuchung, die schon in den Denkmälern vorhandenen zurechtgeschlagenen Platten zu verwenden, vermindert wurde;

c) die gleichen Umstände insofern, als sie in prähistorischen Zeiten die Errichtung der Denkmäler erleichterten;

d) eine in jenen Gegenden vielleicht besonders lange und zäh erhaltene religiöse Scheu und Tradition, welche die Denkmäler schützte. Zahlreiche Erzählungen und Legenden haften an den bretonischen Altertümern; an einigen Stellen hat die christliche Kirche sich an die Stelle des Alten gesetzt, wie z. B. bei dem Mont St. Michel, auf dessen geebnetem Plateau eine Kapelle errichtet ist, oder bei dem Dolmen von Cruz-Moquen, der ein Kreuz trägt und in einer bestimmten Nacht von den jungen Mädchen besucht wird, die etwas über ihren Zukünftigen erfahren möchten.

Aber derartige Momente können doch nur als begünstigend gelten. Insbesondere für die Anhäufung derjenigen Denkmäler, die nicht Gräber sind, der Alignements, Cromlechs, Vierecke, alleinstehenden Menhire, muss ein besonderer Grund vorhanden sein. Hier liegt der Gedanke sehr nahe, dass es sich um einen geweihten Bezirk, um Stammesheiligtümer gehandelt habe. Aber irgend etwas Bestimmtes lässt sich nicht sagen, denn es ist nichts gefunden worden, was irgendwie Licht auf diese Fragen würfe.

Wenn man, wie es uns ging, eine so grosse Fülle von im Ganzen sehr gleichartigen Objekten, zusammengedrängt auf den Raum von drei Tagen, zu sehen bekommt, so entsteht zum Schluss ein verworrener Eindruck, in welchem das Einzelne sich nicht mehr klar abhebt. Wir sind auch deswegen nach einem $1\frac{1}{2}$tägigen Aufenthalt auf der Belle Ile noch einmal nach Carnac zurückgekehrt, um in Ruhe einiges auf uns wirken zu lassen.

Die Belle Ile, in fünf Viertelstunden im Dampfer von Quiberon aus zu erreichen, bot uns in prähistorischer Hinsicht nichts; die zwei Menhire, welche sich auf ihr finden und welche ein technisches Interesse erregen können, weil sie aus Schiefer bestehen, haben wir nicht gesehen. Aber ein Besuch der Insel ist doch für die weiter zurückliegende Vorgeschichte des Landes von Interesse. Der Schiefer, aus welchem sie besteht, ist dermassen gefaltet und zusammengeknittert, dass jeder Fussbreit des Gesteines die Wirkungen der enormen Pressung zeigt, welche dasselbe vor Zeiten von den damals seitlich von ihm gelegenen Gebirgsmassen erlitten hat.

Nach Carnac zurückgekehrt wohnten wir am Markt in einem bretonischen Wirtshause, in welchem die grosse Eingangshalle gleich Küche und Verkaufsraum in sich schloss. Wir befanden uns hier in Gesellschaft des Hrn. d'Ault du Mesnil, welcher in den folgenden zwei Tagen uns mit grösster Liebenswürdigkeit in der Umgegend herumführte. Auch nahmen wir genauer das Musée Miln in Augenschein.

Diese Sammlung ist ursprünglich durch einem Engländer mit Namen Miln zusammengebracht worden, der sie der Stadt Carnac geschenkt hat. Sie enthält die Ergebnisse von einer Anzahl von Ausgrabungen und gelegentliche Funde aus verschiedenen Epochen, auch einige Modelle. Das Interesse wird auch hier in erster Linie durch die Objekte aus der Dolmenzeit in Anspruch genommen, von denen ich nur einige nennen will. Eine 22 *cm* lange geglättete unbeschädigte Axt besteht aus Schiefer und kann daher nicht für den Gebrauch bestimmt gewesen sein. — An einigen Äxten aus Fibrolith sieht man an den beiden Kanten sehr deutlich die Sägelinien und den Abbruch und kann danach bestimmen, wie weit sie gesägt wurden, ehe das überstehende Stück abgebrochen wurde; die Kanten glatt zu schleifen hat man sich entweder nicht die Mühe genommen oder die Arbeit war noch nicht beendigt. — Mehrere durchbohrte Miniaturäxte machen den Eindruck von Amuletten. — Gewisse mehrfach vorkommende kleine napfartige Gefässe von roher Arbeit sind dadurch bemerkenswert, dass sie auf der Innenseite des Bodens eine spaltartige Vertiefung haben, deren einer Rand schuppenartig übersteht.

In den zwei Tagen, die wir noch in Carnac weilten, sahen wir den kleinen Tumulus von Kerkado; Tumulus, Menhir, Cromlech und Alignements von Klescan; die Alignements und den Dolmen von Ker-Mario; die Alignements und den Cromlech von Menec; den Riesen-Menhir und das Viereck von Magneau; die zwei Menhire von Ker-Derf.

Unter allen diesen Formationen wirken schliesslich am meisten die Steinreihengruppen (Alignements) teils wegen der Ungewöhnlichkeit, teils wegen der grossen Flächen, die sie bedecken. Bei Carnac kommt dies ganz besonders zur Geltung, denn die drei genannten Gruppen, die von Klescan mit 13 Reihen, die von Kermario mit 10 Reihen und die von Menec mit 11 Reihen, obwohl sie von einander unabhängig, d. h. durch Zwischenräume getrennt sind, folgen doch so aufeinander, dass der eine wie eine Fortsetzung des andern erscheint. Die mittlere derselben, d. h. die von Ker-Mario, durchsetzt dabei eine Bodensenkung, in der ein

kleiner Bach fliesst. Die Gesamtlänge dieser drei Alignements ist fast 4 *km*, die Zahl der noch erhaltenen Steine nahe an 3000. Die Orientierung ist von Ost nach West; die Ausrichtung im Ganzen gerade, doch nicht ganz streng. Die Steine in einer Gruppe sind nicht alle von gleicher Höhe, sondern variieren von 4 *m* und darüber bis zu nur einem halben Meter. Die höheren Steine stehen im Westen, also in der Nähe des Cromlech; nach Osten zu nimmt die Höhe ab. Die Steine sind so, wie sie aus der Erde, d. h. aus den Brüchen kommen, ohne weitere Bearbeitung.

Es ist noch eine Bemerkung hinzuzufügen über das Verhältnis der Halbkreise (Cromlechs) und Steinreihengruppen (Alignements) zu einander. Es schliesst sich nämlich an das eine und zwar westliche Ende des Alignements ein Cromlech an, und zwar ist der letztere hier durch eine Querwand abgegrenzt. Aber der Cromlech ist an die Steinreihen nicht in der Weise angefügt, wie etwa der Chor einer Kirche an die Säulenreihen, sondern mit einer derartigen Verschiebung nach der Seite, dass nur die Hälfte des Cromlech von den Steinreihen und nur die Hälfte der Steinreihen von dem Cromlech gedeckt wird, der letztere also zur Hälfte frei übersteht.

Es erwächst daraus die Frage, ob beide Denkmalsformen in der Weise zwangsmässig zusammengehören, dass es kein Alignement ohne Cromlech und keinen Cromlech ohne Alignement gab. Es scheint, dass in dieser Hinsicht keine ganz sichere und übereinstimmende Ansicht unter den französischen Archäologen herrscht; und in der Tat ist es ja auch im Hinblick auf die grossen Beraubungen an Steinen, welche die Zeiten mit sich gebracht haben, oft schwer, etwas Bestimmtes zu wissen. Der Steinreihengruppe von Ker-Mario fehlt der Cromlech gänzlich; man nimmt aber an, dass er verbraucht worden ist, vielleicht bei dem Bau der Kirche von Carnac. Cromlechs ohne Alignements aber scheinen die erwähnten beiden Cromlechs von Er-Launic zu sein; sie sind soweit man sehen kann, nicht Halbkreise, sondern Kreise, und es ist auch nicht erkennbar, wo sich dort ein Alignement sollte befunden haben. Man rechnet auch den Cromlech der Ile aux Moines in diese Gruppe, obwohl in diesem Falle, da er mitten in einem Dorfe steht, die Sache nicht so einwandfrei ist.

Wir verliessen nun Carnac, wo ich auch Frl. Flechelle kennen gelernt hatte, welche an der École d'Anthropologie die Stellung eines Sekretärts inne hat. Unter ihrer liebenswürdigen Führung sah ich am 4. September die Räume und die Sammlung der École. Die Räumlichkeiten sind sehr beschränkt und die Sammlung ist deswegen zum grössten Teil in Schiebladen untergebracht. Doch ist die letztere nicht nur vorzüglich geordnet, sondern auch offenbar sehr planmässig und geschickt zusammengebracht. Sie enthält z. B. ausgezeichnete vollständige Serien der paläolithischen Formenkreise. Einen besonders wertvollen Fund will ich hervorheben: vier grosse durch Trepanation gewonnene Schädelausschnitte, welche in einem neolithischen Grabhügel vereinigt gefunden wurden, ohne die zugehörigen Schädel; ein Fund, über welchen Herr Manouvrier ausführlich berichten wird.

Ich benutzte den Pariser Aufenthalt auch zu einem gründlichen Besuch des Museums von St. Germain mit seinen wundervollen Räumen seinem ausgezeichneten Licht, zweckmässigen Schränken, gefälliger Anordnung, instruktiver Aufstellung, guter Auswahl, sorgfältiger Etikettierung, grossen kartographischen Erläuterungen, kurz seiner wunderbaren Gesamterscheinung, welche den Beschauer unmittelbar fesselt und welche zeigt, dass hier die Aufgabe eines Museums, eine Lehranstalt für das Publikum zu sein, ebenso entschieden erfasst wie glücklich gelöst ist.

Auf dem Rückwege suchte ich dann noch in Basel die Herren Paul und Fritz Sarasin auf, bei denen ich unter anderem die Funde aus den von dem Stamm der Toala bewohnten Höhlen zu Celebes zu sehen bekam. Insbesondere fesselten mich die merkwürdigen, durch tiefe Randausschnitte sägeförmig gestalteten Pfeilspitzen, welche nebst sonstigem Zubehör einer früheren Kulturstufe in der Asche jener Höhlen gefunden wurden und die genannten Forscher veranlasst haben, ein „Toalien“ als eine besondere Form steinzeitlicher Kultur aufzustellen.

Ich fand die beiden unermüdlichen Gelehrten an der Arbeit, neben dem ethnologischen Teil des Baseler Museums einen prähistorischen planmässig auszugestalten, wovon der durch Hrn. Paul Sarasin bearbeitete und mit guten Figuren versehene Führer Zeugnis ablegt, den ich im Auftrage des Verfassers unserer Gesellschaft überreiche.

Hr. v. Luschan: Im Anschluss an die unvergleichlich schönen Bilder megalithischer Monumente, die uns soeben gezeigt wurden, darf ich vielleicht auf ein Buch von Sir Norman Lockyer aufmerksam machen, das unter dem Titel „Stonehenge“ in London 1906 bei Mac Millan erschienen ist. Der gelehrte englische Astronom versucht darin den Nachweis, dass Stonehenge und andere megalithische Monumente als grossartige astronomische Anlagen zu betrachten und auf Sonnen- und Sternkult zurückzuführen seien.

Ich halte mich nicht für kompetent, in dieser jedenfalls sehr interessanten Frage schon jetzt Stellung zu nehmen, würde es aber mit grosser Freude und Dankbarkeit begrüssen, wenn jemand auch die grossartigen megalithischen Monumente in Frankreich nach dieser Richtung hin prüfen wollte. Inzwischen ist es vielleicht hier nicht ganz unangebracht darauf hinzuweisen, dass ähnliche Monumente ja auch in Nordafrika und in Vorderasien bekannt sind, während sie in Europa überall da zu fehlen scheinen, wo die extrem kurzköpfige alpine Rasse am dichtesten auftritt. Das kann natürlich Zufall sein, ich bin aber immerhin der Meinung, dass es sich lohnen würde, über diese Verhältnisse auch einmal in einem grösseren Zusammenhange nachzudenken, und würde mich freuen, wenn der Bericht von Hrn. Virchow auch in diesem Sinne anregend wirken würde.

(14) Hr. Mielke berichtete über die vorläufigen

Ergebnisse des Fragebogens über die Hausforschung in Brandenburg.

Der Vortrag wird später erscheinen.

Sitzung vom 17. November 1906.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer**.

(1) Aus Jena ist die betrübende Nachricht eingetroffen, dass Hr. Prof. Dr. Emil Schmidt daselbst am 22. Oktober gestorben ist. Die Anthropologie verliert in ihm einen ihrer ältesten und verdienstvollsten Vertreter, seine Freunde einen der liebenswürdigsten Genossen. Schon 1872, als er noch praktischer Arzt in Essen war, veröffentlichte er Studien zur Urgeschichte Nordamerikas, welche er bis in spätere Lebensjahre durch neue Arbeiten ergänzte. Seine Untersuchungen über die Horizontalebene des menschlichen Schädels erwarben ihm in den Fachkreisen schon 1876 den Ruf eines exakten Forschers und seine im Jahre 1888 erschienenen „Anthropologischen Methoden" bilden noch heute einen vortrefflichen Leitfaden für jeden Forschungsreisenden. Auf seinen vielen Reisen erwarb er grosse Schädelsammlungen, welche er später, als er Professor in Leipzig wurde, dieser Universität überliess, während er die Ergebnisse seiner Untersuchungen in zwei grösseren Abhandlungen über Antike Schädel Pompejis und über Alt- und neuägyptische Schädel (in den Jahren 1884 bis 1887) niederlegte. Auch über seine Reisen nach Südindien und Ceylon hat er vortreffliche Monographien hinterlassen, welche ausser den anthropologischen und ethnologischen Schilderungen auch anziehende Landschaftsbilder enthalten. Sein Andenken wird niemals in unserem Kreise erlöschen!

Ausser ihm haben wir von unseren Mitgliedern noch die Herren Privatier Carl Müller und Prof. L. Born durch den Tod verloren.

Zwar nicht unser Mitglied, aber unser sehr verehrter Mitarbeiter war Hr. Geh. Hofrat Prof. Dr. E. W. Förstemann, der im Alter von 85 Jahren am 4. November gestorben ist. Förstemann war schon im Jahre 1846 durch seine Studie „über alte Grabstätten in Pommerellen" den vorgeschichtlichen Forschungen näher getreten, welche er auch später stets mit grossem Interesse verfolgte. Erst später in seiner Stellung als K. Ober-Bibliothekar in Dresden widmete er sich nach der Herausgabe der Dresdner Mayahandschrift im Jahre 1880 immer mehr den amerikanistischen Studien, welchen er bis zu seinem Tode mit grossem Erfolge treu blieb. —

Allen diesen Männern werden wir ein treues Andenken bewahren.

(2) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

1. Hr. Karl Mühlke, Geh. Baurat, in Berlin.
2. „ W. Schlosser, Apotheker, in Friedenau.

3. Hr. P. v. Mendelssohn-Bartholdy, K. dänischer Generalkonsul in Berlin.
4. „ Dr. Czekanowski, Hilfsarbeiter im K. Mus. für Völkerkunde in Berlin.
5. „ Dr. Wiegers, Landesgeologe in Berlin.
6. „ Dettlöff Vanseloff v. Behr in Nikolassee.

(3) Von unseren neu ernannten korrespondierenden Mitgliedern sind folgende Dankschreiben eingegangen:

Hr. Dr. J. Deniker schreibt aus Paris vom 21. Oktober:

„Ich spreche für diese Ernennung meinen besten Dank aus und werde mich bestreben, die Fortschritte Ihrer werten Gesellschaft nach dem Maasse meiner Kräfte zu fördern."

Hr. Prof. C. Toldt schreibt aus Wien vom 24. Oktober:

„Die hohe Meinung, welche ich von der Bedeutung jedes Wissenszweiges, der uns einen Einblick in die Geschichte der Menschheit schafft, besitze, hat mein Interesse schon seit langem allen Zweigen der Anthropologie zugewendet und mir den Ansporn gegeben, dasselbe so weit es mir möglich ist zu betätigen.

Aus derselben Quelle entspringt die hohe Achtung, welche ich der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zolle, als jener Stätte, welche auf diesen Gebieten seit vielen Jahren eine so umfassende und hervorragende Wirksamkeit entfaltet.

Dass diese Gesellschaft meiner ganz bescheidenen Tätigkeit ein so ehrenvolles Zeichen ihrer Anerkennung gegeben hat, verpflichtet mich zu verbindlichstem Danke, welchen der Gesellschaft zu übermitteln ich Sie freundlichst bitte."

(4) In Köln wurde am 12. November das neue Rautenstrauch-Joest-Museum mit einer Feier eröffnet, zu welcher der Vorstand unserer Gesellschaft durch den Oberbürgermeister eingeladen war. Hr. v. Luschan ist so freundlich gewesen, den Vorstand dort zu vertreten.

(5) Unser Bibliothekar, Hr. Maass, tritt am 1. Dezember eine Forschungsreise nach Sumatra an. Wir wünschen ihm reiche Erfolge und glückliche Heimkehr. Während seiner Abwesenheit wird Hr. Eduard Hahn die Bibliothek verwalten.

(6) Das Generalregister zu Band XXI—XXXIV (1889—1902) der Zeitschrift für Ethnologie und der Verhandlungen unserer Gesellschaft ist erschienen und kann von jedem ordentlichen Mitgliede im Bureau der Gesellschaft unentgeltlich bezogen werden. Auf besonderen Wunsch wird dasselbe gegen Übersendung des Paket-Portos durch die Post versandt werden.

(7) Hr. v. Hansemann berichtet über den

Verlauf der Pilkomayoexpedition des Hrn. Herrmann.

Ich habe Ihnen eine kurze Mitteilung betr. der Pilkomayoexpedition zu machen. Sie werden sich vielleicht daran erinnern, dass vor etwa

Jahresfrist auf meine Veranlassung ein Komitee sich gebildet hat, um es dem Ingenieur Wilhelm Herrmann, der schon längere Zeit in Südamerika tätig gewesen ist, zu ermöglichen, den mittleren Lauf des Pilkomayo zwischen dem 22. und 24. Grad zu erforschen. Herrmann sollte auch Sammlungen für das hiesige Museum anlegen, speziell paläontologischer, botanischer, zoologischer und ethnographischer Natur. Er hat vor einer Reihe von Monaten mitgeteilt, dass er in der Umgegend von Tarija Gelegenheit hatte, grosse Sammlungen zu erhalten aus den umliegenden Gebieten, die er schon abgeschickt hat, und die zum Teil schon eingetroffen sind, und dann ist er an seine eigentliche Aufgabe, den mittleren Lauf des Pilkomayo zu erforschen, herangegangen, und ich habe vor einigen Tagen einen Brief von ihm bekommen, dass ihm das in ausgezeichneter Weise geglückt ist. Er ist von Fortin Creveaux nach Fortin Guachalla, der letzten bolivianischen Ansiedelung gegangen. In Bolivien hat er Gehilfen angeworben, ungefähr 70 Mann, und hat eine Anzahl Tiere mitgenommen, Last- und Schlachttiere, so dass er im ganzen 120 bis 150 Stück mit sich hatte. Die Hauptmannschaft ist zu Lande gegangen, am linken Ufer des Pilkomayo, er ist in möglichster Beziehung damit geblieben, während er selbst mit einigen Leuten auf einem zu diesem Zwecke gezimmerten Boote, das sehr flach sein musste, den Pilkomayo heruntergefahren ist und zwar ohne grössere Schwierigkeiten zu finden bis herunter zu den Esteros di Patiña.

Herrmann konnte nachweisen, dass von allen Stromschnellen, die auf der Karte verzeichnet sind und von denen frühere Reisende berichtet haben, keine Spur vorhanden ist, der Strom ist zwar flach, aber auf dieser Strecke überall schiffbar; es gehen keine Seitenflüsse ab, es kommen auch keine Nebenflüsse herein, und er hat erst, nachdem er in die Sümpfe hineingekommen ist, wo der Fluss in kleine Zweige sich auflöst, das Boot verlassen. Er ist zu Lande zurückgekehrt und hat genaue Vermessungen des Stromes aufgenommen, hat auch die umliegenden Indianerstämme, die Tapietes, Tobas, Matacos und Charotis, zu studieren Gelegenheit gehabt, Sprachforschungen anzustellen und grössere Sammlungen anzulegen, und ist mit all diesen Dingen glücklich wieder in Fortin Guachalla angekommen, von wo der vom 20. September datierte Brief abgegangen ist. Er beabsichtigt jetzt weiter den Pilkomayo herauf zu gehen bis zu einem Ort S. Francisko; die Gegend ist nicht unbekannt, sie ist mehrfach schon erforscht, er will dort speziell auf die mögliche Schiffbarkeit des Stromes Rücksicht nehmen und hofft auch von dort noch wertvolle Funde für die Museen mitzubringen.

(8) Hr. V. Gross übersendet uns aus Neuveville vom 6. d. M. folgende Mitteilung:

Im Mai dieses Jahres sind in der Nähe von Münsingen (kleine Ortschaft zwischen Bern und Thun) bei Ausbeutung einer Kiesgrube einige Gräber entdeckt worden, die das Interesse der Altertumsforscher im höchsten Grade geweckt hat. Hr. Widmer, Vizedirektor des Bernischen Historischen Museums, begab sich dorthin und fand, dass nicht nur vereinzelte Gräber,

sondern eine ausgedehnte Begräbnisstätte dort existiert hatte. Durch Einverständnis mit dem Landeigentümer versicherte er sich im Namen des Berner Museums der ausschliesslichen Besitznahme der Ausgrabungen. Diese dauerten den ganzen Sommer durch ohne Unterbrechung. Bis heute sind 211 Gräber untersucht worden und man kann noch nicht voraussagen, wie viel derer noch existieren. Aber jedenfalls haben wir hier eine der grössten Begräbnisstätten, die bis heute in der Schweiz entdeckt worden

Fig. 1.

sind. Die Gräber, die der Latène-Zeit angehören, sind nicht regelmässig orientiert, sie sind sogar manchmal quer durcheinander angelegt. Ihre Tiefe variiert mit der Höhe der Humusschicht von 50 *cm* bis 1,50 *m*, alle Skelette liegen auf einer Kiesschicht, die jedenfalls am guten Erhalten derselben als Hauptfaktor zu betrachten ist. Aus dem bisherigen Fund hat sich ergeben, dass 30 Tote in Holzsärgen, 28 in trocknen Mauern aus Rollsteinen eingebettet wurden. Eine Verbindung der beiden Arten war jedenfalls gebräuchlich. Was die Beigaben anbetrifft (nur 10 Gräber

waren frei davon), so sind es zahlreiche Armbänder aus Bronze und Eisen, sogar aus Glas; Spiralfibeln, manchmal mit Email dekoriert; Goldringe, Halsringe, Gürtelketten, Halsbänder aus Bernstein und Glasperlen. Dem Skelett einer alten Frau wurden nicht weniger als 28 Fibeln, 4 Armringe, eine Gürtelkette, 7 Fingerringe und 4 Fussringe abgenommen. Bei Kriegergräbern (17 an der Zahl) sind kurze eiserne Schwerter in ihren Scheiden, Lanzen, Schildbuckel, alle aus Eisen geschmiedet, aufgefunden worden. Was die Skelette anbetrifft, hat man ungefähr 30 ganze Schädel und einige ganze Skelette erhalten können; sie werden Gegenstand einer Arbeit, die ich über die Rasse der damaligen Bewohner von Münsingen herausgebe, werden. Zwei Schädel sind besonders interessant, weil sie Spuren von Trepanation aufweisen, einer weist sogar zwei Trepanationslöcher auf (Fig. 1). Andere Knochenreste zeigen Spuren von Gicht, von Exostosen, Hiebwunden usw. — Den Winter durch werden die Ausgrabungen unterbrochen, um im nächsten Frühling wieder aufgenommen zu werden.

(9) Den ersten Vortrag des Abends hält Hr. L. Schultze aus Jena:

Zur Kenntnis der Ureinwohner Südafrikas.

Der Vortragende erläuterte an einer Reihe von Lichtbildern die somatischen Charaktere der Hottentotten, zunächst die Proportionen der Gliedmassen im männlichen und weiblichen Geschlecht unter Demonstration der abweichenden Verhältnisse am Hererokörper. Am Schädel zeigten, je nach dem Punkt der zu erläutern war, ausgewählte Profil-, Halbprofil- und Enface-Bilder eine mässige Wölbung des Schädeldaches am Vorderhaupt, einen meist mittelständigen Scheitel und ein variabel vorspringendes Hinterhaupt. Der Hirnteil der Stirn tritt überall schmal und schwach gewölbt hervor, und als schräg abgedachter Vorbau liegen ihm die Stirnhöhlen- und Augenbrauenwülste an. Halbprofile älterer Personen ohne Fettpolsterung der Wange zeigen am besten das starke Ausladen der Jochbogenpartie des Gesichts. In scharf einseitiger Beleuchtung treten die Eigentümlichkeiten der Nasenbildung, die tief eingesunkene knöcherne Partie mit dem breiten flachen Nasenrücken, und die geblähten Flügel mit dem geschweiften Unterrand und den quer gestellten weiten Öffnungen am besten hervor. Das Zurücktreten der knöchernen Nasenpartie einerseits und des spitzen Kinnes andererseits lässt die an sich prognathe Kieferpartie noch schnauzenartiger vorspringen, um so stärker, je wulstiger (und zum Teil rüsselförmig ausgezogen) die Lippen vorspringen.

Auf die Bildung der Augen wurde ausführlicher eingegangen und die Auffassung bekämpft, die in der charakteristischen Lidbildung der Hottentotten nur den Ausdruck einer chronisch gewordenen Kontraktur der umliegenden Muskulatur sieht. Der Vortragende zeigte an faltenfreien jugendlichen Gesichtern halbwüchsiger und erwachsener Personen, dass dreierlei bei der Lidbildung auseinander zu halten ist: 1. die Schrägstellung der Lidspalte, die nur in seltenen Fällen eine stärkere Richtung

nach aussen und aufwärts zeigt, als es bei unserer Rasse der Fall ist; 2. die Bedeckung des oberen Lids, durch eine übermässige Entwicklung der schlaffen oberen Deckfalte hervorgerufen; 3. die Bildung des inneren Augenwinkels. Ältere Autoren haben den inneren Augenwinkel mit Recht als abgerundet bezeichnet. Es zieht in der Tat in äusserst zahlreichen Fällen von der Deckfalte des oberen Lids eine Hautfalte bogenförmig gegen die Nasenwurzel, rein anatomisch (nicht klinisch) einem Epicanthus tarsalis entsprechend, von der typischen Mongolenfalte dadurch unterschieden, dass sie die Caruncula freilässt.

Entscheidend für die eigentümliche Haarbildung der Hottentotten ist zweierlei: 1. dass die gesamte Behaarung des Körpers äusserst spärlich ist; 2. dass jedes einzelne Haar eine starke Spiralkrümmung hat. Die Folge davon ist, dass die Haare gruppenweise zu einzelnen, kleinen, isolierten Knäueln sich verfilzen und dazwischen die Kopfhaut frei vorschimmern lassen. Photographien der intakten und der geschorenen Kopfhaut des Lebenden, aus nächster Nähe genommen, zeigten, dass die sogen. Büschelstellung der Haare unabhängig ist von der Implantation der Haare in die Kopfhaut. Die rasierte Kopfhaut lässt jedenfalls keine Gruppenstellung der Haaraustritte erkennen, die jener Knäuelbildung entspräche.

Resümierend demonstrierte der Vortragende an den Porträts einer männlichen und weiblichen Betschuanen-Person (Barolong) die physiognomischen Unterschiede der Hottentotten und dieser seiner Bantunachbarn. Das Bild eines etwa 45 Jahre alten Hottentottenweibes mit typischer Steatopygie, das einer „Schürze“ mit 6 *cm* lang herabhängenden kleinen Labien, endlich einige Porträts alternder und hochbetagter Personen beiderlei Geschlechts zur Illustration der enorm gesteigerten Neigung der Haut zur Runzelbildung schlossen die speziell anthropologischen Ausführungen.

Weiter von ethnologischen Gesichtspunkten ausgehend schilderte der Vortragende den Hottentotten in seiner Abhängigkeit vom Klima und der Konfiguration des Landes, zeigte im einzelnen, wie sein ganzer Lebenshaushalt, vom Bau der Hütte ab bis zu den Normen seines charakteristischen Herdenbetriebs und Jägerdaseins, von dem Zwang periodischer Wanderungen im Interesse möglichst expansiver Ausnutzung der Weideflächen beherrscht wird. Ein Vergleich mit den Betschuanen der Kalahari führte aus, wie — neben historischen und psychologischen Momenten — ein Wechsel des Klimas und der Geländebildung, auf der Umgestaltung der Lebensführung und des Lebensunterhalts fussend, tiefgreifende Unterschiede politischer und sozialer Natur zwischen den beiden benachbarten Völkern des grossen west- und zentral-südafrikanischen Trockengebietes geschaffen hat.

(10) Hr. Oppert spricht sodann über den

Gebrauch des Schiesspulvers und der Feuerwaffen bei den alten Indiern.

Der Vortrag wird später erscheinen.

(11) Hr. v. Luschan: Zu meiner aufrichtigen Freude bin ich heute in der Lage, der Gesellschaft

die Aushängebogen von drei grossartig angelegten Museumspublikationen

vorzulegen, die Hrn. Direktor Schmeltz in Leiden zu verdanken sind.

Der gegenwärtige Direktor der Leidener Sammlungen hat es seit jeher für eine seiner Pflichten gehalten, nicht nur sein Museum zu vermehren, sondern auch dessen reiche Schätze durch Publikationen aller Art den gesamten Fachgenossen zugänglich zu machen. Von diesem Bestreben geleitet, ist er nun damit beschäftigt, die sämtlichen Inventare des Museums in Druck zu legen. Bisher ist zunächst ein Band „Borneo" bis Bogen 32 (Seite 256) vollendet, auch von einem zweiten Bande sind bereits einige Bogen fertig gedruckt. Gleichzeitig ist auch mit der Veröffentlichung des Nias-Kataloges begonnen, von dem zwei Bogen vorliegen.

Die Ausstattung ist sehr vornehm. Die wichtigsten Stücke sind teilweise im Text, teilweise auf besonderen Lichtdrucktafeln abgebildet. Jedes einzelne Stück ist knapp aber bezeichnend beschrieben, etwas ausführlicher als dies in Sammlungskatalogen gewöhnlich geschieht.

Wenn man bedenkt, wie unersetzlich der Verlust wäre, den die ganze wissenschaftliche Welt etwa durch einen Brand erleiden würde, der auch nur die Kataloge eines grossen Museums zerstört, so ergibt sich schon daraus die grosse Wichtigkeit der Drucklegung aller Kataloge. Schon allein von diesem Gesichtspunkte aus müsste man jeder grossen Sammlung einen derartigen Schutz ihrer Inventare zur Pflicht machen. Ausserdem natürlich hat eine solche Veröffentlichung auch den grössten Wert für alle Fachgenossen.

Die sämtlichen Kataloge der Leidener Sammlung sollen nun, wofür wir dem Direktor ganz besonders dankbar sein müssen, gleichzeitig in holländischer und auch in deutscher Sprache erscheinen.

Unabhängig von diesen Museumsinventaren, aber im selben Format und in derselben vornehmen Ausstattung wird auch ein vollständiger Katalog der Leidener Museumsbibliothek gedruckt, von dem einstweilen vier Bogen fertig vorliegen.

Ich beglückwünsche Hrn. Schmeltz zu diesen grossen und dankenswerten Unternehmungen und beglückwünsche ihn vor allem auch zu seiner Regierung, die ihm die Drucklegung so umfangreicher Veröffentlichungen durch liberale Bereitstellung der nötigen, gewiss nicht geringen Mittel ermöglicht. Hoffentlich wird das in Holland gegebene Beispiel bald auch anderswo Nachfolge finden.

Sitzung vom 15. Dezember 1906.

Vorsitzender: Hr. **Lissauer.**

(1) In hohem Alter starb vor kurzem Hr. Obermedizinalrat Götz in Neustrelitz, eines unserer ältesten Mitglieder, der so lange seine Jahre es gestatteten, die prähistorischen Kongresse regelmässig besuchte und sich allgemeiner Verehrung erfreute; es starb ferner, schon am 5. Juli, Hr. M. Milchner in Berlin. Wir werden beiden Toten ein ehrenvolles Andenken bewahren.

(2) Der Vorstand hat gemeinsam mit dem Ausschuss in seiner Sitzung vom 7. d. M. die Herren Dr. Fritz und Paul Sarasin zu korrespondierenden Mitgliedern ernannt.

(3) Hr. Schweinfurth sendet der Gesellschaft viele Grüsse und meldet, dass es ihm gut geht und er jetzt nach Assuan übersiedele. — Hr. Klaatsch berichtet aus Neu-Guinea, dass er soeben eine etwas schwierige Expedition mit Büffeljägern nach der Melville-Insel im Norden Australiens glücklich beendet habe, wo ihm viel Gelegenheit geboten war, die Eingeborenen zu untersuchen, ihre Gräber zu erforschen und ihren Corroborees beizuwohnen.

Hr. Traeger schreibt aus Colonie Hohenau am Alto Parana vom 5. November:

Meine Reise hat sich leider bisher ziemlich langsam abgewickelt. Allerlei äussere Umstände und Schwierigkeiten stellten sich mir in den Weg und erschwerten mir fast überall ein rasches Vorwärtskommen. In den letzten Wochen hatte ich ausserdem unter abnormer Hitze sehr zu leiden, die fast jeden zweiten Tag heftige Gewitter und strömende Regengüsse auslöste, so dass die Flüsse nicht passierbar waren und ich mit patiencia das Ablaufen des Wassers abwarten musste. Auch nahm der Besuch der verschiedenen Kolonien, wo sich Deutsche befinden, mehr Zeit in Anspruch als mir lieb war. So steht ein Hauptteil meiner Reise noch vor mir und ich werde kaum vor Anfang Januar wieder in Berlin eintreffen können. Ich würde gern dies oder jenes aufgeben, doch muss ich mir auch sagen, dass dies Torheit wäre, da ich einmal hier bin und viel Wichtiges und Interessantes in erreichbarer Nähe habe. Ich bin vorgestern von einem Ausflug zurückgekehrt, der mich zu zwei der bedeutendsten Jesuitenniederlassungen, d. h. zu deren imposanten Ruinen, führte. Der Hauptzweck des Ausflugs, Mitglieder des bekannten unbekannten Stammes der Guayakis aufzustöbern, wurde leider nicht er-

reicht. Ich traf nur Kainguas und kehrte von ihnen mit einer kleinen Sammlung zurück. Die Guayakis geniessen selbst hier in den Gegenden, wo sie gelegentlich auftauchen, einen legendenhaften Ruf. Irgend einen Verkehr mit ihnen herzustellen, ist noch nie gelungen. Die einzelnen Individuen, die man gesehen hat, sind immer nur bei den Strafexpeditionen, die hin und wieder gegen sie ansgerüstet werden, gefangen genommen worden. Es handelt sich aber auch dabei mit ein oder zwei Ausnahmen ausschliesslich um Kinder, die bei der Flucht zurückblieben. Von solchen vom Stamme heute abgetrennten Guayakis konnte ich bisher an verschiedenen Plätzen ein halbes Dutzend untersuchen und auch ein kleines Wörterverzeichnis aufnehmen. Morgen reise ich weiter nach Norden. In den grossen Yerbawäldern will ich noch einmal mein Glück versuchen. Auf jeden Fall habe ich dabei die Gewissheit, zahlreiche andere Indianer zu treffen.

Das Interessanteste, was ich bisher in ethnographischer Beziehung fand, waren drei grosse Höhlen am Alto Parana, von denen die eine auf einer Fläche von mehr als 40 *qm* alte Steinzeichnungen aufweist, Darstellungen, natürlich sehr primitive, von Tieren, Menschen, Pflanzen, geometrischen Figuren usw. In der zweiten Höhle, die weniger Zeichnungen enthält, fand ich auch keramische Reste. Die dritte Höhle ist leider fast bis zur Decke vom Hochwasser mit Schutt angefüllt, so dass Ausgrabungen nötig wären. Im Anschluss daran erhielt ich sodann auch Nachricht von ähnlichen Zeichnungen an anderen Orten. Ich sah noch welche auf Felsen mitten im Flusse, die zurzeit durch den tiefen Wasserstand frei lagen. Ich hoffe nach meiner Rückkehr der Gesellschaft die Zeichnungen in photographischer Wiedergabe vorlegen zu können.

(4) Die k. k. Geographische Gesellschaft in Wien begeht heute die Feier ihres 50jährigen Bestehens. Wir haben derselben unsere wärmsten Glückwünsche telegraphisch ausgesprochen.

(5) Hr. Wossidlo ist wegen seiner Verdienste um die Volkskunde von der philosophischen Fakultät der Universität Rostock zum Ehrendoktor ernannt worden. — Hr. Hubert Schmidt wird sich nächstens als Dozent für prähistorische Archäologie an der hiesigen Universität habilitieren, da er die venia legendi bereits erhalten hat. Wir beglückwünschen beide Mitglieder unserer Gesellschaft zu diesen Erfolgen ihrer wissenschaftlichen Arbeiten!

(6) Hr. Prof. Conwentz, der staatliche Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preussen übersendet uns die

Grundsätze
für die Wirksamkeit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preussen.

§ 1.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege, die einstweilen ihren Sitz in Danzig hat und von dem Direktor des Westpreussischen Provinzial-Museums Prof. Dr. Conwentz ebendort als dem Staatlichen Kommissar

für Naturdenkmalpflege verwaltet wird, bezweckt die Förderung der Erhaltung von Naturdenkmälern im Preussischen Staatsgebiet.

§ 2.

Unter Naturdenkmälern im Sinne dieser Grundsätze sind besonders charakteristische Gebilde der heimatlichen Natur zu verstehen, vornehmlich solche, welche sich noch an ihrer ursprünglichen Stätte befinden, seien es Teile der Landschaft oder Gestaltung des Erdbodens oder Reste der Pflanzen- und Tierwelt.[1])

§ 3.

Zu den Aufgaben der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege gehört insbesondere:

1. die Ermittelung, Erforschung und dauernde Beobachtung der in Preussen vorhandenen Naturdenkmäler,
2. die Erwägung der Massnahmen, welche zur Erhaltung der Naturdenkmäler geeignet erscheinen,
3. die Anregung der Beteiligten zur ordnungsgemässen Erhaltung gefährdeter Naturdenkmäler, ihre Beratung bei Feststellung der erforderlichen Schutzmassregeln und bei Aufbringung der zur Erhaltung benötigten Mittel.

Die Erhaltung von Naturdenkmälern selbst und die Beschaffung der dazu notwendigen Mittel bleibt Sache der Beteiligten. Fonds für derartige Zwecke stehen der Staatlichen Stelle nicht zur Verfügung.

§ 4.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege wird es sich angelegen sein lassen, die auf die Erhaltung der Naturdenkmäler gerichteten Bestrebungen in gesunden Bahnen zu erhalten.

§ 5.

Die Staatliche Stelle wird in Sachen der Naturdenkmalpflege Behörden und Privatpersonen auf Anfragen jederzeit Auskunft geben, insbesondere darüber, ob ein bezeichneter Gegenstand als Naturdenkmal anzusehen ist und welche Massnahmen zu seiner Erhaltung zu empfehlen sind.

Wo es sich um die Erhaltung eines gefährdeten Naturdenkmals handelt, wird sie sich mit den für die Übernahme des Schutzes in Frage kommenden Stellen (Behörden, Gemeinden, Vereinen, Privatbesitzern usw.) in

---

1) Als Beispiele seien genannt: die Schneegruben im Riesengebirge, das Bodetal im Harz, Heidefläche im Lüneburgischen, Hochmoor in Ostpreussen (Teile der Landschaft); Basaltfelsen mit säulenförmiger Absonderung im Rheinland, der Muschelkalk mit Gletscherschrammen bei Rüdersdorf, die Kreidesteilküste auf Rügen, der Waldboden der Braunkohlenzeit in der Lausitz, Endmoränen und erratische Blöcke im Flachland (Gestaltungen des Erdbodens); die Salzflora bei Artern, die Steppenflora im Weichselgebiet, die Zwergbirkenbestände in der Lüneburger Heide und im Harz, der Buchenbestand bei Sadlowo (Ostpr.), der Eibenbestand in der Tucheler Heide, die Mistel bei Segeberg in Schleswig-Holstein, die Wassernuss bei Saarbrücken, Habmichlieb im Riesengebirge (Reste der Pflanzenwelt); marine bzw. nordische Reliktformen in Binnengewässern, der Biber und andere schwindende Arten in Altwässern der Elbe, das Möwenbruch bei Rossiten, die Kormorankolonie in Westpreussen, der Lummenfelsen auf Helgoland (Reste der Tierwelt).

Verbindung setzen, auch je nach Lage des Falles den beteiligten Aufsichtsbehörden (Landrat, Regierungspräsident usw.) von dem Sachverhalt Mitteilung machen. Sofern es zur Erreichung des Zieles erforderlich erscheint, wird sich der Staatliche Kommissar an Ort und Stelle begeben.

§ 6.

Die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege steht unter der Aufsicht des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, dem sie unmittelbar berichtet und alljährlich einen Verwaltungsbericht vorlegt.

§ 7.

Dem Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten steht bei Ausübung der Aufsicht als beratendes Organ ein Kuratorium zur Seite, in welches seitens des Ministeriums der geistlichen usw. Angelegenheiten, für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, für Handel und Gewerbe, des Innern und der öffentlichen Arbeiten je ein Kommissar abgeordnet wird. Sofern im Einzelfall andere Preussische Ressorts als die genannten oder Reichsressorts in Frage kommen, bleibt vorbehalten, die betreffenden Ministerien oder Reichsämter um Entsendung eines Kommissars zu den Sitzungen des Kuratoriums zu ersuchen.

Berlin, den 22. Oktober 1906.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
Im Auftrage:
gez. Schmidt.

(7) Hr. B. Hagen übersendet uns aus Frankfurt a. M. vom 8. d. M. die folgenden

Bemerkungen über die Fussspuren von Warrnambool.

In dem Brief von Prof. Klaatsch, der im letzten Heft der Zeitschrift für Ethnologie abgedruckt ist, befindet sich auf S. 784 gelegentlich der Besprechung der angeblich menschlichen Fussspuren vor Warrnambool eine Stelle, nach der ich gesagt haben soll, „dass die damaligen Eingeborenen wohl schon aus hygienischen Rücksichten schwerlich die Küsten aufgesucht haben würden.“ Hr. Prof. Klaatsch wiederholt hier ein Missverständnis des Hrn. Sanitätsrat Alsberg-Cassel, das ich schon vor einigen Jahren in Bd. LXXXV, Nr. 16, S. 256 f. des „Globus“ richtig gestellt habe. Diese Berichtigung ist Hrn. Prof. Klaatsch augenscheinlich entgangen, was ja bei seiner langen Entfernung von Europa erklärlich und entschuldbar ist. Ich kann mich deshalb darauf beschränken, auf dieselbe hinzuweisen und ausdrücklich zu erklären, dass ich solchen Unsinn, als meide der Eingeborene, der an der Küste doch fast ganz auf die Erträgnisse des Meeres angewiesen ist, aus „hygienischen Rücksichten“ den Strand, niemals weder schriftlich noch mündlich von mir gegeben habe. Habe ich doch selbst 13 Jahre lang in Sumatra und dann fast zwei Jahre in Neu-Guinea mitten unter den Eingeborenen direkt am Strande gelebt und bin selbst mit ihnen bei Ebbe weit auf dem trocken-

gelaufenen Seeboden hinausgewandert. Aber dass sich einer davon oder gar ein Pärchen in den feuchten Schlick zur Ruhe oder zum Kosen, wovon zu Beginne der ganzen Diskussion viel die Rede war, niedergesetzt und sein Gesäss darin abgedrückt hätte, dass habe ich allerdings nie beobachtet und ausschliesslich gegen dieses „Niedersetzen" bin ich aufgetreten.

Vielleicht gestatten Sie mir, hieran noch einige Bemerkungen zu knüpfen bezüglich der Deutung dieser Fussspuren von Warrnambool. Mit Befriedigung ersah ich aus Klaatschs Brief, dass er, nach Einsichtnahme der Originale, die „angeblichen" Gesässabdrücke von den Fussspuren gesondert wissen will; ich hatte schon in der Sitzung vom 22. Oktober 1903 der Frankfurter Anthropologischen Gesellschaft aus anthropologischen Gründen die Zusammengehörigkeit beider sehr stark bezweifelt. Eine gewisse Enttäuschung aber hat, und ich glaube nicht mir allein, die in Klaatschs Brief deutlich zum Ausdruck gelangte Tatsache gebracht, dass die von ihm vorgenommene Untersuchung der Originale nicht zu einem positiven Ergebnis geführt hat. Sie hat wohl seine persönliche Überzeugung von der menschlichen Natur der fraglichen Abdrücke gekräftigt, aber greifbare sichere Beweise hat sie nicht gebracht. Angesichts dieses Ergebnisses hat die europäische Kritik, die das Resultat von Klaatschs Untersuchungen abgewartet hat, wieder das Recht, in die Diskussion einzutreten und ich glaubte deshalb auf mehrere Punkte hinweisen zu dürfen, die ich zwar schon in der obenerwähnten Sitzung der Frankfurter Anthropologischen Gesellschaft gemacht habe, die aber, mit Ausnahme des Alsbergschen Missverständnisses, augenscheinlich keine grössere Verbreitung gefunden haben, da auch Hr. Branco in seiner gründlichen Untersuchung über diesen Fall (Z. f. E. 1905, S. 162ff.) nicht darauf eingeht.

Der erste Punkt, den ich für einen der wichtigsten halte, ist das Fehlen jedes scharfen und tiefen Fersenabdruckes, wie man das bei einem in dem feuchten Kalkbrei stehenden, geschweige denn auf den Fersen hockenden Menschen unbedingt erwarten müsste. Die vordere (Zehen-) Partie ist ziemlich scharf und tief eingedrückt, nach hinten steigt aber die Spur langsam und allmählich schief nach oben, um sich undeutlich an der Oberfläche zu verlieren, so dass man unwillkürlich an eine langgezogene Gleit- oder Rutschspur erinnert wird, was ja angesichts des schlüpfrigen Bodens keine Unmöglichkeit wäre, und an die auch Branco schon gedacht hat.

Der zweite Punkt ist die ungleiche Grösse beider Fussspuren, die Hr. Branco wohl bemerkt, aber nicht weiter diskutiert hat und die meines Erachtens eine Zugehörigkeit beider Fussabdrücke zu einem Individuum geradezu ausschliesst, wenn man nicht eine Rutschspur annehmen will. Die Rutschfährte eines grösseren Tieres könnte aber meines Erachtens ganz wohl einmal menschenfussähnliche Eindrücke vortäuschen und diese Möglichkeit müsste mehr als bisher geschehen einer genauen Prüfung unterworfen werden.

Ein dritter Punkt ist, dass bei beiden Fussspuren die von der Fusswölbung herrührende Einschnürung des Seitenrandes in der Mitte, welche bei einer menschlichen Fussspur nur am medialen Rande sichtbar ist, hier an beiden Rändern, am medialen wie am lateralen, auftritt, und zwar am letzteren sogar stärker als am ersteren. Ich konstatiere alle diese Dinge an einem schon vor drei Jahren von Hrn. Sanitätsrat Alsberg dem Frankfurter Völkermuseum zum Geschenk gemachten Gipsabguss. Diese Einschnürungen stehen allerdings dem Vermuten einer Gleit- oder Rutschspur entgegen und lassen eher den Gedanken an zwei sich teilweise deckende Fährten aufkommen. Die rauhe, unebene Beschaffenheit der Sohlenfläche, namentlich in der Mitte, welche wohl haftengebliebene Reste der Deckschicht sind, verhindern ein genaueres Erkennen.

Schliesslich möchte ich noch darauf aufmerksam machen, dass es sich, den Fall einer Gleit- oder Rutschspur ausgenommen, nicht um Frauen- oder Kinderfüsse handeln kann, denn die Länge derselben übertrifft selbst in den kleineren der beiden Spuren die mittlere Länge des männlichen Australierfusses, der nach Messungen von Spencer und Gillen an 20 erwachsenen Australiern im Mittel 251 mm beträgt. Angesichts dessen erregt die von Branco mit Recht so sehr betonte und selbst für Australierfüsse exorbitante Schmalheit der Spuren doppelte Bedenken gegen die Deutung als menschliche Fussspuren.

(8) Hr. G. Oesten erstattet

Bericht über den Fortgang der Rethra-Forschung.

Die Bodenuntersuchung auf der Ostseite des Nonnenhofes, der Niederung zwischen den beiden Seen Lieps und Tollense, dem Moddergraben auf der West- und dem Nonnen- und Wiedbach auf der Ostseite, hatte, wie ich am Schlusse meines vorjährigen Berichtes mitteilen konnte, ergeben, dass dieses sumpfige inselartige Land in alter Begrenzung nach Osten in eine Spitze ausläuft, so dass eine dreispitzige oder dreihörnige Gestalt der zur Wendenzeit besiedelungsfähigen und besiedelt gewesenen Landfläche deutlich hervortritt. Diese hat einen Flächeninhalt von ungefähr 500 Morgen. Das nordöstlich der Linie f g in der Kartenskizze Fig. 1 S. 893 der Zeitschrift 1905 liegende tief sumpfige Wiesenland ist als neuere Verlandung zu erkennen. Ihre Bildung erscheint durch das Zusammenwirken des Pflanzenwuchses mit der aufschlemmenden Tätigkeit des Nonnenbaches wie der Wellen der Tollense entstanden.

In diesem Jahre habe ich einen weiteren Punkt der alten Uferbegrenzung in der nach der Fischerinsel zu gerichteten gekrümmten Linie f g, nahe der Ausmündung des alten oder Fischergrabens in die Tollense aufgefunden, so dass die Fischerinsel als in der Fortsetzung der nach Norden gerichteten Spitze der dreieckigen Hauptinsel liegend erscheint, ohne jedoch mit dieser in fester Landverbindung gestanden zu haben.

Um nun zu ermitteln, ob vom Festlande aus nach der östlichen Spitze der dreieckigen Insel ein Zugang vorhanden gewesen ist, habe ich den für solchen Zweck von Natur günstigsten Ausgangspunkt am Rande des

festen Landes ausgesucht und als solchen eine in das Sumpfland vorspringende Ecke des Ackerlandes auf der Feldmark Usadel gefunden. Der Abstand von diesem Vorsprunge nach der gegenüberliegenden Nonnenhofspitze beträgt etwa 180 *m* und ist der kürzeste zwischen den beiden durch tiefes Sumpfland getrennten Gebieten. Auf dem Landvorsprunge der Usadeler Seite nun wurden auf einer Fläche von etwa zwei Morgen Grösse zahlreich Knochen, wendische Scherben und vereinzelte Kohlenstücke bis zu einer Tiefe von 0,5 *m* im Boden gefunden und zwar nach der äussersten Spitze zu in zunehmender Anzahl; vor letzterer im Wiesenterrain auch einzelne Stückchen Eichenholz und Späne. Der Platz macht, wie die vor den beiden Eingängen in das Inselterrain auf seiner Westseite, ganz den Eindruck eines Lagerplatzes vor dem Tore. Durch die Untersuchung des Wiesengeländes zwischen diesem Punkte und der Insel mit Sonden wurde ermittelt, dass sich von beiden Seiten Sandschüttungen in einer Breite von 8—10 *m* in das Sumpfland hinein erstrecken. Sie liegen mit ihrer Oberfläche etwa 1 *m* unter dem gegenwärtigen Wasserspiegel und sind etwa 0,5 *m* stark. Sie lassen sich mit der Sonde durchstechen. Darunter lagert wieder Moorboden von etwas festerer Beschaffenheit als der obere. Diese Sandschüttungen machen den Eindruck, als wenn sie zur Herstellung eines festen Weges auf dem älteren Moor aufgetragen worden seien. Sie erscheinen streckenweise etwas verwaschen oder verspült, was nicht Wunder nehmen kann, wenn man beachtet, dass sie nach der Erhöhung des Wasserstandes etwa 1 *m* unter Wasser gelegen haben und dem Spiel der Wellen so lange ausgesetzt waren, bis die neue Verlandung sie bedeckte. Die beiden Wegeschüttungen in das Moor hinein stehen sich einander nicht genau gegenüber, haben vielmehr eine etwas versetzte Lage gegeneinander. Zwischen ihren Endpunkten bleibt ein freier Zwischenraum von 50—60 *m* Weite. In diesem ist eine Schüttung von festerem Material nicht zu spüren. Hier war allem Anschein nach in alter Zeit noch freie Wasserfläche, welche überbrückt gewesen sein mag. Reste einer Brücke habe ich bis jetzt nicht aufgefunden. Es wird dies Gegenstand weiterer Nachforschung sein müssen.

Jedenfalls hat an dieser Stelle ein Eingang vom festen Lande her in das Inselterrain bestanden und zwar konnte von Osten her solcher auch nur an diesem einen Punkte ausführbar erscheinen.

Da nun von Westen her ein zweiter Eingang in das wendisch besiedelte, unzweifelhaft dreihörnige Inselgebiet südlich von Wustrow bei „Heidensruh“ und ein dritter für die Fischerinsel als der äussersten Spitze des nordwärts gerichteten Zipfels nachgewiesen sind, weitere Zugänge aber einmal nicht erforderlich, dann aber auch nicht gut ausführbar waren, Spuren davon auch nicht vorhanden sind, so liegt hier sicher ein dreihörniges, wendisch besiedeltes Landgebilde mit drei Zugängen vor, welches der Beschreibung Thietmars „urbs quaedam tricornis ac tres in se continens portas“ ganz entspricht.

Nach meinem vorjährigen Bericht war beabsichtigt, den unter freiem Wasser liegenden Teil der alten Fischerinsel im Winter von der Eisdecke aus näher zu untersuchen. Dieses Vorhaben konnte nicht ausgeführt

werden, weil der Winter so milde verlief, dass der See an keinem Tage eine tragfähige Eisdecke darbot. Ich habe daher im Frühjahr ein schwimmendes Floss auf Tonnen als geeignetes Podium zum Sondieren und Bohren im Seegrunde herstellen lassen und mit Erfolg zu diesem Zweck benutzt. Mit Hilfe dieses Gerätes ist festgestellt worden, dass die Gestalt und Grösse der Insel bei dem niedrigeren Wasserstande der Wendenzeit nach Norden zu erheblich ausgedehnter waren als der gegenwärtige Bestand. Auf einer unter Wasser liegenden ehemaligen Bodenoberfläche, welche sich bei einer Breite von 30—40 *m* etwa 150 *m* weit von der gegenwärtigen Insel ab nach Norden erstreckt (Fig. 2) lagern wendische Kulturreste auf dem Seegrund und in demselben bis zu 1 *m* Tiefe; in den oberen Schichten durch Eis und Wellen stark zerkleinert und abgerollt, in grösserer Tiefe besser erhalten. Dagegen ist die Ausdehnung der Insel nach Süden, nach dem Lande zu, früher geringer gewesen als jetzt. Die auf dem Plan der Insel (Fig. 1) sichtbare schwanzförmige Verlängerung des Inselkörpers nach Süden zu, ist Neuverlandung, welche sich abseits der anstürmenden Wellen und Winde am geschützt liegenden Ende der Insel gebildet hat, sich fortwährend bildet, zeitweise aber auch durch starke Wasserströmungen wieder abgerissen und als schwimmende Inselstücke fortgeführt wird, wie an dieser Stelle vor einigen Jahren geschehen ist.

Wenn man den Grundriss des gegenwärtigen Landkörpers der Insel betrachtet (Fig. 1), so sieht man, wie zernagt von den Wellen die Umrisse sind. Die Vorsprünge, welche man namentlich am Ufer des nördlichen Teils der Insel bemerkt, welche mit ausgespülten Einbuchtungen abwechseln, sind gegenwärtig mit alten und starken Bäumen besetzt, deren Wurzeln den Erdkörper, den sie umfassen und durchdringen, gegen die abspülende Tätigkeit der Wellen schützen, so lange als sie selbst bestehen, während zwischen ihnen Wasser und Eis tief einspringende Einbuchtungen auskolken.

Die Erdoberfläche der Insel zur Wendenzeit liegt durchweg 0,5—1 *m* unter dem gegenwärtigen Wasserspiegel, sie konnte nach der Erhöhung des letzteren zunächst nur eine Untiefe im See bilden. Dass auf einem Teil derselben eine neue Verlandung überhaupt wieder entstehen und dass diese sich erhalten konnte, ist, neben der kräftigen Vegetation der Wasserpflanzen, besonderen Umständen zu danken. In erster Linie der starken Befestigung der alten Bodenfläche durch meistens eichene Lang- und Querhölzer, welche durch zwischen ihnen eingesetzte Pfähle gegen Verschiebung gesichert waren, durch eine starke alte Uferbefestigung aus Eichenholz und besonders auch durch künstliche Bodenanschüttungen, die zu verschiedenen Zeiten namentlich in der Umgebung des Fischerhauses und an den Uferrändern des nördlichen Teiles der Insel in erheblichem Maasse aufgetragen sind und sich dort vorfinden. Diese Erdanschüttungen haben namentlich das Wachstum starker Weiden, Schwarzpappeln und Eschen ermöglicht und diese sind es, welche gegenwärtig den Rest der Insel einigermassen schützen.

Plan der Fischerinsel

Die Art der Befestigung des Fussbodens der Insel habe ich in meinem vorjährigen Bericht bereits beschrieben. Die zahlreichen Aufgrabungen auf der gegenwärtigen Insel, deren Anzahl und Lage auf der Abbildung Fig. 1 als kleine schwarze Flächen angegeben ist, sowie Bohrungen im Wasser in der Nähe der Insel, haben nun folgende Resultate ergeben:

Die Überreste der alten Fussbodenbefestigung durch Lang- und Querhölzer auf einer Packung von Zweigen erstrecken sich über eine Fläche von ovaler Form, deren Umfang ungefähr (Fig. 1) durch die punktierte Linie a b c d angedeutet worden ist. Eine scharfe Abgrenzung desselben ist bis jetzt nicht angegeben, wohl auch nicht mehr vorhanden. An der Ostseite aber ist in grösserer Ausdehnung die alte Uferbefestigung entdeckt worden, deren ungefähre Lage die Linie f g bezeichnet. Eine genaue Aufmessung derselben kann zweckmässiger Weise erst bei vorhandener Eisdecke geschehen. Von dieser Uferbefestigung sind im klaren Wasser eine ganze Anzahl eichener Hölzer sichtbar, welche etwa 0,8 *m* unter dem Wasserspiegel dieses Herbstes mit ihren Kopfenden aus dem angespülten Seegrunde hervorragen und in diesem auf der ehemaligen Uferböschung eingebettet liegen. Zweck und Bedeutung dieser mit flacher Steigung gegen die Insel geneigt liegenden Hölzer als Uferbefestigung ist zweifellos. Seewärts von ihnen hören auch die Überreste der ehemaligen Besiedelung auf. Auf der Westseite der Insel sind die Hölzer der einstmaligen Uferbefestigung noch nicht aufgesucht. Nach der Aussage der Fischer sollen sie hier auch vorhanden sein.

Die hölzerne Fussboden-Dielung ist zwar an vielen Stellen lückenhaft. Bei manchen Aufgrabungen fand sich von derselben nur noch eine weiche, völlig vermoderte holzartige Masse vor, welche beim Aufgraben vom Spaten durchstochen wurde; an andern Stellen liegen Hölzer mehrfach ungeordnet und sichtlich verschoben übereinander, überall aber sind unter den Hölzern im Torf die Reste der Packung aus Reisern wahrzunehmen. Eine andere Wahrnehmung, welche bei den Aufgrabungen gemacht wurde, ist die auffallende Tatsache, dass die bei weitem grösste Mehrzahl der Lang- und Querhölzer auf der ganzen Insel in ihrer Lage zwei Himmelsrichtungen einhalten, nämlich die auf der Abbildung Fig. 1 durch die Linie x y bezeichnete und die senkrechte hierzu. Ich steckte daher ungefähr aus der Mitte der Insel heraus diese Richtungslinie x y ab und verlängerte sie bis zu dem Punkte z, wo die Linie die Insel nach Südosten hin verlässt.

Als ich an dieser Stelle aufgrub, fand ich keine liegenden Balken und Planken mehr, wohl aber eine Reihe von sechs starken eichenen Pfählen gleich denen in der Brücke von Wustrow her. Sie waren sofort als das Ende oder der Anfang einer Brücke zu erkennen. Die Axe derselben fällt nicht genau in die Richtung x y z, weicht vielmehr von derselben etwas nach Osten zu ab. In dieser fand ich nach Wustrow zu mit der Sonde weiter noch 5 Pfähle, so dass die Eigenschaft dieser 11 Pfähle als Zubehör einer einstmaligen Brücke Bestätigung erhielt.

Ihre Mittellinie weist zunächst auf eine kleinere, zwischen der Fischerinsel und den Wiesen bei Wustrow belegene Insel (Fig. 2). Der Zwischen-

raum bis zu dieser ist zum Teil tiefes Wasser, zum Teil weiches mit Rohr bestandenes Moor, welches bei dem niedrigen Wasserstand in diesem Herbst begehbar war. Man kann sich also hier sehr gut einen Pfad denken, der teils als Brücke, teils in bereits bekannter Weise aus Hölzern, welche auf dem Torfboden befestigt lagen, gebildet war. Gegenüber von der kleinen Insel mit einer abermaligen geringen Richtungsänderung nach Westen zu, liegt auf der Wustrower Seite der Punkt h, bis wohin der Lauf der Brücke i h (Fig. 2) von Wustrow her mit dem dritten Tor bereits verfolgt und festgestellt worden ist. Dass beide Enden der Brücke zu einem und demselben Zugang nach der Insel gehören müssen, wird man zugeben können. Dieser trames über Moor und Wasser von i bis z hat eine Gesamtlänge von 430 *m*. Die Angabe des Chronisten über das dritte Tor, dass es „tramitem ad mare juxta positum e t visu nimis horribile monstrat“ wird ganz erfüllt sein, sobald auch die Reste des Tempelbaues selbst auf oder bei der Insel gefunden worden sind.

Nach Thietmar war der Tempel auf einem Fundament aus den Hörnern verschiedener Tiere erbaut. „Quod pro basibus diversarum sustentatur cornibus bestiarum.“ Diese Angabe erschien bisher kaum glaubhaft. Man getraute sich nicht, sie wörtlich zu nehmen und zu übersetzen. Und doch, wenn man die auf der Insel und in deren Umgebung unter Wasser vorhandenen Bodenverhältnisse in Betracht zieht, wird man sich sagen müssen, die Wenden hätten kaum in mehr einfacher und in technisch geschickterer Weise den vorhandenen weichen und nachgiebigen Boden für einen Tempelbau befestigen und tragfähig machen können als mit Hilfe von Hörnern. Sie hatten unter ihrem damaligen Wasserspiegel eine Schicht weichen Bodens von im Durchschnitt 1 *m* Stärke, darunter festen Diluvialsand. Um diesem Boden die für einen Weg, einen Versammlungsplatz oder auch für Wohnräume ausreichende Tragfähigkeit zu geben, genügte es, in den Torf Reisig zu packen und hierauf Lang- und Querhölzer zu legen, wie es hier geschehen ist. Sank diese Bodenbefestigung dennoch irgendwo ein, so war es leicht, sie durch Nacharbeit wieder zu ergänzen. In der Tat sind Stellen auf der Insel vorhanden, wo die Fussbodenhölzer mehrfach übereinander liegen und wo augenscheinlich eine Nachbesserung stattgefunden hat. Für einen monumentalen Bau jedoch war eine Packung von weichen und leicht verwesenden Reisern als Baugrund nicht ausreichend. Wenn der wendische Baumeister dagegen dem Torfboden ein dichtes Gerippe von starren unverweslichen Hörnern einfügte, so erhielt er ein dauernd tragfähiges Fundament, wohl geeignet, den Druck eines schweren Gebäudes auf den festen Untergrund zu übertragen. So nur kann Thietmars Angabe zu verstehen und die Bestätigung ihrer Richtigkeit zu erwarten sein.

Wenn auch von dem Tempelbau selbst sonst kaum noch etwas vorhanden und aufzudecken sein wird, von seinem im Torfboden steckenden Hörnerfundament müssen Überreste vorhanden und zu finden sein. Auf der gegenwärtigen, wie die Abbildung Fig. 1 zeigt, durch Aufgrabungen reichlich durchlöcherten Fischerinsel ist das Hörner-Fundament nicht gefunden worden. Dieser Platz, dessen Umrisse in alter Form als ein

schönes Oval hervortreten, war allem Anschein nach der Ort bei dem Tempel, wo, wie Thietmar sagt:

> „die Leute zusammenkommen, um den Bildern zu opfern und ihren Zorn zu besänftigen“,

wo sie die Lose warfen und das heilige Ross über die Speere führten usw.

Das Tempelfundament müsste also in der Nähe zu finden sein.

In Fig. 2 sind um den gegenwärtigen Bestand der Fischerinsel die ungefähren Umrisse der alten Inseloberfläche, wie sie nach den ausgeführten Bohrungen im Wasser sich ergeben haben, durch eine punktierte Linie dargestellt. Diese Linie beruht noch nicht auf Messung, sondern ist vorläufig nach dem Augenmass eingetragener Grundriss. Sie wird aber genügen, um darzutun, welche Fläche bei der Aufsuchung des Tempelfundaments in betracht kommt. Die mit K bezeichnete Fläche trat bei dem niedrigen Wasserstande dieses Herbstes als wasserfreies Land heraus. Innerhalb der alten Uferlinie wird das Tempelfundament von mir gesucht, bis jetzt allerdings noch ohne den gewünschten Erfolg.

Unter den wendischen Fundstücken, die bei den Aufgrabungen und Bohrungen auf der Fischerinsel in diesem Jahre gemacht wurden, sind zu nennen: eine grössere Anzahl eiserner Messer, eine Scheere, viele Nägel, zwei Schlüssel, Hechtspeere, eine gut erhaltene Speerspitze, ein Schläfenring aus Bronze, einige Eisengeräte und mehrere Bronzestücke unbekannter Bedeutung, Kupferblechstücke, Horn- und Knochenkämme, Spinnwirtel, bearbeitete Holzstücke usw.

Alle Stücke fanden sich auf dem Holzfussboden oder annähernd in der Tiefe desselben. Ebenso die sehr reichlich vorhandene Kohle, die an einzelnen Stellen, namentlich in der Gegend des Uferrandes wie geschichtet liegt. Die grosse Menge an Holzkohle, verkohlten Holzresten und Pfahlstumpfen, eingebrannte Löcher in die Fussbodenplanken usw. beweisen, dass eine gründliche Zerstörung aller Baulichkeiten auf der Insel durch Brand vorgenommen worden ist.

Ein Kampf kann dieser Zerstörung nicht voraufgegangen sein, denn es ist kein Menschenschädel oder -Knochen, ebenso sind, mit Ausnahme der genannten Speerspitze, keine Waffen gefunden worden. Der letzte Kampf hat vermutlich beim zweiten Tor, bei „Heidensruh“ — der Name ist wohl nicht ohne Bedeutung — wo menschliche Schädel und Skelette aus den Torfstichen früher in grösserer Zahl zutage gefördert worden sind, stattgefunden. Aus den Resten auf der Fischerinsel ist mit Sicherheit zu entnehmen, dass die Insel bei der Einäscherung bereits verlassen war.

Die Priester und Tempelhüter sind vorher geflohen. Sie haben natürlich ihre Bilder, Schätze und Wertsachen mit sich genommen. —

Aus dieser Annahme würde sich auch die immerhin nur geringe Anzahl und Erheblichkeit der auf der Fischerinsel gemachten Funde erklären.

Die Eroberer und Zerstörer waren vermutlich Sachsen oder die bereits zum Christentum bekehrten Pommern, in deren Besitz das Land tatsächlich

auch von der Wendenzeit an bis zum Jahre 1236 war, wo es durch den Vertrag zu Kremmen an die Mark Brandenburg überging.

Die Feinde kamen also von Malchin oder von Demmin her und die Wenden mussten in entgegengesetzter, also südöstlicher Richtung, das ist von der Fischerinsel etwa nach dem Hanfwerder und von da in das Land flüchten.

Diese Annahme würde mit den im Volke lebendigen Überlieferungen in Einklang stehen.

Der Arbeiter Krickow in Penzlin (Krickow ist auch der Name eines Dorfes an der Lieps) sagt:

> „Meine Vorfahren haben immer in Prillwitz gewohnt und haben mir erzählt: Als die Wenden haben fliehen müssen, haben sie ihren Götzen mitgenommen und haben ihn in Blankenburgs Teich versenkt.“

Der Tagelöhner Weden in Prillwitz, der aus Usadel stammt, teilt mir auf Befragen mit: Seine Mutter habe ihm erzählt und diese habe es von ihrer Mutter: Die Wenden seien umhergezogen und hätten ihr goldenes Kalb mit sich geführt, sie hätten es im Blankenburgs Teich verloren, da läge es drin.

Der Webermeister Penzlin in Usadel, 75 Jahre alt, sagt, sein Grossvater habe ihm erzählt, im Blankenburgs-Teich da läge das goldene Kalb usw.

Bei der Bewertung dieser Überlieferungen muss wohl in Betracht gezogen werden, dass die Bevölkerung im Lande von Alters her stets sehr sesshaft gewesen ist.

Auf eine Sage, die in der ganzen Gegend bekannt ist, machte mich bereits vor zwei Jahren Hr. Pastor Bossart in Prillwitz aufmerksam. Sie lautet in plattdeutscher Mundart: „Twüschen Prillwitz un Wanzsch doa liggt de Schatz.“

Der Blankenburgs-Teich aber liegt etwa 300 *m* vom südöstlichen Ufer der Lieps landeinwärts und auf der geraden Linie zwischen der Burg Prillwitz und dem Kloster Wanzka. In alter Zeit waren dies zweifellos die beiden Hauptorte dortiger Gegend.

Den Blankenburgs-Teich habe ich daher zunächst mit Sonde und Sackbohrer untersucht. Er ist gegenwärtig ein Bruch von ungefähr zwei Morgen Grösse, von dem aber früher nur ein kleinerer Teil ein Teich mit einer Tiefe bis zu 4 *m* gewesen sein wird. Der grösste Teil der Fläche ist nur bis zu 1 *m* tiefer Sumpf, darunter steht fester Boden. Die ganze Moorfläche ist mit Erlen- und Weidengehölz bestanden. Zum Verbergen eines darin versenkten Gegenstandes, den man wiedergewinnen will, eignete sich der Blankenburgs-Teich deshalb besonders gut, weil er etwa 10 *m* höher liegt als die Lieps und mittels eines Durchstiches nach dieser hin ohne grossen Arbeitsaufwand vollständig entleert werden konnte. Wenn das Bruch durch Vertiefung des gegenwärtig vorhandenen aber zu flachen Abzuggrabens entwässert und dazu abgeholzt wird, macht

die Ausschachtung des weichen Bruchbodens und seine genaue Untersuchung keine zu grossen Kosten.

Bei dieser Wendung des Ganges der Nachforschungen wird man unwillkürlich an die Taten des Gideon Sponholz erinnert. Zweifellos sind ihm die Sagen über den Verbleib des Tempelschatzes bekannt gewesen, er hat danach gesucht, hat die Götzenbilder nicht gefunden und hat dann seine „Prillwitzer Idole" selbst geschaffen. Als Finder hat er seinen Grossonkel, den Pfarrer Samuel Friedrich Sponholz in Prillwitz, und als Fundort den Pfarrgarten daselbst angegeben, doch wohl nur um einer Anfechtung seines Eigentumsrechtes vorzubeugen. Gideon Sponholz wusste wohl oder nahm es an, dass die Rethra-Götzen auf Prillwitzer Gebiet gefunden werden müssten.

Für die weiteren Nachforschungen dürften hiernach das Hörnerfundament des Tempels und der Inhalt des Blankenburgs-Teiches in erster Linie in Betracht kommen.

(9) Der Vorsitzende erstattet den durch die Satzungen vorgeschriebenen

Verwaltungsbericht für das Jahr 1906.

In empfindlicher Weise hat der Tod in diesem Jahre gerade unter denjenigen Mitgliedern unserer Gesellschaft aufgeräumt, welche einst die moderne anthropologische Forschung mit begründet haben. Die Namen v. Hölder, Obst, Emil Schmidt und Voss zählten zu den ruhmvollsten unserer Gesellschaft und werden auf unserer Mitgliederliste nicht mehr erscheinen. Möchte die Erinnerung an diese Vorbilder die neue Generation, welche zu unserer grossen Freude eine Reihe strebsamer und wohlvorbereiteter Jünger in den Dienst unserer Wissenschaft stellt, anfeuern, sie in unermüdlicher Arbeit zu erreichen!

Der Personalstand unserer Gesellschaft gestaltet sich am Ende des Jahres folgendermassen:

Die Zahl der Ehrenmitglieder betrug am Schlusse des Vorjahres 4. Neugewählt wurden die Herren v. Neumayer und Schweinfurth, beide noch aus der Heroenzeit der Entdeckungsreisen stammend, beide noch in jugendlicher Begeisterung für unsere Wissenschaft tätig, obschon der erstere bereits den 80jährigen Geburtstag gefeiert hat, der letztere noch in diesem Monat den 70jährigen begehen wird. Wir haben somit gegenwärtig 6 Ehrenmitglieder.

Korrespondierende Mitglieder waren 111. Von ihnen ist Hr. Delorme gestorben. Dagegen sind neu ernannt 11: die Herren Boule, Denicker, Herrmann, Moore, Roth, Rutot, Fritz und Paul Sarasin, Stahl, Toldt und Verneau, so dass ihre Zahl jetzt 121 beträgt.

Die Zahl der immerwährenden Mitglieder ist durch den Neuzutritt der Herren Neuhauss, Fritz und Paul Sarasin von 5 auf 8 gestiegen.

Von den ordentlichen, alljährlich zahlenden Mitgliedern, deren Zahl am Schluss des Vorjahres 531 betrug, sind uns durch den Tod die folgenden 11 entrissen worden: Beuster, Born, H. Goldschmidt, Götz,

v. Hölder, Lion, M. Milchner, Carl Müller, Obst, Emil Schmidt, Stegemann und Voss. Ausgetreten sind 11. Zu Ehrenmitgliedern sind ernannt 2 und in die Zahl der immerwährenden Mitglieder übergetreten sind 3, im ganzen also ein Verlust von 28. — Neu eingetreten sind 42. Demnach ist die Zahl der ordentlichen Mitglieder, die immerwährenden Mitglieder eingerechnet, von 536 am Schluss des vorigen Jahres auf 553 gestiegen.

Auch von den Männern, welche zwar nicht unsere Mitglieder waren, aber auf unserem wissenschaftlichen Gebiete selbst Tüchtiges geleistet haben, ist eine Anzahl gestorben. Ich nenne hier nur die Namen: Förstemann, Huth, Piette, Strack und Woldřich. — Ich bitte Sie das Andenken an alle unsere Toten durch Erheben von den Sitzen zu ehren. (Geschieht.)

Trotzdem die Zahl unserer Mitglieder wieder etwas gestiegen ist, und die Jahresbeiträge sich entsprechend vermehrt haben, befindet sich unsere Kasse in einer sehr traurigen Verfassung. Das Generalregister für die Bände XXI—XXXIV der Zeitschrift für Ethnologie und der Verhandlungen unserer Gesellschaft, zu dessen Herausgabe wir durch kontraktliche Verpflichtungen aus früherer Zeit gezwungen waren, ist nach Überwindung vieler Schwierigkeiten im November erschienen und hat den Barbestand unserer Kasse erschöpft, wie Sie aus dem Bericht unseres Schatzmeisters ersehen werden. Während wir in früheren Jahren dem Verleger einen grösseren Vorschuss auf die Forderung für den laufenden Jahrgang der Zeitschrift anzahlen konnten, müssen wir dieses Jahr einen sehr grossen Teil der schwebenden Schuld für 1906 schuldig bleiben. Angesichts dieser Notlage, in die wir durch das an und für sich sehr willkommene Erscheinen des Generalregisters geraten sind, werden wir den Hrn. Unterrichtsminister bitten müssen, uns ausser dem bisher alljährlich gewährten Staatszuschuss von 1500 Mk. für dieses Jahr eine ausserordentliche Unterstützung zu bewilligen.

Auch dieses Jahr ist den Mitgliedern ein reiches Material an Vorträgen, Diskussionen und Anschauungen geboten worden. Ausser den 10 ordentlichen Monatssitzungen mussten noch 3 ausserordentliche abgehalten werden.

Am 17. Januar hatte die Gesellschaft in Kastans Panoptikum die dort als Abessinier vorgeführten Vertreter der Somali- und Galla-Stämme besucht, über deren anthropologische Stellung die Herren v. Luschan und O. Neumann in der darauffolgenden ordentlichen Sitzung eingehende Mitteilung machten. In der ausserordentlichen Sitzung vom 10. März trug Hr. G. Fritsch nach der glücklichen Heimkehr von seiner letzten Forschungsreise die auf derselben gewonnenen Anschauungen über die ethnologischen Probleme im tropischen Osten vor und am 2. Juni hatten wir das seltene Glück, eine ganze Pygmäenfamilie bei uns sehen zu können, über welche die Herren v. Luschan und Meinhof ausführlich berichteten. Aber nicht nur zwei dieser ausserordentlichen Sitzungen waren ganz der Anthropologie Afrikas gewidmet, auch in fünf ordentlichen

Sitzungen wurde unser Interesse durch eingehende Vorträge und Diskussionen über die Bevölkerung des dunkelen Erdteils in hohem Grade in Anspruch genommen. Der Bericht des Hrn. v. Luschan über die anthropologischen Ergebnisse seiner Reise in Südafrika in der Sitzung vom 17. Februar rief eine lebhafte Diskussion hervor, welche den grössten Teil der Sitzung vom 17. März in Anspruch nahm. Mit den Buschmännern beschäftigte sich ferner eingehend ein Vortrag des Hrn. Fritsch in der Sitzung vom 16. Juni, mit den Hottentotten ein Vortrag des Hrn. L. Schultze in der Sitzung vom 17. November. Auch die Ethnologie Zentralafrikas blieb nicht unberücksichtigt, — die ganze wissenschaftliche Tagesordnung der heutigen Sitzung ist dem Bericht des Hrn. Leo Frobenius über die ethnologischen Ergebnisse einer Reise im Kongo-Kassai-Gebiet vorbehalten. Alle diese Vorträge waren mit vortrefflichen Lichtbildern verbunden und gaben uns ein lehrreiches Bild von dem heutigen Stande unserer Kenntnisse über die anthropologischen Probleme, welche sich an die Bevölkerung Afrikas knüpfen.

Über die Ethnologie der Indianer am Rio Negro und Yapurá berichtete uns ein Vortrag der Herren Koch-Grünberg in der Sitzung vom 20. Januar, in welcher er über die Ergebnisse seiner ausgedehnten Forschungsreise während der beiden vorletzten Jahre sprach; nach Ostasien führten uns die Vorträge des Hrn. Messing über den Gebrauch des Opiums bei den Chinesen am 20. Januar und des Hrn. Baelz über die Urgeschichte und Prähistorie Japans am 19. Mai.

Der allgemeinen Kulturgeschichte gehörte ein Vortrag des Herrn Ed. Hahn an über Entstehung und Bau der ältesten Seeschiffe am 16. Juni, der allgemeinen Anthropologie ein Vortrag des Hrn. Schlaginhaufen über die Diagraphentechnik des menschlichen Schädels am 21. Juli, der allgemeinen Museumswissenschaft ein Vortrag des Herrn Rathgen über Zerfall und Erhaltung von Altertumsfunden aus Ton und Stein am 20. April.

In die Vorgeschichte führte uns ein Bericht des Hrn. Hubert Schmidt über die Expedition Pumpelly in Turkestan am 17. März und ein Vortrag des Hrn. Brandenburg über seine Untersuchungen der Grotten in Phrygien am 20. April.

Die Eolithenfrage, welche uns in den vorhergehenden Jahren so lebhaft beschäftigte, wurde in der Sitzung vom 20. April in einem Vortrage des Hrn. Wiegers über die natürliche Entstehung der norddeutschen Eolithe und in der Sitzung vom 21. Juli durch einen Bericht des Herrn Schweinfurth über steinzeitliche Forschungen in Südtunesien wieder aufgenommen.

Auch die heimische Prähistorie wurde durchaus nicht vernachlässigt. Aus der Altmark berichtete Hr. Kupka fleissig über seine dortigen Ausgrabungen und am Tollensesee in Mecklenburg hat Hr. Oesten im Auftrage der Rethrakommission seine Untersuchungen mit grossem Eifer und schönem Erfolg fortgesetzt, wie Sie noch heute aus dem von ihm erstatteten Bericht erfahren haben.

Ausser diesen so mannigfachen Vorträgen brachte unsere Zeitschrift noch eine Reihe vortrefflicher Abhandlungen von hoher Bedeutung, nicht nur von hiesigen, sondern auch von auswärtigen Forschern, ein Beweis, wie geschätzt dieselbe in den weitesten Kreisen ist.

Unsere „anthropologische Exkursion“ ging diesmal am 20. Juni nach Stendal und Tangermünde und verlief in jeder Beziehung günstig.

Auf den uns nahestehenden Kongressen dieses Jahres war die Gesellschaft durch besondere Delegierte vertreten. Über den Verlauf des Internationalen anthropologischen Kongresses in Monaco habe ich selbst, über den französischen prähistorischen Kongress in Vannes hat Hr. Virchow berichtet; über den Amerikanistenkongress in Quebeck dürfen wir noch einen Bericht des Hrn. Ehrenreich erwarten, sobald er von seiner Reise wieder heimgekehrt sein wird.

Von den Forschungsreisenden unserer Gesellschaft können wir, soweit die Nachrichten reichen, nur günstiges berichten.

Hr. Grünwedel ist noch in Turfan, während Hr. v. Le Coq bereits auf der Heimreise von dort begriffen ist, Hr. Fischer weilt noch in Ostasien. Hr. Preuss ist mit seinen Erfolgen in Mexiko sehr zufrieden, Hr. Klaatsch war zuletzt nach Neu-Guinea gereist und gedenkt im nächsten Frühjahr wieder bei uns einzutreffen, hoffentlich von der schweren Malaria ganz befreit, an der er so heftig in diesem Jahre erkrankt war. Hr. Herrmann berichtet, dass er den mittleren Pilkomayo mit schönem Erfolge befahren hat, während wir Hrn. Traeger schon im Januar wieder hier erwarten dürfen, wie aus dem oben mitgeteilten Briefe vom 17. November aus Hohenau am Alto Parana hervorgeht. Vor kurzem sind Hr. und Frau Seler wieder nach Mexiko, Hr. Thurnwald nach dem Bismarck-Archipel, Hr. Schweinfurth wieder nach Ägypten und Herr Maass nach Sumatra ausgereist. Im Januar wird Frau Selenka nach Java gehen, um die Untersuchungen von Eugen Dubois dort zu verfolgen.

Mit Stolz sehen wir, wie zahlreich die Mitglieder unserer Gesellschaft auch in diesem Jahre als Apostel unserer Wissenschaft über alle Erdteile zerstreut sind, allen Gefahren und Entbehrungen eines Forscherlebens in den unwirtlichen Gegenden des Tropenklimas trotzend. Möchten sie alle befriedigt von den Erfolgen ihrer Reise wieder glücklich zu uns zurückkehren!

Nach unseren Satzungen habe ich Ihnen nun noch über den Stand unserer Sammlungen Bericht zu erstatten.

a) Die Bibliothek ist im Laufe des Jahres um 101 Bücher und 309 Broschüren gewachsen, welche durch Tausch und Geschenke, grossenteils auch durch Ankauf erworben wurden. Gebunden wurden aus den laufenden Eingängen, den alten Beständen und aus der Rudolf Virchow-Bibliothek 103 Bände Zeitschriften, 98 Bände Bücher und 66 Sammelbände, welche 290 Broschüren enthalten, im ganzen also 267 Bände. Demnach beträgt der Gesamtbestand des Bibliothek augenblicklich 10828 Bände und 2872 Broschüren.

Bei den geringen Mitteln, über welche wir für Bibliothekzwecke verfügen, mussten wir manche günstige Gelegenheit, die Lücken unserer Bestände auszufüllen, unbenutzt vorübergehen lassen, zumal wir, wie in den letzten Jahren den Grundsatz befolgten, möglichst viele Bücher binden zu lassen. Die Buchbinderrechnung ist daher wiederum sehr hoch geworden. — Unser Bibliothekar Hr. Maass hat uns, wie Sie wissen, erst vor wenigen Wochen auf längere Zeit verlassen, vorher aber Herrn Eduard Hahn in die von ihm so vorzüglich geleitete Verwaltung eingeführt, so dass wir hoffen dürfen, dass er sowohl die Bücher als die beiden Kataloge bei seiner Rückkehr in bester Ordnung antreffen werde. Beiden Herren sage ich für diese nicht geringe Arbeit den besten Dank der Gesellschaft.

b) Die anthropologischen Sammlungen wurden gemäss den im vorigen Jahre gefassten Beschlüssen bearbeitet. Durch die hingebende mühevolle Arbeit des Hrn. Curt Strauch ist auch der letzte Teil der Rudolf Virchow-Sammlung aus dem Gebäude des alten pathologischen Instituts in die Räume unserer Gesellschaft übergeführt worden. Wir können hier nur wiederholen, dass Hr. Strauch das ihm von der Gesellschaft übertragene Mandat, die Rudolf Virchow-Sammlung in unsere Räume zu überführen, mit grösster Liebe und Pflichttreue erfüllt und sich dadurch um die Gesellschaft und die Wissenschaft wohl verdient gemacht hat.

Wie Sie aus dem Bericht des Hrn. Schatzmeisters — Konto der Schädelsammlung — ersehen werden, sind die von der Rudolf Virchow-Stiftung gewährten Mittel zur Reinigung, Präparation und Katalogisierung der Schädel und Skelette der Rudolf Virchow-Sammlung durch die unter Leitung des Hrn. v. Luschan arbeitenden Hilfskräfte verbraucht. Der Vorstand hat daher schon um Gewährung neuer Mittel nachsuchen müssen. Bisher konnten 1164 Schädel und 18 Skelette in obiger Weise behandelt und provisorisch aufgestellt werden. Die Generalverwaltung der Königlichen Museen hat ferner im laufenden Jahre die eine Serie der Schränke beschafft und bereits die zweite Serie für das nächste Jahr in Arbeit gegeben. — Wir sprechen auch an dieser Stelle der Königlichen Generalverwaltung, dem Kuratorium der Rudolf Virchow-Stiftung und Hrn. v. Luschan für die Unterstützung unseres Strebens, diese unschätzbare Sammlung zu erhalten und der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich zu machen, den wärmsten Dank der Gesellschaft aus.

Die Sammlung der Gipse ist durch zwei Modelle des menschlichen Körpers nach dem Fritschschen Kanon, Geschenke des Hrn. Bildhauers Rausch, bereichert worden.

c) Die Sammlung der Photographien umfasst jetzt 8652 Einzelnummern. Der Zuwachs im letzten Jahre betrug 452 Blatt, welche zum grössten Teile geschenkt wurden von den Herren v. Luschan, Fritsch, Maass, Hans Virchow, Traeger, Olshausen, Schweinfurth und Neuhauss. Ausserdem besitzen wir 36 zum Teil sehr umfangreiche und wertvolle photographische Werke.

Die Ordnung der Photographiensammlung ist jetzt soweit vorgeschritten, dass nur noch die auf Europa sich beziehenden Bilder zu ordnen bleiben. Voraussichtlich wird auch diese Arbeit in einigen Monaten erledigt sein.

Die Sammlung ist in zwei grossen Schränken untergebracht, von denen der eine im Laufe dieses Jahres von der Gesellschaft neu angeschafft wurde. Die Schränke bieten genügend Raum, um die Kartons und Mappen mit den Bildern derart anzuordnen, dass die auf irgend ein Land sich beziehenden Aufnahmen mit grosser Leichtigkeit herauszufinden sind.

Ich freue mich, Hrn. Neuhauss zu dem schönen Erfolge seiner Tätigkeit als Konservator dieser Sammlung, deren Wert in diesem Jahre wieder sehr gewachsen ist, aufrichtig zu beglückwünschen und spreche ihm im Namen der Gesellschaft den wärmsten Dank aus.

(10) Der Schatzmeister Hr. Sökeland erstattet den statutenmässigen

Rechnungsbericht für das Jahr 1906.

Einnahmen:

	Mk.	Pfg.
Kassenbestand	297	79
Zinsen	1 392	65
Staatszuschuss	1 500	—
Depotzinsen	74	45
5 Mitgliederbeiträge von 1905	100	—
546 Mitgliederbeiträge von 1906	10 995	—
Für Clichés und Korrekturen	625	83
2 Beiträge für lebenslängliche Mitgliedschaft	600	—
Von Asher zurück	418	30
Vom Konto der Schädelsammlung geliehen	32	26
Bestand und Einnahmen zusammen:	16 036	28

William Schönlank-Stiftung.

	Mk.	Pfg.
Kassenbestand am 1. Dezember 1905	49	75
Zinsen bis 30. November 1906	525	—
Vom Konto der Schädelsammlung geliehen	29	23
	603	98

Konto der Schädelsammlung.

	Mk.	Pfg.
Von der Rudolf Virchow-Stiftung	1 000	—
Vortrag vom 1. Dezember 1905	797	—
	1 797	—

Ausgaben:

	Mk.	Pfg.
Ankauf von Effekten	600	—
Miete an das Völkermuseum	600	—
Mitgliederbeiträge an die Deutsche Anthropologische Gesellschaft	1 614	—
Einladungen zu den Sitzungen	128	50
Index der Verhandlungen	150	—
Porti und Frachten	1 021	65
Buchbinder	488	50
Bureau und Schreibmaterial	416	80
Remunerationen	80	—
Bibliothek	95	05
Stenograph	117	—
Übertrag . . .	5 311	50

	Übertrag . . .	5 311 Mk. 50 Pfg.
An Behrend & Co., früher Asher & Co.:		
Generalregister	6 050 Mk. 55 Pfg.	
Ankauf von Exemplaren unserer Zeitschrift . .	2 853 „ — „	
Abschlagszahlung für Jahrgang 1906	1 200 „ — „	
		10 103 „ 55 „
Verschiedene Ausgaben		282 „ 21 „
Für wissenschaftliche Gegenstände		339 „ 02 „
		16 036 Mk. 28 Pfg.

William Schönlank-Stiftung.

Für die Bibliothek ausgegeben	603 Mk. 98 Pfg.
	603 Mk. 98 Pfg.

Konto der Schädelsammlung.

Verauslagt	1 476 Mk. 04 Pfg.
An Hauptkasse und William Schönlank-Stiftung geliehen	61 „ 49 „
Bestand	259 „ 47 „
	1 797 Mk. — Pfg.

Das Kapitalvermögen besteht aus:

1. den verfügbaren Beträgen	
a) Neue Berliner $3^1/_2$ prozentige Pfandbriefe	17 700 Mk.
b) $3^1/_2$ prozentige Berliner Stadtanleihe	13 600 „
c) $3^1/_2$ „ „ Stadtobligationen	8 000 „
2. dem eisernen Fonds, gebildet aus den einmaligen Zahlungen von je 300 Mk. seitens 7 lebenslänglicher Mitglieder, angelegt in $3^1/_2$ prozentigen Neuen Berliner Pfandbriefen	2 100 „
3. der William Schönlank-Stiftung, in $3^1/_2$ prozentigen Neuen Berliner Pfandbriefen angelegt.	15 000 „
Summa	56 400 Mk.

Der Vorsitzende berichtet hierauf, dass der Ausschuss, wie es der § 36 der Satzungen erfordert, nach Prüfung der Rechnungen durch zwei seiner Mitglieder, die Herren Minden und Friedel, in der Sitzung vom 7. d. M. den Vorstand entlastet hat und dankt den beiden Revisoren sowie dem Schatzmeister im Namen der Gesellschaft für die Pflichttreue, mit der sie ihres Amtes gewaltet haben.

(11) Es folgt nun die

Wahl des Vorstandes für das Jahr 1907.

Nach Verlesung des § 20 der Statuten, betreffend die Wahl des Vorstandes, wird auf Antrag der Herren Magnus und Markuse die Wahl durch Zuruf vollzogen und die Wiederwahl des jetzigen Vorstandes beschlossen. Den Vorstand für das Jahr 1907 bilden also die Herren: Lissauer als Vorsitzender; Karl v. d. Steinen und Waldeyer als Stellvertreter des Vorsitzenden; v. Luschan, Neuhauss und Traeger als Schriftführer und Sökeland als Schatzmeister.

Der Vorsitzende spricht im Namen des Vorstandes für das ihm wiederholt geschenkte Vertrauen seinen besten Dank aus und hofft dasselbe zu rechtfertigen, wenn er wie bisher von der Gesellschaft allseitig unterstützt werden wird.

(12) Hr. Hans Virchow erstattet den folgenden Bericht über den

Stand der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1906.

In dem vorjährigen Bericht war zum Schluss die Bemerkung gemacht, es sei die Summe von 662 Mk. 85 Pf., herstammend aus einer Schenkung russischer Ärzte, noch zu kapitalisieren. Diesem Erfordernis ist Rechnung getragen, indem unter Abrundung auf 1000 Mk. durch Entnahme aus dem Barbestande der Stiftung 4prozentige Westfälische Provinzialanleihe gekauft wurde. Diese nominell 1000 Mk. des genannten Papieres sind bei der Reichsbank deponiert.

Ein anderweitiger Zuwachs zum Kapital hat nicht stattgefunden, so dass dieses sich nunmehr in folgender Weise zusammensetzt:

im Staatsschuldbuche eingetragen	220 600 Mk.
im Reichsschuldbuche „	21 200 „
bei der Reichsbank niedergelegt	79 000 „
zusammen	320 800 Mk.

Es ist ferner im vorjährigen Bericht zum Schluss bemerkt, dass nach einem Beschluss des Vorstandes 5000 Mk. als Spezialreservefond auszuscheiden seien, um gegebenen Falles für eine grössere Unternehmung zur Verfügung zu stehen. Damit eine solche Summe nicht ertraglos liegen bliebe, wurden auf Vorschlag des Hrn. Delbrück 5000 Mk. des gleichen Papieres wie vorher angekauft und bei dem Bankhause Delbrück, Leo & Co. in Verwahrung gegeben.

Für die genannten 6000 Mk. 4prozentige Westfälischer Provinzialanleihe sind verausgabt worden 6188 Mk. 70 Pf.

Vereinnahmt wurden bis zum 10. Dezember:

a) an Zinsen von den bei der Reichsbank deponierten und in das Staats- und Reichsschuldbuch eingetragenen Effekten	Mk. 9579,00
b) an sonstigen Zinsen abzüglich Spesen	„ 217,15
zusammen	Mk. 9796,15
Hierzu werden bis zum 31. Dezember noch treten an Zinsen abzüglich Porto und Spesen etwa	Mk. 1000,00

(Die genaue Jahresabrechnung folgt als „Nachtrag“ am Schluss dieses Berichtes).

Verausgabt wurden:

a) an Hrn. Robert Mielke in Charlottenburg	Mk.	200,00
b) an Hrn. Dr. Favreau in Neuhaldensleben	„	2 300,00
c) an Hrn. Geh. Reg.-Rat Professor Stumpf	„	1 500,00
d) an die Anthropologische Gesellschaft	„	1 000,00
e) an die Direktion des Kieler Museums	„	1 000,00
f) an die Deutsche Orient-Gesellschaft	„	8 000,00
g) an die Rethra-Kommission	„	1 000,00
h) an Hrn. Sanitätsrat Koehl in Worms	„	600,00
zusammen	Mk.	15 600,00
Hierzu kommen, wie oben erwähnt, für Ankäufe	„	6 188,70
zusammen	Mk.	21 788,70

Es überschreitet mithin die Summe der Ausgaben erheblich die der Einnahmen. Da indessen am Ende des vorigen Jahres noch ein flüssiger Bestand von 18 092 Mk. 10 Pf. vorhanden war, so verbleibt noch immer

bis zum 10. Dezember ein flüssiger Bestand von 6099 Mk. 55 Pf., wozu, wie gesagt, bis zum Schluss des Jahres noch etwa 1000 Mk. hinzutreten, dagegen 1000 Mk. für die Ausgrabung in der Einhornhöhle und 3000 Mk. für Ordnung der Rudolf Virchow-Sammlung abgehen werden.

Ich berichte nun zunächst über diejenigen Unternehmungen, welche vom vorigen Jahre her übernommen waren:

1. Von Hrn. Mansfeld (s. vorj. Ber. S. 992) ist endlich auch eine persönliche Anzeige unter Datum des 7. Juli von der Regierungsstation Ossidinge in Kamerun eingegangen, aus welcher zu ersehen ist, dass er die ihm leihweise überlassene photographische Ausrüstung mit grosser Verspätung erst kurz vor dem Antritt eines Heimatsurlaubes erhalten hat, und dass einige Einrichtungen für feuchte Urwaldsgegenden nicht geeignet waren. Eine gleichlautende Mitteilung war bereits unter Datum des 20. März von seiten der Direktion des Museums für Völkerkunde eingelaufen und darin zugleich gemeldet worden, dass der Apparat umgetauscht sei, wobei die demselben beigegebenen sechs Kassetten durch drei mit Aluminiumschiebern versehene ersetzt wurden. Hierbei waren Mehrkosten von 67 Mk. entstanden. Es war von der Direktion des Museums vorgeschlagen, dass diese 67 Mk. von letzterem gezahlt werden, dafür aber die drei Kassetten in seinen Besitz übergehen sollten. Auf diesen Vorschlag wurde eingegangen, so dass nunmehr die Stiftung Besitzerin des Apparates jedoch abzüglich der Kassetten ist. Hr. Mansfeld erbittet den Apparat für vorläufig zwei Jahre und will denselben benutzen für Aufnahmen, die für eine Monographie der Crossflussstämme nötig sind.

2. Von Hrn. Rosen (s. vorj. Ber. S. 992) ist ein besonderer Bericht nicht eingegangen; dagegen sind in Nr. 3 und Nr. 4 des 27. Jahrganges der „amtlichen Berichte aus den Königlichen Kunstsammlungen“ diejenigen Bereicherungen der Sammlungen aufgeführt, welche durch die aus der Stiftung unterstützte Reise des genannten Forschers möglich geworden sind; in Nr. 3 118 Nummern einer Kollektion aus Abessinien und in Nr. 4 ein daselbst erworbener silberner arabischer Frauengürtel. Hr. Rosen hat 613 Mk. 30 Pf. erspart und zurückgezahlt. Diese Summe erscheint jedoch nicht in den Einnahmen der Stiftung, weil sie — wie weiterhin aufgeführt werden wird —, ohne an den Schatzmeister zurückzugelangen eine anderweite Verwendung gefunden hat (s. unter 8).

3. Über die von Hrn. Oesten ausgeführten Grabungen und Bohrungen hat dieser selbst berichtet (s. vorhergeh. Vortrag).

4. Für die Überführung, Ordnung, Ausbesserung, Katalogisierung, Aufstellung der aus dem Nachlass Rudolf Virchows stammenden anthropologischen Objekte, welche als „Rudolf Virchow-Sammlung“ in den Besitz der anthropologischen Gesellschaft übergegangen sind (s. vorj. Ber. S. 993), waren seitens der letzteren 2000 Mk. erbeten und bewilligt worden. Die Überführung ist unter Leitung des Hrn. C. Strauch beendigt und die Arbeiten werden unter Leitung des Hrn. v. Luschan weitergeführt. Es hat sich herausgestellt, wie von vornherein angenommen werden musste, dass diese Arbeiten mit einem grossen Aufwand an Zeit und Geld verknüpft sind, wozu verschiedene Hilfskräfte teils wissenschaftlicher

teils technischer Art verwendet werden müssen. Nach einer Mitteilung des Vorstandes der anthropologischen Gesellschaft vom 9. November, ist die zur Verfügung gestellte Summe von 2000 Mk. nicht nur aufgebraucht, sondern bereits mit 31 Mk. 94 Pf. überschritten, nachdem 1017 Schädel und 7 Skelette in wissenschaftlich brauchbaren Zustand gebracht sind. Es sind jedoch noch weitere 3000 Schädel und 93 Skelette zu bearbeiten und es wird in Aussicht gestellt, dass noch etwa 5000 Mk. erforderlich sein werden. Hiervon werden einstweilen 3000 Mk. bewilligt.

5. Über die Ausgrabung eines neolithischen Wohnplatzes auf dem Flintholm auf der Insel Alsen, welche seitens der Direktion des Kieler Museums vaterländischer Altertümer mit Mitteln der Stiftung unternommen wurde, ist im vorigen Jahre eingehend berichtet worden (s. vorj. Ber. S. 993). Die Ausgrabung ist nunmehr abgeschlossen; dieselbe wurde unter Leitung des Hrn. Dr. Rothmann durchgeführt und zugleich eine eingehende Untersuchung der pflanzlichen Reste durch Hrn. Dr. Weber, den bekannten Spezialisten der Moorflora, vorgenommen; Hr. Wünsche führte die Nivellierung aus, und Hr. Dr. Wolff von der geologischen Landesanstalt prüfte die geologischen Verhältnisse. Ein endgültiger Bericht liegt noch nicht vor. Die letzte Nachricht, welche mir von Frl. Prof. Mestorf zugegangen ist, ist vom 11. Mai. Aus derselben entnehme ich, dass ursprünglich der Wohnplatz sich auf der höchsten Stelle des Holmes befunden hat, dass aber später bei der Senkung des Terrains, wie sie ja an der dortigen Küste an verschiedenen Stellen festgestellt ist, der Boden abgerutscht ist, so dass sich ein Teil der Siedelung in sekundärer Lagerung befindet.

6. Die Arbeiten in der Einhornhöhle im Harz sind auf der Grundlage der Besprechungen, welche im vorigen Jahre zwischen den Herren Favreau, Windhausen, v. Koenen und mir stattgefunden hatten (s. vorj. Ber. S. 998), weitergeführt worden. Wesentlich bestimmend war von Anfang an eine Erwägung, welche bei der Aufstellung des Planes seitens des Hrn. Favreau und bei dem Gutachten des Hrn. v. Koenen eine Rolle spielte, nämlich die Erwägung, dass, um eine erfolgreiche und sachlich klare Grabung zu ermöglichen, die aufgehobenen Erdmassen auch aus der Höhle entfernt werden müssten. Bisher hatten alle, die in der Höhle gesucht hatten, nicht nur diejenigen, welche jahrhundertelang dort das heilkräftige Einhorn zu gewinnen strebten, sondern auch diejenigen, welche wissenschaftlich forschten, das Erdreich, welches sie an einer Stelle aufhoben, an eine andere Stelle geworfen und dadurch für die Nachkommenden unklare Verhältnisse geschaffen. Um dies für die vorliegende Grabung zu vermeiden, sollte ein Ausgang geschaffen werden, auf welchem sich der gesamte Grabungsschutt in bequemer Weise entfernen liesse. Hierzu schien ein horizontaler Stollen am besten geeignet, der die Benutzung von kleinen Förderungswagen auf Schienen gestattete. Für die Anlegung des Stollens, welcher durch den Felsen gesprengt werden musste, wurde das östliche oder, wie man es auch nennen kann, obere Ende der Höhle gewählt, weil an dem anderen Ende, wo sich ein natürlicher Deckeneinbruch befindet, der Bergrücken so dick ist, dass

eine Durchbrechung desselben übermässige Kosten verursacht haben würde. Nachdem die Stelle für den Stollen festgestellt war, war damit allerdings auch dem weiteren Gange der Grabung bis zu einem gewissen Grade die Richtung vorgezeichnet, denn es ergab sich als naturgemäss, dass man in der Nähe des Stollens mit den weiteren Arbeiten anfangen musste.

Durch die Erfahrungen, welche bei der diesjährigen Grabung und noch am Schlusse der vorjährigen Grabung in der Höhle und in der Umgebung der Höhle gemacht waren, ist die geologische Situation in mancher Hinsicht geklärt worden. Auch erfreuten wir uns des Vorteiles, mit Hrn. Forstmeister v. Alten in Verbindung zu kommen, in dessen früherem Revier die Höhle lag, und der damals während zweier Jahre Nachforschungen angestellt und gerade das geologische Problem planmässig verfolgt hatte. Es lag ja auf der Hand, dass zu der Zeit der Höhlenbären, gleichviel ob damals der erwähnte Deckeneinsturz schon erfolgt war oder nicht, noch mindestens ein anderer Zugang existiert haben musste, durch welchen die Bären Zutritt hatten. Hr. v. Alten hatte demgemäss auch schon sowohl am oberen wie am unteren Ende der Höhle geforscht, und es war ihm geglückt, an letzterem eine Stelle zu finden, wo ein Spalt im Felsen durch Erdreich zwar völlig verschüttet und ausgefüllt war, aber doch die Möglichkeit bot (nach Entfernung dieses Erdreiches), erst schief ansteigend, dann in einem senkrechten Schacht bis an das Tageslicht zu gelangen. In diesem Spalt fand Hr. v. Alten so zahlreiche Bärenknochen, dass er diese Stelle den Bärenkirchhof taufte.

Hr. Windhausen war nun schon mit Hrn. v. Alten, während der letztere in Gumbinnen war, brieflich in Verbindung getreten, und am 24. Juni trafen Hr. Windhausen und ich mit Hrn. v. Alten, der inzwischen an die Regierung in Hannover versetzt war, daselbst zusammen, bei welcher Gelegenheit uns Hr. v. Alten über seine Untersuchungen und Ansichten Vortrag hielt und uns die von ihm begonnene Ausarbeitung nebst Plan der Höhle zur Durchsicht zur Verfügung stellte.

Am 3. August fand sodann eine gemeinsame Besichtigung und Besprechung bei der Höhle statt, an welcher die Herren Favreau, Windhausen, v. Koenen, v. Alten und ich teilnahmen.

Die Höhle hat, wie schon aus den früheren Beschreibungen und Abbildungen hervorgeht, eine schmale tunnelartige Grundform; an einigen Stellen ist sie ganz eng und niedrig, an anderen erweitert und erhöht sie sich saalartig. Sie liegt in einer Dolomitbank, welche den Mittelteil eines von Buchenwald bedeckten Höhenrückens einnimmt, der zu beiden Seiten eine Grundlage von Grauwacke hat. Die Höhle liegt innerhalb dieses Höhenzuges so oberflächlich, dass Ausweitungen und Verengungen im Innern sich durch Erhebungen und Einsattelungen an der Oberfläche verraten. An einer Stelle, an welcher die Dolomitbank unbekleidet freiliegt, lässt sich deutlich erkennen, dass Einstürze stattgefunden haben, und es wird dadurch sehr plausibel, dass ein oder auch mehrere ehemalige Zugänge verschüttet sein können. Der Stelle entsprechend, wo im Innern die Höhle im Osten aufhört, bzw. wo das obere Ende derselben liegt, findet sich an der Oberfläche ein tieferer Sattel, jenseits dessen sich

die Dolomitbank wieder hebt, so dass die Vermutung sich aufdrängt, dass hier auch eine bisher unbekannte, durch einen Einsturz abgeschnittene Fortsetzung der Höhle existiert.

Der Inhalt der Höhle weist zuunterst eine Lage von gerollten Steinen auf, d. h. von Steinen, deren Kanten durch Beförderung in schnell fliessendem Wasser abgerundet sind, welche an einer Stelle (in der Nähe des neuen Zuganges), wo eine genauere Untersuchung gemacht worden ist, etwa 2 *m* dick ist. Die gleiche Geröllschicht ist durch Hrn. Windhausen südwestlich von der Höhle am Bergabhange weit unterhalb des Niveaus des Höhlenbodens in einer gegen das Odertal hinabführenden Talmulde aufgefunden worden. Aus diesen Befunden geht hervor, dass in einer früheren Epoche Wasser mit Gefäll durch die Höhle geflossen ist, was andere als die gegenwärtigen topographischen Verhältnisse voraussetzt. Es liegt nahe, nach einer Beziehung zu der Frage einer Eiszeit im Harze zu suchen.

Auf der Geröllschicht lagert eine Schicht von Höhlenlehm, welche an der Stelle, wo die diesjährige Ausgrabung stattgefunden hat, eine Dicke von 1 *m* besitzt. Dieser Höhlenlehm ist in den unteren Partien graubraun, weiter oben mehr hellgrau. Er ist von einer Sinterdecke überlagert und nach obenhin abgeschlossen. Ob diese Sinterdecke in allen Teilen der Höhle vorhanden war, ist vielleicht nicht mit Sicherheit festzustellen; erwähnt ist sie in verschiedenen früheren Berichten. Jedenfalls ist es geraten, nur dort eine intakte Lagerung anzunehmen, wo die Decke sich noch findet, da offenbar in der ausgedehntesten Weise der Boden der Höhle durchwühlt ist.

Die fossilen Knochen, die wohl zum grössten Teil dem Ursus spelaeus angehören dürften, liegen vorwiegend in den unteren Partien des Höhlenlehmes. Dieselben sind von sehr fester Beschaffenheit und lassen sich nicht durch einfaches Waschen mit kaltem Wasser von dem anhaftenden Lehm befreien. Über die Befunde an diesen Knochen wird in der nächsten Zeit Hr. Favreau in unserer Gesellschaft berichten.

Ausser den Knochen ist in dem Höhlenlehm unterhalb der Sinterdecke noch eingeschlossen eine Anzahl von kleineren und grösseren Stalaktiten bis zu einer Dicke von 2 *cm*, welche, da sie bei ihrer Festigkeit nicht von selbst abgefallen sein können, abgestossen sein müssen.

Die Temperatur in der Höhle ist konstant und beträgt 6°. Der bekannte Verfertiger meteorologischer Instrumente, Hr. Fuess, hat zwei besonders stabile Thermometer gestiftet, welche in der Höhle aufgehängt sind. Ich will hierbei bemerken, dass ich am 13. März in Begleitung des Hrn. Windhausen die Höhle besuchte. Es war ein energischer Nachschub des Winters mit 36 stündigem Schneefall eingetreten, und während draussen Wiesen und Wald stark verschneit waren, war es im Innern der Höhle nicht feuchter und nicht kälter wie im Sommer. Diese Erfahrung führte uns die Vorteile einer Höhlenwohnung deutlich vor Augen.

Die diesjährigen Arbeiten an der Höhle dauerten vom 15. Juli bis zum 1. Oktober; vom 15. Juli bis zum Morgen des 3. August wurde an der endgültigen Herstellung des neuen Zuganges gearbeitet. Am 4. August wurde zunächst mit der Ausräumung der Schuttmassen von der vorjährigen

Versuchsgrabung begonnen. Darauf wurden weitere Aufdeckungen in der Nähe des neuen Zuganges in dem sog. „weissen Saale" vorgenommen unter beständiger Aufsicht der Herren Favreau und Windhausen. Ich selbst war dann noch vom 12.—15. September in Scharzfeld, um durch längeren Aufenthalt mit den Einzelheiten der Lagerung und Materialbeschaffenheit bekannt zu werden. Am 13. September hatten wir uns des Besuches der Herren Verworn und Kallius aus Göttingen zu erfreuen, welche sich durch eine besondere Studienreise nach den südfranzösischen Höhlen mit den dortigen Höhlenproblemen bekannt gemacht hatten. Ich war einen Augenblick der Meinung, man solle auf eine grössere Ausdehnung einen Mittelgraben der Höhle entlang legen und rechtwinklig zu diesem in Abständen Einschnitte gegen die Seitenwände der Höhle führen, um eine umfassendere Übersicht zu gewinnen. Doch stellte sich sehr schnell die Untunlichkeit eines derartigen Vorgehens heraus. Es zeigte sich nämlich, dass allenthalben durch frühere Wühlungen so grosse Mengen von Schutt aufgehäuft waren, dass man zunächst überall in gestörtem Boden würde graben und die Mittel an nutzlose Vorarbeiten würde verschwenden müssen. Es ergab sich als allein möglich, in der von Hrn. Favreau schon begonnenen Weise fortzufahren, nach Aufsuchung einer noch nicht gestörten Stelle diese gründlich durchzuarbeiten. Über die Ergebnisse wird, wie schon gesagt, Hr. Favreau berichten, welcher seit Schluss der Grabung mit der Bearbeitung der überaus zahlreichen Knochen beschäftigt ist.

Hr. Windhausen hat inzwischen eine neue Skizze des Grundrisses der Höhle sowie eines Längsdurchschnittes der letzteren angefertigt, welche autographisch vervielfältigt sind.

Diese sowie eine Anzahl von Knochen liegen in der Sitzung vor.

In diesem Jahre sind an Hrn. Favreau 2300 Mk. aus Mitteln der Stiftung gezahlt und von demselben 2159 Mk. 17 Pfg. verausgabt worden. Es würden also noch 140 Mk. 83 Pfg. verbleiben. Jedoch hatte Hr. Favreau im vorigen Jahre 232 Mk. 99 Pfg. mehr ausgegeben, als ihm gezahlt worden waren (s. vorj. Ber. S. 998). Seine gesamten Auslagen betragen also 92 Mk. 16 Pfg. mehr als der bisher an ihn gezahlte Betrag. Es stehen ihm jedoch noch 1000 Mk. von der ihm bewilligten Summe von 5000 Mk. zu. (Zusatz am 27. Dezember: Diese Restsumme ist inzwischen angewiesen worden, so dass Hr. Favreau noch 907 Mk. 84 Pfg. für die nächstjährige Ausgrabung zur Verfügung hat.)

7. Hr. Mielke hat über die Ergebnisse, welche er mit der Aussendung seines „Fragebogens zur Hausforschung" erzielt hat, in einer der vorausgegangenen Sitzungen schon selbst berichtet. Von der ihm zur Verfügung gestellten Summe von 200 Mk. hat er bisher 196 Mk. 30 Pfg. verausgabt.

Ich wende mich nun zu den neuen Bewilligungen dieses Jahres.

8. Auf Gesuch des Hrn. v. Luschan sind dem in Diensten der britischen Zivilverwaltung von Transvaal stehenden Hrn. Posselt in Johannesburg 613 Mk. 30 Pfg. zur Verfügung gestellt, um über den Stamm der Balemba oder den der Kattea oder über einige in der Nähe von Johannesburg lebende noch wenig bekannte Bantu-Stämme je nach Ge-

legenheit Untersuchungen anzustellen. Diese Summe erscheint nicht in den Ausgaben, weil es der durch Hrn. Rosen ersparte Betrag ist (siehe unter 2.), welcher zwar an die Kasse des Museums für Völkerkunde ausgeliefert, aber nicht an den Schatzmeister zurückgezahlt wurde.

9. Der deutschen Orientgesellschaft sind 8000 Mk. zur Verfügung gestellt worden zur Fortführung der Ausgrabung eines vorgeschichtlichen Begräbnisplatzes in Abusir el Meleq unweit des Fayum. Diese Untersuchung war im Sommer 1905 begonnen worden, und es ist darüber in Nr. 30 der „Mitteilungen der deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin" berichtet unter Beifügung guter Abbildungen nach vorzüglichen Photographien. Die Arbeiten waren geleitet worden durch Hrn. Dr. phil. Georg Möller, welchem für den osteologischen Teil der Untersuchungen Hr. Dr. Friedrich Müller, Prosektor am anatomischen Institut in Tübingen, zur Seite stand, in dessen Hände die Skelettreste übergegangen sind. Es waren damals in drei Monaten etwas über 1000 Hockergräber freigelegt worden, die nach den Grabbeigaben der jüngeren neolithischen Periode bis in die Zeiten der ersten Königsdynastie hinein angehörten. Nach der Schätzung des Leiters der Ausgrabung schien der noch nicht ausgegrabene Teil der Nekropole mindestens fünfmal so gross zu sein, wie der bisher freigelegte. Auf eine so aussichtsreiche Untersuchung durfte um so bereitwilliger eingegangen werden, als dieselbe sich in der Richtung der Untersuchungen bewegte, welche von Rudolf Virchow selbst aus der Stiftung unterstützt worden waren, und als die gegenwärtig in Deutschland selbst regere Forschung auf dem Gebiete der neusteinzeitlichen Gräber und Wohnplätze die Erlangung von Vergleichsmaterial wünschenswert machte.

Allerdings habe ich mich nachträglich bei einem Besuch in Tübingen am 8. September überzeugen müssen, dass die bei der vorjährigen Grabung unter der Leitung eines so sorgfältigen und erfahrenen Anatomen wie Friedrich Müller geborgenen Schädelreste sich zum grössten Teil in einem beklagenswerten Zustande der Fragmentierung befanden, woran sehr wesentlich der grosse Salzgehalt des Bodens die Schuld trug. Indessen wurden als günstige Momente angeführt, dass in dem nunmehr zunächst in Angriff zu nehmenden Teil der Nekropole der Salzgehalt erheblich geringer sei und dass die Arbeiter durch die vorjährige Grabung geschult seien. Die Leitung lag wiederum in den Händen des Hrn. Dr. Möller, dem für den osteologischen Teil Hr. Dr. Börger beigegeben war. Die Orient-Gesellschaft verpflichtete sich, die nach Deutschland gelangenden Skelette und Skeletteile dem Vorstande der Stiftung zu überlassen behufs Angliederung an die Rudolf Virchow-Sammlung. Ich richtete nachträglich an Hrn. Dr. Möller die Bitte, von den in der Nähe befindlichen Begräbnisplätzen aus späterer aber noch rein ägyptischer Zeit eine Anzahl von datierbaren Skeletten und Schädeln zu gewinnen, um Vergleichsmaterial zu haben.

Die Ausgrabung begann am 14. Oktober, fand jedoch nicht nur ein unerwartetes Hindernis, sondern auch ein unerwartet frühes Ende. Das erstere bestand darin, dass zwar der Salzgehalt des Bodens geringer aber

eine teilweise Vergipsung eingetreten war, welche dem Arbeiten grössere Schwierigkeiten bereitete wie die Versalzung. Das Ende der Ausgrabung aber wurde dadurch herbeigeführt, dass die prähistorische Nekropole sich früher als erwartet erschöpft zeigte; was als eine Fortsetzung derselben nach den Oberflächenmerkmalen erschienen war, stellte sich als ein Begräbnisplatz aus spätrömischer bis koptischer Zeit heraus. Die Befürchtung, dass das Ende der Nekropole erreicht sei, tauchte in den letzten Oktobertagen auf und wurde in den folgenden Tagen zur Gewissheit, wie durch Brief vom 2. November seitens des Dr. Möller gemeldet wurde; ich erhielt diese Nachricht durch Hrn. Dr. Güterbock am 14. November. Am 23. November wurde der Abbruch der Grabung telegraphisch angeordnet.

Trotz der erwähnten ungünstigen Verhältnisse bezeichnet Hr. Möller brieflich das Resultat als ganz wesentlich günstiger in osteologischer Hinsicht, wie das der gesamten vorjährigen Grabung. Bis zum 5. November umfasste dasselbe nach dem Grabungsbericht etwa 20 Schädel (sei es intakt, sei es vollständig geborgene Bruchstücke von solchen), und ein Kinderskelett, ferner etwa 30 Schädel und Leichen jüngerer Zeit (durchweg Ptolemäerzeit); ausserdem vier prähistorische Ziegen- und einen Rinderschädel. Zwei von den Gräbern sind Hyksosgräber. Hr. Möller übersendete mit seinen Berichten gleichzeitig eine Anzahl von vorzüglichen photographischen Aufnahmen, welche die Skelette und die Grabbeigaben in der Lage zeigen, und welche selbst von solchen Leichen, deren Knochen und insbesondere Schädel bis zur Unbrauchbarkeit in Stücke zerfallen sind, ein wertvolles Bild der Beisetzungsweise festhalten.

10. Hr. Sanitätsrat C. Koehl in Worms hat 600 Mk. erhalten, um während des Winters 1906/07 neolithische Wohnplätze in der Gegend von Monsheim zu untersuchen.

Nachtrag.

Jahresrechnung der Rudolf Virchow-Stiftung
für das Jahr 1906.

Effektenbestand.

Ende 1905 besass die Stiftung:		
a) in das Staatsschuldbuch eingetragen:		
3 proz. preussische Konsols	111 500,— Mk.	
3½ proz. preussische Konsols	109 100,— „	220 600,— Mk.
b) in das Reichsschuldbuch eingetragen:		
3 proz. Deutsche Reichsanleihe		21 200,— „
c) bei der Reichsbank deponiert		
3½ proz. Berliner Stadtanleihe	5 000,— Mk.	
3½ proz. Westfälische Provinzialanleihe . . .	73 000,— „	78 000,— „
zusammen . . .		319 800,— Mk.
Im Jahre 1906 vermehrte sich der Effektenbestand der Stiftung durch Ankauf von		
4 proz. Westfälische Provinzialanleihe		6 000,— „
Gesamter Effektenbestand am 31. Dezember 1906 . . .		325 800,— Mk.

Von diesem Effektenbesitz sind am 31. Dezember 1906

1. in das Staatsschuldbuch eingetragen:
   auf Konto (3 pCt.) V. 793: 3 proz. preussische Konsols . . . . 111 500,— Mk.
   auf Konto ($3^1/_2$ vorm. 4 pCt.) V. 3510: $3^1/_2$ vorm. 4 proz. preussische Konsols . . . . . 102 500,— „
   auf Konto ($3^1/_2$ pCt.) V. 2105: $3^1/_2$ proz. preussische Konsols . . . . 6 600,— „ 220 600,— Mk.
2. in das Reichsschuldbuch eingetragen:
   auf Konto (3 pCt.) V. 520: 3 proz. Deutsche Reichsanleihe . 21 200,— „
3. bei der Reichsbank deponiert:

lt. Depotschein 1 335 934	$3^1/_2$ proz. Berlin. Stadtanl.	4 000,— Mk.	
„ 1 335 935	$3^1/_2$ „ „ „	1 000,— „	
„ 1 335 936	$3^1/_2$ „ Westf. Prov.-Anl.	65 000,— „	
„ 1 369 362	$3^1/_2$ „ „ „	5 000,— „	
„ 1 372 440	$3^1/_2$ „ „ „	3 000,— „	
„ 1 448 414	4 proz. „ „	1 000,— „	79 000,— Mk.

4. bei Delbrück, Leo & Co. deponiert (nach einem Beschluss des Vorstandes als Spezialreservefonds für eine grössere Unternehmung ausgeschieden): 4 proz. Westfäl. Provinzial-Anleihe lt. Depotverzeichnis vom 31. Dezember 1906 . . . . 5 000,— „

zusammen . . . 325 800,— Mk.

Das Barguthaben der Stiftung bei dem Bankhause Delbrück, Leo & Co. betrug ausweislich des anliegenden Konto-Korrentauszuges am 31. Dezember 1905 bezw. 1. Januar 1906 . . . . 18 092,10 Mk.
und beträgt am 31. Dezember 1906 . . . . 3 153,20 „

Im Rechnungsjahr 1906 waren folgende Einnahmen zu verzeichnen:

an Zinsen

1. Von den bei der Reichsbank deponierten und in das Staatsschuldbuch bezw. Reichsschuldbuch eingetragenen Effekten (19. 3., 21. 3., 19. 6., 20. 6., 19. 9., 19. 12., 20. 12. 1906) . . . . 10 506,50 Mk.
2. Von Delbrück, Leo & Co. in laufender Rechnung (30. 6., 30. 12. 1906) . . . . 352,80 „ 10 859,30 „

Dem stehen gegenüber folgende Ausgaben:

a) Für Stiftungszwecke.

1.	Zahlung an	Hrn. Robert Mielke in Charlottenburg	200 Mk.	
2.	„ „	Hrn. Dr. Favreau in Neuhaldensleben	300 „	
3.	„ „	Hrn. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Stumpf in Berlin	1 500 „	
4.	„ „	die Anthropolog. Gesellschaft in Berlin	1 000 „	
5.	„ „	Frl. Prof. Mestorf in Kiel	1 000 „	
6.	„ „	Hrn. Dr. Favreau in Scharzfeld . .	1 000 „	
7.	„ „	das Bankhaus S. Bleichröder für die Deutsche Orient-Gesellschaft . . .	8 000 „	
8.	„ „	Hrn. Dr. Favreau in Scharzfeld . .	1 000 „	
9.	„ „	Hrn. Prof. Lissauer für die Rethra-Kommission	1 000 „	
10.	„ „	Hrn. Sanitätsrat Koehl in Worms . .	600 „	
11.	„ „	Hrn. Dr. Favreau in Neuhaldensleben	1 000 „	
12.	„ „	die Anthropolog. Gesellschaft in Berlin	3 000 „	19 600,— Mk.

Übertrag . . . 19 600,— Mk

b) Für gekaufte Effekten.

nom. 6000 Mk 4 proz. Westfäl. Provinzial-Anleihe . . . . 6 188,70 „

c) Allgemeine Ausgaben.

Porto und kleine Spesen bei Delbrück, Leo & Co. (30. 6., 31. 12.) . . . . 9,50 „

zusammen . . . 25 798,20 Mk.

Barguthaben am 31. Dezember 1905	18 092,10 Mk.
Einnahmen im Rechnungsjahr 1906	10 859,30 „
zusammen . . .	28 951,40 Mk.
Ausgaben im Rechnungsjahr 1906	25 798,20 „
Barguthaben der Stiftung am 31. Dezember 1906	3 153,20 Mk.

Das Gesamtvermögen der Stiftung besteht demnach am 31. Dezember 1906:

1. aus Effekten im Nominalbetrage von	325 800,— „
2. aus dem Barguthaben bei Delbrück Leo & Co. von	3 153,20 „
	328 953,20 Mk.

Der derzeitige Effektenbesitz der Stiftung im Gesamtbetrage von nominal 325 800 Mk. wird für das Jahr 1907 einen Zinsertrag von zusammen 10 769,50 Mk. ergeben und zwar:

111 500 Mk.	3 proz. preussische Konsols	ergeben Zinsen	3 345,— Mk.
109 100 „	3½ proz. „ „	„ „	3 818,50 „
21 200 „	3½ proz. deutsche Reichsanleihe	„ „	636,— „
5 000 „	3½ proz. Berliner Stadtanleihe	„ „	175,— „
73 000 „	3½ proz. westfälische Prov.-Anleihe	„ „	2 555,— „
6 000 „	4 proz. „ „	„ „	240,— „
zusammen 325 800 Mk.		ergeben Zinsen	10 769,50 Mk.

Berlin, den 31. Dezember 1906.

(13) Als neue Mitglieder werden für das Jahr 1907 angemeldet:

1. Hr. Dr. Bockenheimer, Assistent an der chirurgischen Universitäts-Klinik in Berlin.
2. „ Dr. Havelberg, Arzt in Berlin-Schöneberg.
3. „ Prof. Dr. Arnold Jacobi, Direktor des zoologischen und anthropol.-ethnogr. Museums in Dresden.
4. „ G. Meissner, Ingenieur in Dresden.
5. „ Dr. J. Meyer, Arzt in Charlottenburg.
6. Frau Prof. C. Schmidt in Jena.
7. Hr. Dr. F. Zernik, Assistent am pharmazeut. Institut der Universität Berlin.

(14) Als Gäste werden begrüsst die Herren: Oberstleutnant Frobenius, Waldemar Jochelsohn und Dr. Zernik.

(15) Hr. Leo Frobenius berichtet über

die ethnologischen Ergebnisse einer Reise im Kongo-Kassai-Gebiet.

Der Vortrag wird später erscheinen.

III. Literarische Besprechungen.

Montelius, Oscar, Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum elften Jahrhundert nach Christus. Mit 540 Abbildungen. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, 1906. 8°.

Wir begrüssen das Erscheinen dieses Werkes in deutscher Sprache mit aufrichtigem Danke gegen den Verf., welcher dasselbe ursprünglich, wie die „Kultur Schwedens in vorgeschichtlicher Zeit" im Jahre 1885 als ersten Band der von mehreren Autoren bearbeiteten „Geschichte Schwedens" in schwedischer Sprache veröffentlicht hatte und nun mit vollendeter Beherrschung der deutschen Sprache in erweiterter Form herausgegeben hat. Aus der Fülle seines Wissens hat Montelius hier aphorismenartig die wichtigsten Ergebnisse der vorgeschichtlichen Studien, nicht nur seiner Landsleute, über Schweden zu abgerundeten Kulturbildern zusammengefasst, welche durch die grosse Zahl der vortrefflichen Holzschnitte gleichsam belebt werden. Von dem Reichtum des Inhalts mag hier die folgende Übersicht Zeugnis ablegen.

Der ganze Stoff ist selbstverständlich nach den drei Hauptperioden in Stein-, Bronze- und Eisenzeit, die letztere wiederum in vorrömische und römische Eisenzeit, in Völkerwanderungs- und Wikingerzeit gegliedert. Jedoch ist die Einteilung der Steinzeit in vier und der Bronzezeit in sechs Perioden bei der Begründung der Chronologie nach des Verfassers bekanntem System ebenfalls berücksichtigt worden. In jeder der sechs Hauptperioden wird die Lebensweise, die Industrie, die Bevölkerung, der Verkehr mit den benachbarten und fernen Ländern, die Gräber, die Religion, die hinterlassenen Schrift- und Sprachreste in besonderen Kapiteln mehr oder weniger eingehend geschildert. Mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit werden in der Bronzezeit die Felsenzeichnungen, in der römischen und der Wikingerzeit die Religion, die Schrift und Sprache behandelt.

Einige Punkte, welche den Standpunkt des Verf. und des Ref. in strittigen Fragen bezeichnen, seien hier noch besonders hervorgehoben.

Gegenüber der in der letzten Zeit zutage getretenen Unterschätzung der kunstgewerblichen Befähigung und Leistung des Nordens gegenüber den Mittelmeervölkern vertritt Montelius mit Recht den Standpunkt, dass „wir mit Stolz die nordischen Arbeiten einer Zeit betrachten müssen, welche so weit vor des Perikles Tagen liegt."

Die jetzt viel diskutierte Frage über den Ursprung der Indogermanen beantwortet Montelius dahin, dass diese nicht ihre Wiege im Norden hatten, wohl aber die Germanen.

Wichtig ist der Nachweis, dass schon in der neolithischen Zeit ein direkter Verkehr zwischen Schweden und Norddeutschland bestand, wenngleich die erste Einwanderung aus Südwest über Dänemark erfolgt ist.

Unter den ältesten Bernsteinstrassen wird richtig auch die Weichsel-, Oder-, Weser- und Rheinstrasse neben der Elbstrasse genannt, diese letztere allerdings als die wichtigste bezeichnet.

Die Kultur der dänischen Kjökkenmöddinger, welche nach den neueren Funden auch in Süd- und Westschweden vertreten ist, bezeichnet Montelius wie Sophus Müller als „ältere Steinzeit", eine Benennung, welche wir nicht billigen können, da sie leicht zu Verwechselung mit der paläolithischen Kultur führt, von der sie doch ganz verschieden ist. Wir würden die Bezeichnung „Zeit der Kjökkenmöddinger" vorziehen.

Die Keramik findet im ganzen Buch verhältnismässig wenig Berücksichtigung, besonders die Ornamentik. Unkenntnis ist sicher nicht die Ursache, aber vielleicht eine

Unterschätzung ihrer Bedeutung oder doch der bisherigen Forschungsergebnisse. So fehlt nicht nur jede Andeutung über die Unterschiede der neolithischen Schnur- und Bandkeramik in Norddeutschland, das doch ebenfalls in den Bereich der Darstellung gezogen ist, sondern auch die sog. Tierornamentik der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit wird nur mit wenigen Worten abgetan, obwohl sie gerade für Schweden ein sehr charakteristisches Kulturelement geworden ist. — Wir können es ferner nicht billigen, dass auch die Ornamente auf S. 121 Fig. 210 u. 211 einfach als Schnurornament bezeichnet werden, weil dieses Wort bereits für ein ganz anderes Ornament festgelegt ist.

In der Wikingerzeit, die doch ausführlich geschildert wird, vermissen wir eine mehr eingehende Behandlung des Verkehrs Schwedens mit den Ländern des Schwarzen Meeres, über welchen wir ja gut unterrichtet sind.

Diese wenigen Mängel beruhen vielleicht auf wohlerwogenen Gründen des Verf. und fallen gar nicht ins Gewicht gegenüber den grossen Vorzügen des Buches, welches der Fachmann mit Vergnügen durchliest als eine kurze Wiederholung seines Wissens, während der Anfänger daraus, wie aus einem Lehrbuch, die Anschauungen des grossen Meisters nicht nur über die Zustände des Nordens bis zum Beginn der Geschichte, sondern auch über die allgemeinen Fragen der Vorgeschichte nach dem heutigen Standpunkte der Forschung kennen lernt. Wir können daher das vom Verleger schön ausgestattete Buch zur Einführung in das Studium der nordischen Vorgeschichte nur dringend empfehlen.

Lissauer.

Mertins, Oskar, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Herausgegeben vom Verein für das Museum Schlesischer Altertümer. Mit 352 Abbildungen im Text. Verlag von Preuss & Jünger, Breslau 1906. 8°.

Unter dem bescheidenen Titel „Wegweiser“ bietet uns der Verf. eine vollständige Übersicht über die Vorgeschichte Schlesiens, von der die Urgeschichte allerdings den kleinsten Teil bildet, eine Übersicht, welche beweist, wie tüchtig und erfolgreich dort in den letzten Dezennien mit dem Spaten und im Museum gearbeitet worden ist. In knapper und doch klarer Darstellung werden hier die reichen Funde Schlesiens zu scharf umschriebenen Kulturbildern vereinigt und nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft in den allgemeinen Gang der Vorgeschichte eingeordnet, die Typen und seltenen Stücke durch gute Abbildungen erläutert usw. Mit richtigem Urteil werden die einzelnen Kulturperioden begrenzt, wie denn der Verf. überall eine vollkommene Beherrschung des bearbeiteten Stoffes und der einschlägigen Literatur zeigt. Überall hebt sich der lokale Charakter deutlich von den allgemeinen Verhältnissen ab. Da dies nur durch eine grosse Zahl von Einzelschilderungen möglich ist, so lässt sich der Inhalt hier nicht genauer wiedergeben, — nur wenige Ergebnisse, welche der Provinz Schlesien eigentümlich sind, seien hier angeführt.

Die Bronzezeit wird in eine älteste, ältere und jüngere eingeteilt. In der älteren und jüngeren wird die Keramik des Lausitzer und des Schlesischen Typus klar beschrieben, die Formen der Gefässe in bezeichnender Weise unterschieden. — Für die La Tène-Zeit, welche in eine ältere und jüngere getrennt wird, werden sowohl Einwanderungen aus Böhmen, wie von Norden her nachgewiesen. In diese Periode fällt auch das erste Auftreten der Töpferscheibe. — Die römische Eisenzeit wird mit Recht von der spätrömischen oder römisch-gothischen ganz geschieden, ebenso wie diese von der eigentlichen Völkerwanderungs- oder germanisch-slawischen Zeit, welche gerade in Schlesien besser vertreten ist, als in den übrigen slavisierten Gegenden Norddeutschlands. In der spätrömischen Zeit werden hier die ersten Kämme bekannt. Die slawische und polnische Periode konnte durch die vielfache Verwertung historischer Quellen auch ausführlicher behandelt werden.

Eine gedrängte Geschichte der prähistorischen Forschung in Schlesien bildet den Anfang und ein kurzer Hinweis auf die Wichtigkeit des „Schutzes der Altertümer“ den Schluss des trefflichen Buches, welches dem hochverdienten Nestor der schlesischen Prähistorie, Prof. Grempler, gewidmet ist und nicht nur als Wegweiser für die Bewohner Schlesiens, sondern auch jedem Fachmann empfohlen werden kann, da bei jedem der 19 Abschnitte die bezügliche Literatur angegeben ist.

Lissauer.

Schweiger-Lerchenfeld, Amand Freiherr v., Kulturgeschichte: Werden und Vergehen im Völkerleben. Bd. I., 648 S. mit 21 Taf. u. 308 Abb. im Text. Wien u. Leipzig. A. Hartlebens Verlag. 1906. 8°.

Die Darstellung, zu der sich die grosse, vielfach bewährte Verlagsanstalt mit dem ja auch weitbekannten Verfasser verbunden hat, beginnt mit einer Einleitung, die nach einem hübschen geographischen Bilde einen einfachen, aber für den Durchschnittsleser sehr annehmbaren Plan in Aussicht nimmt. Der Autor will, was er nicht ohne manche Mühe und Anstrengung auf einem schwierigen und hindernisreichen Wege gegen den Strom der historischen Tatsachen und Anschauungen in sich aufgenommen hat, dem Leser auf einer reizvollen und anmutigen Fahrt stromab vorführen. Selbstverständlich ist bei einer solchen Fahrt der grösste Teil der Stromschnellen und anderer Hindernisse, die sich dem Autor einst entgegenstellten, nun gar nicht vorhanden oder kaum angedeutet, wenigstens für den Leser, der nicht eigensinnig darauf beharrt, seine eigenen Wege zu gehen und über die vom Autor gezogenen Schranken hinaus vorzubrechen.

Wenn nun auch diese Kulturgeschichte für breitere Kreise berechnet ist und daher im allgemeinen in den Fuhrmannswegen, die der grosse Verkehr liebt, bleiben muss, so ist doch unbedingt anzuerkennen, dass der Verfasser deshalb nicht dem gewohnten Schlendrian huldigt und mitunter recht wohl seinen eigenen Weg geht. Die Darstellung der sogenannten Antike, d. h. hier die der hellenischen Welt, beginnt S. 493! Das liegt daran, dass hier der altarische Kulturkreis und der atlantische (Kelten und Germanen) dem griechischen vorangehen, während allerdings in der Geschichte des Orients (der hamito-semitische Kulturkreis) die doch wissenschaftlich zumeist nach Schweinfurths Vorgang als veraltet angesehene Voranstellung Ägyptens vor Babylonien und seinem Kulturkreis noch beibehalten ist; wie denn überhaupt diese Kulturgeschichte, wie freilich die Vorgängerinnen ja alle auch, auf die hierfür entscheidenden Wirtschaftszustände nur flüchtig und nebenbei einzugehen pflegt. Immerhin muss man unbedingt anerkennen, dass umgekehrt der neuesten Philologengrille von einer Entstehung der Mittelmeerkultur ganz ohne östlichen Einfluss kein Raum gewährt ist, noch viel weniger natürlich der extremen Meinung, der „Indogermane“ wäre in Nordeuropa irgendwie und irgendwo entstanden, und hätte seine selbständig erwachsene und grossartig entwickelte Kultur dem Orient als Sieger aufgedrängt.

Unter den 21 Tafeln und 308 Textabbildungen, die vom Verlage technisch vorzüglich behandelt sind, treffen wir in überwiegender Anzahl gut gewählte und z. T. selbständig ausgesuchte Bilder, wenn sich natürlich auch nicht vermeiden lässt, dass hier und da deren Nebeneinanderstellung die Dinge etwas heterogen erscheinen lässt. Sogenannte Rekonstruktionen, die in kulturgeschichtlichen Werken sonst so häufig sich unangenehm vordrängen, sind glücklicherweise nur in bescheidenem Masse angewandt. Man kann daher hoffen, dass das Werk auch in seiner Fortsetzung eine wesentliche Bereicherung des weiteren Kreisen in handlicher Form zugänglichen Wissensstoffes darstellen wird.

Ed. Hahn.

Koch-Grünberg, Dr. Theodor, Indianertypen aus dem Amazonasgebiet. Nach eigenen Aufnahmen während seiner Reise in Brasilien. Verlegt bei Ernst Wasmuth A.-G. Berlin 1906.

Das glänzend ausgestattete Tafelwerk, von dem jetzt die erste Lieferung vorliegt, enthält die Aufnahmen, welche Dr. Koch-Grünberg während seiner Reise in Nordwest-Brasilien (1903—1905) fertigte. Aus den entlegenen Flussgebieten des oberen Rio Negro und Yapurá fehlte bisher photographisches Bildermaterial gänzlich. Diese Lücke ist nun in vorzüglichster Weise ausgefüllt.

Während die ganze Sammlung etwa 300 Typen umfasst, welche sich auf die einzelnen Stämme ungleichmässig verteilen, sind in Lieferung 1 auf 20 Tafeln 79 Aufnahmen wiedergegeben, von denen jede einzelne als mustergiltig zu bezeichnen ist. Jedes Blatt zeigt in der Regel zwei Personen in Vorder- und Seitenansicht. Darunter findet sich auch nicht

ein einziges mangelhaftes Bild. Im Hinblick auf die ungeheuren Schwierigkeiten, welche das feuchte Tropenklima dem Reisenden bereitet, muss das photographische Ergebnis als eine Glanzleistung ersten Ranges bezeichnet werden.

Der begleitende Text gibt Auskunft über Alter, Hautfarbe, die hervorstechendsten Charaktereigenschaften der dargestellten Personen und Ähnliches.

Da die Reise in erster Linie ethnologischen Zwecken diente und Hilfskräfte nicht vorhanden waren, blieb Koch ausserstande, auch noch Körpermessungen vorzunehmen. Mit Recht zitiert er aber das Wort von Baelz: „Eine einzige gute Abbildung sagt uns für die Ethnographie oft mehr, als ganze Bände von Messungen."

Die Reproduktion geschah in Lichtdruck und ist ebenfalls ausgezeichnet.

Neuhauss.

Reinhardt, Dr. L., „Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit." München. E. Reinhardt. 1906.

Mit grosser Belesenheit trägt der Verfasser im Auszug fast alles zusammen, was über den Eiszeitmenschen, die diluviale Eiszeit selbst, und auch was über den Tertiärmenschen und den Menschen der jüngeren Steinzeit Umfassenderes in den letzten Jahrzehnten geschrieben ist: Geologisches und Archäologisches. Die ungeheueren Schwierigkeiten, die sich aber der wissenschaftlichen Synthese aller Einzelforschungen zu einem einheitlichen Bilde der ältesten europäischen Menschenkulturen entgegenstellen, umgeht R. durch das Verfahren der Analogieen; er setzt einige lebende sogenannte „primitive Völker" (verschiedener Erdteile!) hauptsächlich infolge einiger Ähnlichkeiten in der materiellen Kultur einfach gleich mit unseren europäischen Steinzeitmenschen der tertiären, paläolithischen und neolithischen Stufe, ohne allzu strenge Scheidung dieser Stufen und z. B. ohne Erörterung über etwaige Degenerationsvorgänge in den „primitiven" Rezenten. Auf diese Gleichung baut er dann wieder Schlüsse auf die „Kultur" jener vorgeschichtlichen Europäer; mit Vorliebe malt er so auch deren geistige Zustände!

Es ist überflüssig den Wert dieser Methode zu erörtern — von ruhiger Quellenforschung ist sie weit entfernt; manche Konstruktionen sind äusserst gewagt, entbehren sogar nicht der Komik, so die Schilderung der „verlausten" Köpfe unserer Vorfahren. Fig. 67 u. Text).

Anregend ist das Buch sehr durch die Menge des Referierten, aber gefährlich durch die Synthese für unkritische Leser, und für Laien, für die das Buch ja meist berechnet ist.

Die Belesenheit des Autors, seine meist klare, knappe Art der Wiedergabe der verwendeten Literatur, und seine Fähigkeit, solche grossen Stoffmengen zu gliedern, wird diesem grossangelegten Versuch, das fast unübersehbare Nebeneinander aller Einzelforschungen zu Bildern zu vereinigen, viele Freunde erwerben, zumal da R. in den Hauptfragen meist anerkannten Autoritäten folgt.

Ausgedehntere und genaue Literaturangabe würde dem Werk einen wissenschaftlich höheren Wert als eine Art Nachschlagebuch verleihen — ein Wink für die nächste Auflage! Die Auswahl der Abbildungen, die leider nie an der Stelle des zugehörigen Textes stehen, dient zu sehr dem populären Hauptzweck des Buches, über allerlei Hindernisse hinweg Zusammenhänge und Analogien zu finden.

Hans Hahne-Berlin.

IV. Eingänge für die Bibliothek.[1]

1. Biasutti, Renato, Situazione e spazio delle provincie antropologiche nel mondo antico. Firenze: B. Seeber 1906. 8°.
2. Hoernes, Moriz, Die neolithische Keramik in Österreich. o. O. 1905. 4°. (Aus: Jahrb. d. k. k. Zentralkommission für Kunst- u. hist. Denkmale, Bd. III.)
3. Jasper, J. E., Verslag van de eerste tentoonstelling-jaarmarkt te Soerabaja. Batavia 1906. 8°.
4. Beddoe, John, Colour and race. London 1905. 8°. (Aus: Journal of the Anthrop. Inst., vol XXXV.)
5. Castelfranco, P., Nuove indagini nelle palafitte varesine. Parma 1906. 8°. (Aus: Bull. di paletnologia ital. Anno XXXII.)
6. Fischer-Treuenfeld, R. v., Paraguay in Wort und Bild. 2. Aufl. Berlin: E. S. Mittler u. Sohn 1906. 8°.
7. Guébhard, Andrien, Sur le murum duplex des Gaulois d'après Jules César. Paris 1906. 8°. (Aus: Bull. de la Soc. Préhist. de France, T. III.)

   Nr. 1—7 Gesch. d. Verf.
8. Heilborn, A., Die deutschen Kolonien (Land und Leute). Leipzig: B. G. Teubner 1906. 8°. (Aus: Natur und Geisteswelt, Bd. 98.) Vom Verleger.
9. Gradmann, Robert, Beziehungen zwischen Pflanzengeographie und Siedlungsgeschichte. Leipzig: B. G. Teubner 1906. 8°. (Aus: Geogr. Zeitschr., Bd. 12.) Vom Verf.
10. Sergi, Giuseppe, Qualche determinazione sulla cronologia dell' uomo quaternario in Europa. Roma 1906. 8°. (Aus: Atti della Soc. Rom. di Antropolog. Vol. XII.) Vom Verf.
11. Wundt, Wilhelm, Völkerpsychologie ... Bd. 2. Mythus und Religion. Teil 1. Leipzig: W. Engelmann 1905. 8°. Angekauft.
12. Pöch, Rudolf, Beobachtungen über Sprache, Gesänge und Tänze der Monumbo anlässlich phonographischer Aufnahmen in Deutsch-Neu-Guinea. Wien: Anthrop. Gesellsch. 1905. 4°. (Aus: Bd. XXXV [der 3. Folge Bd. V] der Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch.)
13. Pöch, Rudolf, Fälle von Zwergwuchs unter den Kai (Deutsch-Neu-Guinea). Wien 1905. 4°. (Aus: Sitzungsber. d. Anthrop. Gesellsch. Jahrg. 1904—1905.)
14. Pöch, Rudolf, Anthropologische Forschungen. Wien 1906. 4°. (Aus: Mitteil. der Anthrop. Gesellsch. Bd. XXXVI.)
15. Pöch, Rudolf, Über den Hausbau der Jabimleute an der Ostküste von Deutsch-Neu-Guinea. o. O. 1905. 8°. (Aus: Zeitschr. f. Ethnologie.)
16. Pöch, Rudolf, Erster Bericht von meiner Reise nach Neu-Guinea über die Zeit vom 6. Juni 1904 bis zum 25. März 1905. Wien: K. Gerolds Sohn 1905. 8°. (Aus: Sitzungsber. d. Kais. Akad. d. Wissensch. in Wien. Mathem.-naturw. Klasse Bd. CXIV.)

---

1) Die Titel der eingesandten Bücher und Sonder-Abdrücke werden regelmässig hier veröffentlicht, Besprechungen der geeigneten Schriften vorbehalten. Rücksendung unverlangter Schriften findet nicht statt.

17. Pöch, Rudolf, Zweiter Bericht über meine Reise nach Neu-Guinea über die Zeit vom 26. März 1905 bis zum 21. Juni (Bismarck-Archipel 20. März bis 14 Juni 1905). Wien 1905. 8°. (Aus: Sitzungsber. d. Kais. Akad. d. Wissensch. in Wien. Mathem.-naturw. Klasse Bd. CXIV.)
18. Pöch, Rudolf, Dritter Bericht über meine Reise nach Neu-Guinea (Neu-Süd-Wales vom 21. Juni bis 6. September 1905, Britisch-Salomonsinseln und Britisch-Neu-Guinea bis zum 31. Jänner 1906). Wien: A. Hölder 1906. 8°. (Aus: Sitzungsbericht d. Kais. Akad. d. Wissensch. Wien. Mathem.-naturw. Klasse Bd. CXV.)
19. Giuffrida-Ruggeri, V., Antropologia normale e antropologia criminale. Roma 1906. 8°. (Aus: Atti della Soc. di Antrop. vol. XII.)
20. Giuffrida-Ruggeri, V., Cranio di epilettico con spina facciale anomala bilaterale e altre notevoli anomalie. Milano-Torino-Roma: Fratelli Bocca 1906. 8°. (Aus: Archivio di Psichiatria ... vol XXVII.)
21. Giuffrida-Ruggeri, V., Un cranio Guayachi, un cranio (incompleto) Ciamacoco e un cranio Fuegino. Roma 1906. 8°. (Aus: Atti della Soc. Romana di Antrop. Vol. XII.)
22. Giuffrida-Ruggeri, V., Quattro scheletri di indiani Cavinas (Sud-America Centrale). Roma 1906. 8°. (Aus: Atti della Soc. Romana di Antrop. Vol. XII.)
23. Giuffrida-Ruggeri, V., Caso di saldatura sacro-iliaca bilaterale e processo ischiatico anomalo. Firenze 1906. 8°. (Aus: Monitore Zoologico Italiano Anno XVII.)
24. Pigorini, Materiali paletnologici dell' isola di Capri. Parma 1906. 8°. (Aus: Bull. di paletnologia ital. Anno XXXII.)
25. Torday, E., and T. A. Joyce, Notes on the ethnography of the Ba-Mbala. London: Anthrop. Inst. of Great Britain and Ireland 1905. 8°. (Aus: Journ. of the Anthrop. Inst. Vol. XXXV.)
26. Krzywicki, Ludwik [Polnisch], Żmudź Starożytna. Dawni Żmudzini i ich warownie. Warszawa 1906. 8°.
27. Boas, Franz, The measurement of variable quantities. New York 1906. 8°. (Aus: Archives of philosophy, psychol. and scientific methods.)
28. Wolfram, G., Die Entwicklung des lothringischen Kunstgewerbes. Strassburg i. E.: L. Beust 1901. 4°. (Aus: Das Kunstgewerbe in Elsass-Lothringen, 1. Jahrg.)
29. Preuss, K. Th., Der Mitotetanz der Coraindianer. Braunschweig: Fr. Vieweg & Sohn 1906. 4°. (Aus: Globus, Bd. XC.)
30. Preuss, K. Th, Weiteres über die religiösen Gebräuche der Coraindianer, insbesondere über die Phallophoren des Osterfestes. Braunschweig: Fr. Vieweg & Sohn 1906. 4°. (Aus: Globus, Bd. XC.)
31. Körner, F. W., Eine Fahrt ins Wunderland. Berlin: Thormann & Goetsch 1904. 8°.
32. Lehmann, W., Die mexikanische Grünsteinfigur des Musée Guimet in Paris. Braunschweig: F. Vieweg & Sohn 1906. 4°. (Aus: Globus, Bd. XC.)
33. Krämer, Hans, Der Mensch und die Erde. Bd. I. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart: Bong & Co. o. J. 4°.
34. Nachod, O., Japan. Berlin: Weidmann o. J. 8°. (Aus: Jahresberichte d. Geschichtswissenschaft.)
35. Bartels, Paul, Über die Anwendung feinerer mathematischer Methoden in der anthropologischen Statistik. Schlusswort in meiner Auseinandersetzung mit Hrn. Dr. K. E. Ranke. Stuttgart: E. Schweizerbart 1906. 8°. (Aus: Zeitschr. für Morphologie und Anthropologie, Bd. IX.)
36. Helm, K., Adolf Strack †. o. O. u. J. 8°.
37. Schlaginhaufen, Otto, Über eine Schädelserie von den Marianen. St. Gallen 1906. 8°. (Aus: Jahrbuch 1905 der St. Gall. Naturwissensch. Gesellsch.)
38. Hrdlička, Aleš, Notes on the San Carlos Apache. Lancaster, Pa., U. S. A. 1905. 8°. (Aus: American Anthropologist. Vol. 7.)

39. Hrdlička, Aleš, Notes on the Pima of Arizona. Lancaster, Pa., U. S. A. 1906. 8°. (Aus: American Anthropologist. Vol. 8.)
40. Hrdlička, Aleš, Diseases of the Indians, more especially of the Southwest United States and Northern Mexico. o. O. u. J. 8°. (Aus: Washington Medical Annals. Vol. IV.)
41. Houzé, E., Cro-Magnon, grenelle et leurs métis. Bruxelles 1906. 8°. (Aus: Bull. de la Soc. d'anthrop. tom. XXV.)
42. Thieullen, A., Les préjugés et les faits en industrie préhistorique. Paris 1906. 4°. (Aus: Revue préhistorique.)
43. Howitt, A. W., The native tribes of South-East Australia. o. O. 1906. 8°. (Aus: Folk-Lore, vol. XVII.)
44. Krämer, Augustin, Hawaii, Ostmikronesien und Samoa. Meine zweite Südseereise (1897—1899) zum Studium der Atolle und ihrer Bewohner. Stuttgart: Strecker & Schröder 1906. 8°.
45. Schweinfurth, G., Die Entdeckung des wilden Urweizens (Triticum dicoccum) in Palästina. Berlin 1906. 8°. (Aus: Vossische Ztg. Nr. 442.)
46. Schweinfurth, G., Deutsch-französisches Wörterverzeichnis der die Steinzeit betreffenden Literatur und Lexique français-allemand des termes employés dans la littérature traitant de l'âge de la pierre. o. O. 1906. 8°.
47. Avelot, M. R., Recherches sur l'histoire des migrations dans le bassin de L'Ogôvue et la région littorale adjacente. Paris 1906. 8°. (Aus: Bull. de géogr. hist. et descript. 1905.)
48. Turner, William, Contributions to the Craniology of the People of the Empire of India. Part III. Natives of the Madras Presidency, Thugs, Veddahs, Tibetans, and Seistanis. Edinburgh: R. Grant. London: Williams & Norgate 1906. 4°. (Aus: Transactions of the Royal Soc. of Edinburgh, vol. XLV.)
49. Goby, Paul, Description et fouille d'un nouveau dolmen près Cubris, Arrondissement de Grasse (Alpes-Maritimes). Le Mans 1906. 8°. (Aus: Premier Congrès Préhist. de France. Session de Périgueux 1905.)
50. Pöch, Rudolf, Vierter Bericht über meine Reise nach Neu-Guinea (Niederländisch-Neu-Guinea), über die Zeit vom 10. Februar bis zum 31. März 1906. Wien: A. Hölder 1906. 8°. (Aus: Sitzungsber. der Kais. Akad. d. Wiss. Bd. CXV.)
51. Beltz, R., Rethra. o. O. 1906. 8°. (Aus: Mecklenburg, Zeitschr. d. Heimatbundes, Jhg. I.)
52. Lehmann, Walter, Einige Fragmente mexikanischer Bilderhandschriften. Stuttgart 1906. 8°. (Aus: XIV. Amerikanisten-Kongress.)
53. Adachi, Buntaro, Das Knorpelstück in der Plica semilunaris conjunctivae der Japaner. Stuttgart: E. Nägele 1906. 8°. (Aus: Zeitschrift für Morphologie u. Anthrop. Bd. IX.)
54. Girard, Henry, Les Dinka Nilotiques. Paris: Masson & Cie. 1900. 8°. (Aus: L'Anthropologie Nr. 4.)
55. Girard, Henry, Le Haut-Tonkin. Essai de Climatologie médicale. Paris: A. Challamel 1903. 4°.
56. Girard, Henry, Contribution á L'Étude des Proportions du Tronc chez les Jaunes et chez les Noirs. Paris 1901. 8°. (Aus: Comptes rendus de l'Association Française pour l'Avancement des Sciences. Congrès d'Ajaccio.)
57. Girard, Henry, Yakomas et Bougous Anthropophages du Haut-Oubanghi. Paris: Masson et Cie. 1901. 8°. (Aus: L'Anthropologie, tom. XII.)
58. Girard, Henry, Notes sur les Nungs du Haut-Tonkin. Paris 1898. 8°. (Aus: Comptes rendus de l'Association Franç. pour l'Avancement d. Scienc. Congrès de Nantes 1898.)
59. Girard, Henry, Notes Anthropométriques sur quelques Soudanais Occidentaux: Malinkés, Bambaras, Foulahs, Soninkés, etc. Paris: Masson et Cie. 1902. 8°. (Aus: Anthropologie, tom. XIII.)
60. Brandenburg, E., Neue Untersuchungen im Gebiet der phrygischen Felsenfassaden. München: J. Roth 1906. 4°. (Aus: Abhandl. der K. Bayer. Akademie d. Wiss. III. Kl. Bd. XXIII.)

61. Spethmann, Hans, Ancylussee und Litorinameer im südwestlichen Ostseebecken von der dänischen Grenze bis zur Odermündung. Lübeck 1906. 8°. (Aus: Mitteil. d. Geogr. Gesellsch. u. d. Naturhist. Mus. 2. Reihe Heft 21.)
Nr. 12—61 vom Verfasser geschenkt.
62. Forrer, R., Steinhammer von Fort Saint-Blaise bei Metz. o. O. 1904. 8°. (Aus: Jahrb. d. Gesellsch. f. lothring. Gesch. u. Altertumskunde, Bd. XVI.)
63. Forrer, R., Keltische Numismatik der Rhein- und Donaulande. o. O. 1905. 8°. (Aus: Jahrb. d. Gesellsch. f. lothring. Gesch. u. Altertumskunde, Bd. XVII.)
64. Forrer, R., Von alter und ältester Bauernkunst. Esslingen: P. Neff 1906. 8°. (Aus: Führer zur Kunst, Bd. 5.)
65. Bächler, Emil, Beiträge zur Kenntnis der Höhlen des Säntisgebirges. o. O. 1904. 8°. (Aus: Jahrb. der St. Gallischen Naturwissensch. Gesellsch. 1904.)
66. Bächler, Emil, Das Säntis-Relief von Prof. Dr. A. Heim in Zürich. St. Gallen: Zollikofer 1904. 8°.
67. Verneau, R., La XIIIe Session du Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques. Paris: Masson et Cie. 1906. 8°. (Aus: L'Anthropologie.)
Nr. 62—67 von Hrn. Geheimrat Lissauer geschenkt.
68. Lunet de Lajonquière, E., Ethnographie du Tonkin Septentrional. Paris: E. Leroux. 1906. 4°.
69. Montelius, Oskar, Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum elften Jahrhundert n. Chr. Leipzig: E. A. Seemann 1906. 8°.
70. Struck, Adolf, Makedonische Fahrten I. Chalkidike. Wien und Leipzig: A. Hartlebens Verlag 1907. 8°. (Aus: Zur Kunde der Balkanhalbinsel, Heft 4.)
71. Kongress, Internationaler Amerikanisten-. Stuttgart 1904. Bd. 1 u. 2 nebst Ergänzungsband. Berlin-Stuttgart-Leipzig: W. Kohlhammer 1906. 8°.
72. Meinhof, Carl, Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen. Berlin: D. Reimer 1906. 8°.
73. Tattvasarayana [Indisch], An ancient Vedantic Itihasa. Madras: The Oriental publishing Co. 1906. 8°.
74. Friederici, Georg, Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika. Braunschweig: Fr. Vieweg & Sohn 1906. 8°. (Diss.)
75. Müller, Josef, Das sexuelle Leben der Naturvölker. 3. vermehrte Auflage. Leipzig: Th. Grieben (L. Fernau) 1906. 8°.
76. Kaemmel, Otto, Sächsische Geschichte. 2. durchgesehene Auflage. Leipzig: G. J. Göschen 1905. 8°. (Aus: Sammlung Göschen, Bd. 100.)
77. Rasmussen, Knud, Neue Menschen. Ein Jahr bei den Nachbarn des Nordpols. Bern: A. Franke 1907. 8°.
Nr. 68—77 vom Verleger geschenkt.
78. Festschrift zur Feier des 80. Geburtstages Seiner Exzellenz des Wirkl. Geheimrates Hrn. Dr. Georg v. Neumayer ... Bad Dürkheim 1906. 8°. Von der Pollichia.
79. Seler, Eduard, Codex Borgia. Eine altmexikanische Bilderschrift der Bibliothek der Congregatio Propaganda Fide. Bd. II. Berlin 1906. 4°. Vom Herzog v. Loubat.
80. Bandelier, Adolph F., Aboriginal myths and traditions concerning the island of Titicaca, Bolivia. o. O. 1904. 8°. (Aus: American Anthropologist, Vol. 6.) Vom Smithsonian Institute.
81. Catalogue, A descriptive, of the Sanskrit manuscripts in the government oriental manuscripts library, Madras by M. Rangacharya, M. A., Rao Bahadur, vol. II. — Vedic literature. Madras 1905. 8°. Von Harrassowitz, Leipzig.
82. Mason, Otis T., The Origins of invention. A study of industry among primitive peoples. London: W. Scott 1895. 8°. Von Hrn. Dr. Ed. Hahn.
83. Report, Annual, on the search for Hindi manuscripts for the year 1902. by Syamsundar Das. Allahabad 1906. 4°. Von Government of the United Prov.
84. Krauss, Friedrich S., Anthropophyteia. Jahrbücher für Folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Bd. III. Leipzig: Deutsche Verlagsaktiengesellschaft 1906. 8°. Angekauft.

85. Führer durch das Museum für Völkerkunde. 13. Auflage. Berlin: G. Reimer 1906. 8°. Von d. Kgl. Mus. f. Völkerkunde.
86. Burgault, Emile, Aperçus historiques sur les origines et les religions des anciens peuples de l'Espagne et des Gaules. Vannes 1870. 8°.
87. Burgault, Emile, Les Bretons armoricains et les peuples constructeurs de monuments mégalithiques. Vannes 1871. 8°.
88. Hirmenech, H., Les Vénétes, la guerre de Troie et les alignements de Carnac. Etude celtique, Paris: E. Leroux 1906. 8°.
89. Le Rouzic, Z., Les monuments mégalithiques de Carnac et de Locmariaquer. Chatelles o. J. 8°.
90. Hue, Edmond, Le préhistorique dans la vallée de l'Orvanne (Seine et Marne). Le Mans 1906. 8°. (Aus: I. Congrès préhistorique de France 1905.)
91. Catalogue du Musée archéologique par Ih M. Le Mené. Vannes 1881. 8°.

Nr. 86—91 Gesch. d. Hrn. Prof. H. Virchow.

92. Sarasin, Paul, Zur Einführung in das prähistorische Kabinett der Sammlung für Völkerkunde im Baseler Museum. Basel: Helbig & Lichtenhahn 1906. 8°.
93. Landau, Wilh. Freih. v., Beiträge zur Altertumskunde des Orients. V. Babylonisches vom Mittelmeer. — Bes als Meergreis. — Das Tor von Rumeli. — Engonasin. Leipzig: E. Pfeiffer 1906. 8°.
94. Richter, Oswald, Über die idealen und praktischen Aufgaben der Ethnographischen Museen. Berlin o. J. 4°. (Aus: Museumskunde Bd. II, Heft 4.)
95. Pittard, Eugène et Gabriel Kitzinger, Quelques comparaisons...de 51 cranes de criminels. Genève 1901. 8°. (Aus: Archives des Sciences phys. et natur. 4. période t. XI. 1901.
96. Pittard, Eugène, Ethnographie de la Dobrodja — Contribution a l'étude anthropologique des Kurdes. Lyon: A. Rey et Cie 1902. 8°. (Aus: Société d'anthrop. de Lyon.)
97. Pittard, Eugène, Contribution a l'étude anthropologique des Grisons. dix-neuf crânes d'Ems (vallée du Rhin). Lyon: A. Rey et Cie. 1902. 8°. (Aus: Société d'anthropologie de Lyon t. XXI.)
98. Pittard, Eugène, Un crane présumé quaternaire trouvé en Espagne. Paris: F. Alcan 1903. 8°. (Aus: Revue de l'école d'anthrop. 13. Année VIII.)
99. Pittard, Eugène, Anthropologie de la Roumanie. Les Skoptzy. Modifications anthropométriques apportées par la castration. Bucarest 1903. 8°. (Aus: Bull. de la Société des Sciences de Bucarest No. 3—4.)
100. Pittard, Eugène, La taille, le buste, le membre inférien chez les individus qui ont subi la castration. Paris: Secrétariat de l'Association 1904. 8°. (Aus: Compt. rend. de l'Associat. Franç. p. l'Avanc. d. Sciences. Congrès de Grenoble.)
101. Pittard, Eugène, Anthropologie de la Roumanie. Etude de 30 crânes roumains provenant de la Moldavie. Bucarest 1903. 8°. (Aus: Bull. de la Soc. de Sciences No. 3—4.)
102. Pittard, Eugène, Anthropologie de la Roumanie. Contribution a l'étude anthropologique de Roumains du royaume. Paris: Masson et Cie. 1903. 8°. (Aus: Anthropologie t. XIV.)
103. Pittard, Eugène, L'indice céphalique chez 837 Tsiganes (Hommes) de la Péninsule des Balkans. Influence de la taille sur l'indice céphalique. Paris: Masson et Cie. 1904. 8°. (Aus: L'Anthropologie t. XV.)
104. Pittard, Eugène, Ethnologie de la péninsule des Balkans 1. Part — Les Roumains, les Tsiganes, les Tatars. Genève: R. Burkhardt 1904. 8°. (Aus: Le Globe Tome XLIII.)
105. Pittard, Eugène, De la survivance d'un type cranien négroïde dans les populations anciennes et contemporaines de l'Europe. Genève: Bureau des Archives ... 1904. 8°. (Aus: Archives des Sciences phys. et natur. 109. Année.)
106. Pittard, Eugène, Pierres percées des cimetières tatars dans la Dobroudja. Paris: F. Alcan 1905. 8°. (Aus: Revue de l'école d'Anthropol. 15 Année V.)

107. **Pittard**, Eugène, La couleur des yeux et des cheveux et la forme du nez chez 1270 Tsiganes des deux sexes de la péninsule des Balkans. Paris: F. Alcan 1905. 8°. (Aus: Revue de l'école d'Anthropol. 15. Année. XI.)
108. **Pittard**, Eugène, Analyse de quelques grandeurs du corps chez l'homme et chez la femme (1210 Tsiganes). Genève: Bureau des Archives ... 1906. 8°. (Aus: Archives des sciences phys. et nat. 4. période, t. XXI.)
109. **Pittard**, Eugène, Influence de la taille sur l'indice céphalique dans un groupe ethnique relativement pur. Paris 1905. 8°. (Aus: Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthrop.)
110. **Pittard**, Eugène, Un cas curieux de depigmentation non congénitale chez une femme Tsigane. Paris: Masson et Cie. o. J. ((Aus: l'Anthropologie, t. XIV.)
111. **Pittard**, Eugène, Sur la monnaie du Ba-Souto. 1904. 8°. (Aus: Bull. et Mémoir. de la Société d'Anthropologie.)
112. **Lewis**, Albert Buell, Tribes of the Columbia valley and the coast of Washington and Oregon. Lancaster, Pa., U. S. A. 1906. 8°. (Aus: Memoirs of the amer. anthrop. associat. vol. I.)
113. **Mayet**, Lucien, La fiche médicale des enfants envoyés dans les colonies de vacances ... Paris: A. Poinat 1906. 8°. (Aus: XXXV. Congrès de l'Association franç. p. l'Avanc. d. Sciences.)

Nr. 92—113 Gesch. d. Verf.

(Abgeschlossen den 15. Dezember 1906.)

Berichtigung.

In meiner Arbeit „Die primitive Kunst der Mentawai-Insulaner" haben sich in die Transkription der malayischen Worte eine Reihe Fehler eingeschlichen, welche wie angegeben zu verbessern bitte.

S. 439	Zeile	9	von oben	نجڠ-نجڠ	lies:	رنجڠرنجڠ
S. 440	„	6	„ unten	راي بوڠ	„	بوڠ راي
S. 451	„	8	„ oben	بنتل كاڤڠ	„	كاتڠ بنتل
S. 451	„	9	„ „	ڤنتن هايم	„	هايم جنتن
S. 451	„	10	„ „	بس رومه	„	رومه بسر
S. 451	„	15	„ unten	كرلق	„	كولق
S. 451	„	11	„ „	ڠكڠ بورڠ	„	بورڠ اڠكڠ
S. 451	„	10	„ „	كيحع	„	كياجڠ
S. 451	„	9	„ „	هينتم موڤيت	„	موڤيت هينتم
S. 451	„	3	„ „	ثيسڠ	„	ڤيسڠ
S. 451	„	2	„ „	كلاڤتوهن	„	ڤوهن كلاڤ
S. 454	„	5	„ oben	حنتوهانم	„	هايم جنتن
S. 454	„	6	„ „	اعاسق بنودع	„	بورڠ اڠكڠ
S. 454	„	3	„ unten	منتل صمبت	„	موڤيت بنتل
S. 455	„	6	„ oben	وسر باغو	„	باغو بسر

Alfred Maass.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

* vor der Seitenzahl bezeichnet: Vortrag, Abhandlung, briefliche Mitteilung.
† vor der Seitenzahl bezeichnet: Literarisches, Besprechungen.

Seite

A.

Aberglaube der Fischer im Evheland 55
Abessinien. Photographien (Rosen) *800
—, Sammlung aus — 1022
Abessinier in Berlin (v. Luschan) (Neumann) *159
Abri von Le Moustier 640
Achelis, Th., A. Bastian: Die Lehre vom Denken. Berlin 1905 †416
Ackerbau der Indianer am Titicaca 82
— der Urwaldindianer 97
Ägypten, Blanckenhorn: Durch Salze erzeugte parallele Scheibenklüftungen an Feuersteinen *408
—, Hockergräber der Steinzeit 1027
Affe, rachitischer 752
Affendarstellungen als die niederer Menschenrasse in Boroboedoer 771
Afrika, Abessinier in Berlin (v. Luschan) (Neumann) *159
—, Angloer (G. Härtter) *40
—, G. Binetsch: Beantwortung mehrerer Fragen über das Eweer-Volk und seine Anschauungen *34
—, Die südafrikanischen Buschmänner vor 40 Jahren (G. Fritsch) *760
—, Chinesenfrage 891
—, Eweer (G. Binetsch) *34
—, Feuersteine mit durch Salze erzeugten parallelen Scheibenklüftungen in Ägypten (Blanckenhorn) *408
—, Der Fischfang im Evheland (G. Härtter) *51
—, Gustav Fritsch: Über Passarges Buschmänner der Kalahari *79
—, Leo Frobenius: Die ethnologischen Ergebnisse einer Reise im Kongogebiet *1030
—, Glassachen (P. Staudinger) *231
—, G. Härtter: Der Fischfang im Evheland *51
— —: Sitten und Gebräuche der Angloer, Ober-Guinea *40
—, Häuser von Médinine 106
—, Zur Kenntnis der Ureinwohner von Südafrika (L. Schultz) *998
—, Knochenfunde des Quartärmenschen aus Nordafrika (Boudy) (Schweinfurth) *733
Afrika, F. v. Luschan: Die Chinesenfrage in Südafrika *891
— —: Sechs Pygmäen vom Ituri *716
— —: Reise in Südafrika *863
—, S. Passarge: Die Buschmänner der Kalahari *411
—, Photographien aus Abessinien (Rosen) *800
— — von Köpfen (R. Neuhauss) *394
(H. Virchow) *395
—, Reiseergebnisse aus Südafrika (F. v. Luschan) *232
—, Heinrich Schäfer: Die angebliche ägyptische Figur aus Rhodesia *896
—, G. Schweinfurth: Steinzeitfunde in Südtunesien *805
—, Simbabwe 872
—, Paul Traeger: Die Troglodyten des Matmata-Gebirges in Südtunis *100
—, Völkerkundliche Forschungen (Leo Frobenius) *736
—, Vorträge über Anthropologie von — 1015
—, H. Werner: Anthropologische, ethnologische und ethnographische Beobachtungen über die Heikum- und Kungbuschleute *241, *904
Akka 78
Alkohol und Opium (Strauch) (Staudinger) *217
Altertümer, javanische 770
— des Mittelalters in Ungarn. Joseph Hampel. 3 Bände. Braunschweig 1905 (Hubert Schmidt) †424
— von Rhodesia 872
Altmark, Belege für eine unbekannte bronzezeitliche Schicht in der Altmark (P. Kupka) *380
—, Gräberfeld mit Hallstatt- und Latène-Funden bei Tangermünde 764
—, Kupka: Steingeräte aus der Gegend von Arneburg *804
—, Urnen- und Bronzefunde 749
Amerika, Paul Ehrenreich: Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Naturvölker (Ed. Seler) †419
—, Vorträge über Ethnologie von — 1016
—, Franklinfeier 220

Seite

Amerika, Funde in Paris (Walter Lehmann) †158
—, Die Indianerstämme des oberen Rio Negro und Yapurá (Th. Koch-Grünberg) *166
—, Ed. de Jonghe: Altmexikanischer Kalender *485
—, Th. Koch-Grünberg: Indianertypen aus dem Amazonasgebiet. Berlin 1906 (R. Neuhauss) †1033
—, Walter Lehmann: Die Historia de los Reynos de Colhuacan y de Mexico *752
—, Natur und Mythen in Mexico (Ed. Seler) *232
—, Erland Nordenskiöld: Ethnographische und archäologische Forschungen im Grenzgebiet zwischen Peru und Bolivia *80
—, Pilkomayo-Expedition des Hrn. Herrmann (v. Hansemann) *995
—, K. Th. Preuss: Reisebericht aus San Isidro *955
—, P. Radin: Zur Netztechnik der südamerikanischen Indianer *926
—, Reisen 220
—, Ed. Seler: Das Dorfbuch von Santiago Guevea †121
—, Wurfspeere vom Ucayali (O. Olshausen) *229
Amulette der Buschleute 255
— der Mentawai-Insulaner 442
Angeln bei den Evheern 59
Anglo-Eweer und ihre Anschauungen (G. Binetsch) *34
Angloer, Ober-Guinea, Sitten und Gebräuche der — (G. Härtter) *40
Ankermann, B., J. Irle: Die Herero. Ein Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde. Gütersloh 1906 †810
—, Sprache der Hottentotten 913
Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. G. v. Neumayer. Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte von F. v. Luschan (A. Lissauer) †233
Anthropologie der neolithischen Bevölkerungen 336
—, École d' — in Paris 980
—, Vorträge über allgemeine — 1016
Anthropos, Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. Herausgegeben von Pater W. Schmidt. Bd. I. Salzburg 1905 (P. Staudinger) †806
Archäolithen-Kultur in den Hipparionschichten von Aurillac (Cantal). Max Verworn (A. Lissauer) †237
Armbrustfibeln aus Ostpreussen 458
Arneburg bei Stendal, Neolithische Funde (P. Kupka) *164
Aruak-Indianer 177

Seite

Asien, Ausgrabungen in Turkestan 947
—, Baelz: Urgeschichte und Prähistorie Ostasiens, speziell Japans und Koreas *715
—, Blanckenhorn: Felsenhöhlen in Palästina †113
—, E. Brandenburg: Über Grotten in Phrygien *410
—, Buntaro und Frau Yaso Adachi: Die Fussknochen der Japaner. Die Handknochen der Japaner. Tokyo 1905 (P. Bartels) †421
—, Der Gebrauch des Opiums bei den Chinesen (O. Messing) *205
—, Geschlechtsleben, Geburt und Missgeburt in der asiatischen Mythologie (H. Bab) *166, *269
—, Y. Koganei: Über Schädel und Skelette der Koreaner *513
—, Alfred Maass: Die primitive Kunst der Mentawei-Insulaner *433
—, F. W. K. Müller: The Anthropological Society of Tokyo *711
— —: Ethnologische Mitteilungen aus Japan *947
—, G. Oppert: Über den Gebrauch des Schiesspulvers und der Feuerwaffen bei den alten Indiern *999
— —: Ein indischer Pilgerstab *161, *656
—, Otto Schlaginhaufen: Zur Morphologie der Palma und Planta der Vorderindier und Ceyloner *656
Astralmythen 545, 547, 553, 554
Augen der Hottentotten 998
— -Schiefstellung der Javaner 770
Aurillac, Feuerstein-Manufakte 620
Ausflug der Gesellschaft nach Stendal und Tangermünde (A. Lissauer) *764
Ausgrabungen in Turkestan 385, 947
Ausschuss (1), 954
Ausschuss-Wahl 156
Australien. Australian tribes — their Formation and Government (R. H. Mathews) *385, *939
—, Brief des Hrn. Klaatsch †157
—, Forschungsreisen in — (H. Klaatsch) *776
—, B. Hagen: Bemerkungen über die Fussspuren von Warrnambool *1004
Australier-Häuptlinge 942
Autosuggestion bei Tänzen der Buschleute 252

B.

Bab, Hans, Geschlechtsleben, Geburt und Missgeburt in der asiatischen Mythologie *269 *1666
Bächler, Emil, St. Gallen, Ausgrabungen in der Wildkirchlihöhle, Schweiz †159

Seite

Baelz, Urgeschichte und Prähistorie Ostasiens, speziell Japans und Koreas *715
Ballspiel bei den Evheern 69
Bartels, P., Buntaro und Frau Yaso Adachi, Die Fussknochen der Japaner. Die Handknochen der Japaner. Tokio 1905 †421
Bastian, A., Die Lehre vom Denken. Berlin 1905 (Th. Achelis) †416
Bastzeug der Urwaldindianer 98
Bauernhaus, Das altsächsische — auf der Insel Rügen (Willi Pessler) *967
Bauopfer bei den Quichua 85
Becken eines rachitischen Schimpansen 119
Beerdigungen bei den Eweern 36
Begrüssung heimgekehrter Reisender 763
Bemalung bei Indianern 170 ff.
Beobachtungen, Anthropologische, ethnologische und ethnographische — über die Heikum- und Kungbuschleute (H. Werner) *241
Berber-Typen 108
— **-Urbevölkerung** des Matmata 109
Bericht, Dritter — über die Tätigkeit der von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft gewählten Kommission für prähistorische Typenkarten (A. Lissauer) *817
Beschneidung der Eweer 38
Betäuben der Fische bei den Evheern 60
Benster, Berlin † 707, 1014
Bevölkerung, Neolithische — von Südwest-Deutschland 323
Bibliothek, Bestand 1017
—, Eingänge für die — 238, 427, 813, 1035
—, Verwaltung der 995
Bibliothekar 1018
Binetsch, G., Beantwortung mehrerer Fragen über das Ewe-Volk und seine Anschauungen *34
Blanckenhorn, Einwirkung von Salzen auf Gesteinsarten *408
—, Felsenhöhlen in Palästina *113
—, Zu den Steingeräten von Arneburg *805
Blitztiere und Blitzberge der alten Mexikaner 130
Blutschande und Inzucht 281
Bodensenkung in der Bretagne 987
Bolivien, Grabfunde 86
Born, L., Berlin † 994, 1014
Borstel bei Stendal, Bronzezeitliche Funde 380
Botenstäbe, Australische — 795
Brandenburg, Ergebnisse des Fragebogens über die Hausforschung in — (Rob. Mielke) *993
Brandenburg, E., Über Grotten in Phrygien *410
Brandenburg, E., Brief aus Smyrna 800
Brandgräber, Neolithische — in Frankreich 985
Brandreste auf der Fischerinsel 1012
Brettspiel in Afrika 880
Brief des Hrn. Brandenburg 800
— des Hrn. Klaatsch 708, 1001
— des Hrn. G. Schweinfurth *733, 1001
— des Hrn. Traeger 1001
Briefe 954
Bronzefunde aus der Altmark 749
— — aus Kurganen 386
— — aus Ostpreussen 466
— — in Peru-Bolivien 87 ff.
Bronze-Latène-Funde von Münsingen 998
Bronze- und Eisenfunde aus Ostpreussen 480
Bronzezeit-Funde in der Altmark (P. Kupka) *380
Brückenreste auf der Fischerinsel und bei Wustrow, Mecklenburg 1010
Buntaro und Frau Yaso Adachi, Die Fussknochen der Japaner. Die Handknochen der Japaner. Tokio 1905 (P. Bartels) †421
Burgwall an der Drewenz, Westpreussen 378
Buschleute, Anthropologische, ethnologische und ethnograpische Beobachtungen über die Heikum- und Kung- — (H. Werner) *241, *904
Buschmänner und Hottentotten in Südafrika 857
—, Die — der Kalahari (G. Fritsch) *414
— — von S. Passarge (G. Fritsch) †71
— — (S. Passarge) *411
—, Die südafrikanischen — vor 40 Jahren (G. Fritsch) *760
Buschmanns-Jagden in englischen Kolonien 74
Buschmann Skelette 864
Busse, Zu den Steingeräten von Arneburg 805

C.

Calbe a. Milde, Fundort der älteren Steinzeit bei — (P. Kupka) *744
Canidenzahn aus der Hipparionschicht des Puy de Boudieu, Aurillac 627
Canis rutilans auf Java 773
Cantalarchäolithen und Pseudoeolithen von Mantes 630
Carnac, Musée Miln, Steinzeitfunde 983
Castans Panoptikum, Abessinisches Dorf 159
Celebes, Reisen in —: Paul u. Fritz Sarasin. Wiesbaden 1905 (Alfred Maass) †417
Ceyloner, Palm und Planta der — 656
Congrès préhistorique de France 708
Conservierung des Fleisches bei den Evheern 51

Seite

Conwentz, Danzig, Grundsätze für die Wirksamkeit der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preussen *1002
Cora-Indianer, Zwei Gesänge der — (K. Th. Preuss) *955
China, Gebrauch des Opiums (O. Messing) *205
Chinesenfrage, Die — in Südafrika (v. Luschan) *891
Chloromelanitäxte aus der Bretagne 984
Chulpas, Grabkammern — in Peru und Bolivien 87
Churinga, Seelenhölzer aus Australien 792, 793

D.

Dadaiko, Das — (A. Fischer) *948
Dankschreiben der Herren Schweinfurth, Boule, Herman, Moore, Rutot und Verneau 367
— der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft 732
— des Hrn. Deniker, Paris 995
— des Hrn. v. Neumayer *732
— des Hrn. Stahl, Bayamon 707
— des Hrn. C. Toldt, Wien *995
Delegierte zu Kongressen 391
— der Gesellschaft 763
Delorme, Brüssel † 220
Dempwolff, Phonographische Aufnahmen von Tanzgesängen von Neu-Guinealeuten in Afrika *763
Deniker, J., Paris, Dankschreiben *995
Denkmäler, Staatlicher Schutz der — 983, *1002
Diagraphentechnik, Die — des menschlichen Schädels, Schlaginhaufen *805
Diskussion über Hrn. v. Luschans Vortrag 390, 904
Divinités génératrices, Des — chez les anciens et les modernes. J. A. Dulaure. Avec un chapitre complémentaire par A. van Gennep. Paris 1905 (G. Oppert) †809
Djokjakarta, Hoffest in — 769
Doktor-Java-Schule 766
Dolichocephalie der Buschleute 246
Dorfbuch, Das — von Santiago Guevea (Ed. Seler) †121
Drachenkampf, Der — in der Mythologie 537
Dräseke, Hamburg, Zwei Präparate von rachitischen Tieren *751
Dragendorff, H., Terrasigillatafunde aus Norddeutschland und Skandinavien *369
Dreikopf 297
Dresden, Versammlung des Vereins für sächsische Volkskunde 763
Dulaure, J. A., Des Divinités génératrices chez les anciens et les modernes avec un chapitre complémentaire par A. van Gennep. Paris 1905 (G. Oppert) †809

Seite

E.

Ehebruch in Australien 945
— im Matmata 111
Ehrenmitglied 220
— der Wiener Gesellschaft 393
Ehrenmitglieder (2), 367, 707, 1014
Ehrenreich, P., Götter und Heilbringer *536
—, Th. Koch-Grünberg, Anfänge der Kunst im Urwald. Indianerhandzeichnungen. Berlin 1905 †808
—, Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Urvölker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt. Berlin 1905 (Ed. Seler) †419
—, Sprache der Hottentotten 915
Ehrungen von Mitgliedern 733, 1002
Einbaumkähne der Evheer 53
Eingeborenenpolitik, Die — der britischen Regierung und die Zukunft der Farbigen in Südafrika (F. v. Luschan) *891, 893
Einhornhöhle im Harz, Grabungen in der — (H. Virchow) *1023
Eisen-Funde aus Ostpreussen 469
— **-Latènefunde** von Münsingen 998
Eiszeit, Der Mensch zur — in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit. L. Reinhardt. München 1906 (Hans Hahne) †1034
Empfängnis, unbefleckte 279
Eolithe 611
—, Die Entstehung der norddeutschen — (Fritz Wiegers) *395
—, G. Gr. Maccurdy: The eolithic problem, evidences of a rude industry antedating the paleolithic. Lancaster, Pa., U. S. A. 1905 (A. Lissauer †423
Eolithen-Diskussion in Monaco 393
Eolithenfrage 1016
Ephraim, Hugo, Über die Entwicklung der Webetechnik und ihre Verbreitung ausserhalb Europas. Leipzig 1905 (Max Schmidt) †811
Erbrecht in Anglo 43
Erdhaue, altägyptische, und von Cap-Verde-Inseln 889
Erziehung der Anglooer 43
Eskimo-Kulturens Oprindelse, om. H. P. Steensby. København 1905 (W. Lehmann) †422
Ethnographie der Javaner 769
—, Probleme im tropischen Osten (G Fritsch) *347
Ethnologie, vorgeschichtliche, Turkestans 389
Ethnologisches aus Japan (F. W. K. Müller) *947

Seite

Europa, L. Reinhardt: Der Mensch zur Eiszeit in — und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit. München 1906 (Hans Hahne) †1034
Evheland, Der Fischfang in — (G. Härtter) *51
Ewe-Volk und seine Anschauungen (G. Binetsch) *34
Eweer, Sitten und Gebräuche der — 34
Exencephalocele 291
Exkursion 1017
Eyzies, Les, Höhlen von — 638

F.

Fährten-Sandstein von Warrnambool 777
Fälschung einer im Zambesi gefundenen ägyptischen Figur 889, 898
Familienleben der Urwaldindianer 98
Farbensinn der Mentawai-Insulaner 434
Farbigen, Zukunft der — in Südafrika 893
Favreau, Neuhaldensleben, Die Hundisburger Kiesgrubenfunde *741
Fayencen, altgriechische 346
Felseinritzungen bei Port Hedland, Nordwestaustralien 789
Felsengemälde im Kimberley-Distrikt, Westaustralien 787
Felsenhöhlen in Palästina (Blanckenhorn) †113
Felsenwohnungen in Phrygien 410
Felsmalereien der Buschleute 908
Felszeichnungen in Australien 787
— am Parana 1002
Feuererzeugung bei den Buschleuten 258
— auf Formosa 713
Feuergötter 542, 547
Feuersteine, paläolithische, von Calbe a. Milde 744
— aus Kreideschlämmereien 628
— mit durch Salze erzeugter Scheibenklüftung 409
Feuerstein-Manufakte aus Frankreich und Portugal 611
— von Ota bei Lissabon 634
Feuersteinmythen 547, 573
Fibeln aus Ostpreussen 458
Fibrolith-Äxte aus der Bretagne 983
Figur, Die angebliche ägyptische — aus Rhodesia (v. Luschan) *889
(Heinrich Schäfer) *896
Finnland, Volkstrachten. Th. Schwindt. Helsingfors 1905 (Julie Schlemm) †809
Fischer, A., Zur grossen japanischen Trommel: Das Dadaiko *948
—, Mitteilungen über den Verkehr von Schiffen, die im 16. und 17. Jahrh. nach fremden Ländern zogen, und über Hengaku mit Darstellungen solcher Schiffe *951
Fischerinsel bei Neubrandenburg, Rethra-Forschung 1006
Fischerzauber bei den Evheern 55
Fischfang, Der — im Evheland (G. Härtter) *51
— mit dem Speer im Evhelande 53
Fischkörbe der Evheer 60
Fischnetze aus Südamerika 927
Fischpreise im Ewe-Land 61
Flutsagen 555, 607
Förstemann, E. W., Charlottenburg † 994, 1015
Formosa, Feuererzeugung 713
Forschungen, ethnologische und archäologische, auf dem Grenzgebiet zwischen Peru und Bolivia (Erland Nordenskiöld) *80
Forschungsreisen 1017
— in Australien (H. Klaatsch) *776
Franklin-Feier in Philadelphia 220
Frankreich, Congrès préhistorique 708
—, Tierfiguren in Höhlen 393
—, Max Verworn: Archäolithische und paläolithische Reisestudien in — und Portugal *611
—, H. Virchow: Der französische prähistorische Kongress in Vannes *981
Fritsch, Gustav, Die Buschmänner der Kalahari *71, *414
—, Die südafrikanischen Buschmänner vor 40 Jahren *760
—, Darstellungen der menschlichen Gestalt durch Hrn. Rausch *980
—, Felszeichnungen der Buschleute 915
—, Bemalte Ostereier in Deutschland 751
—, Ethnographische Probleme im tropischen Osten *347
—, Skoliose bei einem Buschweib 912
—, Über die Ruinen von Simbabwe 921
—, Steatopygie der Buschweiber 905
Frobenius, Leo, Bericht über völkerkundliche Forschungen in Afrika *736
—, Die ethnologischen Ergebnisse einer Reise im Kongo-Gebiet *1030
Fundgruppe, zusammengehörige, aus Knossus auf Kreta (Kiessling) *346
Fundstellen, urgeschichtliche, an der Drewenz (August Schmidt) *377
Fussbodenbefestigung auf der Fischerinsel bei Neubrandenburg (Rethra) 1010
Fussspuren von Warrnambool 777
— —, Bemerkungen über die — (B. Hagen) *1004

G.

Gäste 221, 395, 709, 750, 763, 980, 1030
Gebiss eines rachitischen Schimpansen 116
Geburt und Missgeburt in der asiatischen Mythologie (Hans Bab) *269

Seite
Geburt, Stellung der Frau bei der — 285
Geburtsgebräuche bei den Angloern 40
Geburtstag, 70. — des Hrn. Berendt 156
—, 80. — des Hrn. Grempler 156
—, 80. — des Hrn. v. Neumayer 733
—, 70. — des Hrn. Oppert 954
—, 70. — des Hrn. Ranke 954
—, 70. — des Hrn. Waldeyer 954
Gedächtnisfeier für Rudolf Virchow 733
Gefässe aus Ostpreussen 474
Geheimbünde der Australier 946
Gehirne und Leichenteile aus Australien 764
— — aus Java 765
Geierfiguren von Simbabwe 883
Geist, Der Begriff — 538
Geisterglaube der Eweer 36
Generalregister zu Band XXI—XXXIV 995, 1015
Genyornis 785
St. Germain, Museum — Steinzeitfunde 983
Gesänge der Buschleute 251
—, Zwei — der Cora-Indianer (K. Th. Preuss) *955
Geschlechtsakt in der asiatischen Mythologie 278
Geschlechtsleben, Geburt und Missgeburt in der asiatischen Mythologie (H. Bab) *166, *269
Gesteinsarten, Einwirkung von Salzen auf — (Blanckenhorn) *408
Giebeler, Zu: Troglodyten des Matmata 113
Giftpfeile der Buschleute 259
Glas-Armringe, Latène — von Münsingen 998
Glassachen von Hebron und Nupe (P. Standinger) *231
Glazial-Lagerstätten 397
Glockenbecherbevölkerung 334
Götter und Heilbringer (P. Ehrenreich) *536
Götz, Neustrelitz † 1001
Götzen der Eweer 37
— der Rethra-Wenden 1013
Goldfunde, Französische 982
Goldschmidt, Heinr., Berlin † 220, 1014
Goldwäscherei in Peru 83
Gott in der Anschauung der Eweer 34
— und Heilbringer 539
—, der — des Menschen 610
Gottesgedankens, Entstehung des — 537
Gottesurteil bei Australiern 945
— bei den Eweern 40
Gottheiten ohne Heilbringerstufe 541
Grabbeigaben in Peru-Bolivien 89
— der Quichua 85
Grabfunde in Peru und Bolivien 86
Grabgrotten in Peru und Bolivien 87
Grabhäuser in Peru-Bolivien 87
Grabhügel bei Brzozic, Kr. Löbau 380
— mit Schnurkeramik 312
Gräberfeld mit Hallstatt- und Latènefunden 764
— von Mingfen, Ostpreussen 456
Griechenland, Bauern-Photographien (O. Olshausen) *229
Grönland, Arktische Station 393
Gross, V., Neuveville, Latène-Gräberfeld von Münsingen, Schweiz *996
Grosse, Erden und Töpferwerkzeuge aus der Gegend von Sonnewalde *802
Grotten, Über — in Phrygien (E. Brandenburg) *410
Gummigewinnung beim Titicaca 83

H.

Haarbildung der Hottentotten 998
— bei menschlichen Rassen 78
Haarproben und Aberglaube auf Java 767
Haartracht der Pygmäen vom Ituri 725
Haarwuchs der Buschleute 245
Haarzöpfe bei Indianern 185
Hacken, Altägyptische 889, 898
Härtter, G., Der Fischfang im Evheland *51
—, Sitten und Gebräuche der Angloer, Ober-Guinea *40
Häuptlinge, Altmexikanische — 142
— der Australier 942
Hagel in Westafrika 39
Hagen, B., Bemerkungen über die Fussspuren von Warrnambool *1004
Hahn, Eduard, Entstehung und Bau der ältesten Seeschiffe *760
—, Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Kulturgeschichte: Werden und Vergehen im Völkerleben. 1906 †1033
Hahne, Hans, Zur Eolithenfrage *403
—, L. Reinhardt: Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit. München 1906 †1034
—, Zu den Steingeräten von Arneburg 805
Hallstattaxt 825
Halsring aus Ostpreussen 464
Hamitisches in Afrika 912
Hampel, Joseph, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. 3 Bände. Braunschweig 1905 (Hubert Schmidt) †424
Hannover, Interglazial-Lagerstätten 397
Hansemann, D. v., Über den Verlauf der Pilkomayoexpedition des Hrn. Herrmann *995
Harpunieren der Fische bei den Evheern 60
Harz-Höhlen, Interglazial-Funde 397

Seite

Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft 708
Hausforschung in Brandenburg, Ergebnisse des Fragebogens über die — (Rob. Mielke) *993
—, Fragebogen zur — (H. Virchow) *1026
Hausrat der Buschleute 257
Haustiere der Urwaldindianer Boliviens 98
Hautfarbe der Buschleute 242
— der Pygmäen vom Ituri 725
Hautschlaffheit der Buschleute, Grund der — 242
Heilbringer, Götter und — (P. Ehrenreich) *536
Heilbringersagen aus Amerika und Polynesien 567
—, Wesen und Ursprung der — 675
Heiligenfelde, Altmark, Urnenfunde (Kupka) *749
Heiraten der Australier 942
Heirats-Gebräuche des Matmata 111
Herero, Die —. Ein Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde. Gütersloh 1906 (B. Ankermann) †810
Hermaphroditismus 277
Herrmann, Wilhelm, Pilkomayoexpedition (v. Hansemann) *995
Hexenkunst bei den Eweern 40
Himmelsgötter 580
Himmelsgott 587
Himmelspersonifikation 580
Hinkelsteintypus 325
Hochzeitsgebräuche der Angloer 44
Hockerbestattungen in Peru-Bolivien 89
Hockergräber in Ägypten 1027
Höhlen, Ausgrabungen in — auf Java 772
— von Les Eyzies 638, 647
—, Paläolithische — in Nordafrika 735
— mit Felszeichnungen am Parana 1002
Höhlenbewohner in Südtunis 100
Höhlenfunde in den Balzi Rossi 392
Höhlenwohnungen, Dreistöckige — des Matmata 104
— auf Celebes 993
v. **Hölder**, Stuttgart † 367, 1014, 1015
Hörnerfundament des Rethra-Tempels 1011
Hoffest in Djokjakarta 769
Holz-Substruktionen auf der Fischerinsel 1010
Holzgefäss von Simbabwe 883
Hottentotten und Buschmänner in Südafrika 867
—, Somatische Charaktere 998
Hund, Rachitischer — 751
Hunde, Neolithische — in Frankreich 983
Hundisburg, Interglaciale Funde 397
Hundisburg, Kiesgrubenfunde (Favreau) *741
Huth, Georg, Berlin † 762, 1015

Seite

I.

„**Idole**“, Die Prillwitzer — 1014
Indianerstämme, Die — am oberen Rio Negro und Yapurá und ihre sprachliche Zugehörigkeit (Th. Koch-Grünberg) *166
Indianerstudien in Zentralbrasilien, Max Schmidt: (K. v. d. Steinen) †233
Indianertypen aus dem Amazonasgebiet. Nach eigenen Aufnahmen während seiner Reise in Brasilien. Th. Koch-Grünberg: Berlin 1906 (R. Neuhauss) †1033
Indien, Gebrauch des Schiesspulvers und der Feuerwaffen bei den alten Indiern *999
Indier, Palma und Planta der — 656
Inschriften in Mashonaland 877
— aus Südafrika 878
Insekten als Nahrung der Buschleute 253
Institut, Pathologisches —, Einweihung 733
Interglacial-Lagerstätten 397
Irle, Die Herero. Ein Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde. Gütersloh 1906 (B. Ankermann) †810
Ituri, Sechs Pygmäen vom — (F. v. Luschan) *716

J.

Jadeit-Äxte aus der Bretagne 984
Jadeit-Ringe aus der Bretagne 985
Jagd bei den Eweern 51
— und Fischfang in Peru-Bolivien 98
Jahresrechnung der Rudolf Virchow-Stiftung 1028
Jahreszeiten usw. der Indier 163
Jahwe, Entstehung des — 544
Japan, Darstellungen von Pygmäen und Kranichen (F. W. K. Müller) *750
—, Ethnologische Mitteilungen aus — (F. W. K. Müller) *947
—, Münsterberg, Japanische Kunstgeschichte (Nachod) †235
—, Alter Schiffsverkehr 951
—, Urgeschichte 715
Japaner, Buntaro und Frau Yaso Adachi. Die Fussknochen der —. Die Handknochen der —. Tokio 1905 (P. Bartels) †421
—, Japanischer Student der Universität Leyden 1669 (Nachod) *709
Java, Doktor-Schule 766
—, Reisebericht des Hrn. H. Klaatsch aus Soerabaya *764
de **Jonghe**, Ed., Über den altmexikanischen Kalender *385, *485
Jubiläum der Wiener Geographischen Gesellschaft 1002

Seite

K.

Kalahari, Die Buschmänner der — (G. Fritsch) *414
— — von S. Passarge: (G. Fritsch) *71
— — S. Passarge *411
Kalenderstab, Indischer — 161
Kapazität von Koreanerschädeln 517
Kartenspiel bei den Evheern 69
Kattea, Die — in Südafrika 866
Keramik der Kurgane Turkestans 386
Kiesgrubenfunde, Die Hundisburger — (Favreau) *741
Kiessling, Darstellungen einer zusammengehörigen Fundgruppe von Knossus auf Kreta *346
Kinder der Urwaldindianer 98
Kinderkunst 654
Kinnlosigkeit 291
Klaatsch, H., Brief aus Nordwestaustralien *157
—, Weltevreden, Batavia. Brief *708
—, Reisebericht aus Soerabaya *764
—, Neu-Guinea. Reisebrief *1001
Kleidung der Buschleute 255
Knochen der Latènezeit, Verletzte und deformierte — von Münsingen 998
Knossus, Kreta, Zusammengehörige Fundgruppe (Kiessling) *346
Koch-Grünberg, Th., Anfänge der Kunst im Urwald. Indianerhandzeichnungen, auf seinen Reisen in Brasilien gesammelt. Berlin 1905 (P. Ehrenreich) †808
—, Die Indianerstämme am oberen Rio Negro und Yapura und ihre sprachliche Zugehörigkeit *166
—, Indianertypen aus dem Amazonasgebiet. Nach eigenen Aufnahmen während seiner Reise in Brasilien. Berlin 1906 (R. Neuhauss) †1033
Kochtöpfe aus Bambus (Urwaldindianer) 98
Köcher der Pygmäen vom Ituri 727
Köln, Eröffnung des Rautenstrauch-Joest-Museums 995
Könige, Altmexikanische — 144, 148
Königsgeisseln, Altägyptische 898
Körbe der Indianer 99
— des Matmata 105
Körperbemalung bei Javanern 769
— der Mentawai-Insulaner 434
— in Nordwest-Australien 791
— der Urwaldindianer 99
Körperformen, Canon der — 980
Körpergrösse von Buschleuten 242
Körpermasse der Pygmäen vom Ituri 723
— eines rachitischen Schimpansen 118
Koganei, Y., Über Schädel und Skelette der Koreaner *513

Seite

Kollmann, J., Sergi, Sergio. Le variazioni dei solchi cerebrali e la loro origine segmentale nell' Hylobates †236
Kolonial-Ausstellung zu Marseille 736
Kolonialbeamte und Völkerkunde 893
Kongogebiet, Die ethnologischen Ergebnisse einer Reise im — (Leo Frobenius) *1030
Kongress, Monaco 220
—, Der französische prähistorische — in Vannes (H. Virchow) *981
Kongresse, Delegierte 391
Kopfaufsätze für Korrobori in Nordwest-Australien 791
Korea, Urgeschichte 715
Koreaner, Über Schädel und Skelette der — (Y. Koganei) *513
Korrobori in Nordwest-Australien 791
Krakau, Bemalte Ostereier (Waldeyer) *750
Krankheiten bei den Angloern 48
— bei den Eweern 37
— der Urwaldindianer 99
Krankheits-Masken 308
Kreiselspiel bei den Evheern 69
Kulturgeschichte, Vortrag aus der allgemeinen — 1016
— Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum elften Jahrhundert n. Chr., Oscar Montelius: Leipzig 1906 (A. Lissauer) †1031
Kulturkreis, Der schnurkeramische — und seine Stellung zu den anderen neolithischen Kulturformen in Südwest-Deutschland (A. Schliz-Heilbronn) *312
Kunst, Anfänge der — im Urwald. Indianerzeichnungen, Th. Koch-Grünberg: Berlin 1905 (P. Ehrenreich) †808
—, Die primitive — der Mentawai-Insulaner (Alfred Maass) *229, *433
Kupferzeit in Turkestan 386
Kupka, P., Belege für eine unbekannte bronzezeitliche Schicht in der Altmark *380
—, Über einen Fundort der älteren Steinzeit bei Calbe a. Milde *744
—, Neolithische Funde von Arneburg *164
—, Ein wendischer Grabfund von Wahrburg *165
—, Steingeräte aus der Gegend von Arneburg *804
—, Ein inkustriertes Tènegefäss von Ünglingen, Altmark *227
Kurgane in Turkestan 385

L.

Lappenäxte, Hallstattaxt 825
—, Legende 826
—, Queraxt 824

Seite

Lappenäxte, Typenkarte der — 818
—, Zwischenformen 822
Latène-Gräberfeld von Münsingen, Schweiz (V. Gross) *996
Lehmann, W., Bericht über Americana in Paris *157
—, Die Historia de los Reynos de Colhuacan y de Mexico *752
—, H. P. Steensty: Om Eskimo-Kulturens Oprindelse. Kobenhavn 1905 †422
Lehrstuhl für Anthropologie in Buenos Ayres 156
Leichenbrand der neolithischen Zeit 321
Leichenteile aus Australien und Java 764, 765
Leiden, Drei grossartige Museumspublikationen (v. Luschan) *1000
Lichthöfe der Höhlenwohnungen des Matmata 105
Lion, Berlin † 732, 1015
Lissauer, A., Ausflug nach Stendal und Tangermünde *763
—, G. Gr. Maccurdy: The eolithic problem, evidences of a rude industry antedating the paleolithic. Lancaster Pa., U. S. A. 1905 †423
—, Mertins, Oskar: Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Breslau 1906 †1032
—, Oscar Montelius: Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum elften Jahrhundert n. Chr. Leipzig 1906 †1031
—, Rudolf Much: Deutsche Stammeskunde. Leipzig. Sammlung Göschen 126 †424
—, Das naturhistorische Museum in St. Gallen. Moustier-Funde *966
—, Nachruf für Geheim. Regierungs-Rat Dr. A. Voss *761
—, Nekrologe *761, *994, *1001
—, G. v. Neumayer: Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. 3. Auflage. Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte von F. v. Luschan †233
—, Terrasigillata-Gefässe *377
—, Typenkarte der Lappenäxte *818
—, Über den Verlauf des Internationalen Anthropologischen Kongresses in Monaco *391
—, Verwaltungsbericht für 1906 *1014
—, Max Verworn: Die archäolithische Kultur in den Hipparionschichten von Aurillac (Cantal) *237
—, Zum Vortrag des Hrn. v. Luschan *904, *916
—, Bemalte Ostereier 751

Seite

Löbau, Grabhügel mit Hallstattfunden 380
Lössbildung in Mitteleuropa 334
Lückstedt, Altmark. Urnenfunde (Kupka) *749
v. Luschan, F., Abessinier in Berlin *159
—, Aushängebogen von drei grossartigen Museumspublikationen *1000
—, Bericht über eine Reise in Südafrika *863
—, Die Chinesenfrage in Südafrika *891
—, Anthropologische Ergebnisse einer Reise in Südafrika *232
—, Felszeichnungen der Buschleute 916
—, Hamitisches in Afrika 912
—, Zur Megalithenfrage *993
—, Sechs Pygmäen vom Ituri *716
—, Über die Ruinen von Simbabwe *923
—, Über ein rachitisches Schimpansenskelett 115
—, Zu: Troglodyten des Matmata 113

M.

Maass, Alfr., Die primitive Kunst der Mentawai-Insulaner *229, *433
—, Paul und Fritz Sarasin: Reisen in Celebes. Wiesbaden 1905 †417
Maccurdy, G. Gr., The eolithic problem, evidences of a rude industry antedating the paleolithic. Lancaster, Pa., U. S. A. 1905 (A. Lissauer) †423
Mäander, Entstehung des — 21
Magnus, Zu: Troglodyten des Matmata 112
v. Majewski, Erasmus. Warschau. Neuentdeckte polnische schnurkeramische Gruppe mit Schnurwellenverzierung *221
Malaria-Erkrankung des Hrn. H. Klaatsch 776, 798
Mannbarkeits-Ceremonien der Australier 944
Marseille, Kolonial-Ausstellung 736
Mathews, R. H., Australian tribes — their Formation and Government *385, *939
Matmata, Die Troglodyten des — (Paul Traeger) *100
Médinine, Afrika (Häuser) 106
Megalith-Denkmäler bei Vannes 982
Megalithen-Frage, Zur — (F. v. Luschan) *993
Meinhof, Pygmäensprachen *730
Metlaui, Gust. Fritsch: Nordafrika. Knochenreste des Quartärmenschen. Boudy (Schweinfurth) *733
Mensch, Gust. Fritsch: Darstellungen der menschlichen Gestalt durch Hrn. Rausch *980
Menschendarstellungen der Mentawai-Insulaner 452
Menschengeschlecht, Entstehung des — 276
Menschenreste im Sande bei Warrnambool, Australien *784

Seite

Menstruatio praecox 277
Mentawai-Insulaner, Die primitive Kunst der — (Alfred Maass) *433
Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Herausgegeben vom Verein für das Museum schlesischer Altertümer. Breslau 1906 (A. Lissauer) †1032
Messing, O., Der Gebrauch des Opiums bei den Chinesen *205
Mexiko, Historia de los Reynos de Colhuacan y de Mexico (Walter Lehmann) *752
—, Altmexikanische Kalender (Ed. de Jonghe) *485
—, Natur und Mythen (Ed. Seler) *232
Micaoperation: H. Klaatsch, Lissauer, v. Luschan, Freiherr v. Oppenheim *800
Mielke, R., Bemalte Eier in Tunis 751
—, Ergebnisse des Fragebogens über die Hausforschung in Brandenburg *993
—, Zu: Troglodyten des Matmata 113
Milchner, M., Berlin † 1001, 1015
Mingfen, Ostpreussen, Gräberfeld 456
Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Grundsätze für die Wirksamkeit der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preussen *1002
Ministerial-Zuschuss 369
Missgeburt in der asiatischen Mythologie 269
Mitglieder (2)
—, immerwährende 1014
—, korrespondierende (2), 220, 368, 707, 954 1001, 1014
—, neue 156, 220, 367, 391, 707, 732, 763 954, 994
—, ordentliche (5), 1014
Mittelalters, Altertümer des — in Ungarn. Joseph Hampel. Braunschweig 1905. 3 Bände (Hubert Schmidt) †424
Mittler zwischen Gott und Menschen 592
Monaco, internationaler Kongress 220
—, A. Lissauer: Über den Verlauf des Internationalen anthropologischen Kongresses *391
Monatsfeste, altmexikanische 495
Mondmythen 557
Monsheim, Hessen, Steinzeitliche Wohnplätze 1028
Monstra in der asiatischen Mythologie 272
Montelius, Oscar, Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum elften Jahrhundert n. Chr. Leipzig 1906 (A. Lissauer) †1031
Morbihan, Megalith-Denkmäler 986
Mord, Sühne für — im Matmata 111

Seite

Morphologie der Palma und Planta der Vorderindier und Ceyloner (Schlaginhaufen) *395
Moustier, Le, Abri von — 640
Moustierfunde im Museum zu St. Gallen (A. Lissauer) *966
— von der Wildkirchlihöhle, Schweiz 966
Much, Rudolf, Deutsche Stammeskunde. Leipzig, Sammlung Göschen 126 (A. Lissauer) †424
Münsingen, Schweiz, Latène-Gräberfeld (V. Gross) *996
Münsterberg, O., Japanische Kunstgeschichte (Nachod) †235
Müller, C., Berlin † 994, 1015
—, F. W. K., Journal of the Anthropological Society of Tokyo *711
—, Pygmäen und Kraniche in japanischen Darstellungen *750
Muschelhaufen bei Warrnambool, Australien 784
Musée Miln in Carnac 983
Museum in St. Germain, Steinzeitfunde 983
—, Rautenstrauch-Joest-, in Köln. Eröffnung 995
— der Société polymathique in Vannes 983
— in Teplitz, Eröffnung 708
Museumspublikationen, Drei grossartige — (v. Luschan) *1000
Mythen, Die — und Legenden der südamerikanischen Naturvölker. Paul Ehrenreich. Berlin 1905 (Ed. Seler) †419
—, Natur und — in Mexiko (Ed. Seler) *232
— und Sagen in Afrika 739
Mythologie, Geschlechtsleben, Geburt und Missgeburt in der asiatischen — (Hans Bab) *269

N.

Nachod, O. Münsterberg: Japanische Kunstgeschichte †235
—, Über einen japanischen Studenten der Universität Leyden im Jahre 1669 *709
Nahrung der Buschleute 253
Nasenpflöcke bei Indianern 187
Nasenschmuck der Urwaldindianer 99
Natur und Mythen in Mexiko (Ed. Seler) *232
Naturdenkmalpflege in Preussen, Grundsätze für die Wirksamkeit der staatlichen Stelle für — (Conwentz) *1002
Naturforscher-Versammlung, Deutsche — in Stuttgart 708
Naturmythen 540
Negerköpfe, Photographien 394
Nekrologe (A. Lissauer) *761, *994, *1001
Netze, Knotentechnik 927
—, Schlingtechnik 929

Seite

Netzhauben in Südamerika 929
Netztaschen in Südamerika 928
Netztechnik, Zur — der südamerikanischen Indianer (Paul Radin) *926
Neubrandenburg, Rethra-Forschung 1006
Neu-Guinea, Phonographische Aufnahmen von Tanzgesängen von Neu-Guinea-leuten (Dempwolff) *763
Neuhauss, R., Theodor Koch-Grünberg: Indianertypen aus dem Amazonasgebiet Berlin 1906 †1033
—, Photographien von Afrikaner-Köpfen *394
Neumann, Oscar, Ethnologische Stellung der „Abessinier" in Berlin *160
Niederlausitz, Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft 708
Nordenskiöld, Erland, Ethnographische und archäologische Forschungen im Grenzgebiet zwischen Peru und Bolivia *80
Normen von Koreaner-Schädeln 525

O.

Obst, Leipzig † 707, 1014, 1015
Oesten, G., Bericht über den Fortgang der Rethra-Forschung *1006
Ohrspeicheldrüse der Buschmännner 905
Olshausen, O., Zwei Photographien von griechischen Bauern *229
—, Zu den Steingeräten von Arneburg 805
—, Wurfspeere von einem der Indianerstämme am Ucayali, Südamerika *229
Opfer bei den Eweern 36
— der Quichua 85
Opium und Alkohol (Strauch) *217
— — (Staudinger) *218
—, Der Gebrauch des — bei den Chinesen (O. Messing) *205
Oppenheim, Freiherr v., Micaoperation *800
Oppert, G., J. A. Dulaure: Des divinités génératrices chez les anciens et les modernes avec un chapitre complémentaire par A. van Gennep. Paris 1905 †809
—, Felsenhöhlen des Matmata 113
—, Ein indischer Pilgerstab *161
—, Über den Gebrauch des Schiesspulvers und der Feuerwaffen bei den alten Indiern *999
—, Über die Ruinen von Simbabwe 921
—, Über die Sprachen der Hottentotten und Kaffern 913
—, Zu: Troglodyten des Matmata 113
Organ der Gesellschaft (1)
Orientgesellschaft, deutsche 1027
Ornamente der Mentawia-Insulaner 446
Ostereier, Bemalte — aus Krakau (Waldeyer) *750

Seite

Ostpreussen, Ostpreussische Beiträge (Hubert Schmidt) *229, *456
Ota bei Lissabon, Feuersteinmanufakte 634

P.

Packwerk und Pfahlbauten bei Prillwitz 1010
Paläolithikum in Frankreich 982
Paläolithisches von Calbe a. Milde 744
— aus Nordafrika 733
Palästina, Felsenhöhlen. Blanckenhorn 113
Palma und Planta der Vorderindier und Ceyloner. Zur Morphologie der — (Otto Schlaginhaufen) *656
Paris, Ecole d' Anthropologie 980
Passarge, S., Die Buschmänner des Kalahari (G. Fritsch) †71
—, Die Buschmänner der Kalahari *411
Personalien s. Ehrungen, Mitglieder, Nekrologe.
Peru und Bolivia, Ethnographische und archäologische Forschungen auf dem Grenzgebiet zwischen — (Erland Nordenskiöld) *80
Pessler, Willi, Das altsächsische Bauernhaus der Insel Rügen *967
Pfahlbauten und Glockenbecherbevölkerung 334
Pfeile und Bogen der Buschleute 258
Philadelphia, Franklin-Feier 220
Photographien aus Abessinien (Rosen) *800
Photographien-Sammlung 1018
Piette, Louis Eduard, Rumigny † 762, 1015
Pilgerstab, Ein indischer — (G. Oppert) *161
Pilkomayo-Expedition des Hrn. Herrmann. Über den Verlauf der — (v. Hansemann) *995
Pilkomayo, Schiffbarkeit und Stromschnellen des — 996
Pithecanthropus-Fundstelle 764, 774
Plath, Bericht über die Ausgrabungen der Hünenburg *385
Polen, Neuentdeckte schnurkeramische Gruppe mit Schnurwellenverzierung (v. Majewski) *221
Polyglossie 301
Portugal, Archäolithische und paläolithische Reisestudien in Frankreich und — (Max Verworn) *611
Posen, Interglazial-Lagerstätte 397
Preuss, K. Th., Reisebericht aus San Isidro *955
Preussen, Grundsätze für die Wirksamkeit der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege (Conwentz) *1002
Prillwitz, „Idole" 1014
Prognathie der Buschmänner 76
Prophezeiungen bei den Eweern 39

Seite

Prozesky, Felszeichnungen der Buschleute *908, *923
Pseudoeolithen von Mantes 628
Pumpelly, Die Expedition — in Turkestan im Jahre 1904 und ihre archäologischen Ergebnisse (Hubert Schmidt) *385
Pygopagen 300
Pygmäen und Kraniche in japanischen Darstellungen (F. W. K. Müller) *750
Pygmäensprachen, Meinhof *730

Q.

Quartärmensch, Knochenreste des — aus Nordafrika 733
Queraxt 818

R.

Rachitis eines Schimpansen 115
— bei Tieren. Zwei Präparate (Dräseke) *751
Radin, Paul, Netztechnik der südamerikanischen Indianer *385, *926
Räuchergefäss (?) von Arneburg 384
Räuchern der Fische bei den Evheern 52
Rasse, weisse 361
Rassenreinheit der Buschleute 249
Rassenstellung der Buschleute 259
Rathgen, Zerfall und Erhaltung von Altertumsfunden aus Stein und Ton *408
Rausch, Darstellungen der menschlichen Gestalt *980
Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln, Eröffnung 995
Regenzauber bei den Eweern 39
Reinhardt, L., Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit. München 1906 (Hans Hahne) †1034
Reisebericht aus Amerika (K. Th. Preuss) *955
— des Hrn. Klaatsch aus Soerabaya *764
Reiseergebnisse aus Südafrika (F. v. Luschan) *232
Reiseroute des Hrn. H. Klaatsch 797
Reisestudien, Archäolithische und paläolithische — in Frankreich und Portugal (Max Verworn) *611
Reise des Hern. Maass nach Sumatra 995
— in Südafrika (F. v. Luschan) *863
Reisen 763
— in Südamerika (Herrmann) 220, 995
— der Herren Ehrenreich und Seler 1001
— des Hrn Klaatsch 1001
— — Schweinfurth 1001
— — Traeger 1001
Rethra-Forschung, Bericht über den Fortgang der — (G. Oesten) *1006

Reynos de Colhuacan y de Mexico. Historia de los — (Walter Lehmann) *752
Rhodesia, Altertümer 872
—, Die angebliche ägyptische Figur aus — (Heinrich Schäfer) *896
Riesen- und Zwergwuchs 288
Römerzeit-Funde aus Ostpreussen 457, 479
Rosen, Marokko, Photographieu aus Abessynien *800
Rotmalung der Urwaldindiauer 99
Rügen, Das altsächsische Bauernhaus auf — (Willi Pessler) *967
Ruinen in Rhodesia 873

S.

Sachsen, Provinz, Neolithische Funde von Arneburg (P. Kupka) *164
—, Ein wendischer Grabfund (P. Kupka) *165
—, Inkrustiertes Tènegefäss von Üngingen (P. Kupka) *227
Sachverständigen-Kommission bei den Königlichen Museen 708
Särge der Latènezeit in der Schweiz 997
Salze, Einwirkung auf Gesteinsarten (Blanckenhorn) *408
Sammlungen der Gesellschaft 1018
Sarasin, Paul und Fritz, Reisen in Celebes. Wiesbaden 1905 (Alfred Maass) †417
Schädel und Skelette, Über — der Koreaner (Y. Koganei) *513
— und Skelettreste, steinzeitliche, aus Ägypten 1027
— und Skelettsammlung 1018
— der letzten Tasmanierin 785
Schädel-Amulette, neolithische, aus Frankreich 992
Schädelmaasse der Koreaner 513
Schädelmessungs-Kommission 392
Schädelpressung in Peru-Bolivia 91
Schädelverbildungen eines rachitischen Schimpansen 115
Schädels, Die Diagraphentechnik des menschlichen — (Schlaginhaufen) *805
Schäfer, Heinrich, Die angebliche ägyptische Figur aus Rhodesia *896
Schattenpuppenspiele auf Java 769
Schernikau b. Stendal, Bronzezeitliche Funde 381
Schiesspulvers, Gebrauch des — und der Feuerwaffen bei den alten Indiern (G. Oppert) *909
Schiffen, Mitteilungen über den Verkehr von —, welche im 16. und 17. Jahrhundert nach fremden Ländern zogen, und über Hengaku mit Darstellungen solcher Schiffe (A. Fischer) *951

Seite

Schimpansenskelett, Über ein rachitisches — (F. v. Luschan) *115
Schlaginhaufen, Otto, Die Diagraphentechnik des menschlichen Schädels *805
—, Zur Morphologie der Palma und Planta der Vorderindier und Ceyloner *395 *656
Schlangendienst in Westafrika 38
Schlemm, Julie, Theodor Schwindt: Finnische Volkstrachten. Helsingfors 1905 †809
Schlesiens, Wegweiser durch die Urgeschichte —. Herausgegeben vom Verein für das Museum schlesischer Altertümer. Oskar Mertins. Leipzig 1906 (A. Lissauer) †1032
Schliz, A., Heilbronn, Der schnurkeramische Kulturkreis und seine Stellung zu den andern neolithischen Kulturformen in Südwestdeutschland *312, *369
Schmidt, August, Urgeschichtliche Fundstellen an der Drewenz *377
—, Emil, Jena † 994, 1014, 1015
—, Hubert, Joseph Hampel: Altertümer des Mittelalters in Ungarn. 3 Bände. Braunschweig 1905 †424
—, Ostpreussische Beiträge *229, *456
—, Die Expedition Pumpelly in Turkestan im Jahre 1904 und ihre archäologischen Ergebnisse *385
—, Max, Hugo Ephraim: Über die Entwicklung der Webetechnik und ihre Verbreitung ausserhalb Europas. Leipzig 1905 †811
—, Indianerstudien in Zentralbrasilien. Mit 281 Textbildern, 12 Lichtdruckbildern und einer Karte (Karl von den Steinen) †234
—, Pater W., Anthropos. Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde (P. Staudinger) †806
Schmuck der Buschleute 255
— aus bretonischen Gräbern 984
— von Médinine 107
— der Mentawai-Insulaner 434, 440
Schnurkeramik und Bandkeramik 324
—, Gruppe neuentdeckter polnischer — mit Schnurwellenverzierung (v. Majewski) *221
— in Südwestdeutschland (A. Schliz) *312
Schnurwellenlinien 221
Schönlank-Stiftung 1019
Schöpfungssage der Eweer 34
Schriften, neu eingegangene 238, 1035
— s. Bibliothek.

Seite

Schriftenaustausch (18)
Schriftzeichen von Umtali, Afrika 877
Schultze, L., Jena, Zur Kenntnis der Ureinwohner von Südafrika *998
Schwedens, Kulturgeschichte — von den ältesten Zeiten bis zum elften Jahrhundert n. Chr. Oscar Montelius. Leipzig 1906 (A. Lissauer) †1031
Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Kulturgeschichte: Werden und Vergehen im Völkerleben. Wien 1906 (Ed. Hahn) †1033
Schweinfurth, G., Brief aus Kairo *1001
— — aus Tunis *733
—, Steinzeitliche Forschungen in Südtunesien *805
—, Zu: Troglodyten des Matmata 113
Schweisslöffel der Bawenda, Zulu, Basuto, mit figürlichen Darstellungen 911
Schweiz, Ausgrabungen in der Wildkirchlihöhle (E. Bächler) †159
—, Latène-Gräberfeld von Münsingen (V. Gross) *996
—, Moustierfunde von der Wildkirchlihöhle 966
Schwindt, Theodor, Finnische Volkstrachten. Helsingfors 1905 (Julie Schlemm) †809
Schwirrhölzer, australische 792
Seekuh, Jagd auf die — bei den Evheern 61
Seele und Geist bei den Eweern 35
Seelenhölzer, „Churinga“, aus Australien 792
Sehschärfe der Buschleute 248
Seler, Ed., Das Dorfbuch von Santiago Guevea *121
—, Paul Ehrenreich: Die Mythen und Legenden der südamerikanischen Naturvölker. Berlin 1905 †419
—, Über Natur und Mythen in Mexiko *232
Seeschiffe, Entstehung und Bau der ältesten — (Eduard Hahn) *760
Sergi, Sergio, Le variazioni dei solchi cerebrali e la loro origine segmentale nell'Hylobates (Kollmann) †235
Siebgefäss (Räuchergefäss?) und Tonlöffel von Arneburg 384
Sintflut 607
Simbabwe 872, 876
—, Alter der Ruinen von — (Lissauer) *916
— — (Staudinger) *916
Sitten und Gebräuche der Indianer des Titicaca-Gebietes 82
Skelette von Rottnest, Westaustralien 786
Skelettgräber in Turkestan 387
Skelettreste des Quartärmenschen in Metlaui, Tunis. Boudy, Tapie (Schweinfurth) *733

Seite

Skelettstücke im Sande von Warrnambool 784
Skeletteile von Koreanern 528
Sklaverei in Südamerika 179
Sökeland, H., Kassenbericht *1019
Solchi cerebrali, Le variazioni dei — e la loro origine segmentale nell'Hylobates. Sergi, Sergio (J. Kollmann) †236
Sonnenjahr, altmexikanisches 486
Sonnenmythen 555
Sonnewalde, Kr. Luckau, Erden und Töpfergeräte (H. Grosse) *802
Spätglazial-Lagerstätten 399
Spangenfibel aus Ostpreussen 463
Spanien, Tierfiguren in Höhlen 393
Spiele der Evheer 64
Spielsteine aus Südafrika 879
Spielzeug der Mentawai-Insulaner 444
Spiraldekoration, Zur Entwicklung der — (A. G. Wilke-Grimma) *1
Sprache der Bretonen 985
— der Hottentotten und Kaffern 913
— der Pygmäen vom Ituri 728
Sprachaufnahmen bei Indianern 190
Sprachgebiete in der Umgebung des Titicaca 82
Sprachen, Zugelassene — auf den internationalen Kongressen 392
— der Urwaldindianer in Peru-Bolivien 83, 84
Staats-Organisation der Buschmänner 72
Staatsstelle für Naturdenkmalpflege 1002
Stämme, australische, ihre Zusammensetzung und Regierung (R. H. Mathews) *939
Stammeskunde, deutsche. Rudolf Much. Leipzig, Sammlung Göschen 126 (A. Lissauer) †424
Station, Arktische — auf der Insel Disko, Grönland 393
Staudinger, Über das Alter von Simbabwe *916, *923
—, Anthropos. Internationale Zeitschrift für Völker- u. Menschenkunde. Herausgegeben von Pater W. Schmidt †806
—, Über Buschmänner *905
—, Glassachen aus Hebron und Nupe *231
—, Opium und Alkohol *218
—, Zu: Troglodyten des Matmata 113
Steatopygie 999
— fehlt bei Buschleuten 247
— der Buschweiber 905
Steensby, R. P., Om Eskimo - Kulturens Oprindelse. Kopenhagen 1905 (W. Lehmann) †422
Stegemann, Charlottenburg † 762, 1015
Steinalter, modernes, bei Indianern am Titicaca-See 82
Steinbeile auf Java 771

Seite

von den Steinen, K., Max Schmidt: Indianerstudien in Zentralbrasilien *233
Steingeräte aus der Gegend von Arneburg (Kupka-Stendal) *804
Steinkinder 283
Steinreihengruppen (Alignements) in der Bretagne 991
Steinskulpturen in Peru-Bolivien 93
Steinwerkzeuge aus der Wildkirchlihöhle, Schweiz 159
Steinzeit, Funde der älteren — bei Calbe a. Milde (P. Kupka) *744
—, Die — in Südafrika 871
Steinzeit-Wohnplätze bei Monsheim 1028
Steinzeitfunde von Arneburg (P. Kupka) *164
— in Tunis (G. Schweinfurth) 393
— in Südtunesien (G. Schweinfurth) *805
Steinzeitgräber in Ägypten 1027
Sternenkultus der Pani 541
Sternmythen 560
Stierfibel aus Ostpreussen 461
Stämme der Buschleute 905
Strack, Adolf, Göttingen † 762, 1015
Strauch, Opium und Alkohol *217
Stühle der Buschleute 257
Stuttgart, Deutsche Naturforscher - Versammlung 708
Syncephalie 301
Synchronologie, altmexikanische 500

T.

Tabakspfeifen der Buschleute 257
Tänze der Bretonen 986
— der Buschleute 249
— der Cora-Indianer 961
— der Quichua 84
Tätowierung bei Beduinen 107
— der Buschleute, Drei Arten — 245
— bei Indianern 170ff.
— der Mentawai-Insulaner 437
Tageszeiten der Indier 162
Tangermünde, Gräberfeld mit Hallstatt- und La Tène-Funden 764
Tapie in Metlaui, Tunis, Über die Knochenfunde des Quartärmenschen von Metlaui *733
Tariána-Indianer 173
Tasmanier 785
Taubach, Interglaciale Lagerstätten 397
—, Ehringsdorf bei Weimar, Feuerstein-Manufakte 643
Temperatur, Gleichmässige — der Einhornhöhle 1025
Tenggerhund auf Java 773
Tène-Funde aus Ostpreussen 457

Seite

Tènegefäss, Inkrustiertes — von Ünglingen 227
Tène-Urne von Erxleben, Kreis Osterburg (P. Kupka) *227
Teplitz, Eröffnung des Museums 708
Terminologie der neusteinzeitlichen Denkmäler 983
— der bretonischen Megalithen 988
Terranigra-Gefässe 370
Terrasigillatafunde aus Norddeutschland und Skandinavien (H. Dragendorff) *369
Terrasigillata-Gefässe, (A. Lissauer) *377
Thenay, Feuerstein-Manufakte 612
Tierbilder aus französischen Höhlen 647
Tierdarstellungen der Mentawai-Insulaner 449
Tiere, Essbare — der Evheer 51
Tierfiguren in den Höhlen von Südfrankreich und Spanien 393
Tiergemälde, Paläolithische — in Südfrankreich, als Totemdarstellungen 795
Tierkreis, Angeblicher — in Afrika 884
Tiermythen 561
Tier-Verehrung bei den Eweern 39
Töpferei, den Buschleuten unbekannt 258
Töpfergeräte und Erden von Sonnewalde (H. Grosse) *802
Tokio, F. W. K. Müller: Journal of the Anthropological Society *711
Toldt, C., Wien, Dankschreiben *995
Tonalamatl und Sonnenjahr 486
Totem-Gruppen und -Namen der Australier 942
Totemismus in Afrika 739
Totenkult der Eweer 35
Traeger, Paul, Hohenau, Südamerika. Reisebrief *1001
—, Die Troglodyten des Matmata *100, 112, 113
Tragnetze aus Südamerika 928
Trauer der Australier 945
Trepanationslöcher an Latène-Schädeln 998
Troglodyten, Die — des Matmata (Paul Traeger) *100
Trommel, Grosse japanische — 947
Tropen, Ethnographische Probleme im tropischen Osten (G. Fritsch) *347
Tunesien, Steinzeitfunde (G. Schweinfurth) *805
Tunis, Steinzeitfunde 393
Turkestan, Ausgrabungen 947
—, Die Expedition Pumpelly in — im Jahre 1904 und ihre archäologischen Ergebnisse (Hubert Schmidt) *385
Typenkarte der Lappenäxte (A. Lissauer) *818

U.

Uanàna-Indianer 175
Uaupés-Indianer 171
Üngligen, Altmark, Ein inkrustriertes Tènegefäss (P. Kupka) *227
Uferbefestigung der Fischerinsel (Rethra) bei Neubrandenburg 1010
Umwallungen, Prähistorische — in der Bretagne 982
Ungarn, Altertümer des Mittelalters in — Joseph Hampel: 3 Bände. Braunschweig 1905 (Hubert Schmidt) †424
Urbevölkerung auf Java 773
Urbevölkerungen 352
Ureinwohner von Südafrika, Zur Kenntnis der — (L. Schultze) *998
Urform des Menschen 349
Urgeschichte und Prähistorie Ostasiens, speziell Japans und Koreas (Baelz) *715
Urheimat der Neolithiker 341
Urnenfunde von Heiligenfelde und Lückstedt, Altmark (P. Kupka) *749
Urwaldindianer in Peru-Bolivien 95

V.

Vannes, Congrès préhistorique de France 708
—, Der französische prähistorische Kongress (H. Virchow) *981
—, Museum. Steinzeitfunde 983
Vegetabilien-Nahrung der Buschleute 254
Verhandlungen 156
Verwaltungsbericht, (A. Lissauer) *1014
Verworn, Max, Die archäolithische Kultur in den Hipparionschichten von Aurillac (Cantal) (A. Lissauer) †237
—, Archäolithische und paläolithische Reisestudien in Frankreich und Portugal *611
Viehzucht der Quichua-Indianer 83
Vielfüssigkeit 299
Virchow H., Bericht über den französischen prähistorischen Kongress in Vannes *981
—, Die Grabungen in der Einhornhöhle im Harz *1023
—, Photographien von Negerköpfen *395
—, Stand der Rudolf Virchow-Stiftung *1021
— -Sammlung — Rudolf 1018, 1022
— -Stiftung, Stand der Rudolf — (H. Virchow) 736, *1021
Völkerkunde, Forschungen in Afrika (Leo Frobenius) *736
Völkerwanderungs-Funde aus Ostpreussen 457
Volkskunde, Versammlung des Vereins für sächsische — 763
Vorgeschichte, Vorträge aus der 1016
Vorstand (1), 954
Vorstandswahl 1020
Voss, Albert, Berlin † 761, 1014, 1015
Votivbilder, Japanische — 950

Seite

W.

Waffen der Buschleute 258
— der Pygmäen vom Ituri 726
Wahnschaffe, Zur Eolithenfrage *402
Wahrburg bei Stendal, Ein wendischer Grabfund (P. Kupka) *165
Waldeyer, Bemalte Ostereier aus Krakau *750
—, Reisebericht des Hrn. Klaatsch aus Soerabaya 764
Warrnambool in Viktoria, Australien. Die angeblichen Fussspuren (H. Klaatsch) *776
—, Bemerkungen über die Fussspuren von — (B. Hagen) *1004
Webetechnik, Über die Entwicklung der — und ihre Verbreitung ausserhalb Europas. Hugo Ephraim: Leipzig 1905 (Max Schmidt) †811
Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Herausgegeben vom Verein für das Museum schlesischer Altertümer. Oskar Mertins: Breslau 1906 (A. Lissauer) †1032
Welteltern paar 558
Wenden-Grabfund von Wahrburg (P. Kupka) *165
Wendenzeit-Funde von der Fischerinsel 1012
Werner, H., Anthropologische, ethnologische nnd ethnographische Beobachtungen über die Heikum- und Kungbuschleute *241, *904
Westpreussen, Urgeschichtliche Fundstellen an der Drewenz (Aug. Schmidt) *377
Wetterzauber der Quichua 85
Wildfallen der Buschleute 253
Wildhund auf Java 773
Wildkirchlihöhle, Schweiz, Moustierfunde 966
Wiegers, Fritz, Die natürliche Entstehung der norddeutschen Eolithe *395, *407
Wilke, A. G., Grimma, Zur Entwicklung der Spiraldekoration *1
Wirraidyuri-Stamm in Australien 941
Wörterbuch der technischen Ausdrücke für Steinzeitfunde 393
Wohnplätze, Alte — in Peru-Bolivien 93
Wohnungen der Buschleute 259
Woldřich, Joh, Prag † 220, 1015
Wortverzeichnis und Grammatik der Heikum- und Kungsprache 260
Wynyardia bassiana 784

Z.

Zähne der Buschleute 247
— der Koreaner 527
Zahlen der Buschleute 268
Zapoteken-Tracht 127
Zaubereien der Quichua 85
Zeiteinteilung, Indische — 162
Zeremonial-Gesänge der Cora-Indianer 956
Zerfall und Erhaltung von Altertumsfunden aus Stein und Ton (Rathgen) *408
Zeugungsgottheiten 809
Zisternen in phrygischen Höhlen 410
Zyklopen 304
Zweisprossen-Fibel aus Ostpreussen 460
Zwergwuchs 352
Zwillinge, Zusammengewachsene — 295
Zwillingsgeburten 286

Eduard Krause.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.

H. Schäfer: Die angebliche ägyptische Figur aus Rhodesia.
Die Petersche Figur. Aufnahmen nach der Natur von allen vier Seiten.

1

2

3

4

H. Schäfer: Die angebliche ägyptische Figur aus Rhodesia.

1, 2 Fälschung. Nach dem Original im Berliner Museum. Höhe 17 *cm*
3, 4 Desgleichen Höhe 13 *cm*.

1

2

3

4

H. Schäfer: Die angebliche ägyptische Figur aus Rhodesia.

1, 2 Fälschung. Nach dem Original im Berliner Museum. Höhe 18 *cm*
3, 4 Fälschung. Nach dem im Handel gesehenen Originale.

Zeitschrift für Ethnologie 38 Jahrgang 1906. (S. 817.

DEUTSCHES REICH.

Dritter Bericht der Commission für prähistorische Typenkarten (Beilage)

Lappenäxte aus Bronze

Zeichenerklärung der Typen.

Die blauen Zahlen entsprechen den laufenden Nummern der Legende des Berichtes.

Typenkarte der Lappenäxte aus Bronze

Auf Grund der im Jahre 1905 von der Deutschen anthropologischen Gesellschaft veranstalteten Sammelforschung entworfen von

A. LISSAUER.

Maßstab 1:2500000

Lithogr. Druck der geographischen Verlagshandlung Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin